Vom fels zum Meer

Digitized by Google

FOUNDED
Hackley Public Library.
MUSKEGON, MICHIGAN
MAY 25TH 1888.

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES
Digitized by Google

Vom Fels zum Meer

Spemann's illustrirte Zeitschrift für das Deutsche Haus

Zweiter Band.

(April bis September 1882.)

AP
30
.V942
1884
Apr.-Sept.

Stuttgart.

Druck von Gebrüder Kröner.

15435

Digitized by Google

Inhalt.

Zweiter Band (April bis September 1884).

Seite

Romane, Novellen, Plaudereien u. dgl.

Amyntor, Gerhard, von. Wer war's? . 194
Becker, A. Eleonore 16. 157. 280. 381. 545. 641
Berger, M. Wär' ich geblieben doch — Auf meiner Heiden! 87
Ganghofer, Ludwig. Der Letzte . . . 211
Godin, A. Die Madonna mit den Lilien 484. 616
Jokai, Maurus. Die Caldaria 330
Justinus, Oskar. Eine glückliche Kur . 676
Lauser, W. Ein unheimlicher Reisebegleiter 51
Löhn-Siegel, A. Ein alter Theaterdirektor 450
Malser, Hans. Herr Florin 433
Oelschläger, Herm. Engel Kirk . . . 512
Rangabé, A. R. Die Najade 122
Roquette, Otto. Siebenschläfer. 351. 530
Schwebel, Oskar. Die Feste der Pfingstzeit in Deutschland 272
Voß, Richard. Vedi Napoli 241

Länder- und Völkerkunde, Städtebilder ꝛc.

Halifax, John. Aus dem himmlischen Reiche der Mitte. Mit 10 Illustrationen . . 300
Heinzel, Max. In Rübezahls Revier . . 498
Mit 20 Illustrationen von R. Schuster.
Hellwald, Friedrich von. Leben und Treiben in Mexiko. Mit 10 Illustrationen 559
Herzfelder, J. Von Interlaken zum großen St. Bernhard 583
Hollweg, Bernhard von. Bei den Rothäuten 659
Mit 12 Illustrationen.
Martini. Die Mafia in Sizilien . . . 197
Mehlis, C. Eisenberg. Mit 4 Illustrationen . 202
Pecht, Fr. Eine Perle unter den deutschen Städten. Mit 10 Illustrationen v. B. Mannfeld 7
Pietsch, Ludw. Die landschaftliche Umgebung Berlins. Mit 13 Illustrationen von O. Strützel 258
Ruthner, Anton v. Oberösterreichische Seen 599
Mit 15 Illustrationen von J. J. Kirchner.
Vogel, H. W. Im Fluge durch Amerika . 62
Mit 31 Illustrationen von J. J. Kirchner, O. Strützel und A. Schröder.
Wessely, J. E. Die sächsische Schweiz . 417
Mit 18 Illustrationen von E. Heyn.

Naturwissenschaftliche, naturgeschichtliche und heilwissenschaftliche Aufsätze.

Bebber, J. van. Die Begründung einer deutschen meteorologischen Gesellschaft . 31
Jäger, Hermann. Die Eiche. Mit 2 Illustrationen 671

Seite

Kleinschmit, A. Aus dem Bienenleben . 403
Mit 10 Illustrationen von C. Schmidt.
Knauer, Friedrich. Lose Blätter aus meiner Wandermappe. Mit 3 Illustrationen . . . 626
Müller, Adolf. Der Gesang der Vögel . 314
Mit 7 Illustrationen.
Müller, Hermann. Alpenblumen . . . 233
Mit 6 Illustrationen von R. Püttner.
Mylius, Otfried. Die Kunst der Taxidermie 174
Mit 11 Illustrationen.
Mylius, Otfried. Die künstliche Straußenzucht in Südafrika. Mit 6 Illustrationen . 476
Uffelmann, J. Die Kontagiosität der Tuberkulose 183
Vogt, Karl. Die Zoologische Station in Neapel 365. 523
Mit 12 Illustrationen von A. Schröder
Weech, Friedrich von. Das rote Kreuz in Deutschland 611

Geschichte und Kulturgeschichte.

Köppen, Fedor von. Bismarck in Frankfurt am Main 251
Löher, Franz von. Ein amerikanisches Urteil über Deutschland 1
Nordmann, Johannes. Vereinsleben in Oesterreich 187. 309
O. B. Ein Prozeß aus der Petersburger Gesellschaft 542
Zernin, Hauptmann. Der Hohentwiel . 632
Mit 2 Illustrationen.

Bildende Kunst.

Schorn, O. von. Malerei und Illustration in Japan. Mit 11 Illustrationen 33
Koppel, Ernst. Arnold Böcklin 378

Litteratur.

Klaiber, Julius. Schiller auf der Solitüde 437
Mit 2 Illustrationen.

Musik.

Gouvy, Th. Ein Sträußchen für Pippo. Walzer 415. 551
Hiller, Ferdinand. Morgens 313
Parlow, Edmund. Ständchen 185
Umlauft, Paul. Junge Liebe 552
Waldmann, Wilhelm. Robert Franz in seinen Liedern. Mit 1 Illustration . . . 42

Digitized by Google

Seite

Artikel verschiedenen Inhalts.

Amyntor, Gerhard von. Die deutsche Frau und die Menschenliebe 471
Baldamus, E. Frühlingsboten . . . 101
Mit 4 Illustrationen.
Hönig. Die russische Weichselstellung . . 191
Lammers, A. Knabenhorte 413
Lammers, Mathilde. Deutsche Lehrerinnen im Auslande 137
Noë, Heinrich. Im finstern Wald . . . 322
Nördlinger, Th. Die deutschen Holzzölle 41
Pecht, Friedrich. Die Meißener Porzellanfabrik 141
Mit 25 Illustrationen.

Gedichte.

Avenarius, Ferdinand. Mailiedchen . . 140
Avenarius, Ferdinand. Natur . . . 680
Barthel, G. Emil. In einer Sturmnacht 631
Bartsch, Karl. Sankt Julian 32
Bartsch, Karl. Verlieren und finden . . 658
Calm, M. Albumblatt 364
Dickmann, Hermann. In der Heimat . 640
Fechter, Bodo. I. Märchen. II. Geständnis 61
Frey, A. Sommernacht 333
Friedrichs, Hermann. Die junge Pompejianerin 544
Greif, Martin. Sehnsucht nach dem Frühlinge 173
Hoffs, Friedrich van. Mit einem Edelweißsträußchen 240
Hoffs, Friedrich van. Warnung . . . 568
Holtzendorff, Franz von. Des Gelehrten Frühling 433
Krebs, Hugo. Bleib' wie du bist! . . . 416
Kunze, Wilhelm. Worauf es ankommt . 475
Littauer, Hugo. Spruch 299
Roderich, A. Spruch 196
Souchay, Theodor. Emanuel Geibel . . 257

Von Himmel und Erde.

Der gestirnte Himmel 117. 225. 341. 467. 581. 693

Sammler.

Zur Zeitgeschichte 107. 219. 335. 457. 567. 681
Unser Hausgarten. Von O. Hüttig. 109.
Mit 33 Illustrationen. 221. 337. 460. 571. 683
Trachten der Zeit. Von Ida Barber.
Mit 24 Illustrationen. 111. 222. 338. 461. 573. 684
Der lustige Gesellschafter 113. 227. 349. 468. 580. 691
Zum Kopfzerbrechen 114. 226. 342. 464. 576. 688
Aus berühmten Mustern 115
Schach . . . 115. 228. 343. 465. 577. 689
Die Kunst im Hause. Von F. Luthmer.
Mit 9 Illustrationen. 116. 345. 581
Aus der Technik. Mit 10 Illustrationen. 117. 344. 692
Zeitgemäßes aus Küche und Haus. Von L. von Pröpper. 117. 228. 343. 465. 577. 686

Seite

Die Holzblumen. Mit 1 Illustration . . . 118
Der Rattenkönig. Mit 1 Illustration . . 119
Ein historisches Kartenspiel . . . 119
Mit 4 Illustrationen.
Vom Büchertisch 120. 229. 345. 467. 579. 690
Die Naturanstalten in der Häuslichkeit. Von Dr. Karl Ruß.. Mit 3 Illustration. 224. 689
Naturwissenschaftlicher Aberglaube . 229
Ostereier. Von L. Meggendorfer. . . 230
Mit 20 Illustrationen.
Bicycling. Von H. Vogt. 340
Vergleich des jungfräulichen Alters mit einigen Kirchenliedern . . . 341
Athletischer Sport 345
Die Humboldt-Ruine zu Caracas. Von John Henry Wyrell. Mit 1 Illustration . 347
Der Geldwert der Nahrungsmittel . 347
Elektrischer Fidibus 348
Gehäkelter Stern. Von Gabriele Hillardt. Mit 1 Illustration 348
Die Kranzlersche Ecke unter den Linden. Von Dora Duncker. Mit 2 Illustrationen . 459
Zur Geschichte der Taubenpost . . 460
Praktische Küchengeräte. Mit Illustrationen 466
Zwei Adressen. Mit 2 Illustrationen . . . 469
Salonmagie. Von Alexander. . . 469. 692
Elektrische Novitäten. Von Civilingenieur Peschl. Mit 4 Illustrationen 571
Eine schwere Kopfarbeit 575
Chemisches und Physikalisches . . . 575
Neue Musikalien 578. 693
Photographierter Blitz. Mit 3 Illustrationen 578
Praktische Hausgeräte. Mit 2 Illustrationen 687
Der Photorevolver 687
Ludwig Richter †. Mit Illustration . . . 693

Voll- und Einzelbilder.

Guter Appetit. Von M. Kaltenmoser. 6
„Du, du liegst mir im Herzen." Von H. Kaufmann. 25
Ein Abend in den Schweizer Bergen. Von Joh. Gottfr. Steffan. 121
Der Tod der Virginia 136
Neapolitanerin. Von Dürk. 218
Holländisches Mädchen. Der Herr Burgemeister. Von F. Bergen. 288. 289
Nach der Arbeit. Von G. Hackl. . . 334
Demaskiert. Von A. Keller. 383
Die kleine Blumensucherin. Von M. Kaltenmoser. 398
Ein Fischeridyll. Von L. Meggendorfer. 456
Vor dem Gewitter 529
Hirtenkinder. v. Salentin. 535

Humoristische Bilder.

Wo ist der Sünder? Von L. Meggendorfer.

Extrabeilage.

Justinus, O. Unserem 50 000sten Abonnenten!
Mit Illustrationen von L. Meggendorfer.

Digitized by Google

Ein amerikaniſches Urteil über Deutſchland.

Von

Franz von Löher.

m Mittelalter ärgerten ſich andere Leute über die Deutſchen, weil bei dieſen zwei Dinge gar zu groß ſeien, ihr Durſt und ihr Nationalſtolz. Gute Trinker ſind unſere Landsleute allerweil geblieben, der Stolz aber auf unſer Volk wurde in den unſeligen Zeiten des dreißigjährigen Krieges ſo ſehr niedergebrochen, zermalmt und vernichtet, daß er in den letzten fünfzig Jahren erſt wieder anfing, ſich aufzurichten, und daß trotz der letzten Kriegsthaten, trotz der immer offener anerkannten deutſchen Hegemonie, gleichwohl manchem unter uns leiſes Bangen anſchleicht, wenn wiederum dunkle Wolken ringsum herandrohen. Kein Volk der Gegenwart hat in ſeinem Schoße ſo viele unglückliche Schwarzſeher und ſo viele freche Verkleinerer und Verdächtiger ſeiner Leiſtungen und wohlberechtigten Hoffnungen. Und wagt es einmal ein Deutſcher darzulegen, was andere Völker dem ſeinigen verdanken, ſo erſcheint ſicher alsbald ein darob erzürnter Landsmann, der dieſe Lorbeeren mit den Zähnen zerreißen möchte. Da thut es gut, unparteiiſche Stimmen von vielkundigen Ausländern zu vernehmen, und es iſt ein ſchönes Verdienſt desſelben jungen Göttinger Gelehrten, der jüngſt ſo gründlich über Geſchichte und Reform der Erbpacht geſchrieben, Dr. Wilhelm Ruprecht, daß er uns mit dem Zeugnis des berufenſten Sachverſtändigen bekannt macht, das in Amerika Aufſehen erregte, in Deutſchland aber kaum beachtet wurde, da es in der in Europa wenig geleſenen Zeitſchrift der amerikaniſchen geographiſchen Geſellſchaft erſchien. Es iſt ein Vortrag, welchen vor einem halben Jahre in dieſem Vereine Dr. Andrew D. White über the new Germany gehalten hat. [1])

Der Verfaſſer iſt Urheber und Präſident der berühmten Cornell-Univerſität in Ithaka (New York), die für die Vereinigten Staaten ein ganz neues Princip aufſtellte, nämlich durch geſchichtliche wie juriſtiſche, politiſche wie volkswirtſchaftliche Studien Männer für den Staatsdienſt vorzubilden. Es war eine große Kühnheit, aber auch hohe Einſicht und Vaterlandsliebe, welche den Mut eingab, ſolch ein Princip in einem Lande aufzuſtellen, wo alle Aemter gute Beute der Parteiführer ſind, wo nicht Fähigkeit, nicht Rechtſchaffenheit, ſondern nur die Dienſte, welche man der Partei geleiſtet hat, zum Amte verhelfen, und wo es den meiſten im Grunde ebenſo lächerlich erſcheint, Konkurrenzprüfungen für ein Staatsamt, wie für das nächſte beſte Krämergeſchäft einzuführen. White hat indeſſen das Glück gehabt, daß mehr und mehr bedeutende Männer aus allen Parteien ihm zuſtimmten, und daß ſeine Hochſchule an Zahl der Beſucher wie an Anſehen beſtändig zunimmt. Die Idee zu ſeinem Werke hatte er in Deutſchland geſchöpft, wo er ſtudiert hatte und wohin man vor vier Jahren keinen zum Geſandten beſſer paſſenden Mann zu ſchicken wußte, als gerade ihn. Zwei Jahre lang bekleidete er die Stellung eines amerikaniſchen Geſandten in Berlin, machte während dieſer Zeit in Deutſchland, das er bereits ſechsmal beſucht hatte, noch ergänzende Studienreiſen und kehrte dann auf ſeine geliebte Cornellhochſchule zurück.

Ergötzlich hebt White hervor, wie oberflächliche Touriſten die deutſche Gegenwart ſchildern. Den Engländer trifft in Deutſchland ein tiefer Schmerz: man kommt ihm nicht mehr ehrerbietig entgegen, er findet Zunahme der nationalen Selbſtachtung und, ach, ſteigende Gleichgültigkeit gegen engliſches Urteil; dergleichen ſetzt ihn in Erſtaunen, weil er es für ganz verkehrt und unberechtigt hält. Der Franzoſe kann nicht begreifen, warum die Deutſchen behalten wollen, was ſie eroberten, und warum Herrn v. Bismarck mehr

[1]) Neu-Deutſchland. Aus dem Engliſchen überſetzt von Dr. Wilh. Ruprecht. Göttingen 1883. Vandenhoek & Ruprecht.

Digitized by Google

an der guten Meinung ſeines eigenen Landes, als an der Frankreichs gelegen iſt. Der Amerikaner aber entſetzt ſich darüber, daß in Deutſchland Männer, Weiber und Kinder Bier trinken und der Muſik lauſchen, während es ihm doch paſſender ſchiene, wenn die Männer Branntwein tränken und ſich rauften, die Frauen aber ſoviel Thee tränken und ſoviel klatſchten, wie es bei ihm zu Hauſe allgemeine Sitte iſt. Weniger ernſte Yankees ſind außer ſich darüber, daß viele Deutſche mit dem Meſſer eſſen und in Gurgeltönen ſprechen, während ſie doch durch die Naſe ſprechen könnten.

Was aber die meiſten Amerikaner empört und weshalb ſie meinen, auf einer höheren moraliſchen und religiöſen Stufe zu ſtehen, das iſt der religiöſe Unglaube, in welchem ſie Deutſchland verſunken wähnen. White ruft ihnen zu: „An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen!“ und erklärt in Bezug auf Deutſchland gerade heraus: in keinem Lande ſei das Familienleben reiner; nirgends des Einzelnen Recht unverbrüchlicher, ſein perſönlicher Charakter ſorgfältiger von der Preſſe gewahrt; nirgends würden private Geſchäfte ſolider, öffentliche ehrenhafter betrieben; nirgends Wiſſenſchaft, Litteratur und Kunſt in einem höheren und würdigeren Geiſte gepflegt; nirgends junge Herzen weniger durch Skandale verdorben, nirgends herrſche weniger Unehrbietigkeit und Spötterei; nirgends ſeien Trunkenheit, Rauſſucht und Verbrechen weniger verbreitet. Ganz beſonders legt White Gewicht darauf, daß er in vier Jahren ſeines Aufenthaltes in Deutſchland zuſammen nicht ſo viele Betrunkene geſehen habe, wie in Amerika an einem einzigen Feſtſonntag. Unſer freundlicher Schutzredner denkt freilich nicht daran, daß die Deutſchen, deren ewiges Feuchtigkeitsbedürfnis noch aus dem langen Wohnen in den germaniſchen Wäldern herſtammt, ebendeshalb auch mehr vertragen können als andere Leute. Vollſtändig aber möchte ich nach eigener Beobachtung fremder Völker beiſtimmen, wenn White zwei Gegenſätze an den Deutſchen hervorhebt. Es gäbe kein Volk in der Welt, das in ſeiner großen Mehrheit ſich ſo gleichgültig gegen Dogmen und Liturgie verhalte, kein Land, wo man furchtloſer die Wahrheit zu erkennen ſuche und die bibliſche Kritik beharrlicher betreibe — und doch könne man ſagen, daß kein Volk eine tiefere Ehrfurcht vor dem Höchſten im Herzen trage, keines ernſter nach Religion ſtrebe, keines für den Gedanken der Pflicht empfänglicher ſei, keines tiefer von Sittlichkeit durchdrungen, keines mehr zu heiliger Begeiſterung für ewiges Recht und Gerechtigkeit geneigt, keines ſtandhafter darauf bedacht iſt, Ideale zu verwirklichen, als das deutſche Volk. Aus dankbarem Herzen fügt White noch bei: „Ich kann es nicht vergeſſen, daß in den düſterſten Stunden unſeres furchtbaren Bürgerkrieges, während andere, ſich chriſtlicher Strenggläubigkeit rühmende Völker offen und insgeheim die Anarchie in Amerika förderten und bereit waren, Bündniſſe mit der Sklaverei zu ſchließen, Deutſchland allein den Glauben hatte, daß noch Gerechtigkeit in der Welt herrſchen müſſe und mit Herz und Hand zu uns ſtand.“

Der Deutſche iſt im täglichen Leben oft ſehr grob, das will auch unſer amerikaniſcher Freund nicht verſchweigen, er ſetzt aber hinzu: er kenne kein Land, in welchem der bloße Reichtum ohne Bildung ſo wenig gelte, wo ein auf ſchmutzige Weiſe Reichgewordener ſo unauslöſchlicher Verachtung anheimfalle, wo man weniger gemeine Prunkſucht finde, als in Deutſchland. Dieſes Landes ganze geſellſchaftliche Ordnung ſei von dem Gedanken durchdrungen, daß der Menſch nicht vom Brote allein lebe. Aus verborgenen Quellen fließe hier der Wirklichkeit etwas von einem höheren idealen Leben zu, und es ſei ein wunderbarer Charakterzug der deutſchen Geſellſchaft, daß ſelbſt der Menge derer, die in dem alltäglichen Getriebe faſt aufgingen, noch ein Ideal der Treue, Schönheit und Güte bleibe.

Der Amerikaner hat vor allem ſcharfen Blick für das, was zum Geſchäftsleben gehört und bemerkt ſofort, woran es da fehlt. Im gewöhnlichen deutſchen Geſchäftsbetriebe findet auch White vielfach, und zwar mit vollſtem Rechte, eine gewiſſe Engherzigkeit und Kleinlichkeit, eine ſeltſame Aengſtlichkeit, von den großen Handelsſtrömungen Vorteil zu ziehen. Es fällt ihm auf, daß das Gewerbe in deutſchen Städten für weniger ehrenvoll und ehrlich gehalten wird, als in amerikaniſchen Städten gleichen Umfanges. Handeltreibende Amerikaner beanſpruchen leicht größeren Gewinn, aber man findet bei ihnen weit weniger kleinliche Betrügereien, als in den entſprechenden deutſchen Schichten. Man iſt auch in Amerika viel gewiſſenhafter und geſchickter in der Wahl des zu verarbeitenden Rohſtoffes, und die Arbeit ſelbſt wird ſolider, geſchickter, wirtſchaftlicher ausgeführt, als in Deutſchland. Kein amerikaniſcher Handwerker von nur einigem

Digitized by Google

Rufe würde z. B. daran denken, zur Herſtellung der gewöhnlichſten Möbel ſo erbärmlich getrocknetes Holz zu verwenden, wie es in Deutſchland häufig zu wirklich künſtleriſchen Arbeiten gebraucht wird. Von einer großen Anzahl ſcharfſinniger und wertvoller Methoden der Konſtruktion, die in Amerika allgemein verbreitet ſind, hat das deutſche Handwerk kaum eine Ahnung. Solche Schattenſeiten laſſen ſich leider nicht leugnen. Sie hängen zuſammen mit dem rieſigen Alp von Handels- und Gewerbebeſchränkungen, die erſt in unſerer Zeit weggeſchafft wurden. Trotz des ſelbſtſüchtigen Englands gefährlicher Nebenbuhlerſchaft nimmt unſer Welthandel mächtig zu, das raſche Aufblühen unſeres Kunſtgewerbes bringt die Franzoſen zur Verzweiflung, und endlich wird es doch der erleuchteten Fürſorge der Regierungen gelingen, die Netze und Schlingen vollends zu zerreißen, mit welchen die nackte Geldwirtſchaft, deren höchſtes Princip die höchſte Freiheit im Geldverdienen iſt, unſer gewerbliches Gedeihen noch umſchlungen hält. „Man darf ſich nicht verhehlen, daß Deutſchland in dieſer wie anderer Hinſicht ſtetige und geſunde Fortſchritte macht.“

Es war White vorzüglich darum zu thun, ſeine amerikaniſchen Landsleute auf ſo mancherlei hinzuweiſen, was ſie an Deutſchlands Beiſpiel lernen könnten. Nicht genug kann er betonen, daß die Grundanſchauung der ganzen deutſchen Staatsverwaltung die ſei, daß jeder Beamte, vom Reichskanzler bis zum niedrigſten Schreiber, nicht im Intereſſe irgend eines Menſchen oder einer Clique oder Partei, ſondern einzig und allein im Intereſſe des ganzen Volkes handele. Dieſes Grundprincip des deutſchen Staatsweſens findet er namentlich auch in der Juſtizverwaltung lebendig. Sie ſei ſtreng, jedoch gerecht, und laſſe der Sophiſterei und Rechtsverdrehung ſo wenig Raum als möglich, während das amerikaniſche Syſtem die Begehung von Verbrechen erleichtere, die Beſtrafung erſchwere, und in den großen Städten eine organiſierte Klaſſe von Verbrechern habe aufkommen laſſen, die zuzeiten deren Führer in den Stand geſetzt habe, den Richtern Bedingungen vorzuſchreiben. Auch aus dem deutſchen Civilrechte könnten nach Whites Anſicht ſeine Landsleute noch viel Wertvolles lernen, obgleich er die Methode des gemeinen Rechtes in Amerika nicht gegen die deutſche vertauſchen möchte. Wir erlauben uns zu zweifeln, ob er dieſe Anſicht noch feſthalten würde, wenn er thatſächlich dieſelbe Rechtsfrage ſich vor deutſchem und amerikaniſchem Gerichte abſpielen ſähe. Das letztere iſt nicht ganz ſo koſtſpielig und umſtändlich und die endliche Entſcheidung nicht ganz ſo ungewiß, wie bei dem Verfahren in einem engliſchen Gerichtshofe gegen einen durch Geld oder Vornehmheit mächtigen Gegner, allein im großen Ganzen ſind die Fallſtricke im amerikaniſchen Civilprozeſſe doch beinahe ebenſo ſchwierig zu vermeiden, wie irgendwo an der Theiß oder unteren Donau.

Wenn Deutſchland in geiſtiger Entwickelung, wie allgemein anerkannt werde, das erſte Land der Welt ſei, ſo habe ſich, erklärt White, dieſer Zuſtand aus dem früheren, wie alles Gute in Deutſchland, durch lange andauerndes Denken, Arbeiten und Kämpfen entwickelt. Das Lehren ſei bei den Deutſchen ein ehrenvoller Beruf, eine Lebensaufgabe: der Lehrer werde nicht angeſtellt, weil er billig, ſondern weil er gut arbeite. Für die niederen Schulen herrſche Decentraliſation, für die höheren Centraliſation. Jeder Bauer habe die Volksſchule vor der Thüre, ganz Deutſchland aber nur 21 Univerſitäten, während in den Vereinigten Staaten 360 Anſtalten Univerſitätsdienſte zu leiſten behaupteten, wozu ihnen doch die Mittel fehlten. White ſchlägt vor, es ſollten 20 bis 30 dieſer Colleges, nämlich die beſtausgeſtatteten, dahin ſtreben, allmählich die Dienſte wirklicher Univerſitäten zu leiſten, und Zuhörer anzuziehen, die wirklich den Bildungsgrad von Univerſitätsſtudenten hätten: die übrigen Anſtalten aber müßten Mittelſchulen werden und den Ruhm von Eaton und Harrow in England ſich zum Ziele ſtellen. Allein der Präſident der Cornell-Univerſität, der ſein Land von ganzer Seele liebt, wird wohl ſelbſt nur ſchwache Hoffnung hegen, daß ſeine Vorſchläge zur Ausführung kommen. Geſchehen könnte es, aber erſt dann, wenn dreimal ſoviel Deutſche, als jetzt, in den Vereinigten Staaten angeſiedelt und in Geiſt und Sinn deutſch geblieben wären. Bis dahin werden dort der Univerſitätsentwickelung wohl zwei Hinderniſſe unüberwindlich entgegenſtehen: das eine iſt der Family Compact, das iſt in jeder Landſchaft der allherrſchende Zuſammenhalt geldreicher Familien, das andere der Mangel geiſtiger Freiheit, der unentbehrlichen Lebensluft für die Wiſſenſchaft.

Voll Trauer im Hinblick auf die übermütige und noch lange, wie es den Anſchein hat, un-

Digitized by Google

austilgbare Herrschaft des Sektenwesens in Amerika sagt White: „Es ist in der That unmöglich, einem Deutschen verständlich zu machen, warum es lutherische Mathematik, kalvinistische Philologie, episkopale Naturphilosophie, unitarische Chemie, baptistische Geologie oder methodistische Botanik geben soll, oder wie es überhaupt eine solche geben kann."

Vor der Methode aber des Unterrichts in Deutschland wird gewarnt. „Bei all meiner Bewunderung für das deutsche Unterrichtswesen muß ich mich zu der Ueberzeugung bekennen, daß in vielen Schulen zuviel scholastischer Druck herrscht, daß die Jugend zuviel lernen, aber zu wenig denken muß, daß die Kunst der Initiative gefährdet, die individuelle Kraft untergraben wird. Bisweilen habe ich, wenn ich vor der Klasse eines der verschiedenen Gymnasien oder unter den Studenten einer der verschiedenen Universitäten, die ich besucht habe, saß, einen Mangel an jener zurückgehaltenen, noch unverbrauchten Kraft zu bemerken geglaubt, welche die amerikanischen und englischen Studenten im praktischen Leben so sehr fördert." — Wollte Gott, dies wäre mit Unrecht gesagt! Es ist nicht zu ermessen, wieviel kernige Kraft und Frische auf unseren Gymnasien durch kleinliche Gelehrsamkeit ausgemergelt, oder durch einen furchtbaren Ballast von Studien, die für die Nation, wie für das praktische Leben unfruchtbar bleiben, geradezu erdrückt wird. Das wird wohl nicht eher anders werden, als bis niemand mehr öffentlicher Lehrer oder Beamter wird, der nicht ein Jahr lang sich in England, Frankreich und den Vereinigten Staaten umgesehen hat.

Unser amerikanischer Gönner erklärt sich „das majestätische Eintreten Deutschlands in die Reihe der Weltmächte" nicht etwa als Folge eines glücklichen Zufalles oder eines höheren Despotenstreiches, sondern als die notwendige Folge fortgesetzter Opfer und langwierigen Arbeitens und Kämpfens. Deutschland habe diesen Ruhm nicht nur durch den Sieg im Felde, sondern noch weit mehr durch den Sieg über sich selbst, über Neigungen zur Trägheit und Unvernunft gewonnen, und „es sei der deutsche Reichtum an kriegerischem, staatsmännischem und diplomatischem Genie deshalb so erhaben und ruhmvoll, weil er durch heldenhafte Anstrengung eines gesunden Volkscharakters errungen sei". White blickt zurück auf die traurigen Zeiten, wo im sechzehnten Jahrhundert „Deutschlands geographische Lage die Einwirkung des Auslandes herbeiführte und eine Anarchie neuer Art, nicht nur eine politische, sondern eine Anarchie seines ganzen Lebens einriß. Deutsche Litteratur und Kunst wurden mit einer dicken Kruste französischer Frivolität überzogen. Der erloschene Vulkan war mit Unkraut überwuchert. Lange, nachdem alle anderen europäischen Nationen eine moderne Litteratur entwickelt hatten, besaß Deutschland noch nichts der Art." Es wäre hier wohl beizufügen gewesen, welch herrliche Litteratur die Deutschen schon im Mittelalter besaßen, reicher und mächtiger damals als irgend ein anderes Volk.

Ueberhaupt würde die jetzige gebietende Stellung Deutschlands, dessen Kaiserhof im vorigen Jahre von Königen, Kronprinzen und Fürsten lebhafter besucht war als jemals das Paris des ersten Napoleon, den Nichtdeutschen natürlicher und deshalb erklärlicher, deshalb aber auch weniger gefahrdrohend erscheinen, wenn man allerorten besser würdigte, daß das Deutsche Reich bereits eine ähnliche Stellung einnahm, und zwar fast neun Jahrhunderte lang von Karl dem Großen bis auf Ferdinand den Zweiten. Dann aber folgte freilich eine Zeit, wo unser ganzes Volk roh und arm wurde und sein Land so verwüstet, daß, wie auch White bestätigt, in einigen Gegenden Bevölkerung und Wohlhabenheit erst im letzten Jahrzehnt den Punkt wieder erreicht haben, auf welchem sie im Jahre 1618 standen. „Beide Kirchen, die katholische wie protestantische, überboten einander in dem Streben, die heilige Schrift zu einer Stütze des Despotismus zu machen, und man muß gestehen, daß das deutsche Luthertum darin die Mutterkirche übertraf. Noch im laufenden Jahrhundert wurden mächtige unmoralische Kräfte von außen gegen Deutschland in Bewegung gesetzt. Jede kleinere deutsche Residenz wurde der Schauplatz russischer Intrigue, die schlimmer als die französische war, weil sie nur rohe Gewalt darstellte." White selbst wohnte einer Scene im Winterpalaste bei, wo der vorige russische Kaiser bei seinem Regierungsantritte, als der Krimkrieg sich in die Länge zog, den österreichischen und den preußischen Gesandten anfuhr, wie ein gekränkter Schulmeister ungehorsame Schulbuben.

Das hat sich gar sehr geändert, und zwar auch zur inneren Ehre Deutschlands. „Auch

Digitized by Google

andere Völker," ſagt White, „haben ſich den Weg zur Größe erkämpfen müſſen, aber Deutſchlands Kampf iſt bei weitem der längſte und prüfungsreichſte geweſen. Die Schwierigkeiten und Gefahren, die Deutſchland bedrohten, waren nicht nur materieller und kriegeriſcher, ſondern auch geiſtiger, ſittlicher und ſocialer Art. Deutſchland, das ſich in jenem langen Kampfe — ſeiner Hauptthat in der Gegenwart und auf Jahrhunderte hinaus — entwickelt hat, gleicht einem ſtarken, geſunden Manne, der alle in ihm ſchlummernden Kräfte im Kampfe mit Hemmniſſen und Gefahren entfaltet." In der That, es darf ſich ſeiner Geſundheit rühmen im Hinblicke auf die greuliche iriſche Not, für welche der brutale Engländer keine Arznei weiß, auf das noch immer fiebernde Rußland, auf Frankreich, das in einer Art ſittlichen Niederganges begriffen ſcheint. All die kleineren Reiche, welche das Deutſche umgrenzen, nehmen an ſeiner ruhigen Lebensluft teil. Aber wahrlich, an ernſteren Gefahren fehlt es durchaus nicht. Im vorigen Jahre, als der Fürſt von Bulgarien das ruſſiſche Joch abſchüttelte, war auf ein Haar der allgemeine Kriegsfall gegeben, und trotz aller Friedensſehnſucht und Friedensgewißheit, trotz höchſter Klugheit des Hauptes, welches all die europäiſchen Verſchlingungen überſchaut, könnten plötzlich furchtbare Anforderungen an jeden Mann in Deutſchland herantreten. Vor ein paar Tagen ſchrieb ich einem Freunde ins Stammbuch:

Zwei Weiber an der Seite,
Die wütend Rache ſchrei'n,
Tückbolde im Geleite,
Die finſter ſchauen drein:
So, Deutſcher! mußt du ſchreiten
Ins neue Jahr hinein,
Kein Gott dir hilft zum Streiten,
Als Kraft und Recht allein.

Zum Glück haben wir ein Heer von anderthalb Millionen, von denen jeder Mann völlig ausgebildet iſt und jeder genau weiß, was er zu thun hat. „Ich hatte," erwähnt White, „bei den großen Revuen das Glück, mit den erſten militäriſchen Vertretern verſchiedener europäiſcher Mächte zu ſprechen, und ſie alle erkannten an, daß kein anderes Heer der Gegenwart in ſo hohem Grade die Eigenſchaften eines rieſigen lebendigen Organismus zeige, der von patriotiſchem Vertrauen erfüllt, ſeinem Haupte gehorcht, wie die Glieder des menſchlichen Körpers dem Gehirn." Er bewundert, wie wirtſchaftlich dieſe gewaltige Schöpfung durchgeführt ſei, ſo daß die direkten Koſten im Jahre nur 400 Millionen Mark betrügen, während die kleine engliſche Armee 320 koſte. Gegenüber der Thatſache, daß in den amerikaniſchen Großſtädten (und wohl auch in vielen anderen) „eine Klaſſe von Söhnen reicher Leute aufwächſt, die ſchläfrig, verderbt, hohl und unfähig für alle Thätigkeit, ohne Sinn für Wiſſenſchaft, Litteratur und Kunſt ſind und gar nicht den Vorſatz oder Wunſch haben, irgend etwas zu thun oder zu werden," iſt das deutſche Heer eine Hochſchule männlicher Tugenden und gewährt ſchon durch ſich ſelbſt eine Laufbahn. „Hiermit hängt eine der größten Ueberraſchungen für den Fremden, der die deutſche Geſellſchaft erſt kennen lernt, zuſammen. Er geht zu Hofe oder irgend einer anderen glänzenden Verſammlung und ſieht die jungen Leute in ſtrahlenden Uniformen ſich bis Mitternacht im Tanze drehen, anſcheinend unfähig zu ernſter Beſchäftigung. Und wenn er am nächſten Morgen ſpazieren geht, ſieht er dieſelben Leute ſtaub- und ſchweißbedeckt ihre Truppen vom Morgendienſt zurückführen." Nur der Anblick dieſer gewaltigen Heeresmacht verhindert, daß den guten Deutſchen in Ungarn und Siebenbürgen, in Rußland und jetzt auch in — ganz Oeſterreich nicht noch ärger mitgeſpielt wird. Daß die niedrige Verfolgung, die unſere Landsleute nach unſern großen Siegen, freilich auch infolge derſelben, in jenen Ländern erleiden, eine Schmach für die Nation ſind, hat unſer amerikaniſcher Freund nicht erwähnt.

Und wenn er von dem hohen Eindruck ſpricht, welchen jeder denkende Beſucher von der Feſtigkeit, Unabhängigkeit und Würde des Deutſchen Reichstages gewinne, hätte er hinzuſetzen können, daß in keinem anderen Lande Männer und Parteien möglich wären, die aus Eitelkeit oder Verbiſſenheit oder politiſchem Unverſtand ſo frevelhaft die notwendigen Bedingungen unſerer Stellung bekritteln und bekämpfen.

An unſerem ehrwürdigen Heldenkaiſer findet White beſonders eigentümlich drei große Charakterzüge: Schärfe des Blickes in der Beurteilung militäriſcher und ſtaatsmänniſcher Genies, treues Feſthalten an ihnen trotz aller Oppoſition, hohes Pflichtgefühl gegen den Staat. „Kein Lebender hat durch ſeinen Charakter und ſeine Handlungen ſoviel dazu beigetragen, die demokratiſche Zeitſtrömung zu beſiegen, als der Deutſche Kaiſer."

Fig. 1. Portrait of Ibn Sīnā (Avicenna) from the Kitāb al-Shifā' (Book of Healing), Iran, 1335. Ibn Sīnā is shown in the center, surrounded by his students. Courtesy of the Freer Gallery of Art, Washington, D.C.

Der Burgberg vom Krautwinkel aus.

Albrechtsburg und Wasserburg.

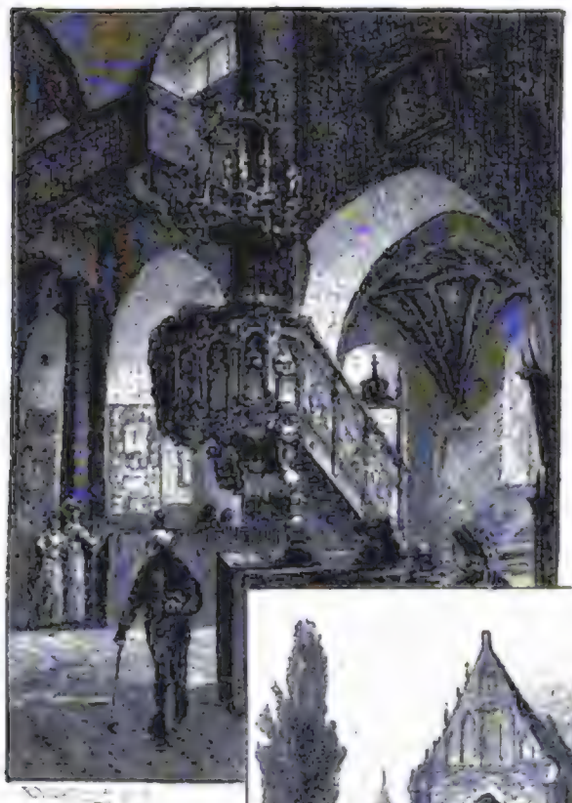
Eine Perle unter den deutschen Städten.

Von

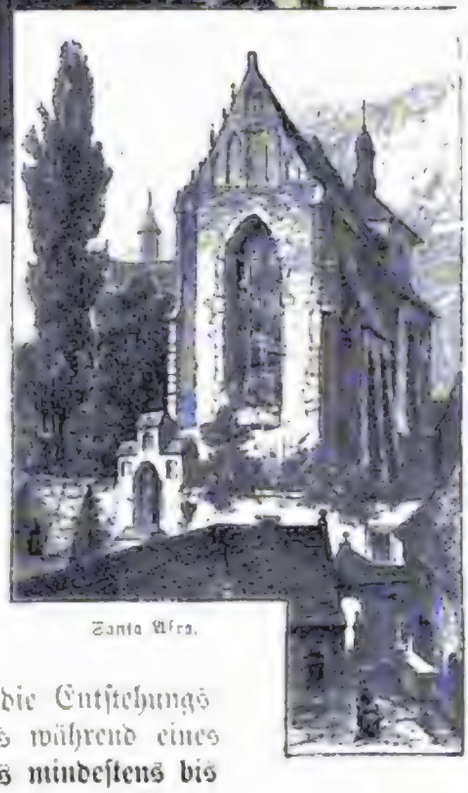
Friedrich Pecht.

Wenn man Deutschland und die Deutschen lieben lernen will, so muß man beide in ihren Dörfern und kleinen Städten kennen lernen, hier fast allein sind sie denen der ganzen Welt überlegen. Wir ziehen Jahr aus Jahr ein zu Tausenden nach Italien; und von Riva bis Rocca di Papa oder Nemi, Terracina oder Capri sind uns alle schlechten Wirtshäuser bekannt. Wie wenige von uns aber haben das mitten in Deutschland, vom schönen Dresden in einer Stunde mit der Eisenbahn, in anderthalb mit dem Dampfschiff zu erreichende

aller Art belebt, die Schlöſſer und Kirchen, Klöſter und Stifter, Felſen und Wälder der ſteilen Ufer wiederſpiegelt, gibt das eine ganz einzige Scene. Denn nicht nur ſind das fürſtliche Schloß und der Dom, welche die ganze Umgebung beherrſchen, an ſich ſchon hochintereſſante, ebenſo kühne als majeſtätiſche Bauwerke, ſondern alles andere ſchließt ſich ihnen auch ſo überaus harmoniſch an, um uns die Entſtehungsgeſchichte des Ortes während eines halben Jahrtauſends mindeſtens bis in die friſcheſte Gegenwart hinein leicht erraten zu laſſen. Entſtammen Schloß und Dom der gotiſchen Periode, ſo gehört das Städtchen ſelber größtenteils jener der Renaiſſance, ein weiterer Teil dem Rokoko an. Die Gegenwart ſeit 1870 aber zeigt dann wiederum den Beginn einer neuen Phaſe voll unermüdlicher Thätigkeit und daraus folgenden behaglichen Wohlſtandes, der ſich überdies in all dieſen Bauperioden durch eine auffallende Verzierungsluſt äußerte. Faſt jedes Haus zeigt davon die Spuren durch reich geſchnitzte Thüren, zierliche Erker, köſtlich geſchmiedete Gitter, reizend verſchnörkelte Giebel, dazwiſchen die anmutigſten Gärtchen, aus denen die fruchtbeladenen Bäume ihre Aeſte voll Ueppigkeit über die Mauern hinüber hängen; jedes Fenſter hat ſein Blumenbrett mit Roſen- und Geranienſtöcken und, was nicht am wenigſten anziehend, mit neugierig forſchenden, hübſchen Mädchengeſichtern dahinter. Denn auch die Meißnerinnen ſelber, nicht nur ihre Stadt, genießen eines klaſſiſchen Rufes der Anmut. Sicherlich wird ſie nicht dadurch gemindert, daß die Vorhänge, zwiſchen denen ſie euch nachſehen, ebenſo blendend weiß ſind als ihre eigene Wäſche. Ueberhaupt iſt vom italieniſchen inneren und äußeren Schmutz hier keine Spur zu finden, alles atmet deutſche Zucht und Ehrbarkeit, unermüdlichen Fleiß und die regſte Betriebſamkeit; da hämmert und klopft, ſägt und hobelt es den ganzen Tag, niemand geht müßig und ſelbſt die ganz nach altdeutſcher Art mit zierlichen Geländern geſchmückten Freitreppen vor den Hausthüren zeigen uns nur ſtrickende oder nähende Frauen und Mädchen auf den ſteinernen Bänken nebenan. Selbſt der blondlockigen und blauäugigen Kinder roſig blühende Geſichter unterſcheiden ſich von den welſchen Lockenköpfen beſonders dadurch, daß ſie rein gewaſchen und ſchön „geſtrählt“ ſind. Hier in dieſen unter Blumen und Blüten, Weingeländern und Jasminhecken ganz verſteckten, luſtig den Berg hinauf kletternden Häuschen, auf den mit reichen Brunnen, mit Statuen der alten Markgrafen und einem ganz modernen Siegesdenkmal von 1870 geſchmückten, ſo unendlich maleriſchen Plätzen, in den behaglich gewundenen ſteilen Gäßchen und Treppen, wo man überall durch die reich verzierten Thore, in die reinlichen Höfe, die ſpiegelblanken Fenſter und die in Blumenfülle prangenden Gärtchen die reizendſten Blicke hat, wird der Maler auf Schritt und Tritt unwiderſtehlich gereizt zum Zeichnen niederzuſitzen. Um ſo mehr als er bald hoch oben die ſtolzen Zinnen und Galerieen der Schlöſſer und



Inneres von Santa Afra.



Santa Afra.

Kirchen herabblicken ſieht oder tief unter ſich den reich belebten mächtigen Strom zwiſchen Thürmen und Dächern, Treppengiebeln und Kaminen heraufblitzend gewahrt. Ueberall aber begrüßt uns ein ſtill beglücktes und befriedigtes Daſein mit ſeinen ſauren Wochen und frohen Feſten, überall ſteht das blühende rührige Leben der Gegenwart mit der ehrwürdig ernſten Vergangenheit in ſchöner Verbindung, kein unheilvoller Bruch trennt ſie von ihr. Hier in dieſem lachenden Thal, wenn irgendwo in der Welt, meint man, müſſe das Glück wohnen!

Von hier aus hat denn auch Ludwig Richter mit ſeinen Bildern des deutſchen kleinbürgerlichen Lebens die halbe Welt entzückt, hier hat er alle ſeine Inſpirationen geholt, die roſigen Kinder und drallen Mädchen, die flotten Burſche und wunderlichen, unübertrefflichen alten Philiſter geſehen, mit denen er uns Jahrzehnte lang ſo köſtlich unterhielt. In Dresden geboren und zum Künſtler gebildet, war er erſt mehrere Jahre in Italien geweſen, ohne irgendwo einen rechten Stoff für ſich finden zu können, malte aber eigenſinnigitalieniſche Landſchaften und Figuren wie andere vor ihm, ohne viel Glück damit zu machen. Zurückgekehrt erhielt er die Stelle als Zeichenlehrer an der altberühmten Porzellanfabrik und heiratete nun auch ſofort. Da, im jungen Familienglück inmitten dieſes Paradieſes, ging ihm nun erſt ſeine wahre Aufgabe auf, die er in Welſchland vergeblich geſucht! Auf ſtillen Spaziergängen in die dicht verwachſenen Thäler hinein, dem Bach entlang, zwiſchen den in Blüten faſt erſtickenden Gärtchen und den Weinbergen zum Schloß hinan, da entdeckte er endlich jene Welt voll Schönheit, die er bisher achtlos liegen gelaſſen, wie Tauſende von Deutſchen vor ihm das Ideal in blauer Ferne ſuchend, ohne es jemals zu erhaſchen. Denn nirgends auf der ganzen weiten Erde wird man es ſchöner bewährt finden, daß tiefe Gemütlichkeit, Herzenswärme und innere Zufriedenheit ſich auf Schritt und Tritt, in allem und jedem ſo wohlthuend ausprägen wie hier in dieſem heimlichen deutſchen Eden. Hier lernte Richter den Schatz von Ehrlichkeit und Fleiß, von Unſchuld und Ehrbarkeit, Treue und Beſcheidenheit, die unſer Volk beſitzt, für die Kunſt verwerten und der Nation durch ſeine harmloſen Bilder wieder Freude an der eigenen Exiſtenz, an der eigenen ſchönen Heimat beibringen. Das war das Geheimnis ſeines unermeßlichen Erfolgs!

Der Wartturm am Seelenſteg.

Was die Richterſchen Bilder dann beſonders ſo auszeichnet, jene Beſeelung der ganzen Landſchaft, ja ihre vollkommene Umgeſtaltung durch die ſie bewohnenden Menſchen und Tiere und deren inniges Verwachſenſein mit derſelben, das

Eingang zum Jahnaischen Hof.

hat der Meister erst hier in vollster Schönheit gesehen, empfunden und mit dem Auge des Poeten und Malers zugleich wiedergegeben. Ohne die unermüdliche Arbeit der Menschen wäre Meißen nichts als ein waldiges Flußthal, wie es Hunderte gibt; seine eigentliche Schönheit erhielt es wie Venedig erst durch die tausendjährige Thätigkeit seiner Bewohner, sie türmten das stolze Schloß auf, bauten den majestätischen Dom, errichteten mit ihren frommen Gaben die Klöster und Stifter, bepflanzten mit ihren Reben die steilen Höhen, verwandelten durch ihren Fleiß den kargen Boden in ein blühendes und grünendes Paradies, ließen keinen Zoll desselben unbenutzt und ungeschmückt.

Dieser Bienenfleiß in Verbindung mit einer Gemütlichkeit, die mit ihren Blumen den kleinsten Fleck verziert, die Reinlichkeit des Daseins, die alles auch sauber, zierlich und glänzend, wohlig und freundlich haben will, dieses tiefe Wohlwollen, das selbst die Tiere heranlockt und im Winter den befiederten Sänger füttert, den der Italiener wegschießt oder blendet, das den Teich mit Enten, die Wiese mit Blumen belebt, dem die Natur nicht stumm, sondern die liebste Gefährtin ist, der künstlerische Sinn, der ihre Formen selbst in seiner Baukunst überall wiedergibt, Gitter und Bogen mit ihrem Laubwerk verziert, kurz dieses, die Deutschen vor allen anderen Völkern auszeichnende innige Verhältnis zur Natur, das hat Richter zuerst in Meißen für die Kunst entdeckt. Er hat ihr damit unstreitig ein ganz neues Gebiet erobert, denn alles, was schon Dürer und die uns stammverwandten Niederländer nach dieser Richtung hin thaten, ist doch noch weit entfernt von seiner Darstellungsweise. Vollends die Italiener und Franzosen sind hier ganz arm, weil sie überhaupt kein inniges Verhältnis zur Natur und noch weniger zur Tierwelt haben, beide nur vom Gesichtspunkte der möglichsten Ausbeutung betrachten. Nur die Engländer, und auch diese viel später als Richter und offenbar nach seinem Vorgang haben eine ähnliche Richtung zur Behandlung der Natur gewonnen. Mit seiner idyllischen Art der Auffassung hat aber Richter bekanntlich eine ungeheure Einwirkung auf die deutsche Malerei gehabt, die das Feld, welches er ihr aufdeckte, seither nach allen Seiten auszubeuten verstand. -- Das alles aber hat ihn das liebliche Meißen gelehrt, wo er abends vom Schloß herabsteigend alle Bewohner vor den Häusern oder im Gärtchen sitzend und arbeitend, die Kinder auf der Straße spielend, die Herden heimkehrend sah, mit den Tauben und den Spatzen auf dem Dach, den Enten und Gänsen im Teich, den Hühnern im Hof jenes innigste, auf gegenseitiger Freundschaft beruhende Verhältnis einging, das sich in seinen Werken so erquicklich wiederspiegelt und das im Grunde nur der patriarchalischen Stimmung der ganzen Stadt entsprach, die dem Fremden eine einzige große Familie zu bilden scheint. War das so vor fünfzig Jahren, so ist es bis heute kaum viel anders geworden, wie man alsbald an den köstlichen, echt altdeutschen Wirtshäusern sieht. Denn elegante Hotels zur Abfütterung von Tausenden wie in der Schweiz gibt es auch heute noch nicht da, obwohl die Stadt im letzten Decennium nach allen Seiten hinaus mächtig gewachsen ist. Noch vor zwei Jahren, als ich sie zum letztenmal besuchte, war der auf dem Markte gelegene erste Gasthof genau noch so wie vor vierzig Jahren, da ich das erstemal in ihm gekneipt hatte. Noch stund die steinerne Freitreppe, auf deren Höhe euch die stattliche Wirtin empfing und in die große, braun getäfelte, echte alte Renaissancestube führte. Noch bedienten, statt hochnäsiger

Ancient Egypt was a civilization of ancient North Africa, concentrated along the lower reaches of the Nile River in what is now the country of Egypt. Egyptian civilization followed prehistoric Egypt and coalesced around 3150 BC with the political unification of Upper and Lower Egypt under the first pharaoh. Ancient Egypt is known for its monumental architecture, such as the pyramids and temples, and for its system of writing, known as hieroglyphics. Egypt's desert environment and dependence on the Nile River influenced its religion, economy, and art.

deutſche Hiſtorienmalerei nach dieſer Seite hin geleiſtet. Beſonders iſt der Empfang eines Kurfürſten durch die Meißener Ratsherren und die übrige Bevölkerung, unter Voraustritt von Pagen u. dgl., ſo köſtlich wahr und individuell dargeſtellt, hat dabei ſo hohen Reiz der genial freien maleriſchen Ausführung und des geiſtvollen Vortrages, daß er nach dieſer Seite hin wohl alles Aehnliche übertreffen möchte.

So intereſſant als das Schloß iſt auch der daneben ſtehende, leider unvollendet gebliebene

Waſſerburg-Kapelle.

St. Wolfgang.

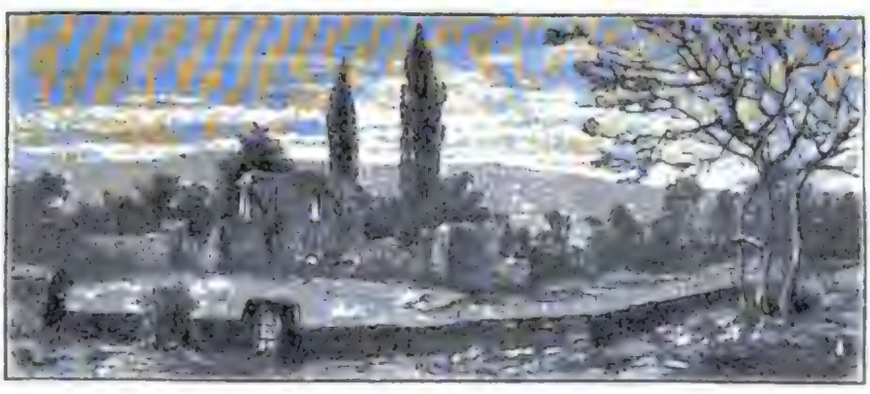
Dom mit den Gräbern der alten Meißener Herzoge. Vor demſelben ſteht dann noch das Bronzemonument Albrecht des Beherzten von Hultzſch, eine ſehr tüchtige Arbeit; auf dem Platze ſelber aber genießt man überall die entzückendſte Ausſicht auf die zu unſeren Füßen liegende Stadt und die herrliche, in der Ueberfülle der Vegetation oft faſt erſtickende Umgebung. Dem Schloßberg gegenüber und mit ihm durch die auf unſerem Bilde dargeſtellte maleriſche Brücke verbunden, liegt der St. Afraberg, welcher die hübſche gotiſche Kirche dieſer Heiligen und das Gebäude der einſt ſo berühmten Fürſtenſchule trägt. 1543 gegründet, hat ſie Gellert, Rabener und Leſſing unter ihren Schülern gezählt und genießt auch heute noch eines guten Rufes. Der zwölfjährige Leſſing kam am 21. Juni 1741 dahin und lebte ſo gerne da, daß er ſpäter die Jahre, die er in Meißen zugebracht, für die einzigen glücklichen erklärte, die er in ſeinem Leben überhaupt genoſſen. Hier fing er denn auch zuerſt an zu dichten! Wer möchte ſich den Knaben Leſſing nicht gerne in dieſe ſo maleriſche als hochpoetiſche Umgebung denken, die ſeiner Dichterphantaſie die reichſte Nahrung bot, vor allen Dingen jene Vaterlandsliebe in dem jungen Menſchen nähren mußte, die den ſpäteren Leſſing in ſo hohem Grade und ſo wohlthuend auszeichnet. — Kunſt und Natur, die Geſchichte ſeiner Nation und ihre Gegenwart mußten ihm hier immer noch am eheſten wohlthuende Eindrücke hinterlaſſen, wo alles ſo harmoniſch und organiſch ſich entwickelt hat, wo er die Tugenden ſeines Volkes im beſten und ſeine Fehler im mildeſten Lichte ſehen, ſich daher auch am eheſten zu jenem furchtloſen Kämpfer für dasſelbe ausbilden konnte, der er geworden. Hier träumte er ſogar von einem goldenen Zeitalter, das die Menſchen ſich ſofort verſchaffen könnten, wenn ſie nur wollten! Wie dürfte man da zweifeln, daß zu dieſem Glücksgefühl die herrliche Umgebung, in der er lebte, nicht am wenigſten beitrug? Als er die Schule nach fünf Jahren endlich verließ, war denn auch der junge Held fertig.

Drüben überm Thale nach Oſten zu ſieht man dann das ſchöne Schloß Siebeneichen und weiterhin noch eine wahre Ueberfülle uralter Klöſter, Kirchen und Kapellen ſowohl als neu entſtandener Schlöſſer und Villen, Fabriken und gewerblicher Anlagen aller Art, ſo daß man wohl ſagen kann, daß ſich eine in ihrer Art hochachtbare, ja glänzende Vergangenheit nirgends organiſcher und wohlthuender mit der thätigen und tüchtigen, fröhlich blühenden Gegenwart verbinde. — Daß die leitende Rolle aber, die da einſt die Herren Markgrafen und der Adel ſamt Klerus, dann ſpäter die Gelehrten der Schule

ſpielten, heute an den unterm Schutze des angeſtammten Fürſtenhauſes fröhlich aufſtrebenden Bürgerſtand mit ſeinen Gewerben übergegangen iſt, das dürfte ſicherlich als kein Nachteil zu betrachten ſein.

Meißens Umgebung iſt ſelbſtverſtändlich überreich an den reizendſten Spaziergängen. Einer der ſchönſten iſt aber der längs des Driebiſchflüßchens hinauf bis in das etwa eine halbe Stunde entfernte Buſchbad. Es iſt das ein Weg, wie man ihn ſich in ſeiner entzückenden Waldeinſamkeit nicht ſchöner denken kann und wie ihn nur Viktor Scheffel in all ſeinem Reiz zu ſchildern vermöchte. Für mich knüpft ſich aber eine beſonders rührende und erhebende Erinnerung an denſelben, die mir das einfache unter Waldbäumen verſteckte Haus unvergeßlich macht, wo man weit und breit nichts hört als den Geſang der Vögel, nichts atmet als Waldes- und Blumenduft. Denn dort beſuchte ich einſt vor mehr als dreißig Jahren den ſo hochbegabten als unglücklichen Dichter Otto Ludwig, der in dieſer verſteckten, grünen Wildnis Geneſung von ſchwerem Leiden geſucht hatte, das den damals noch herrlich kräftig ausſehenden Mann wenige Jahre ſpäter zu ſeinem eigenen Schatten machen ſollte. In jener Zeit aber war der Dichter des „Erbförſters“ noch voll Hoffnung auf Heilung und voller Pläne für eine große Zukunft, die ihm ja unzweifelhaft bevorſtand, wenn er geſund geblieben wäre. Unter den vielen echten Poeten und noch mehr Dichterlingen, die ich perſönlich kennen gelernt, hat aber nie mehr einer, ſelbſt Wilbrandt in ſeiner Jugend nicht, ſo ſehr den Poeten ſchon in ſeinem Aeußeren ausgeſprochen, vorab einen ſo wunderſchönen Dichterkopf gehabt als dieſer. Noch habe ich vor mir an der Wand hängend ſeine Totenmaske, und ſelbſt dieſe zeigt ſo ſehr den geborenen Barden, daß man ſofort meint, ſie müſſe die Züge des Walter von der Vogelweide oder des Gottfried von Straßburg wiedergeben. Dabei war ihm eine Gabe der Rede verliehen, daß er den Hörer unwillkürlich mit fortriß, ihm Thränen in die Augen locken oder ihn lächeln machen, ihm atemloſe Beklommenheit oder die helle Freude einflößen konnte, uns im Handumdrehen neue fremde Welten vor die Seele zauberte, daß man wie berauſcht von ihm wegging. Man ſtaunte nur, wo der in einem thüringiſchen Städtchen aufgewachſene, faſt immer in größter Armut lebende junge Mann dieſe tiefe Menſchenkenntnis, dieſen Reichtum von Ideen her hatte! Wenn irgendwo, lernte man bei ihm, an Inſpiration an den Seherberuf des Dichters glauben. Und dieſe herrliche Kraft hat die Natur gleichgültig zu Grunde gehen laſſen! Da ſteht man vor dunkeln Rätſeln, die uns nichts ſo wünſchenswert machen als ſolch friedlich ſtille und ſüße Beſchränkung, wie ſie die kleine enge Welt noch bietet, in die den Leſer einzuführen ſich Zeichner und Schriftſteller vereint bemüht, um ihm zu zeigen, wie hier der Fuß überall geweihten Boden betritt.

Der kleine Hohlweg.



Das Kloſter zum heiligen Kreuz.

Eleonore.

Roman von August Becker.

Erſtes Buch: Der Kandelaber.

1.

Am Triſt und Dorfanger vorüber, Forſt und Heide entlang, brauſt im weiten Flachland, aus welchem rechts und links der Rauch der Kartoffelfeuer ſteigt, von Norden heran ein Schnellzug der Hauptſtadt zu und rollt, zwiſchen der unſcheinbaren Anfängen ſeine Haſt mäßigend, in die Bahnhalle, um ſeine Menſchenfracht auf den eben noch leer und ſtill geweſenen Perron abzuſetzen.

Es war genau ſechs Uhr abends, die Herbſtſonne hinter den Föhrenwäldern des Horizonts bereits hinunter.

Während die Ausſteigenden in buntem Gewimmel dem Ausgang zudrängen, ſcheint einer derſelben, deſſen ausdrucksvolles blondbärtiges Haupt merklich über das Niveau der Maſſe ragt, wenig oder gar keine Eile zu haben. Beſchaulich verweilend, doch keineswegs träge, gleitet ſein Blick, wenn auch vergeblich, nach irgend welchem bekannten Geſicht umher. Dann treibt er ſelbſt achtlos im Gewühl an der Tafel vorüber, die vor Taſchendieben warnt, und ſummt dabei unbewußt vor ſich hin, als ob irgend eine Erinnerung oder Stimmung unwillkürlich in ihm nachklinge — laut genug, daß einige Nachbarinnen im Gedränge nicht bloß die eigenartige, vom Grundton in die Oktave ſpringende Weiſe, ſondern ſelbſt den Text vernehmlich unterſcheiden konnten.

Der Fremde im dunkeln Reiſegewand und hellem Filzhute, ein junger ſtattlicher Mann von etwa dreißig oder zweiunddreißig Jahren und diſtinguiertem, aber nichts weniger als ſtutzerhaftem Aeußern, ſummte in ſeiner Selbſtvergeſſenheit nämlich alſo vor ſich hin:

„An der Oſtſee Strand,
Wo die Woge blau
Rollt zum Dünenſand,
Weilt die ſchönſte Frau,
Blickt ſo hoch und hehr,
Wenn die Möwe fliegt
Ueber das weite Meer,
Das im Traum — —

Und nun," unterbrach er ſich plötzlich ſelbſt, als er des Schutzmanns anſichtig ward, der unter der Inſchrift orders for cabs an der Ausgangsthüre ſtand, „antworte du mir, Orakel, bejahend! Gerad' oder ungerad'!" Und an den Uniformierten ſich wendend fügte er mit gelaſſener Verſtändlichkeit hinzu: „Haben Sie die Gewogenheit!"

Der Angeſprochene löſte eine Blechmarke von ſeiner Schnur und reichte ſie dem Reiſenden dar. Als dieſer einen Blick auf die Ziffer warf, welche ihm eine der draußen haltenden Droſchken ſicherte, runzelten ſich merklich ſeine Brauen.

„Schlechte Nummer!" dachte er überlaut, Marke und Reiſetaſche einem der bereitſtehenden Gepäckträger überliefernd.

„Bitte, mein Herr," bemerkte dieſer ehrerbietig, „die Nummer iſt nicht ſchlechter als eine andere, und ſo gut als irgend eine."

„Das wird ſich zeigen. Wo bleibt die Droſchke?"

„Hundertſiebenunddreißig!" rief der Mann hinaus, worauf der Wagen alsbald vorfuhr. „Sonſt kein Gepäck, mein Herr?"

„Nein!" ſagte der Fremde kurz, reichte unter der gewöhnlichen Klage des Kutſchers über Zeitverſäumnis dem Gepäckträger ſeinen Lohn und ſtieg ein. Nachdem er noch als Ziel eines der eleganten Hotels unter den Linden genannt hatte, ging es in gemächlichem Droſchkentrab an den Werkſtätten des „Voigtlandes" vorüber durch das Oranienburger Thor in die Unabſehbarkeit einer Straßenperſpektive hinein, welche bereits im gedämpften Licht des ſchwindenden Tages lag. Wo einmündende Gaſſen den Blick weſtwärts frei ließen, blickte der braun-

rote Dämmerglanz des Herbſtabends auf das Straßenleben herein.

Unberührt davon fuhr der Fremde dahin. Das Orakel, obwohl eigentlich nur im Scherz angerufen, hatte ihn etwas verſtimmt, da es ſich ſeinen Angelegenheiten während eines kurzen Aufenthaltes in der Hauptſtadt nicht günſtig erwieſen. Als er jedoch auf der nächſten Brücke von ſeinem Droſchkenſitze aus den Anblick des weithin warm angeleuchteten Flußſpiegels mit Frachtſchiffen und Kähnen genoß, ſchienen die Erinnerungen, die den Grund ſeiner Seele füllten, ſo lebhaft angeregt, daß ſie auch den leichten Unmut über die ungerade Nummer zu dämpfen vermochten. Denn wieder ſang er leiſe vor ſich hin:

„Ihrer Adern Glut
Kühlt die weiche Flut,
Die ſo wunderbar
Perlt vom Lockenhaar,
Wenn dem Meer entſteigt
Der geſchmeid'ge Fuß
Und ihr Haupt ſich neigt
Zum erſehnten Gruß."

So ſich ſeiner Stimmung überlaſſend, verſank er tief in Träumereien und wurde es kaum gewahr, daß ſein Wagen in die weite Straßenanlage unter den Linden einlenkte und endlich vor dem Eingang eines palaſtartigen Gebäudes hielt.

„Ach, ein einzigmal,
Daß ich ſie geſeh'n,
Nun iſt mir zur Qual —"

„Wir ſind an Ort und Stelle," unterbrach jetzt der Kutſcher den Träumenden, der aufſchreckend ſein gewohntes Abſteigquartier erkannte. Er zahlte ſeine Droſchke und ſtieg aus.

„Sind meine Koffer angekommen?" fragte er einen hübſchen jungen Mann mit wohlfriſiertem, glänzend ſchwarzem Haupthaar, der ihm aus der Droſchke geholfen hatte.

So höflich als vorſichtig erkundigte ſich dieſer, wen man zu empfangen die Ehre habe. Ohne weiteres ward ihm Expreßſchein und Adreſſe hingereicht.

„Jawohl, Herr Doktor, gewiß!" ließ ſich jetzt nach einem flüchtigen Blick in die Karte der junge Mann freundlichſt vernehmen und griff zuvorkommend ſelbſt nach der Reiſetaſche. „Alles Gepäck ſchon auf Ihrem Zimmer, Herr Doktor!" ſetzte er verbindlichſt hinzu. „Alles beſorgt!"

„Gut," bemerkte der Reiſende, indes man an der Portierſtube vorüber die Treppe hinan in einen Vorraum gelangte, wo durch hohe Fenſter noch genügende Helle in das Innere des Gaſthofs fiel, während die weiterhin ſich ausdehnenden Räumlichkeiten ſchon ſtark umſchattet oder doch bereits im unſicheren Zwielicht lagen. „Ich bringe einigen Appetit mit," ſetzte er hinzu. „Was gibt's zu ſo ungelegener Stunde?"

Während der Kellner dienſtbefliſſen nach Wein- und Speiſekarte lief, ſah ſich der Angelangte gleichmütig um, ließ den Blick in die anſtoßenden Räume ſchweifen, über das parkettierte Foyer hin nach den Salons, die, durch Kolonnaden geſchieden, hinter Glaswänden ſich ausdehnten und wie gewöhnlich zu dieſer Abendſtunde, kurz nach der Haupttafel, wenig beſucht, ja anſcheinend völlig leer waren.

Soviel in der Dämmerung zu bemerken war — man hatte ſich im Hotel noch nicht bemüßigt gefunden, die Lichter anzuzünden — befand ſich hier noch alles im früheren Zuſtande; keine nennenswerte Veränderung hatte ſtattgefunden. Nur in der tiefen, beſchatteten Verlängerung des Vorſaales, die ſich wie ein Korridor hinzog, fiel dem Blick etwas auf, deſſen ſich der Fremde von vergangenen Tagen her nicht entſinnen konnte — eine dunkle Figur nämlich, die man bei der zweifelhaften Beleuchtung im erſten Augenblick nach Form, Umriſſen und Haltung für eine junge Dame halten konnte. Ihre Unbeweglichkeit kam jedoch ſolcher Annahme nicht weiter zur Hilfe. Statuen dagegen pflegen aus lichtfarbigem Stoff zu ſein und nicht zwecklos inmitten eines Hotelfoyers aufgeſtellt zu werden. So war es denn eher ein großer Kandelaber, wie man ſie zuweilen in modernen Gaſthöfen trifft oder auch nur ein das Deckgebälk ſtützender Pfeiler, der etwa als Träger eines neu angebrachten Gurtbogens im düſteren Zwielicht den Schein einer menſchlichen Geſtalt gewann.

Der Fremde fühlte ſich für jetzt nicht aufgelegt, ſeine Beobachtung weiter zu verfolgen. Gleichwohl erregte es ſeine Teilnahme, als er nunmehr in der Figur eine Karyatide zu erkennen glaubte, die jedoch nicht in der leichten Haltung jener Gebälkträgerinnen der Karyatidenhalle auf der Akropolis, ſondern eher als eine von der Bürde bedrückte, ſchmerzlich bewegte Jungfrau erſchien. Irgendwo nämlich hatte ihn der Anblick ſolcher weinend dargeſtellten Mädchenfiguren einmal tief gerührt. Aber wo, an welchem Prachtbau? Am Louvre nicht;

denn da treten die Geſtalten nur als anmutiger bilderreicher Schmuck paarweiſe unter den Kranzſteinen des Pavillongeſimſes hervor. Wo nun denn?

Bevor er ſich deſſen zu entſinnen vermochte, hatte ihm der Kellner die Speiſekarte eingehändigt, die er mit einem Blicke überflog.

„Ein Beefſteak genügt für's erſte, halb durchbraten!“ bedeutete er. „Eine halbe Flaſche Moſeler nebſt Selters. Sie beziehen doch Ihren Moſeler aus Hußgens Lager in Trarbach?“

„Freilich!“ verſicherte der Kellner aufleuchtend ob der Vertrautheit mit den Gepflogenheiten des Hauſes. „Gewiß! Wünſchen der Herr Doktor auf Ihrem Zimmer zu ſpeiſen?“

„Nein, nachher hier innen,“ erwiderte der Fremde, nach einem Raum deutend, der ſchon völlig im Dunkel lag, immerhin aber die Mutmaßung begünſtigte, daß er nicht ganz leer ſei. Machten ſich doch Laute von da vernehmlich, als ob jemand hinter der Tafel zehre, mit Gefühl und Verſtändnis einer Mahlzeit obliege, wenn auch von dem Gaſte nichts zu unterſcheiden war, als ein leuchtender Diamant am Finger, die am Kragen befeſtigte Serviette und eine nicht minder blanke, über den Scheitel bis in den Nacken reichende Stirne. Auch ein dröhnender Ton, faſt wie ein Trompetenſtoß, verkündete aus der Dunkelheit, daß da, weil an einen Horniſten füglich nicht zu denken war, ein ältlicher Herr mit muſikaliſcher Anlage ſein Taſchentuch gebraucht haben müſſe. Wenigſtens machte der neue Gaſt dieſen Schluß.

Vorerſt wollte der Fremde — auf ſeiner Karte ſtand einfach Dr. Bruno Herbig — nach den Strapazen einer Eiſenbahnfahrt ſich auf ſein Zimmer zurückziehen. Nachdem ihm noch der Kellner auf ſeine leicht hingeworfene Frage wegen der Karyatide im Foyer ebenſo flüchtig verſichert hatte, nichts von einer Karyatide zu wiſſen, vernüchterte ſich deren Erſcheinung auch für ihn. Der vermeintliche neue Gurtbogen erwies ſich nur als hochdrapierter Vorhang; die Figur darunter erſchien jetzt als ein großer Guéridon, oder vielmehr als einer jener mannshohen Kandelaber aus Bronzeguß, deren Form in ungewiſſer Erleuchtung allerdings die Umriſſe einer nach neueſter Mode gekleideten Dame ziemlich täuſchend vorzuſpiegeln vermag.

Da ſolche Leuchterkoloſſe heutzutage in großen Hotels nichts Auffälliges mehr ſind, kehrte der Fremde dem Kandelaber den Rücken, um ſich von einem kurzjackigen kleinen Aufwärter, der mit der Reiſetaſche und brennenden Kerzen voraneilte, vollends die Treppe hinan geleiten zu laſſen, während ſeine Gedanken zu Erinnerungen zurückkehrten, die ihn jetzt zumeiſt erfüllten.

„Auf der Dünenhöh'
Küßt die kecke Bö
Ihre Wangen kühn,
Daß ſie röter blüh'n.“

Damit auf den erſten Treppenabſatz gelangt, bemerkte er bei einem Streifblicke zurück mit Verwunderung, daß der Gaſt des dunkeln Saales — klein, dick, reich gekleidet und ſehr barhäuptig — in das Foyer heraus und auf die Stelle losgeſchritten war, wo der Kandelaber ſtand, um ſich vor demſelben haſtig und wiederholt wie eine Pagode zu verbeugen und eifrig auf denſelben hinein zu ſprechen. Die raſchen Bücklinge vor dem bronzenen Leuchterkoloß auf dem Parkett des Foyers machten einen wunderlichen Eindruck. Einigermaßen betreten verweilte der Zuſchauer eine Weile, wollte ſich jedoch nicht zu lange dabei aufhalten.

„Der feiſte Glatzkopf ſcheint ſich einen Zopf angetrunken zu haben!“ dachte der Fremde und erſtieg, ohne ſich nach weiterer Erklärung des ſeltſamen Auftritts umzuſchauen, vor ſich hinſummend vollends die Treppe.

„Und der Wogen Schaum
Flockt dem ſtolzen Weib
Weiß wie Schwanenflaum
Um den edeln Leib.“

Mittlerweile hatte der kleine Kurzjack die Flügelthüre eines eleganten Gemaches geöffnet. Der Fremde zögerte jedoch einzutreten und behauptete lebhaft, das ſei nicht ſein Zimmer.

„Doch, mein Herr, hier innen ſteht Ihr Gepäck,“ beteuerte der Kleine, indem er die Reiſetaſche einigen Koffern zugeſellte, welche auf einem feldſtuhlartigen Geſtell oder daneben auf dem Boden ſtanden.

„Allerdings iſt dies mein Gepäck,“ erwiderte der Fremde unwirſch. „Indes iſt dies nicht mein Zimmer. Ich habe Nummer zwölf beſtellt, und dies iſt Nummer dreizehn.“

„Nummer zwölf iſt beſetzt — eine Dame wohnt da,“ erklärte die Kurzjacke. „Hier iſt es gemütlicher und freundlicher, mein Herr. Nichts weiter zu befehlen?“

„Was ſoll ich mich ärgern!“ dachte der Fremde, nachdem der kleine Menſch wieder

draußen war. „Der Zufall neckt mich nun ob der wunderlichen abergläubiſchen Anwandlung, von geraden Zahlen Schickſalsgunſt zu erwarten.“

Indem er die Kofferſchlüſſel erprobte und, nachdem er alles in Ordnung gefunden, Rock und Weſte abwarf, um ſich in der Flut des mächtigen Porzellanbeckens auf ſeinem Waſchtiſch Geſicht und Hände zu kühlen, war auch ſein Unmut hinweggeſchwemmt. Raſch war die nötige Toilette zu Ende. Das Fenſter öffnend lehnte er hinaus und ſah über das Getriebe der Straße hinweg bei ſinkender Nacht weſtwärts, woher der braunrote Dämmerſchein noch durch die Säulen des abſchließenden Prachtthores in die beginnende Dunkelheit hereinglühte. Eine gute Weile hielt er am offenen Fenſter. Und wieder kam die Stimmung zu ihrem Rechte, in welcher ſein Geiſt am liebſten ſchwelgte.

„Fern am Horizont
Leuchtet mir ein Bild —
Locken dunkelblond,
Augen tief und mild;
Wie bewegte See
Wallt des Buſens Schnee,
Und ein Angeſicht
Winkt wie Dämmerlicht . . .“

Wagen raſſelten vorüber, und mit der Dunkelheit wehte empfindlich die Nachtkühle herein. Er achtete deſſen nicht, ſich ſeiner Schwelgerei in einer Erinnerung überlaſſend, die auf Augenblicke in heißes Verlangen umſchlug oder ſich in warme Sehnſucht auflöſte.

„Mein Gemüt ſo bang
Schwankt nun tief bewegt,
Algen gleich und Tang,
Wenn die Flut ſich regt.

Und warum, warum,“ unterbrach er ſich ſelbſt, „habe ich nicht den Mut, dem Drange zu folgen, der glückverheißend mich verzehrt! Warum laſſe ich nicht kurz entſchloſſen den Freund allein dahin ziehen, wo die Myrte ſtill und hoch der Lorbeer ſteht, — warum eile ich nicht zurück — meinem Herzen nach?

Wenn der Sehnſucht Wahn
Mich auf Flügeln hebt,
Daß mein Herz als Schwan
Hin zur Oſtſee ſchwebt . . .“

Noch eine kleine Weile hing er ſo ſehnſüchtiger Träumerei nach. Dann raffte er ſich plötzlich auf, mit einem förmlichen Ruck, als rufe er ſich ſelbſt zu: Dies weiche, vergebliche Hinhängen an einen vorübergegangenen Traum thut nicht gut. Weiter! — Und genau eine Viertelſtunde nach ſeiner Ankunft im Hotel erſchien er im kleinen Speiſeſaal, der jetzt ebenſo hell erleuchtet war, wie alle übrigen Räume. Sein Beefſteak wurde aufgetragen, die Flaſche Moſeler und der Krug Selters entkorkt, und er ließ ſich's ſchmecken.

„Wie kommt's,“ fragte er, als ſein Appetit einigermaßen geſtillt war, beiläufig den vorübereilenden Kellner, „daß man nicht auch den großen Kandelaber draußen leuchten läßt?“

„Welchen Kandelaber, Herr Doktor?“ fragte derſelbe lächelnd zurück, indem er den geſcheitelten Kopf herkehrte.

„Den im Foyer links vom Eingang.“

„Links vom Eingang?“

„Den mannshohen Kandelaber oder Guéridon, wenn Sie wollen, aus Bronzeguß.“

„Da ſteht weder ein Guéridon, Herr Doktor, noch ein Kandelaber aus Bronzeguß.“

„So mag er bronzefarbig angeſtrichen ſein,“ verſetzte der Gaſt etwas ungeduldig, indem er ſeinem Notizbuche den Stift entzog, um auf die Rückſeite der Weinkarte einige Striche zu werfen. „Ich meine den Kandelaber im Foyer — hier in dieſer Form!“

Der Kellner warf einen Blick auf die Zeichnung — eine Figur von großer Aehnlichkeit mit einer nach neueſtem Geſchmacke gekleideten Dame. Dann ſchüttelte er den Kopf und beteuerte mit verblüffter Miene:

„Wir haben ſolchen Kandelaber nicht im ganzen Hauſe.“

„Nun denn,“ ſagte der Fremde, mit einiger Ungeduld ſich erhebend, „ich habe ihn bei meiner Ankunft doch deutlich genug geſehen.“

Damit trat er raſch in den Foyer hinaus und ſah ſich auf dem glatten Parkett um. Hier aber fand ſich in der That kein Kandelaber; dagegen ſtand in einer Ecke das Geſtell eines Kleiderrechens, das jedoch durchaus nicht mit einem Kandelaber zu verwechſeln war, obwohl der Kellner dieſe Möglichkeit in Betracht zog, worüber der Gaſt in etwas ärgerliche Stimmung geriet.

„Um da Aehnlichkeiten herauszufinden, müßte man die Augen eines Narren haben,“ äußerte er gereizt. „Ebenſogut würde ich Sie, mein junger Herr, mit dem Schah von Perſien verwechſeln oder Apollo mit Fitzliputzli. Hier ſtand er, als ich anlangte, hier an dieſer Stelle.“

„Er?“ wiederholte der Verblüffte. „Es war kein Mann, Herr Doktor, es war eine Dame.“

„Wer war eine Dame?“

„Die Sie hier ſtehen ſahen und welche nachmittags gleichzeitig mit dem älteren dicken Herrn ankam.“

„Mit welchem dicken Herrn?“

„Demſelben, der noch im Salle à manger ſaß, da Sie ſelbſt anlangten, Herr Doktor.“

Nun konnte er ſich des kleinen dicken Herrn mit der großen Glatze wohl entſinnen, glaubte ſogar nach flüchtigem Erinnern, daß ihm derſelbe etwas bekannt vorgekommen ſei, daß er ihn mindeſtens ſchon einmal früher geſehen haben müſſe. Doch erſchien ihm das jetzt minder wichtig.

„Aber die Dame?“ fragte er, „wer iſt die Dame?“

Der Kellner, der noch von anderen Gäſten in Anſpruch genommen war, die inzwiſchen angelangt in den Sälen umherſaßen, hatte ſich ſchon zu lange verweilt und zog ſich mit einer Entſchuldigung zurück, als jetzt der Oberkellner, ein Herr mit hellblondem Haar und Backenbart, einnehmendem Weſen und ruhig vornehmer Haltung, hinzutrat und mit einer Verbeugung den Fremden begrüßte, indem er ſein Bedauern ausſprach, daß er bei deſſen Auskunft wegen augenblicklicher Verhinderung nicht zur Stelle geweſen.

„Und wer iſt die Dame?“

„Bitte, einen Augenblick Geduld, will gleich nachſehen,“ antwortete der Oberkellner willfährig und verbindlich, worauf ſein blondes Haupt in der Portierſtube verſchwand, um gleich darauf wieder aufzutauchen. „Bedaure ſehr,“ ſprach er in ſeiner gelaſſenen und milden Weiſe, „weder die Dame noch der Herr haben ſich bis jetzt eingeſchrieben.“

„Iſt ſie noch jung?“ erkundigte ſich der Fremde jetzt, gleichſam nur beiläufig.

„Eine noch junge und ſehr hübſche Dame.“

„Hochgewachſen?“

„O ja.“

„Blond?“

„Doch nicht.“

„Ich meine dunkelblond.“

„Aber ſehr dunkelblond,“ erwiderte der Oberkellner noch immer mit einiger Zurückhaltung, indem er den Nachdruck auf „dunkel“ legte. Er hatte eine ſehr diskrete Art, ſich auszudrücken und ſprach mild und ruhig.

„Iſt ſie die Tochter des älteren Herrn — oder,“ fügte der Fremde hinzu, als der andere die Achſeln zuckte, „ſeine Gemahlin?“

„Nicht wohl. Die Beziehungen ſchienen keine ſo vertraute.“

„Und woher kam das Paar?“

„Bedaure, nicht dienen zu können. Beide fuhren gleichzeitig mit anderen Fremden vor,“ berichtete der Oberkellner noch ausweichend. Indes ſchöpfte er doch aus dem vertrauenerweckenden Aeußeren des Herrn Doktors, ſowie aus der Teilnahme, die immerhin aus deſſen Erkundigungen leuchtete, und aus Erwägungen verſchiedener Natur Gründe genug zu etwas größerer Mitteilſamkeit.

Und ſo erfuhr jener noch folgendes.

Sofort nach ihrer Ankunft ließ ſich die junge Dame das Adreßbuch geben, verſah ein Billet mit der Aufſchrift und warf dasſelbe eigenhändig in den Schalter des Hotels. Hierauf nahm ſie noch am Schluſſe der Table d'hote teil, um ſich dann auf ihr Zimmer zurückzuziehen, das ſie unabhängig von ihrem Begleiter beſtellt hatte. Während nun der kahlhäuptige Herr im kleinen Saal für ſich allein ſpeiſte, kam ſie wieder in den Foyer herunter, verweilte beſonders in der oberen Fenſterniſche oder ging auf und nieder, verharrte wohl auch längere Weile auf derſelben Stelle, um wieder ruhelos über das Parkett hinzuſchreiten. Kurz, ihr Weſen verriet Ungeduld, als erwarte ſie jemand.

„Kam ſie mit dem Stettiner Nachmittagszug?“ warf hier der Fremde hin.

„Wohl möglich,“ lautete die Antwort.

„Und nun iſt ſie weg?“ erkundigte ſich jener im Tone leichten Geplauders.

„Allerdings. Gleich nach Ihrer eigenen Ankunft, Herr Doktor, verlangte ſie nach einem Wagen. Ich ſelbſt winkte einem Droſchkenführer, ſie ſtieg ein und fuhr weg.“

„Mit dem alten Herrn?“

„Nein. Der ſpazierte zu Fuß unter den Linden in die Stadt hinein.“

Jetzt erkundigte ſich der Fremde näher nach dem Fenſter, wo ſie verweilt, und da man nicht anſtand, ihm dasſelbe zu bezeichnen, begab er ſich in die Niſche, in welcher indes nichts Beſonderes zu bemerken war, als daß im Fenſterhauch der einen Scheibe ein mit der Fingerſpitze geſchriebenes Wort ſtand. Wegen der draußen herrſchenden Dunkelheit vermochte er es nicht gut zu leſen; ſo nahm er einen Leuchter von

dem Marmortiſchchen und hielt ihn nahe an die Scheibe. Aber die Buchſtaben waren ſchon etwas zerfloſſen. Es konnte Streber, Streben, aber auch Sterben heißen und war wohl ebenſo bedeutungslos, als es gedankenlos hingekritzelt war.

Der Fremde fing an ſich ſeiner Neugierde zu ſchämen, ſuchte ſeinen Platz im kleinen Saale wieder auf und äußerte beim Vorüberkommen dem Oberkellner gegenüber in einem Tone, als ob ihm alles andere keine beſondere Teilnahme einzuflößen vermöge:

„Ich dachte in der That, es ſei ein Kandelaber.“

2.

Wenn der Oberkellner, der eigentliche Geſchäftsführer des Hotels, in ſeiner delikaten Weiſe auch nicht that, als gebe er ſich beſonderen Gedanken über die Erkundigungen des Gaſtes hin, ſo war er doch der Ueberzeugung, daß, trotz der anſcheinenden Flüchtigkeit jener Nachfragen, denſelben ein tieferes Intereſſe zu Grunde liegen müſſe. Bloße Neugierde oder gar frivole Späherei würden ihn wohl, bei aller Verbindlichkeit ſeines Weſens, zugeknöpfter und ablehnender gefunden haben.

Indes faß der Fremde, ein junger Gelehrter, der auf einer Reiſe ins Ausland begriffen von Königsberg kam und die Fahrt bis zur pommerſchen Küſte zur See gemacht hatte, nachdenklich bei ſeinem Glaſe. In der Eingenommenheit von einer flüchtigen, doch tief nachwirkenden Begegnung an der See, nur mit halbem Augenmerk für anderes, hatte er hier im Foyer eine junge Fremde für eine Karyatide oder gar für einen Kandelaber angeſehen und dann an die Möglichkeit geglaubt, in ihr die ſchöne Frau vom Oſtſeeſtrande wiederzufinden, zu der alle ſeine Empfindungen zurückkehrten, während ihn doch der Zweck ſeiner Reiſe an einen anderen, entgegengeſetzten Pol wies.

Da das wirkliche Leben nur ausnahmsweiſe unſeren Hoffnungen durch romanhafte Zufälle zu Hilfe kommt, erſchien ihm bei nüchternem Betracht jene Illuſion als eine unbegreifliche Schwäche. Das Bewußtſein einer erſchlaffenden Schwärmerei drückte ihn. Er fühlte mit tiefer Verſtimmung, daß er die Freude an der geſtellten Aufgabe einbüßte, ſelbſt den Anlaß zu kurzem Verweilen in der Hauptſtadt aus den Augen verlor. Indem er ſo keineswegs erfreulicher Gedankenfolge nachhing, ſank auch ſein Körper ſchlaff in ſich zuſammen.

„Die Einſamkeit thut mir nicht gut!“ ſprach er für ſich, worauf er mit einemmal den Kopf hob und ſich in den Hüften aufrichtete: „Herr Oberkellner!“

„Was ſteht zu Befehl, Herr Doktor?“

„Wiſſen Sie zufällig, wo jetzt Geheimrat von Betting — oder kennen Sie überhaupt den Mann?“

„Dem Namen nach ſehr!“ lautete die Antwort in einem Tone, der hinzuzufügen ſchien: wir wiſſen doch auch unſere bedeutenden Männer zu ſchätzen!

„Als dankbarer Schüler und wärmſter Verehrer möchte ich dem alten liebenswürdigen Herrn meine Aufwartung machen. Es iſt wohl etwas ſpät, ſich anzumelden,“ fügte er die Uhr ziehend hinzu. „Doch iſt heute wohl Empfangsabend. Früher wohnte er Kronenſtraße.“

„Der Herr Geheimrat bewohnt jetzt ſein eigenes Haus — am Tiergarten“ bemerkte der Oberkellner, indem er ſich nach dem Adreßbuch umſah. „Indes, ob er ſchon aus der Sommerfriſche zurück ſein wird?!“

Der Fremde ſchien hieran nicht zu zweifeln, ließ ſich das Adreßbuch geben und einen Lohndiener zur Beſorgung einiger Billets beſtellen. beſchrieb noch einige Viſitenkarten, die er mit Couverts und Adreſſe verſah, übergab ſie dem Lohndiener und verlangte nach einem Wagen, indem er ſein Glas vollends austrank, den Handſchuh über die Linke ſtülpte, den Hut aufſetzte und das Hotel mit den Worten verließ:

„Um neun Uhr bin ich ſicher wieder da, — wenn jemand nach mir fragen ſollte!“

Draußen winkten, riefen, pfiffen unterdes Hausknecht und Portier eine Droſchke herbei, die den Fremden aufnahm. Raſch brachte ſie ihn durch das Brandenburger Thor, den Saum des Tiergartens entlang in eine jener ſchönen ſtillen Straßen, die von den Wohnſitzen einer beneidenswerten Geſellſchaftsklaſſe gebildet werden. Endlich hielt das Fuhrwerk vor einem villenartigen Gebäude, das, durch ein Vorgärtchen von den Nachbarnhäuſern getrennt, ſich als das Heim des verehrten Mannes erwies, dem der junge Gelehrte zunächſt ſeine Aufwartung zu machen wünſchte.

Der Geheimrat hatte ſchon ſeit Jahren ſeine akademiſche Lehrthätigkeit, doch nicht ſein Wirken

für die Wiſſenſchaft aufgegeben, wenn auch ſein Name meiſt hinter ſeinen Leiſtungen zurücktrat. Bis in ſein Alter hatte er ſich den Enthuſiasmus des Gelehrten gewahrt. Die ehrliche ſelbſtloſe Hingabe an die Sache, an die Forſchung ſelbſt, die neidloſe Anerkennung fremden Verdienſtes bei oft grillenhafter Verkennung und Verleugnung des eigenen, die Uneigennützigkeit und Opferfreudigkeit, mit der er ſtets bereit war, durch Rat und That wiſſenſchaftliche Beſtrebungen und Unternehmungen zu fördern: hatte dem alten Herrn die Verehrung weiter Kreiſe gewonnen, und bei vielen ſeiner früheren Schüler gab ſich eine Anhänglichkeit kund, die glänzenderen Namen oft verſagt bleibt.

Mit ſolchen Geſinnungen war denn auch Dr. Herbig gekommen. Aus dem Bedürfnis, ſich einmal wieder ſeinem hochverehrten, unvergeßlichen akademiſchen Lehrer vorzuſtellen, war zumeiſt ein kurzer Aufenthalt in der Hauptſtadt hervorgegangen. Doch gewährten jetzt, als er vor dem geſchmackvollen Hauſe ausſtieg, deſſen unerleuchtete Fenſter wenig Hoffnung auf Erfüllung ſeines Wunſches. Vorſorglich hieß er den Droſchkenführer warten und begab ſich zu vorläufiger Anfrage in das Haus, das, von einem abblühenden reichen Roſenflor umhegt, etwas von der Straßenlinie zurück ſtand. Schon unterm Eingang ſtieß er auf einen Mann, den Hausmeiſter oder Gärtner, der ihm auch ſofort bedeutete, daß die Herrſchaften leider verreiſt ſeien.

Als hierauf der Fremde verwundert fragte, ob der Herr Geheimrat noch nicht von der See zurück ſei, da er ſeines Wiſſens ſchon vor einigen Tagen Misdroy verlaſſen habe, — bejahte dies der Mann mit der Ergänzung, daß man daheim nur kurze Raſt gehalten, um mit der Anhalter Bahn weiter — an den Rhein — zu reiſen. Der Herr Geheimrat wolle einige in engeren Kreiſen verabredete, noch aufeinander folgende wiſſenſchaftliche Konferenzen nicht verſäumen; die gnädige Frau aber gedenke wegen einiger Angegriffenheit infolge der Seebäder zur ſchönen Herbſtzeit noch mitteldeutſche Wald- und Bergluft in Ruhe zu genießen. Und ſo vergehe heuer der ſchöne Herbſtroſenflor daheim ungenoſſen, ſetzte der Mann faſt klagend hinzu.

Indes gab der Fremde ſeine Karte ab, ſprach ſein Bedauern aus, die Herrſchaften nicht getroffen zu haben und begab ſich — mit einem Blick über die Gartenplanken und im Vorüberkommen eine überhängende Roſe pflückend, von welcher der Gärtner verſicherte, daß es eine ſelbſtgezogene, beſonders ſchöne und nach der gnädigen Frau genannte Varietät ſei — nach dem Wagen zurück. Er ſteckte die Roſe, deren Farbe ſich bei Nacht nicht gut unterſcheiden ließ, die aber eigentümlich duftete und ſich weich, feucht anfühlte, ins Knopfloch und fuhr weiter.

So freundlich das Anweſen und ſo ſehr es des Geheimrats Mittel erlaubten, teuer zu wohnen, blieb doch der Entſchluß des alten kinderloſen Herrn, ſich noch die Laſt eines Hausbeſitzes aufzubürden, bemerkenswert. Wie lange mochte er ſich deſſen noch erfreuen?! Aufrichtig leid that es dem jungen Gelehrten, daß er nicht, wie gehofft, mit dem väterlichen Freunde ſich über ſeine nächſten Aufgaben auszuſprechen, Fingerzeige, Aufſchlüſſe erhalten konnte, die ſeinen Reiſezweck förderten. Doch hatte das Bedauern über den verfehlten Beſuch auch einen weniger ſelbſtſüchtigen Grund; den größeren Anteil ſogar hatte die Erwägung, ob er dem Antlitz des ehrwürdigen Mannes je wieder begegnen würde, ob er nach jahrelanger Abweſenheit den unvergeßlichen Lehrer in dieſem Hauſe begrüßen dürfe, von welchem er jetzt als Andenken nichts mit in die Fremde nahm, als eine hinwelkende Roſe.

Mit ſolchen Betrachtungen fuhr er wieder durch belebte Straßen in die faſt taghell beleuchtete Stadt zurück. Da und dort ließ er halten; — wo es einen Bekannten zu ſprechen, einen Freund zu treffen galt, regelmäßig mit demſelben ſchlechten Erfolg, mit beſſerem dagegen überall, wo im Vorbeikommen kleine Einkäufe beſorgt werden konnten, wie ſie Reiſende zu machen pflegen. Zuletzt raſſelt der Wagen noch vom Spittelmarkt aus gedehnte, lange Straßen entlang in einen ganz neuen Stadtteil und hielt erſt wieder auf einem großen, vom Kanal durchſchnittenen Platze, der, von prächtigen Häuſern begrenzt, ſich nach Nord und Süd in hellbeleuchteten, mit Baumreihen bepflanzten, ſtattlichen Uferſtraßen fortſetzte.

Hier, in einem Eckhauſe, vor welchem bereits eine andere Droſchke hielt, wohnte nach Auskunft des Adreßbuches ein Univerſitätsfreund, mit welchem der Abend angenehm verbracht werden ſollte. Seinen Droſchkenführer verabſchiedend, ſtieg der Fremde die mit einem Teppich belegte, beleuchtete Treppe hinan und las die Namen der Bewohner von den Klingelſchildern; endlich auch den des Freundes, wobei er wider Willen Ohrenzeuge eines halb hinter, halb unter

der Thüre geführten Zwiegeſprächs zwiſchen Frauen wurde, welche, den Eingang ſperrend, ihn notgedrungen zum Warten veranlaßten.

„J, ſieh' mal, Sie kommen von auswärts!“ ließ ſich die Stimme eines Weibes vernehmen, das dem Ton und Ausdruck nach eine richtige Köchin oder Haushälterin war. „Na nu, wie geäußert. Und Sie werden verſtehen, Madamken, daß Herr Kammergerichtsaſſeſſor unter ſolchen Umſtänden weder heute, noch morgen, noch übermorgen zu ſprechen ſind. Herr Kammergerichtsaſſeſſor haben jetzt anderes im Kopfe!“

„Gerade dieſe Umſtände heiſchen dringend, daß ich ihn heute noch ſpreche!“ verſetzte im Umgangstone der gebildeten Klaſſen eine Frauenſtimme voll Wohllautes, dem nur der ſcharfe Nachdruck beſtimmten Entſchluſſes einigen Eintrag that.

„J, Gott bewahre, das kann 'mal nicht ſein!“ entgegnete die andere. „Stehen Sie ihm denn ſo nahe, daß Sie es durchſetzen möchten?“

„Das mag er ſelbſt entſcheiden!“ lautete die Antwort.

Die Fremde, welche übrigens mit merklich nordweſtdeutſcher Betonung der Silben ſprach, ſchien nicht gewillt, mehr zu ſagen, als der aufdringlich dreiſten Neugierde gegenüber unbedingt von nöten war.

„Na, hören Sie 'mal Madamken, wie war das mit der Entſcheidung?“ ließ ſich die andere wieder und zwar mit einiger höhniſcher Gereiztheit vernehmen. „Sind Sie etwa Herrn Kammergerichtsaſſeſſors ſeine Fräulein Schweſter oder ſonſtige auswärtige Blutsverwandte, ſind Sie?“

„Mehr als das!“ kam nach einigem Zögern als Entgegnung.

„Alle Wetter, mehr als das?“ wiederholte das Weib. „Iſt viel geſagt, Madamken. Und — wie iſt denn der werte Name?“

„Um den handelt ſich's hier weniger, als darum, ob der, in deſſen Dienſt Sie ſtehen, zu Hauſe iſt oder nicht.“

„Na nu“, fing das Weib jetzt an, „das iſt nu eklig mit den Damens! Ich habe ja geſagt, Herr Kammergerichtsaſſeſſor ſind vor einer halben Stunde ausgegangen.“

„Wohin, wenn man fragen darf?“

Das Weib zögerte, erklärte dann aber: „zu Herrn Kommiſſionsrat Patzky, wenn Sie die Familie kennen.“

„Wo wohnt der?“

Wieder ſäumte das Weib mit der Antwort, wohl verblüfft durch den hervorleuchtenden Entſchluß. Dennoch nannte ſie hierauf Straße und Hausnummer.

„Iſt es weit von hier?“ erkundigte ſich die Dame noch unter der Thüre.

Das Weib ließ ein „Gottbewahre!“ hören und beſchrieb dann mit geläufiger Zunge den Weg: vom Oranienplatz den linken Hafendamm entlang, um das Engelbecken herum, an der Michaelskirche vorüber gegen Bethanien zu, aber nicht rechts über die Brücke, ſondern links hinein, dann rechts in die Querſtraße gleich das zweite oder dritte Haus. Man könne aber auch gleich hier über die Oranienbrücke auf das andere Ufer ſchräg in die Straße hinein, dann rechts, dann links, immer gradaus über die Brücke, zuletzt rechts in die richtige Straße: es ſei gar nicht zu fehlen.

Die Fremde dankte und trat, wohl ſo klug als vorher, vollends heraus, während das Weib noch nachrief:

„Nichts zu danken, Madamken, gute Nacht und fallen Sie man nicht ins Waſſer.“

Der junge Gelehrte war mit dem Hute in der Hand beiſeite gewichen, um der Dame den Weg frei zu laſſen, die von ſeinem Anblick etwas betroffen, doch ohne weitere ſichtliche Verwirrung ſeinen Gruß mit einer ſtummen Beugung des Hauptes erwiderte, dann, ohne ſich nochmals umzuſchauen, mit einer gewiſſen entſchloſſenen Haſt die Treppe hinunter eilte. Da ſie den Schleier herunter geſchlagen hatte, war von ihren Zügen nichts wahrzunehmen. Aber es war eine geſchmeidige ſchlanke Figur von eleganter Haltung und Bewegung. Ueber dem Gewande von dunkler Bronzefarbe trug ſie einen faſt gleichfarbigen Ueberwurf. So viel man von ihrem Haar ſehen konnte, war es kraus und ſchwarz. Zu weiteren Beobachtungen ließ ihr raſches Verſchwinden dem Nachblickenden keine Zeit.

Als unterdeſſen die Haushälterin den Fremden bemerkte, zupfte ſie raſch ihr Halstuch zurecht, ſtrich mit der Hand über die Schürze und frug mit verbindlich zugeſpitzten Lippen nach deſſen Begehr.

„Alſo Aſſeſſor Steuber iſt nicht zu ſprechen?“ ſagte er kurz.

„Leider, mein Herr. — Kammergerichtsaſſeſſor Steuber ſind nicht zu ſprechen, wie ich eben dem Frauenzimmerchen da geäußert habe,“ verſetzte ſie mit einem verſtändnisinnigen Blick,

während ihm ein gewiſſer mit Liqueurduft vermengter Küchengeruch das Weib noch unangenehmer machte. „Sie müſſen es ja gehört haben, werden Ihr Teil gedacht haben, hi, hi, hi! Schon wie ſie kam, ſagte ich mir: da iſt was los! Und richtig!“ fuhr das überſchwenglich vertrauensvolle und unnatürlich redſelige Weib mit unnachahmlichem Augenaufſchlag fort. „Nein, das war einzig! Hab' gemeint, ich ſoll ſticken! Und wer iſt ſie? ‚Mehr als das!‘ Sie haben ja gehört. Aber eine Thränendrüſe iſt das nicht, — nein, alles was recht iſt — eine Thränendrüſe iſt das Frauenzimmerchen nicht. Der Herr Gerichtsaſſeſſor,“ lenkte ſie auf eine ungeduldige Gebärde des Fremden ein, „Herr Kammergerichtsaſſeſſor Steuber haben ſich nämlich für den Abend zu den Schwiegereltern begeben. Reiche Leute, ſehr reiche Leute.“

„Er iſt alſo verheiratet?“

„Noch nicht. Aber morgen ſoll Hochzeit ſein. Und da kommt nun das Frauenzimmerchen daher, na! Aber eine Thränendrüſe iſt es nicht.“

„Bitte, hier meine Karte mit — Glückwunſch,“ unterbrach der Fremde die überſtrömende Mitteilſamkeit, indem er ein ‚gratulor‘ hinzukritzelte und ſich beeilte, wieder ins Freie zu kommen.

Da ſeine Droſchke weggeſchickt, eine andere nicht vorhanden und von der jungen Dame nichts mehr zu ſehen war, ſchlenderte er den Hafendamm entlang mit Gedanken an das eben Erlebte und an ſein Mißgeſchick, das ihn keinen ſeiner früheren Freunde treffen ließ. Die Nacht war friſch, faſt rauh. Das abfallende Laub der Linden- und Kaſtanienallee raſchelte zu ſeinen Füßen. Im Scheine der Gaslaternen glänzte da und dort zwiſchen den ruhenden Frachtbooten unheimlich die träge, dunkle Flut des Kanals auf, deren Dämpfe als merkliche Nebelſchicht an den Rändern hingen. Auf den Bürgerſteigen des Kanalufers, längs der ſchönen Häuſerreihen herrſchte zu dieſer Stunde nicht das ſonſtige Leben. Die Fabriken hatten ſich bereits früher entleert, die Theater gefüllt. Köchinnen und Hausmägde hatten zumeiſt noch daheim zu thun. Nur die Grenadiere vom Urban her trieben ſich durch das Waſſerthor zahlreicher auf den Hafendämmen umher, um ſich bis zum Zapfenſtreich noch der Freiheit und ihres jungen Kriegerlebens zu erfreuen.

Weniger von dieſen Beobachtungen als von ſeinen Grübeleien in Anſpruch genommen, war der Spaziergänger an das ſchöne, große Waſſerbecken gelangt, das ſeinen glücklichen Namen von dem vergoldeten Bilde des Erzengels überm Portal der gegenüber ſich erhebenden katholiſchen Michaelskirche führt. Die reizende Umgebung des ſchönen Kuppelbaues jenſeits des Waſſerſpiegels, für ihn ſo gut wie neu, nahm ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr in Anſpruch, daß er zu längerer Betrachtung ſich nach einem günſtigen Standpunkt umſah, den ihm ein Kandelaber zu bieten ſchien — ſeltſamerweiſe wieder ein Kandelaber —, welcher dicht am Rande des Engelbeckens im Dunkeln ſtand. Mit den gewöhnlichen Gasleuchtern ringsum war eine Verwechslung nicht möglich. Allein, es konnte ein Kandelaber ſein, der hier für außerordentliche feſtliche Gelegenheiten als Fackelträger angebracht war. Als er jedoch näher kam, bemerkte er nicht ohne Betroffenheit, daß er derſelben Täuſchung in derſelben Weiſe verfallen war, wie im Foyer ſeines Hotels. Da ſtand, wie nicht länger zu verkennen, eine dunkle Frauengeſtalt, die regungslos in die Flut des Engelbeckens blickte, während auf dem Fahrdamm daneben eine Droſchke langſam daher rollte und nun völlig ſtill ſtand. Die harrende Dame ſchien es nicht wahrzunehmen.

Was feſſelte ſie ſo ſehr an die Stelle, was erregte dieſe verſteinernde Aufmerkſamkeit da unten? Was ſtarrte ſie ſo unbeweglich hinunter in das feuchte Element? Zog ſie der Reflex des Gaslichtes ſo ſehr an? Stand ſie in brütender Betrachtung oder in Ungewißheit über den Weg und die zu verfolgende Richtung? Herbig, nicht mehr im Zweifel, daß er die Fremde vor ſich habe, die er vor der Thüre des Freundes getroffen, erwog mit einer Regung ernſten Mitgefühls für die Einſame, ob er ſich ihr mit ſeinem Rat oder Beiſtand aufdrängen dürfe, ob er ihr ſeinen Schutz anbieten ſolle, oder ob das Zartgefühl überhaupt ein Dazwiſchentreten zulaſſe, eine Störung ihrer Einſamkeit erlaube. Im Begriff ſich zurückzuziehen, um aus achtungsvoller Entfernung über ihre Schritte zu wachen, bemerkte er, daß ſie plötzlich zuſammenſchreckend das Haupt hob. Als ob ſie jetzt erſt ſeine Nähe inne geworden, gab ſie ihre ſeitherige Haltung haſtig auf und eilte ſcheu, vom Rande des Engelbeckens hinweg, indem ſie im Bogen auswich, der Droſchke auf dem Fahrdamm zu, worauf der Wagen mit ihr in beſchleunigter Fahrt um das Waſſer und die Häuſerreihe des Engelufers entlang rollte.

Noch eine Weile ſtand Herbig und ſah dem

davonjagenden Gefährt nach, bis deſſen Geräuſch in der Ferne erloſch. War die Fremde wirklich entſchloſſen, ſeinen Freund auch im Schoße der Familie ſeiner Braut aufzuſuchen? Daß hier Beziehungen von ſehr delikater Natur vorlagen, war leicht zu ermeſſen. Was er von der Unbekannten gehört und geſehen, ſtellte ſie keineswegs unter das Niveau der guten Geſellſchaft. Ihr Auftreten verriet, trotz jenes auffälligen Schrittes, weniger unweibliche Dreiſtigkeit als den Ernſt unbeugſamen Entſchluſſes und hielt ſich, abgeſehen von der Unerklärlichkeit ihres Vorhabens, ſtreng genug in den Grenzen der Schicklichkeit. Welchen Grund hatte ſie, den Bräutigam einer anderen noch am Abend vor der Hochzeit ſprechen zu wollen? Welcher Endzweck führte ſie zu dieſem Behuf in die Hauptſtadt?

Solche Fragen und daran ſich knüpfende Gedanken begleiteten ihn, als er ſich von der Umgebung des Engelbeckens ab und wieder nach dem Mittelpunkt der Stadt zurückwandte. Nachdem er die belebte Brücke hinter ſich hatte und in verkehrreiche, elegante Straßen zurückgelangte, blieb er da und dort betrachtſam ſtehen und wollte ſich allmählich den Linden wieder nähern, um nach ſeinem Hotel zurückzukehren, als er an einer Geſellſchaft von mehreren Damen vorüber kam, welche im Geleite eines Herrn lautſprechend eben um die Straßenecke bog. In der Stimme des Herrn, welcher die kleinſte der drei Damen am Arme führte, glaubte er ſich nicht zu irren. Indem er den Plaudernden in nicht auffälliger Weiſe folgte, beſtätigte ihm, als ſie in ein Modemagazin eingetreten waren, ein Blick durch die großen Spiegelfenſter, daß er ſich nicht getäuſcht hatte. Der Begleiter der Damen war Kammergerichtsaſſeſſor Steuber. Nun trat auch Herbig ein. Konnte er ſich doch gelegentlich noch mit einigen Kleinigkeiten für die Weiterreiſe verſehen und dabei den Freund ſprechen, den ihm das Schickſal nun dennoch in die Hände führte.

Aſſeſſor Steuber hatte ſich in den Jahren, daß ſich die Freunde nicht mehr geſehen, nur wenig verändert. Er kleidete ſich noch mit derſelben modiſchen Peinlichkeit, die ihn ſchon auf der Univerſität vor andere ausgezeichnet hatte, ſchwang die noch immer einnehmende Geſtalt mit derſelben leichten Tournüre, wie ſonſt. Erſt bei genauerer Betrachtung zeigten die von den Augenwinkeln ausgehenden unzähligen kleinen Fältchen, dann auch das über der Stirne dünner gewordene Haar, daß die Zeit nicht ganz ſpurlos an ihm vorübergegangen war.

Bei einer zufälligen Wendung in dem prächtig erleuchteten Raume ſtand er plötzlich dem Freunde gegenüber, ſchien denſelben jedoch nicht zu erkennen und wandte ſich wieder zu den Damen. Als aber deutlich und laut genug ſein Name ausgeſprochen wurde, kehrte er ſich ſcheinbar unangenehm überraſcht, wieder um, drückte das Monocle ins Auge, ließ es wieder fallen und eilte dann mit ausgeſtreckter Hand dem Freunde entgegen.

„Herbig, du hier! Wie freut mich das!“ ſprach er, deſſen Rechte drückend, und ſchien auch in der That erfreut, ſchritt aber dennoch erſt, als die Damen, aufmerkſam geworden, näher traten, zu der üblichen Vorſtellung. Mit etwas breitmäulig blödem Lächeln, das einigermaßen ſchadhafte Zähne zeigte, nahm die kleine unſcheinbare, aber reichgekleidete Braut die Glückwünſche des Fremden hin. Auch die beiden anderen wurden ins Geſpräch gezogen — eine längliche mittelalterliche Schweſter der Braut mit erdfahlen hohlen Wangen und rauher Männerſtimme, ſowie eine nicht verwandte blonde Dame von wohlwollendem Geſichtsausdruck, eine jener Frauen, denen jedermann ſofort vertraut und in die ſich niemand verliebt. Es war ein Fräulein Lenz und zufällig mit den Patzkys und dem Bräutigam zuſammengetroffen.

Natürlich erfolgte eine Einladung zur Hochzeit, auch mit ſittig verſchämtem Wiſpern ſeitens der Braut. Allein Doktor Herbig, auf einer Romfahrt begriffen, fand Entſchuldigungen genug, die bei dem Aſſeſſor bald durchſchlugen, da der Freund ſchon am Abend des folgenden Tages in Halle eintreffen mußte, um mit einem mitreiſenden Kollegen noch einige Vorbereitungen zu treffen.

„Schon, daß ich hier verweile,“ bedeutete Herbig, „iſt wider Plan und Verabredung. Sonſt hätte ich gerne dieſe nordiſchen Herbſttage an der See zugebracht.“

„Die Abende und Morgen daſelbſt ſind doch ſchon recht rauh und nebelig,“ meinte hier Fräulein Lenz. „Wir bedauerten unſere Heimreiſe nicht, da Bettings ohnehin noch an den Rhein wollten.“

„Sie kennen, meine Verehrte, den Geheimrat Betting?“ fragte Herbig.

„Beſſer deſſen Frau,“ war die Antwort. „Sie iſt meine vertrauteſte Freundin.“ Und

Digitized by Google

dabei warf ſie einen Blick auf die Roſe an Herbigs Ueberrock, als ob ſich ihr dieſelbe durch Farbe und Geruch kenntlich mache.

Herbig überſah es, von einer anderen Erinnerung in Anſpruch genommen, während die beiden Patzky ſich wieder der Auslage zuwandten.

„Und Sie waren mit in Misdroy?“ fragte er.

„Volle drei Wochen.“

„So!“ äußerte der junge Gelehrte und ſah wie abweſend vor ſich hin. „Das iſt mir ja ſehr intereſſant!“ entſchlüpfte ihm. Dann ſchwieg er gleichſam betroffen über dieſe unwillkürliche Aeußerung. War es ſchicklich, nunmehr Erkundigungen nach der unbekannten hohen Frau einzuziehen, die gleichzeitig dort geweilt hatte? Indes er überlegte, wie mit dem Schein der Unbefangenheit die Rede auf deren Erſcheinung gebracht werden konnte, wurde jedoch Fräulein Lenz von der Schweſter der Braut an den Auslagetiſch gerufen, dem auch der Bräutigam alle Aufmerkſamkeit wieder zuwandte.

„Komm,“ ſprach er munter zum Freunde, „laß dich ebenfalls ins Intereſſe am Stoff ziehen und ſtehe uns bei der Wahl mit dem äſthetiſch gedrillten Geſchmack zur Seite.“

Während dieſe Worte fielen, traten noch andere Beſucher des Magazins ein, unter ihnen eine junge Dame von ſchlanker Figur in dunkelm Gewande. Sofort hatte Herbig in ihr die Fremde vom Oranienplatz und Engelbecken erkannt. Mit begreiflicher Spannung folgte er ihren Bewegungen, da ſie ſich der langen Tafelbarriere näherte, hinter welcher elegante Commis ab- und zuliefen. Sie fand — ob gefliſſentlich ließ ſich nicht erraten — ihren Platz ganz in des Freundes Nähe, der jedoch ahnungslos, von ſeiner Braut und deren Schweſter an den Auslagetiſch gezogen, nur die Warenballen im Auge hatte, welche von den Commis herbeigeſchleppt und aufgerollt wurden. Gleichzeitig eilten andere Bedienſtete des Geſchäfts den neu hinzutretenden Kunden entgegen. Ruhig an ihrem Platze ausharrend, wartete die junge Dame, bis einer der Commis Zeit für ſie finde und ſchien durchaus keinen Anlaß zu dem Auftritt geben zu wollen, den Herbig bei ihrem Eintritt befürchtet hatte. Endlich wandte ſich einer der jungen Leute an die mit beſcheidener Geduld Ausharrende:

„Was befehlen Sie, mein Fräulein?“

„Eine kornblaue Damaſtbinde,“ antwortete ſie vernehmlich.

So einfach die Antwort, hatte ſie doch eine ſeltſame Wirkung, die indes nur von Herbig beobachtet wurde, da die übrigen Beſucher des Magazins allzuſehr von der Muſterung der vorgelegten Stoffe in Anſpruch genommen waren. Noch immer auf die Auslage niedergebeugt, ſchnellte nämlich Freund Steuber bei jenen Worten förmlich empor, wandte mit krampfhaftem Ruck den Kopf und ſah mit verfärbten Wangen und dem Ausdruck tödlicher Beſtürzung auf die junge Dame. Um die Halsbinden prüfen zu können, hatte ſie den Schleier zurückgeſchlagen, ſo daß ein zwar bleiches, doch feines, von ſchwarzem Haar umrahmtes Geſicht mit rotem, faſt üppigem Munde, aber ſonſt ſehr vergeiſtigten Zügen zum Vorſchein kam. Dabei heftete ſie den dunkeln Blick nur einmal und wie zufällig auf den Aſſeſſor.

Er vermochte ihn nicht auszuhalten. Die Augen ſenkend kroch er förmlich in ſich zuſammen. Faſſungslos, tief gebückt, wie verſunken in den Anblick der vor ihm ausgebreiteten Stoffe ſtand er, während die Fremde ruhig die vorgelegten Seidenbänder muſterte. Plauderten ſeine Braut und deren Schweſter kaufluſtig, arglos eifrig in ihn hinein, ſo nickte er nur mit blödem Lächeln ihrer Meinung zu, ohne den Blick zu erheben oder ein Wort fallen zu laſſen.

Dem Freunde, dem nichts entging, ſchien es Zeit, ihn aus dem unwürdigen Banne zu löſen. Er legte ihm die Hand auf den bei der Berührung zuckenden Arm und ſagte, ſich verbeugend:

„Geſtatten Sie, meine Damen, mich kurz zu verabſchieden und den Freund auf wenige Minuten entführen zu dürfen. Bitte, mein Lieber, geleite mich nur vor die Thüre.“

Der Kammergerichtsaſſeſſor richtete ſich mit bereitwilliger Haſt empor und ging, des Freundes Hand in der ſeinen, ohne weiteres mit hinaus. Draußen wandelten beide mehrmals ſchweigend auf und ab. Jeder ſchien dem anderen das erſte Wort überlaſſen zu wollen.

„Als ich dich beſuchen wollte,“ begann endlich Herbig, um dem anderen den Anſtoß zum Ausſprechen über ſeine Lage zu geben, „traf ich eine junge Dame vor deiner Wohnung mit gleicher Abſicht. Erwarteſt du jemand von außen zu deiner Hochzeit? Eine nahe Anverwandte, ein Bäschen?“

„Nicht, daß ich wüßte!“ antwortete Steuber mit gelaſſener Beſtimmtheit nach wieder gewon-

nener Fassung. „Wohl ein Mißverständnis, eine Verwechslung. Lassen wir ex nexu! — Die frische Nachtluft thut so wohl!“

„War dir unwohl?“

„Nun ja, ein wenig. So unerwartet, plötzlich überkam es mich. Indisposition! Kongestionen! Die Luft da drinnen ist so beklommen. Man ist als ein Stück Staatshämorrhoidarius Anfällen von Schwäche, Uebelkeiten infolge von Ueberarbeitung unterworfen. Wir sind geplagte Leute, Justitia ist blind für die Leiden ihrer Jünger. Hypochondrie, Neuralgie, Abspannung — kurz, es hat sein Unangenehmes — sprechen wir nicht mehr davon — es ist vorüber. Doch treten wir aus dem Licht, die Gasflammen blenden so!“

Und nun sprach er über die ungleichartigsten Dinge rasch, flüchtig, heiter, lachte sogar einigemal über seine eigenen Einfälle, verfiel allerdings dazwischen in grübelndes Schweigen, um dann mit besonnenem Ernst sich über dies und jenes zu äußern, worauf er abspringend wieder zungenfertig gewandt von allem möglichen redete, nur nicht von dem zunächst gelegenen, nicht von dem fremden Mädchen und nicht von seiner Hochzeit. Ja, er vermied jede Andeutung, jedes anspielende Wort, behielt aber gleichwohl, auch aus größerer Ferne, die Ausgänge des Modemagazins im Auge. — Den Freund konnte seine weltmännische Haltung über seinen Gemütszustand nicht täuschen.

Mittlerweile war einmal die unansehnliche Gestalt der Braut unter der Thüre erschienen, um sich nach dem Verlobten umzusehen. Unruhig geworden über dessen Verbleiben, ohne seinen Rat und Beistand bei der Wahl der Stoffe, kamen die Damen zuletzt samt und sonders heraus und schauten, ohne eingekauft zu haben, verstimmt und verdrießlich sich um.

Auf dies hin berief sich Steuber auf die Ungeduld der harrenden Frauen, griff zu letztem Druck nach des Freundes Hand und ließ sie mit den Worten: „Also, wenn du dich durchaus nicht aufhalten lassen willst, lebe wohl!“ wieder hastig fahren, indem er sich den Damen anschloß und mit denselben so eilig den Platz verließ, daß Herbig keine Zeit mehr zu einer letzten Verbeugung vor den Frauen fand.

Im Grunde bedauerte er dies bloß, weil er nicht mehr mit Fräulein Lenz über das Leben an der See sprechen konnte. Er warf nur noch einen Blick in die Ladenräume des Magazins, ob auch das Mädchen aus der Fremde dieselben verlassen habe. Man war eben im Begriff die Auslage zu schließen. So hielt denn Herbig eine langsam daherfahrende leere Droschke an und fuhr unmittelbar nach seinem Hotel unter den Linden zurück.

3.

Beim Eintritt in das Hotel hörte der Heimkehrende, als er sich schon auf der Treppe erkundigte, daß ein Herr dagewesen, der seiner Aussage zufolge brieflich herbestellt worden sei, ohne zu wissen, von wem. Herbig überlegte. Er hatte doch zu den versendeten Billets seine Adreßkarte selbst benützt! — Ob der Herr nichts hinterlassen habe, fragte er in die Portierloge hinein. — Nichts, als daß er wiederkommen wolle. — Wie er ausgesehen? — Ziemlich groß, hager, vorgebeugt, grünliche Brille, eine Papierrolle im Rocke, — Schuhwerk, Haar und Bart schwärzlich — beschrieb ihn der schwärzliche Kellner, indes der Portier auf blauer Brille und aschfarbigem Aussehen bestand.

Kopfschüttelnd schritt Herbig weiter, nach einer bequemen Rückzugsecke umschauend. Auf des Kellners Versicherung, daß noch überall Platz, die meisten Gäste noch im Theater seien, begab er sich in den nächsten Speisesaal, wo bereits einzelne Fremde oder auch Gruppen mit Damen saßen. Er wies vorläufig Wein- und Speisekarte zurück, ließ sich bloß Selterwasser und Zeitungen bringen, las, was er schon oft gelesen, zuletzt auch die Inserate, und versank endlich aus Langeweile, während die Räumlichkeiten sich allmählich mehr füllten, in Träumerei.

Ihn reute der verlorene Tag, den er glücklicher an der Ostsee verleben konnte. Von allen, denen er seine Anwesenheit gemeldet, hatte sich keiner — den Aschgrauen rechnete er vorläufig nicht — eingestellt oder auch nur schriftlich entschuldigt. Eine große Bitterkeit schlich sich bei ihm ein, der Gedanke an die Wertlosigkeit so vieler Bekanntschaften. „Ein Wintertag — und tot sind alle diese Fliegen!“ Und einen hatte er unter Umständen getroffen, die vertrauten Verkehr ausschlossen, in einer Zwangslage, von Gewissensregungen erschüttert, niedergedrückt durch jene Fremde, deren Augen scheu auszuweichen er gewiß allen Grund hatte. Aber mit dessen rascher Verabschiedung war auch die Gelegenheit entzogen, bei jenem Fräulein Lenz Erkundigungen einzuziehen nach der schönen Frau vom Ostseestrande, die seine Gedanken, seine Ge-

Digitized by Google

fühle beherrſchte, wie keine vorher. Im Geiſte verſetzte er ſich wieder an die Küſte, verlor ſich allein in die Oede der Dünen, wo ihm die herrliche Erſcheinung geworden war. Kein anderer Laut ſchlug da zwiſchen Sand und Welle an ſein Ohr, als weit draußen der Möwenſchrei und, wenn dieſer verſtummte, das trübe Raſſeln des Strandhafers im Winde, der taktmäßig dumpfe Anſchlag des Meeres. Betrachtſam ſtill ſaß er, in die Weite blickend, verloren in ſehnſüchtige Träumerei, ſich und ſeine Umgebung ganz vergeſſend, — als ihm plötzlich ſein voller Name vernehmlich ins Ohr klang.

Im Augenblicke war ihm zu Mute, wie Irwings Rip van Winkle, den in der Wildnis der Katskillberge am Hudſon eine unbekannte Stimme bei Namen rief — oder auch wie dem Studenten von Alcala, der im verlaſſenen Dachſtübchen Le Sages hinkenden Teufel in einer Phiole ſeufzen hörte. Aufblickend fand ſich Herbig in der eleganten Umgebung eines Speiſeſaales ſeines hauptſtädtiſchen Hotels, — und vor ihm ſtand ein bis zur Halsbinde zugeknöpfter Herr mit grünlicher Brille, aſchfarbenen Wangen, gebeugtem Haupte, vorgeſtreckter Hand. Derſelbe konnte ein Pädagog, ein Gelehrter, ein Schriftſteller oder etwas anderes ſein und ſah wie ein abgegriffenes Lexikon im Futterale aus, entſprach übrigens der Beſchreibung des Kellners und Portiers. Aus der Ueberrocktaſche guckte die erwähnte Papierrolle faſt aufdringlich.

„Bruno Herbig kennt mich in der That nicht mehr," ſagte der Herr in jener gebrochen hohen Tonlage wiſpernd, wie man es bei norddeutſchen Gelehrten nicht ſelten findet. „Dräſow," fügte er ſich vorſtellend hinzu, „Dr. Daniel Dräſow".

Herbig hatte bereits die dargereichte Rechte ergriffen. Freilich Dräſow — wie konnte er's überſehen! — Dräſow, der ſchon als Student bei großem Fleiße ſich kümmerlich durchgeſchlagen, dennoch nicht zu einem praktiſchen Lebensberuf zu beſtimmen war und ſich jetzt im Jammer deutſchen Privatdocententums als Repetent an der Univerſität und mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten forthalf. Herbig hatte ſeiner in der That vergeſſen, konnte ſich auch nicht entſinnen, ihn von ſeiner Anweſenheit benachrichtigt zu haben, ſprach aber gleichwohl lebhaft ſeine Freude darüber aus, daß doch einer der alten Bekannten den Abend mit ihm verbringen wolle.

Er war in Wirklichkeit dem Zufall dankbar, der ihm einen Studienfreund zugeführt hatte. Nichts verſtimmt mehr, als in einer Stadt, wo man Freunde hat, am Abend fremd unter Fremden zu ſitzen. Indem er fürs erſte Grund und Urſache der Erſcheinung Dräſows im Hotel dahingeſtellt ſein ließ und dem Zweck derſelben nicht weiter nachfragte, lud er mit aufrichtiger Herzlichkeit, liebenswürdiger Zuvorkommenheit beim freundlichſten Empfang den Stubengelehrten zum Sitzen ein und rief nach Wein- und Speiſekarte. Ein Refüs ließ er nicht gelten, wenn auch Dräſow, ſeinen Ueberrock mit der Papierrolle ablegend, eifrig verſicherte, daß er bereits geſpeiſt — „ganz in der Nähe!" Raſch war ein gutes Souper für zwei und vorläufig eine Flaſche Markobrunner beſtellt.

Es war in der That nötig, daß er für Dräſow entſchied. Denn der ſuchte noch immer auf der Weinkarte nach dem billigſten umher, konnte ſich durchaus nicht in den Luxus eines Soupers im feinen Hotel finden und ſchlug endlich eine frühere Stammkneipe vor — „ganz in der Nähe!" — wo man bei einem kleinen Kommers willkommen wäre.

Jedoch Herbig ſchüttelte ſich. „Nein!" ſagte er beſtimmt, indes der Kork ſprang, worauf er raſch einſchenkte und auf alte Freundſchaft anſtieß. „Bin froh, dem Grölzen vom ſchwarzen Walfiſch zu Askalon entronnen zu ſein. Ein altes hehres Studentenlied hört man da nicht mehr. Weißt du: ‚Auf des Geiſtes lichtgewohnten Schwingen!'"

Dräſow ſah ihn verſtändnisinnig an, dachte dabei an die Koſten des Soupers, an die „Magie des Reichtums," griff bald zur vertraulichen, bald zur höflichen Anrede (Herbig machte es indes auch nicht anders), langte übrigens mit Appetit zu, nachdem einmal aufgetragen war.

„Und nun, Dräſovius, wie geht es Ihnen?" fragte Herbig teilnahmsvoll.

„Wie ſoll es, ohne Moneten von Haus aus, einem deutſchen Privatdocenten ergehen? Ich eſſe Luft und werde mit Verſprechungen geſpeiſt, aber nicht fett dabei, wie der feiſte Dänenprinz."

„Zugegeben. Was haben Sie jetzt unter der Feder?"

„Ich ſchreibe meine Aeſthetik der Karrikatur fertig. Allein, ein anderer Buchhändler ſucht mich zu einem Kommentar über Leſſings Dramaturgie-Briefe zu beſtimmen. Und dieſer Verleger, der mir das neue Offert gemacht . . ."

„Bringt ſich um, wenn Sie nicht annehmen. He?“

„Das gerade nicht,“ verſicherte Dräſow, „allein, er hat mich doch vor meinem ſeitherigen Buchhändler ernſtlich gewarnt.“

„Und ſo ſchenken Sie ihm natürlich Ihr Vertrauen. Das erinnert mich an eine Geſchichte, darf ich ſie erzählen? Gut. — Da kommen gleichzeitig ein Engländer und ein Franzoſe in einem rheiniſchen Hotel an. Letzterer nimmt den Wirt beiſeite: ‚Nehmen Sie ſich vor dieſem ſemmelblonden Anglais in acht, ein großer Filou!‘ — Darauf kommt der Semmelblonde im Vertrauen: ‚Hüten Sie ſich vor jenem ſchwarzbärtigen Halunken, ich kenne ihn.‘ — Und der Wirt denkt: Welche gegenſeitige Verkennung! Eines Tages gegen Schluß der Saiſon waren beide ohne Zahlung und mit einem Teil des Silberzeuges verſchwunden, um ihr Heil anderswo zu verſuchen.“

„Und die Moral der Geſchichte?“ wiſperte Herbigs Gaſt.

„Müſſen Sie ſich ſelbſt ziehen, Dräſovius. — Wie kommen Sie übrigens dazu, einen Kommentar ſchreiben zu wollen?“

„Ich dächte doch, man könne über alles einen ſchreiben.“

„Allerdings. Eine paſſende Beſchäftigung für einen alten Herrn, der noch ein bißchen mit Tinte ſudeln will. Wie ging es mit Ihrem letzten Buche?“ erkundigte ſich Herbig weiter.

Dräſow trank, winkte verdüſtert ab und aß dann weiter.

„Das Buch war gut,“ ſagte er, „aber — die Kritik, wiſſen Sie, die Kritik! Sie ſoll anregen, erheben. Die Welt hat ſich jedoch umgekehrt. Das Urteil liegt heute bei der unreifen Jugend.“

„Die wählte ſtets gerne dieſen Tummelplatz,“ ergänzte Herbig. „Wie ſchreibt Lord Byron an den jungen Freund? ‚Sie kritiſieren ſehr ſcharf, mein Kind —, wenn Sie einmal älter ſind, bleiben Sie von allem unbefriedigt und werden niemand übel behandeln!‘ Alſo, lieber Dräſow, keine Schwäche! Da gibt's zweierlei. Entweder Sie beachten den Tadel nicht, oder machen es ein andermal beſſer. Freilich, unter Umſtänden gibt es noch ein Drittes.“

„Das wäre?“

„Sie laugen Ihren Gegner gehörig ab und bearbeiten ihn mit dem ironiſchen Bügeleiſen. Oder, ſchlagen Sie ihm doch einmal mit Thors Hammer um den Kopf.“

„Wer das vermöchte!“

„Zum Teufel auch, ſo fahren Sie ihm mit der Feder tüchtig durch die Ohren, heften Sie ihn mit dem Stift an die Wand! Nur kein litterariſches Gezänk! Gleich den Kerl wie eine Melone zerſchneiden, wie einen Kürbis zerhacken. Dann Beſſeres ſchaffen, wenn man ſich hierzu nicht gleich von vornherein entſchließen kann. Ergo bibamus!“

Dräſow ſeufzte, nachdem er ſein Glas geleert hatte.

„Muß mich wohl dem Modegeſchmack anbequemen,“ ſagte er dann. „Mode macht Brombeeren teuer wie Ananas! Nicht an die Kunſt oder Wiſſenſchaft hält ſie ſich, ſondern an deren Schein. Ich werde es mit einem Eſſay über die Bartſeife der Trojaner verſuchen. Oder mit etwas recht Modernem, mit einer laut verkündeten, rüſtigen Dummheit. Wiſſen Sie mir keine?“

Herbig dankte für das ſchmeichelhafte Vertrauen, konnte jedoch im Augenblick nicht dienen. Indes fuhr Dräſow fort, Meſſer und Gabel fleißig gebrauchend.

„Und was iſt es mit Ihnen? Haben Sie das baltiſche Weſen ſatt und wollen es mit unſerem lumen orbi verſuchen? Oder treffen Sie Vorbereitungen zu einer Entdeckungsreiſe in die Mongolei, Sie Ethnograph?“

„Nein, Freund! Morgen ſchon geht es ſüdwärts auf meiner zweiten Romfahrt!“

„Glücklicher! Könnte ich mit!“

„Nicht doch. Sie blieben überall ſtehen, längſt geſammelte Notizen nochmals zu ſammeln; ich müßte weiter. Aber, wollen Sie keine Zuſpeiſe zum Rumpſteak, etwa eine Salzgurke?“

„Ich ziehe mit Petrarca Rotrüben vor.“

„Und mit Taſſo Malvaſier!“ meinte Herbig, wieder zur Weinkarte greifend. „Lauras ſcheinheilig langweiliger Anbeter ſoll hier nicht allein über Sie beſtimmen.“

„Muß es ſein, dann Claret!“ fiel Dräſow ein und meinte, während der Bordeaux beſtellt wurde: „Schade, daß wir nicht Est est oder Falerner miteinander in einer von Citronen und Lorbeer umdufteten Lokanda trinken werden. Dann hätte ich Stoff für mein nächſtes Buch. Nicht?“

(Fortſetzung folgt.)

Die Begründung einer deutſchen meteorologiſchen Geſellſchaft.

Von

J. van Bebber.

Zur Erforſchung der den atmoſphäriſchen Erſcheinungen zu Grunde liegenden Geſetze iſt es durchaus notwendig, die Witterungsvorgänge an verſchieden gelegenen Orten auf möglichſt großem Gebiete zu kennen, ſie miteinander zu vergleichen und aus dieſen Vergleichungen Schlüſſe zu ziehen, ſei es, daß man die gleichzeitig ſtattfindenden Wetterphänomene, oder aber den durchſchnittlichen Charakter der Witterung für längere Zeiträume in Betracht zieht. Hieraus ergibt ſich als notwendige Forderung möglichſte Einheit und Vergleichbarkeit der Beobachtungen und die Innehaltung gewiſſer, genau definierter Zielpunkte. In der That gibt es keine Wiſſenſchaft, deren Erfolge ſo ſehr von dem nach feſten Grundſätzen geregelten einheitlichen Zuſammenwirken der Fachgenoſſen abhängen, als die Meteorologie. Die Wahrheit dieſer Behauptung wurde im Auslande bereits lange dadurch thatſächlich anerkannt, daß faſt überall die vorhandenen Kräfte ſich zu Geſellſchaften vereinigten, um die meteorologiſche Wiſſenſchaft zu pflegen, zu fördern und ſo viel wie möglich für praktiſche Zwecke zu verwerten. Bei dem Mangel einer ſolchen Geſellſchaft hatten ſich die deutſchen Meteorologen der öſterreichiſchen Geſellſchaft für Meteorologie angeſchloſſen, wo dieſelben teils als ordentliche, teils als Ehrenmitglieder Aufnahme fanden; allein in einem Lande, wie Deutſchland, wo die wiſſenſchaftlichen Arbeiten und Beſtrebungen an verſchiedene Centralpunkte geknüpft ſind, erſchien es durchaus wünſchenswert, einen engeren Verband aller auf dem Gebiete der Meteorologie thätigen Kräfte zu ſchaffen, um ſo einheitliches Zuſammenwirken zu erzielen und zum Studium der Witterungskunde allſeitig anzuregen.

Dieſes war der Gedanke, welcher die Meteorologen der Seewarte bewog, die deutſchen Fachgenoſſen zu einer Zuſammenkunft zu dem Zwecke einzuladen, die Gründung einer deutſchen meteorologiſchen Geſellſchaft zu beraten. Dieſer Einladung wurde auch von allen Seiten mit der größten Bereitwilligkeit Folge geleiſtet. In der erſten Sitzung vom 17. November 1883 wurde ſofort in die Beratung der Statuten eingetreten und am 18. konſtituierte ſich die deutſche meteorologiſche Geſellſchaft. Aus den Statuten der Geſellſchaft wollen wir nun einige Punkte hervorheben. Zweck der Geſellſchaft iſt die Pflege der Meteorologie ſowohl als Wiſſenſchaft, wie in ihren Beziehungen zum praktiſchen Leben. Als Mittel zur Erreichung dieſer Zwecke dienen Verſammlungen der Geſellſchaft, ihrer Zweigvereine und Organe, Herausgabe einer Zeitſchrift für Meteorologie, Unterſtützung wiſſenſchaftlicher Unternehmungen, Vorträge und andere Maßregeln zur Verbreitung meteorologiſcher Kenntniſſe in weiteren Kreiſen. Die Geſellſchaft iſt eine allgemein deutſche, der Vorort wird auf je drei Jahre gewählt, alljährlich findet eine Wanderverſammlung, in der Regel im Anſchluß an die Naturforſcher-Verſammlung, ſtatt. Es ſei noch bemerkt, daß die Gründung von Zweigvereinen an möglichſt vielen deutſchen Orten in Ausſicht genommen iſt. Die innere Organiſation dieſer Zweigvereine iſt letzteren völlig überlaſſen und es ſind dieſelben berechtigt, auch Nichtmitglieder der meteorologiſchen Geſellſchaft in beliebiger Zahl aufzunehmen. Als Vorort der Geſellſchaft wurde Hamburg, als Präſident der Direktor der Seewarte, Geh. Admiralitätsrat Prof. Dr. Neumayer und als ſtellvertretender Vorſitzender Prof. Dr. v. Bezold einſtimmig gewählt, der übrige Vorſtand beſteht aus zwölf gründenden Mitgliedern.

Noch am Abend des Tages der Gründung hielt die Geſellſchaft die erſte Vorſtandsſitzung und gleich darauf die erſte allgemeine Sitzung ab. In der letzteren wurde als Verſammlungsort für das nächſte Jahr im Anſchluß an die Naturforſcher-Verſammlung Magdeburg gewählt und eine Reihe von Mitteilungen fachmänniſchen Inhaltes gemacht.

Zunächſt teilte Dr. Hellmann Reſultate der Beobachtungen von Dämmerungserſcheinungen mit, die teils von ihm ſelbſt, teils auf ſeine Veranlaſſung in Spanien angeſtellt waren. Hiernach erliſcht reſp. beginnt die Dämmerung, wenn die Sonne 15,6° im Jahresmittel unter dem Horizonte ſich befindet, im Sommer iſt dieſer Winkel kleiner, im Winter größer. Die Morgendämmerung hat durchſchnittlich eine längere Dauer, als die Abenddämmerung, eine Erſcheinung, welche in den Feuchtigkeitsverhältniſſen der Luft ihre Erklärung findet.

Dr. v. Bebber erläuterte an der Hand einer Reihe von Wetterkarten den Verlauf und die Umwandlungen merkwürdiger Wettererſcheinungen, welche vom 11. bis 13. November 1883 ſich vollzogen und welche eine faſt vollſtändige Analogie mit denjenigen vom 8. bis 11. September 1876 aufweiſen. In dieſen beiden Fällen bewegte ſich eine Depreſſion, von der Nordſee kommend, oſtwärts nach der ſüdöſtlichen Oſtſee, anderſeits eine andere von der Adria nach Polen hin, beide bildeten zuerſt eine Furche niederen Luftdruckes, verſchmolzen dann zu einer einzigen Depreſſion, und dieſe, zu einem abgerundeten Minimum ſich ausbildend, ſchlug den anomalen Weg nach Weſten ein. Bei dieſer Gelegenheit teilte derſelbe einige Reſultate ſeiner Unterſuchungen über anomale Bewegungen der Depreſſionen mit. Hiernach beſchränken ſich die nach Nord gerichteten Bahnen der Minima auf den Sommer, wo die höchſte Wärme im Oſten liegt, die ſüdwärts gerichteten auf den Winter, wo der Weſten die höchſte Temperatur aufweiſt, ſo daß auch dieſe unregelmäßigen Bewegungen dem Geſetze folgen, daß die Depreſſionen bei ihrem Fortſchreiten die höchſte Wärme rechts liegen laſſen.

Eingehend beſprach Dr. Köppen eine neue Prüfungsmethode der Wetterprognoſen, wodurch jede Beeinfluſſung durch das ſubjektive Urteil ausgeſchloſſen wird, und welche ſichere Auskunft darüber gibt, welcher Wert der Grundlage beizulegen iſt, auf welcher Wetterprognoſen beruhen. Zur Erläuterung dieſer Methode wurden für einen hinreichend großen Zeitabſchnitt einerſeits die Prognoſen der Seewarte und anderſeits die in neuerer Zeit in Zeitungen ꝛc. ſo ſehr verbreiteten Wetterprognoſen auf längere Zeit voraus gewählt. Während bei den erſteren eine reale Baſis zweifellos nachgewieſen wurde, ſo ergab ſich, daß letztere jeglicher verwertbaren Grundlage entbehrten, alſo denſelben Erfolg haben müßten, als wenn ſie vollſtändig aus der Luft gegriffen wären.

Es iſt zu hoffen und zu erwarten, daß die meteorologiſche Geſellſchaft, ſowohl durch direkten Anſchluß als durch Bildung von Zweigvereinen, in ganz Deutſchland raſch allſeitig Verbreitung finden und das Verſtändnis der Witterungskunde in allen Kreiſen der Bevölkerung anbahnen wird, denn dieſe Wiſſenſchaft iſt berufen, wegen ihrer eminent praktiſchen Seite, das Gemeingut der ganzen Nation zu werden.

Sankt Julian.

Von

Karl Bartſch.

In alten Zeiten flehte man
Sankt Julian um Herberg' an;
Manch frommer Pilger ward bei Nacht
Vom Heil'gen ins Quartier gebracht.

Sankt Julian, du heil'ger Mann,
Nimm dich auch meiner gnädig an,
Und gib mir wandermüdem Gaſt
Auch einer Herberg' holde Raſt.

„Nun ſage mir, du frommer Chriſt,
Wo dir die Raſt am liebſten iſt;
Und wenn ich es vermag zu thun,
Sollſt du da gütlich aus dich ruh'n."

Ich weiß mir eine Herberg' wert,
Nach der mein Herz hat lang' begehrt;
Die iſt ſo wonnig, iſt ſo warm:
Die Herberg' in der Liebſten Arm.

„Ach, weißt du nicht, du frommer Chriſt,
Daß ſolch Begehren ſündlich iſt?
Mit ſolchem Herbergſuchen gab
Ich heil'ger Mann mich niemals ab."

Du frommer Mann, du thuſt mir leid,
Was iſt dann eure Seligkeit?
Zum Himmel trüg' ich kein Begehr,
Wenn nicht die Liebſte drinnen wär'.

Längenformat und zum Aufhängen an den Wänden als Schmuck der Zimmer bestimmt. Da es bei den Japanern Sitte ist, in jedem Wohnraume nur sehr wenige, meist nur ein einziges Gemälde aufzuhängen, für welches gegenüber der Eingangsthüre eine besondere Nische bestimmt ist, pflegt der Besitzer einer größeren Zahl dieselben in aufgerolltem Zustande in besonderen Kästen zu verwahren. Das Material, auf welches gemalt wird, ist Seidenstoff oder Papier, welches auf eine grobe Leinwand aufgeklebt wird, während man sich noch heute zum Malen ausschließlich mit Hausenblase gebundener Wasserfarben bedient, wie es schon in den frühesten Zeiten üblich war. Da von dem japanischen Maler in der Detailausführung das Wunderbarste erreicht wird, müssen die Pinsel, deren er sich bedient, von außerordentlicher Feinheit sein.

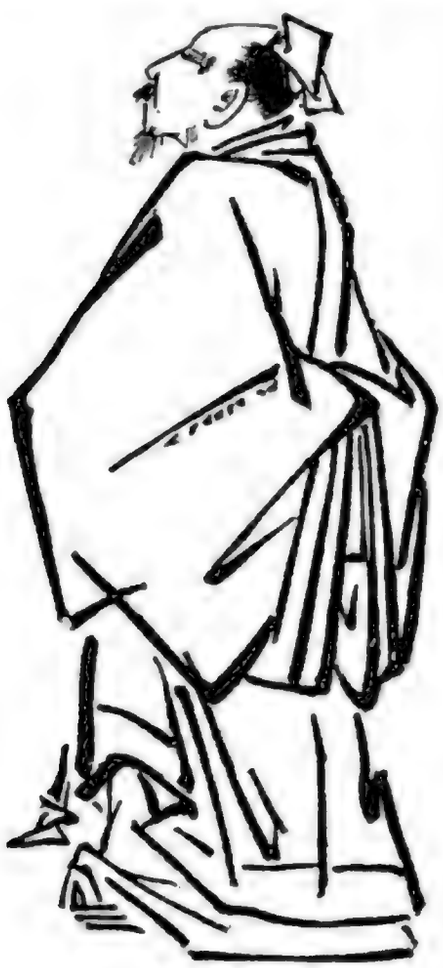


Fig. 1 (S. 33).

Die auf den Kakemono behandelten Stoffe umfassen das ganze Bereich der künstlerischen Darstellung. Sie sind der Mythe und dem Kultus, der Geschichte und dem täglichen Leben, der landschaftlichen Natur und der Tierwelt entnommen. In den meisten Fällen zeigt ein einzelnes Bild ein abgeschlossenes Ganze und nur selten finden sich zwei, höchstens drei durch ihren Inhalt zusammengehörige, sich ergänzende Gemälde, welche gewöhnlich nach dem Fortgange der dargestellten Handlung nebeneinander aufgehängt werden.

Die zweite Art von Gemälden, die Makimono (Rollen), tragen diese Bezeichnung, weil sie zum Aufhängen überhaupt nicht verwendet werden. Das Material, auf welches gemalt wird, besteht auch bei diesen aus Seide oder Papier, die Streifen aber, deren man sich bedient, haben höchstens eine Breite von 1 ½ Fuß, nach welcher die Behandlung der darzustellenden Figuren und Gegenstände sich zu richten hat. Am oberen und unteren Ende sind sie durch oft sehr kostbare Stücke von gemustertem Seidenstoff abgeschlossen, die an der unteren Seite befestigte Rolle aber ist an den, an beiden Seiten des Streifens hervorstehenden Enden mit Knöpfen versehen, welche nicht selten aus Elfenbein hergestellt und mit reichem Zierat ausgestattet sind. Zum Zusammenbinden der Rolle sind in der Mitte des oberen Randes zwei farbige seidene Bänder befestigt.

Obschon derartige Streifen ursprünglich für Manuskripte verwendet wurden, bediente man sich ihrer doch schon sehr frühzeitig zur Herstellung von Bildern, teils mit, teils ohne Text. Durch ihre Länge boten sie besonders günstige Gelegenheit zur Darstellung figurenreicher Scenen und Aufzüge. Die auf ihnen behandelten Stoffe wurden deshalb früher fast ausschließlich der Mythe und der Geschichte, vom sechzehnten Jahrhundert an aber auch dem täglichen Leben entnommen, wobei figurenreiche Prozessionen eine hauptsächliche Berücksichtigung finden.

Die geeignetsten Flächen für größere Malereien bieten die Biobu oder Wandschirme dar, welche, gewissermaßen als Ersatz der nur in sehr geringer Zahl vorhandenen Möbel in keinem japanischen Zimmer fehlen. Da gewöhnlich zwei derartige Schirme zusammengehören und jeder derselben für sechs einzelne, gleich große Blätter Raum enthält, können zwölf nach ihrem Inhalt zusammenhängende Gemälde, z. B. fortlaufende Scenen einer Schlacht, zur Darstellung gelangen.

Wie auf den vorher bezeichneten Bildern werden indessen auch auf den Wandschirmen die verschiedenartigsten Gegenstände behandelt, so

daß ſich auch hier, bei den älteren Bildern beſonders, die religiöſe, die Schlachten- und Genremalerei, bei den neueren vorherrſchend die von Koſtümfiguren, Tieren, Landſchaften und Pflanzen vertreten findet. Nur die eigentliche Porträtmalerei iſt von den Japanern in keiner Zeit geübt worden, und läßt die Darſtellung der Köpfe trotz der feinen Beobachtung und des eingehenden Studiums der Natur, welches wir bei ihnen bewundern, eine eigentliche Individualiſierung und Charakterzeichnung beinahe vollſtändig vermiſſen.

Fig. 2.

In der Abgeſchloſſenheit des Landes und der durch dieſelbe bedingten inneren Kulturentwickelung iſt, wie bereits erwähnt wurde, allein der Grund dafür zu finden, daß ſich die urſprünglichen naiven Kunſtanſchauungen dieſes Volkes bis auf die neuere Zeit erhalten haben. Die Regeln der Perſpektive und der Schattenkonſtruktion, die Wirkungen von Licht und Schatten und der Luftperſpektive, ſowie das, was wir unter Kolorit und Stimmung eines Gemäldes zu verſtehen pflegen, ſind dem japaniſchen Maler bis auf die neueſte Zeit vollkommen fremd geblieben, ja bei den alten Künſtlern iſt ſogar von jeder Andeutung eines Terrains, nach welchem ſich die dargeſtellten Figurenſcenen bewegen, Abſtand genommen, ſo daß die verſchiedenen Gruppen und Geſtalten bei aller ihrer lebendigen Mannigfaltigkeit frei in der Luft zu ſchweben ſcheinen.

Eine gleiche Naivität gibt ſich auch in der Behandlung der Farbe zu erkennen, bei welcher nur dominierende Lokalfarben zur Verwendung kommen, demnach alſo eine durch Abtönung und Uebergänge erzeugte harmoniſche Farbenſtimmung überhaupt nicht vorhanden iſt.

Trotz dieſer Beſchränkungen offenbart ſich in den japaniſchen Malereien ein großer Reichtum an Phantaſie, eine feine Beobachtungsgabe und eine hochentwickelte techniſche Geſchicklichkeit. Da die Kunſt in Japan gegen das Ende des ſechſten Jahrhunderts von Corea aus durch einen Geſandten des dortigen Königs Eingang fand und von dieſem, nachdem er ſich dauernd am königlichen Hofe niedergelaſſen, die erſte Malerſchule gegründet wurde, haben ſich im Laufe der Zeit zwei beſtimmte Stile herausgebildet, von denen der ältere als der chineſiſche, der ſpätere, von den ſtrengen chineſiſchen Formen befreit und zu nationaler Selbſtändigkeit gelangt, als der eigentlich japaniſche zu bezeichnen iſt. Aber auch in letzterem machen ſich wiederum zwei beſtimmte Richtungen geltend, deren eine, die klaſſiſche, ſich in einfachen ſtrengen Linien bewegt, während die andere, die realiſtiſche, ſich die unmittelbare Wiedergabe der natürlichen Erſcheinung zur Aufgabe macht. Ein anſchauliches Beiſpiel hierfür bieten, wenn auch nur in flüchtiger Zeichnung, die beiden Figuren 1 und 2.

Fig. 3 (S. 40).

In ihnen ſehen wir denſelben Gegenſtand, eine mythologiſche Geſtalt, zur Darſtellung gebracht, aber in ihrer künſtleriſchen Auffaſſung und Behandlung tritt uns der Unterſchied der beiden Stile deutlich entgegen.

Jahrhunderte hindurch blieb in Japan die Malerei ein ausſchließliches Privilegium der vornehmſten Kaſten und wurde allein vom Adel ausgeübt. Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts bemächtigten ſich ihrer die Prieſter des Buddahdienſtes, um ſie für ihre Kultuszwecke zu verwerten, und erſt im ſechzehnten Jahrhundert, in welchem der eigentliche japaniſche Stil ſich zu entwickeln begann, traten Maler aus den bürgerlichen Kreiſen hervor.

Auf einem jener älteren buddhiſtiſchen Gemälde erblickt man den Bis-ja-mon, den Gott des Ruhmes, zugleich die Perſonifikation aller

Fig. 4 (S. 40)

ritterlichen Tugenden, zur rechten Seite des Buddha, welcher auf der Lotospflanze ſteht, in majeſtätiſcher Erſcheinung. Mit einem Fuße auf einen unter ihm ſich krümmenden Dämon tretend, erſcheint er in prachtvolle Gewänder gekleidet, welche ſeinen Panzer und ſeine kriegeriſche Ausrüſtung teilweiſe bedecken. Auf dem Haupte trägt er einen reich verzierten Helm mit einer roten Feder, während er in der einen Hand ein dreizackiges Schwert, in der anderen eine Pagode hält. Sein Haupt iſt von einem kreisförmigen Heiligenſchein umgeben, auf deſſen Rand drei feurige Kugeln als Symbol der menſchlichen Seele ſich befinden. Zur Linken Buddhas ſteht die Figur des Gottes Tudo, des Symbols der Strafe, eines mit tiefblauem Leibe dargeſtellten, zum Teil mit Flammen umgebenen Dämons. In ſeiner rechten Hand hält er ein blankes Schwert, in der linken das Ende eines Schiffstaues. In der buddhiſtiſchen Kunſt ſpielen die Dämonen eine hervorragende Rolle. Sie ſind meiſt, um ihr teufliſches Anſehen zu erhöhen, in ſehr lebendigen, bunten Farben, in Grün, Rot, Blau, Gelb u. ſ. w. gemalt und nicht ſelten gehörnt und mit fletſchenden Zähnen dargeſtellt.

Ein größeres Gemälde aus dem elften Jahrhundert gibt eine Anſchauung von der Art und Weiſe, wie der japaniſche Künſtler das inferna-

Digitized by Google

Ihre Kinder sind Ihre Zukunft. Sie sind Ihr Stolz und Ihre Freude. Sie sind Ihr Leben. Sie sind Ihr Alles. Sie sind Ihr Ein und Alles. Sie sind Ihr Ein und Alles. Sie sind Ihr Ein und Alles.

Ihre Kinder sind Ihre Zukunft. Sie sind Ihr Stolz und Ihre Freude. Sie sind Ihr Leben. Sie sind Ihr Alles. Sie sind Ihr Ein und Alles. Sie sind Ihr Ein und Alles. Sie sind Ihr Ein und Alles.

Fig. 6 (S. 40).

auf, als ein ausschließliches Privilegium der höchsten Stände zu gelten.

Wenn auch bereits im sechzehnten Jahrhundert einzelne Maler begonnen hatten, Manuskripte, welche in Buchform, anstatt auf Rollen hergestellt waren, mit feinen Miniaturen auszuschmücken, so wurde doch erst im siebzehnten Jahrhundert die Verwendung der Bücher für die Wiedergabe künstlerischer Darstellungen allgemeiner üblich, und wurden von da an zahlreiche Holzschnittwerke mit und ohne Text veröffentlicht.

Die Bücherillustrationen jener Zeit sind alle in einem Tone — in Schwarz — gedruckt und mit breiten Strichen, zwischen denen größere schwarze Flächen sichtbar sind, behandelt. Zum größeren Teile bestehen sie in Reproduktionen von Darstellungen aus der buddhistischen Lehre und aus der Geschichte berühmter Männer und Helden, welche deutlich erkennen lassen, daß es bis dahin die chinesische Schule war, welche die hohe Kunst in Japan repräsentierte.

Anders erscheint dies in einem größeren Werke vom Jahre 1722, welches alle möglichen japanischen Lebensverhältnisse in ihrer vollen Wahrheit darstellt und infolgedessen eine große Popularität erlangt hat. Ein im Jahre 1745 gedrucktes Werk in 9 Bänden (Fiki-shi-ho von Monkuni) enthält Zeichnungen, welche dazu bestimmt sind, als Vorbilder für den Unterricht und für kunstgewerbliche Zwecke zu dienen. Dasselbe umfaßt alle Zweige der Kunst und zeigt vielfach noch den Einfluß des chinesischen Stils neben völlig selbständigen und eigentümlichen Zügen, wie auch das auf der ersten Seite befindliche Bildnis des Herausgebers in der Behandlung einen entschieden japanischen Charakter trägt.

Der japanische Künstler, welcher für den Holzschnitt arbeitet, fertigt seine Zeichnung auf

erwartet, denen sie endlich erliegen. Schlangen lauern in den Ecken, um die Entfliehenden zu fangen, und über dem ganzen entsetzlichen Höllenpfuhl schwebt das gigantische Haupt des Anklägers.

Mit dem Beginne des zwölften Jahrhunderts tritt die schauriggroteske Behandlung derartiger Stoffe mehr in den Hintergrund und die Historienmalerei nimmt einen kräftigen Aufschwung, für welchen noch zahlreich vorhandene, lebendig komponierte Schlachtenbilder Zeugnis geben.

Der hervorragendste Meister jener Zeit war auf diesem Gebiete Kiomori, welcher an den Kämpfen, die er in seinen Gemälden schildert, ohne Zweifel persönlich teilgenommen hat.

Wie bereits bemerkt wurde, machte sich erst im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts ein vollständiger Umschwung in der japanischen Malerei bemerkbar. Von da an verschwindet mehr und mehr die bis dahin übliche pathetische Auffassungsweise und an ihre Stelle gelangt mit der Beobachtung und Wiedergabe der unmittelbaren Wirklichkeit die Genremalerei zu allgemeiner Aufnahme und Verbreitung. Hiermit aber beginnt zugleich die Kunst eine volkstümliche zu werden, denn nicht allein die Gegenstände für ihre Darstellungen werden dem Volksleben entnommen, sondern auch die Künstler selbst gehen aus dem Volke hervor — die Kunst hört

äußerſt dünnem Papier, welches alsdann auf den Holzſchnitt aufgeklebt und vom Holzſchneider durchſchnitten wird, während bei uns die Herſtellung der Zeichnung auf der mit einem weißen Grunde verſehenen Holzplatte ſelbſt erfolgt oder photographiſch auf dieſe übertragen wird. Hieraus erklärt es ſich, daß Originalzeichnungen von hervorragenden japaniſchen Illuſtratoren in verhältnismäßig nur geringer Zahl vorhanden ſind.

Die erſten Beiſpiele von farbigen Drucken im neuen Stile erſcheinen zwiſchen 1765 und 1780, und als Neuheit treten am Ende des achtzehnten Jahrhunderts Abbildungen auf, bei welchen die Umriſſe ſchwarz und die Zwiſchenräume mit farbigem Druck ausgefüllt ſind.

In der Zeichnung für den Holzſchnitt erreichte die neue Richtung ihren Höhenpunkt während der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts in Hokuſaï, der uns in ſeinen zahlreichen Arbeiten als ein eminenter, mit einem unerſchöpflichen Ideenreichtum begabter Meiſter entgegentritt. Geboren in Jeddo als der Sohn eines Verfertigers von Metallſpiegeln, ſtarb er 1849, nachdem er ein Alter von 89 Jahren erreicht hatte. Die Zeit ſeines Ruhmes begann erſt in der zweiten Hälfte ſeines Lebens. Im Jahre 1810 eröffnete er eine Schule für Kunſtinduſtrie, welche ſich bald eines großen Erfolges zu erfreuen hatte. In demſelben Jahre veröffentlichte er unter dem Titel „Mangoua“ ſein erſtes größeres Werk, ein Kompendium, welches dazu beſtimmt war, ſeinen Schülern Vorlagen zu bieten.

Das Wort „Mangoua“ bezeichnet eine ſchnell hingeworfene Skizze, eine auf den erſten Wurf vollendete Zeichnung. Der erſte Band des Werkes enthält hervorragende Perſonen der buddhiſtiſchen Legende, berühmte Krieger und Helden; dieſen folgen Daimios, Männer und Frauen der verſchiedenſten Berufsarten, bei ihrer Arbeit entweder in Thätigkeit oder ausruhend. Von den Menſchen zu den Tieren übergehend, zeigt uns der Künſtler die Vierfüßler, die Fiſche, Vögel und Mollusken, dann die Pflanzenwelt in ihren mannigfaltigen Erſcheinungen, und endlich Häuſer, Gartenzäune, Felſen und flüchtig hingeworfene landſchaftliche Studien. Dieſer erſte Teil des „Mangoua“ enthält demnach eine in ſkizzenhafter Weiſe gegebene Ueberſicht aller Erſcheinungen der ganzen ſichtbaren japaniſchen Welt.

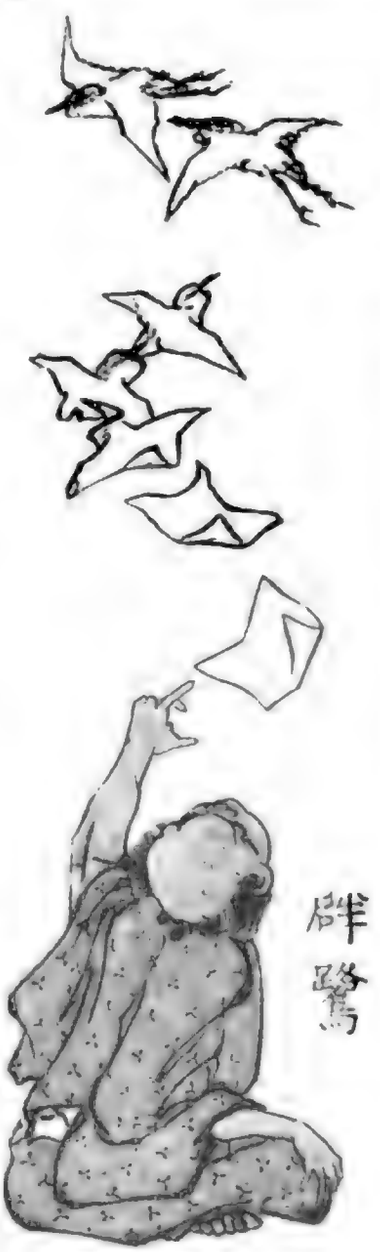


Fig. 7.

Die dargeſtellten Gegenſtände und Figuren ſind kaum 3—4 cm hoch und ohne Boden, auf dem ſie ſtehen, ohne Hintergrund, von dem ſie ſich abheben, auf jeder Seite von oben nach unten bunt durcheinander geworfen. Letztere aber ſind in Bezug auf die Charakteriſtik ihrer Stellungen und Bewegungen in ſo vorzüglicher Weiſe gegeben, daß in ihnen der höchſte Grad von Lebendigkeit erreicht iſt. Dabei entwickelt der Künſtler einen ebenſo friſchen als feinen Humor und überall tritt bei ihm eine geſunde Komik zu Tage.

Dem erſten Bande der „Mangoua“ ſind von 1810 bis 1840 unter demſelben Titel 13 weitere Bände gefolgt, während der Meiſter gleichzeitig eine große Zahl von Zeichnungen in einzelnen Büchern und Albums mit und ohne Text, Illuſtrationen zu Romanen, ſowie auf einzelnen Blättern Plakate und Proſpekte der verſchiedenſten Art veröffentlichte. Nicht weniger bedeutend als in ſeinen figürlichen Kompoſitionen erſcheint Hokuſaï in ſeinen landſchaftlichen Darſtellungen. Alle ſind voller Naturwahrheit und zugleich voll von Poeſie. Mit wenigen Strichen verſteht er es, einer Stimmung Ausdruck zu geben und auf das Gemüt des Beſchauers zu wirken. Einen hauptſächlichen Vorwurf für die künſtleriſche Behand-

lung in allen möglichen Auffaſſungen und Beleuchtungen bietet ihm der Berg Fuſiyama, ein in der Nähe von Jeddo befindlicher Vulkan, welcher bei allen Japanern die höchſte Verehrung genießt. In einem beſonderen Werke zeigt er ihn in hundert verſchiedenen Anſichten, von denen einzelne mit reicher Staffage ausgeſtattet ſind.

Unſere Illuſtrationen bieten einige Proben aus Hokuſaïs Werken, welche ſeine geiſtreiche Behandlungsweiſe verſchiedenartiger Stoffe in flüchtig hingeworfener Zeichnung erkennen laſſen. Den einzelnen Köpfen der dem Zuſchauerraum eines Theaters entnommenen Gruppe (Fig. 3, S. 35) iſt mit wenigen Strichen und Punkten ein Ausdruck von Aufmerkſamkeit und Leben verliehen, wie wir ihn in den Zeichnungen der älteren japaniſchen Meiſter vergebens ſuchen werden. Vollſtändig ebenbürtig den Zeichnungen eines Grandville in der Beobachtung des Tierlebens und in der feinen Satire menſchlicher Eigenſchaften erſcheint das vom Künſtler als „Schlupfwinkel“ bezeichnete Bild, in welchem er die mit dem Reishandel verbundene Thätigkeit auf das Leben der Mäuſe überträgt und in ihren verſchiedenen Stadien ſchildert (Fig. 4, S. 36). In einem kleinen Strandbilde werden wir mit den Eigentümlichkeiten der Anlage eines japaniſchen Hafens, zugleich aber auch mit dem Leben und Treiben in deſſen unmittelbarer Nähe bekannt gemacht (Fig. 5, S. 37), und das kleine Mondſcheinbild „Kommen und Gehen in der Nacht“ (Fig. 6, S. 38) läßt uns in ſeiner ſtimmungsvollen Wirkung, welche hier durch die einfachſten künſtleriſchen Mittel erreicht iſt, den Reiz der Farbe kaum vermiſſen, das gilt auch von Fig. 7—9.

Fig. 9.

Von Hokuſaïs zahlreichen Schülern und Nachahmern iſt der bedeutendſte Hokkaï, beſonders berühmt durch eine Reihe vorzüglicher, im Jahre 1840 erſchienener Farbendrucke. Daß auch die Silhouette, gleichwie bei uns, bei den Japanern eine Zeitlang in Mode war, beweiſt ein 1867 erſchienenes Album, welches eine große Zahl derartiger, ganz in Schwarz gedruckter, in den Umriſſen aber lebensvoll gezeichneter Porträts enthält, deren jedes mit einer farbigen Arabeskenumrahmung eingefaßt iſt.

Alle bisher erwähnten Werke ſind von kleinem, ziemlich gleichem Format und durch Zuſammenheften der einzelnen Bogen zu einem Ganzen verbunden. Eine andere Art der Publikation iſt dagegen die von einzelnen zu einem Album zuſammengelegten Blättern in großem Format. Auf ihnen ſehen wir neben allerhand anderen Dingen hauptſächlich Theaterſcenen

Fig. 8.

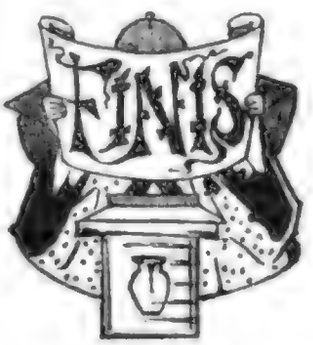
behandelt, deren Mittelpunkt in der Regel Japans berühmteſte dramatiſche Künſtler bilden.

Noch ſind endlich die unter dem Namen „Meiſho“ veröffentlichten Werke hervorzuheben, welche in jeder japaniſchen Bibliothek durch die Zahl und die Größe ihrer Bände die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Ihren Inhalt bilden illuſtrierte Führer durch die Sehenswürdigkeiten einzelner Landesteile und Städte. Für jede Provinz beſteht ein beſonderer „Meiſho“, deren mancher an 20 Bände umfaßt. Da dieſe Werke in früheren Zeiten nur dazu beſtimmt waren, das Volk mit den Tempeln, den Klöſtern und heiligen Orten bekannt zu machen, alſo ausſchließlich religiöſen Zwecken dienten, tragen die Darſtellungen der älteren Ausgaben einen etwas einförmigen Charakter, während den ſpäteren durch Hinzufügung einer lebensvollen Staffage mehr Abwechslung und Mannigfaltigkeit verliehen iſt.

Im Laufe der letzten Jahre hat die japaniſche Kunſt durch den zunehmenden wechſelſeitigen Verkehr zwiſchen Japan und den Völkern Europas, welcher zunächſt durch die Einführung der internationalen Ausſtellungen hervorgerufen wurde, eine völlige Umgeſtaltung erfahren. Mit dem Eindringen der Europäer in das bis dahin allen fremden Kultureinflüſſen völlig verſchloſſene Land und dem Bekanntwerden einzelner Glieder jenes von Haus aus begabten und intelligenten Volkes mit den europäiſchen Verhältniſſen mußten ebenſo, wie durch die Ein- und Ausfuhr der beiderſeitigen Induſtrie- und Kunſterzeugniſſe die volkswirtſchaftlichen Zuſtände in Japan eine weſentliche Veränderung erfahren.

Selbſtverſtändlich mußte ein bezüglicher Einfluß auch bald auf die japaniſchen Künſtler und die Art ihres Schaffens ſich geltend machen. Während ſie früher mit einem mäßigen Gewinne ſich begnügten, ſuchten ſie nunmehr, durch die großen, aus dem Auslande eingehenden Beſtellungen verlockt, in möglichſt kurzer Zeit Vermögen zu erwerben. Am leichteſten glaubten ſie dieſes aber dadurch zu erreichen, daß ſie die ihrer Kunſt urſprünglich eigentümlichen Formen verließen und den europäiſchen Anſchauungen ſich anbequemten. So ſehen wir in den heutigen Erzeugniſſen der japaniſchen Kunſt ſchon vielfach die Einwirkung der zahlreich dort eingeführten Zeichnungen, photographiſchen Abbildungen und Abgüſſe europäiſcher Kunſtwerke in oft völlig mißverſtandener Weiſe zur Geltung gelangt, während gleichzeitig die in ihrer Art ſo anziehenden Eigentümlichkeiten der urſprünglichen japaniſchen Malerei und Illuſtration allmählich mehr und mehr zu verſchwinden drohen.

O. von Schorn.



Die deutſchen Holzzölle.

Von

Th. Nördlinger.

Auf der XI. Jahresverſammlung deutſcher Forſtmänner, welche in den Tagen vom 28. bis 31. Auguſt 1882 zu Koburg ſtattfand, bildete den zweiten Beratungsgegenſtand die von Danckelmann als Referent eingeleitete Frage: „Iſt ein Zoll auf Holz und Rinde im Intereſſe der deutſchen Forſtwirtſchaft geboten oder mindeſtens gerechtfertigt?“ Es wurde damals ſchließlich von der Verſammlung, an der ſich über 200 Forſtmänner und Freunde der Forſtwirtſchaft beteiligt hatten, mit großer Majorität ein Antrag des Referenten angenommen, der dahin ging, in Erwägung, daß die deutſche Forſtwirtſchaft den einheimiſchen Bedarf an europäiſchem Nutzholz quantitativ und qualitativ zu decken vermöge, zu erklären, daß eine Erhöhung des im Zolltarif vom 15. Juli 1879 vorgeſehenen Zolles auf Rohnutzholz und vorgearbeitetes Nutzholz im Intereſſe der deutſchen Waldwirtſchaft dringend wünſchenswert ſei. Zugleich wurde das Präſidium beauftragt, obige Erklärung zur Kenntnis des Fürſten Reichskanzlers zu bringen. Eine diesbezügliche, von der Reichsregierung während der letzten Legislaturperiode an den Reichstag gebrachte Vorlage hat allerdings die Genehmigung des letzteren — wir ſagen „leider“ — nicht gefunden. Doch ſcheint uns das vorliegende Thema auch nach der ablehnenden Haltung der deutſchen Volksvertretung wichtig genug, um vor den Leſern dieſes Blattes beſprochen zu werden, umſomehr, als wir die Hoff-

nung nicht aufgeben, es werde genannte Körperschaft ein andermal in richtigerer Würdigung der faktischen forstlichen Verhältnisse den Forderungen unserer Waldwirtschaft gegenüber sich entgegenkommender zeigen. Sodann hat Danckelmann, der auch in den Reichstagsverhandlungen die Vorlage als Bundeskommissär zu verteidigen hatte, in einem lichtvoll geschriebenen Werke „Die deutschen Nutzholzzölle, eine Waldschutzschrift", das sich auf ein umfangreiches handels- und forststatistisches, dem Verfasser von Reichs- und Staatsbehörden bereitwilligst zur Verfügung gestelltes Material gründet, die beantragte Erhöhung der deutschen Nutzholzzölle einer eingehenden, auf thatsächliche Verhältnisse gestützten Erörterung unterzogen. Er mußte dabei zu dem Ergebnisse gelangen, daß eine mäßige Erhöhung der genannten Zolltarifposition durch die Notlage unserer Waldwirtschaft geboten und mit den berechtigten Interessen der übrigen beteiligten Erwerbs- und Lebenskreise wohl vereinbar sei. Es dürften viele seiner Ausführungen auch für manchen außerhalb des Faches Stehenden von Interesse sein. Führen wir etliches an!

Unter den Holzausfuhrländern, d. h. denjenigen Ländern, welche Nutzholz nach dem Deutschen Reich ausführen und dadurch unsere inländische Produktion schädigen, steht das europäische Rußland obenan, und es ist nicht abzusehen, daß die Ausfuhr russischen Nutzholzes und dessen Konkurrenz auf dem deutschen Holzmarkt in nächster Zeit bei dem großen Waldreichtum des Russischen Reichs und der fortschreitenden Verbesserung der Verkehrswege durch Flußregulierung, Kanalisierung und Erweiterung des Eisenbahnnetzes eine wesentliche Verminderung erfahren werde. Nächst Rußland hat Oesterreich-Ungarn die größte Bedeutung für die Nutzholzeinfuhr nach Deutschland, ungeachtet seiner ungünstigen kommerziellen Lage. Erst in dritter Linie kommt Schweden in Betracht, das, begünstigt durch Waldüberfluß, seine maritime Lage und Verbindung mit den Konsumtionsländern, sowie durch die Ueberlegenheit seiner Holzindustrie seit Jahren im Weltholzhandel unbestritten die erste Stelle innehält. Die Holzausfuhr der Vereinigten Staaten von Nordamerika, diesem Land einer im großartigen Stile betriebenen Waldverwüstung, wo 26 000 Sägmühlen im Betriebe stehen, die im Jahre 1878 Rohmaterial im Werte von 500 Millionen Dollars verarbeitet haben, nach dem deutschen Zollgebiete ist eine verhältnismäßig geringe und erstreckt sich hauptsächlich auf Pechkiefer (Pitch Pine), Weymouthsföhre (White Pine), rotes Cedern- und Hickoryholz und auf schwarze Walnuß, für welche Hölzer übrigens Preise bezahlt werden, die das Zwei- bis Vierfache der Preise unserer einheimischen hochwertigsten Nutzhölzer ausmachen.

Soweit zur Beantwortung der Frage über die Notwendigkeit und Höhe der Waldschutzzölle die gegenwärtige Lage der Waldwirtschaft im Deutschen Reich einer näheren Betrachtung unterzogen werden muß, ist daran zu erinnern, daß letztere allerdings seit den Freiheitskriegen unter dem Einflusse der Volksvermehrung, einer aufblühenden Holzindustrie, der Markterweiterung durch Schienenwege, der Waldentlastung von Grundgerechtigkeiten, der Fortschritte in forstlicher Wissenschaft und Technik sich in befriedigender Weise entwickelt hat, Holzpreise, Waldrenten und Waldgüterpreise demzufolge allmählich gestiegen sind. Aber in den letzten fünf Jahren trat ein empfindlicher Rückschlag ein, hat sich die günstige Lage in eine gedrückte und bedrängte verwandelt, deren Fortdauer geeignet erscheint, die Fortentwickelung der Waldwirtschaft zu hemmen, die Waldrentabilität zu vernichten, die Rückkehr zu extensiver Wirtschaft herbeizuführen und in letzter Linie die Walderhaltung selbst auf absolutem Holzboden in Frage zu stellen. Wenn die Notlage eines Gewerbes sich im Rückgange der Renten und Preise offenbart, so kann das Sinken der Waldrenten, Unzulänglichkeit der Holzpreise und der die Rentabilität bedingenden Nutzholzausbeute für unsere Gegenwart offenkundig konstatiert werden. Deswegen hätte die Bewilligung der geheischten Nutzholzzollerhöhung seitens des Reichstages bei der bedrohten Zukunft des Waldes, dieses Trägers und Erhalters von Millionen Existenzen, gewiß den Interessen der Gesamtheit von jetzt und später gedient.

Robert Franz in seinen Liedern.

Von

Wilhelm Waldmann.

Als in Bayreuth die Wogen am höchsten fluteten und alle Welt mit Aufmerksamkeit verfolgte, was von dort ausging, wurde in

Musikerkreisen die Mitteilung weitergetragen, daß Richard Wagner die Lieder von Robert Franz besonders hochstelle und sie häufig in seinem Heim sich vorsingen lasse. — Richard Wagner und Robert Franz! Man wußte keine Erklärung dafür, schüttelte den Kopf — und ließ die Sache auf sich beruhen.

Nun berührte es von neuem eigentümlich, als nach Wagners Tode in dem „Leipziger Tageblatt" die Bemerkung zu lesen war, Wagner habe den Balladenkomponisten Loewe sehr hoch gehalten und dessen Werke mit Eifer studiert, ebenso — die Lieder von Robert Franz!

Rob. Franz.

Wieder Richard Wagner und Robert Franz — das ist ja kaum zu begreifen! — War's der völlige Gegensatz, der Wagner reizen konnte, diese Lieder auf sich einwirken zu lassen und bei ihrem Anhören Freude zu empfinden? Wagners leidenschaftliche Musik, die durch Kühnheit der Modulation, durch bestrickenden Reiz der Klangwirkungen fesselt — und dann Franz' Lieder — die keuschesten, die wohl überhaupt komponiert sind, die dem Herannahenden spröde entgegentreten, keiner sinnlichen Regung Vorschub leisten, — rein und weiß wie Marmor dastehen!

Der Schreiber dieser Zeilen frug Robert Franz gelegentlich, was er von jener Mitteilung halte, und erfuhr von ihm: „Auf einer Reise in die Schweiz — in den 50er Jahren — besuchte ich Wagner, der damals in Zürich lebte. Im Verlaufe der Unterhaltung öffnete er seinen Notenschrank und sprach auf dessen Inhalt deutend: ‚Das ist alles, was ich an Musikwerken besitze!' Es standen da — Bach, Beethoven — und meine Lieder! — Was sollte ich dazu sagen? Ich hielt das Ganze für einen Akt der Höflichkeit und legte demnach kein besonderes Gewicht darauf. Jetzt ist mir freilich manches verständlicher und es mag wohl Wahrheit sein, daß sich Wagner gerade für diese Lieder lebhaft interessierte. Ich zeigte Ihnen schon früher, wie hier Musik und Wort sich decken und daß die Musik gleichsam aus dem Texte hervorblüht; — auch Wagner huldigt ja diesem Princip. Daß unsere Ausdrucksformen divergieren, hat einen sehr anderen Grund, und hätten wir beide denselben Gegenstand behandelt, dann würden die Resultate verschieden genug ausgefallen sein." Mit wenigen Worten gibt Franz hier selbst eine Lösung des Rätsels.

Was besagt nun die Wiedergabe des Textes durch die Musik? — Musikalisch-realistische Malerei, bekanntlich ein Fehler, — ist es nicht, wohl aber die plastische Darstellung des musikalischen Empfindens, das der Textinhalt in uns erregt. Wagners Leitmotive sind eine logische Folge dieses Princips und im Grunde nichts Neues; — im Gegenteil etwas sehr Altes und Gebräuchliches, nur daß Wagner ihre Verwendung ausdrücklich zum Grundsatz erhob. Bachs Musik wimmelt von solchen Motiven; bald handelt sich's dabei um Erscheinungen in der Natur, bald um Vorgänge im psychischen Gebiete. Es sei mir gestattet, hier ein Wort Spittas (J. S. Bach I. S. 488) einzufügen: „Das malerische Element fehlt bei ihm (Bach) nicht; — streng genommen ist es ungenau, von Malerei zu reden, wenn die Musik Bewegungen der sichtbaren Welt in ihrer Weise nachahmt. In jeder bewegten Erscheinung der Außenwelt erkennt der Mensch ein Spiegelbild gewisser eigener Gefühlsströmungen, und das Gefühl ist uns das unmittel-

barſte Zeugnis des Lebens. Das Leben aber, — — — künſtleriſch darzuſtellen, iſt die eigentliche Aufgabe der Muſik. Hierin beruht die innere Berechtigung der ſogenannten Nachahmungen von dem Rieſeln der Quelle, dem Wogen des Meeres, dem Zittern der Blätter u. ſ. w."

Das iſt feſtzuhalten, — man ſoll die Natur und deren Eindrücke nicht abmalen wollen, man muß vielmehr dieſe in ſich aufnehmen, in ſich durchleben und dann gleichſam aus ſich heraus neugeſtaltet wiedergeben; — ſo entſteht ein Kunſtwerk.

Spitta führt I. S. 544 und 592 und II. S. 359 u. a. O. bezügliche Beiſpiele aus Bachs Kantaten an (Fig. 1):

S. 504:

Fig. 1.

Aehnliches findet ſich in der Kantate „Sie werden aus Saba alle kommen" — in der Baßarie: „Gold aus Ophir" u. ſ. w., wo die Arbeit der Bergleute deutlich vernehmbar wird (vergl. J. Schäffer, Saba-Kantate) Fig. 2:

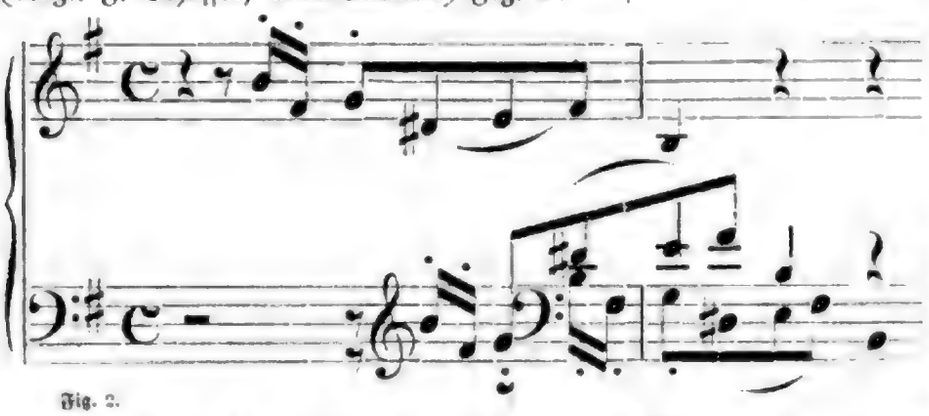


Fig. 2.

Spitta I. S. 554: „Iſrael zum Fall" — tiefer Sprung der Singſtimme (aus der Kantate „Tritt auf die Glaubensbahn").

II. S. 390: In der Kantate „Bleib' bei uns, denn es will Abend werden" — im Anfangschor — tiefdunkle Töne der Geigen und Bratſchen, — welche hier weniger die friedvolle Stimmung abendlicher Ruhe, als jenes unheimliche Bangen, welches das allmähliche Schwinden des Tageslichtes begleitet, — wiedergeben. —

Man kann gewiß ſein, daß Bach da, wo das Wort „Himmel" erſcheint, die Singſtimme in hoher Tonlage, und ſobald das Wort „Hölle" vorkommt, in der Tiefe ſich bewegen läßt. —

Motive ſind muſikaliſche Formen, durch welche Vorſtellungen oder Vorgänge ſymboliſch zum Ausdruck gelangen. Ein ſolches Abbild kann, von verſchiedenen Komponiſten behandelt, ſehr verſchieden geraten; da jedoch die Menſchen in ihrem Empfinden mehr oder weniger ſympathiſieren, ſo werden wir uns auch beim Hören derartiger Motive mehr oder weniger befriedigt finden.

Wenn im Parſifal, Akt I, Gurnemanz ſingt:

Er naht, ſie bringen ihn getragen,
O, weh! Wie trag' ich's im Gemüte,
In ſeiner Mannheit ſtolzer Blüte
Des ſiegreichſten Geſchlechtes Herrn
Als ſeines Siechtums Knecht zu ſeh'n. —
Behutſam! Der König ſtöhnt!

und das Stöhnen durch das Motiv in Fig. 3 auf der folgenden Seite wiedergegeben wird, ſo erſcheint es uns, da wir den Text kennen, vollkommen charakteriſtiſch; — würde uns dagegen die Dichtung fremd ſein, wer könnte wohl ihren Inhalt aus dem Motiv erraten?

Dem muſikaliſchen Gedanken durch melodiſche, harmoniſche und rhythmiſche Formen einen beſtimmten Charakter aufzuprägen und dieſen dem Textinhalte auf das genaueſte anzupaſſen, — dieſes Geſtaltungsvermögen beſitzt unter den Liederkomponiſten niemand in dem Maße wie Robert Franz und hier iſt eben der Berührungspunkt mit Richard Wagner. Hundertfach laſſen ſich aus Franz' Liedern Beiſpiele dafür anführen; ja, es wird die Wahl ſchwer, um bei dem Reichtum an ſolchen die am meiſten charakteriſtiſchen zu treffen. Ich greife nach dem op. 4; man nehme die „Herbſtſorge von Oſterwald" — eines der ſchönſten unter Franz' Liedern: — „Trübe Schwere lagert ſich auf uns; wie ein banger Traum naht der Gedanke, — ſie, die du liebſt, iſt für dich verloren;

Er (der Sommer) kommt zurück, er bringt uns neue Lieder,
Doch wird durch ihn die Angſt auch fortbeſchworen,
Daß ich dich hab', mein einzig Glück verloren?"

— beſänftigend, als wäre im Augenblick alles Weh vergeſſen, tritt bei den Worten: „bringt

uns neue Lieder" — das Motiv in dur ſtatt in moll auf (Fig. 4).

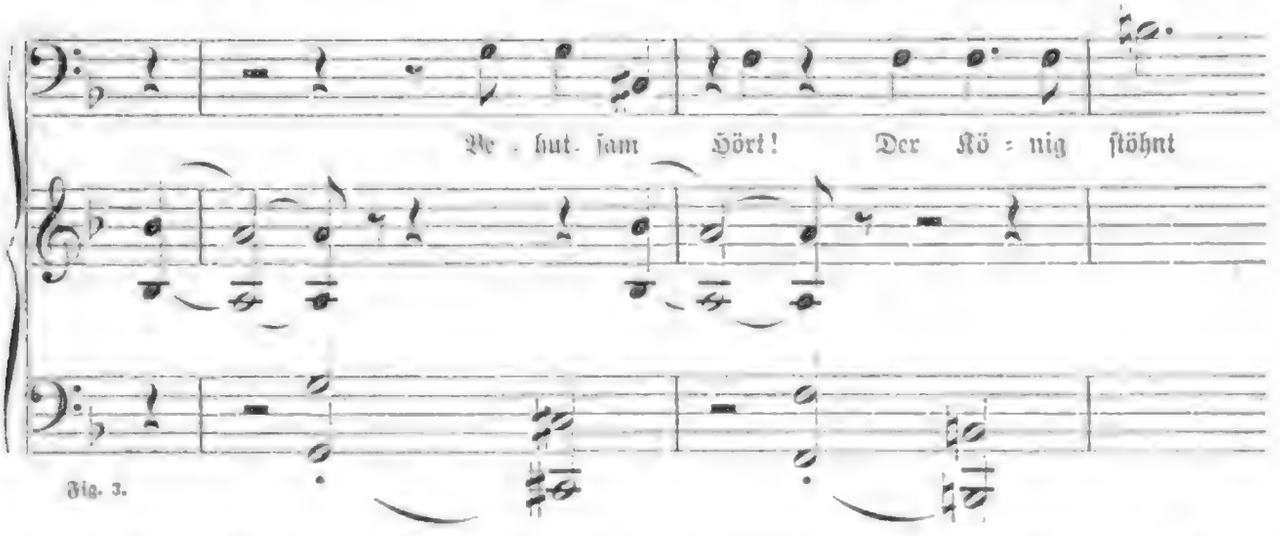


Fig. 3.

Das Lied: „Ihr Hügel dort am ſchönen Don" von Burns — ſchildert ein ſchmerzerfülltes Gemüt einer heiteren Natur gegenübergeſtellt: Die Hügel grünen und blühen, die Vögel

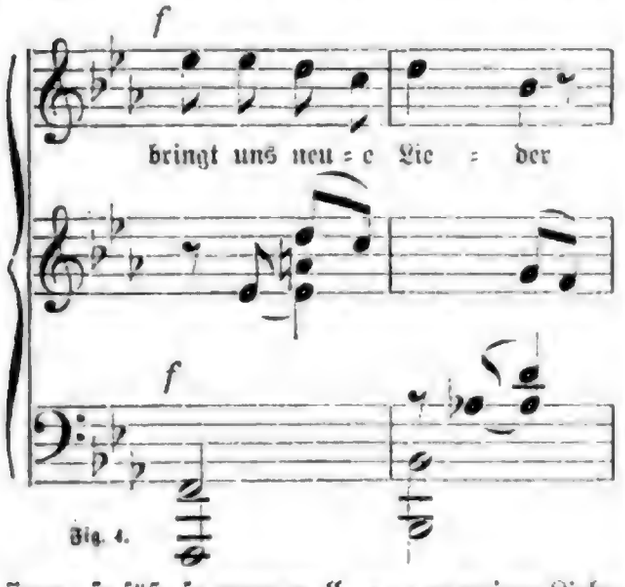


Fig. 4.

ſingen ſo ſüß, ſo wonnevoll, — von meiner Liebe ſang auch ich, doch es blieb von der Roſenzeit nur der Dorn im Herzen zurück. — In der Anfangsbegleitung ſehen wir Hügel neben Hügel in reinen Linien ſich aufbauen; wohlklingende Wendungen deuten auf Blütenſchmuck (Fig. 5), dann beginnen die Vögel zu ſingen in ſtetem

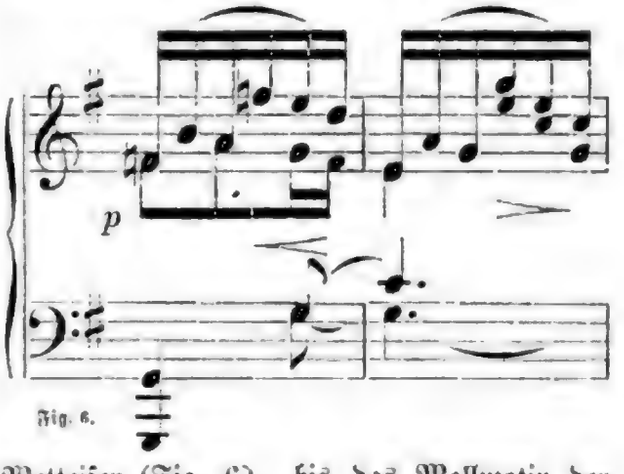


Fig. 6.

Wetteifer (Fig. 6), bis das Mollmotiv der Singſtimme — die eigentliche Pointe des Liedes — wiedereintritt. Man ſehe ſich's genau an, es liegt hier von Franz' muſikaliſchem Empfinden ein vorzügliches Beiſpiel vor.

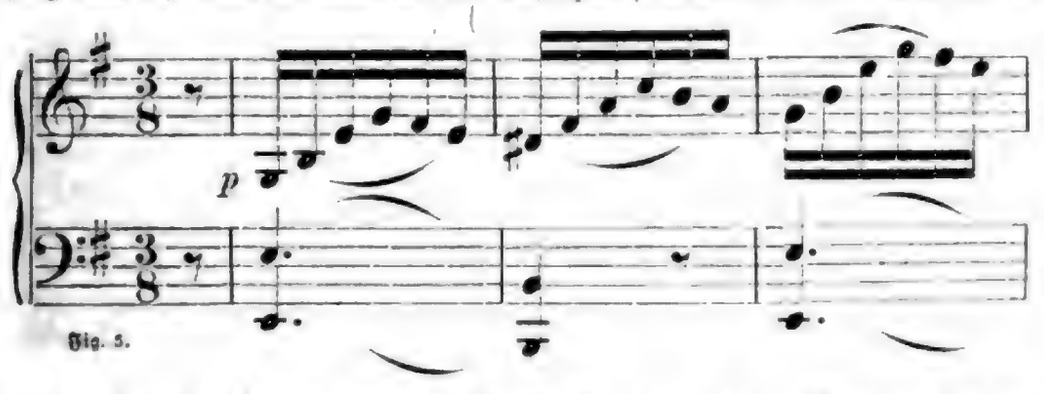


Fig. 5.

Wo iſt ein Lied, welches das: „Ich möchte froh ſein, doch mein Herz iſt tot" packender wiedergäbe als Nr. 2 in op. 9? — Soll ich an das oft geſungene Nr. 6 des op. 17: „Die Heide iſt braun" und an ſeine Stimmung erinnern, wo mitten im Leid die vergangene glückliche Zeit ſo hold uns anweht,

ſobald das Motiv ſtatt in cmoll in cdur wiederkehrt? (Fig. 7.)

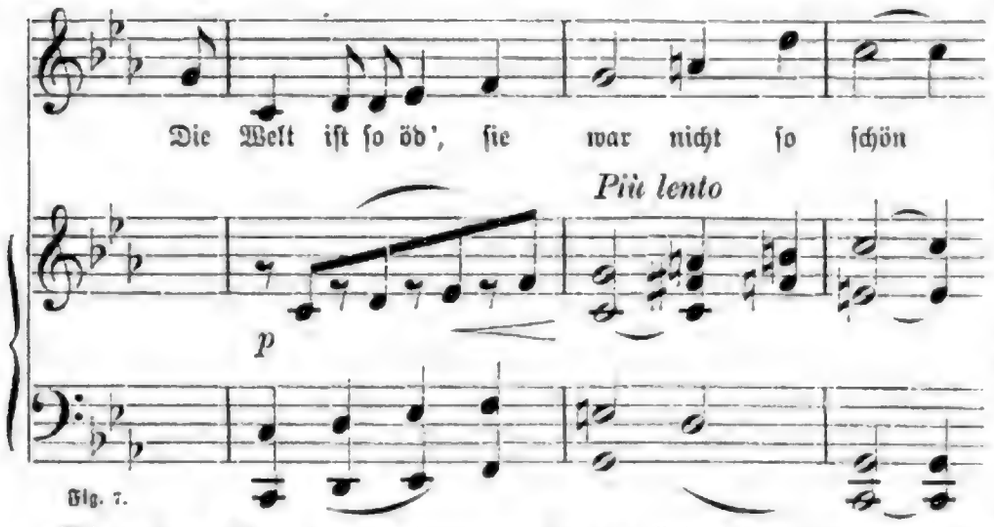


Fig. 7.

Wie tröſtend klingt in dem tiefernſten Nr. 5 des op. 11 „Auf dem Meere" die Stelle: „Die ſüßen Augen!" — Nr. 8 des op. 5 „Ich lobe mir die Vögelein" — man ſpiele das Einleitungsmotiv (Fig. 8), iſt es nicht, als hörte

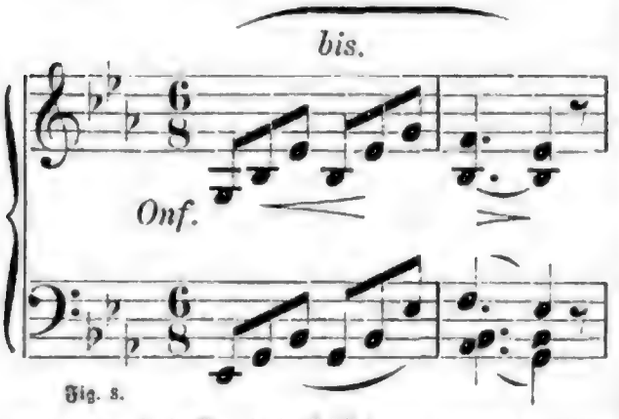


Fig. 8.

man das „dodeldi, dodeldi" der munteren Sänger in den Bäumen? —

Dann Nr. 4 des op. 18 „Meerfahrt" — lauter Poeſie und Duft! Die Muſikbilder tauchen hier in deutlichſter Anſchaulichkeit auf. — Beſonders intereſſant iſt (Nr. 1 des op. 48) der Schluß des Heineſchen „Wenn zwei voneinander ſcheiden"; derſelbe lautet:

Wir haben nicht geweinet,
Wir ſeufzten nicht Weh und Ach!
Die Thränen und die Seufzer,
Die kamen hintennach.

Ich wähle dies Beiſpiel im Hinblick auf das oben von Wagner citierte. Iſt auch die dramatiſche Verwendung der Motive eine ganz andere als die lyriſche, ſo mag doch ein jeder ſehen, wie Franz entſprechend den Worten: „Die Thränen und die Seufzer, die kamen hintennach" — in einem ergreifenden Nachſpiel uns den Wortinhalt empfinden läßt. Ohne Heranziehung fremdartig klingender Inſtrumente geben die Tonverhältniſſe den Ausdruck an und für ſich hinlänglich kund. —

In Nr. 6 des op. 30: „Zieh' nicht ſo ſchnell vorüber," hat Franz den Aufruhr des empörten Herzens, das im tobenden Gewitter ſeinen Verbündeten findet, draſtiſch genug dargeſtellt; bei den Worten: „Dann rüttelt all ihr Blitze" — iſt der muſikaliſche Ausdruck geradezu erſchreckend: man ſieht den Blitz grell und zuckend am Himmel dahinfahren. Je nach dem Wortinhalte wird in den verſchiedenen Verſen die Form der Begleitung geändert. Der Aufruhr in der Natur dient der Singſtimme als Hintergrund, welchem gegenüber Zorn und Groll über die Untreue der Geliebten hervorbrechen. —

Wer Franz' Lieder nach dieſer Richtung hin ſtudiert, wird bald einſehen, wie das betreffs derſelben gebräuchliche und wenn auch in gewiſſem Sinne bezeichnende Wort „Stimmungslieder" eigentlich nicht genug ſagt; die Lieder ſind ſehr viel mehr! Nr. 1 op. 36: „Das Meer hat ſeine Perlen" — dieſe großempfundene Kompoſition iſt, um mich etwas paradox auszudrücken, geradezu muſikaliſche Skulptur: man kann in den Tönen faſt gegenſtändlich den Textinhalt greifen. Das gilt auch von Nr. 2 des op. 42: „Die helle Sonne leuchtet aufs weite Meer hernieder." — Einzelne Lieder wirken wieder mehr maleriſch, es iſt, als ſänge und klänge dann die ganze Natur um uns her. Wie mutet z. B. der Schluß des „Im Graſe lieg' ich manche Stunde" Nr. 5 op. 17 an! Man hört das Summen des Immchen, aber man hört es muſikaliſch, nicht realiſtiſch nachgeahmt! — Und wieder andere Lieder erfreuen durch ſymboliſche Züge — vom weiten Meer, von Berg und Thal, von Sonnenglanz und Nebel gewinnt man den Eindruck durch muſikaliſche Formen. Man vergleiche: Nr. 3 op. 9 „Bitte" (Weil' auf mir du dunkles Auge). — In Nr. 4 des op. 9: „Allnächtlich im

Traume“ folgt am Schluſſe: „und das Wort, und das Wort“ — eine Pauſe, als grübele man noch weiter — dann erſt „hab ich vergeſſen.“ — In dem großangelegten Liede Nr. 10 op. 5 „Vergeſſen“ fühlt man bei der tremulierenden Begleitung alle Fibern des Herzens dem Gedanken entgegenbeben, der immer mehr aus banger Ahnung zur Wirklichkeit wird. „Du biſt vergeſſen!“ — und in ſchweren Tönen entringt ſich der tiefe Schmerz der Bruſt:

Vergeſſen, ach! vergeſſen ſein
Vom liebſten Herzen in der Welt,
Das iſt allein die größte Pein,
Die auf ein Menſchenherze fällt.

Man beachte den mit der Singſtimme kanoniſch geführten Baß, — ein Abbild des unerbittlichen, ſtarren Schickſals. — Nr. 4 op. 28 „Nebel“: die abwärtsgehende Anfangsfigur ſcheint auf „das Thal“ zu deuten, ſowie die Steigung von gis auf e durch anderthalb Oktaven bei dem Worte „Berg“ höchſt charakteriſtiſch iſt. Die weiten Lagen der Accorde ſpannen ſich wie nebelhafte Schatten über der Scene aus und die breite Bewegung der Kantilene iſt völlig im Sinne des Textinhaltes. — Nr. 6 op. 10: „Umſonſt“ mit dem durch das ganze Lied pulſierenden a im Baß iſt eine Frage, wie ſie das Menſchenherz ſo mannigfach ungelöſt in ſich trägt, — ein Welträtſel.

Nahet man unter dem Geſichtspunkte der poetiſchen und muſikaliſchen Einheit den Liedern von Robert Franz, dann iſt es, als würde ein Licht auf ein Dunkel geworfen, als würde eine Scheidewand, die uns bisher von ihnen trennte, fortgezogen; — je ſpecieller man auf den Text eingeht, umſomehr Wärme ſtrömt uns aus den Tönen entgegen. Obwohl bereits verſchiedene Autoren, die eine Charakteriſtik von Franz' Liedern gaben, — Liszt, Ambros, Schuſter, Hüffer, Saran — auf dies Moment hindeuteten, ſo ſcheint dies immer noch nicht ausreichend geſchehen zu ſein. Mit um ſo größerer Anerkennung begrüßte ich es daher, als in dem „Grenzboten“ (1881 Nr. 27—28: das deutſche Lied ſeit Rob. Schumann) H. Kretzſchmar ausſprach: „Franz imponiert durch die Meiſterſchaft, mit der er die Dinge in ihrer eigenſten Art ſprechen läßt; — — worin ihn niemand übertrifft, das iſt die energiſche Hingabe an die Dichtung. — Mit Leib und Leben wirft ſich der Komponiſt in die Situation, mit einer Feſtigkeit und Beſtimmtheit, welche überwältigt und fortreißt!“ — Das iſt es! Wer die Schönheit der Franzſchen Lieder erfaſſen, ſich in ſie hineinleben will, muß zuerſt die Texte ſorgfältig ſtudieren. Heutzutage ſieht man's leider oft umgekehrt; die Singenden beachten nur die Kantilene eines Liedes, laſſen ſich durch den etwa vorhandenen Reiz derſelben beſtimmen, und richten danach ihren Vortrag ein, ohne ſich weiter um den Inhalt des Gedichtes zu kümmern.

Robert Franz ſtellt ſich uns in ſeinen Liedern höchſt eigenartig dar; — manchen derſelben iſt zwar eine gewiſſe Aehnlichkeit gemeinſam, obſchon dabei von „Manier“ keine Rede ſein kann. Dergleichen Erſcheinungen erklären ſich aus dem Vorherrſchen der moll-Tonarten, und aus der thematiſchen Behandlung des Grundmotivs bald in höheren, bald in tieferen Tonlagen. Man vergleiche:

op. 5 Nr. 1 „Aus meinen großen Schmerzen.“
op. 5 Nr. 5 „Mädchen mit dem roten Mündchen.“
op. 11 Nr. 4 „Da der Sommer kommen iſt.“
op. 16 Nr. 4 „Abendlich ſchon rauſcht der Wald.“
op. 16 Nr. 5 „Weißt du noch.“
op. 21 Nr. 2 „Daß ich an dich denke.“
op. 23 Nr. 4 „Ich weiß ja, warum ich ſo traurig bin.“
op. 26 Nr. 2 „In dem Dornbuſch blüht ein Röslein.“
op. 28 Nr. 2 „Derweil ich ſchlafend lag.“
op. 35 Nr. 1 „Hör' ich ein Vöglein ſingen.“
op. 35 Nr. 5 „Wenn ſich zwei Herzen ſcheiden.“
u. ſ. w.

Dieſen Zug haben dieſe Geſänge mit den altdeutſchen Volksliedern gemein; lange Zeit war ein derartiges Verhältnis Franz ſelbſt unbewußt, denn niemals hat er ja bei ſeinen Kompoſitionen reflektiert und Aehnlichkeiten beabſichtigt. Einzelne derſelben ſind ſchlichtweg als Volkslieder bezeichnet, andere wie in ein altertümliches Koſtüm gekleidet.

op. 23 Nr. 1 „Mei Schätzel das hat mi verlaſſen.“
op. 23 Nr. 4 „Ich weiß ja, warum ich ſo traurig bin.“
op. 26 Nr. 2 „In dem Dornbuſch blüht ein Röslein.“
op. 36 Nr. 3 „Habt ihr ſie ſchon geſehen.“
op. 40 Nr. 1 „Mein Schatz iſt auf der Wanderſchaft.“
und andere.

Sehr bezeichnend hat Liszt, deſſen hohe und edle Auffaſſung aus jeder Zeile hervorleuchtet, welche er über Robert Franz ſchreibt, die Lieder charakteriſiert: „Der muſikaliſche Kern eines jeden Liedes iſt durchweg einfach: eine harmoniſche, thematiſche oder deklamatoriſche Wendung

oder Phraſe beſtreitet gewöhnlich den ganzen Verlauf. Sie iſt ſtets von großer Elaſticität und er macht es dadurch möglich, den verſchiedenſten Nuancen der Stimmung dienſtbar zu werden. Die Modulation beſtimmt durchſchnittlich die Entwickelung des Gefühls weit mehr als die Melodie."

Betrachten wir die Lieder nach ihrem Inhalt, dann ſind es beſonders zwei Motive, die wir muſikaliſch behandelt finden, — Naturſtimmungen, — und Liebesleid.

Naturlaute finden wir ſo zahlreich, in ſolcher Vertiefung bei keinem anderen Liederkomponiſten; in dieſer Eigentümlichkeit liegt aber das, was uns untrennbar an ihn feſſelt. Das Naturgefühl iſt dem germaniſchen Stamme angeboren, es ſteckt ihm, wie man zu ſagen pflegt, im Blute; — iſt der Himmel blau, — hangen ſchwarze Wolken droben, — leuchtet die Sonne, ſenkt ſich der Abend nieder, murmelt die Quelle, brauſt der Sturm — kurz, es gibt nichts in der Natur, was nicht in unſerer Seele Wiederhall fände. Man wird kaum eine Färbung des Naturlebens, die ein Empfinden in uns wachrufen kann, in den Liedern von Robert Franz vermiſſen. —

Mit den Naturbildern verbindet ſich ungezwungen das alte, — ewig junge Motiv der Lyrik, — die Liebe. Frühling und Liebesglück, Herbſtklage und Liebesſchmerz gehen in der Dichtung wie im Geſange Hand in Hand. Man höre:

„Im wunderſchönen Monat Mai" Nr. 5 op. 25.
„Wenn der Frühling auf die Berge ſteigt" Nr. 6 op. 42.
„Die blauen Frühlingsaugen ſchau'n aus dem Gras hervor" Nr. 1 op. 20.
„Es iſt mir wie dem kleinen Waldvögelein zu Mut" Nr. 2 op. 23.
„Da der Sommer kommen iſt" Nr. 4 op. 11.
„Die Haide iſt braun" Nr. 6 op. 17.
„Das gelbe Laub erzittert" Nr. 5 op. 31.
„Vor Kälte iſt die Luft erſtarrt" Nr. 5 op. 21.
„Aus den Himmelsaugen droben, fallen zitternd lichte Funken" Nr. 3 op. 5.

Nur muß man nicht erwarten, daß Franz in dem Liede:

Vor Kälte iſt die Luft erſtarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten ꝛc.

etwa eine Winterlandſchaft mit Schneedächern, oder in Nr. 5 op. 31 „Abſchied" das Erzittern des gelben Laubes nachgebildet habe, — es gilt vielmehr, die allgemeine Stimmung des Textes muſikaliſch zu reproduzieren. Man vergleiche in dieſer Hinſicht Nr. 3 op. 40 „unter'm weißen Baume ſitzend" — die anfangs der Winteröde entſprechend ſtarre Begleitung ohne allen muſikaliſchen Schmuck, bis ſie ſich mit dem Frühlingsmotiv unter Triolenbewegung reicher und reicher geſtaltet. — Scheint am Anfange eines Liedes die helle Frühlingsſonne und bringt das Ende Herzeleid, — ſo iſt es nicht ſelten, daß ſchon der Anfang des Liedes einen ſchmerzlichen Zug erkennen läßt, gleich einer Wolke, die ihren Schatten weit vorauswirft, — ſo z. B. Nr. 1 op. 36 das vollendet ſchön komponierte: Erſter Verluſt „Geſtern hielt er mich im Arme". —

Wie Franz die muſikaliſche Malerei auffaßt, dafür iſt auch Nr. 4 op. 16 „Abendlich ſchon rauſcht der Wald" ein charakteriſtiſches Beiſpiel; man empfängt den Eindruck des Abendfriedens; — es wird ſtill in Wald und Feld, die Menſchenarbeit ſchweigt — und (wovon im Text kein Wort ſteht) wie aus weiter Ferne hört man in der Begleitung die Abendglocke des Kirchleins anſchlagen. — Da iſt noch ein merkwürdiges Stück: „Altes Lied" op. 39 — voller Malerei in dem geſchilderten Sinne; man verfolge es, wie ſich die Begleitung zu der in den verſchiedenen Verſen wiederkehrenden Kantilene je nach der Situation ändert: ſchwüle Sommernacht, — dumpfes Rauſchen des Tannenwaldes, — unheimlicher Elfentanz, — am Ende Schluchzen und Stöhnen. —

Wie mag es wohl in der Liederſeele Franz Schuberts ausgeſehen haben, deſſen ſüßer Wohllaut uns beſtrickt, wo wir ihm begegnen, — der mit Schönheit vergoldet, was er mit Tönen berührt; — den naiven Frohſinn ſeines Sanges treffen wir in den Liedern von Franz ſeltener. Auch Lieder, wie Robert Schumanns hohes Lied der Liebe „Ueber'm Garten durch die Lüfte" finden ſich hier weniger vertreten; — das etwa Korreſpondierende bei Franz iſt mehr der Ausdruck des Sehnens nach vollem Liebesglück. Ich ſagte es ſchon oben, Franz iſt vornehmlich der Sänger des Liebesleids. In einer Zeit nun, wo man das Heiraten am bequemſten durch Comptoire beſorgen laſſen kann, werden vielleicht manche nicht geneigt ſein, Robert Franz auf dies Gebiet zu folgen; wer ein Lieb verloren hat, nimmt ſich ein anderes, weiter hat man keine Schmerzen. Wem aber ein Gemüt zu teil geworden, das tiefe Weh nachzufühlen, wer ſelbſt den „Dorn" im Herzen empfand, der wird ſicherlich aus den Liedern unſeres Meiſters Mitgefühl, Verſöhnung und Troſt gewinnen.

Es iſt auf das Ethiſche in dieſen Geſängen hingewieſen worden; freilich ſinnlich prickelnde Erregung der Nerven darf man ſchwerlich von ihnen erwarten, das iſt auch nicht ihr Zweck, obwohl ſie an der rechten Stelle ſo ſüß klingen, wie die irgend eines Komponiſten. Man muß nur bei dem Worte „ethiſch“ nicht, wie viele es thun, an etwas Moraliſierendes denken; es bedeutet hier nur, die Schönheitsgeſetze in der Kunſt zur Anwendung gebracht zu ſehen, welche ſeit Jahrhunderten maßgebend waren; ſolcher Schönheit folgt ſtets eine Erhebung, eine Läuterung des Hörenden, des Beſchauenden. — H. Schuſter in ſeiner Broſchüre ſieht denn auch den Grund der ethiſchen Bedeutung von Franz' Liedern in ihrer hohen Schönheit und darin, daß ſie uns ein wahres Abbild des Empfindens geben. Saran, der auf jenen ſchmerzlichen Zug hinweiſt, wie er jedem auffällig werden muß, der ſich mit dieſen Kompoſitionen beſchäftigt, — und der ſelbſt in den Liedern heiteren Inhalts nicht zu fehlen pflegt, äußert ſich ähnlich: „Ueberhaupt trägt das Franzſche Lied jenen Zug der Reſignation an ſich, den wir an den edelſten Volksliedern wahrnehmen; wenn man will, etwas von jenem „Weltſchmerz“, der das charakteriſtiſche Gepräge aller neueren Lyrik ſein dürfte. Er iſt aber bei ihm ohne jegliche barocke Verzerrung, ohne jegliche heuzutage ſo beliebte krankhafte Selbſtbeſpiegelung, — vielmehr ein reiner treuer Ausdruck der tiefen Sehnſucht nach dem Idealen, die jedes Menſchenherz durchdringt. — Hierin liegt, wie mit Recht hervorgehoben worden iſt, die hohe ethiſche Bedeutung der Franzſchen Lieder.“ —

Ich ſprach von Liebestrennung, Liebesleid, -groll, -zorn, und wir haben bereits Lieder dieſes Inhalts kennen gelernt, man braucht danach nur die Hefte aufzuſchlagen: „Vergeſſen“ Nr. 10 op. 5. — „Waſſerfahrt“ Nr. 2 op. 9. — „Du haſt mich verlaſſen, Jamie“ Nr. 6 op. 4. — „An die Wolke“ Nr. 6 op. 30. — „Im Herbſt“ Nr. 6 op. 17. — „Mit ſchwarzen Segeln ſegelt mein Schiff“ Nr. 6 op. 18. — „Verfehlte Liebe, verfehltes Leben“ Nr. 3 op. 20. — „Die Liebe hat gelogen“ Nr. 4 op. 6. — „Ja, du biſt elend“ Nr. 6 op. 7. — „Erſter Verluſt“ Nr. 1 op. 36. — „Will über Nacht wohl durch das Thal“ Nr. 4 op. 5 u. a. — Ein tiefes Weh iſt hier verborgen, und bei der Wahrheit des Ausdruckes deſſen, was ſie wiederſpiegeln, erwecken ſie in uns das edelſte und reinſte Mitempfinden. — Welch verſchiedene Phaſen laſſen ſie uns durchſchauen: bald iſt es völlige Oede — bald ein wehmütiges Erinnern an eine frühere glückliche Zeit — bald iſt die Liebe ohne Hoffnung — bald ein Ausruf höchſten Schmerzes. — — Das bereits geſchilderte Lied „An die Wolke“ ſtellt den Zorn des Liebenden der Untreue der Geliebten gegenüber dar: er ruft Donner und Blitz auf als Mahner des verübten Unrechts. Wie verſchieden iſt Schumanns „Ich grolle nicht“ von dem verwandten „Ja du biſt elend“ von Rob. Franz! Aus dem Liede Schumanns ſcheint Verzeihen und Mitleid hervorzutönen, daher eine leidenſchaftliche Bewegung der Melodie und Harmonie; das Franzſche Lied dagegen atmet dämoniſche Kälte.

Lieder des Liebeſehnens, Scenen des Hoffens, des Glückes finden wir in: „Du liebes Auge willſt dich tauchen,“ Nr. 1 op. 16. — „Ständchen“ Nr. 2 op. 17. — „An ihren bunten Liedern klettert die Lerche empor“ Nr. 4 op. 21. — „Im wunderſchönen Monat Mai“ Nr. 5 op. 25. — In dem herrlichen „O ſäh' ich auf der Heide dort“ Nr. 5 op. 1. — „Frühlingsgedränge“ Nr. 5 op. 7 — in „Die Harrende“ Nr. 1 op. 35 — in dem zartſchelmiſchen „Frühling und Liebe“ Nr. 3 op. 2 — in dem friſchen „Waldfahrt“ Nr. 3 op. 14 — in dem leidenſchaftlichen „Wie ſehr ich dein, ſoll ich dir ſagen“ Nr. 6 op. 14 — in dem vielgeſungenen „Stille Sicherheit“ Nr. 2 op. 10 u. ſ. w.

Außer den geſchilderten bieten ſich noch viele Lieder anderen Inhaltes, z. B. das munter humoriſtiſche Nr. 3 op. 18: „Nun hat das Leid ein Ende“ — Nr. 6 op. 36 „Nun hat mein Stecken gute Raſt“ und das reizende Nr. 3 op. 36 „Habt ihr ſie ſchon geſehen, ſie, meinen Schatz“ u. a. m.

Es ſei mir geſtattet, noch einiger Punkte Erwähnung zu thun. Liszt hat in ſeiner Broſchüre auf Franz' Verhalten den verſchiedenen Dichtern gegenüber hingewieſen; Heine, Oſterwald, Lenau, Burns, Eichendorff, Geibel, Möricke und Goethe ſind die vorzugsweiſe behandelten. Intereſſant iſt es nun zu beobachten, wie der Komponiſt die eigenſte Art der Dichter wiederzugeben verſteht; das Perſönliche, was dieſe ihren Gedichten unbewußt mitteilen, was ſie in dieſelben gleichſam hineingehaucht haben, ſpiegelt ſich ebenfalls in den Kompoſitionen unſeres Künſtlers wieder. Man nehme das Goetheheft op. 33; gleich die erſte Nummer: „Trocknet nicht, trocknet nicht,

Thränen der ewigen Liebe“ — wie wunderbar aufgefaßt iſt das Lied, in prägnanter Form vieles ſagend, ganz der vornehmen Art Goethes entſprechend! Und gibt es anmutigere Lieder als Nr. 2 und Nr. 3? Wie anders dagegen die Behandlung der Heineſchen Texte! — Das Schmerzlich-Hingebende, das Neckiſch-Anmutige in Formen gekleidet, die Heine ſo charakteriſtiſch von den übrigen Dichtern unterſcheiden, finden auch in der Muſik unſeres Komponiſten den beredteſten Ausdruck. — Und wieder Eichendorffſche Stoffe, z. B. „Meeresſtille“ in op. 8: das iſt nicht mehr des Tages Licht und Leben — ſondern eine Traum- und Märchenwelt, die uns umflutet!

Das Verhältnis der Geſänge von Franz zum deutſchen Volksliede hat Saran klargeſtellt. Es liegen nun noch Texte, fremden Litteraturen entnommen, vor. Lieder von Burns finden wir vielfach komponiert, ſodann böhmiſche, ſlaviſche, ruſſiſche Motive, ein Text aus Krain u. a., und es iſt wohl der Mühe wert, zu unterſuchen, ob der Komponiſt auch hier Charakteriſtiſch-Nationales gegeben habe. Man ſehe ſich das Goetheſche „Schweizerlied“ Nr. 5 op. 33 darauf an; — ebenſo Nr. 5 op. 40 „Ach ihr Wälder, dunkle Wälder“ und, worauf ich noch beſonders hinweiſe — Nr. 4 op. 14 „Hatte Liebchen zwei“ (ungariſch) und Nr. 6 op. 49 „Norwegiſche Frühlingsnacht.“

Noch ein Wort vom Konzertvortrage. — Unlängſt hörte ich die Behauptung aufſtellen, Franz' Lieder ſeien ihrer ganzen Art nach im Hauſe an ihrem Platze, für den öffentlichen Vortrag möchten ſich nur wenige eignen. Allerdings zeigen ſie eine ſolche Wahrheit und Innerlichkeit des Gefühles, daß der Singende durch den Vortrag ſelbſt zu Stimmungen fortgeriſſen wird, die man lieber einem engeren Kreiſe, als einem größeren Publikum gegenüber ausſpricht. Doch ſo eng begrenzt iſt der Kreis der „Konzertlieder“ nicht. Aber hier hat man wieder einmal Gelegenheit zu ſehen, wie ſchwerfällig und kurzſichtig unſer Blick zu ſein pflegt. Wird öffentlich ein Franzſches Lied geſungen, ſo hört man immer und immer wieder: „O danke nicht für dieſe Lieder“ — „Er iſt gekommen in Sturm und Regen“ — — „Die Heide iſt braun“ — „Die Höh'n und Wälder ſteigen“; — es läge doch nahe zu fragen, ob nicht ein Komponiſt, der ſo Herrliches dieſer Art geſchaffen, noch Aehnliches uns geſchenkt habe? — Gott behüte, — man geht ſtets denſelben betretenen Pfad, ohne einen Blick nach rechts und links zu thun, und Schätze bleiben ungekannt liegen.

Es würde leicht ſein, eine erhebliche Anzahl für den Konzertvortrag vollkommen geeigneter Lieder auszuwählen. —

Wer Robert Franz in ſeinen Kompoſitionen kennen lernen will, darf nicht nach dem einen oder anderen Liede urteilen wollen, — man muß ſich vielmehr eine Zeitlang eingehend mit denſelben beſchäftigen, ganz von ſelbſt gewinnt man dann das Verſtändnis für die Tiefe und Innigkeit der muſikaliſchen Empfindung, die in denſelben liegt. Man laſſe die Mühe, welche etwa die Begleitungen bieten, kein Hindernis ſein; eben durch ſie ſind dieſe Lieder Kunſtwerke. Begleitung und Singſtimme ergänzen ſich; iſt erſtere der muſikaliſche Ausdruck der Situation, ſo ſpricht letztere die Stimmung aus, die ſich der Situation bewußt wird. Auch Klavierſpieler finden hier hohen Genuß, denn die meiſten Begleitungen tragen die Geſangsmelodie in ſich, und in Liedern, wo dies weniger hervortritt, läßt ſie ſich leicht ergänzen.

Man will die Beobachtung gemacht haben, daß die Geſänge von Robert Franz in den letzten Jahren beſonders in den mittleren und kleineren Provinzialſtädten am meiſten geſungen werden; ich möchte unſerem Volke dazu gratulieren, aus den Provinzen ſtrömt friſches, verjüngendes Blut nach den großen Centralorten.

Es iſt eine bekannte Thatſache, daß unſere Nachbarn gewöhnlich das als Schwäche auslegen, was ſie ſelbſt entbehren — und ſo wird uns Deutſchen der Idealismus oftmals vorgehalten. Ohne ihn würden wir doch nicht Deutſche ſein; — wehe der Periode, in der wir uns ſeiner entkleidet haben. — Für das Volk iſt eben das beſte gut und der Idealismus der Franzſchen Lieder gehört zu dem beſten, was wir beſitzen. Man muß nur von Muſik ſich nicht bloß anregen laſſen wollen, man muß ihr auch etwas aus ſich entgegenbringen, dann ſchenkt ſie doppelt wieder, was man ihr gab.

Empfindungen, von denen ſie gar nicht ahnen, daß ſie in ihnen ſchlummerten, gehen allen verloren, welche die Lieder von Robert Franz ignorieren. Muſik kann das Edelſte im Menſchen wecken, und dies thun im wahren Sinne die von uns charakteriſierten Geſänge!

Ein unheimlicher Reiſebegleiter.

Von

Wilhelm Lauſer.

Sie haben dieſen ganzen Faſching hindurch faſt jede Nacht getanzt und ſtatt vernünftigerweiſe durch einen langen Tagesſchlaf ſich zu erfriſchen, haben Sie ihren Ehrgeiz darein geſetzt, des Morgens immer der erſte im Amte zu ſein und bei der Arbeit zu bleiben, bis die Stunde da war, von neuem den Frack und die taubengrauen Handſchuhe anzuziehen. Sie wollten nicht hinter ihren ſpießbürgerlichen Kollegen, die doch ſchon vor zehn Uhr abends, um nicht ihrem Hausmeiſter den Sperrſechſer zahlen zu müſſen, nach Haus und zu Bett gehen und nicht hinter unſerer goldenen Jugend zurückſtehen, die doch nach durchtanzter Nacht bis zum hellen Mittag die Federn nicht verläßt und ſich dann durch eine mehrſtündige Fahrt im Prater zu neuen Leiſtungen ſtärkt. Die Beklemmungen auf der Bruſt, über die Sie klagen, das Herzklopfen, das ſich für einen ſonſt kräftigen Menſchen wie Sie ſo wenig ſchickt, rührt nur von dieſer Lebensweiſe her. Da gibt es nur ein Mittel, raſch und ganz zu geneſen: Verreiſen Sie, reiſen Sie nach Italien, reiſen Sie allein, vermeiden Sie jede Gelegenheit, jede Geſellſchaft, die Sie aufregen könnte."

Alſo ſprach mein würdiger Freund und Arzt. Ich gab ihm recht wie immer, ſehr froh, daß er mir keine Arznei und beſondere Diät verſchrieb, packte ein und ſaß am anderen Morgen bereits im Schnellzug nach Venedig. Für Geld und gute Worte ließ mich der Schaffner ganz allein im Wagen. Ungeſtört konnte ich mich dem Wonnegefühl hingeben, das mich ſtets ergreift, wenn ich nach längerer Seßhaftigkeit wieder in die weite Welt hinausfahre. Das Puſten der Lokomotive und das Knirſchen der Räder wandelt ſich in meinen Ohren zu melodiſchen Tönen, dem ſich lange vergeſſene Jugendlieder, die mir in den Sinn und auf die Lippen kamen, unwillkürlich anpaßten. Wien lag noch keine Stunde Fahrzeit hinter mir, ſo überraſchte ich mich ſelbſt durch das Singen des Verſes: „Federleicht iſt mein Gepäcke und mein Mut ſo jung und friſch." Meine Geneſung war offenbar ſchon auf gutem Wege.

* * *

Ein Nachwinter mit reichlichem Schnee hatte die bereits grünenden Wieſenthäler und die tannendunkeln Höhen des Semmering wieder in ein weiß ſchimmerndes Gewand gehüllt; nur hier und dort lugte, wie ein ſüßes Verſprechen, an Büſchen und Bäumen freundliche Frühlingsfarbe unter dem überhängenden Schneedache hervor. Der kühle Hauch, der die Nerven ſtärkend zum halb geöffneten Wagenfenſter hereindrang, wich, als die Höhe des Gebirges überſchritten war, wohlthuender Sonnenwärme, und in lachendem Lenzesſchmuck grünte und blühte Flur und Feld der herrlichen Steiermark. Der Süden begann hier ſeine reichen Schätze zu entfalten, während in den zackigen Gebirgsformen, den ernſten Tannenwäldern, welche den Horizont begrenzten, und den zahlloſen Flüſſen und Bächen, welche thalwärts eilten, noch der Charakter der nordiſchen Landſchaft fortlebte. Das immer wechſelnde Schauſpiel feſſelte Auge und Sinn, bis die untergehende Sonne und die kalte Abendluft gebot, ſich für die Nachtfahrt im Wagen häuslich einzurichten. Mit einem Hunger, deſſen ſich mein durch feine Soupers verdorbener Magen ſeit geraumer Zeit entwöhnt hatte, verzehrte ich das mitgenommene „Reiſebrot", trank ein Fläſchchen Bordeaux aus, wickelte mich in meinen Pelzmantel, um, von Cigarren träumend, deren Genuß mir der Arzt verboten, einzuſchlafen. So gut ſollte es mir freilich nicht ſobald werden. Kaum hatte ich die Augen geſchloſſen, ſo traf mein Ohr ein ſeltſames Geräuſch, zuerſt von fernher ein Pfeifen und Ziſchen, wie wenn der Wind ſich in den Schlöten der Häuſer fängt, dann näher und näher kommend ein Sauſen und Brauſen und Knirſchen, wie von einem Orkan,

der einen Urwald niederlegt, ein Rollen niederstürzenden Gesteins, das Krachen zusammenbrechender Telegraphenstangen; und endlich schlägt der wilde Sturm, die aus den kahlen Felsschluchten des Karstes hervorstürzende Bora, mit Riesengewalt an den Eisenbahnzug, wie wenn sie ihn in die schwarze Tiefe hinabreißen wollte. Wie mit den Kräften der Verzweiflung arbeitet sich die stöhnende Lokomotive noch langsam vorwärts, die Wagen drohen sich unter dem Windesanprall zu heben und zur Seite zu neigen, ihre Wände erzittern, ihre Fenster, von daherfliegenden Kieseln und Erdstücken gepeitscht, rasseln, wie wenn sie in Stücke gehen wollten; ein eisiger Hauch dringt durch alle Ritzen ein, läßt die Vorhängchen emporflattern wie Fahnen in freier Luft und durchkältet mich trotz der Pelzhülle bis auf das Mark der Knochen. Stundenlang tobte das Unwetter. Da ich aber niemand bei mir hatte, für den ich zu bangen gehabt hätte, so war ich im Grunde nur verdrießlich darüber, daß dasselbe mich so lange verhinderte, auch noch die letzte Probe meiner beginnenden Genesung zu machen und mich endlich einmal wieder, worauf ich durch die Tagesreise mich so gut vorbereitet glaubte, gründlich auszuschlafen. Ich wußte mich schon auf italienischem Boden, als endlich ein leichter Schlummer über mich kam. Es war fünf Uhr morgens vorbei, da blieb unser Zug stehen; ich erwachte, wir waren in Venedig angekommen.

* * *

Die Wagenthüre ging auf und ein Herr, den Hut in der Hand, fragte mich, mit einer tiefen Verbeugung in der Sprache Dantes: „Habe ich die Ehre, mit Herrn ... zu sprechen, der ein Quartier im Gasthof ... am Canal Grande bestellt hat?“ Auf mein Ja neue, noch tiefere Verbeugung: „Wollen Sie nur die Gnade haben, mir Ihren Gepäckschein zu geben und hier in die Gondel steigen, die für Sie bereit liegt.“ Entzückt, allen Aufregungen, Fragen und allem Lärm entronnen zu sein, die sonst auf den Ankömmling einstürmen, legte ich mich auf die Polster der Gondel und freute mich über die schmucke Gestalt des Gondeliers, der mich mit einem süßen Lächeln grüßte, als wolle er mich zu einer Insel der Seligen führen. Zwei Minuten darauf schwammen wir bereits geräuschlos über das dunkle Wasser der Lagunen dahin. Die ganze Stadt war noch in tiefen Schlaf versunken. Einzelne Gaslaternen warfen ein schwankes Licht auf die Kanäle, durch welche unsere Gondel glitt, keine Begegnung, kein Ton störte die märchenhafte Stille, bis wir an dem kleinen, zierlichen Palaste landeten, der erst seit wenigen Wochen zum Gasthof umgewandelt war. Wie die Außenseite, so glich auch noch das Innere mehr dem behaglichen Heim eines reichen Patriziers der Vorzeit als einer Herberge für alle Welt. Eine eigene kleine Treppe führte mich zu der nach allen Seiten abgeschlossenen Mezzaninwohnung, die für mich bestimmt war. In dem schönen Marmorkamine meines Zimmers flackerte ein lustiges Feuer, unter meinem Fenster wiegte sich die Gondel, die mich hergetragen und die der Ruderer, um mir zu jeder Stunde zur Verfügung zu stehen, eben an einem Pfahl festgebunden hatte. Alles atmete hier Wohlbehagen, Stille und Ruhe. Ein seit lange nicht mehr gekanntes Gefühl wohligen Ermattens überkam mich und ich sank aufs neue in den Schlaf des Gerechten, nachdem ich kaum die Vorhänge rings um mein Bett zugezogen hatte. Als ich wiederum erwachte, schien bereits die helle Sonne in meine Stube herein; von meinem Lager aus konnte ich auf die schöne große Kuppel von Santa Maria della Salute hinüberschauen, und wie eine Einladung zu süßem Weiterträumen ließen sich Glockentöne von manchem nahen und fernen Kirchturme vernehmen. Wie in einem Zauberreiche, wo ewiger Friede herrscht, flossen mir unmerklich die Stunden und Tage hin, ob ich nun im Fenster liegend dem Hin- und Herfahren von tausend Barken auf dem großen Kanal zuschaute, oder mich um die Mittagszeit nach dem Lido hinaus rudern ließ, oder ziellos durch die Lagunen am Fuße herrlicher Paläste oder an den Hütten der armen Stadtviertel vorüberfuhr, oder den Markusplatz auf und ab wandelte, oder mich in einer Kirche oder Galerie in das Anschauen eines Gemäldes verlor. Ein Brief meines ärztlichen Freundes aus Wien erinnerte mich endlich wieder daran, daß ich mein Befinden zu prüfen habe. Ich hatte dies — das beste Zeichen meiner völligen Genesung — lange ganz vergessen. In meiner Antwort konnte ich mitteilen, daß ich mich wieder frisch und kräftig fühle wie vor langen Jahren, da ich Italien zum Zweck von Forschungen über altchristliche Kunst durchreiste, und daß ich beabsichtigte, nachdem ich einmal längeren Urlaub genommen, mich jetzt nach Herzenslust auf meinem alten Steckenpferde zu tummeln. Als nächste Briefstation gab ich ihm Bologna an.

Gewissenhafter als während des dolce far niente in Venedig erfüllte ich in Bologna die Pflichten des Reisenden. Vom Morgen bis zum Abend durchstreifte ich die ehrwürdigen, alten Gassen der Stadt, die Kirchen, Paläste und Gemäldesammlungen, endlich die berühmten Friedhöfe und Klöster der Umgegend. In der frischen Luft, die von den Apenninen herüberwehte, erwachte meine alte Lust zum Fußwandern und Bergsteigen. Das ärztliche Verbot gewaltsamer Anstrengung konnte nicht für übertreten gelten, wenn ich den kaum eine Stunde entfernten Monte della Guardia zu der herrlichen Wallfahrtskirche Madonna di S. Luca hinanstieg. Gern ließ ich meinen bequemen Führer am Fuß der engen Treppe zurück, auf der man zum Dach der Kirche gelangt. Ich mochte schon geraume Zeit in dem stillen Genusse der wundervollen Aussicht geschwelgt haben, die sich auf dieser gefährlichen Höhe von den Apenninen bis hinüber zum Adriatischen Meer eröffnet. Da störten mich plötzlich Schritte aus meinen Träumen auf; eine hohe Mannsgestalt trat aus der Treppenthüre auf das Dach heraus und näherte sich dem Rande über der schwindelnden Höhe. Noch die Breite eines Zolls — und der Fremde, dessen Mantel schon im Winde über den Rand hinausflatterte, stürzte rettungslos in die Tiefe; halb aus Entsetzen, halb aus Zorn stieß ich ein „Donnerwetter!“ aus und faßte nach seinem Mantelzipfel. Mit gleichgültiger Ruhe drehte sich die Gestalt um und ich schaute in ein tiefernstes, bleiches Gesicht. Wie traumverloren ruhten die Augen des Mannes kurze Zeit auf mir, dann griff er, als besänne er sich, nach seinem Hute, sprach ein deutsches „Danke“, dem, wenn ich recht hörte, noch der Ton eines Seufzers folgte, und begann, als hätte er da oben nicht gefunden, was er suchte, rasch wieder die Treppe hinabzusteigen. Auch mich litt es nicht mehr lange auf meinem luftigen Sitze. Meine ruhige Stimmung wollte sich nicht wieder finden. Die seltsame Erscheinung hatte mich aufgeregt und vergebens suchte ich die immer neu sich aufdrängende Frage niederzudrücken, wer dieser Fremde sei und ob derselbe soeben bei vollem Bewußtsein mit seinem Leben gespielt habe.

Ich kam an diesem Abend später als gewöhnlich in meinen Gasthof zurück. In dem prächtigen Speisesaale war schon ein Teil der Lichter ausgelöscht. Ich ging auf die noch hell erleuchtete, behagliche Ecke zu, in welcher ich mich an den letzten Abenden durch das Lesen von Zeitungen auf die Stunde des Bettgehens vorbereitet hatte. Mein gewohnter Sitz war nicht mehr frei; ich hatte meinen Unbekannten vom Dache wieder vor mir. Derselbe erhob sich rasch mit weltmännischem Anstande, frug mich mit verbindlichem Lächeln, ob er mich vielleicht eines lieben Stammplatzes beraubt habe, entschuldigte sich dann vielmals, daß er vorhin nur so knapp für den von mir gezeigten guten Willen gedankt habe; er sei jedoch schwindelfrei wie ein Schieferdecker, mir aber nichts desto weniger für meine Dazwischenkunft sehr verbunden. Ein Wort gab das andere, wir machten gegenseitig Bekanntschaft. Er war Russe, machte seine erste Reise in Italien, halb zum Vergnügen, halb um kunstgeschichtlicher Forschungen willen. Es traf sich herrlich: auch er beschäftigte sich vorzugsweise mit altchristlicher Kunst. Die byzantinischen Ueberlieferungen in der Kirche seines Vaterlandes hatte er gründlich untersucht und zu diesem Zwecke bereits auch glückliche Forschungsreisen nach Konstantinopel, durch Kleinasien und Syrien gemacht. Jetzt waren die alten Kunstdenkmäler Roms sein Hauptziel; er hatte aber heute einen Brief aus Ravenna erhalten, der ihn benachrichtigte, man sei gerade im Mausoleum der Galla Placidia auf eine bisher verschüttete Mosaik gestoßen, die ohne Zweifel aus dem fünften Jahrhundert stamme. Morgen früh mit dem ersten Zuge wollte er dahin fahren; ob ich mich vielleicht anschließen wolle?

Wie wäre es möglich gewesen, eine so liebenswürdige Einladung auszuschlagen, eine so herrliche Gelegenheit zu versäumen? Meine Zusage, ihn zu begleiten, erfüllte ihn sichtlich mit der größten Freude. „Von Ravenna fahren wir dann,“ sagte er, „zusammen nach Rom und durchforschen miteinander die Katakomben; ein Landsmann, an den ich Empfehlungen habe, ein Kunstfreund und Bildhauer, wird dort unseren Cicerone machen.“ Auch die Aussicht auf ein so langes Zusammensein und auf noch weiteren gesellschaftlichen Zuwachs hatte nichts Unangenehmes mehr für mich. Wir ließen ein paar Flaschen Chianti kommen und tranken auf eine glückliche gemeinschaftliche Reise.

Mitternacht war bereits herangerückt. Der Russe schien mich aber durch verdoppelte Liebenswürdigkeit und Gesprächigkeit vom Schlafengehen abhalten zu wollen. Als ich zuerst vom Aufbrechen sprach, scherzte er, ich sei kein echter Deutscher, daß ich mich vor einem so leichten

Weine, wie der Chianti, fürchte. Dabei schien er zu vergessen, daß er mir fast allein das Trinken überlassen hatte. Endlich sagte ich ihm, ich müßte es als ein ungünstiges Vorzeichen für unseren gemeinschaftlichen Reiseplan betrachten, wenn wir damit begännen, unseren ersten Zug zu verschlafen. Offenbar etwas verstimmt erhob er sich endlich. Der Kellner schritt uns schlaftrunken mit zwei Kerzen auf der breiten Steintreppe voran, um uns nach unseren beiden Zimmern, die nebeneinander lagen, zu leuchten. Die Treppe — ein jeder Besucher Bolognas kennt sie — hat in der Mitte einen breiten Absatz; antike Sarkophage, Gedenktafeln, Büsten sind von dem früheren kunstliebenden Palastherrn längs der Mauer aufgestellt. So oft ich die Stelle betrat, war es mir fast, als schritte ich durch einen verlassenen Tempel. Die Lichter des Kellners, der schon auf der Höhe der Treppe angelangt war, warfen nur einen schwachen, zitternden Schein herab; bloß die weißen Marmorbüsten und Sarkophage trotzten dem Dunkel, das uns zu umhüllen begann. Da unterbrach plötzlich der Russe das Schweigen, indem er mich mit der Hand am Arme faßte, sein Gesicht ganz dem meinigen näherte und mich fragte: „Tragen Sie auch Pistolen bei sich?" — „Nein, wozu auch?" antwortete ich kurz. — „O," sagte er in düsterem Tone, „man weiß nie, was einem begegnen kann; sehen Sie, dies trage ich Tag und Nacht bei mir." Damit zeigte er mir einen Revolver, den der herzugetretene Kellner mit größerer Aufmerksamkeit als ich betrachtete. Einem Versuch meines Nachbars, unter meiner Thüre eine neue Unterhaltung anzuknüpfen, wich ich aus.

Solange ich mich auskleidete und die Vorbereitungen zur morgigen Abfahrt traf, wollte mir die seltsame Frage und der Ton, in dem sie gesprochen worden, nicht aus dem Kopfe. Mein Nachbar war offenbar ein sonderbarer Mensch. Was hatte er jetzt noch, statt sich zur Ruhe zu begeben, mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab zu gehen und halblaut mit sich selbst zu sprechen? Dies beschäftigte mich, solange ich noch die Augen offen hatte. Eine Stunde etwa mochte ich geschlafen haben, da hörte ich meinen Nachbar an die Zwischenthüre pochen und mehrmals dringend meinen Namen rufen. Ich sprang aus dem Bette und riegelte die Thüre auf. „Was ist Ihnen? sind Sie unwohl?" war meine Frage an den Russen, der, seine fast herabgebrannte Kerze in der Hand, Todesblässe im Gesicht, mit unheimlich glänzenden, weit aufgerissenen Augen mich anstarrte. „Mir fehlt nichts," antwortete er, offenbar bemüht, in seine Stimme mehr Ruhe zu legen, als er wirklich besaß; „aber haben Sie denn bei dem entsetzlichen Geräusche schlafen können, das der Sturm in den Gängen und Kaminen und an den Fensterläden verursacht; man könnte glauben, der jüngste Tag breche an." Ich wünschte innerlich den Störer in das Land, wo der Pfeffer wächst. Er schien durch meine Versicherung, daß ich nichts gehört habe und auch jetzt nichts höre, zwar nicht überrascht zu sein; aber, meinte er, nachdem er mich schon aufgeweckt habe, werde es mir wohl nichts ausmachen, wenn er den Rest der Nacht vollends auf meinem Zimmer zubringe; es werde dann ohnedies um so sicherer derjenige, der zuerst aufwache, den anderen rechtzeitig wecken können. Wohl oder übel mußte ich zusehen, wie er sich auf meinem Sofa ausstreckte. Dort war er bald in tiefen Schlaf gesunken, während mich lange der Eindruck dieses seltsamen Auftrittes nicht zur Ruhe kommen ließ.

* * *

Fast rührend waren die liebenswürdigen Aufmerksamkeiten, womit am Morgen mein Reisebegleiter mich die Unannehmlichkeiten dieser Nacht vergessen zu machen suchte. Wie im Fluge legten wir plaudernd die Fahrt nach Ravenna zurück. Welches reiche Wissen, einen wie klaren Verstand, eine wie reiche Einbildungskraft, welche Gabe zu erzählen, zu schildern, zu scherzen entfaltete mein Genosse! Unser erster Gang vom Bahnhofe war zum Mausoleum. Es waren eben einige Altertumsforscher aus der Stadt und der Nachbarschaft da, um den Wert des neuen Fundes zu prüfen. Die Ravennaten waren alle von der Ueberzeugung durchdrungen, die Mosaik rühre aus der Zeit, da die Tochter Theodosius' des Großen die Kirche, die jetzt den Namen S. Nazario e Celso trägt, gründet. Ihre Kollegen von auswärts wollten nicht ohne weiteres beistimmen; Kirchturm-Patriotismus und Wissenschaft entbrannten in heftiger Fehde; an die Stelle der Gründe traten bald gegenseitige Vorwürfe und Verdächtigungen, und wer weiß, ob die Gelehrten nicht am Ende noch handgemein geworden wären. Da legte sich der Russe ins Mittel, er berief sich auf seine Unparteilichkeit als Fremder, auf seinen allen Fachmännern bekannten Namen und legte nun, als es stille geworden, mit so zu[illegible]ingenden Beweisen, mit Gründen, die er aus dem Fund-

orte selbst, aus dem Material des Werkes, aus der Ausführung desselben in seinen Einzelheiten schöpfte, den viel späteren Ursprung dieser Mosaik dar, daß ihm schließlich alle, die Ravennaten nicht ohne Schmerz, recht geben mußten. Die ganze Gesellschaft schloß sich uns bei der Besichtigung aller übrigen Sehenswürdigkeiten der Stadt an; und mit einem Liebesmahl, das bis in die späten Nachtstunden dauerte und das den über dem Grabe einer schönen Hoffnung Ravennas geschlossenen Frieden besiegelte, endigte der genußreiche Tag, den ich meinem Reisebegleiter dankte.

Inzwischen hatten wir ganz vergessen, uns nach einem Quartiere für die Nacht umzuschauen; es war zu spät geworden, noch unser Gepäck vom Bahnhofe draußen hereinzuholen, und so entschlossen wir uns kurzwegs, in den nächsten besten Gasthof einzutreten. Allzufreundlich sah es da freilich nicht aus; die Wirtsleute selber und die paar Gäste, die noch bei trübem Lampenschein im unteren Raume saßen, flößten uns wenig Vertrauen ein; allein wir blieben doch, nachdem wir einmal die holperige Treppe hinaufgestolpert und in zwei leidlich hergerichtete, aneinander stoßende Stübchen geführt waren. Erst als der Wirt sich wieder entfernt hatte, bemerkten wir, daß an der Eingangsthüre kein Schloß war. So leicht wollten wir es denn doch nächtlichen Einbrechern nicht machen; unter Lachen und Scherzen rückten wir einen Tisch und ein paar Stühle an die Thüre; lange noch, nachdem sich der Russe im vorderen, ich im hinteren Zimmer mich niedergelegt, spann sich unser fröhliches, lautes Zwiegespräch fort. Endlich machte die Natur ihre Rechte an mich geltend, nur wie im Traum hörte und erwiderte ich noch manchmal die Worte meines Nachbars. Ich mußte längst schon eingeschlafen sein, da schreckte mich mit einemmal ein unheimlicher Ton auf, der aus einer anderen Welt zu kommen schien, ein Stöhnen, wie es sich nur einer mit Todesqualen kämpfenden Menschenbrust entringt, und zugleich traf mein Auge das Licht der Kerze, die immer noch das andere Zimmer erhellte. In einem Nu war ich von meinem Lager auf, um nach dem Russen zu sehen. Ich blieb jedoch regungslos auf der Thürschwelle stehen bei dem entsetzlichen Anblick, der sich mir bot. Aufrecht saß der Mann in seinem Bette, geisterbleich war sein Antlitz, und wie auf ein versteinerndes Medusenhaupt starrten seine aus den Höhlen herausgetriebenen Augen auf die Mündung des gespannten Revolvers, den er sich mit den beiden Händen entgegenhielt. Durch mein Hirn schoß mit Blitzesschnelle die peinliche Erinnerung an das, was in Bologna vorgefallen war, sowie das lichte Bild geistiger Hoheit, das dieser Mann soeben noch dargestellt und das schmählich unterging, wenn nicht Rettung kam.

Auf den Unglücklichen losstürzen und ihm seine Schießwaffe entreißen, war denn das Werk einer Sekunde. „O, warum lassen Sie mich nicht sterben?“ jammerte er auf, „nur der Tod kann mich von der Qual und Angst meiner Seele erlösen, nur er vermag die Schreckbilder zu verjagen, die mir nachts den Schlaf rauben und mich auch bei Tag nicht mehr loslassen wollen.“ Dabei senkte er, wie von Scham niedergedrückt, sein Gesicht auf meine beiden Hände nieder, die er mit einem Strom von Thränen benetzte, während krampfhaftes Schluchzen seine Brust zu zersprengen drohte. Jedes andere Gefühl in mir wich einem tiefen Mitleid mit dem Manne, dessen Geist ich jetzt in so wilder Zerrüttung sah. Alles Bemühen, ihn zu veranlassen, er möge mir doch sein Herz ausschütten, wies er zwar ängstlich zurück, aber er beteuerte mir, was ich ihm gern glaubte, daß er mehr unglücklich als schuldig sei, und er bat mich, ihn in seiner Not nicht allein zu lassen; er hoffe, mir nicht lange zur Last zu sein; Nachrichten aus der Heimat werden doch endlich anlangen und ihn aus einer Ungewißheit über sein Los reißen, die seine Nerven bis zum Wahnsinnigwerden, bis zum Gedanken an Selbstmord überreize. Ich ließ ihn lange ohne Unterbrechung fortreden; nicht nur seine, sondern auch meine eigene Aufregung, die sich bereits wieder in bedenklichem Herzklopfen ankündigte, konnte dadurch nur beschwichtigt werden, und ich gab ihm das Versprechen, ihn nicht zu verlassen noch von dem Vorgefallenen irgend jemand etwas zu verraten. Er wurde denn auch allmählich wieder ruhiger; ich blieb am Rande seines Bettes sitzen, bis er fest eingeschlummert war. Am Morgen war er wieder ganz der Alte, sein Geist so frisch und schnellkräftig wie Tags zuvor. Nur schien seine Liebenswürdigkeit mir gegenüber etwas von der Art eines Kindes zu haben, das sich an den schützenden Arm des Vaters mit Vertrauen schmiegt. Auf unserer Fahrt nach Rom war von den Vorgängen dieser Nacht nicht die Rede; um so reichlicheren Stoff zu unbefangener Unterhaltung bot die Erinnerung an den gelehrten Kampf im Mausoleum von Ravenna.

* * *

Im Bahnhofe zu Rom ſtellte ſich uns der ruſſiſche Bildhauer vor, an welchen mein Reiſebegleiter Empfehlungen hatte. Ich mochte nicht fragen, ob derſelbe, ohne daß ich darum wußte, telegraphiſch von unſerer Ankunft verſtändigt worden war. Immerhin etwas befremdet, hatte ich keine Luſt, mich einzumiſchen, als der Bildhauer mit zudringlicher Höflichkeit ſeinen Landsmann beſtürmte, ſtatt in einem ungemütlichen Gaſthofe bei ihm Wohnung zu nehmen. Als beide ſchließlich ihr Geſpräch in ruſſiſcher Sprache zu führen begannen, hielt ich mich jeder weiteren Verpflichtung für ledig, verſorgte mein Gepäck und verabſchiedete mich von meinem Ruſſen mit gleichgültiger Höflichkeit, wie von der nächſten beſten flüchtigen Reiſebekanntſchaft. Ich ſtieg in einem mir ſeit lange wohlbekannten Albergo ab, deſſen Wirt mich mit alter Herzlichkeit begrüßte; das Zimmer war das nämliche, von dem aus ich in früheren Tagen zu meinen Wanderungen in Stadt und Campagna ausgezogen war; von dem Fenſter ſah ich drunten an der Straßenecke noch die nämliche alte Obſtverkäuferin ſitzen, die für den Dottore tedesco immer ihre ſchönſten Früchte aufbewahrte; in der Auslage des Kunſtladens gegenüber ſtanden noch die nämlichen falſchen Altertümer, welche den unſchuldigen Engländern ſtets ſo ins Auge ſtachen; nichts ſchien hier verändert, und ich konnte mich ganz einer Art behaglichen Heimatgefühles hingeben, mich wieder ganz von der Aufregung der letzten Tage erholen. Der erſte Abend brachte mich in der traulichen Künſtlerkneipe mit den deutſchen Freunden von ehedem zuſammen und manchem Fiasco ſüßen Orvietos wurde zur Feier des Wiederſehens der dünne Hals gebrochen.

Wir ſtanden am Vorabend des berühmten, durch Scherzgedichte und luſtige Abbildungen ſchon mehrerer Geſchlechter gefeierten Cervaro-Feſtes, einer Art Maifeſt, welches die deutſchen Künſtler Roms im Verein mit italieniſchen Genoſſen nach altgermaniſcher Sitte durch Mummenſchanz und wackeres Trinken in den Cervaro-Höhlen zu feiern pflegen, Ueberbleibſeln großer Steinbrüche aus der alten Römerzeit, etwa ſieben Miglien von der Stadt in der Nähe der alten Via Collatina gelegen. Diesmal hatte die ganze Künſtlerſchaft Roms, ohne Unterſchied der Nation, ihre Beteiligung zugeſagt. Daß auch ich morgen beim Stelldichein nicht fehle, wurde mir noch beim Nachhauſegehen von den Freunden zur heiligen Pflicht gemacht.

Ich fand denn morgens alles, was ſich in Rom zu ſo früher Stunde dem Bett entreißen konnte, an der Porta Maggiore verſammelt, um den Karneval der Deutſchen, wie die Römer das Feſt tauften, mitzumachen oder wenigſtens zu ſehen. Unter einer endloſen Reihe von Wagen, Reitern und Fußgängern zog ich mit landsmänniſchen Kunſtfreunden und Künſtlern auf der ſonſt ſo einſamen alten Via Präneſtina hinaus zu der Tor de' Schiavi. Hier, auf dem herrlichen grünen Raſenplatze um die alten Ruinen hielt der Vorſtand des deutſchen Künſtlervereins Muſterung über ſeine Truppen. Kein Feldherr konnte je mit vergnügteren Sinnen auf ſein ſieggewohntes Heer ſchauen als dieſer Inhaber einer Eintagsmacht. Stolz ſaß er, in ſeinen altdeutſchen Kaiſermantel gehüllt, auf dem Throne des fahnenumrauſchten, von vier Ochſen gezogenen Maiwagens, umgeben von den Großen der Krone und von den Hofnarren treulich unterſtützt in ſeinem hohen Amte. Neben ihm fuhr mit dem ſtattlichen Geſpann von vier Schimmeln der Prachtwagen des Imperator Vitellius, den ein italieniſcher Maler darſtellte, einen rieſigen Kochlöffel als Zepter ſeiner Majeſtät ſchwingend, während fascestragende Liktoren, römiſche Soldaten, barbariſche Söldlinge, in Tierfelle gekleidet, und Auguren auf ihren Eſeln den Herrſcher Roms umgaben. Unter dem rauſchenden Spiel dreier Muſikbanden, die in bekränzten Omnibuſſen fuhren, begann der Umzug des feſtlichen Heeres, voran der Kuchelwagen, beſetzt von Ganymeden, deren Kopfbedeckung umgeſtülpte Weinflaſchen waren, dann ſtolze venetianiſche Reiter mit gezücktem Degen, eine Reiterin mit der ſchön gemalten Bundesfahne der deutſchen Künſtler, ſodann endloſe Geſchwader von Eſelsreitern, Artillerie in der Uniform der weiland Reichsarmee und endlich die Ritter des berühmten Bajocco-Ordens mit dem Becher am roten Bande, der das Anrecht auf die gemeinſchaftliche Atzung verlieh, unter den letzteren mancher Veteran, deſſen Bruſt mit unzähligen Bajocchi, Ehrenzeichen aus alter Zeit, bedeckt war. Nach beendigter Muſterung verſammelte der Kapellmeiſter ſeine Getreuen um ſich und es wurde das Bundeslied der Künſtler geſungen.

Der Anblick dieſer buntbewegten und buntfarbigen Menge, der Campagna ringsum, die in ſaftigem Grün und im Blumenſchmuck des Lenzes prangte, der Kirchenkuppeln, die fern von Rom herüber grüßten, und der aus dem

Morgenduft auftauchenden Spitzen und Ketten des Sabiner und Albaner Gebirges war entzückend schön und erfüllte mein Herz mit festlicher Freude. Nach kurzer Rast brach der Zug wieder auf. Vor den Cervaro-Höhlen hatte sich bereits eine unabsehbare Wagenburg gebildet; fliegende Wirtschaften entstanden wie durch Zauber; Campagnolen waren mit ihren Frauen und Mädchen in Masse herbeigeströmt, und von Minute zu Minute wuchs die schaulustige Menge, die von Rom herauspilgerte. Böllerschüsse verkündeten jetzt den Beginn des Hauptfestes. Die Priester des Vitellius schlachteten mit feierlichen Ceremonien, häufigen Libationen und unter brünstigem Gebet zu den Göttern ein Opferlamm. Der Imperator flehte mit den Seinigen um günstige Vorbedeutung für das Fest. Die Eingeweide wurden untersucht, und siehe da, im Herzen des Tieres fand sich ein wohlversiegeltes Sendschreiben der Gottheit an den Vorstand der deutschen Künstler, das der Hofnarr des letzteren entzifferte und vorlas. Es war eine Aufforderung an die Künstler, das Fest lustig und in brüderlicher Gesinnung zu begehen. Ein Tusch der Musik und allgemeines Hochrufen antwortete auf die frohe Kunde. Nun stieg man in die Höhlen nieder, wo aller ein überraschender Anblick wartete. Auf einer kleinen Anhöhe hatte der Herrscher der Künstler deutscher Nation und der römische Kaiser Vitellius mit seinem glänzenden Hofstaate sich aufgestellt. Zu ihren Füßen bewegten sich die Gruppen der Kostümierten um die Menge der anderen Gäste, worunter gar manches schöne Frauenbild aus Rom und der deutschen Heimat, und das aus den zerrissenen Flanken des Hügels in einzelnen Strahlen hereinfallende Tageslicht wirkte belebend und lusterregend wie der Glanz von Kronleuchtern in einem Festsaale. Nach einer neuen Ansprache des Vorstandes an die Gäste nahm man unter den Klängen der Musik und tausend Scherzen das lecker bereitete Mahl ein.

Alsdann begann draußen das Wettrennen zu Pferd und zu Esel; der Schauplatz war eine Wiese zwischen dem Ausgang der Cervaro-Höhlen und den Krümmungen des hier vorbeifließenden Teverone. Die Reiter in ihren mannigfaltigen Trachten, die komischen Zwischenfälle, zu denen die störrischen Esel und die schlechten Mietgäule reichlichen Anlaß gaben, die Gruppen der Zuschauer im Thale und auf den Höhen fesselten die Aufmerksamkeit der meisten stundenlang. Aber ohne Vergleich lohnender schien mir der hier eröffnete Ausblick über die weite Campagna, entlang den grünen Ufern des Teverone, hinüber zu den blauen oder noch mit Schnee bedeckten Sabiner Bergen, dem stattlichen, aus ihrer Mitte emporragenden Monte Gennaro und seitwärts zu den Bergen von Albano. Nur zögernd konnte ich mich gegen Abend von dem wunderbaren Schauspiel trennen und mich dem Zuge der Heimkehrenden anschließen.

In dem Jubel gleichgestimmter Landsleute über das gelungene Fest waren mir kaum hin und wieder die Unheimlichkeiten des Fremdlings eingefallen. Derselbe schien nicht bloß seinen Vorsatz, mit mir die Kunstschätze Roms zu besichtigen, vergessen zu haben, sondern auch dem Verkehr mit der Welt überhaupt ausweichen zu wollen. Denn warum hätte er sonst bei dem Feste gefehlt, an dem doch alle in Rom weilenden Fremden teilgenommen hatten? Der Gedanke, es möchte ihm etwas zugestoßen sein, beschäftigte mich aber doch bei der Nachfeier des Festes, die mein Freundeskreis in unserer Lieblings-Trattoria beging: da trat er, gefolgt von seinem Landsmanne, in den Saal ein.

Täuschte ich mich nicht, so lag etwas wie eine Wehmut oder Reue in dem Gruße, mit dem er an mich herankam. Unsere Unterhaltung kam nicht in Fluß wie ehedem. Es fiel mir auf, daß meine Landsleute mit verdrießlicher Miene wegrückten und sich der Teilnahme am Gespräche enthielten, als sich der Bildhauer zu uns setzte. Dieser merkte nichts oder that, als ob er nichts merke. War er mir schon beim ersten Anblick widerlich gewesen, so wurde er mir dies noch mehr, indem er nicht nur gegenüber unserem gemeinschaftlichen Bekannten einen Ton der Ueberlegenheit anschlug, sondern auch erstaunt schien, daß ich nicht das Gleiche thun wollte. Der Mensch machte mir den unwillkürlichen Eindruck, als sei er in das Geheimnis des anderen eingedrungen und wisse dies nun auszubeuten. Dieser unbehagliche Eindruck wuchs noch, als mir beim Auseinandergehen meine Freunde sagten, es herrsche gegen den Bildhauer ein allgemeines Mißtrauen; vor Jahren mit einem Staatsstipendium nach Rom geschickt, habe derselbe noch keine einzige Arbeit gezeigt; er pflege sich seinen reichen Landsleuten anzuhängen und müsse wohl hiervon, wenn nicht von Schlimmerem, leben.

Von gemeinschaftlichen Kunstausflügen konnte nun freilich die Rede nicht mehr sein. Aber auch eine Warnung vor dem bedenklichen Umgang schien mir nutzlos, denn so oft ich den beiden begegnete, fiel mir die Beschützermiene, die der Bildhauer zur Schau trug, und die Ergebung, fast Unterwürfigkeit auf, womit der andere sich dies gefallen ließ. — Einige Tage nachher traf ich ihn auf dem Korso, den Bildhauer wie seinen Schatten an ihn geheftet. Er sah matter und abgespannter aus als jemals. Nachdem wir uns begrüßt und einige gleichgültige Worte gewechselt hatten, sprach ich ihm von meiner Absicht, Neapel zu besuchen, wo man einen nahen Ausbruch des Vesuvs erwartete. Ich war nicht wenig erstaunt, als er den Wunsch äußerte, mich dahin zu begleiten; auch war es mir, als sähe ich plötzlich in dem Auge des Bildhauers einen Strahl tückischer Freude aufleuchten. Wäre es noch möglich gewesen, seine Gesellschaft abzulehnen, so wurde dies durch den Eifer vereitelt, womit er, ohne meine Antwort abzuwarten, fortfuhr: „Wir wollen gleich heute noch reisen; wir nehmen gar kein Gepäck mit; ich lasse," wandte er sich zu dem Bildhauer, „meinen Koffer bis zu meiner Rückkehr bei Ihnen." Der Bildhauer war offenbar über diese Aussicht befriedigter als ich. Was würde, nach den Erfahrungen von Bologna und Ravenna, mein ärztlicher Freund in Wien zu diesem neuen gemeinschaftlichen Ausfluge gesagt haben? Vielleicht: „Sieh Neapel und stirb!"

* * *

Der Zug, in welchem wir die Nacht hindurch nach Neapel fuhren, war mit Reisenden überfüllt. Wir wurden mit einer sechs Köpfe starken englischen Familie zusammengepfercht; an Schlaf oder Unterhaltung konnte nicht gedacht werden. Zerschlagen und verstimmt langten wir in Neapel an. Obwohl uns am Bahnhofe hundert heisere Kehlen den Namen aller möglichen Gasthöfe zuschrieen, mußten wir eine unerquickliche Stunde lang herumfahren, um immer wieder den Bescheid zu erhalten, daß alles besetzt sei. Endlich nahm uns in einer Seitengasse der Chiaja ein neu eröffneter Gasthof auf, in dessen zweitem Stocke neben allerlei Vorratskammern zwei elende Zimmer frei waren. Trotz unserer Müdigkeit und trotzdem sich das Wetter sehr zweifelhaft anließ, wollten wir noch am nämlichen Tage den Vesuv besteigen. Wir trieben endlich einen Wagen auf, der uns bis zum Observatorium brachte. Das Wetter hatte sich inzwischen ganz zum Schlimmen gewendet. Ein dicker Nebel legte sich um die Höhe des Berges, leiser Regen, der allmählich stärker wurde und uns bis auf die Haut durchnäßte, sank auf den mißfarbenen Aschenstaub nieder, in dem wir bis an die Kniee wateten. Am Ende weigerten sich gar unsere Führer weiter zu gehen, da an keinen Umschlag des Wetters mehr zu denken sei und sie, durch Nebel und Regen am Ausschauen verhindert, uns nicht gegen drohende Gefahr schützen könnten. Stumm und verdrießlich traten wir den Rückweg zum Observatorium an, trockneten am Herdfeuer notdürftig unsere Kleider und fuhren dann im geschlossenen Wagen wieder nach Neapel. Die sonst in so herrlichen Farben leuchtende Umgebung der Stadt glich der trübseligsten und langweiligsten holländischen Landschaft, Grau in Grau schmolz der Regenhimmel, die Buchten und die nächsten Inseln des Meeres ineinander, und von der Heerstraße wie von den sonst so belebten Gassen der Stadt hatte das Unwetter Menschen und Tiere verjagt. Von dem ganzen Tage war nichts mehr zu retten; es blieb nichts übrig, als heute einmal mit den Hühnern sich schlafen zu legen. Auch mein Gefährte hatte nichts hiergegen einzuwenden.

Mehrere Stunden war ich in bleiernem Schlafe gelegen, als mich ein schreckhafter Traum aufweckte. Doch, träumte ich noch oder war es Wirklichkeit? Ich hörte ganz deutlich, daß etwas durch mein Zimmer sich bewegte; es machte kleine rasche Schritte, es schleppte einen Gegenstand am Boden hin, hielt einen Augenblick inne, dann knackte es wie von brechenden Knochen; es hob ein Zischen und Knurren an, ein Streiten und Balgen mehrerer, die in nächtlichem Kampfe begriffen und ihre zornigen Stimmen zu dämpfen schienen; dann huschten sie wieder auseinander, und abermals begann es unter schwerem Schnaufen und Stöhnen hin und her zu wandeln, geheimnisvoll zu zischen und zu zanken und sich hin und her zu zerren. Eben richtete ich mich, völlig erwacht, in meinem Bette auf, da stürzte zur Thüre mein Reisebegleiter herein, mit von Angst halb erstickter Stimme nach Hilfe rufend. Ich machte schleunig Licht und half dem Unglücklichen auf, der sich in Zuckungen am Boden wand; noch lange geberdete er sich wie ein Wahnsinniger, während ich mich abmühte, ihn zu beruhigen; er redete von Feinden und Verfolgern, die ihm, dem Unschuldigen, nachstellten, von seinen Seelen-

qualen, die ihn nirgends zur Ruhe kommen ließen; es gebe für ihn kein Entrinnen mehr, dies hätten ihm die Stimmen der Nacht in die Ohren geraunt. Er lächelte trüb und ungläubig, als ich ihm sagte, auch ich habe ganz deutlich das unheimliche Geräusch vernommen, und wir werden ohne Zweifel bald die Ursache desselben erforscht haben. Ich untersuchte zuerst mein und dann sein Zimmer, ohne etwas zu finden; unseren Fenstern gegenüber erhob sich, durch eine schmale Gasse getrennt, eine mehrere Stock hohe fensterlose Feuermauer, auch dorther konnte das Geräusch nicht rühren. Wir traten auf den Gang hinaus; auch hier und im ganzen Hause alles still. Umsonst zerbrach ich mir den Kopf, wie diese nächtliche Störung entstanden sein und plötzlich wieder aufgehört haben konnte. Es blieb am Ende nichts übrig, als auf die Lösung des Rätsels vorerst zu verzichten und meinen inzwischen etwas beruhigteren Reisebegleiter zu Bette zu bringen. Allein kaum hatte ich die Lichter ausgelöscht, so fing der Höllentanz von neuem an, und abermals war nichts zu erblicken, als ich rasch wieder Licht gemacht. Mißmutig, meinen Begleiter nicht durch natürliche Gründe beschwichtigen zu können, ergab ich mich schließlich darein, mit ihm zu wachen, bis der hereinbrechende Morgen unsere Lichter überflüssig machte. Sobald es im Hause hell wurde, befragte ich den Wirt und seine Leute, ob sie den Lärm in dieser Nacht nicht vernommen und keine Kenntnis von der Ursache desselben hätten. Man beteuerte uns bei allen Heiligen, daß niemals im Hause etwas Unheimliches sich vernehmbar gemacht habe, und man beschwor uns, um des Rufes des neu eröffneten Gasthofes willen über das zu schweigen, was wir gehört zu haben glaubten. Ich war in einer eigentümlichen Lage: so groß meine Ungeduld war, das Geheimnis dieser Nacht aufzuklären, so dringend gebot mir die Menschlichkeit, meinen Reisebegleiter nicht zu verlassen, dem in Neapel der Boden unter den Füßen brannte und der mich beschwor, auf der Stelle mit ihm nach Rom zurückzufahren. Endlich entschloß ich mich, auch noch dieses letzte Opfer zu bringen, und so langte ich denn nach bloß zweitägiger Abwesenheit wieder in der Siebenhügelstadt an.

* * *

Nachdem ich einige Stunden in meinem Gasthofe gerastet hatte, ging ich aus, um frische Luft auf dem Korso zu schöpfen. Der erste Bekannte, der mir aufstieß, war mein Reisebegleiter und der Bildhauer. Der erstere faßte mich unter den Arm und forderte mich auf, mit ihm zur Post zu gehen, wo er einen Brief abzuholen habe; um den Bildhauer kümmerte er sich nicht. Doch folgte uns dieser, obgleich auch ich kein einziges Mal das Wort an ihn richtete. Was mochte zwischen beiden vorgefallen sein? Statt wie zuvor fügsam, begegnete mein Begleiter dem Bildhauer mit unverhohlener Verachtung, welche dieser mit herausforderndem Trotze zu erwidern schien. — An dem Schalter für eingeschriebene Briefe reichte man meinem Begleiter einen Brief heraus, den derselbe mit zitternder Hand erbrach. Aber kaum hatte er einen Blick in denselben geworfen, so stieß er einen lauten Freudenschrei aus und stürzte ohnmächtig zu Boden. Ich rannte nach dem nächsten Brunnen, um in meinen Hut Wasser zu schöpfen und dem Armen Stirn und Schläfen zu benetzen. Zu meiner inneren Entrüstung blieb der Bildhauer teilnahmslos an eine Säule gelehnt. Endlich schlug der Ohnmächtige die Augen wieder auf; Thränen, aber offenbar Freudenthränen rannen ihm über die Wangen, er dankte mir in abgerissenen Worten für die ihm bewiesene Liebe, umarmte mich stürmisch und lief dann fort, ohne zu sagen wohin. Seltsam ergriffen von diesem Vorgange, blickte ich nach dem Bildhauer. Dieser hatte eben den zerknüllten Brief vom Boden aufgehoben und las laut, wie um seine unverschämte Neugier zu bemänteln, den kurzen Inhalt desselben: „Lieber . . ., ein paar Stunden, nachdem Du diesen Brief erhalten, werde ich bei Dir eintreffen. Dein Oheim . . .“

Der Bildhauer murmelte etwas wie einen Fluch zwischen den Zähnen, dann bat er mich mit kriechender Höflichkeit, mit ihm in unser gewöhnliches Café am Korso zu treten, wo er mir manches zu meiner Aufklärung sagen werde. Ich überwand die Abneigung, mich mit dem widerlichen Menschen an einen Tisch zu setzen. Bald genug erfuhr ich denn, was ich längst vermutet hatte: Der Bildhauer hatte gleich in der ersten Nacht, die mein Begleiter in seiner Wohnung zubrachte, den Zustand des letzteren erkannt und sich offenbar auch nicht ohne Erfolg bemüht, die Ursachen desselben zu erforschen. Wie mußte mein armer Freund durch eine solche Mitwissenschaft gelitten haben! Ich schnitt dem Bildhauer zu seinem großen Verdrusse das Wort ab, als er sich in ziemlich durchsichtigen Andeutungen darüber erging, daß ein schweres Ver-

brechen auf der Seele ſeines Landsmannes laſten müſſe. Und eben war ich im Begriffe, wieder wegzugehen, da trat mein Reiſebegleiter zur Thüre herein, hinter ihm ein hochgewachſener Mann im Reiſemantel; er ſchritt auf meinen Tiſchnachbar zu, ſpuckte vor demſelben aus und ging zu einer anderen Thüre wieder hinaus. Der Bildhauer hatte ſich leichenblaß von ſeinem Sitze erhoben, fand aber erſt Worte, als die beiden ſchon wieder draußen waren; dann brach er in eine Flut von Verwünſchungen aus und rief, er werde ſeinen Beleidiger aufs Schafott bringen, derſelbe ſei ein gemeiner Verbrecher, ein Mörder. Der ganze Auftritt, der viele Zeugen hatte, war mir im höchſten Grade peinlich. Ich ließ den Bildhauer in ohnmächtiger Wut forttoben und trat auf die Straße hinaus. Hier kam mein Reiſebegleiter raſch auf mich zu und bat vielmals um Entſchuldigung, daß er mir jenen Auftritt nicht erſpart habe; aber er habe, bevor ihn ſein Oheim, General . . ., nach der Heimat entführe, an dem Elenden ſich rächen müſſen, der ſein Vertrauen betrogen, ihn durch die Drohung, ſein Geheimnis zu verraten, entſetzlich gemartert und ihn ſchließlich ſogar beſtohlen habe. Der Bildhauer hatte ſeinen Koffer während unſerer Abweſenheit in Neapel mit einem Nachſchlüſſel geöffnet und alles Geld aus demſelben genommen; nur einige Bankſcheine, die zwiſchen den Blättern des Baedekerſchen Reiſehandbuches verborgen lagen, waren ſeinen diebiſchen Händen entgangen. Außerdem hatte er ſich aus ſeinem Briefwechſel alle diejenigen Stücke angeeignet, die er vielleicht einmal als Erpreſſungsmittel benutzen konnte.

„Lieber Freund," fuhr der Ruſſe dann fort, „ich bin leider ein ſehr unheimlicher Reiſebegleiter für Sie geweſen. Aber für alle Aufregung, die ich Ihnen verurſacht, für alle Freundſchaft, die Sie mir bewieſen, bin ich Ihnen zum mindeſten Wahrheit ſchuldig. Sie wiſſen, welche beneidenswerte Stellung ich in der gelehrten und geſellſchaftlichen Welt von St. Petersburg einnahm. Nichts fehlte mehr zu meinem Glücke, als die Hand eines Fräuleins am kaiſerlichen Hofe, das ich liebte und das meine Liebe erwiderte. Es waren nur zwei Hinderniſſe zu überwinden. Die Großfürſtin . . ., deren Ehrgeiz iſt, eine national ruſſiſche Oper zu gründen, glaubte in meiner Geliebten wegen ihrer prächtigen Stimme ihre künftige Primadonna gefunden zu haben und hielt ſie, um ihre Ausbildung zu leiten, faſt klöſterlich abgeſchloſſen in dem Flügel des Schloſſes, den ſie bewohnte, ſo daß wir nur äußerſt ſelten und kurz uns ſprechen konnten. Das zweite Hindernis war, daß meine Geliebte durch ein älteres Familienübereinkommen bereits einem anderen, einem Gardeoffizier, den ich ſelbſt wegen ſeines freundlichen Weſens zu meinen liebſten Bekannten zählte, ſo gut als verſprochen war. Um uns endlich über die Löſung dieſer beiden Verhältniſſe beſprechen zu können, hatte mich die Geliebte eines Abends ſpät, da ſie die Großfürſtin auf dem Hofball wußte, zu ſich geladen. Wir waren über die Schritte, die zu thun ſeien, einig geworden und voll ſeliger Hoffnungen trat ich aus ihrer Thüre, als ich mich dem Offizier gegenüber befand, der unglücklicherweiſe gerade in dieſer Nacht den Dienſt in dieſem Schloßflügel hatte. Den Auftritt zu beſchreiben, der nun folgte, müſſen Sie mir erlaſſen. Umſonſt war all mein Bemühen, ihn zu überzeugen, daß ich nicht unehrlich gehandelt habe; er ſchrie nur immer, ich habe ihn und ſeine Braut entehrt und einer von uns beiden müſſe tot auf dem Platze bleiben. Endlich folgte ich ihm, um nur nicht durch den Lärm noch das ganze Schloß in Aufruhr zu bringen, in die Wachtſtube; dort riß er einen Säbel von der Wand, warf mir denſelben hin und drang dann mit wütenden Streichen auf mich ein. Die ihm untergebenen Soldaten, die ohne ſich zu rühren zuſchauten, mußten nachher bezeugen, daß ich mich immer nur zu decken ſuchte. Aber einmal war mein Säbel, unter der Wucht eines Hiebes, tief geſunken, mein Gegner ſtürmte vor und rannte ſich meine vorgehaltene Waffe in den Magen. Laſſen Sie mich nicht bei dem Jammerbilde verweilen, wie das blühende Leben des Freundes in wenig Minuten verloſch, wie ich umſonſt dasſelbe zu bannen ſuchte und er mich noch mit ſeinen letzten Worten zur eiligen Flucht mahnte. Die Erinnerung an dieſe Schreckensſtunde, der Schmerz über die blutige That, über den Verluſt der Geliebten und meiner ganzen Zukunft verfolgten mich wie die Erinnyen, wohin ich auch den Fuß ſetzte. Lange galt ich in meiner Heimat für einen gemeinen Mörder; die Familie des Toten und die Großfürſtin ſelbſt, die ſich in ihrer Hofdame gekränkt ſah, der ganze Hof, der den Bruch des Burgfriedens im Schloſſe für ein unverzeihliches Verbrechen erklärte, ließen lange keine Entſchuldigungs- oder Milderungsgründe für meine That

aufkommen. Nachdem mich die Verzweiflung bereits in den Zuſtand verſetzt hatte, in dem Sie mich geſehen haben, überbringt mir jetzt mein Oheim die endlich erwirkte Erlaubnis des Zaren zur freien Heimkehr und das endgültige Jawort der Geliebten.“

Mit großer Rührung hatte ich dieſe Erzählung angehört und wir verabſchiedeten uns als Freunde fürs Leben. Als ich des Abends in meinem ſtillen Kämmerlein alle dieſe wunderſamen Erlebniſſe nochmals überdachte, brachte man mir einen Brief. Derſelbe war von unſerem Gaſtwirt in Neapel. Man hatte nach unſerer Abreiſe das ganze Stockwerk durchſucht, wo wir wohnten, und in den alten Vorratsräumen eine Menge Eulen entdeckt, die, ſolange es hell war, ſich ganz ruhig verhielten, aber einen Höllenlärm machten, ſobald es dunkel wurde. Die Eulen ſeien jetzt alle weg, ſchrieb der Biedere, ich ſolle nur wieder nach Neapel kommen und bei ihm wohnen. Dies gelobte ich denn auch zu thun, freilich jetzt ohne Reiſebegleiter.

Zwei Gedichte.

Von

Bodo Fechter.

I. Märchen.

Als ich heut zum Wald gegangen,
Welch ein Blühen, welch ein Prangen,
Welch ein wunderſamer Duft!
Wie wenn Elfenſtimmen riefen
Aus den dunklen Waldestiefen,
Geht ein Klingen durch die Luft.

Welch ein Raunen, welch ein Rauſchen!
Klang das nicht wie Küſſetauſchen,
Nicht wie heimlich Liebeswort?
Und was regt ſich in den Zweigen?
Welch ein Wiegen, welch ein Neigen,
Welch ein Winken dort und dort?

Zarte Blumengeiſter ſchwanken
Um die Kelche, um die Ranken
Leiſe mit Geflüſter hin.
Und auf duft'gen Blütenflocken,
Güldnes Krönlein in den Locken,
Ruht die Elfenkönigin.

Und ſie ſcheint ſich zu erheben,
Und ſie winkt im Näherſchweben
Lächelnd mit des Schleiers Saum ...
Herz, und fühlſt du nicht ein Glühen,
Nicht ein neues, reiches Blühen?
Sprich, und iſt das nur ein Traum?

II. Geſtändnis.

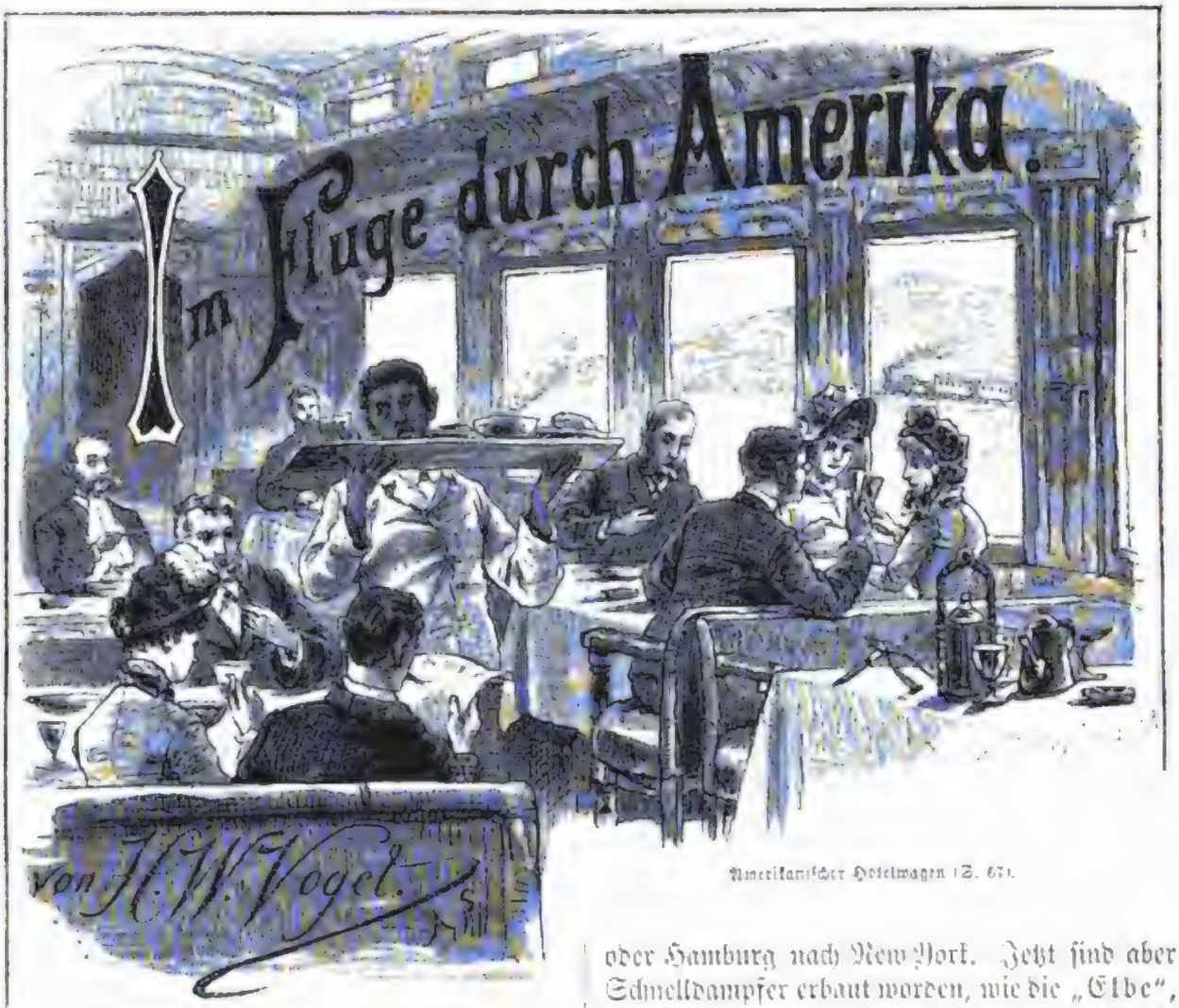
Still flüſtern Baum und Zweige
Ein Lied von Liebesluſt;
Nun komm zu mir und neige
Dein Haupt an meine Bruſt.

Leg' deine kleinen Hände
In meine Hände du,
Und deine Augen wende
Du meinen Augen zu.

Du ſollſt in meiner Seele
Geheimſte Tiefen ſchau'n,
Und was ich ſtets verhehle,
Dir will ich es vertrau'n.

Doch, daß du im Gemüte
Hältſt treulich es bewahrt,
Und daß dein Herz behüte,
Was ich dir offenbart,

Daß du wirſt ſchweigen müſſen
Von dem, was nun dir kund,
Verſchließ' ich dir mit Küſſen
Den holden Plaudermund.



Amerikanischer Hotelwagen (S. 67).

I.

Eine Reise nach Amerika bietet dank den gewaltigen Fortschritten unserer modernen Schiffahrtstechnik jetzt so wenig Schwierigkeiten dar, daß man sie mit größerem Gleichmut unternimmt, als vor 50 Jahren eine Reise vom europäischen Kontinent nach London. Man geht nach Hamburg oder Bremen, setzt sich daselbst in ein schwimmendes Hotel erster Klasse, faulenzt auf demselben bei vorzüglicher Naturalverpflegung und anerkennenswertem Komfort höchstens 14 Tage und steigt dann, in New York angekommen, wieder aus. Das ist die Reise, wenn man absieht von Seeunannehmlichkeiten, wie Seekrankheit, Sturm, Kollisionen, Feuer, Maschinenbruch u. a. m., Fälle, die vorkommen können, aber glücklicherweise nicht immer eintreten und deren Eintrittswahrscheinlichkeit sich umsomehr vermindert, in je kürzerer Zeit die Dampfer die Reise zurücklegen.

Einst, in den fünfziger Jahren, bedurften sie mindestens 14 Tage für die Reise von Bremen oder Hamburg nach New York. Jetzt sind aber Schnelldampfer erbaut worden, wie die „Elbe", die „Werra", die „Fulda", der „Neckar", sämtlich dem Bremer Lloyd gehörig, welche die Reise in ca. 9½ Tagen beendigen. Und mit der Schnelligkeit ist auch der Komfort und die Pracht in der Ausstattung dieser schwimmenden Hotels gestiegen. Man hat die erste Kajüte in das Mittelschiff gelegt, in welchem man die Schwankungen des Fahrzeuges und die Schläge der Schraube am wenigsten empfindet, und alle Kräfte unsres jetzt so hochentwickelten deutschen Kunstgewerbes herangezogen, um die Salons stilvoll auszustatten.

Wahre Schmuckkästchen in gediegener und geschmackvoller Eleganz sind die Damenboudoirs und die Herrenrauchkabinette dieser Schiffe. Ich sage ausdrücklich Herrenrauchkabinette; denn auf englischen Schiffen beginnt man jetzt sogar Rauchkabinette für Damen einzurichten.

Trifft man nun neben diesem Komfort noch gutes Wetter und angenehme Gesellschaft und liebenswürdige Offiziere, wie ich auf meiner Hinreise auf dem Steamer „Donau" und auf der Rückreise auf dem Steamer „Werra" des Bremer Lloyd das Glück hatte, so vergehen die neun

Reiſetage ſo überraſchend ſchnell, daß man das Ende derſelben faſt ungern herannahen ſieht.

Aber nicht die geſchilderten Reiſeerleichterungen veranlaßten mich, das ſchon zweimal von mir bereiſte Land der Vereinigten Staaten zum drittenmal zu beſuchen, ſondern die Kunde von der Fertigſtellung neuer Schienenwege durch die amerikaniſche Wildnis. Die amerikaniſchen Blätter lieferten enthuſiaſtiſche Berichte über die landſchaftliche Schönheit und Fruchtbarkeit der dadurch neu erſchloſſenen Länderſtrecken. Dieſe Berichte gingen von Mund zu Mund und erregten das Intereſſe der Männer der Wiſſenſchaften ebenſowohl, als das der Emigranten, die drüben eine neue Heimſtätte ſuchen. So bedurfte es nur noch eines zweiten Impulſes, um den Entſchluß zur Reiſe zu einem definitiven zu machen und dieſer kam unerwartet in Geſtalt einer liebenswürdigen Einladung zum Kongreß der National Photographic Aſſociation in Nordamerika. Am 29. Auguſt v. Js. betrat ich zum drittenmal den gaſtlichen Boden Nordamerikas und die merkantile Hauptſtadt des Landes, die Rieſenſtadt New York. Große tiefeingreifende Veränderungen ſind hierſelbſt in den ſieben Jahren, wo ich es nicht mehr geſehen, vorgegangen. Man hat eine gewaltige Hängebrücke über den Meeresarm geſchlagen, der New York von ſeiner, auf der Inſel Long Island gelegenen Nachbarſtadt Brooklyn trennt. In allen Tonarten haben New Yorker Berichte dieſes von zwei Deutſchen, Röbling, Vater und Sohn, errichtete Rieſenwerk gefeiert, das an 6000 Fuß lang iſt, ſich über 100 Fuß über das Waſſer erhebt, über die Dächer der Uferhäuſer hinwegführt, von vier 15 Zoll dicken Kabeln getragen wird, einer breiten Fußgängerbahn, zwei Fahrwegen und zwei Schienenſträngen Raum gewährt und 15½ Millionen Dollars gekoſtet hat. Es iſt jetzt die Hauptſehenswürdigkeit von New York und gewährt nicht allein einen prachtvollen Anblick ſowohl bei Tage, als auch abends, wenn es von elektriſchen Lampen erleuchtet iſt, ſondern auch eine wundervolle Rundſicht von ſeiner Höhe auf die tief unter ihr liegenden Städte, den ſchiffebelebten Meeresarm und die grandioſe inſelumrahmte Bai von New York (Fig. 1).

Fig. 1. New York und Brooklyn-Brücke bei Nacht.

Nicht ſo reizvoll, weder im Anblick noch in dem Ausblick, den es gewährt, erſcheint ein anderes Reſultat amerikaniſchen Unternehmungsgeiſtes, die New Yorker Hochbahnen oder ſogenannten elevated railroads. Für den ungeheuren Verkehr der zwiſchen dem Eaſtriver und dem Hudſon eingeengten, ſchlauchartig lang ausgedehnten Stadt erwieſen ſich die Pferdebahnen längſt nicht mehr als vollkommen genügend; ſie arbeiteten für den eilfertigen Amerikaner zu langſam und ſo errichtete er Stadtbahnen, wie ſie London ſchon ſeit Jahrzehnten und Berlin ſeit drei Jahren beſitzt.

Während aber London dieſelben in die Tiefe der Erde verlegte, um die Straßen möglichſt zu ſchonen, wurden die Hochbahnen New Yorks auf eiſernen Pfeilern in den Straßen ſelbſt errichtet und ſo laufen ſie meilenweit in der Bowery, dem Brennpunkte des deutſchen Lebens und in verſchiedenen Avenuen entlang. An

zahlreichen Punkten nehmen sie den Bewohnern der Straßen Luft und Licht, sie degradieren die Parterrelokalität zu Kellerwohnungen und diese unerhörte Rücksichtslosigkeit, diese Vergewaltigung sondergleichen wurde von den glücklichen Konzessionären der Bahn verübt, ohne daß für das den Bewohnern Geraubte auch nur ein Pfennig Entschädigung gezahlt wurde. Entwertung zahlreicher Grundstücke in den geschädigten Straßen ist die Folge davon. Man erstaunt, wie eine solche despotische Rücksichtslosigkeit in einer freien Republik möglich war, selbst wenn man die Nützlichkeit des Unternehmens zugeben muß.

Abgesehen aber von der Benachteiligung der Häuser, erscheint das Eisengerüst in den Straßen so über alle Maßen roh und prosaisch, daß es dieselben in häßlichster Weise verunziert. Man hat sich bei Konstruktion der Hochbahn auf den minimalsten Materialaufwand beschränkt und

Fig. 2. Bahnhof im Grand Central Depot (S. 60).

an manchen Stellen erscheint das Gerüst auf so dünnen Säulen stehend, daß der ganze Bau, mag er auch, wie man versichert, auf dreifache Festigkeit berechnet sein, den Eindruck des Gebrechlichen macht. Doppelt so schnell als die Pferdebahnen legen die Hochbahnen die Fahrt durch die 16 englische Meilen lange und am breitesten Teil nur vier Meilen breite Stadt zurück, die Geschäftsstadt oder Unterstadt (downtown) mit der Wohnstadt oder Oberstadt (uptown) verbindend, ein Unternehmen, nützlich und abscheulich zugleich.

Ist New York eine schöne Stadt? Die Frage kann bejaht und verneint werden. New York ist häßlich an der Wasserseite des Hudsonstromes, dem es nur hölzerne Werften und riesige Warenhäuser zukehrt; New York ist häßlich in den Straßen, die von dem Landungsplatze der Fährboote nach dem Broadway hinaufführen, Straßen, die an bodenloser Unordnung, Gestank und Schmutz ihresgleichen suchen. New York ist häßlich in der Bowery, in den unendlich nüchtern erscheinenden Straßen des Ostend, die man ihrer Bewohner wegen auch unter dem Namen Kleindeutschland zusammenfaßt. New York ist aber schön in der stolzen Straße der fünften Avenue am Madisonsquare und Unionsquare und in einem Teile des Broadway, der Hauptgeschäftsstraße der Stadt, allenfalls auch an der Batterie, dem parkartig ausgestatteten Südende, an dem Hudsonriver und Eastriver zusammenlaufen und jetzt der grandiose Backsteinbau der Kornbörse seiner Vollendung entgegengeht. New York ist schön am Centralpark und noch manchen anderen

Punkten. Aber Schönes und Häßliches liegen dort oft dicht zuſammen, und deshalb macht die Stadt einen gemiſchten Eindruck, trotzdem auch hier die Neigung, ſtilvoll zu bauen, mehr und mehr Boden gewonnen hat und Leute genug exiſtieren, die den kunſtgewerblichen Beſtrebungen der Neuzeit ſich angeſchloſſen haben.

Noch weniger günſtig iſt der Anblick New Yorks bei Nacht. Die Straßenbeleuchtung iſt ungenügend, ſie unterbleibt in Mondſcheinnächten; das Gas iſt ſchlecht. Als Erſatzmittel desſelben dient jetzt maſſenhaft elektriſches Licht, aber leider iſt dasſelbe höchſt ungleichmäßig verteilt. Eine regelrecht gleichmäßig durchgeführte elektriſche Beleuchtung zeigt nur die Hängebrücke und die beiden großen Plätze, der Madiſonſquare und der Unionſquare. Hier ſind große Maſten errichtet, an denen ein Kranz elektri-

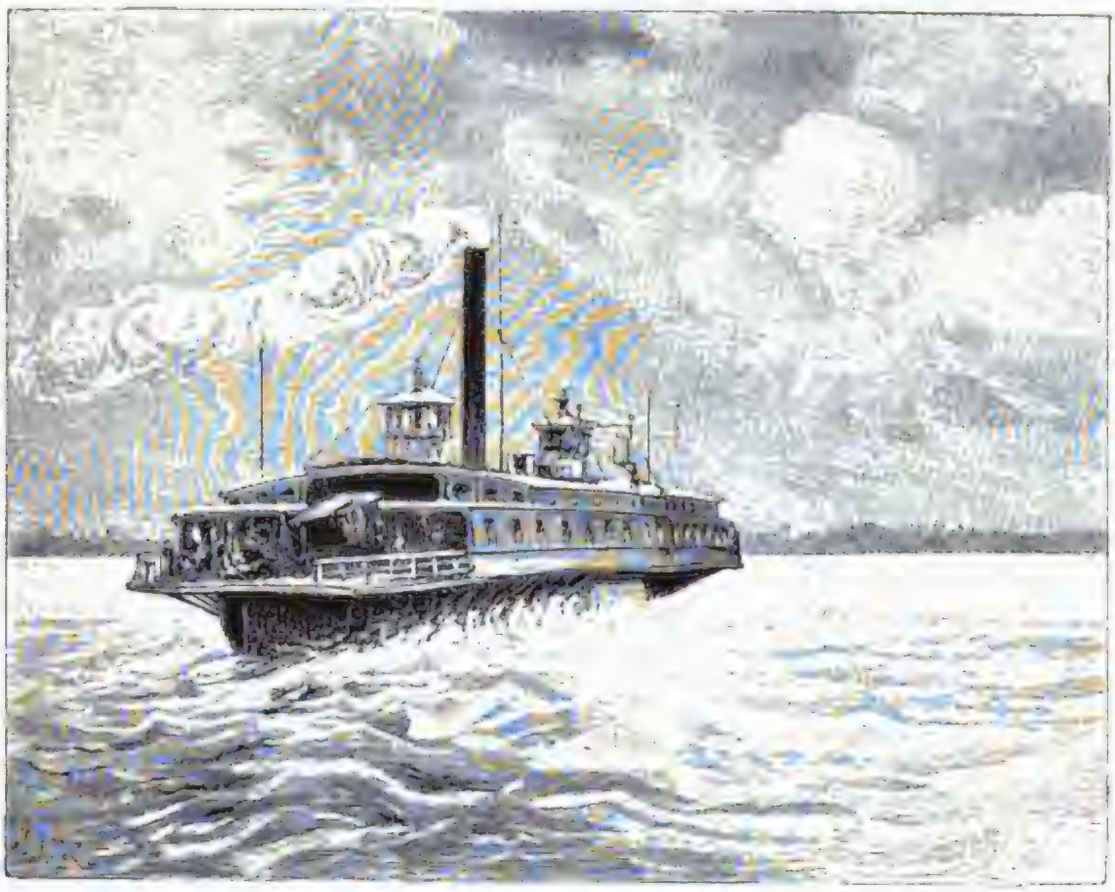


Fig. 1. Fährboot am Hudſon River (S. 66).

ſcher Lampen hängt, leider zu hoch, um nach unten mit der nötigen Intenſität wirken zu können, ſo daß es nur den zahlreichen, an den Häuſern verteilten elektriſchen Lampen der Magazine zu danken iſt, wenn die Plätze leidlich gleichmäßige Erleuchtung zeigen. In den Kaufläden, Hotels, Bahnhöfen hat ſich eben das elektriſche Licht allenthalben in Amerika Bahn gebrochen, ſei es im Oſten oder im fernen Weſten. War ich doch nicht wenig überraſcht, es ſelbſt in den einſamen Regionen des Yellowſton-Nationalparks zu finden.

In erſter Linie freilich iſt es das Bogenlicht, welches ſich den Beifall der Amerikaner erobert hat. Der gleißende, blitzende, weithin mit prahleriſchem Glanze leuchtende Funke entſpricht den Abſichten der Hotels und Geſchäftshäuſer, ſich auffällig, bemerkbar zu machen, am beſten; es iſt ein Licht für das Avertiſſement und ſo läßt man denn ſeinen Glanz weithin ſtrahlen, oft ohne deſſen augenblendende Grellheit durch matte Glocken zu mildern.

Das mild leuchtende Glühlicht findet man auch in Amerika, aber es iſt viel weniger verbreitet als das Bogenlicht.

Es iſt nicht meine Abſicht, hier eine Detailbeſchreibung des ſchon tauſendmal beſchriebenen New York zu liefern. Nur auf das Neue, was ich dort vorgefunden, wollte ich den Leſer aufmerkſam machen.

Fig. 3. Pittsburg (S. 65).

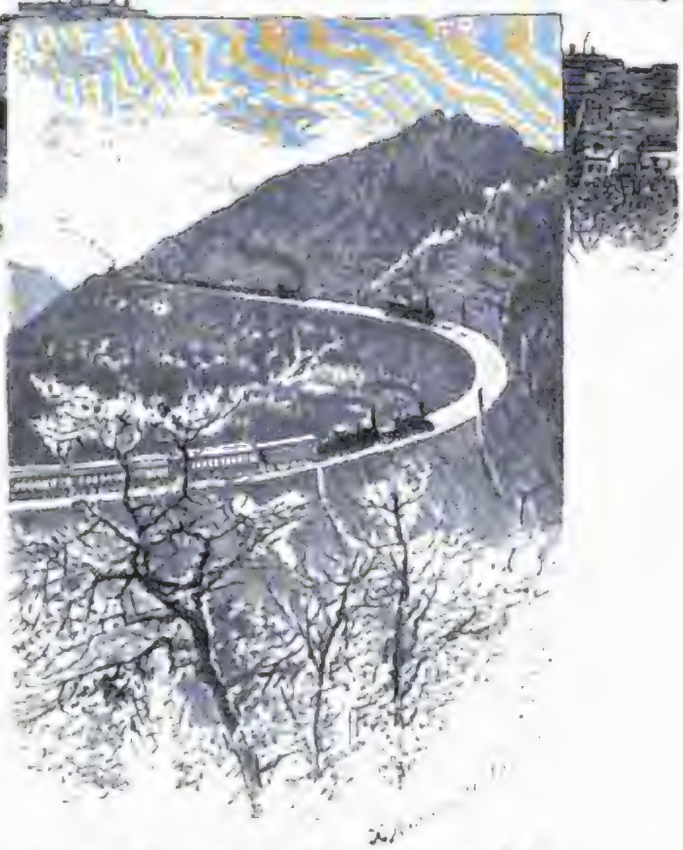


Fig. 4. Hufeisenkurve an den Alleghanyübergängen (S. 67).

Jetzt lade ich ihn ein, mir nach dem fernen Westen zu folgen. Zahlreiche Eisenbahnlinien stehen dazu zur Disposition, aber nur ein einziger Bahnhof, das Grand Central Depot, der New York-Central und Hudsonbahn zugehörend, findet sich in New York selbst (Fig. 2, S. 64).

Alle übrigen Bahnhöfe befinden sich jenseits des New York an der Westseite begrenzenden Hudson, des amerikanischen Rheines, welcher den germanischen Strom nicht nur durch Breite und Tiefe, sondern auch in vieler Hinsicht durch die malerische Schönheit seiner Ufer überragt. Die Städte New Jersey und Hoboken, wo die europäischen Dampfer landen und zahlreiche New Yorker wohnen, nehmen die Ostufer an seiner Mündung ein. Zahlreiche „Ferrys“ (Fährboote, Fig. 3, S. 65) verbinden dieselben mit New York; sie landen zumeist unmittelbar an den am Flusse gelegenen Bahnhöfen.

Ein solches Ferry trug mich in später Nacht nach dem Bahnhofe der Pennsylvania Bahn, die mich über die Alleghanyberge und Pittsburg, dem amerikanischen Birmingham, nach dem nahe an 1000 englische Meilen von New York gelegenen Chicago führen sollte.

Zwei Nächte und einen Tag dauerte diese Fahrt, die man in den bequemen amerikanischen Sleeping cars mit Leichtigkeit zurücklegt. Denn man hat den Reisekomfort jenseits des Oceans bis zum raffinierten Luxus entwickelt. Die fürstlich ausgestatteten Schlafwagen sind öfter wahre Meisterstücke der Kunsttischlerei. Für 2½ Dollar täglich ist der Reisende berechtigt, die Bequemlichkeit dieser „Sleepers“ zu genießen, die in der Nacht ein breites wohlausgestattetes Bett, am Tage in originellster Metamorphose die schwellendsten Polstersitze, außerdem Eiswasser, Waschtoilette nebst anderen Bequemlichkeiten darbieten.

Die hohe Ausbildung des Reisekomforts ist eine Notwendigkeit in einem Lande, wo man lange Fahrten zu machen gewöhnt ist, wo eine Reise von New York nach Chicago, entsprechend einer Fahrt von Berlin nach Petersburg, zu den alltäglichen Dingen gehört und infolge der starken Konkurrenz zahlreicher nach demselben Ziele führender Linien auch billig (ich zahlte 20 Dollars) geleistet werden kann.

Leider schafft all dieser Komfort eine allgemeine Landplage der amerikanischen Eisenbahnen nicht hinweg, das ist der schaudervolle Lokomotivenqualm. Die unsere Lokomotiven an Größe übertreffenden Maschinen, welche meist der Billigkeit halber (denn amerikanische Eisenbahnen werfen nicht die glänzenden Dividenden ab, die man ihnen nachrühmt) mit schlechten Kohlen geheizt werden, speien aus ihrem breiten dütenförmigen Schornstein eine Masse feiner Kohlensplitter und Asche aus. Diese Substanzen fliegen bei geöffneten Fenstern in die Wagen (um nicht das aus dem Deutschen entlehnte, leider trotz Stephan bei uns noch gebräuchliche mißtönige Wort Waggon zu gebrauchen) und bedecken mitleidslos die schwellenden Polster, die luxuriöse Holzarchitektur, die eleganten Teppiche, und was das Schlimmste ist, auch den, oft von der amerikanischen Hitze arg genug geplagten, in Schweiß gebadeten Reisenden mit einer unangenehmen Patina von Staub. Nicht selten finden die feinen Partikel auch ihren Weg in die Augen und verursachen empfindliche Schmerzen, so daß man oft genug, selbst in starker Hitze, die Fenster schließt und auf den frischen Luftzug verzichtet, bloß um den abscheulichen Staub abzuhalten.

So genoß auch ich den Anblick der malerischen Alleghanyberge (Fig. 4, S. 66) durch Fensterscheiben und hielt mich, hinter den geschlossenen Fenstern auf frische Luft verzichtend, schadlos an dem im Hotelwagen von schwarzen Kellnern kredenzten Breakfast (Fig. 6, s. Titelvignette). Außer dem schrecklichen Lokomotivenqualm bieten aber die amerikanischen Eisenbahneinrichtungen trotz allem Komfort mancherlei andere Mängel dar, die dem europäischen Reisenden mehr auffallen, als dem Eingeborenen. Die amerikanischen Wagen sind ohne Coupés; sie bilden große, lange Kästen, die mindestens 50 Personen fassen, in der Mitte einen Gang haben und durch die Plattform derart verbunden sind, daß der Reisende durch den ganzen Zug gehen kann. Dieses ist angenehm für den Reisenden, der sich einen Platz suchen will, unangenehm für denjenigen aber, der solchen gefunden hat und sich fortwährend durch neue durchlaufende Ankömmlinge gestört sieht. Den amerikanischen Wagen fehlen ferner die bei uns üblichen Gepäcknetze oder Bretter. Statt dessen haben sie dünne leichte Konsole, die höchstens einen Hut zu tragen vermögen. So ist man genötigt, schwerere Gepäckstücke, die man nicht abgeben mag, zwischen die Füße auf den Boden des Wagens zu setzen, wo sie bei längerer Tour recht unbequem werden.

Von den kühnen Bauten der Pennsylvaniabahn auf der Strecke, wo dieselbe die Alleghanys überschreitet, wird in Amerika viel erzählt. Dem Europäer, welcher die Semmeringbahn, die Schwarzwaldbahn oder gar die Alpenbahnen (Brenner, Gotthardt ꝛc.) gesehen hat, werden diese Alleghanyübergänge schwerlich imponieren. Unsere Illustration 4 stellt einen der öfter genannten Uebergänge, die Hufeisenkurve dar. Man erkennt leicht, daß Aehnliches in Deutschland vielfach zu finden ist.

Aber malerisch erscheint die Scenerie in ihrem mannigfachen Wechsel wundervoll bewaldeter Berge und schattiger Thäler. Nur dort, wo der innere, aus Kohlen und Eisenerz bestehende Reichtum der Berge die Gewinnsucht herausgefordert hat, findet man oftmals die malerischen Scenen durch große Berghalden, Kohlenhaufen und sonstiges rohes Menschenwerk gestört.

Pietät gegen die Natur, deren reiche Gaben dort gierig ausgebeutet werden, findet man in Amerika selten. Am erfreulichsten ist der Anblick der Sommersitze auf den Höhen des Gebirges. Dort in der reinen Luft, in einer Höhe von 3000 Fuß hat man ein prächtiges Hotel errichtet und den umgebenden Wald in einen herrlichen Park umgewandelt. Cressson heißt der anziehende Platz, der freilich seine Segnungen nur dem Begüterten spendet, denn der Board beträgt täglich 4½ Dollar.

Jenseits dieser Station senkt sich die Bahn. Der Zug eilt bergab, ohne Dampf zu gebrauchen, dem berühmten Ohiofluſſe zu, um bald das dicht an demselben gelegene rauchige Pittoburg zu erreichen, dessen Eisen-, Kupfer- und Glaswerke und Petroleumraffinerieen ungeheure Massen von Qualm entwickeln, in welchem oft alles verschwindet (Fig. 5).

Für 50 Millionen Dollars Wert wird hier in gedachten Artikeln jährlich fabriziert; so erzählte mir ein amerikanischer Gentleman, bei dem ich mich über den entsetzlichen Qualm beklagte und fügte hinzu: smoke is business. Bei aller Anerkennung des amerikanischen Unternehmungsgeistes ist man doch froh, wenn man aus der prosaischen Stadt wieder heraus ist und mit dem Eisenbahnzuge den von grünen Hügeln begrenzten Ufern des Ohio folgt, der von kleinen, sonderbar, gleich schwimmenden Pavillons gebauten Steamers belebt ist, welche durch ein einziges, am Hinterende des Schiffes liegendes Schaufelrad getrieben werden. (Siehe unsere Abbildung auf S. 66.)

Manchmal sieht man diese Dampfer als Bugsierdampfer wirken; aber sie ziehen die Kähne nicht, wie bei uns, sondern stoßen dieselben und, um das zu ermöglichen, sind die Enden derselben flach abgestumpft.

An den Ufern des Ohio wächst auch Wein — fast hätte ich hier im Andenken an den Grüneberger gereimt: Er braucht nicht Regen, nicht Sonnenschein. Der Amerikaner schätzt dieses Ohiogewächs, aber den verwöhnten europäischen Lippen will er nicht recht munden. Der Geschmack ist eigentümlich erdig. Wenn ich die Wahl habe zwischen Ohio und Grüneberger, so greife ich zum letzteren.

Leider folgt die Bahn nicht zu lange den Ohioufern, bald biegt sie nördlich ab und führt dann durch weniger interessante Regionen der Staaten Ohio und Indiana. Zwar ist es eine fruchtbare Landschaft, in der zahlreiche Laubwaldungen mit wohlbebauten Feldern wechseln, aber es herrscht in der hügelreichen Landschaft eine gewisse Einförmigkeit in der Bodengestaltung wie in der Anlage der Wohnplätze. Letztere gleichen einander zum Verwechseln, zum Verzweifeln. Fast alle Städte haben denselben Grundriß (er bildet ein Netz sich rechtwinklig durchkreuzender Straßen) und denselben Gebäudestil — soweit von Stil die Rede sein kann. Wer einige amerikanische Mittelstädte gesehen hat, findet beim Anblick der übrigen nur Bekanntes wieder und das bleibt so auf tausenden von Meilen. Portland, die Hauptstadt des von den Wellen des Stillen Meeres bespülten Staates Oregon, sieht nicht anders aus, als eine Mittelstadt des amerikanischen Ostens.

Zu dieser Einförmigkeit trägt nicht wenig die Vorliebe der Amerikaner für Holzbauten bei, die billig und schnell errichtet und, wenn der Standplatz (der oft nur gemietet ist) nicht mehr gefällt, weiter transportiert werden können. In den Alleghanys, wo Petroleumquellen gebohrt werden, um nach kürzerer oder längerer Zeit wieder zu versiegen, wandern oft ganze hölzerne Städte, die den Quellen ihre Existenz verdanken, um an neuerschlossenen Petroleumfundorten sich neu zu installieren. Solche Holzhäuser zeigt Fig. 7.

Je weiter nördlich, desto einförmiger wird die Landschaft. Schließlich bildet sie eine reliefarme Ebene. Endlich erblickt man in gänzlich reizloser Umgebung, zwischen flachen Ufern den Michigansee, einen jener fünf gewaltigen Seen, welche, ohne sich durch hervorragende landschaftliche Reize auszuzeichnen, dennoch eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit des nordamerikanischen Kontinents bilden und als Wasserstraße selbst Seeschiffen (welche durch den mächtigen Lorenzostrom und den den Niagarafall umgehenden Welland-kanal in dieselben gelangen) den Zugang gestatten, so daß Chicago, obgleich an 1600 englische Meilen vom Ocean entfernt, dadurch zum Seehafen wird.

Fig. 7. Holzhäuser an Petroleumfundorten.

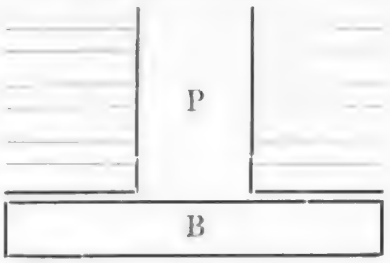
Wie ein Meer dehnen sich diese Wasserflächen vor dem Auge des Beschauers aus und vergeblich sucht das Auge das jenseitige Ufer.

Endlich kündigt sich Chicago an. Die Einfahrt in diese „Königin des Westens“ ist nicht viel versprechend. Zwischen endlosen Reihen elender ruppiger Bretterhütten, weiterhin zwischen qualmigen Fabrikanlagen fährt der Zug entlang, um endlich in dem neuerbauten Depot

(mit dem Namen Depot bezeichnet man im allgemeinen in Amerika einen Bahnhof) zu endigen.

Die amerikaniſchen Bahnhöfe waren Anfang der ſiebenziger Jahre noch entſetzliche Inſtitute. Man konnte ſie mit Scheunen vergleichen; ſie boten Obdach vor dem Regen, das war alles. Von Erfriſchungsräumen, Warteſälen ꝛc. wußte man damals nichts. Vielfach iſt es heute noch ſo. Aber in New York, Philadelphia, Waſhington, Chicago ſind jetzt neue, zum Teil nach europäiſchem Muſter eingerichtete Bahnhöfe entſtanden, welche ſo ziemlich allen Komfort bieten.

Zu dieſen gehört auch das neue Depot, welches vier verſchiedenen Bahnen als Ausgangspunkt dient (Fig. 8). Dieſe „Union Depots“ ſind ſo ziemlich nach derſelben nachfolgend dargeſtellten Schablone angelegt:



Von dem langen Stationsgebäude B, in dem die Bureaus und die Reſtaurants unter-

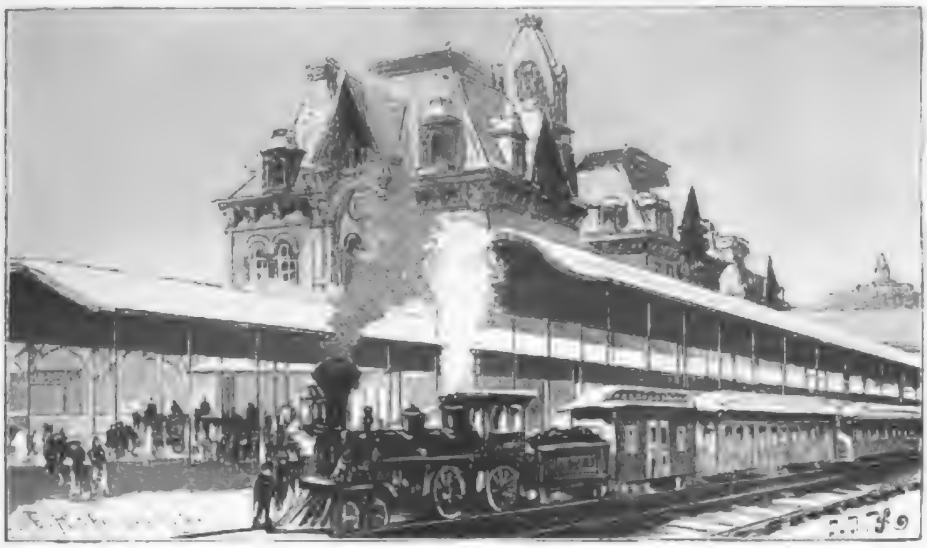


Fig. 8. Union Depot in Chicago.

gebracht ſind, geht ein breiter Weg — Perron — P ſenkrecht ab, zu deſſen beiden Seiten die verſchiedenen Bahnen einmünden. Oft halten in ſolchen Depots gleichzeitig acht zum Abgehen bereite Züge, und der Reiſende muß wohl auf die an denſelben aushängenden Tafeln achten, um den richtigen Zug nicht zu verfehlen.

II.

Chicago iſt an Einwohnerzahl höchſtens halb ſo groß wie New York, man gibt dieſelbe jetzt auf 600 000 an; aber an Rührigkeit, an geſchäftlichem Unternehmungsgeiſt und Großartigkeit des Verkehrs gibt es jener Stadt nichts nach; zwar iſt es nicht ein univerſeller Weltmarkt wie jenes, aber es dominiert in dem Handel mit Brettern, Getreide und dem im Deutſchen Reiche jetzt verbotenen Schweinepökelfleiſch. Topographiſch hat es vor New York den Vorteil voraus, in ſeinem Wachstum, von der Seeſeite abgeſehen, ganz ungehindert zu ſein, denn ringsum erſtreckt ſich die endloſe Steppe nach drei Himmelsrichtungen, reizlos und flach wie ein Billard. Von Terrainſchwierigkeiten iſt keine Rede. Das Land liegt faſt au niveau mit dem Michiganſee und bei Sturmfluten ergoß ſich dieſer einſt ſogar auf die Straßen. So bildeten ſich Sümpfe und das Uebel wuchs in ſo bedenklichem Maße, daß der Magiſtrat von Chicago eine Hebung der ganzen Stadt um ca. ſechs Fuß veranlaßte. Durch untergezogene Balken und ein untergelegtes Schrauben-

Leben hat man Kunst für Kunst und dem Künstler kennen und heilig es auf seine Fortkommen. Können mutig, Gelehrsamkeit in eine Eigenthümlichkeit Menschen. Die meist auch ausgezeichnet, wenn man den Künstler auch im Einzelnen nicht weiß. Eher trifft man den Künstler noch, wenn man's unter.

Die Stadt selbst bauch den Eigensinn in jeder ungeteilte Lust gestalt. Es verschwindet in ihr jeder Zuschauer bemessig, so sonderbar sie es heute sein mag. Die zahlreichen Verkehrsstraßen, wenn sie auch nicht gerade schön genannt werden können, sind sämtlich geräumig und breit. Wenn auch Wagen und Pferden die Straßen gehören.

Chicago ist fast ausschließlich Neubau; nur einzelne verschiedene Gebäude stammen, wenn 1850 hatte er erst 12 Häuser und heute 100 Einwohner und erst 1871 wurde er ein Stadt inkorporiert, so ist das Unterbrechung erklärt sich aus der Lage. Nicht zu verschließen Städte, die 100 Millionen Dollars Eigentum besitzen und den Bankrott

Fig. 1. Monadnock St. Nr.

gänzlicher Zerstörung ausgesetzt sind. Solche Städte waren nicht gering zu bewerkstelligen. Der große Brand in Chicago und eine Stadt von Brandruinen. Zwei Jahre nach dem Brande, 1873, zeichnet noch in Geschäftsstraßen, Häuser, Straßen, Bahnen, Bau auf Bau, wo ein niedriges, gemeines noch zu sehen. Eine offenere Straßenlage, die Ideale zu bauen, ist bei Anlage Chicago nicht benutzt worden. Jetzt hat sich Chicago ausgedehnt, daß es 1880 Millionen Einwohner hat.

Fig. 2. Methodist St. Ch. Bldg. Building for Methodist Church. St. Ch.

Dabei ist es bekannt, daß es dem Neubau, wie New York bei Chicago Gleichheit Dorf noch nicht. Wolkenkratzer, Wolkenkratzer, Bauten, Bauten, Bauten

Fig. 18. Verbrannte Kartoffeln.

Fig. 19. Zwei Kartoffeln, 1/2 nat. Größe.

Zeichnungen, die ich nach Photographien angefertigt habe, sind Kartoffeln abgebildet, die ich in einem Kartoffelfeuer gebacken habe. Fig. 18 zeigt eine Anzahl solcher Kartoffeln, wie sie nach dem Herausnehmen aus dem Feuer aussehen. Fig. 19 stellt zwei Kartoffeln dar, die nach dem Herausnehmen aus dem Feuer mit einem Messer durchschnitten worden sind, sodaß links im Bilde die innere Struktur, in Form der Zellenmembranen, sichtbar ist. Diese Kartoffeln sind in Fig. 18 mit den Nummern 1 und 2 bezeichnet.

Zeichnungen, die ich nach Photographien angefertigt habe, sind Kartoffeln abgebildet, die ich in einem Kartoffelfeuer gebacken habe. Fig. 18 zeigt eine Anzahl solcher Kartoffeln, wie sie nach dem Herausnehmen aus dem Feuer aussehen. Fig. 19 stellt zwei Kartoffeln dar, die nach dem Herausnehmen aus dem Feuer mit einem Messer durchschnitten worden sind, sodaß links im Bilde die innere Struktur, in Form der Zellenmembranen, sichtbar ist. Diese Kartoffeln sind in Fig. 18 mit den Nummern 1 und 2 bezeichnet.

Drei weitere Partien gebackener resp. kalzinierter Kartoffeln, die ich in einem Kartoffelfeuer gebacken habe, sind in Fig. 20, 21 und 22 dargestellt. Fig. 20 stellt eine Partie Kartoffeln dar, die nach dem Herausnehmen aus dem Feuer mit einem Messer durchschnitten worden sind, sodaß man die innere Struktur, in Form der Zellenmembranen, sehen kann. Fig. 21 stellt eine Partie Kartoffeln dar, die nach dem Herausnehmen aus dem Feuer mit einem Messer durchschnitten worden sind, sodaß man die innere Struktur, in Form der Zellenmembranen, sehen kann. Fig. 22 stellt eine Partie Kartoffeln dar, die nach dem Herausnehmen aus dem Feuer mit einem Messer durchschnitten worden sind, sodaß man die innere Struktur, in Form der Zellenmembranen, sehen kann.

Digitized by Google

unter Ortſchaften, wo ſogar Holzbauten Luxus ſind und die Leute noch in Zelten wohnen.

Das gewaltige Gebiet zeichnet ſich aus durch ſeine trockenen Sommer, in welchen das Gras zu einer braunen Maſſe ausdörrt und die Regenloſigkeit vielfach eine künſtliche Bewäſſerung der Felder nötig macht. In den öſtlichen Territorien finden ſich Bäume in größerer Zahl nur in der Nähe der Flußläufe; Wälder weiſen nur das bergige Territorium Montana, ferner Oregon und Waſhington auf.

Fig. 15. Ernten in Dakota (S. 75).

Die Reihe der Steppenſtädte wird eröffnet von Fargo (Fig. 14, S. 73), gelegen am roten Fluſſe, der die Grenze von Minneſota und Dakota bildet. Fargo zählt 12000 Einwohner und beſteht gleich vielen anderen Steppenſtädten aus zwei Häuſerreihen zu beiden Seiten der Bahn, in denen einige Seitenſtraßen rechtwinklig einmünden.

Fig. 16. Pflügen in Dakota (S. 75).

Kleinere Steppenplätze weiſen oft nur eine ſolche, der Bahn parallele Häuſerreihe und gar keine Nebenſtraßen auf. Fargo iſt unter allen Steppenplätzen der Nordpacificbahn die volkreichſte und vorgeſchrittenſte. Es hat bereits eine ziemliche Anzahl Steingebäude, ein Opernhaus, in dem hie und da eine Wandertruppe ſich hören läßt, zwei täglich erſcheinende, freilich herzlich wenig Intereſſantes enthaltende Zeitungen, drei Hotels, Waſſerleitung und ſogar elektriſches Licht, aber kein Pflaſter. Das elektriſche Bogenlicht dient jetzt bereits an vielen Plätzen Amerikas zur Straßenerleuchtung, aber in ſehr ungeſchickter Weiſe. Man errichtet 150 bis 200 Fuß hohe eiſerne Geſtelle (ſiehe Fig. 14) oder aber Maſten, an deren Spitze ein Kranz elektriſcher Lampen angebracht iſt. Leider hängen dieſelben zu hoch, um mit hinreichender Kraft nach unten wirken zu können und die Türme ſind zu weit voneinander entfernt, als daß das Licht des einen, die von dem andern Licht verurſachten Schatten aufhellen könnte. Fargo iſt ein Hauptverladungsplatz für Weizen, das wichtigſte Erzeugnis Dakotas. Hier finden ſich in der Nähe jene gewaltigen Farmen, wie die Dalrymble Farm, die bei 20000 Acker 136 Erntemaſchinen, außerdem eine entſprechende Zahl an Säe- und Dreſchmaſchinen beſitzt, denn hier ſind Arbeiter ſelten und teuer und deshalb weiſt man alle Arbeit möglichſt den Maſchinen zu. Ende Mai beginnt die Ausſaat in den von dem harten Winter fußtief gefrorenen Boden, Ende Auguſt die Ernte. Viehzucht treibt man hier nicht. Das geſchnittene Getreide wird nicht eingefahren, ſondern gleich auf dem Felde mittels

Digitized by Google

Ship Ahoy

By Jane Doe

The ship sailed into the harbor at dawn.

Fig. 21. Nummer 12—16.

Ende ent. Innsbruck, wo der 2. Tage entwickelte sich ein permanenter Typhoid ungemein heftiger. Infolge Stuhles bin ich ausserordentlich schwach geworden, so dass ich mich kaum bewegen kann. Heute Morgen um 10 Uhr bekam ich 39,6 Temperatur, Puls 120. Ich bitte Sie, mir Ihren Rat zu erteilen, was ich machen soll. Ich habe Angst, dass ich nicht mehr nach Hause komme

dem oft das Waſſer als immerwährender Springquell emporſprudelt.

Größere Geiſerbaſſins weiſt die Nachbarſchaft des Fireholefluſſes auf. Man unterſcheidet hier ein unteres, mittleres und oberes Geiſerbaſſin. Das letztere iſt das großartigſte. Hier findet ſich die koloſſalſte aller Geiſer, d. h. intermittierende heiße Springquellen zuſammen. Das Geiſerbecken iſt ein weißes vegetationsleeres Feld von Kieſelſinter, in welchem die Oeffnungen der Geiſer die mannigfachſten Formen bilden. Manche haben ſich Krater aus Kieſelerde aufgebaut, wie der Caſtlegeiſer (Fig. 21, S. 76, und Fig. 22, S. 77), andere entſpringen auf der Höhe eines ſanften Kegels, wie der old faithfull (Fig. 23, S. 78), wieder andere wie der Grantgeiſer zeigen als Krater nur ein unregelmäßiges Loch in dem Boden des Baſſins. Ebenſo mannigfach erſcheint die Höhe der ſpringenden Waſſerſäule und die Zeit zwiſchen zwei aufeinander folgenden Eruptionen. Die höchſte Höhe dürfte 250 Fuß ſein. In Bezug auf Häufigkeit

Fig. 27. Spokane Falls (S. 82).

der Eruptionen ſteht unter den großen Geiſern der old faithfull obenan, er ſpeit jede Stunde eine Waſſerſäule bis 150 Fuß. Neben dieſen großen Geiſern gibt es noch eine Unzahl kleiner heißer Quellen, die oft regelmäßige, kreisrunde, mit Kieſelſinter aufgebaute Baſſins bilden (ſ. Abbildung), aus denen das heiße Waſſer unaufhörlich in den benachbarten Firekoleriver abfließt. Eine andere Gruppe heißer Quellen ſind die Schwefelquellen. Dieſe bilden kreisrunde Becken, welche enorme Maſſen Schwefelwaſſerſtoff aushauchen, durch deſſen Zerſetzung in den Höhlungen des umgebenden Geſteins ſich Schwefel ausſcheidet, der ſich oftmals in ſchönen Kryſtallen anſetzt. Es haben ſich in dieſer Art förmliche, ganz mit Schwefel durchſetzte Berge gebildet.

Aber nicht minder intereſſant als die Geiſer ſind die großen Seen, Waſſerfälle und Schluchten des Yellowſtonegebietes. Sein Hauptwaſſerbecken, der 8000 Fuß hoch liegende Yellowſtoneſee ſendet ſeine Waſſer durch den Yellowſtoneſluß thalwärts. Dieſer ſtürzt ſich in zwei mächtigen Waſſerfällen in eine tiefe Schlucht, den Yellowſtonecanion (Fig. 24, S. 78), die an 2000 Fuß tief in das trachytiſche Hochplateau eingeſchnitten iſt. Nicht allein der gewaltige Waſſerfall feſſelt hier die Aufmerkſamkeit der Reiſenden, ſondern auch die im höchſten Grade phantaſtiſchen Geſtaltungen und Farben der die Schlucht einengenden Felſen. Dieſelben gleichen bald Türmen, bald Baſtionen oder Kaſtellen und ſpringen weit in die mannigfach gekrümmte

sämtlich beschäftigte, einer ordentlichen Gemeinderath vermochte Zeiten von Hühnerfütterei, Kinderwartung und Kochen nicht zu ertragen und schmachtete, heute nach seiner die tantenhaften Weise vermittelter Weise bar. Die Zeiten sind anderen Geist über uns und plötzlichen Gnade, daß im Zimmer heute noch weiterwaltet, schnell. Früher haben sich zur Heimlichkeit. Einige Abendstunden gewährten wir Thüle, wenn Gast bei Gast, bei der Gastwirthschaft und der Wittwer, welcher erfahren mußten. Nach Verlaufen der Mittheilungen, die Gäste, Gastwirthe Kommunal-Vorsteher genannt, nach Hause zur wohlthätigen Ruhe gingen, wurde Gast bei Gast, Wittwer bei Wittwer. Die Frauen der Gäste erklärten hinterbrachte, viele heute in volle Arbeit „Gäste" unterschieden sich die Jüngsten und bei einigen Unzufriedenheit, und bei wenigen Klagenden. Es will vermuthlich, trotz ihres Alterthums. Die Thüle sind gut gelüftetem Zimmer. Mangelhaft Ueberhaupt sind sie nicht Gastlichkeit. Zwei hat die primitive Gastwirthschaft den Hofmeister-Wintergesellschaften gemacht. (Fig. 7, p. 80.)

Fig. 10. Die Gastwirthschaft (S. 81).

Deutsche Kultur bedeutet die Suche des Einfachen in einem großen Zusammenhange. Es ist meiner Ansicht einen ersten Schritt zur Kultur, wenn Jemand sich entschließt, nur noch mit einem gewissenhaften Gefühle anzugehen.

Die Unterhaltung in der Eingangszeit Deutsch ist natürlich und natürlich. Zu Kurzen über. Besitzer hier die Thüle hat Gründung und erwirbt in den 1873/3 Jahr jeden Bedürfnisse gedenken Gastwirthschaft und vom Deutschen Gastwirthschaften Deutsch.

Die Zimmern an meisten Thüle der Thüle Gäste sich wählt sind an den Eingangszeit Gäste Jahre oder Betriebsleiter. Weiterhin, eine Gäste den 1904 Einzelnen, in der einzige Zeit von Anfang. Bei der ersten Zimmer Reise bei trotz der Thüle eine Schwester der Thüle Gastwirthschaft, Jahren, Jahren, Jahren

und unterschiedliche Verschleiß- und einer Art Kleid. Alle haben selbstverständlich Schuhe daran, auch die Kinder, und zwar solche Schuhe, wie sie bei uns getragen werden. Einzelne Abweichungen finden sich nur. Ein Einzelfall, den ich bei den Chinesen Peking sah, trug vor dem Kaiserpalast einen alt-mexikanischen Helden, ein Erbstück aus einer Ausstellung unseres Jahrhunderts.

Die Kleider tragen die Leute gern. Kennzeichnend dafür ist, daß besonders Frauen, auch wenn sie Lasten auf dem Kopfe tragen, die Arme frei schwingen lassen. Die besten Träger hat nur ein Land Asien, das ist Japan, und auch sie haben früher auf Kleidung verzichtet.

Die Kleider tragen die Leute gern. Kennzeichnend dafür ist, daß besonders Frauen, auch wenn sie Lasten auf dem Kopfe tragen, die Arme frei schwingen lassen. Die besten Träger hat nur ein Land Asien, das ist Japan, und auch sie haben früher auf Kleidung verzichtet.

Fig. 9. Japanischer mit Kuhschellen an Kniebändern (S. 11).

Männer und Frauen, Kinder und Greise gehen Hand in Hand, Arm in Arm, Kopf an Kopf, Schulter an Schulter, Hüfte an Hüfte, Bein an Bein, Fuß an Fuß. Sie sitzen, stehen, liegen, schlafen, arbeiten, spielen, tanzen, singen, essen, trinken, rauchen, schnupfen, kauen, schwatzen, schreien, schelten, streiten, raufen, schlagen, stoßen, ringen, kämpfen, morden, sterben, begraben, beten, opfern, heiraten, gebären, stillen, pflegen, lieben, hassen, verfolgen, quälen, foltern, peinigen, martern, töten, verwesen, verfaulen, verwandeln sich in Staub, Asche, Erde, Luft, Wasser, Dünger, Pflanzen, Tiere, Menschen, Steine, Metalle, Gase, Flüssigkeiten, Dämpfe, Wolken, Regen, Schnee, Hagel, Eis, Tau, Reif, Nebel, Wind, Sturm, Gewitter, Blitz, Donner, Erdbeben, Vulkane, Meteore, Sonnen, Planeten, Monde, Kometen, Sternschnuppen, Milchstraßen, Nebelflecken, Sternhaufen, Sternsysteme, Weltäther, Weltall, Ewigkeit, Unendlichkeit, Nichts, Gott.

Nichts kann beschrieben werden, was nicht irgendwie, irgendwo, irgendwann, irgendwelche Beziehungen, irgendwelche Verbindungen, irgendwelche Verwandtschaft mit Gott hat

dem Zwölfe-Klumpf bei den Stutzen-Scheiben-Ständen, zum Beschießen beweglicher Ziele dienende Apparate, beispielsweise zum Scheiben bewegen, die

Zu sehen war auch Schloß-Fabrikant Keller's patentirter neuester Revolver, Modell 1878, ein pistolenähnliches Gewehr, welches die Eigenschaften in sich vereinigt, sowohl als Repetir-Gewehr, wie auch als Revolver-Pistole gebraucht werden zu können. Der Lauf ist 20 Ctm. lang, das Kaliber 11 Mm. Das Zielgewehr hat eine Länge von 1 Meter 10 Ctm. Das Zielgewehr ist mit einem Kolben versehen, welcher unter dem Namen Kolben-Revolver bekannt ist. Der Kolben enthält die Munitionskammer, welche 6 Patronen aufnehmen kann.

Fig. 14. Keller's Revolver-Gewehr. Kal. 11 Mm.

Für den Fall, daß Jemand sich in den Besitz eines solchen Gewehres setzen will, ohne einen Waffenpaß zu besitzen, ist der Kolben so eingerichtet, daß er sich leicht vom Gewehre abschrauben läßt, und dann ein Revolver-Gewehr übrig bleibt, welches unter dem Namen Taschen-Revolver bekannt ist. Der Kolben enthält die Munitionskammer, welche 6 Patronen aufnehmen kann.

Bei der Distanz-Probe, einer Entfernung von 1000 Centimeter und gegen Scheiben,

Fig. 15. Keller's Taschen-Revolver. Kal. 11 Mm.

welche mit einer Zielvorrichtung versehen sind, wurden 10 Schüsse abgegeben, wovon 7 Treffer in die Scheibe kamen, 3 Schüsse aber vorbeigingen.

Bei der Distanz-Probe, einer Entfernung von 1000 Centimeter und gegen Scheiben, welche mit einer Zielvorrichtung versehen sind, wurden 10 Schüsse abgegeben, wovon 7 Treffer in die Scheibe kamen, 3 Schüsse aber vorbeigingen.

am Kolumbiaſtrom bedecken und eine herrliche Ausſicht auf denſelben gewähren, ändert ſich plötzlich die Scenerie. Es ſtellt ſich reiche Vegetation ein. Großſtämmige, oft an 180 Fuß hohe Fichten bilden impoſante Wälder und geben gemeinſchaftlich mit den hochragenden Baſaltklippen und dem ſtolzen, inſelreichen Strome eine immer wechſelnde Folge prachtvoller Landſchaftsbilder.

Endlich verläßt die Bahn den Fluß, um ſich der an einem Nebenfluſſe des Kolumbiaſtromes, dem Willamette, liegenden Hauptſtadt von Oregon, Portland, zuzuwenden, das bereits einen ganz impoſanten Ort von 35 000 Einwohnern bildet.

Die europäiſchen Mittelſtädte unterſcheiden ſich von den Großſtädten gewöhnlich dadurch, daß ihnen wichtige Verkehrshilfsmittel, Anſtalten zur Erleichterung des Handels, der Komfort und die Eleganz in der inneren Einrichtung der Wohnhäuſer und in der äußeren der Straßen mehr oder weniger fehlen. Dieſer Unterſchied beſteht in Amerika nicht. Bei uns haben wir zahlreiche Mittelſtädte ohne Waſſerleitung. Der Amerikaner gründet ſolche oftmals, ehe er mit dem Bau einer Stadt beginnt. In Deutſchland iſt das elektriſche Licht noch immer Gegenſtand des Verſuchs in Großſtädten; in Amerika erhellt dasſelbe bereits Wüſtenplätze (ſiehe oben die Beſchreibung von Fargo). In Amerika haben Mittelſtädte großartige Hotels, Banken, Warenlager, Schulbauten; kurz, der Unterſchied zwiſchen Mittel- und Großſtadt iſt verwiſcht und exiſtiert nur noch in der Ausdehnung, in der Einwohnerzahl und der Großartigkeit des Verkehrs.

So iſt es auch mit dem fernen, nur 35 000 Einwohner zählenden Portland in Oregon (Fig. 32, S. 83), das ein Europäer, der ſeine gewaltigen Werften am Willametteſluſſe, welcher für ſchon ziemlich ſchwere Seeſchiffe zugänglich iſt, und ſeine Hauptſtraßen (Fig. 33, S. 84) ſieht, für eine echte Großſtadt halten würde.

Die Entwickelung von Portland beruht auf dem Ernte- und Holzſegen des Landes und der nahen Verbindung mit dem Stillen Meer. Wie in Dakota, ſo werden auch hier bereits, trotz der dünnen Bevölkerung, reiche Weizenernten dem Boden entlockt und leichter per Schiff als dort per Eiſenbahn in die Kanäle des Welthandels geleitet. Sägemühlen ohne Zahl finden ſich am Kolumbiaſtrome und an dem wundervollen Meerbuſen des nördlich davon gelegenen hochmaleriſchen Pugetſunds, und Tauſende von Fiſcherbooten ſind thätig, um die zahlloſen Lachſe zu fangen, die im Kolumbiaſtrome ſich tummeln. Das Thal des Willamette, in dem Portland liegt, iſt ebenſo ausgezeichnet durch den Reichtum ſeines Bodens als durch ſeine maleriſchen Scenerieen, in welchen die von herrlichſtem Wald gekrönten Abhänge überall den Hintergrund bilden. Iſt das Wetter völlig klar, was leider infolge der auch hier graſſierenden, Höhenrauch erzeugenden Waldbrände nicht immer der Fall iſt, ſo erblickt man auch den kegelförmigen, dem Aetna ähnlichen, 60 Miles entfernten ſchneebedeckten Mount Hood, den König des Kaskadengebirges. Ein milder Himmel wölbt ſich über dieſer Landſchaft. Die Sommer ſind nicht allzu heiß, die Winter ſo mäßig kalt, daß Schnee und Eis zu den Ausnahmen gehören.

Aber Portland iſt nicht der einzige Endpunkt der Nordpacificlinie. Ein anderer Zweig geht von Wallula aus nach Takoma am Pugetſund, deſſen Umgebung klimatiſch, landſchaftlich, landwirtſchaftlich und forſtlich nicht minder geſegnet erſcheint als diejenige des Kolumbiaſtromes und Willamettes. Portland liegt 128 Miles vom Meere entfernt, und leicht kann es kommen, daß es von den näher am Meere gelegenen Orten überflügelt wird, ſobald dieſe in das ſich rapid erweiternde Eiſenbahnnetz hineingezogen werden.

Portland birgt mehrere tauſend Deutſche und verfügt ſogar über eine deutſche Zeitung, einen deutſchen Turn- und Geſangverein. Außerdem aber weiſt es mindeſtens ebenſoviel Chineſen auf, die hier wie in San Francisco ſich mitten in der Stadt angeſiedelt, große Handelshäuſer, Schuh- und Stiefelfabriken, Wäſchereien, Reſtaurants in chineſiſchem Stil (Fig. 34, S. 84) und Joßhäuſer, d. h. Tempel, und ſogar ein Theater gegründet haben. Als Kinderwärter, Hausdiener, Gärtner ſind ſie allſeitig geſucht und um ſo unentbehrlicher, als die Preiſe, welche europäiſche Arbeiter hier fordern, unſinnig hoch ſind, und viele, ſelbſt wohlhabende Familien Portlands, welche die Chineſen nicht lieben, es deshalb vorziehen, ſich ohne jeglichen Dienſtboten zu behelfen. Denn eine ſtarke Animoſität beſteht gegen die den Weißen Konkurrenz machenden Bewohner des himmliſchen Reichs, ein Nativismus, der allerdings dadurch eine Berechtigung gewinnt, daß die Chineſen ſich nicht mit Amerikanern vermiſchen, in Kleidung, Sitten und Gewohnheiten ihrem Mutterlande treu bleiben und ſtets, wenn nicht lebendig, ſo doch als Leichen nach demſelben zurückkehren, denn die chineſiſchen Kompanieen,

welche die Einwanderer des himmliſchen Reichs importieren und dafür von dem Verdienſte gewiſſe Prozente ziehen, ſind auch kontraktlich verpflichtet, im Falle des Ablebens ihre Leiche nach der Heimat zurückzutransportieren, und Chineſenleichen ſind deshalb kein ſeltenes Frachtſtück für europäiſche Schiffe, die zwiſchen Kalifornien, Oregon und China fahren.

Jetzt iſt durch die von der Arbeiterpartei durchgeſetzte Antichineſenbill die Einfuhr der Chineſen erſchwert, aber keineswegs unmöglich geworden. Man landet ſie nicht mehr direkt in den amerikaniſchen Häfen, ſondern in Kolumbia.

Werden in Amerika Geſetze gegeben, ſo werden zu gleicher Zeit Mittel und Wege erfunden, ſie zu umgehen, ſo iſt es mit den Temperenz-(Mäßigkeits-)Geſetzen und auch mit der Antichineſenbill.

Portland ſteht mit San Francisco vorläufig noch in keiner direkten Eiſenbahnverbindung. Aber ſchnell nähern ſich die die beiden Städte vereinigenden Linien der Vollendung. Inzwiſchen wird der Verkehr hauptſächlich durch Schraubendampfer der Oregon-Eiſenbahn- und Schiffahrts-Geſellſchaft (Fig. 35) vermittelt, die wöchentlich zweimal zwiſchen beiden Städten laufen und drei Tage und drei Nächte Fahrzeit benötigen. Die Schiffe berühren auf ihrer Fahrt durch den Kolumbiaſtrom die Stadt Aſtoria, einen vom Stillen Meere nur zehn engliſche Meilen entfernten, den ſchwerſten Schiffen zugänglichen Hafenplatz. Hier erſcheint der von waldigen Hügeln eingerahmte Kolumbiaſtrom majeſtätiſch breit, gleich einem fließenden Meere; hier wird der Ertrag der Lachsfiſcherei gelandet, um in den ſogen. Cannaries gekocht, in Büchſen gepackt, verlötet und über die ganze Welt verſendet zu werden. Im Jahre 1881 wurden nicht weniger als 550 000 Kiſten Lachs im Geſamtwerte von $2^3/_4$ Mill. Dollars verpackt und verſchickt. Wiederum ſind es Chineſen, die in dieſen 49 Cannaries als Arbeiter thätig ſind. Aſtoria birgt wohl von allen amerikaniſchen Städten den höchſten Prozentſatz an chineſiſcher Bevölkerung, denn es hat unter nahe 6000 Einwohnern 2000 Chineſen. 1500 Boote ſind ausſchließlich mit dem Lachsfange beſchäftigt, von denen jedes im Durchſchnitt per Saiſon 1200 Lachſe liefert. Der Fiſchfang wird zur Zeit, wenn die Ebbe beginnt, an der Mündung des Fluſſes betrieben, nahe der großen Sandbank, welche ſchon manchem Schiffe gefährlich wurde.

Ein ſchöner Dampfer der Oregon-Dampfſchifffkompanie, die „Queen of the Pacific“, ſtrandete hier zur Zeit meiner Anweſenheit in Portland und wurde nur mit Verluſt der halben Ladung wieder flott. Weniger glücklich war die „Great Republic“, welche vor drei Jahren an der Sandbank Schiffbruch litt und deren Wrack mit Reſten von Maſchinenteilen zur Zeit der Ebbe noch heute aus dem Waſſer hervorragt.

An jener Stelle endigte gegenüber dem Cap Disappointment (ſ. Fig. 11, S. 71) mein Flug nach dem fernen Weſten und vorbei an der gefährlichen Barre trug mich der Dampfer ſüdwärts auf dem Stillen Meer nach San Francisco.

Fig 35. Dock der Oregon-Eisenbahn und Schiffahrts-Gesellschaft in Portland.

Digitized by Google

Wär' ich geblieben doch Auf meiner Heiden!

Novelle von

M. Berger.

(Schluß.)

Nun hielt er auch jenes in der Hand, auf welchem das liebliche Gesicht verzerrt, fast unkennbar erschien; eine düstere Wolke zog über seine Stirn und das Bild erweiterte sich. Mitten in der südlichen Pracht und Herrlichkeit Italiens sah er jenen Ort, an dem soviel Unglück, soviel Sünde geschah, und sah sich selbst dort, von einem Ausfluge zurückkehrend, den Spielsaal durcheilend — aber plötzlich fand er seine Schritte gehemmt durch eine ihn überwältigende Macht. Er sah eine junge Frau dort mitten unter den Spielern sitzen, einen Haufen Gold vor sich, mit glücklichem Lächeln umherblickend, immer größere Summen wagend, bis das Glück sich wendete und alles Gold einem anderen zugeschoben wurde.

Und da sah die Frau jenem Bilde gleich — und es war *seine Frau*. Wie er sie von dort weggeholt, wie sie schwur, so oft sie Gelegenheit fände, wieder zu spielen, trotz seiner Bitten; warum solle er ihr verbieten, was sie als Kind bei Vater und Mutter gesehen und selbst gethan?

Das stand heute lebendig vor seinen Augen; aber noch ein anderes stand ebenso sichtbar daneben. Schwach und krank lag sein schönes, blühendes Weib und mit matter Stimme sagte sie zu ihm: „Edgar, vergib mir, vergiß, was ich dort in Monte Carlo that, was ich dort sagte; ich kann nicht gesund werden mit dieser Last auf dem Herzen, wie oft ich sie auch gebeichtet habe, sie wird nicht von mir genommen, wenn du sie nicht von mir nimmst."

Und als er versprach, zu vergeben, zu vergessen, da hatte sie einen Schwur auf das Kruzifix verlangt — und er hatte ihr nicht gewehrt, seine Finger darauf zu legen. So war damals im dunklen Krankenzimmer aufs neue der Bund besiegelt worden, der ihn und sie zu Gefährten auf dem Lebenswege machte, der Bund, den vor so wenig Monaten sein stürmisch Herz verlangend geschlossen im Rausche wonnevollsten Glückes. Was hatte ihm dieses Glück gewährt, hatte es gehalten, was es versprochen?

Man hörte draußen Schritte.

Er deutete nach der Thüre:

„Sie wäre die Rechte gewesen!"

Marianne trat ein; sie sah bleich aus, so träumerisch, wie nachtwandelnd.

„Mein Vater will nicht mitgehen," sagte sie tonlos.

„Und Sie?" fragte Santen.

Sie richtete große fragende, angstvoll blickende Augen auf ihn.

„Ich gehe mit, wenn Sie es wollen."

„Gut, wir werden Sie um drei Uhr abholen," erwiderte der Maler.

Zur bestimmten Stunde fuhr ein Wagen vor und Marianne stieg ein.

„Ist es nicht viel schöner so, als mit der häßlichen Eisenbahn?" fragte Melanie, sie begrüßend.

„Gewiß," entgegnete das junge Mädchen, „zumal an diesem wundervollen Tage."

„Edgar ist voraus, es dauerte ihm zu lange mit dem Wagen, er muß natürlich stets etwas anderes wollen."

„Er hätte die besten Stunden verloren, wäre er so spät angekommen," sagte Marianne.

„Nun natürlich, die Arbeit geht vor allem," spottete Melanie.

Sie fuhren durch Felder und an blühenden Obstbäumen vorüber; bald hinter der Stadt lagen einzelne Villen mit größeren Gärten, überall Knospen und Blüten und fröhliche Menschen, die sich des Frühlings freuten.

An einem kleinen Wirtshause hielt der Kutscher an; „von hier müssen die Damen zu Fuß gehen, immer dort hinaus, bis zum Walde und dann gleich rechts den Bach entlang, dort liegt die Mühle, von der Herr Santen sagte, daß er da warten wolle."

Sie stiegen aus. Melanie war sehr guter Laune und fand alles schön und nach Wunsch, wie es auch kam, selbst den schlechten ausgefahrenen Feldweg mit den großen Rinnen. An den Hecken blühten Blumen, sie pflückte eine ganze Handvoll.

Der Weg war nicht weit, der Wald noch nicht so dicht belaubt, man sah die Mühle bald und auch Santen dort vor dem Hofthore sitzen, welches alt und gebräunt war. Er bemerkte die Herannahenden nicht, ganz leise schlich Melanie hinter ihn und warf ihre Blumen über seinen Kopf, daß sie zwischen seine Hände fielen. Ehe er sich umwenden konnte, hatte sie auch schon ihre Arme um seinen Hals geschlungen und rief fröhlich: „Gefangen!" gab ihm einen Kuß und erlöste ihn.

Er aber stand auf, hob sie von der Erde, hielt die kleine, zarte Gestalt hoch in die Höhe, daß sie um Gnade bat, küßte sie mehrmals und setzte sie dann nieder.

„Blumenfee," rief er lachend, „welch einen Ueberfall hast du dem sorglosen Gatten bereitet; bist du allein, wo ist Marianne?"

„Dort steht sie ja, ganz entsetzt über dein Benehmen, Edgar, es war aber auch zu arg," sagte Melanie in gekränkter Würde, die ihr sehr komisch stand.

Marianne stand noch an derselben Stelle, ihren Strauß Blumen in der Hand. Zitternd hatte sie der Begrüßung zugesehen.

„Er hat sie doch lieb," jubelte es in ihr. Sie wußte nicht, daß Edgar, wie heute früh, auch jetzt plötzlich denken mußte: „Bezaubernd und doch nicht die Rechte," und bei diesem Gedanken suchte er unwillkürlich jene ernsten seelenvollen Augen des jungen Mädchens, die so vieles verschwiegen und so manches aussprachen.

Er begrüßte sie nun auch, indem er ihr gleich seine Skizze zeigte; bald war ihr Interesse ganz und voll bei seiner Arbeit, verweilend bei diesem oder jenem kleinen Detail, diesem oder jenem Lichteffekt.

„Nun möchte ich schnell noch einiges festhalten, ehe die Sonne eine andere Richtung nimmt, führen Sie einstweilen Melanie im Walde umher, sorgen Sie, daß sie mir nicht ungeduldig wird, nicht wahr, Fräulein Marianne?"

Melanie sprang herzu, legte ihren Arm in den der Freundin und sie wanderten ins Grüne hinein, bald hörte man ihre Stimmen fröhliche Lieder singen. Ihr Gesang hatte anderen erweckt, nicht nur Vogelsang; aus der Mühle ertönte eine helle Mädchenstimme, sie war nicht stark, hatte aber einen eigentümlich weichen Klang, der eindrucksvoll wirkte. Santen lauschte, es waren keine fröhlichen Lieder; Volkslieder, aus denen Heimweh herausklang. Auch Marianne und Melanie waren stehen geblieben, kamen langsam der Mühle näher.

Wär' ich geblieben doch auf meiner Heiden,
Da hätt' ich nichts verspürt von all den Leiden,
Wär' ich daheim doch nur, wär' ich geblieben,
Da hätt' ich nichts gewußt von all dem Lieben!
Bleiben, ach, darf ich nicht und kann nicht scheiden —
Wär' ich geblieben doch auf meiner Heiden!

Schon bei den ersten paar Worten war Marianne stehen geblieben und hatte, Melaniens Arm loslassend, sich an einem schlanken Baumstamme festgehalten; jedes weitere Wort fiel auf ihr Herz centnerschwer; und als ob all das Schwere, was auf dies junge Herz fiel, es zum Bersten bringen mußte, stand's auf einmal klar vor ihr: „Du liebst jenen Mann, der dort drüben auch diesem Liede zuhört, der zu dir herblickt, ob du's auch recht hörst und der einer anderen angehört."

„Bleiben, ach, darf ich nicht und kann nicht scheiden!" wiederholte das Lied und langsam und traurig schloß es:

„Wär' ich geblieben doch auf meiner Heiden!" Ein Heimweh nach ihren Tannen überfiel Marianne, ein Einsamsein überkam sie, Thränen strömten ihr über die Wangen.

„Nun haben wir ein Geheimnis miteinander und das ist nicht gut," hörte sie Edgar sagen; alles kam ihr wieder in den Sinn, der Augenblick vor der sixtinischen Madonna, so manches kleine Zeichen, welches bedeutete — wir gehören zu einander und gehören einander doch nicht an!

„Ein langweiliges Lied, wie einfältig, es kommt ja gar nichts darin vor, es sagt gar nichts, noch weniger wie eure Geheimschrift," hörte sie Melanie ausrufen, die ihrem Gatten entgegenging, der nun auf sie zukam.

„Wie kalt deine Hand ist, Edgar, du hast zu lange da gesessen;" er aber sah nur das Mädchen, welches immer noch den schlanken Stamm

des Eichbaumes im Arme hielt, wie um ſich zu ſchützen.

„Ich glaube, es iſt Zeit, nach Hauſe zu fahren," ſagte er, „ich will den Kutſcher benachrichtigen."

„Aber ich bin ſehr hungrig, ich dachte, wir würden ein ländliches Mahl in der Mühle einnehmen, das hatteſt du mir verſprochen."

Marianne erwachte aus ihren Träumen zum Bewußtſein des Gedankens: „Sie darf es nicht wiſſen," und mit den Worten: „Ich gehe in die Mühle, zu ſehen, was wir dort bekommen können," lief ſie hinweg. Bald war jemand gefunden und das Mahl beſtellt, welches in der mit Gaisblatt bezogenen Laube aufgetragen wurde. Auch ein Strauß Goldlack und Narciſſen fehlte nicht; Marianne ordnete noch die großen Gläſer mit der ſchäumenden Milch und ſchnitt das friſche Schwarzbrot auf, als Santen mit Melanie hereintrat.

„Für Sie habe ich Bier beſtellt und etwas Käſe, die Milch würde Ihnen wohl nicht behagen," rief ſie ihm zu.

„Ja, das haben Sie gut gemacht," entgegnete er und ſie ſetzten ſich alle um den einfachen Holztiſch.

„Wer ſingt bei Ihnen?" fragte Melanie die Müllersfrau.

„Es iſt ein Schweſterkind, es wohnt hier eine Zeitlang, weil es krank war, ſoll ſich erholen; eigentlich hat der Herr Doktor das Singen verboten, kann's aber nicht laſſen, 's hat eben Heimweh," ſagte die Frau, „dort kommt es."

Ein bleiches, zartes Mädchen trat aus der Hausthüre und wollte nach dem Walde zu.

„O ſie ſoll uns noch ſingen," rief Melanie.

„Du hörſt ja, ſie darf nicht," erinnerte Santen.

„Nur noch ein Lied, das ſchadet nicht."

Die Frau war geehrt, daß des Schweſterkindes Singen der feinen gnädigen Frau gefalle.

„Annele, komm her, ſollſt noch eins ſingen, dein liebſtes, thu's nur," redete ſie dem Mädchen zu, als jenes ſich ein wenig zierte. Bald aber war es überwunden, ſie ſetzte ſich in die Laube, die Hände in dem Schoße gefaltet und ſang noch einmal:

Wär' ich geblieben doch auf meiner Heiden!

„Das gefällt mir nun gerade nicht ſo gut," rief Melanie, als das Lied zu Ende war, „ſinge doch noch etwas, mein liebes Kind."

„Aber Melanie, das Mädchen ermüdet ſich," warf ihr Gatte ein.

„Laß doch!" ſagte ſie ärgerlich.

Das Mädchen ſang weiter, ein Lied nach dem anderen; bleich und teilnahmlos ſaß ſie da und doch klang ihr Geſang ſo wunderbar und ergreifend.

Melanie dankte endlich, nahm eine Kette von roten Korallen von ihrem Halſe und gab ſie dem Mädchen, welches erſtaunt zur Müllersfrau hinblickte. Dieſe redete durch Wort und Gebärde zu und ſo küßte das Mädchen die Hand der Geberin und verließ mit der Tante die Laube.

„Ich wollte, du hätteſt dies nicht gethan," ſagte Santen zu ſeiner Gattin.

„Warum?" fuhr jene auf. „Edgar, vergiß nicht, daß ich Herrin meiner Sachen bin und durchaus keine Einſprache in meine Handlungsweiſe liebe."

Dabei blickte ſie auf und unwillkürlich mußte Marianne an jenes Bild denken, noch mehr, als Santen mit eiskaltem Tone ſagte: „Meine liebe Melanie, das werde ich niemals vergeſſen," ſich ſteif und ceremoniös verbeugte und die Mühle mit den Worten verließ;

„Ich werde den Kutſcher ſchicken, für mich ſelbſt ziehe ich die raſchere Fahrt mit der Bahn vor."

Er hörte gar nicht mehr, als ſie ihm nachrief: „Man kann ja nicht bis hierher fahren, wir gehen mit," und war ſo ſchnell im dichteren Laubwald verſchwunden, daß ſie das Nachgehen bald aufgab.

Marianne hörte ſchweigend zu, als die junge Frau in bittere Klagen ausbrach, ſie dachte nur das eine:

„Wir haben ein Geheimnis miteinander und das iſt nicht gut."

Welche Qual brachte das Ende des ſo heiter begonnenen Ausfluges!

Melanie war plötzlich müde und kaum fortzubringen; ſie weinte, ſtampfte mit dem Fuße auf, wollte nicht weiter gehen, wollte nicht allein im Walde bleiben. Faſt verlor Marianne die Geduld — „wieviel mehr muß er leiden, und ich will ihm nicht dieſe kleine Stunde abnehmen?"

Und wieder redete ſie der Freundin zu, nahm die kleine Frau auf den Arm, ſie eine Strecke weit tragend, bis ihr die Arme ſo weh thaten, daß ſie es nicht länger konnte: „Wie ſchade, das war ſo ſchön," lachte Melanie und hüpfte voran wie ein Kind.

Endlich war der Wagen erreicht, ſchon fing es an, dämmerig und kühl zu werden; gut in Decken eingehüllt, lehnte Frau Santen in der Wagenecke und war bald eingeſchlummert.

Wie ſegnete Marianne dieſen Schlummer, nun war ſie mit ihren Gedanken allein — und doch, ſie konnte ja nichts anderes denken als: „Bleiben, ach, darf ich nicht und kann nicht ſcheiden! Nein, nein und kann nicht ſcheiden.“

So erreichte man endlich die Stadt; durch das Geraſſel auf dem Straßenpflaſter erwachte Melanie, bald hielt der Wagen vor der Villa. Im Garten gingen zwei hohe Männergeſtalten, Ferrand und Santen. Sie kamen an den Wagen. Edgar öffnete und half Marianne heraus. Ihre Hand lag in der ſeinen, ſie fühlte einen leiſen Druck.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Marianne, Sie dürfen uns nicht verlaſſen,“ ſagte er zu ihr, ohne daß es die anderen hörten, die ebenfalls miteinander ſprachen.

Marianne nickte ſchweigend mit dem Kopfe.

„Scheiden, ach, kann ich nicht!“ dieſe Worte ſtanden mit glühender Schrift vor ihren Augen und das andere Wort: „Bleiben, ach, darf ich nicht!“ war ausgelöſcht, vergeſſen.

Ihr Vater nahm ihren Arm in den ſeinen und führte ſie dem Hauſe zu.

„Du haſt mir gefehlt, es war überall ſo ſtill und leer; ich habe den Thee beſtellt, brauchſt keine Pflichten heute mehr auszuüben, du ſiehſt blaß und müde aus. Armes Kind! Santen machte ſich Vorwürfe, dich allein mit ſeinem kleinen Satan gelaſſen zu haben, und doch wieder ſagte er mit dem Egoismus des Künſtlers — ‚ich konnte nicht mehr bleiben, ſie hat mir meine ganze Stimmung verdorben. Ich werde dieſe Skizzen nicht brauchen können, ich verliere die Freiheit im Schaffen, wenn dieſes Erlebnis mir ſtets in den Sinn kommt‘. Wir müſſen ſchon treu bei ihm ausharren. Der arme Kerl iſt übel daran.“

„Aber weshalb hat er ſie denn geheiratet?“ ſtieß Marianne endlich heraus.

„Siehſt du nicht, wie bezaubernd die kleine Hexe ſein kann?“ fragte lachend ihr Vater. „Und außerdem die anſpruchsvolle Künſtlernatur, die nicht bedenkt, wo ſie verbraucht, die nicht rechnen kann; Melanie iſt ein reiches Mädchen geweſen, eine ſogenannte gute Partie, du hörſt ſie ja ſelbſt ſagen — wozu arbeiten, mein Vater gibt uns ja alles, was wir wollen. Das ſind ſchwere Ketten für einen Mann und doch iſt keiner ſo frei in ſich ſelbſt, um ſich davon loszumachen. So ſind nun einmal die Männer, das bezaubert, betört und dann iſt's zu ſpät. Mein Kind, es finden ſich nicht alle, die zu einander gehören, und wenn ſie ſich gefunden haben — ja dann werden ſie getrennt,“ ſchloß Ferrand bitter, ihren Arm loslaſſend, als ſie die Stufen der Veranda hinanſtiegen. Drinnen war alles hell und friedlich, der Theekeſſel ſummte ſein altes, ewiges Lied und es lautete gaſtlich und einladend.

Marianne bereitete den Thee und als ſie ihrem Vater, der düſter vor ſich hinſchauend im Seſſel lehnte, die erſte Taſſe reichte, blickte er ſie ſo freundlich und liebevoll an, daß ſie leiſe an dem Stuhle niederglitt, ihren Kopf an ſeinen Arm lehnte und den Thränen nicht länger Einhalt gebieten konnte.

„Kind, was iſt dir?“ fragte Ferrand erſchrocken.

„Und wenn ſie ſich finden, dann werden ſie getrennt,“ flüſterte ſie.

Er ſtrich ſanft über ihre heißen Wangen.

„Ja, ſie gehörte wirklich zu mir,“ ſagte er mit einem tiefen Seufzer.

Marianne erhob ſich, ſie hatte an anderes gedacht, aber es war gut, daß er ſie nicht verſtanden, ſie wollte ſich ſelbſt nicht verſtehen, dann müßte ja auch das andere Wort wieder ſichtbar werden: „Bleiben, ach, darf ich nicht.“

„Tante Agnes hat geſchickt, du möchteſt morgen in der Frühe zu ihr kommen, ſie fühle ſich unwohl. Es iſt mir leid, wenn deine Studien hierdurch geſtört werden, aber ich wünſche, daß du für Frau von Martin alles thun möchteſt, was du kannſt,“ ſagte Ferrand nach einer Weile zu ſeiner Tochter.

Marianne war gern hierzu bereit, und ſo geſchah es, daß, als Santen am nächſten Tage kam, ihre Staffelei leer war, nur das angefangene Bild mit den indigoblauen Wellen und den hellgelben Felſen erinnerte an die Ereigniſſe des geſtrigen Tages. Er ſetzte ſich vor das Bild und begann daran zu malen, unter ſeinen Händen verſchwand bald die grelle Farbe. Er änderte nichts an der Kompoſition — „das iſt ihr Gedanke, der muß bleiben, denn er iſt gut.“

Dann ging er an die eigene Arbeit, aber heute war kein guter Tag für ihn. Er war unruhig, öfters wandte er ſich nach der Thüre um, ging ins Nebenzimmer, ſah durch die Veranda

nach dem Garten, malte wieder eine Weile und legte dann Pinsel und Palette unmutig nieder.

Ferrand kam, eine kleine Thonvase in der Hand: „Hier, Santen, bringe ich Ihnen etwas, das Sie eigentlich begeistern sollte."

„Ja," entgegnete er, „diese einfache Form ist schön und ich habe wirkliche Freude am Anschauen derselben, aber wenn ich sie mit meiner Kunst in Zusammenhang bringen soll, ist sie mir verleidet; denn dann muß ich an die Ausstellungen denken, die nächstens wie ein großer Geschirrmarkt aussehen werden, da kann mich eine Wut erfassen —" und er ergriff die Vase, als wollte er sie zu Boden schleudern.

Santen ereiferte sich, wie es Ferrand scheinen wollte, mehr wie notwendig war, er eilte, sein Eigentum zu retten und wollte begütigen.

„Nein, deshalb brachte ich sie Ihnen nicht, daß Sie in eine solche Berserkerwut ausbrechen sollten. Was haben Sie denn heute gemalt?" fragte er, vor die Staffelei tretend.

Santen hatte sich nach dem Fenster gewandt: — „es will heute nichts werden," nahm seinen Hut und wollte das Zimmer verlassen. „Ich will in die Galerie wallfahrten, vielleicht wird meine Stimmung besser," sagte er, Abschied nehmend.

„Ihr seid wunderbare Leute mit euren Stimmungen. Zum Glück hat Marianne noch nichts davon," sagte Ferrand ihm auf die Schulter klopfend. Er beachtete diese Worte nicht und eilte hinweg.

Es war um die Mittagszeit, als er in der Galerie anlangte. Die Säle waren leer, er verweilte bald vor diesem, bald vor jenem Bilde, so kam er endlich auch in das Heiligtum — zur sixtinischen Madonna. Ohne einzutreten, blieb er in der Thüre stehen, sich an einen der Pfosten lehnend und schaute auf das Bild hin. Kein Laut störte seine Betrachtung, da regte sich plötzlich etwas in dem kleinen Kabinett, er hörte ein unterdrücktes Schluchzen, er blickte hinein, eine Frauengestalt lag fast in sich zusammengesunken auf dem Diwan, die Hände vor das Gesicht gepreßt.

„Marianne!" schrie Santen auf; jene zuckte zusammen. „Hier finde ich Sie, weshalb ließen Sie mich allein? Ich kann nicht malen, wenn Sie nicht da sind, ich bin nun einmal daran gewöhnt."

Seine Stimme klang hart und vorwurfsvoll.

„Ich war zu Frau von Martin gerufen worden," entgegnete das Mädchen, welches sich erhoben hatte, und dessen stolze Haltung beweisen sollte, daß es den Vorwurf nicht zu verdienen glaubte.

„Ausreden," warf verächtlich der Maler hin, „und ohne mich in die Galerie zu gehen — es ist und bleibt mein Vorrecht, Sie hier einzuführen."

„Seit wann habe ich Ihnen meine Freiheit geopfert?" suchte Marianne zu scherzen. „Ich war nicht allein hier, sondern im Correggio-Saal, bei den spanischen Bildern —"

„Und die haben Sie zum Weinen gebracht?" unterbrach Santen.

Marianne errötete, er fuhr fort: „Warum haben Sie geweint? ich will es wissen, ich muß es wissen."

Er faßte ihre Hand.

„Sie brauchen es nicht zu wissen," antwortete Marianne, ihm die Hand entziehend, „und nun kommen Sie noch einmal zu der ‚Maria in Aegypten', die will ich Ihnen zeigen."

Er blieb stehen.

„Versprechen Sie mir eins — gehen Sie nicht mehr aus, wenn ich zum Malen komme, ich kann Sie nicht entbehren; das ist doch wahrlich kein so großes Opfer!"

„Und doch noch größer, als ich zu leisten vermag, die Wünsche der Tante Agnes gehen noch vor den Ihren. Uebrigens habe ich stets vergessen, Ihnen zu sagen, daß Frau von Martin Sie kennen zu lernen wünscht; freilich eben ist sie krank und kann nicht viel Menschen sehen, später aber müssen Sie mit Melanie hingehen, sie zu besuchen."

„Wie Sie wünschen, Fräulein Ferrand," sagte Santen plötzlich verändert, „nun lassen Sie uns zur ägyptischen Maria gehen."

Sie traten vor das Bild. Heute sprach sie, und er hörte zu; so schien es wenigstens. Dann trennten sie sich und jedes suchte sein Heim auf.

Es vergingen Tage, es vergingen Wochen, aber kein Tag und keine Woche, an dem Santen nicht kam, Marianne nicht an ihrer Staffelei saß, sie nicht ein gemeinsames Interesse am Nachmittag oder Abend zusammenführte. Wohl waren Melanie und auch Ferrand stets mit ihnen, und doch war es, als gehörten nur sie zu einander und Marianne fühlte immer deutlicher, wie ihre Freiheit im Denken und Handeln gänzlich dahin schwand, wie sie nur noch lebte in seinem Willen und nach demselben.

Wie oft schon hatte sie sich empört gegen

dieſe Gewalt, die in ihr Leben getreten und ſich ihrer mit ſolcher Herrſchaft bemächtigt hatte; wie oft geglaubt, ſich befreit zu haben und dann war ſie doch wieder zu ſchwach geweſen, einen Entſchluß, der ſie von Santen trennen würde, zu faſſen, wenn ſie ſah, wie ſie ſeinem Glücke, ſeinem Wohlbehagen nötig war, wie ſelbſt Melanie durch ihren Einfluß weniger launenhaft, beſtändiger wurde.

„Wir müſſen treu bei ihm ausharren," hatte ihr Vater geſagt, es war Freundespflicht, ſie durfte nicht gehen; wie hätte ſie es auch gekonnt, durfte ſie den Vater verlaſſen? So war das junge, thörichte Herz bald zur Ruhe geſprochen und das Verhängnis ſchritt langſam ſeinen Gang fort. Ferrand ſah nicht die bleichen Wangen und die öfters verweinten Augen, er bemerkte nicht das Aufleuchten derſelben, wenn Santen eintrat, ſein Name als Künſtler erwähnt wurde, auch nicht das müde, abgeſpannte Weſen, wenn Melanie einen Nachmittag lang allein dageweſen war. Mit ſeinen Studien beſchäftigt, ſah er die Tochter nur, wenn andere dabei waren, oder wenn er ihrer bedurfte und ſie zu ſich rief; dann fand er ſie ſtets angeregt und heiter, ſtets bereit, dies oder jenes für ihn zu thun.

Marianne war nicht unglücklich; wohl litt ſie namenloſe Pein, wenn ſie ſah, wie Santen in ſeiner Häuslichkeit alles entbehrte, was ihm zum Glücke nötig war, wohl war es oft eine Qual, die ſie kaum zu ertragen vermochte, wenn er gereizt und unzufrieden, auch gegen ſie bitter und ungerecht erſchien; lag es aber dann in ihrer Macht, ihn umzuſtimmen, gelang es ihr, ihn heiter zu ſehen, dann war alles Weh vergeſſen.

Die Briefe an den Großvater ſprachen von Befriedigung und Freude an den neuen Beſchäftigungen, den neuen Pflichten, ſie ſagten aber nicht viel von den neuen Freunden.

„Ehe die Tannen ihr Winterkleid anziehen, komme ich zu dir — o wie wollen wir uns dann des Zuſammenſeins freuen. Grüße mir auch Gertrud."

Aber es war noch lange bis zu der Zeit, da die Tannen ihr Winterkleid anzogen; der Monat Juli mit ſeinen glühenden Sommertagen neigte ſich kaum dem Ende zu. Santen hatte eine kleine Reiſe angetreten, er wollte die Ausſtellung beſuchen, ſein Bild hatte dort viel Aufſehen erregt und war bald verkauft worden, man erwartete ihn in den nächſten Tagen zurück.

Melanie hielt ihren Sommerſchlaf, nur des Abends erſchien ſie und holte öfters Ferrand und ſeine Tochter ab, um mit ihr auf die Brühlſche Terraſſe zu gehen oder eine Spazierfahrt im Mondſchein zu unternehmen.

Noch immer hatte die Einführung Santens und ſeiner Frau bei Tante Agnes nicht ſtattfinden können, Frau von Martin war lange Wochen leidend geweſen, hatte niemand, ſelbſt Marianne nicht ſehen können; nun war ſie wieder wohler und ſobald Santen zurückgekehrt, ſollten die Freunde das ſtille Heim in der Roſenſtraße kennen lernen. Marianne fühlte eine gewiſſe Scheu vor dieſem Ereigniſſe, die Urſache davon war ihr ſelbſt nicht klar.

Sie war an ihrer Staffelei fleißig geweſen, hatte gezeichnet und gemalt — wie freute ſie ſich, dies alles dem Zurückkehrenden zu zeigen. Würde er zufrieden ſein, würde er Fortſchritte finden? Alſo in die Zukunft denkend, hörte ſie plötzlich, wie die Thüre der Veranda heftig geöffnet wurde, raſche Schritte durcheilten das Gartenzimmer, ſie erhob ſich, es mußte Santen ſein; ehe ſie noch einen Schritt vorwärts gethan, ſtürzte er ins Atelier, reiſebeſtaubt und erhitzt, in freudiger Erregung ſeinen Hut auf den nächſten Stuhl werfend, beide Hände ihr entgegen reichend.

„Marianne! nun bin ich wieder bei Ihnen."

Sie aber ſtand bleich und ſtumm an der Staffelei, dem erſten Impuls, ſeine Begrüßung ebenſo ſtürmiſch zu erwidern, nicht nachgebend.

Auch Santen kam nicht näher, fuhr mit der Hand über die Stirne und ſagte nach einer Weile:

„Verzeihen Sie, ich vergaß mich."

Sein Blick wurde ernſt und trübe, ſein Geſicht faſt ſo bleich wie das ihre; dann aber kam er doch auf ſie zu, langſam und ruhig.

„Waren Sie fleißig?" ſagte er mit ſehr verändertem Tone und betrachtete ihre Studien.

Marianne durchzuckte ein wilder Schmerz. Sie hätte aufſchreien mögen, und in ihrem Herzen rief es laut und immer lauter: „Mein biſt du und doch biſt du's nicht, warum, warum!"

Endlich hatte ſie ſoviel Gewalt über ſich gewonnen, um ſich zuzutrauen, ihn anzureden:

„Und Ihr Bild kommt nicht zurück? Ich wünſche Ihnen Glück dazu, mir aber thut es leid!"

„So wenig Ehrgeiz haben Sie für mich?" fragte er mild und freundlich.

„Das nicht, aber es fehlt mir hier," entgegnete sie beherzter.

„Es war uns ein guter Kamerad, nicht wahr? Nun, ich fange ein anderes an. Und Sie? Malen Sie immer wieder das Meer, haben Sie Heimweh danach, Sie Schwarzwaldmädchen?" Und er setzte sich vor die Staffelei.

„Ja, das Meer hat es mir angethan," sagte Marianne. „Kennen Sie das Lied: ‚Das Meer erstrahlt im Sonnenschein, als ob es golden wär', ihr Brüder, wenn ich sterbe, versenkt mich in das Meer.'"

„Ja, ja, ich kenne es," fuhr Santen lebhaft auf und summte eine Melodie vor sich hin: „Hab' immer das Meer so lieb gehabt, es hat mit sanfter Flut so oft mein Herz gekühlet, wir waren einander so gut."

„Sterben wollen wir aber nicht, Marianne, wir wollen leben — leben!"

Sie legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte leise und bestimmt:

„Sterben wollen wir nicht, wir wollen arbeiten!"

„Ja, arbeiten," wiederholte er mit dem Kopfe nickend. „Doch ich muß nach Hause, Melanie weiß nicht, daß ich heute zurückkomme; hier dieses lasse ich da, ich brauche es gleich morgen, wollte es nur schnell im Vorübergehen abgeben. Adieu Fräulein Ferrand, auf Wiedersehen! Doch halt, fast hätte ich vergessen, ich habe Ihnen dies mitgebracht." Und er reichte ihr eine Photographie hin.

„Wie entzückend," rief Marianne freudig aus, „ist es ein Relief? Ah, von Thorwaldsen, wie erinnert es an Goethes: ‚Wer kauft Liebesgötter.'"

„Er nennt es die Liebesalter. Sehen Sie dort den Korb mit den Amoren, neugierig betrachtet von denen, die nicht wissen, was jene sind; dann diese Gestalt, die sehnsüchtig die Arme nach dem kleinen geflügelten Burschen ausbreitet, diese hält ihn fest am Busen, damit er ja nicht entfliege, diese trägt ihn weinend nur noch an den Flügeln, und jenem ernsten Manne sitzt er im Nacken, ihn beherrschend wie ein Joch, dem Greise entflieht er."

Er hatte ihr das Blatt wieder genommen, als er es ihr erklärte, jetzt gab er es zurück.

„So, nun nehmen Sie es, und suchen Sie sich Ihr Ebenbild, das meine kenne ich."

Er ging und Marianne vertiefte sich mit neuem Ernst in ihre Arbeit.

Kaum war eine kleine Stunde verflossen, als ein Wagen vorfuhr und Melanie eintrat.

„Ich war bei Tante Agnes," rief sie, sich fröhlich in einen Sessel werfend, stolz auf den köstlichen Streich, den sie ausgeführt.

„Melanie, du scherzest," sagte Marianne erschreckt.

„Ich war bei Tante Agnes, Rosenstraße 20."

„Aber sage mir, wie war das möglich?"

„Nun, das ist ganz einfach. Heute beim Frühstück las ich in der Zeitung: ‚Ein Papagei zu verkaufen, Rosenstraße 20', fuhr natürlich hin, denn ich wünschte mir nichts sehnlicher, als einen Papagei, komme richtig an, aber der Vogel ist eine Stunde vorher verkauft worden; so geht mir's ja immer; ich will wieder fort, lese nur noch unten die Namen der Hausbewohner, da sehe ich plötzlich — Frau von Martin — kehre schnell um, laufe hinauf, man öffnet, ich gebe meine Karte und werde eingelassen. Etwas mußte ich doch haben!"

„Konnte es der Papagei nicht sein, so mußte es Tante Agnes sein," sagte Marianne lächelnd. „Aber so früh am Tage, die arme Tante."

„Sie ist auch sehr erschrocken, sie glaubte, es sei euch etwas Wunderbares geschehen, als ob man mich dann schicken würde! Sie hat sich jedoch bald wieder gefaßt; ich erzählte ihr, wie es mir mit dem Papagei gegangen und sie lud uns alle auf morgen Nachmittag ein, vorausgesetzt, daß Edgar noch heute kommt. Nun wäre dies endlich auch soweit und diesmal habe ich es fertig gebracht."

Marianne malte eifrig weiter.

„Dein Gatte ist zurück, er legte einiges hier ins Atelier."

Die kleine Frau sprang auf: „Und das sagst du mir jetzt erst. Wie wird er zanken, daß ich nicht zu Hause war; er wird alles gleich sehen, was ich in seiner Abwesenheit kaufte, und eine Menge Dinge merken, von denen er nichts wissen sollte!"

„Hast du Heimlichkeiten vor ihm?" fragte Marianne in fast verächtlichem Tone.

Mit leichtsinnigem Achselzucken antwortete Melanie: „Je nun, zuweilen!"

„Dann fahre schnell nach Hause, denn es ist schon eine Stunde verflossen, seit er hier war."

Frau Santen nahm eilig Abschied.

Als Marianne später ihrem Vater von dem Besuch bei Tante Agnes erzählte, erheiterte ihn dieser Ueberfall sehr.

mußt gegen Abend hingehen, um zu
die arme Frau dies überſtanden hat,"

Tante Agnes ſaß auf dem Balkon, als am Abend ihre junge Freundin bei ihr eintrat. Sie ſah müde und angegriffen aus.

„Ich erwartete dich," rief ſie jener zu, „weißt du, daß Melanie Santen bei mir war?"

„Deshalb komme ich," antwortete Marianne. „Ich bin unſchuldig daran, Tante Agnes, Melanie iſt unberechenbar."

„Und das iſt die Frau eures Freundes," ſagte Frau von Martin, „iſt er wohl ſehr glücklich mit ihr? Paſſen ſie zuſammen?" fuhr ſie fort, das junge Mädchen forſchend anſehend.

Marianne errötete bis unter die krauſen Haare: „Sie iſt nicht immer ſo kindiſch," entgegnete ſie.

„Ihr kommt morgen alle zu mir; ſagte ſie dies?"

„Ja, aber iſt es nicht zu viel für dich, liebe Tante, biſt du wohl genug?" fragte Marianne.

„Ich wünſche es dringend," erwiderte Frau von Martin ſehr beſtimmt.

Und ſo geſchah es.

Ferrand ging mit ſeiner Tochter ſchon frühe nach der Roſenſtraße, alles war feſtlich hergerichtet, Blumen zierten das Zimmer, den Theetiſch.

„Du vertrittſt die Hausfrau, mein Kind," ſagte Frau von Martin.

Endlich kam auch Santen mit ſeiner Frau, Melanie wie eine alte Bekannte Tante Agnes begrüßend, Edgar, etwas befangen und förmlich, wie er es leicht Fremden gegenüber ſein konnte; bald aber verſchwand dies und die allgemeine Unterhaltung war lebhaft und angeregt.

Frau von Martin ſprach am wenigſten und öfter begegnete Marianne ihren Blicken, die ängſtlich und forſchend auf ihr ruhten und dem Mädchen die gewohnte Unbefangenheit raubten. Santen ſaß zwiſchen ihr und der Tante; Melanie plauderte eifrig an Ferrand heran, der ihr wie immer lächelnd zuhörte und zuweilen einen kleinen Hieb verſetzte, den ſie weiter nicht beachtete. Santen erzählte von der Reiſe, von der Ausſtellung, Marianne hörte ihm zu, um ſo begeiſterter, wenn er eines der Bilder beſprach.

„Wollen wir Tante Agnes nicht etwas vorſingen?" fragte plötzlich Melanie; eine düſtere Wolke, die Frau von Martin nicht unbemerkt blieb, flog über das Geſicht des Malers.

„Ich weiß nicht," antwortete Marianne zögernd.

„Wir ſingen ſehr ſchön zuſammen, gnädige Frau," verſicherte Frau Santen, „zweiſtimmige Volkslieder, ohne Begleitung; komm, Marianne, wir ſetzen uns draußen auf den Balkon, das wird reizend."

Marianne wußte nur zu gut, daß, hatte Melanie ſich einmal etwas in den Kopf geſetzt, ſie nicht davon abzubringen war, es ſchien ihr klüger, nachzugeben.

„Wenn du erlaubſt, liebe Tante?" fragte ſie. „Gewiß, gewiß," entgegnete Frau von Martin, „ich freue mich ſehr, euch zu hören."

So ſangen ſie denn alle die kleinen Lieder und es war wirklich lieblich anzuhören.

„Wie hieß doch gleich das Lied, welches dir und Edgar ſo gut gefiel, das Mädchen ſang es damals draußen in der Mühle," ſagte Melanie, ſchon in der Balkonthür ſtehend, um wieder einzutreten.

Santen erhob ſich ſo raſch und heftig von ſeinem Stuhle, daß die Taſſen auf dem Tiſche klirrten.

„Edgar, wie hieß es?" beharrte die junge Frau.

„Ich weiß nicht, welches du meinſt, es gibt viele Lieder, die mir gefallen," antwortete er ungeduldig.

„Ach was; das eine, ich brachte es dir ja auch, Marianne: etwas von einer Heide. Ihr wißt es recht gut. So hilf mir doch jemand, ich möchte wiſſen, ob ich ſo unrecht habe, ich finde es nämlich entſetzlich albern," wendete ſie ſich zu Frau von Martin.

„Ich hörte dich's erſt neulich ſingen, Marianne, als ich dich abholte und du im Atelier ſaßeſt, in deinen Skizzen herumſuchend."

Marianne ſchwieg noch immer. Santen war erregt und blickte ſeine Frau unmutig an. Ferrand, eine Scene fürchtend, redete ſeiner Tochter zu, das Lied zu verſuchen.

Marianne blieb draußen auf dem Balkon, der noch von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet war; im Zimmer wurde es faſt dunkel, außer Frau von Martin konnte niemand das junge Mädchen ſehen. Sie aber ſah wie Marianne, das bleiche Geſicht von dem Widerſchein des ſonnenvergoldeten Himmels beleuchtet, noch immer regungslos auf dem kleinen Sofa ſaß, die Augen in namenloſer Qual nach oben gerichtet, die Hände krampfhaft

gefaltet. Dann kam es plötzlich wie ein eiſerner Entſchluß über ſie und ſie ſang mit lauter, ſicherer Stimme:

Wär' ich geblieben doch auf meiner Heiden,
Dann hätt' ich nichts verſpürt von all dem Leiden,
Wär' ich daheim doch nur, wär' ich geblieben,
Dann hätt' ich nichts gewußt von all dem Lieben!
Bleiben, ach, darf ich nicht, und kann nicht ſcheiden —
Wär' ich geblieben doch auf meiner Heiden!

Sie hatte geendet — einen Augenblick waren alle ſtill; das Lied war eine Geſchichte tiefſten Herzeleids, es war der Aufſchrei eines Herzens, das verzweifelnd unterliegt im Kampfe mit ſich ſelbſt.

Und all dies hatte ein jeder gehört und auf ſeine Weiſe ausgelegt.

In dieſe Stille hinein ſchlug eine kleine Pendeluhr im Nebenzimmer mit hellem Klange eilig ſieben Uhr. Melanie horchte und zählte.

„Sollte um ſieben Uhr nicht das Theater angehen? Marianne, du weißt noch gar nicht, daß wir auch für dich ein Billet genommen haben; es wird Othello gegeben, ich freue mich ſo ſehr auf den Mohr! Müſſen wir nicht gehen?“ fragte ſie den Gatten.

Sie hatten alle während dieſer Auseinanderſetzung der jungen Frau Zeit gehabt, ſich aus den Gedanken herauszufinden, die jenes Lied Mariannens in ihnen erweckt.

Santen ſprang auf, als könne er nicht ſchnell genug ins Theater kommen, Tante Agnes ſchien einen Verſuch machen zu wollen, Marianne dazubehalten, dieſe ſelbſt ließ willenlos über ſich beſtimmen und Melanie erklärte: „Ohne dich gehe ich nicht, du mußt mitkommen, du gehörſt zu uns.“

So ſchieden ſie.

Man hörte unten an der Hausthüre den Maler einen Wagen anrufen, ſie ſtiegen ein, im nächſten Augenblick war der Wagen um die Ecke verſchwunden.

Ferrand und Frau von Martin waren allein.

„Wie ſoll das weiter gehen, Ferrand?“ fragte ſie erregt.

Er ſchien aus einem Traume zu erwachen: „Was weiter gehen?“

„Nun, ſehen Sie denn nicht, daß Marianne Santen liebt, konnten Sie ſo blind ſein?“

„Marianne — Santen liebt“ ſprach Ferrand nach, als wiſſe er nicht recht, was dieſe Worte bedeuten ſollten.

„Und zu Grunde geht,“ ſagte Frau von Martin mit Nachdruck.

„Ach was, ſo unvernünftig iſt Marianne nicht,“ wehrte Ferrand ab.

„Liebſter Freund, damit hat die Vernunft gar nichts zu ſchaffen; ich ſage Ihnen, dieſe beiden gehören zuſammen, ſind füreinander geſchaffen, und ihre Herzen ſtreben einander zu, trotz dieſer unglücklichen Frau, die das gerade Gegenteil iſt von dem, was Ihren Freund glücklich machen könnte. Und glauben Sie mir, Ferrand, Santen weiß ſehr genau, wie es mit Marianne ſteht, und ſein eigen Herz wird er auch kennen. Und nun ſagen Sie mir, was ſoll daraus werden!“

„Ich habe das Mädchen niemals ſo ſingen gehört,“ ſagte Ferrand wie zu ſich ſelbſt. „Ueberhaupt wenn ich ſie vergleiche mit dem Kinde, das mir in die Arme flog, als ich vom Reiſen ſprach, dort oben auf ihrem Berge bei dem Alten, man ſollte nicht glauben, daß ſie dieſelbe iſt. Agnes, ſollten Sie recht haben?“

„Sie fragen noch und ſehen dies Tag für Tag mit an? Schon lange wollte es mich bedünken, als müſſe in Marianne etwas vorgehen, was ihr ganzes Sein erregt, ich wollte aber erſt mit eigenen Augen urteilen.“

„Und Sie meinen, daß dieſe beiden ſich wirklich lieb haben?“ fragte Ferrand.

„Um Gottes Willen, Ferrand, wie ſchwer Sie begreifen! Sich lieb haben iſt noch ein viel zu ſchwacher Ausdruck: ſie ſind eine Seele geworden ineinander, ſie können ſich nicht mehr entbehren. Sehen Sie nicht, wie Santens Augen eintauchen in die Ihrer Tochter, bis man aus Mariannens Augen heraus nichts anderes ſieht als ſein Bild? Hier muß gehandelt werden, Marianne muß fort, ich aber will mit ihr reden.“

Ferrand fuhr ſich mit der Hand über die Stirn: „So kurzſichtig ſollte ich geweſen ſein? So vertieft in meine eignen Angelegenheiten, daß ich mein Kind aus den Augen verlor? Agnes, ich dachte nur immer an Nora, wenn ich Marianne um mich hatte, und Nora konnte niemand anderes lieben, ſie liebte mich!“

Er legte ſeine Hand auf die Augen, dann ſagte er trübe: „Sie meinen, ſie gehören zuſammen! Ja, dafür ſorgt das Schickſal, daß die ſich nicht finden, die zuſammengehören,“ ſchloß er bitter.

Er reichte Frau von Martin die Hand. „Ich ſchicke Ihnen das Kind morgen früh.“ Sie wagte

nichts mehr zu ſagen, er ſah ſo namenlos traurig aus und ſo hilflos in ſeiner Trauer.

„Gute Nacht, Ferrand.“

Und ſo ſchieden ſie.

„Die einen ſchütteln ihr Schickſal ab, die andern ſuchen ihm zu entfliehen; nur wer es auf ſich nimmt, als von dem Einen geſchickt, der die Menſchenſeelen als ſein Eigentum zurück haben will, wenn das Leben gelebt iſt, nur dieſe ſind nicht davon überwunden worden — ſie bleiben Sieger.“

Leiſe ſagte dies Tante Agnes, als ſie allein war.

Ferrand ging nach dem Theater, er nahm ein Sperrſitzbillet und trat ein. Er ſuchte im Hauſe umher, ob er ſeine Tochter ſähe. Dort ſaßen ſie in einer kleinen Loge, der Bühne ziemlich nahe; Melanie mit glühenden Wangen und glänzenden Augen, in voller kindlicher Freude an dem Ungewöhnlichen, ſein Kind auf dem Stuhle zurückgelehnt, blaß, kalt, teilnahmlos, hinter ihr Santen, düſter vor ſich hinſchauend.

Im Zwiſchenakte ging Ferrand zu ihnen. „Ich möchte Marianne abholen, ſie ſieht ſo müde aus und hatte einen angeſtrengten Tag,“ ſagte er, ſie fragend anſehend.

„O ich gehe gern mit, lieber Vater,“ antwortete ſie lächelnd. „Es iſt wahr, ich bin müde und habe Kopfweh.“

„Wie ſchade,“ rief Melanie, „dann ſiehſt du nicht, wenn er ſie erdroſſelt, das muß ganz gruſelig werden.“

Santen ſagte nichts. Er reichte Mariannen die Hand, blickte ihr tief in die Augen: „Gute Nacht,“ flüſterte er ihr zu, ſo wie man einem Freunde, den man lange nicht mehr ſehen wird, „Lebe wohl“ zuruft.

„Auf Wiederſehen,“ erwiderte Marianne im Tone der Gewohnheit.

Sie ſprachen nicht viel zuſammen auf dem Heimwege. Ferrand ſchien anzunehmen, daß Marianne ſogleich zur Ruhe zu gehen wünſche, und begleitete ſie nach ihrem Zimmer, küßte ſie auf die Stirn und gab ihr ſchweigend die Hand.

Nun war ſie allein — allein, ſeit ſie geſungen und im Liede ihr Geheimnis verraten. Erſchöpft ſank ſie auf einen Stuhl, thränenlos ſtarrte ſie vor ſich hin, die Hände feſt ineinander gelegt. „Nun wiſſen ſie es alle, und ich weiß es auch ganz klar,“ ſagte ſie vor ſich hin, „und nun müſſen wir uns trennen. O hätte das Mädchen jenes Lied nicht geſungen, niemals hätte ich ſo deutlich verſtanden, was mir im Herzen wunderſelig und namenlos traurig lebte. Nun muß ich ſcheiden — und darf nicht bleiben,“ fügte ſie leiſe hinzu. „Großvater, ſo kommt dein Kind zurück, ſo müde, ſo todesmüde! Wär' ich geblieben doch auf meiner Heiden!“

Am nächſten Morgen beim Frühſtück bat Marianne den Vater, ihr zu erlauben, auf ein paar Wochen zum Großvater zu gehen. „Laß mich noch heute reiſen,“ ſagte ſie eindringlich.

Ferrand geſtand es ihr zu, wußte er doch, weshalb ſie es wünſchte: „Ich ſelbſt werde dich hinbringen.“

Bald nachdem ſie ſich getrennt, trat ſie beim Vater ein, zum Ausgehen gerüſtet: „Ich will Tante Agnes lebewohl ſagen.“

So brauchte er ſie nicht aufzufordern, Frau von Martin zu beſuchen.

Das Atelier ſtand offen, als ſie vorüber kam, ſie ging hinein, trat an ſeine Staffelei, an die ihre, räumte ihre umherliegenden Skizzen zuſammen, legte die Farben in den Kaſten; das Bild ließ ſie ſtehen.

„Vielleicht malt er noch etwas daran zum Andenken!“

Dann machte ſie ſich auf den Weg. Sie kam an der Galerie vorüber.

„Nein, nicht dort hinein. Nichts, was daran erinnert.“

Frau von Martin begrüßte ſie liebevoll, ohne Gruß ging Marianne auf ſie zu, ſie reichte ihr die Hand, ſie küßte ſie; als Tante Agnes reden wollte, wehrte ſie ihr.

„Ich weiß, was du ſagen willſt, o ſage es nicht!“ bat ſie flehend. „Ich muß fortgehen, ich will es thun, es iſt ein großes Leid, was ich mit mir nehme. Gebe Gott, daß ich es allein trage. Ich hätte das Lied nie geſungen, man zwang mich ja dazu, aber als ich es ſingen mußte, konnte ich's nicht anders ſingen, und da wußtet ihr alles, was ich mir ſelbſt noch nicht eingeſtanden hatte. O meine Mutter! ich will an ſie denken und an das, was du von ihr geſagt haſt: — erfülle dein Herz mit Geduld, Liebe und Treue — wie ſchwer, wie ſchwer, wenn das Leben ſo harte Wege führt!“

Ueber die bleichen Wangen floſſen Thränen, der Ausdruck des jungen Geſichtes aber war faſt ſteinern.

Als Marianne ſchwieg, rief Frau von Martin aus: „O daß ich euch nicht früher ſehen konnte.“

Das junge Mädchen ſtrich ihr ſanft über die Wangen: „Gute Tante," ſagte es wehmütig lächelnd, „laß mich nur zum Großvater kommen, der wird ſchon zu helfen wiſſen. Es iſt mir gar nicht ſo traurig zu Mute, nur wehe thut es, ſehr wehe. Es iſt, als ſei ein großes Netz über mich ausgebreitet, aus dem ich mich befreien müſſe, jetzt, wo ich nichts mehr für ihn ſein darf!"

Und wieder blickten die Augen ſo ſtarr und teilnahmlos in die Weite.

„Eine Sünde iſt es, jemanden ſo lieb zu haben!" ſagte ſie nach einer Weile.

Frau von Martin ſuchte vergebens nach einem Worte, welches klären und tröſten ſollte, und doch konnte ſie ſich nicht entſchließen, das Urteil und den Troſt auszuſprechen, den man für die bereit hat, welche den Mann liebt, der einer anderen angehört.

Sie konnte nichts von dem ſagen, was ſie ſich vorgenommen, alles verſtummte vor der heiligen Unſchuld dieſer reinen Liebe.

„Leb' wohl, Tante Agnes, ich komme nun nicht mehr hierher. Der Vater bringt mich nach dem Heiligenberg; es thut mir leid, daß er allein bleiben ſoll, aber — ich komme ja wieder zu ihm! O es wird alles gut, dort oben unter den Tannen beim Großvater."

Frau von Martin nahm das Kind der Freundin in ihre Arme; lange hielten ſie ſich umſchlungen, kein Wort wurde mehr geſprochen.

Von hier aus wollte ſie zu Melanie, ſie mußte Abſchied von ihr nehmen, ihr Weggehen ſollte kein Entfliehen ſein; Santen war ja nicht zu Hauſe, er malte dort, wo ſie ſonſt auch war. Mühſam ſtieg ſie die Treppen hinauf, ſchon von weitem hörte ſie das Bellen des Hundes, er war auch der erſte, der ſie begrüßte und zwar ziemlich feindſelig.

„Die gnädige Frau ſchläft noch," hieß es.

Ja das hätte ſie ſich wohl denken können.

Noch war es zu frühe, um den Heimweg anzutreten, ſie wandte ſich nach dem „großen Garten," ſie ging umher auf bekannten und unbekannten Wegen.

Iſt es nicht, als ſei ich heimatlos? dachte ſie.

Sie war ſo müde. Endlich ſchlug die Stunde, zu welcher Santen das Atelier ſtets zu verlaſſen pflegte. Marianne kehrte um. Sie mied die großen Straßen, ſie wollte ihm nicht begegnen. Der Weg dünkte ihr endlos. Nun ſtand ſie vor der Villa, ſie ſchien wie ausgeſtorben; ſie trat durch den Garten ein ins Speiſezimmer. Die Thüre des Ateliers war geöffnet; Santen ſtand vor ſeiner Staffelei, ſie mußte ihn noch einmal ſehen, er bemerkte ſie ja nicht. Als ſie ſich aber dann leiſe zurückziehen wollte, wandte er ſich um und kam erregt auf ſie zu.

„Glauben Sie, ich wäre fortgegangen, ohne Sie geſprochen zu haben? Und wenn Sie bis zum Abend ausgeblieben wären, Sie hätten mich hier gefunden. Ich habe Ihren Vater geſprochen; Sie wollen fort —, wiſſen Sie nicht, daß Sie alles mitnehmen, was mir das Leben lebenswert macht? Ohne Sie, Marianne, bin ich nichts, Sie ſind es, die mich begeiſtert, zu neuer Arbeit anſpornt, Sie ſind es, die mich verſteht und ich brauche Verſtändnis — ich kann dich nicht gehen laſſen."

Er redete wie außer ſich, er faßte ihre Hand, zog die bebende Geſtalt in ſeine Arme, küßte ſie mit Leidenſchaft. Ihre Kraft war gebrochen, ſie ließ es willenlos geſchehen. Dann ſank ſie auf einen Stuhl und es war einen Augenblick ganz ſtill.

Er ſtand noch immer vor ihr, ſie fühlte ſeine brennenden Blicke.

Sie wußte nichts, als daß ſie ihn liebe — grenzenlos, und als ſie die Augen zu ihm erhob, da ſtand's dort zu leſen ſo klar.

„Marianne, nur ein Wort; ſag' mir, einmal nur muß ich es hören, ſag mir, daß du mich lieb haſt —"

„O Edgar, wie ſehr —" ſagte ſie leiſe, indem ſie die Hand auf ſeine Schulter legte, da er nun vor ihr kniete.

Er bedeckte die Hand mit Küſſen.

„Und doch willſt du mich allein laſſen, allein mit ihr, die bethören kann, bezaubern, aber die Liebe des Weibes, wie ſie dem Manne nötig iſt zu ſeinem inwendigen Leben, zu ſeinem äußeren Schaffen, nicht geben kann, weil ſie nur ſich verſteht, nur ſich liebt; du willſt mich allein laſſen mit Melanie?"

„Melanie," ſagte Marianne langſam und dann war's, als käme die ganze Energie, deren ſie fähig war, mit einemmal zurück.

Sie ſprang auf.

In demſelben Augenblick öffnete ſich die Thüre der Veranda und Stimmen, die in ſchneidendem Widerſpruche mit dem eben hier Erlebten ſtanden, wurden vernehmbar.

„Hier werden wir ſie finden, die paſſionierten Künſtler, kommen Sie nur mit, Lieute-

nant Steinbach," rief Melanie, „warum wollen Sie denn nicht eintreten? Edgar, Marianne, ſeht, wen ich gefunden habe!"

Umſonſt blickte ſich Marianne nach der Thüre um. Das Atelier hatte wohl einen Ausgang auf den Flur, dieſer aber war von außen verſchloſſen; nach dem Speiſezimmer ſtand die Thüre offen, man mußte ſie von der Veranda aus ſchon bemerkt haben; ein Entfliehen war unmöglich. So ging ſie denn den Ankommenden entgegen und verſuchte, lächelnd die Gäſte zu bewillkommnen. Melanie blickte ſie verſtört an:

„Was iſt geſchehen — Edgar?" rief ſie und ſtürmte an dem Mädchen vorbei ins Atelier. Dort ſtand ihr Gatte, es war ihm nichts geſchehen, gar nichts — und doch! Warum ſtrömte ihr alles Blut nach dem Herzen, warum blieb ſie an der Thürſchwelle wie feſtgebannt?

Ein wunderbarer Gedanke blitzte in ihr auf.

Zum erſtenmal ſah ſie etwas vor ſich, was nicht greifbar und doch wirklich und ſchrecklich war. Sie fing an zu begreifen, was ein Wort bedeuten konnte, welches ſie, wie oft, lächelnd, ſpielend gebraucht — verlieren! War es möglich, konnte ſie Edgar verlieren und ſah ihn dort vor ſich ſtehen? Ein wilder Schrei entrang ſich ihren Lippen; umſonſt ſtreckte ſie die Arme nach einer Stütze aus; ſie ſchwankte und fiel, und Dunkel umfing ſie.

Draußen auf der Treppe der Veranda ſtand Lieutenant Steinbach, tauſend Entſchuldigungen, tauſend Begrüßungen ungeſchickt ſtammelnd. Marianne glitt wie eine Nachtwandlerin durch den Speiſeſaal auf ihn zu, die Hand hinreichend, als ſie den Schrei hörend ſich umwandte.

Edgar hielt die Bewußtloſe im Arme, totenblaß wie ſie ſelbſt; Marianne nahm die erſtarrten Hände der jungen Frau in die eigenen: Marmorkälte konnte Eiſeskälte nicht erwärmen.

„Tragen wir ſie in mein Zimmer und dann überlaſſen Sie mir die Sorge."

Während dies geſchah, kam Ferrand, der die Gartenpforte offen geſehen, durch dieſe in die Veranda.

Staunend begrüßte er den Lieutenant, der, das Geſchehene erklärend, Abſchied nehmen wollte: „Ich dachte nicht im entfernteſten an die Möglichkeit, Sie hier in Dresden zu treffen, als ich mich plötzlich von Frau Santen anrufen hörte, die trotz aller Gegenreden mich mit hierher nahm. Doch ich muß eilen, ich werde erwartet, meine Frau — ich bin ſeit einigen Tagen verheiratet, befinde mich auf der Hochzeitsreiſe. Es war ein langjähriger Wunſch meiner Mutter, die meine Frau ſchon ſeit ihrer Kindheit kannte, gewiſſermaßen für mich ausgeſucht, ſie gehörte den Kreiſen der haute-finance von Berlin an," brachte er endlich unter Zögern und Stottern hervor.

Ferrand ſchüttelte ihm die Hand, und da er ſah, mit welcher Unruhe der junge Offizier nach der Uhr blickte, geleitete er ihn durch den Garten nach der Straße, indem er die Gartenpforte hinter ihm ſchloß. Als er nach dem Hauſe zurückkehrte, begegnete ihm Santen:

„Ihre Frau fühlt ſich nicht wohl," redete er dieſen an; „iſt ſie beſſer?"

„Ich weiß nicht, ſie iſt mit Marianne," und der Maler ſtürmte an ihm vorüber auf die Straße.

Wieder war Ferrand allein, nicht ohne eine dunkle Ahnung davon zu haben, es müſſe etwas geſchehen ſein, was keiner ausſprechen wollte. Wie er an ſeiner Tochter Zimmer vorbeiging, hörte er dieſe leiſe ſprechen; ſeiner Hilfe bedurfte keines, ſo ging er hinauf in ſein Arbeitszimmer, die Löſung dieſer Rätſel zu erwarten.

Das aber, was Marianne ſprach und er nicht verſtanden, Melanie hatte es ſtürmiſch und ungeduldig verlangt. Es waren die Worte jenes Liedes:

Wär' ich geblieben doch auf meiner Heiden!

Still lag ſie, mit geſchloſſenen Augen lauſchend; auch als Marianne zu Ende war, ſchwieg ſie und ſchaute ſie an: „Du liebſt Edgar, und nicht allein dies, er liebt dich auch! Was bleibt dann noch für mich?"

Thränen liefen die bleichen Wangen herab, und die braunen Rehaugen richteten ſich ſtarr und fragend auf die Freundin: „Muß ich nun fortgehen, zurück zu meinem Vater, oder ins Kloſter?"

„Melanie, wie kommſt du auf ſolche Gedanken?" entgegnete ſanft und leiſe das junge Mädchen. „Du biſt ſeine liebe, kleine Frau, die für ihn ſorgt, die ihm ein ſonniges Heim bereitet, in dem er ſich wohl fühlt, die ihn begeiſtert, wenn er mutlos wird, ihn tröſtet, wenn ſeine Kraft erlahmt, die ihm alles erfüllt, ſich ſelbſt vergißt und nur in ſeinem Glücke lebt, die —"

„Halt ein, halt ein," rief Melanie, die Hände der Sprechenden ergreifend, „das thue ich nicht, das habe ich nie gethan, das kann ich auch nicht thun!" rief ſie tonlos.

Marianne hauchte einen leisen Kuß auf die weiße Stirn der jungen Frau: „Das wirst du aber jetzt thun, mein liebes Herz, du hast deinen Gatten lieb, dann ist dies alles ganz leicht."

„O, es dünkt mir sehr schwer und sehr viel. Marianne, ich fürchte mich vor Edgar. Bleibe du bei uns."

„Ich gehe in mein Tannenheim zum Großvater," entgegnete jene. „Morgen schon, heute noch!"

Fester noch hielt Melanie der Freundin Hand umfaßt, ohne zu sprechen, eine Weile blieben ihre Augen starr und unverwandt auf deren Antlitz haften, dann schlossen sie sich und ein sanfter Schlaf löste alles qualvolle Denken mitleidig auf.

Marianne saß an dem Lager wohl eine Stunde lang, dann löste sie ihre Hand aus den Fingern der Schlafenden; es wurde leise an die Thüre gepocht, Edgar fragte nach Melanie.

„Sie schläft und darf nicht gestört werden," antwortete Marianne, ohne zu öffnen.

So verging eine zweite Stunde. Marianne durchlebte noch einmal alles, was in den letzten Tagen innerlich und äußerlich in ihr Leben getreten; wie sie auch dachte, wie sie auch fühlte, es konnte nicht anders sein, sie mußte gehen, wenn es auch schwer war und immer schwerer wurde mit jedem Augenblicke.

Wieder kam Edgar an die Thüre. Diesmal ging sie hinaus zu ihm; sie stattete Bericht über den Zustand der jungen Frau ab, sie sagte ihm manches von dem, was sie miteinander gesprochen:

„Ich muß gehen, noch heute gehen. Wir müssen frei werden von dem Banne, der unsere Herzen beherrscht, Sie und ich — und nur die Trennung kann diese Freiheit bringen. Aber," fuhr sie sanft und weicher werdend fort, „gerade das, was Sie zu verlieren meinen, wenn ich fort bin, soll uns verbinden; in der Kunst finden wir unsere Freiheit wieder. Das ist der einzige klare Gedanke, den ich zu fassen imstande bin, und so wollen wir scheiden, nicht im Sturme der Gefühle, die uns irre zu führen drohen — in der Klarheit dessen, was uns gemeinsam bleibt, ohne daß es Sünde wird."

„Sie haben recht, Marianne, wie immer. So müssen wir scheiden. Leben Sie wohl!"

Ihre Hand ruhte in der seinen.

„Gehen Sie zu Melanie," sagte sie und verließ ihn, um ihren Vater aufzusuchen.

Am Abend reiste Ferrand mit seiner Tochter ab, in wenig Tagen waren sie am Ziel. Der Fußweg an den Fällen hinauf war für Marianne zu beschwerlich, sie fuhren bis vor das Forsthaus.

Der alte Bollmann, welchen ein Telegramm von der Ankunft benachrichtigt hatte, hob sein Enkelkind aus dem Wagen, prüfend die bleichen Wangen anschauend, kopfschüttelnd die fragenden Blicke auf Ferrand gerichtet.

Gertrud nahm der Heimkehrenden das leichte Handgepäck ab und führte sie in ihr altes Zimmerchen. Auch sie sah „dem Kinde" scheu und ängstlich nach, es schien ihr verändert. Aber niemand wagte zu fragen.

Ferrand blieb nur wenige Tage. Ehe er Abschied nahm, hatte er eine lange Unterredung mit seiner Tochter.

So saßen denn der Großvater und das Enkelkind wieder zusammen unter den Tannen, aber es war nicht mehr wie damals, als es Frühling werden wollte.

Die Sommerglut war gekommen und hatte vernichtet, was nicht Kraft zu widerstehen fand — in der Natur und im Menschenleben.

Marianne hatte ihre Farben und Pinsel ausgepackt und begann fleißig zu malen. Der Großvater freute sich, wenn er seine Tannen wiedererkannte. Gertrud verwunderte sich gebührendermaßen, das war doch noch anders als die Vögel und Blumen und die Sterne in des Fräuleins Zimmer auf weißgetünchter Wand.

„Das ist's also, was du draußen in der Welt gelernt?" fragte er Mariannen.

Sie stand auf.

„Laß uns hineingehen in den tiefen Wald, Großvater, ich will dir's sagen."

Sie faßte seine Hand, wie sie's als kleines Kind gethan und als sie dort zwischen den schlanken Edeltannen gingen, begann sie zu erzählen von Santen, von Melanie, von dem Tage in der Mühle und von dem Liede bei der Tante.

„Wär' ich geblieben doch auf meiner Heiden,
Dann hätt' ich nichts gespürt von all dem Leiden,"

sagte sie leise. „Und doch, Großvater," fuhr sie fort, plötzlich stehen bleibend und ihn mit blitzenden Augen ansehend, „dünkt es dir nicht ungerecht, auf ein Glück verzichten zu müssen, welches einem eigentlich gehört? Hat nicht jeder Mensch, einer wie der andere, ein Recht auf Glück, auf Liebe; weshalb muß ich hergeben, was mein gehört, weil eine andere es sich angeeignet hat?

Warum darf ich nicht ſagen: verlaß dieſen Platz, es iſt der meine. Warum muß Edgar mich vergeſſen, warum muß ich ihn vergeſſen, wenn wir edel und gut ſein wollen? O wie oft habe ich gedacht — hinweg mit allen dieſen von Menſchen feſtgeſetzten Begriffen, ich will beſitzen, was mein gehört! Dann freilich ſah ich dich vor mir ſtehen und du ſchütteltest den Kopf und winktest mir mit ernſtem Blicke hinweg. O ich ſcheue das Leid nicht; ich bin jung und kann damit kämpfen, und ich habe die Kunſt, die kann mich freimachen. Ich muß lernen und fleißig ſein, der Vater hat es mir verſprechen müſſen, daß er im Winter mit mir nach München geht, und wenn ich dann einmal ſo ſchöne Bilder male wie er — ſie hielt einen Augenblick inne — dann kann ich wieder ganz glücklich ſein." Der Großvater ſchüttelte ungläubig den Kopf: „Mein Kind," begann er langſam und feierlich, „die Kunſt iſt etwas Schönes und Herrliches, aber ein anderes iſt es, was dich allein vom Leide freimachen kann, weißt du nicht, was das iſt? Mir würde keine Kunſt der Welt geholfen haben, mein einſam Leben, aus dem alles genommen iſt, was Freude und Glück darin war, weiter zu führen, wenn ich nicht die Kunſt gelernt hätte, es zu des großen Gottes Ehre zu leben, der es mir ſo geſchenkt hat wie es iſt. Haſt du daran noch nicht gedacht?" Da fiel Marianne dem Großvater um den Hals: „Ja, Großvater, ich wußte, daß ich bei dir das Rechte finden würde für Herz und Verſtand. So will ich denn ſtill ſein und hilf du mir, daß ich es einſt vermag, all mein Lieben und mein Können, mein Wollen und Mögen dem großen Gott anheimzuſtellen, dann kann ich auch vielleicht wie du mein Leben zu Ende bringen zu Gottes Ehre."

* * *

Mehrere Jahre ſind vergangen. Ferrand lebt mit ſeiner Tochter in München, wo Marianne ernſte Studien gemacht hat. Mit raſtloſer Energie und eiſernem Fleiße arbeitet ſie. Man beglückwünſcht den Vater zu dem Talente der Tochter. Er hat nur ein wehmütiges Lächeln zur Antwort. Keiner begreift den teilnahmloſen Mann. Keiner weiß, daß ſein Herz trauert um das friſche, fröhliche Kind, das er vor nicht ſo langer Zeit vom Heiligenberg geholt hatte, wenn er jetzt die ernſte, bleiche Jungfrau unermüdlich arbeiten ſieht und ihm der feſt geſchloſſene Mund und der tiefe Ernſt auf ihrer Stirne von neuem auffällt. Es iſt des Morgens früh. Marianne bereitet den Thee am Frühſtückstiſche, ihr Vater tritt ein, Zeitungen und Briefe in der Hand, auch für ſie ſind zwei dabei.

„Von Tante Agnes," ruft ſie erfreut, und legt das zweite Couvert weg. Erſt nachdem ſie manches aus Frau von Martins Schreiben dem Vater vorgeleſen, öffnet ſie den anderen Brief. Zwei Blätter entfielen demſelben, das eine davon war ſorglich in ein kleines Couvert gelegt.

„Von Lieutenant Steinbach," ſagt Marianne erſtaunt, doch je weiter ſie lieſt, um ſo mehr ſcheint der Inhalt ſie zu bewegen.

Langſam fallen Thränen aus ihren Augen, ohne zu reden, gibt ſie den Brief Ferrand, nun das andere Schreiben zur Hand nehmend.

Sie öffnet es nicht gleich. Sie blickt vor ſich hin, als ſähe ſie Geſtalten aus weiter Ferne erſtehen und vor ſie hintreten. Vorſichtig legt ſie dann das Blatt auseinander, leiſe ſtreicht ſie darüber hin, es waren nicht viel Worte, die Handſchrift unſicher und ſchwach. Dies war zu leſen:

— „Marianne! Einen letzten Gruß und eine letzte Bitte. Ich weiß, daß du ſie erfüllen wirſt; drum kann ich ruhig ſterben. Steinbach ſagt dir, was zu ſchreiben ich nicht die Kraft habe. Das Kind heißt Marianne wie du, möge es dir ähnlich werden. Edgar."

Ferrand blickt die Tochter an, als er den Brief zu Ende geleſen:

„Melanie elend umgekommen, nachdem ſie um des Spieles willen Mann und Kind vernachläſſigt, Santen geſtorben am römiſchen Fieber oder wahrſcheinlich an fieberhaftem Ueberarbeiten, während der gute Lieutenant mit ſeiner reichen Frau in ſüßem Nichtsthun proſperiert. Das iſt was ſie Leben nennen! Und du, mein Kind, was haſt du beſchloſſen?"

„Kannſt du fragen, mein Vater," entgegnete Marianne mit einem wunderbaren Leuchten in den Augen.

„Aber deine Kunſt," wollte Ferrand einwenden.

„War ſein Vermächtnis, wie es nun ſein Kind iſt. Laß mich an der kleinen Marianne gut machen, was das Leben Schweres für ihren Vater brachte."

Ferrand küßte die gerötete Wange ſeiner Tochter:

„Die Liebe iſt eine gewaltige Macht. Für das Weib iſt ſie das Verhängnis oder die Erlöſung."

Frühlingsboten.

Von

L. Baldamus.

Drüben im „dunklen“ Erdteile — der gar nicht so dunkel ist, wie das modische Epitheton vermuten läßt — ging es kurz nach Neujahr auf den meteorologischen Stationen der befiederten Astronomen gar lebendig zu. Das war ein Regen und Rühren, ein Plauschen und Plaudern, ein Jauchzen und Jubilieren, wie es selbst in der sanguinischen Vogelwelt nur ein großfrohes Ereignis zu erzeugen vermag. Und ein solches hatte sich allerdings für die Wintergäste des vasten Erdteiles vor kurzem zugetragen: die Lebensweckerin alles Irdischen, die liebe Sonne, schritt zusehends dem Norden zu, um ihm den schönen Frühling zu bringen. Den Frühling! Weißt du, o Mensch, was dies offenbar der Vogelsprache entstammende Wort für die außertropische Vogelwelt bedeutet? Diesseits und jenseits der Wendekreise: Frühling ist Grünen und Blühen und Duften, ist Dichten und Singen und Jubeln, ist Heimat, Liebe, Mutterlust und Mutterlast, ist alles, was das Vogelherz Größtes und Herrlichstes in sich faßt. Und nun gar Frühlingsahnung!

Zuerst war sie über die Wintergäste des Südens gekommen. Im Kaplande, an den schönen freien Ufern des Oranje und Limpopo, rings um den Ngamisee begann es allmählich kühler zu werden — die Sonnenstrahlen fielen schräg und schräger. Bald merken's auch die anderen, die weiter nördlich Winternden, daß die Sonne auf der Fahrt nach dem Norden ist, nach ihrem Heim. Und hätten sie es noch nicht gemerkt, die Gäste der großen Seen und der großen und kleinen Flüsse des kompaktesten aller Erdteile: ihre südlicheren Genossen erinnern sie um so lebhafter daran.

Vieltausendstimmig ertönt in der Morgenfrühe ihr Mahnruf. Am Congo, am Niger und am hundertarmigen Nil. „Wißt ihr's nicht? Ahnt ihr's nicht, ihr Träumer? Der Frühling hat seine Wanderschaft angetreten! Er zieht

mit der Sonne nach Norden! Nach Norden in unſere Heimat! Auf! erwacht, macht Platz, rückt weiter, ihr Glücklichen, die ihr vor uns ſein Nahen verkündigen dürft! Und grüßet, grüßet unſer geſegnetes, ſeliges Daheim! Bald ziehen wir jubelnd euch nach! Ade, ade, und vorwärts!“

Und am Tage und am Abend und in der Nacht wird es lebendig über dem dunklen Erdteile. An ſeinen rieſigen Waſſerſtraßen entlang eilt alles nach Weſten und Norden, was in dem buchten- und bildungenreichen Europa ſeine Heimat weiß — immer neue und ungezählte Scharen rücken nach — rücken weiter bis zur langgeſtreckten Nordküſte Afrikas.

„Sie kommen, ſie ſind da — jubelte ein junger Feldlerchenherr, der mit den Seinen zwiſchen Senegal und Gambia überwintert hatte und vor einigen Tagen nach Tuneſien vorgerückt war, ſeinem Bräutchen zu — ſie ſind da und nun geht's fort über das blaue Meer!“

„Und dann — dort —“

„Und dann?“ wiſperte verſchämt die ſchlanke, junge Braut.

„Du weißt es ja, du meine ſüße, herzige Liebe! Nach unſerer trauten deutſchen Heimat geht es — und dann — dort gründen wir unſeren glücklichen, unſeren erſehnten Hausſtand. Ha, welche Wonne, wenn wir über der grünenden, blühenden Wieſe ſchweben werden, deren zartes Laubdach die Wiege unſerer Kinder —“

„O ſinge mir das ſchöne Lied,“ unterbrach die glückliche Braut und lehnte ihr Köpfchen an die Schulter des Geliebten, ſinge mir das reizende Lied vom ‚grünen Wieſenplan‘ das du neulich gedichtet haſt, o Lieber.“

„Ach ja, Herr von Alauda, ‚Tirili, tirila, nun ſind wir wieder da‘ bitte recht ſehr! Sie ſingen es ja ſchon recht leidlich, Verehrteſter! Und drüben wird es noch ſehr viel beſſer gehen! Hm! Und was ich ferner bemerken möchte: ſehr viel beſſer klingt es doch, als das eintönige, geſchmackloſe Geleier der Wüſtenlerchen hier herum, eurer ſand- und lehmfarbigen Vetterſchaft. Aber natürlich, ſehr natürlich! Denn wie wir Lateiner ſagen: Quale vinum, tale latinum! Dieſe jämmerlichen Sand- und Steinwüſten, und unſer herrliches Wald- und Wieſengrün; dieſes brackige Lagunenwaſſer und unſere klaren kühlen Quellenbäche, dieſe rieſigen hartgepanzerten Käfer, Schnecken und —“

„Ah! unsere verehrte Gutsherrschaft," unterbrach sich Herr Sprehe-Star diesmal selber.

Bevor wir jedoch diese großen Respektspersonen dem freundlichen Leser vorzustellen die Ehre haben, müssen wir wohl die Anwesenheit des redseligen Herrn Sprehe-Star in Tunesien erklären. Der merkwürdige Kauz war, vor fünf Jahren, vorzeitig seinem Häuschen entschlüpft — am 30. Mai war's — und ins nasse Gras gefallen. Dort hatte den durchnäßten, frostzitternden Nestling ein Knabe gefunden und seinem Vater gebracht, der ihn zwischen Rock und Weste erwärmt und getrocknet hatte. Nach kaum einer Stunde mundeten ihm ein Dutzend Mehlwürmer ganz vortrefflich,

und von Stund' ab zeigte er eine rührende Anhänglichkeit an seinen Wohlthäter, der ihn frei in Haus und Garten umherfliegen und mit den letzten Nachzüglern gen Süden ziehen ließ. Herr Star, der seinen ersten Winter in Süditalien und Sizilien zugebracht und daselbst den Namen eines Sign. Stornello geführt hatte, war im nächsten Februar zu seinem Retter zurückgekehrt, besuchte dann in den nächsten Wintern unter dem Namen Mr. d'Etourneau die herrliche Riviera, die Ahnen des Herrn Gambetta und Südfrankreich, dann Spanien und Portugal und war in diesem Winter als Berichterstatter und Interviewer nach Tunis gegangen.

Was nun Herrn Stars „verehrte Gutsherrschaft" anlangt, so hatte sich diese soeben aus einer größeren Gesellschaft „der Gesellschaft", welche in unnahbarer Höhe ihre Kreise zog, in Doppelschraubenwindung ganz in der Nähe unserer kleinen Bekannten nieder- und herabgelassen. Diese aber wußten sehr gut, daß die großen Leute den Zank und Streit der kleinen zu benutzen pflegen, um beide Teile zur gerechten Strafe und im Namen des Naturgesetzes zu verschlucken. Diesmal geschah dies nun zwar nicht. Einmal, weil Herr Star zwar ungewöhnlich laut und deutlich gesprochen, aber doch ganz friedlich und keineswegs aggressiv; es handelte sich ja in der Fremde auch nicht um Wahlen! Dann aber auch, weil zur Zeit ein erkleclicher Reptilienfond in Tunesien vorhanden, welcher den Schlund der Herrschaften bei weitem glatter passierte, als das Federvolk. Endlich — wir müssen den hochbeinigen und langschnäbeligen Borussen, welche nur durch das Rot der eben bezeichneten Extremitäten sich als Angehörige des Deutschen Reiches dokumentieren, Gerechtig-

keit widerfahren laſſen — endlich freute ſich doch das gutsherrliche Ehepaar ſichtlich des Zuſammentreffens mit ihren heimatlichen Hinterſaſſen in der Fremde, wenn es auch daheim die nötige geſellſchaftliche Reſerve beobachten mußte.

Das geht nun einmal ſo in der lieben Vogelwelt!

„Auch bereits zur Reiſe gerüſtet?“ ſchnarrte Herr von Klapperſtorch-Weißenſtein herablaſſenden Tones.

„Freut mich ſehr, Sie hier verſammelt zu finden,“ fügte, das ‚ſehr‘ offenbar bereuend, die ſpitznaſige Frau Gemahlin hinzu, und reichte dem Größten unter den Kleinen die äußerſte Spitze des Mittelzehes zum Gruß.

Herr Sprehe-Star ſetzte ſich eben in Poſitur — und das verſtand er gründlich — um in eine Flut von Dank- und Ergebenheitsverſicherungen unterzutauchen, als Herr von Klapperſtorch den langen Schnabel öffnete.

„In 14 Tagen iſt Petri Stuhlfeier. Da erwartet uns unſer liebes Schwaben. Noblesse oblige! Fertig alſo, wer unter unſerer Protektion reiſen will!“

„Sehr gnädig,“ ſtammelten hochbeglückt Herr Star und der Lerchenjüngling. „Wir erwarten nur noch,“ ſetzte dieſer hinzu, „unſere Verwandten und Reiſegefährten, Heidelerches, Wieſenpiepers.“ — „Ja und Hausrötlings und Wippſtärts,“ fiel Star ein, „die übrigens, wie uns ſoeben der Sahara-Fernſprecher Stephans meldet, ſamt den Fitiſſen der gelben und braunen Linie, noch heute eintreffen werden.“ — —

Wer zählt die Myriaden ſehnſüchtiger Vogelherzen, welche am Abende dieſes Tages der Heimat entgegenklopfen! Der ganze weite Strand von Tanger bis Suez iſt bedeckt von Scharen, groß und klein, welche die erſten ſein wollen, drüben jenſeits des Mittelmeeres den nahenden Lenz zu verkündigen, und ihre altgewohnte oder neu zu erkämpfende Heimſtätte zu gewinnen! Wie fernes Gewitterrollen klingt es bei den erſten Flügelſchlägen.

Auf! Empor! Hinüber! Nur drüben blühen Lenz und Liebe!

Drüben aber im ſchönen Schwabenlande war der Vorfrühling diesmal ſchon recht früh eingezogen: ſchon einen oder zwei Tage vor Petri Stuhlfeier. Mit den Schneeglöckchen und Schneetropfen und den goldgelben Chriſtwurzröschen waren die Vorpoſten der Feldlerchen und Stare, mit den blauen Märzblümchen und den Lerchenſporntrauben Heidelerchen und Wieſenpieper den bedächtigen Störchen vorangeeilt.

Ein altes, kleines, ſauberes Städtchen mitten in Schwaben und in ſproſſendem Wieſen- und Gartengrün. Und darin eine alte Kirche mit altem, geräumigen Turme, und gegenüber das alte gotiſche Rathaus mit geräumigem Keller, und über dem Ganzen die helle, warme, wohlige Sonne von Petri Stuhlfeier. Das war ein Sonnenſchein, wie ihn Robert Reinick geſchildert hat. Durch alle Thüren und Fenſter drang er und ſtahl ſich in alle Herzen hinein. Zumal auf die hohen hellen Fenſter der Schulſtuben hatte er's abgeſehen, daß ſie wie von ſelber aufſprangen. Und die Buben und die Mädchen ſpringen auf und ſtürzen hinaus auf Straße und Markt — und die Lehrer hinterher. Selbſt in das enge dunkle Herrenſtüble des Ratskellers drängt er ſich hinein und ſchürzt und ſchürt und ſchärft den Alltagsdurſt der ehrſamen Bürger beim Frühſchoppen. Aber ſein Meiſterſtück führt er doch im Turmſtüble des alten Stadtpfeifers aus. Der lugt am Südfenſter ins Himmelblau; am weſtlichen ſtehen zwei, die ſollen und wollen nach Weſten ſchauen — und ſie thun's auch wirklich einmal — und: „Vater, die Trompete! Sie ſind da! Da ſind ſie!“ jubeln die zwei und blicken ſich glückſelig in die Augen. Schon hat der Alte die Trompete an die welken Lippen gepreßt, da reichte er ſie dem jungen braunlockigen Manne: „Nein, ich kann doch nicht Abſchied blaſen! Der Ton möchte zittern vor Wehmut, heute, wo ich zum fünfzigſten Male — hier, nimm hin, mein braver Sohn! Zum Anblaſen unſerer lieben Störche gehören freie Lungen und feſte Lippen!“

Drunten aber in den ſonnigen Straßen hatte man die wohlbekannten Töne vernommen und in die Häuſer waren ſie eingedrungen, und jubelnd ſtürzte jung und alt hinaus in den Sonnenſchein auf Markt und Straße: „Der Storch iſt kommen! Der Storch iſt da! Unſere Störche! Willkommen, willkommen!“

Ueber allem Sang und Jubel hatten die Leute gar nicht bemerkt, daß die luſtige Trompetenfanfare heute ſo ganz anders klang. Das war ein friſcher, feſter, fröhlicher Ton und der doch ſo ganz eigen vibrierte.

Droben auf dem Kirchdache hatte ſich inzwiſchen das gefeierte Paar niedergelaſſen, um von hier aus mit würdiger Beſcheidenheit die Huldigungen der guten Heimatſtadt entgegenzunehmen, welche ihm reichlich dargebracht wurden.

„Voyez Madame“, ſagte Herr von Storch, der noch immer bei feierlichen Gelegenheiten einige franzöſiſche Brocken als zur Repräſentation gehörig betrachtete. „Sehen ſie nur, Frau Gemahlin, wie uns unſere gute Heimatſtadt ehrt mit Sang und Klang! Der Empfang unſerer braven lieben Landsleute läßt ma foi nichts zu wünſchen. Drücken wir ihnen denn in gewohnter würdiger Weiſe unſern Dank für ſolches Willkommen aus, indem wir ihnen ein richtiges Storchenduett klappern!“

„Ich danke, Herr Gemahl,“ erwiderte Frau von Storch etwas pikiert, „ich danke! Klappere du nur allein!“

„Aber Frau, was haſt du? Was ſoll ich von dir denken?“ fragte der Herr Gemahl, der ſofort aus dem ‚Geſellſchaftstone‘ fiel, wenn ſeine Frau Gemahlin übler Laune war. „Iſt das eine Frühlingsſtimmung, wie wir ſie doch heute ganz beſonders empfinden müſſen, da wir —“

„Frühlingsſtimmung?“ unterbrach die Gattin. „Woher ſoll ſie mir kommen? Stehen wir nicht ſchon eine halbe Stunde lang auf dieſem langweiligen Kirchendache, und haſt du dich auch nur einmal nach unſerem Hauſe umgeſehen? haſt du —“

„Ei potz! Nein, ich will meiner Würde nichts vergeben. Aber galt ihm denn nicht unſer erſter Blick, als wir im goldenen Sonnenſchein unſere Kreiſe über dieſer Stadt zogen?“

„So? Nun, ich habe nichts von dieſem Blicke bemerkt.“

„Aber, liebe Frau!“

„Ja, ja! Deine Blicke galten nicht der Wiege unſerer Nachkommen, die doch jedenfalls der Ausbeſſerung bedarf. Sie galten —“

„Nun, Madame, ſie galten?“

„Thue nur nicht ſo unſchuldig! Ich hab's wohl bemerkt, ſie galten, ja, ja, ſie gelten — denn eben blickſt du wieder nach ihr — der ſchmucken Türmertochter galten und gelten ſie! Lache nur nicht, du Treuloſer!“ rief ſchluchzend die arme Frau.

Und leider hatte ſie recht, die arme Frau. Ihr Herr Gemahl blickte noch eben mit ſichtlichem Wohlgefallen auf die ſchmucke blonde Dirne hinab, welche in freudiger Erregung dem Ratskeller zuſchritt, um den althergebrachten Labetrunk für ihren Vater in Empfang zu nehmen, mit welchem die Stadt die Verkündigung des Storcheneinzuges lohnte. Auch weidlich gelacht hatte Herr von Storch trotz des Schluchzens ſeiner armen Frau; auch dies müſſen wir leider beſtätigen. Dann aber hatte er das linke Bein unter die Federn gezogen, wie er ſtets zu thun pflegt, wenn er Gehirn oder Schnabel in ernſte Thätigkeit zu ſetzen vorhat, und der armen Frau eine Geſchichte erzählt, welche ſie vollſtändig beruhigte.

Eine Frühlingsblume nach der andern hatte ſich entfaltet, den ſelten ſchönen März und die erſte Hälfte des April hindurch. Den Veilchen, Primeln und Anemonen war die Sippe der Ranunkeln gefolgt. Im Garten blühten Narciſſen, Hyacinthen und Frühtulpen. Und mit jeder neuen Blüte, mit jedem neuen Dufte zogen auch neue Klänge durch die laue feuchte Lenzluft. Die große Mehrzahl der Sänger — und unter ihnen mancher Virtuoſe erſten Ranges — war bereits von Strich und Zug heimgekehrt und vereinigte ſich mit dem zurückgebliebenen Stamme des Frühlingsorcheſters zu den täglichen Proben für die große Lenzkantate, welche am 10. Mai ihrer Generalprobe entgegenſah und am 12. des Wonnemondes zur Aufführung kommen ſollte. Früher war dieſe trotz des zeitigen Lenzes nicht wohl zu ermöglichen; denn einige Hauptſoliſten des gefiederten Orcheſters ſind von Natur ſo zartbeſaitet, daß ſie jedes rauhe Lüftchen ſcheuen, oder vielmehr ſo verwöhnt, daß ſie nun einmal vor dem 8. Mai nicht eintreffen, oder doch nicht bei Stimme ſind.“

„Einen ganzen Korb voll Neuigkeiten, liebe Frau,“ klapperte Herr von Storch ſeiner Gattin zu, welche bereits ſeit einigen Tagen auf vier großen weißen Eiern ſaß und von der Zukunft ihrer Kinder träumte. „Zunächſt aber laß mich dein Frühſtück auspacken, meine Teure! Diesmal iſt es nicht ſo übel und wird, hoffe ich, deinen Appetit reizen. Ich ſehe, du haſt da noch die drei Taufröſche vor dir liegen. Auch die fette Ringelnatter haſt du nicht angerührt. Nun, was ſagſt du zu dieſem Häschen und dieſem dreitägigen Entchen? Mit dieſer Karauſche nimm dich ein wenig in acht, von wegen der Stachelfloſſen, du weißt ja!“ Unter ſolchen Reden hatte der fürſorgliche Gatte all die Herrlichkeiten vor der Gattin ausgebreitet und mit einigen blauen Sumpf-Vergißmeinnichtzweigen und Maiblümchen zierlich bekränzt.

„Es ſind die erſten; ich habe ſie am Waldrande für dich gepflückt, meine Teure,“ fuhr der galante Gatte fort, indem er der Teuren einige der Maiblumen über die Naſe hielt.

„Und nun meine Neuigkeiten! Alſo erſtens: übermorgen iſt Polterabend droben auf dem Turme. Der junge Trompeter hat kurz nach Petri Stuhlfeier das Patent als zünftiger Stadtmuſikus ausgeſtellt erhalten. Die Väter der Stadt haben die ſchmetternde Anzeige unſerer Ankunft nach Gebühr zu würdigen verſtanden. Am ſelben Tage natürlich ſtille Verlobung der blonden Babette mit dem braunlockigen Künſtler, aber doch nicht ſo ſtill, daß Tauben, Dohlen und Segler, welche den alten Turm bewohnen, nichts davon bemerkt hätten, und da die drei ungefiederten Turmbewohner den gefiederten ſtets freundlich geſinnt waren, ſo machte Frau Dohle den Vorſchlag, die ganze geflügelte Stadtmuſik aufzufordern, den Hochzeitstag durch ein großes Konzert zu feiern. Frau Dohle ſprach wie gewöhnlich ſo beredt und wußte ihre Rede mit ihren waſſerblauen Augen ſo eindringlich zu begleiten, daß ihr Vorſchlag allgemeine, und ich kann wohl ſagen freudige Zuſtimmung fand.

„Und ſo iſt denn morgen die erſte Probe im Buſchgarten der Wirtſchaft zur Neckartraube, woſelbſt das Hochzeitsfeſt gefeiert werden ſoll, anberaumt worden. Auch ich habe auf Anſuchen des Komponiſten, welcher die geiſtreiche Anſicht ausſprach, die Klapper habe das gleiche Anrecht auf muſikaliſch-tiefſinnige Verwendung, als z. B. Peitſche und Becken, und beſonders bei Hochzeitsmärſchen auch eine tief ſinnige Bedeutung. Ja, meine Liebe, unſer Inſtrument kommt noch zu Ehren! Ich werde es aber auch tüchtig üben, um den beabſichtigten Effekt nicht abzuſchwächen.“

„Hörſt du? die andern üben gleichfalls! Ah, Herr Nachtigall! Er iſt doch der Meiſter, der unübertroffene, unübertreffliche! Und dort das prächtige Grasmückentrio! Und hier unter uns im Stadtgraben der Sumpf- oder Gartenſpötter — und über der Wieſe die Feldlerche — und am Waldhange die Heidelerche — und Singdroſſel und Amſel und — — O, da muß ich auch einſtimmen.“

Und Kopf und Schnabel auf den Rücken ſtemmend, klapperte Herr von Storch ein begeiſtertes Solo, das ebenſo deutlich, wenn auch weniger melodiſch, als die übrigen Sänger, den Lenz und die Liebe und das Leben, das Wonneleben des Grünens, Blühens und Singens der Natur zu preiſen verſtand.

Zur Zeitgeschichte.

Vereinswesen.

Die erste Generalversammlung des Deutschen Kolonialvereins tagte am 5. Januar in Frankfurt a. M. Der Präsident, Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, wies darauf hin, daß zwei Unternehmungen den Vorstand in erster Linie beschäftigten, der Plan Hasses zu einer Erschließung Paraguays im Interesse der deutschen Volkswirtschaft und die deutschen Templerkolonieen in Syrien. Der Verein gedenkt diesen ersten, wirklich deutsch gebliebenen Kolonieen, denen die Mittel zu rascherer Entwickelung fehlen, durch ein im Heimatlande aufzubringendes Darlehen unter die Arme zu greifen.

Die Begründung eines Westdeutschen Kanalvereins fand am 5. Januar in Münster statt. Ehrenpräsident: von Hagemeister, Oberpräsident: von Westphalen, Vorsitzender: Dr. Natorp in Essen.

Theater und Musik.

Der Zigeunerbaron ist der Titel einer komischen Oper, die Strauß gegenwärtig komponiert und deren Libretto, von Maurus Jokai verfaßt, eine historische Anekdote aus der Geschichte Wiens zum Gegenstande hat.

„Der Richter von Zalamea" als Oper ist in Guvers (Belgien) über die Bühne gegangen. Verfasser des Textbuches sind Armand Silvestre und Detroyat, die der Erfolg des Calderonschen Stückes in Deutschland zu ihrer Arbeit veranlaßt hat. Die Musik komponierte der Belgier Benjamin Godard.

„Der Mohr des Zaren" von Rich. Voß hat, wie seinerzeit in München, auch im Stadttheater zu Hamburg eine sehr beifällige Aufnahme gefunden.

Der Fürst Nikita von Montenegro hat ein dreiaktiges Drama: „Die Balkankaiserin" verfaßt.

Im Breslauer Stadttheater errang am 10. Januar „Penelope" ein vieraktiges Lustspiel von Oskar Justinus, einen vollen Erfolg. Die Kritik rühmt einstimmig das Fesselnde der in den Freiheitskriegen sich abspielenden Handlung und die Feinheit der Diction.

Zur Säkularfeier der ersten Aufführung von Schillers „Fiesco" in Mannheim ist in Mannheim und Leipzig das Trauerspiel in der Fassung, die es vor hundert Jahren hatte, zur Aufführung gebracht worden.

Flotows nachgelassene Oper: „Der Graf von St. Megrin" ist bei ihrer ersten Aufführung in Köln sehr freundlich aufgenommen worden. Die Musik ist durchweg melodisch.

Oskar Blumenthals Probepfeil ist auch am Lobetheater in Breslau und am Frankfurter Stadttheater mit entschiedenem Erfolg gegeben worden. Die Kritik rühmt die feine Intrigue und den von Kalauern nirgends beeinträchtigten geistreichen Dialog.

Kapellmeister Otto Drache in Dresden wurde zum Musikdirektor am königl. Hoftheater daselbst ernannt.

Therese Malten, Königl. Kammersängerin in Dresden, erhielt vom Herzog von Sachsen-Altenburg die goldene Verdienstmedaille für Kunst und Wissenschaft.

Josephine Gallmeyer, unter dem Namen: „die fesche Pepi" der Liebling der Wiener und überhaupt aller, welche sich an dem ursprünglichen und genialen Humor dieses weiblichen Komikers irgend einmal ergötzen durften, ist am 3. Februar in Wien einer schweren, unheilbaren Krankheit erlegen, die bereits 1882 von Professor Albert als Neubildung in der Beckenhöhle diagnosticrt wurde. Josephine hatte gewünscht, ohne Sang und Klang in einem Massengrabe beerdigt zu werden wie — eine Bettlerin, als welche sie, was ihre Hinterlassenschaft betrifft, freilich auch gestorben ist. Ihre Freunde haben indessen diese Verfügung umgestoßen und ihr am 5. Februar ein schlichtes, aber an Ehren reiches Begräbnis bereitet. Ernestine Wegner und Pepi Gallmeyer, die populärsten Vertreterinnen nord- und süddeutschen Humores, beide tot, dahingerafft im besten Lebensalter, im Zenith ihres künstlerischen Ruhmes. Fürwahr, da hat Herr Mors einen raffinierten Geschmack bewiesen und eine ganze Welt voll Lust, Leben und sprühender Laune mit zwei Sensenstrichen hingemäht. „Aus is" wie der Titel einer hübschen Novelle von Josephine Gallmeyer lautet. —

Kunst und Denkmale.

Ed. v. Gebhards religiöses Historienbild: „Waschung des Leichnams Christi", früher unter dem Titel: Pietà bekannt, ist von der Verwaltung der königl. Gemäldegalerie in Dresden angekauft worden.

Die Erbauung eines Kunsthauses in Darmstadt ist vom dortigen Kunstverein endgültig beschlossen worden.

Der berühmte Kupferstecher Prof. Rud. Stang in Düsseldorf ist nach Amsterdam berufen, um dort eine neue Kupferstechschule zu begründen.

Robert Volkmann soll ein Grabdenkmal erhalten; es hat sich zu diesem Zwecke in Budapest ein Komitee gebildet, das Beiträge unter der Adresse Herrn Gustav Fuchs, V. Adlergasse 23, Budapest, entgegennimmt.

Dr. Schliemann befindet sich zur Zeit in Marathon, um einen in der Mitte der Ebene gelegenen Hügel aufzudecken, er vermutet in demselben ein Grabdenkmal zu Ehren der Gefallenen. Die griechische archäologische Gesellschaft beabsichtigt, in diesem Jahre Ausgrabungen im Eleusinischen Cerestempel, und in Epidaurus, wo dem Äskleplos ein Heiligtum erbaut war, vorzunehmen und den Meeresgrund der historischen Bucht von Salamis untersuchen zu lassen.

Feste.

In Heidelberg trifft man schon jetzt Vorbereitungen zu dem 500jährigen Jubiläum der Universität, welches im Spätsommer 1886 gefeiert werden wird. Aus Staatsmitteln werden zu der Feier allein 160 000 Mark bewilligt werden. U. a. beabsichtigt man auch die Herausgabe einer Sammlung von Urkunden, die sich auf

die Geschichte der Universität beziehen und eines Verzeichnisses aller Professoren und Studenten, die mit der Universität als Lehrer oder Hörer in Verbindung standen.

Die Stadt Leipzig hat sich bereit erklärt, für das daselbst abzuhaltende 8. deutsche Bundesschießen nicht allein den Festplatz darzubieten, sondern auch einen Garantiefond von 170 000 Mark zur Deckung der Kosten aus Stadtmitteln aufzubringen.

Die neuerbaute Stadthalle in Mainz, die zweitgrößte Deutschlands, ist am 5. Januar feierlich eingeweiht worden. Dieselbe erhebt sich im italienischen Renaissancestil in unmittelbarer Nähe des Rheines und faßt 3800 Personen.

Die Zwinglifeier in Kappel bei Zürich am 6 Januar nahm einen sehr würdigen Verlauf. Am Zwinglistein ermahnte Pfarrer Egg in zündender Rede die verschiedenen Konfessionen zur Eintracht.

Der Festzug nach dem Pantheon in Rom als eine Kundgebung nationaler Dankbarkeit für Viktor Emanuel und sein Werk, fand am 9. Januar unter Beteiligung von 25 000 Personen mit 1500 Fahnen und 80 Musikkapellen statt. Die Feier verlief programmmäßig.

Das 50jährige Stiftungsfest des Wissenschaftlichen Centralvereins und der von diesem gestifteten Humboldt-Akademie hat am 26. Januar in Berlin stattgefunden.

Bücherwesen.

Max Nordaus Schrift: „Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit" ist in Wien wegen Beleidigung des Kaiserhauses und verschiedener anderer Delikte konfisziert und von der Censur in Oesterreich verboten worden.

Aus der Feder der Königin von England ist ein neues Buch hervorgegangen, betitelt: „Einige Blätter mehr aus dem Tagebuche über ein Leben in den Hochlanden von 1862 bis 1882", ein Nachtrag zu ihrem vor 15 Jahren veröffentlichtem Tagebuche. Eine Volksausgabe mit zahlreichen Illustrationen und Porträts ist in Vorbereitung.

In diesen Tagen erscheint ein neues Buch von Busch über den **Fürsten Bismark**, das interessante Enthüllungen aus dem Leben des großen Staatsmannes enthalten wird.

Witterungsverhältnisse.

Der Meteorolog Reis in Göttingen macht uns für die nächste Zeit schlechte Aussichten. Nach seiner Annahme folgt den milden Wintermonaten dieses Jahrs wahrscheinlich im März ein Nachwinter mit Schnee.

Verbrechen.

Ein Raubmörder, der sich ein Gewerbe daraus machte, Mädchen unter Heiratsvorspiegelungen an sich zu locken und sie dann meuchlings zu ermorden, um sich in den Besitz ihrer Ersparnisse zu setzen, ist in der Person eines gewissen Hugo Schenk von der Wiener Polizei entdeckt worden. Es ist bereits erwiesen, daß der Verbrecher seit 1879 vier Mädchen umgebracht hat. Auch der Bruder Schenks und der Maschinenschlosser Schlossarek, die den Mörder bei seinen Bluthaten unterstützten, sind mit demselben verhaftet worden.

Ein großer Postdiebstahl wird aus Budapest gemeldet. An dem dortigen Postamt ist am 5. Januar eine 38 kg. schwere Geldkiste in Lederumhüllung, die 245 000 fl. in Banknoten enthielt, auf rätselhafte Weise gestohlen worden. Auf die Entdeckung des Thäters ist eine ansehnliche Belohnung ausgesetzt. Ein anderer Postdiebstahl ist auf der Strecke Leipzig—Berlin verübt worden. Hier gelang es den bisher unermittelten Thätern Postbeutel mit einem Inhalt im Wert von 80 000 Mark zu entwenden.

Ein vierfacher Mord ist am 17. Jan. in Neuenkamp, einem zu der Bürgermeisterei Neukirchen bei Opladen gehörigen Hofe verübt worden. Ein Mann Namens Fuchs tötete ein junges Mädchen und dessen Vater und Mutter, teils durch Schnitte in den Hals, teils durch Schüsse und schließlich sich selbst. Die Unthat der die Familie zum Opfer fiel, entsprang nicht etwa persönlicher Rachsucht oder jäh ausbrechender Leidenschaft, sondern der verbrecherischen Phantasie eines durch den Kampf mit Not und Sorgen gänzlich verwilderten Menschen.

Ein Raubanfall, der in Plan und Ausführung an denjenigen erinnert, der unlängst in einem Stuttgarter Bankgeschäft verübt wurde, ist in Wien zur Ausführung gekommen. In die Wechselstube des Bankiers Eisert drangen am 10. Januar Abends zwischen 5 und 6 Uhr zwei Männer ein, welche dem Besitzer Eisert Sand in die Augen warfen und ihn mit einer Hacke schwer verletzten. Eisert flüchtete hilferufend in ein nach hinten gelegenes Zimmer, in welchem sich seine beiden Knaben mit ihrer Lehrerin befanden, und von da in den Hof, verfolgt von dem einen der Mordgesellen, der dem Bankier noch mehrere lebensgefährliche Wunden beibrachte. Sein Genosse hatte inzwischen die Lehrerin und den älteren Knaben schwer verletzt und dem jüngeren Kinde das Genick umgedreht. Sodann raubten die beiden Verbrecher die Kasse aus, während ein dritter Genosse vor dem Geschäftslokale Wache stand. Obwohl die gräßliche That gleich darauf bemerkt wurde, gelang es den Verbrechern, mit ihrem Raube zu flüchten. Als mutmaßlicher Mörder wurde ein gewisser Josefy Pongratz, alias Troitz, auch Trauz verhaftet.

Unglücksfälle.

Ein schreckliches Brandunglück ereignete sich in Pennsylvanien auf der Bredford-Berdell und Kinzua-Eisenbahn. Eines der über dem Schienengeleise angebrachten Petroleumreservoirs barst und das herabströmende Erdöl entzündete sich in dem Augenblick, als ein Personenzug darunter durchfuhr. 26 Menschen erhielten schwere Brandwunden, drei Frauen fanden in den Flammen den Tod.

Der Dampfer City of Columbus erlitt am 18. Januar beim Kap Gayhead an der Küste von Massachusetts Schiffbruch. 104 Personen ertranken, gerettet wurden nur 22 Menschen.

Die Not und der pekuniäre Schaden, welchen die **Ueberschwemmungen** in Wheeling und Newport (Kentucky) angerichtet, hat eine bedenkliche Höhe erreicht; der Verlust allein in Wheeling beziffert sich auf sechs Millionen Dollars. Von allen Seiten werden Aufrufe um Hilfe erlassen.

Totenschau.

Rouher, ehemaliger Staatsminister und Ratgeber Napoleons des III. starb am 3. Februar in Paris.

Lasker, Eduard, Dr. jur., Rechtsanwalt in Berlin, hervorragender deutscher Parlamentarier und Politiker, welcher einen nachhaltigen Einfluß auf die Gesetzgebung des neuen deutschen Reiches und auf die Gestaltung des Parteiwesens geübt hat, geb. am 14. Oktober 1829 zu Jarotschin in Posen, starb, auf einer amerikanischen Reise begriffen, in New York in der Nacht zum 5. Januar am Gehirnschlag.

Ehlert, Louis, Komponist und geschätzter Musikschriftsteller, geb. am 13. Januar 1825 in Königsberg, starb am 4. Januar in Wiesbaden.

Rostock, Fritz, talentvoller Landschaftsmaler, starb in Berlin am 26. Dezember, 31 Jahre alt.

Erbkam, Heinr. Wilh., Dr. theol. Konsistorialrat und Professor der Theologie an der Universität Königsberg, starb daselbst am 9. Januar im 74. Lebensjahre.

Hohenlohe-Schillingsfürst, Franzisca v., Gemahlin des Prinzen Chlodwig zu Hohenlohe und Tochter des Grafen Moriz Esterhazy, geb. am 24. September 1836, starb am 10. Januar in Abbazia.

Suchard, Philippe, Begründer der bekannten Schokoladenfabrik zu Serrières, Kanton Neuenburg, starb daselbst am 14. Januar, 87 Jahre alt.

Cramer, Alphons v., Genre- und Porträtmaler in Düsseldorf, geb. 1834 zu Smyrna, starb am 4. Januar in Pegli.

Horwitz, Dr., berühmter Schachspieler Breslaus, starb kürzlich in Bozen.

Lange, Dr., Richard, bekannter Pädagog, Inhaber einer höheren Knabenschule in Hamburg, Herausgeber der von Diesterweg begründeten „Blätter für Erziehung und Unterricht", starb in Hamburg am 10. Januar.

Mühlenfels, Elfriede v., begabte Dichterin, auch durch ihre Wohlthätigkeit bekannt, starb in Dresden am 12. Januar.

Ulrici, Dr., Hermann, Geh. Regierungsrat u. ordentl. Professor der Philosophie an der Universität Halle, berühmt durch seine Shakespeare-Forschungen und Revision der Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Uebersetzung. Verfasser mehrerer philos. Schriften, geb. am 23. März 1806 zu Pförten in der Niederlausitz, starb in Halle am 11. Januar.

Personalien.

Der bayer. Kultusminister, Johann v. Luz, ist vom König von Bayern in den erblichen Freiherrnstand erhoben worden.

Geh. Hofrat Dr. Rudolph v. Gottschall in Leipzig erhielt vom Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha das Komthurkreuz 1. Klasse des Sachsen-Ernestinischen Hausordens.

Edmund Kretschmer, dem Komponisten der „Folkunger" hat der König von Sachsen das Ritterkreuz 1. Klasse des Albrecht-Ordens verliehen.

Dr. Leopold Kompert wurde vom Kaiser von Oesterreich in Anerkennung seiner litterarischen Thätigkeit und seines gemeinnützigen Wirkens der Titel eines Regierungsrates verliehen.

Dr. Hermann Riegel, Direktor des Museums in Braunschweig, wurde von der königl. belgischen Kunstakademie zu Antwerpen zum Ehrenmitgliede ernannt.

Intendanzrat Chronegk, der Direktor des sachsen-meiningischen Hofschauspiels, ist vom König von Bayern durch Verleihung des Ritterkreuzes 1. Klasse des Verdienstordens vom heiligen Michael ausgezeichnet worden.

Ein entsetzliches Verhängnis ist über den bekannten Dürer-Biographen **Thausing** hereingebrochen. Der geistvolle Kunstgelehrte, Professor an der Universität Wien, wurde in Rom, wo er dem neuerrichteten historischen Institut in Rom beigegeben war, plötzlich wahnsinnig.

Neue Bücher.

Kerner von Marilaun, Anton, und Oliver, F. W. The natural history of plants. Their forms, growth, reproduction and distribution. Illustrated by 2320 woodcuts. Vol. I. Vol. II. London, Blackie & Son, 1895. 1896. 8°. 1. 2. Aufl.

Die Übersetzung des bekannten Werkes ist eine sehr gute und sorgfältige. Die Illustrationen sind zum Teil neu und sehr gut. Die Anordnung des Stoffes ist eine andere als im Original. Der Text ist vielfach umgearbeitet und ergänzt. Die Übersetzung ist also eine selbständige Bearbeitung des Werkes.

Goebel, K. Pflanzenbiologische Schilderungen. Eine Anleitung zu Beobachtungen über die Lebensweise und die Anpassungserscheinungen der Pflanzen. Teil II. Marburg, Elwert, 1893. 8°. 1 Taf. u. 178 Fig. 6 M.

Der vorliegende Teil behandelt die Anpassungserscheinungen der Pflanzen an Wasserverhältnisse, an Licht, an Klettern, an Schutz der Blüten und Früchte, an Verbreitung durch Tiere, an Verbreitung durch Wasser und Wind, an Schutz gegen Tiere und Pflanzen. Die Darstellung ist eine sehr klare und anregende. Die Figuren sind zum Teil neu und sehr gut.

Fig. 1. Blattrosette von *Sempervivum tectorum*.

Fig. 2. Blattrosette von *Sempervivum arachnoideum*.

Goebel, K. Pflanzenbiologische Schilderungen. Eine Anleitung zu Beobachtungen über die Lebensweise und die Anpassungserscheinungen der Pflanzen. Teil I. Marburg, Elwert, 1889. 8°. 1 Taf. u. 178 Fig. 6 M.

Der vorliegende Teil behandelt die Anpassungserscheinungen der Pflanzen an Wasserverhältnisse, an Licht, an Klettern, an Schutz der Blüten und Früchte, an Verbreitung durch Tiere, an Verbreitung durch Wasser und Wind, an Schutz gegen Tiere und Pflanzen. Die Darstellung ist eine sehr klare und anregende. Die Figuren sind zum Teil neu und sehr gut.

Fig. 3. Blattrosette von *Sempervivum arachnoideum*.

Fig. 4. Blattrosette von *Sempervivum arachnoideum*.

sich auch die Blüten des einen Blendlings, der Begonia discolor Rex hybrida, Louise Chrétien (Fig. 1, S. 109) sehr vorteilhaft.

Eine schöne halbstrauchartige Hybride ist Begonia erecta superba (Fig. 2, S. 109) die ihre großen, brennend scharlachroten Blumen bis in den Spätherbst entwickelt; Stecklinge vom Frühjahr blühen außerordentlich dankbar schon im ersten Sommer und auch noch im folgenden Winter, weshalb man sich auch niemals alte Pflanzen halten sollte, die bald unschön werden.

Die höchste Stufe der Vollkommenheit haben doch die Knollen- oder einziehenden Begonien erreicht; sie sind im Laufe vieler Jahre durch Kreuzungen entstanden, d. h. durch Uebertragung des Blütenstaubes der einen auf das Pistill der anderen Art, wie Begonia Bollviensis A. DC. von Bolivia, Veitchi Jos. Hook., rosaeflora Jos. Hook., beide aus Peru und der von diesen stammenden Bastarde Sedeni (Fig. 3, S. 109), Froebeli (Fig. 4) u. a. m.

Fig. 4. Begonia tuberosa Froebeli.

Daraus entstanden Pflanzen mit Blumen, die an Größe, schöner, regelmäßiger Form und Mannigfaltigkeit der Farben — reines Weiß, Gelb, Rosa, Scharlach u. s. w. — alles übertreffen, was von Florblumen jemals gesehen worden ist, und zeichnen sich namentlich die Züchtungen des Kunst- und Handelsgärtners Paul Hirt in Uelzen (Hannover) vor allen anderen vorteilhaft aus, wie auch unsere Abbildungen beweisen, die, gleichwie die obigen Blattbegonien, nach den in seinem Garten genommenen Photographieen gefertigt sind.

Herr Hirt hat Knollenbegonien mit einfachen und solche mit gefüllten Blumen, welche letzteren in ihrer durchaus regelmäßigen Form sich mit Balsaminen, selbst mit Kamellen vergleichen lassen und die durch die Verwandlung der männlichen Geschlechtsorgane, der Staubgefäße, in Blumenblätter entstanden sind; da aber die beiden Geschlechter sich auf verschiedene Blumen derselben Pflanze verteilen, so finden sich auch auf einer Pflanze gefüllte Blumen neben einfachen; gewöhnlich ist die mittlere von drei nebeneinander sitzenden Blumen eine gefüllte, weil männliche, während die anderen zwei oft einfach, weil weiblich, sind.

Man zieht die Pflanzen ziemlich leicht aus Samen — womit nicht behauptet werden soll, daß jedes, einem Exemplar mit gefüllten Blumen entsprossene Samenkorn auch wieder gefüllte Blumen gibt — im Gegenteil! Nur ein kleiner Teil der Samenkörner wird das erhoffte Resultat ergeben, gewöhnlich nur die schwächsten Samen, solche die schwer keimen und deshalb spät aufgehen, weshalb man die zur Aussaat benützte Erde geduldig und recht lange halten soll, ehe man sie wegwirft, auch wenn alle aufgegangenen Sämlinge bereits verpflanzt sind; die Nachzügler geben gewöhnlich die schönsten Blumen. Es ist deshalb besser, die besten, namentlich die gefüllten Varietäten, durch Stecklinge zu vermehren, die leicht wachsen und bald blühen. — Das Verfahren bei der Anzucht aus Samen ist folgendes:

Der Same ist staubfein, die ihm entsprossenen Pflänzchen anfangs sehr klein und die gewöhnliche Erde meist so mit Unkrautsamen verunreinigt, daß die aus diesem hervorwachsenden Pflanzen die eigentlichen Pfleglinge sehr leicht unterdrücken. Deshalb sollte man zur Aussaat von Begoniensamen nur ausgeglühte, also unkrautfreie Erde nehmen. Auf diese streut man die reichlich mit feinem Sand gemischten Samenkörner dünn aus, drückt sie fest und bedeckt sie leicht, nicht mit Erde, sondern 2—3 mm. hoch mit Fichtennadeln, auf die man durch eine feine Brause gießen kann, ohne befürchten zu müssen, daß die Samen aus ihrer Lage verschwemmt werden; wo Fichtennadeln nicht zu haben sind, muß man von unten gießen, d. h. in eine Schale oder einen Teller, auf dem das Gefäß mit den Samenkörnern steht. Die Aussaat geschieht am besten Mitte März, spätestens im Juni, und erhält man dadurch noch schöne Gruppenpflanzen, bei der späteren Aussaat für den Herbst. Die Sämlinge sollen, sobald sie sich fassen lassen, verstopft (pikiert) und dann einzeln in kleine, später in wenig größere Töpfe mit sehr fruchtbarer Erde oder auch in das freie Land des halbwarmen Mistbeets verpflanzt werden, wo sie, auch unter dem Fenster, möglichst viel frische Luft erhalten müssen und wo dann und wann ein milder, feiner Regen viel zu ihrem Gedeihen beitragen würde; von hier können sie, selbst während der Blütezeit, ohne weiteres auf das Blumenbeet oder einzeln in Töpfe gepflanzt werden. Im Anfange sind sie zu beschatten, später aber der vollen Sonne, mit Ausnahme vielleicht der Mittagssonne, auszusetzen. Sie blühen, selbst auf halbschattiger Stelle, unaufhörlich bis in den Spätherbst, besonders wenn sie vor drohendem Frühfrost durch eine leichte Decke geschützt werden.

Im Herbst sterben unsere Begonien ab, „sie ziehen ein", aber nur, um im nächsten Frühjahr um so kräftiger wieder zu erscheinen. Die Knollen befreit man im Herbst vollständig von aller ihnen anhaftenden Erde, legt sie zusammen oder sortenweis in trockenen Sand und bewahrt sie an irgend einem trockenen, frostfreien Ort auf. Im Februar bringt man mehrere zusammen in einen Topf oder eine Schale und treibt sie unter dem Fenster des Warmhauses oder des warmen Mistbeets an, pflanzt sie dann einzeln in kleine, später in etwas größere Töpfe oder, wenn zum Auspflanzen ins Freie bestimmt, weiter auseinander ins Mistbeet, von wo sie, nach und nach an frische, zuletzt an viel Luft gewöhnt, direkt aufs Blumenbeet versetzt werden können. Bei diesem mehrmaligen Verpflanzen kann man einzelne Triebe, oder alle bis auf einen abnehmen, um sie als Stecklinge zu behandeln.

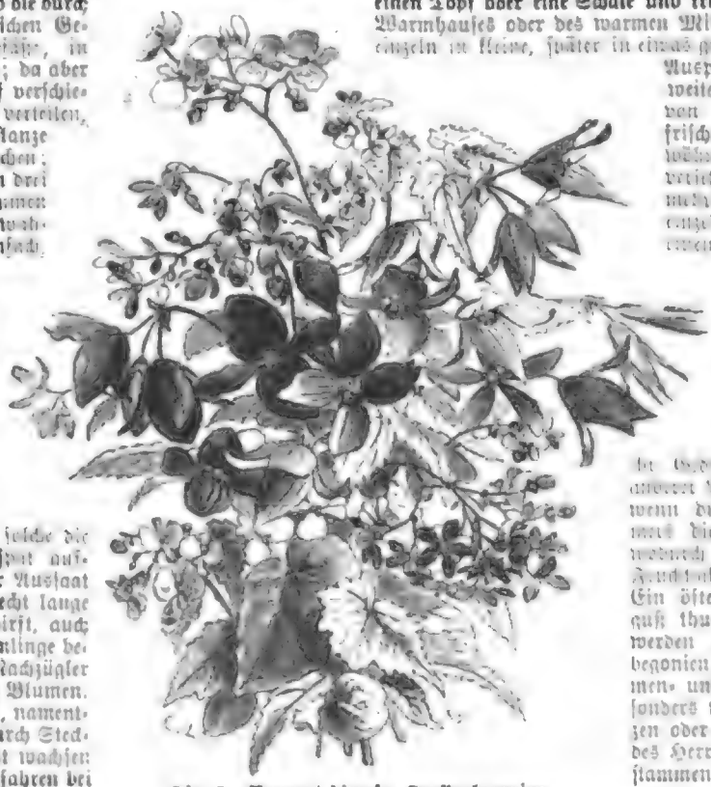


Fig. 5. Bouquet diverser Knollenbegonien.

Die Begonien sind eben so schöne Beetpflanzen wie sie auch stets das sonnige Fenster des Wohnzimmers zieren und ein herrlicher Schmuck des Blumentisches im Salon sein werden. Auf dem Blumentisch wird aber [illegible] gedeihen, wohl aber auch das anderer Pflanzen, wesentlich gefördert, wenn die Töpfe während des Sommers dicht mit Moos umgeben sind, wodurch dem häufigen Wechsel des Feuchtigkeitsgehaltes vorgebeugt wird. Ein öfter gereichter schwacher Dunggus thut auch hier gute Dienste, und werden unsere Knollen- wie Blattbegonien überall die Freude der Blumen- und Pflanzenliebhaber sein, besonders wenn sie, die Samen, Pflanzen oder Knollen, den Gewächshäusern des Herrn Paul Hirt in Uelzen entstammen.

Die Gärtner Deutschlands haben in überwiegender Mehrzahl den Zollschutz abgelehnt, welchen andere, gegenüber der Einfuhr von abgeschnittenen und anderen Blumen aus Italien bezw. Frankreich, sich von der betr. Behörde erbeten hatten: sie wollen die nicht ungefährliche Konkurrenz in anderer Weise unschädlich machen, indem sie ihren Geschäftsbetrieb darauf einrichten, während des Winters mehr als bisher, selbst möglichst viele Blumen zu

erzielen, die, weil frisch, d. h. nicht von einer weiten Reise geschädigt, stets und zu entsprechenden Preisen Käufer finden, ohne dem Armen die Freude an einer mitten im Winter für wenige Pfennige erworbenen Rose zu verderben. Diesem Streben dient ein ebenso zeitgemäßes wie prachtvolles Werk der Verlagshandlung von P. Parey in Berlin:

„Die Winterblume. Anleitung für Gärtner und Gartenliebhaber zur Winterkultur der für den Schmuck der Wohnräume und Glashäuser, für Bouquets, Vasen ꝛc. geeigneten einheimischen und ausländischen Blumen und Blattpflanzen",

von dem als ausgezeichneter Pflanzen- und Blumenzüchter seit vielen Jahren anerkannten Königl. Preuß. Gartenbaudirektor H. Gaerdt, ein Werk, das sich in eingehender, sachgemäßer, durchaus praktischer Weise mit den Pflanzen beschäftigt, welche in natürlicher oder künstlicher Weise im Winter zur Blüte kommen oder auch schöne Blätter geben.

Ausführlich behandelt der Verfasser die Orchideen, die neuerdings auch in Deutschland zu hoher Bedeutung gekommen sind, nicht nur, weil jeder Pflanzenzüchter sie bei den in Hamburg, Berlin ꝛc. jährlich mehrmals wiederkehrenden Versteigerungen der Firma F. Sanders & Co., St. Albans bei London, leicht und billig erwerben kann, sondern auch, weil man endlich gefunden hat, daß ihre wunderbar schönen Blumen mehr als andre zum leichten, graziösen „Deutschen Blumenstrauß" u. dergl. zu verwenden sind, der hoffentlich recht bald das steife „französische Bouquet" verdrängt haben wird.

Das Buch, 46 Bogen in gr. 8, ist äußerst elegant, auch mit gelungenen Tafeln in Buntdruck ausgestattet und wird nicht nur dem praktischen Pflanzenzüchter von großem Nutzen, sondern wird auch jedem Salon zu großer und dauernder Zierde gereichen.

Trachten der Zeit.

Von Ida Barber.

In überraschend großer Auswahl sind die für die diesjährige Frühjahrssaison bestimmten Neuheiten bereits vorrätig. Es scheint, als wolle man allen auffallenden Moden den Abschied geben und in erster Linie den soliden, formvollendeten zum Durchbruch verhelfen.

Bei Wahl der Stoffe berücksichtigt man die glatten, fein gelöperten, die sowohl in Wolle wie in Seide in feinen Farbenstellungen vertreten sind und vorwaltend mit Samt verarbeitet werden.

Gestreifte, sogenannte drellierte Gewebe, die wegen ihrer Dauerhaftigkeit wohlverdiente Beachtung finden, werden gern mit glatten Tuchstoffen konfektioniert. Kasimir mit abgepaßten Bordüren oder punktartigen eingestickten Pleins ist viel zu den engen, englischen Kostümen in Verwendung, während die mit fichelartigen Samtfiguren oder kleinen Palmen durchwebten Stoffe mehr zu den nach französischen Mustern gefertigten Roben Anklang finden.

Recht apart sind die im Kanevasgenre gewebten Stoffe; man sieht sie zumeist in dunklen Farben, doch mit so grellen Mustern, die eine Art Kreuzstich imitieren, durchsetzt, daß leicht anzunehmen ist, man habe eine Tapisserie und keinen Kleiderstoff vor sich. Derartige auffallende Stoffe werden zu großen Mänteln, Redingotes und Polonaisen verarbeitet, mit breiten Samtstreifen umrandet und reich mit Samtmaschen garniert.

In der Reihe der Seidengewebe stehen die dick gerissten Ottomays immer noch im Vordergrunde. Glatte Taffetas haben nur dann eine Berechtigung, wenn sie mit façonniertem oder mit Samtblumen durchwirktem Satin kombiniert sind. Aeltere Kostüme lassen sich durch all die gemusterten, gestreiften, mit Samtfiguren durchsetzten Stoffe sehr leicht modernisieren. Besonders geeignet für diesen Zweck ist ein in allen Farben vorrätiger Atlasstoff, der in Zwischenräumen von je ½ cm mit senkrecht gehenden Samtstreifen durchwirkt ist.

Fig. 2. Fig. 1. Fig. 3.

Satin-Rhadames mit geschorenen, ripsartigen Samtblumen und abgefaßten Bordüren wird gern zu Schleppen, eleganten, mit Spitzen garnierten Mänteln, auch zu kurzen schärpenartig arrangierten Tuniques verwendet.

Gestreifte Stoffe (Fig. 1) sieht man viel zu durchweg plissierten Röcken, die in entsprechenden Zwischenräumen mit gleichfalls gefalteten Samtauflagen gedeckt sind, garniert; die Schneppentaille ist mit Samt begrenzt und durch einen bis zur Achsel reichenden Samtkragen vervollständigt. Der vom Stoff der Robe gefertigte Hut wird wie diese durchweg plissiert, der Kopf geschoppt und anscheinend hinten durch eine Schleife zusammengezogen.

Mehr für die elegante Besuchstoilette bestimmt ist der in Figur 2 skizzierte Anzug. Das Hauptmotiv bilden die spitzen Jacken, die sich effektvoll von dem chamoisfarbenen Lederstoffe, der mit Goldsternen und roten Chenilletupfen durchstickt ist, abheben. Ueber der polonaiseartigen Tunique, deren Falten von der Taille aus herniederfallen, den Rock malerisch drapieren, sitzt ein sehr kleidsames kurzes Samtjäckchen, das rings herum auch an der Kante spitz gezackt ist und jede Falte und Stoffwendung zu bester Geltung kommen läßt.

Gleichfalls sehr beliebt, elegant und doch einfach ist das Kostüm Stefanie; eine vorn durch Patten und Stahlschnallen geschlossene Samttaille (Fig. 3) mit rundem Schoß, dem nach hinten zu Revers und Puff angesetzt sind, deckt fast zur Hälfte einen gleichfalls mit Samt garnierten Doppelrock, dessen Falten voll und tief herniederfallen und eine Art Tunique bilden, der jede Raffung fehlt.

Derartige glatte Doppelröcke mit breitem Samtstreif werden namentlich von gemusterten Stoffen gefertigt und dürften, da sie (weil wenig dem beim Sitzen unvermeidlichen Gedrücktwerden ausgesetzt) sehr praktisch sind, bestimmend für die Frühjahrstracht sein.

Als bequeme und doch kleidsame Haustracht empfiehlt man jetzt statt der langen Schleppröcke kurze Röcke in lebhaften Farben und dazu passende Ueberwürfe aus hellerem, geblümten Stoff (Fig. 4, S. 112), die vorn lose sind, an jeder Seite eine handbreite Falte haben und die blusenartig gearbeitete Untertaille zur Geltung

Mrs. Hall's dress of white tulle, with a deep flounce of the same, trimmed with bouquets of pink roses, and a wreath of the same round the bottom of the skirt. The body and sleeves were trimmed with bouquets of roses, and a wreath of the same round the top of the body. Mrs. Hall wore a wreath of roses in her hair, and a necklace and earrings of pearls.

Miss Hall's dress of white tulle, with a deep flounce of the same, trimmed with bouquets of white roses, and a wreath of the same round the bottom of the skirt. The body and sleeves were trimmed with bouquets of roses, and a wreath of the same round the top of the body. Miss Hall wore a wreath of roses in her hair, and a necklace and earrings of pearls.

Der lustige Gesellschafter.

(Freiwillige und unfreiwillige Mitarbeiter willkommen!)

Abgangs-Zeugnis.

„In Bezug auf Sauberkeit ließ Minna kaum etwas zu wünschen übrig; nur ihr Maul war immer ungewaschen."

Guter Rat.

Kaufmann: „Sagen Sie mal, Herr Doktor, was mache ich mit meiner Frau? Gleichviel ob die Geschäfte gut oder schlecht gehen, sie muß alle Jahre ins Bad. Ihre Reisen nach dem Rhein, nach der Schweiz und Tirol haben mich schon ein schweres Geld gekostet, ohne daß ich irgend welchen Erfolg sehe. Wozu raten Sie mir?"

Doktor: „Zu Rügen."

Plausibler Grund.

A.: „Wissen Sie, warum die Häuser in Berlin alle so hoch sind?"

B.: „Na?"

A.: „Damit man die Hypotheken nicht sieht, die darauf stehen."

Aus der Reisezeit.

Dame: „Wie können Sie es wagen, mir eine Liebeserklärung zu machen? Sie sind ja verheiratet."

Herr: „Augenblicklich aber Strohwitwer."

Dame: „Strohwitwer? Aha! Darum fangen Sie wohl so leicht Feuer?"

Vom Versetzen.

„Ich bin versetzt!" sagte der Beamte — da kam er in die Hauptstadt.

„Ich bin versetzt!" sagte der Quintaner — da kam er nach Quarta.

„Ich bin versetzt!" sagte die Ohrfeige — da kam sie an die richtige Adresse.

„Ich bin versetzt!" sagte die Uhr — da kam sie ins Leihhaus.

Böse Krankheit.

Doktor: „Sie klagen über ein Nervenleiden, Herr Studiosus. Was fehlt Ihnen denn?"

Student: „Der nervus rerum."

A.: „Nun, Herr Baumeister, Sie sind ja heute so ernst und schweigsam?"

B.: „Ich habe schon einige Tage einen neuen Riß im Kopf."

Zehn Jahre Unterschied.

Schwester: „Aber, lieber Bruder, wie siehst du aus?"
Bruder: „Das kommt von unserem Katzenvieh."

Schwester: „Ums Himmelswillen! Bruder, wie siehst du aus?"
Bruder: „Das kommt von den Mensuren."

Offenes Geständnis.

Richter: „Wo haben Sie am letzten Sonntag geschlafen?"
Zeuge: „In der Predigt."

Scherzfragen.

Ist es denkbar, daß ein Herr und eine Dame, die zusammen zwanzig Jahre zählen, sich verloben?

Antwort: Ja! Sie ist neunzehn Jahre alt und er ist Einjähriger.

* * *

Wer ist der größte deutsche Staatsmann der Gegenwart?

Antwort: Gerson in Berlin. Er hat das Zeug dazu.

Neue Strafe.

„Onkel Regierungsrat ist in der letzten Zeit wohl recht unartig gewesen, Papa?"

„Weshalb denn, mein Sohn?"

„Na, weil er jetzt alle Tage in der Kammer sitzen muß."

Skat und Ehe.

Eine Skatspiel-Redensart
Klingt im Eheleben hart:
Niemals sagt zur Frau der Mann,
Daß sie ihn nicht „reizen" kann.

Gebotene Vorsicht.

„Sie! Nehmen Sie sich in acht, daß der Herr da drüben mit seinem Taschenmesser Ihrer Nase nicht zu nahe kommt."

„Warum denn?"

„Er ist Kupferstecher."

Immer nach eigener Anschauung!

A.: „Haben Sie schon gehört, daß die Raben hundert Jahre alt werden können?"

B.: „Hundert Jahre? Das glaube ich nicht, solange ich's nicht probiert habe. Morgen schaffe ich mir aber einen an."

Ein feiner Beobachter.

„Der Herr Doktor scheint ein großer Hundefreund zu sein."

„Woraus schließen Sie das?"

„So oft ich mit ihm in Gesellschaft war, habe ich immer einen kleinen Spitz bei ihm wahrgenommen."

Zum Kopf-Zerbrechen.

Bedeutender Fund.

Es wurde eine Inschrift auf einem Steine vorgefunden, in welchem die Buchstaben mit Stiften befestigt, angebracht waren. Ein großer Teil derselben war jedoch verloren gegangen, so daß an dem Steine außer den verbliebenen Buchstaben nur noch einige Stiften oder wenigstens doch kleine Aushöhlungen, wo die Stiften der verlorenen Buchstaben angebracht waren, ersichtlich blieben. Dieser Stein ist nun hier getreulich wiedergegeben:

Ein Gelehrter entnahm aus den Worten manibus, caper etc. daß es sich um ein Opfer handelt, welches den Manen eines Verstorbenen gebracht wurde. Die Gelehrten unserer Zeitschrift sind sich über den Inhalt nicht ganz einig und erwarten Aufschlüsse seitens der Leser.

Arithmetische Aufgabe.

Eine Bauersfrau, die einen Korb mit Eiern auf den Markt trägt, hat das Unglück, denselben fallen zu lassen, so daß die Eier zerbrechen. Ein vorübergehender Menschenfreund beschließt, ihr den Schaden zu ersetzen, und fragt, wie viele es gewesen seien? „Ja," sagt sie, „genau weiß ich es nicht, wenn ich aber die Eier zu zwei, zu drei, zu vier, zu fünf und zu sechs abzählte, blieb jedesmal eins übrig, wenn ich sie aber zu sieben abzählte, blieb mir nichts übrig; ich weiß aber, daß es keine siebenhundert waren; wie viel Eier hat die Frau gehabt?

Versetzaufgabe.

Wie kann man durch Versetzen der Buchstaben aus den vier Worten „Arbeit", „Jo", „Eva", „schilt" die Namen zweier Königinnen ein und desselben Landes, und aus den vier Wörtern „Part", „Salm", „ohne", „Seite" die Namen zweier Dichter dieses Landes erhalten?

Quadraträtsel.

Die mit einem Stern bezeichneten Felder des untenstehenden Quadrats sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die fünf wagerechten Reihen fünf bekannte Wörter ergeben, und daß die erste und dritte senkrechte Reihe, von oben nach unten gelesen, einen berühmten Komponisten nennen.

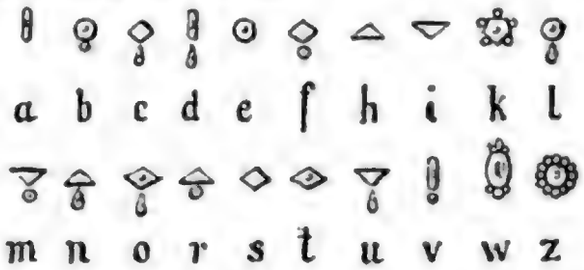
*	u	*	d	a
*	e	*	s	e
*	l	*	e	n
*	i	*	o	s
*	o	*	t	e

Dechiffrieraufgabe.

C 2 f l w 5 q g 2 1 R 4 w 1 t l 3 q f 1 g 1 2 q L 1 t c,
G 2 1 g 5 v N 1 d 1 q z 1 t f 3 q k n 2 f l c 2 1 t 1 q!
Z 1 t b 1 v 2 w c w, g 1 t n 1 t q t y l i n 2 1 t 1 q.
Z 1 t 2 p K n 4 f m 2 v w, g 1 t n 1 t q 1 g 1 q B f l p 1 t c;

Auflösungen zu Heft 6, S. 715.

Schlüsselrätsel (Schlüssel dazu):



a b c d e f h i k l

m n o r s t u v w z

Rebus: Kolonialpolitik.

Algebraische Aufgabe: Ein Maler zu Amalfi malte niemals Hunde.

Silbenrätsel: 1. Und, 2. Acht, 3. und 4. Hundert, 5. Zehn, 6. und 7. Achtzig, 8. Vier. Richtig untereinander gestellt ergibt als Ganzes: 1884.

Skataufgabe: Im Skat liegen: Treff-Bube und Pique-Zehn oder Pique-König). Mittelhand hat: Treff-Aß, Pique-König (resp. Pique-Zehn) ꝛc. Hinterhand hat: Coeur-Bube, Treff-Zehn, Pique-Neun und Acht ꝛc. — Erster Stich: Vorhand Pique-Bube, Mittelhand Coeur oder Carreau, Hinterhand Coeur-Bube. Zweiter Stich: Vorhand Treff-Sieben, Mittelhand Treff-Aß, Hinterhand Treff-Zehn. — Vorhand kommt nun entweder mit Pique-Aß oder mit dem Carreau-Buben an den Stich und hat dann Rest.

Buchstabenversetzung: Durch Versetzen der Buchstaben kann man aus den drei Wörtern „Dorf", „Grille", „Kette" den Namen Gottfried Keller, und aus den vier Wörtern „Rügen", „Rinde", „Reh", „ich" den Titel seines Romans „Der grüne Heinrich" erhalten.

Auflösung des Preis-Schlüsselrätsels in Heft 4.

a Mädchen, c mit h Schlitten mit Pferd, d Zelte, e Herren mit Schlittschuhen, f kleine Schlitten, g Damen, h (siehe c), i Knaben mit Schlittschuhen, k Löcher im Eise, l Hunde, m Bänke, n Schneehaufen, o Schneemänner, r Herren, s Damen mit Schlittschuhen, t Mädchen mit Schlittschuhen, u Knaben, w Fahnen, z Schneebälle.

Lustig tummelt auf dem Eise
Alt und Jung sich, Groß und Klein;
Jeder sucht auf seine Weise
Sich des Winters dort zu freu'n.

Schach-Aufgabe Nr. 3

von H. W. Clark in Barnaul.

(Schwarz.)

(Weiß.)

Weiß zieht an und ſetzt in zwei Zügen matt.

Schachpartie Nr. 2.

(Evans-Gambit.)

Dieſe Partie, vor einer langen Reihe von Jahren von dem 1879 verſtorbenen Anderſſen gegen den in Berlin noch jetzt lebenden Schachveteranen Dufresne geſpielt, wird an Glanz und Eleganz von keiner anderen übertroffen.

Adolph Anderſſen. Weiß.	Jean Dufresne. Schwarz.
1. e2 — e4	e7 — e5
2. Sg1 — f3	Sb8 — c6
3. Lf1 — c4	Lf8 — c5
4. b2 — b4	Lc5 × b4
5. c2 — c3	Lb4 — a5
6. d2 — d4	e5 × d4
7. 0 — 0	d4 — d3
8. Dd1 — b3	Dd8 — f6
9. e4 — e5	Df6 — g6[1])
10. Tf1 — e1	Sg8 — e7
11. Lc1 — a3	b7 — b5[2])
12. Db3 × b5	Ta8 — b8
13. Db5 — a4	La5 — b6
14. Sb1 — d2	Lc8 — b7
15. Sd2 — e4	Dg6 — f5?
16. Lc4 × d3	Df5 — h5
17. Se4 — f6 +[3])	g7 × f6
18. e5 × f6	Th8 — g8[4])
19. Ta1 — d1	Dh5 × f3[5])
20. Te1 × e7 +	Sc6 × e7[6])
21. Da4 × d7 +	Ke8 × d7
22. Ld3 × f5 + +	Kd7 — e8[7])
23. Lf6 — d7 +	K beliebig.
24. La3 × e7 ≠	

Erläuterungen: 1) Auf Se6 × e5 geſchieht Tf1 — e1 und gewinnt. 2) Ein Gegengambit zum Zweck der Schwächung des feindlichen Angriffes. 3) Einleitung zu überaus ſchönen Spielwendungen. 4) Mit der Drohung Df3: 5) Daß Schwarz, welches den Gegner ja mit ≠ bedroht, die folgende prachtvolle Opferkombination nicht erwogen, wird niemand wunder nehmen. 6) Auf Kd8 folgt das Turmopfer d7: 7) Bei Kc6 ſetzt Lf5 — d7 ≠

Schachbriefwechſel.

Die Löſungen der Schachaufgaben Nr. 2 und 3 folgen im Maiheft (8).

Die Schachaufgabe Nr. 4, welche im Maiheft erſcheint, wird eine Löſungs-Preisaufgabe ſein, worauf wir die Schachfreunde ſchon jetzt aufmerkſam machen.

H. F. in E. Scheitert an 1. . . . ., f5 — f4. Senden Sie uns die fraglichen Partieen zur Anſicht ein.

W. M. in H. Falſch wegen 1. . . . ., Se4.

J. M. in L. Schlagen Sie in Portius' Schachkatechismus-Aufgabe Nr. 1 nach. Die Löſung iſt falſch.

W. P. in M. Wie Sie aus der Löſung zu erſehen belieben, haben Sie richtig gelöſt.

Nr. 1 wurde gelöſt von W. Dams in Repelen, W. Liebmann in Leipzig und F. Vogeler in Chemnitz.

Nach berühmten Muſtern.

Das Neujahrsrätſel im 5. Band, welches bei unſeren Leſern ſo außergewöhnliches Intereſſe erweckte, iſt einer Chiffrier-Manier nachgebildet, wie ſolche 1793 bei der Wurmſerſchen Armee am Rhein kurz vor ihrem Rückzuge entdeckt wurde. Die Neu-Franken bedienten ſich ihrer, um mit Freunden zu verkehren. Einer dieſer Briefe lautete:

Lieber Bruder!

Morgen früh reiſe ich auf 8 Monate fort, ohngeachtet der ſo ſtürmenden Winde. Gott wird uns die Freude geben, uns wohl wieder zu ſehen. Dieſe Linien ſollen Zeuge meiner Liebe ſeyn, bis wir uns wieder ſehen.

Legte man dann auf dieſe Seite eine vorher verabredete Papier-Schablone, ſo erhielt man den wahren Sinn, welchen der Abſender dem Adreſſaten mitteilen wollte, nämlich:

Morgen früh

ſtürmen

wir

die

Linien

Der Hinweis auf dieſe merkwürdige Korreſpondenz, mit Schablone und Schreiben findet ſich im Jahrgang 1795 des bei Johann Chriſtian Dietrich in Göttingen erſchienenen Revolutionsalmanachs Seite 283.

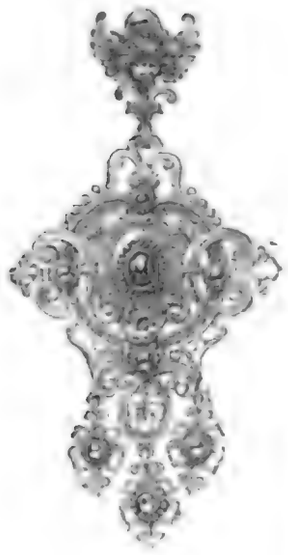


Fig. 2.

Die Kunst im Hause.

Von F. Luthmer.

Silberschmuck.

Wie die Toilette unserer Damen, so hat bekanntlich auch das Geschmeide seine bestimmte Rangordnung: für Ausnahmsgelegenheiten trägt man die Brillantgarnitur — wenn man sie hat! — für gewöhnliche Fälle den Goldschmuck und zum Hauskleid reicht ein Quincaillerie-Schmuck aus. Wie sich hinsichtlich der beiden letzteren Klassen die Ansichten in den letzten zehn Jahren verändert haben, das gibt einen bezeichnenden Maßstab für den freieren und richtigeren Standpunkt, den wir überhaupt den dekorativen Künsten gegenüber einnehmen.

Wer kennt nicht noch heute den Goldschmuck der fünfziger und sechziger Jahre, wie er für die Ansprüche der bescheidensten Kassen in Pforzheim und Schwäbisch-Gmünd und auch wohl noch an anderen Orten angefertigt wurde, und der von den Juwelierläden unserer kleineren und kleinsten Städte auch heute noch nicht ganz verbannt ist, während in den größeren Städten schon ein Dienstmädchen, welches etwas auf sich hält, ihn verschmähen würde. Dem Technologen mag es auch späterhin immer noch ganz interessant sein, daß man das geringwertigste Gold zu dieser Dünne auswalzen und doch noch verarbeiten, ihm doch noch eine schreiende Politur geben konnte — vom kunstgewerblichen Standpunkte bezeichneten diese federleichten, von Ansehen unendlich klobigen Schnörkel, Cartouchen, Schleifen ꝛc. den vollständigen Bankerott des Geschmacks. — Freuen wir uns, daß es damit besser geworden ist; aber nicht die vollendeten Goldarbeiten unserer Tage, die nach etruriſchen und altnordischen Vorbildern das edle Metall in seiner ganzen Schönheit zur Geltung bringen, dürfen wir jenen Schaumprodukten entgegenstellen, denn solide und ausgezeichnete Goldwaren zu teueren Preisen gab es auch damals; wer aber weniger aufwenden will, kann heute edel geformtes, solides und doch billiges Geschmeide tragen — denn das Silber ist als Schmuckmetall wieder in seine Rechte eingesetzt und gerade in den fleißigen Städten des Schwabenlandes, die wir oben anführten, werden heute Silberschmuckarbeiten hergestellt, die auch den verwöhntesten Geschmack befriedigen können.

Daß das Silber früher als Material für Schmuck nicht als ebenbürtig galt, ist eine von den Launen der Mode, nach deren Grund man gut thut nicht zu fragen. Wenn es auch nicht die leuchtende, fröhliche Farbe des Goldes hat, so ist das feine Grau, welches sein natürliches Kleid ist, doch ein äußerst dankbares Element in der Farbenstellung unserer Toilette, zumal wenn dieselbe neuerdings vor lebhafteren Tönen nicht mehr zurückschreckt. Die sonstigen guten Eigenschaften des Silbers, vor allem seine Schmiegsamkeit und Dehnbarkeit, welche ihm von jeher für die edelsten Werke der Kleinskulptur den Vorrang vor allen anderen gegeben hat, sei nur beiläufig erwähnt.

Fig. 1.

Wir können in dem aus Silber gefertigten Geschmeide der neuesten Zeit — dem die Leserin immerhin den Namen „Quincaillerie“ geben mag, wenn sie es nur trägt — zwei Hauptrichtungen unterscheiden, die englische und die deutsche. Die erstere verwendet das Silber in beinahe weißer Farbe und in einer stumpfen Behandlung der Oberfläche, welche dies Weiß recht entschieden hervortreten läßt. Die Formen sind zuweilen sehr derb und einfach, was bei diesem künstlerisch-dankbaren, an sich aber nicht wertvollen Material nicht recht motiviert erscheint; zuweilen sehen wir aber diesen Halsketten und Armbändern sehr edle Muster aus dem griechischen und römischen Altertum zu Grunde gelegt, zuweilen auch barbarischen Schmuck, keltische Gräberfunde u. dergl. mit Geschick benutzt. Immer ist der Gesamteindruck dieses englischen Genres im Silberschmuck ein durchaus ruhiger, freundlich-ernster, wir möchten ihm in der Toilette der Damen schon seiner weißen Farbe wegen ähnliche Rolle wie den Rüschen, Spitzen, Manschetten u. s. w. zuweisen.

Wesentlich anders wirkt der deutsche Silberschmuck. Er folgt dem entschiedenen Zug unseres Kunstgewerbes und entlehnt seine Vorbilder der deutschen Renaissance; ein später Rest derselben, der sich im Bauernschmuck bis ins vorige Jahrhundert in Süddeutschland erhalten hatte und jetzt noch häufig in unseren Sammlungen in außerordentlich reizvollen Beispielen zu sehen ist, bietet ebenfalls beliebte Muster. Der Charakter der letzteren ist eine durchgeführte Formenschönheit bis ins einzelne; in sehr kleinem Maßstab ist die letzte Ranke, das kleinste Engelsköpfchen noch durchciseliert. Auch die Rückseite ist meist noch mit dem Grabstichel behandelt. Alles dies geben unsere modernen Arbeiten, zum Teil wohl mit Hilfe der vorprägenden Maschine wieder, und besitzt hierin das unterscheidende Merkmal von der wirklichen Jahrmarkt-Bijouterie, die natürlich nicht versäumt hat, auch diese an sich schon billigen Sachen in schlechter Prägung plunderig aus versilbertem Messing nachzuahmen.

Bei der deutschen Silber-Bijouterie ist die helle Farbe des gereinigten Silbers nicht beliebt, man läßt es schwach oxydieren, ohne, wie die Contrefaçon thut, die Tiefe mit schwarzer Farbe zuzuschmieren. Die höchsten Stellen des Ornamentes, welche durch den Gebrauch blank werden, bilden zu dem zarten Grün einen hübschen Gegensatz. Dies letztere ist, wie bereits oben gesagt, neben einer stark farbigen Toilette ein sehr dankbarer Gegensatz; übrigens verträgt oder verlangt sogar auch dieses Silbergrau eine Aufhöhung durch Farbe an dem Schmucke selbst. So sehen wir farbige Halbedelsteine, besonders Granaten, aber auch Türkise, Lapislazuli, auch kleine Perlen mit Erfolg an dem Silberschmuck verwendet. Bei einer solchen, einen gewissen Farbeneffekt erzielenden Behandlung ist natürlich auch Vergoldung nicht ausgeschlossen, doch ist dieselbe mit

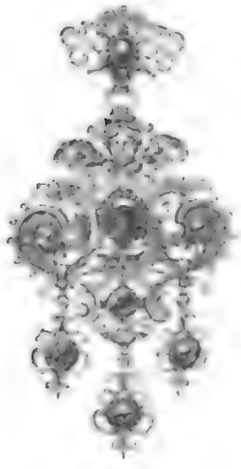


Fig. 4.

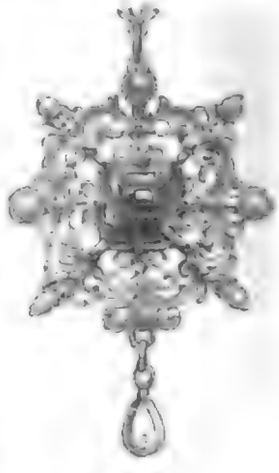


Fig. 5.

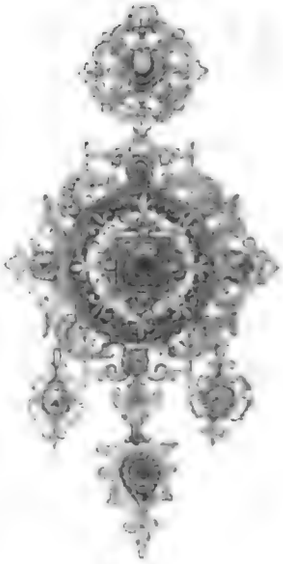


Fig. 3.

großer Vorsicht anzuwenden, um nicht den Eindruck des Unechten zu machen. Die unserem Aufsatz beigegebene Illustrationen stammen aus den Werkstätten der Herren W. Bauer in Schwäbisch-Gmünd und L. Ritter in Gotha und sind nach eigenen Entwürfen angefertigt. Außer den genannten auf diesem Gebiete bewährten Meistern beschäftigen sich aber im Norden und Süden von Deutschland noch viele Werkstätten mit diesem zwar billigen, aber echt künstlerischen Silberschmuck.

Der gestirnte Himmel im Monat April.*)

In diesem Monat kann man den Versuch machen, den Planeten Merkur mit bloßem Auge aufzufinden und zwar gegen Schluß des Monats kurz nach Sonnenuntergang. Der geeignetste Tag ist der 25., wo der Planet am weitesten östlich von der Sonne steht. Auch Venus ist noch gut zu sehen und zwar fast 2 Stunden lang nach Sonnenaufgang. Jupiter steht anfangs um 7 Uhr, schließlich schon 5¾ Uhr abends in Süden und geht natürlich auch entsprechend früher unter, zuletzt schon gegen 2 Uhr nachts. Noch beschränkter ist die Sichtbarkeit des Saturn, der bereits gegen 3 Uhr nachmittags im Meridian steht und endlich in der Abenddämmerung ganz unsichtbar wird. Das erste Mondviertel tritt am 2., der Vollmond am 10. ein. Letzterer ist von einer Mondfinsternis begleitet, die jedoch nur unbedeutend ist und von der überhaupt Europa nichts sieht. Man wird sie in Ost-Asien, Australien und dem westlichen Amerika beobachten können. Das letzte Mondviertel findet statt am 15., der Neumond am 25.; am folgenden Tage steht der Mond in der Erdnähe und soll dann nach einem alten, neuerdings wieder aufgefrischten Aberglauben, Regen und Wind bringen.

Aus Küche und Haus.

Von L. von Pröpper.

Nützliche Verwendung der Speisereste.

Suppe von Kartoffelbrühe. Man lasse etwas Mehl in Butter aufgehen, gieße die Kartoffelbrühe daran, thue Suppenkräuter hinein, wie in eine Fleischsuppe und hernach geröstete Weißbrotwürfelchen, kann die Suppe auch noch mit Ei und saurem Rahm abziehen.

Kartoffelbrühe sollte überhaupt nie weggeschüttet werden, da sie, wegen ihres Kartoffel- und Salzgehaltes, auch zu Saucen, Gemüsen und dergleichen, so viel besser ist, als bloßes Wasser; doch kann man sie nur von geschälten Kartoffeln benutzen.

Gansbrustreste in Ragoutmuscheln (Coquillos). Man schneide die Reste in kleine Würfelchen und schwinge sie mit etwas frischer heißer Butter einige Minuten lang über dem Feuer, gebe sie nun in die mit Sardellenbutter ausgestrichenen Muscheln und schlage vorsichtig, damit der Dotter ganz bleibe, ein Ei auf jede Muschel, salze es, setze die Muscheln einige Minuten vor dem Anrichten in den Backofen (Röhre), daß die Eier anziehen aber ja nicht hart werden und serviere sofort über einer achteckig gefalteten Serviette.

Aufgezogenes Sauerkraut mit Fisch. Man kann zu dieser sehr beliebten Sparschüssel, denn sie wird fast immer aus Resten bereitet, fast alle Fische benutzen, wenn gleich in Schwaben und Bayern der Hecht (Hechtkraut) bevorzugt wird, aber auch Schellfisch, Kabeljau, Karpfen und dergleichen, sind sehr gut dazu.

Man habe nun einen schönen Rest Sauerkraut und ein hübsches Stück gekochten oder gebratenen Fisch, den man entgrätet und in nette Stücke teilt. Dann verklopfe man etwa drei Eier mit einer Tasse saurem Rahm und vermische den größten Teil dieser Masse vermittelst einer Gabel, mit dem Sauerkraut, bestreiche eine Auflaufform wohl mit Butter, bestreue sie mit gestoßenem Weißbrot und lege den größern Teil des Sauerkrauts hinein, den Fisch darauf und auf diesen Stückchen Butter, Salz und etwas Pfeffer, darüber den Rest des Sauerkrauts und über dieses den Rest der Masse, gestoßenes Weißbrot und Stückchen Butter und setze die Form nun in den Backofen (Röhre), bis das Weißbrot schön bräunlich ist.

Farcierter Pfannkuchen. Man backe einen gewöhnlichen Pfannkuchen, steche aber nicht hinein, weil er nicht locker sein soll, lege ihn auf eine Schüssel und lasse ihn erkalten; nehme dann einen kleinen, etwa eigroßen Rest Fleisch, hacke ihn mit ein wenig Speck und vermenge ihn mit einem Ei, Salz, Pfeffer, Muskatnuß und ein wenig in Wasser geweichtem Weißbrot zu einer Farce, bestreiche damit den Pfannkuchen, rolle ihn auf und drücke ihn mit der Hand ein wenig nieder, schneide ihn dann der Quere nach in fingerdicke Scheiben und backe sie mit Butter auf beiden Seiten. — Gute und wohlfeile Beilage zu Gemüse und Salat.

Croquetten von Kartoffelpüree. Man gebe in die übrig gebliebene Püree, etwas in Wasser geweichtes Weißbrot, ein wenig Mehl, Salz, Muskatnuß, Citronenschale und ein paar Eier, forme längliche Croquetten daraus, wende sie in geriebtem Weißbrot um und backe sie mit Butter in der Pfanne. — Beilage zu grünen Erbsen oder Möhrchen, oder mit Kompot zu geben.

Truthahnschlegel auf ungarische Art, mit Paprika. Man reibe die restgebliebenen Schlegel eines gebratenen Truthahns, jeden mit einer starken Messerspitze Paprika (spanischem Pfeffer) allenthalben ein, lasse dann ein Stück frische Butter in einer Pfanne recht heiß werden und die Schlegel fünf Minuten lang über starkem Feuer darin braten, worauf man sie recht heiß anrichtet und eine weiße Capernsauce dazu reicht.

Salat aus Rindfleischresten. Man schneide etwa ½ kg kaltes Rindfleisch in feine, mundgerechte Stückchen, verrühre etwas Senf mit zwei Eßlöffeln dickem saurem Rahm und vier Eßlöffeln Essig, füge dann Pfeffer, Salz, fein gehackte Zwiebelchen, Estragon, Pimpinelle und Pfefferkraut (breitblätterige Kresse) hinzu und menge das Fleisch damit an.

Mayonnaise. Zu dieser eignen sich Reste von gebratenem Geflügel am besten, die man nett zerlegt, mit Mayonnaisesauce übergießt und mit Salat und Eiern garniert, doch können auch Kalbsbratenreste, in hübsche Scheiben geschnitten, dazu benutzt werden.

Folgende Sauce ist besonders zu empfehlen: Man gebe in eine Schale einen halben Theelöffel gehackte Schalotten, einen Theelöffel gehackte Petersilie oder Estragon, einen Theelöffel gestoßenen Zucker, 8 g Salz und ein Eigelb, rühre nach und nach einen Eßlöffel feines Oel und zwei Eßlöffel feinen Essig hinein und eben vor dem Anrichten ⅛ Liter geschlagenen Rahm.

Schneeberg. Man schneide Reste von Kuchen oder Pudding in längliche Stücke, bestreiche eine Porzellanschüssel mit frischer Butter und lege abwechselnd eine Schicht von diesen Stücken und eine Schicht von eingemachten Früchten, welche auch aus verschiedenen Resten bestehen können, darauf, schlage drei Eiweiß zu steifem Schnee, vermische ihn mit drei Eßlöffeln geriebtem Zucker und streiche dies über die Stücke, bestebe es mit Zucker und backe es in einem nicht zu heißen Ofen (Röhre), lichtgelb wie Biskuit.

Aus der Technik.

Neueste Patentanmeldungen.

Automatisches Minensystem. Zur Beseitigung eines noch schwerwiegenden Uebelstandes bei der Verwendung der Seeminen haben die Herren de Taund und Szigyarto in Wien eine Vorrichtung erfunden, mittels welcher die stets veränderliche Wasserhöhe über der Seemine selbstthätig reguliert werden soll. Mit dem zur Verankerung dienenden Stein ist eine Doppelrolle D (Fig. 1) verbunden, um welche sich zwei von der Mine ausgehende Drahtseile in mehrfachen Windungen schlingen und dann mit einem Cylinder C, dem Regulator, in Verbindung gebracht werden. Dieser Regulator ist oben vollständig verschlossen und außerdem noch zur Herstellung eines als Auftrieb wirkenden luftgefüllten Raumes mit einer Scheidewand S versehen, während unten ein durchlochter Boden den Verschluß bildet. Zwei von oben nach unten durchgehende Röhren R und R' dienen nur zum Durchlassen der Drahtseile. — Wird diese Vorrichtung nebst der Seemine bei einem beliebigen Wasserstand in der Weise, wie dies die Zeichnung angibt, versenkt, so bewirkt der Auftrieb der Seemine so lange ein Steigen derselben, bis das in den Regulator eindringende Wasser diesen derart beschwert, daß er dem Auftrieb der Seemine das Gleichgewicht hält. — Durch

*) Auf viele Anfragen teilen wir hierdurch mit, daß die Sternkarte, welche dem ersten Heft beigegeben war, auch für neueintretende Abonnenten oder Solche, denen das Blatt abhanden gekommen ist, gegen Einsendung von 30 Pfennig in Briefmarken durch die Verlagshandlung dieser Zeitschrift zu beziehen ist.

allmähliches Anziehen und endliches Festlegen der Drahtseile gibt man der Mine die erforderliche Lage unter der Wasseroberfläche. Erhöht sich alsdann der Wasserstand über derselben, so wird durch den hierdurch entstehenden größeren Druck ein größeres Wasserquantum in den Regulator gedrängt, so daß dieser nach unten sinkt, während die Seemine nach oben steigt. — Das Umgekehrte findet natürlich statt, sobald sich der Wasserstand vermindert, wodurch der Regulator gehoben und die Seemine heruntergezogen wird. — Unbedingt ist diese Vorrichtung äußerst ingeniös erdacht und verspricht auch bedeutungsvolle Vorteile beim Gebrauch der Seeminen; nur dürfen darum die Erwartungen noch nicht zu hoch geschraubt werden, denn erstlich erscheint das Funktionieren einer monatelang unter Wasser befindlichen Rolle keineswegs vollkommen gesichert und sodann beruht die Herstellung des notwendigen Gleichgewichts zwischen dem Auftrieb der Mine und dem Druck des Regulators vorläufig allein auf theoretischer Berechnung und diese ergibt in der Praxis nur gar zu oft Fehler, welche den Wert des ganzen Systems in Frage zu stellen vermögen.

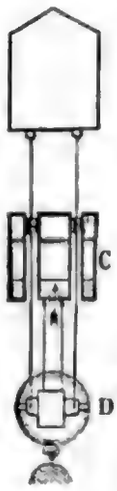


Fig. 1.

Ein zusammenlegbarer Reisetisch. Herr Rudolf Peters aus Alt-Landsberg hat einen Tisch konstruiert, welcher auf jeder Reise als ein kaum 50 cm langes und 25 cm breites, resp. hohes Kästchen mitgeführt und an jedem beliebigen Ort, wo sich Raum dazu findet, also auch im Eisenbahncoupé, mit großer Leichtigkeit hergerichtet und aufgestellt werden kann. Die Hauptbestandteile dieses Tisches sind: Die Tischplatte T; dieselbe bildet beim Transport die vier langen Wände des Kästchens, besteht somit aus vier durch Scharniere miteinander verbundenen Teilen. Zu derselben gehören vier Steifen S, welche die Plattenteile zusammenhalten und sich mit denselben verschrauben lassen. Das Stativ Y mit drei durch Scharniere mit denselben verbundenen Füßen F und

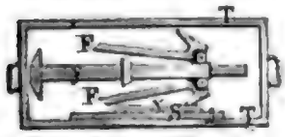


Fig. 2.

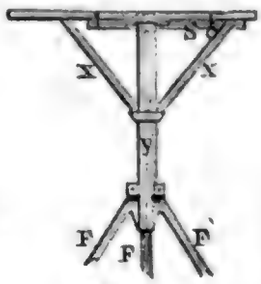


Fig. 3.

drei losen Streben X. Dieser Teil läßt sich mit Leichtigkeit zusammenklappen und dann in die zum Kasten formierte Tischplatte einschieben. Den Verschluß des Kastens bilden dann noch zwei Bodenbrettchen mit Handhaben, durch welche ein Riemen zum Zusammenhalten des Ganzen gezogen wird. Da sich in den vorhandenen Zwischenräumen des zusammengeklappten Kästchens noch mancherlei andere Reisebedürfnisse wie auch Lebensmittel ꝛc. unterbringen lassen, erscheint der Reisetisch durchaus praktisch und empfehlenswert. (Fig. 2 u. 3.)

Ein Taschentintenfaß. Zu den bereits zahlreich vorhandenen Artikeln dieser Art hat ein Studiosus Küster aus Berlin ein neues Exemplar erfunden, welches jedoch erwähnenswerte Vorzüge aufweist. Dasselbe besteht aus dem halbkugelförmigen eigentlichen Tintenfaß (A Fig. 4) mit Guttaperchadeckel und zwei konischen Aufhängern B B', dem Hängering C, welcher ebenfalls mit zwei Aufhängern B'' (B''') versehen ist, dem Gestell mit drei Füßen, die sich nach oben und zwar bis über den verschlossenen Guttaperchadeckel umklappen lassen, so daß dadurch der Deckel fest nach unten gedrückt wird und das Ganze sich bequem in der Tasche mitführen läßt. Der eine Fuß läßt sich durch eine Schiebevorrichtung S erheblich verkürzen, so daß das Stativ auf die schiefe Fläche eines Pults sicher aufgestellt werden kann. Das Ganze erscheint handlich und praktisch und ist als besonderer Vorzug die Hängeeinrichtung zu beachten, durch welche das Tintenfaß stets eine horizontale Lage erhalten kann, selbst wenn der Standort wie in Eisenbahnen, auf Schiffen ꝛc. erheblich schwanken sollte.

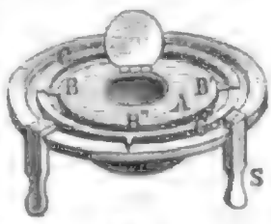


Fig. 4.

Apparat zur graphischen Darstellung von Tönen und zum Reproduzieren derselben. Herr Arthur French, St. Georg in London, hat einen äußerst sinnreichen Apparat zur Patentierung eingereicht, dessen Zweck darin besteht, die durch ein Telephon gelangenden Töne auf photographischem Wege festzuhalten und dann später wieder zu reproduzieren. Der Apparat ist ziemlich einfach und wie folgt beschaffen: Eine mit einer lichtempfindlichen Schicht versehene Glasplatte G dreht sich in einem Gestell um ihre Achse, was durch ein gleichmäßig arbeitendes Uhrwerk bewirkt wird. An entsprechender Stelle befindet sich ein Telephon T, dessen Rohr eine feine Durchbohrung O enthält, so daß ein durch O fallender Lichtstrahl die Glasplatte trifft. — Nun ist vor der Durchbohrung eine kleine, mit der Membrane des Telephons verbundene Klappe angebracht, welche entsprechend den Vibrationen der Membrane die Öffnung O mehr oder weniger verschließt.

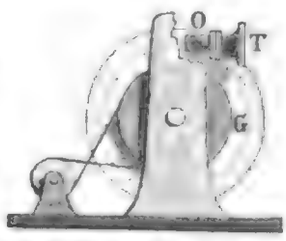


Fig. 5.

Wird nun die Glasscheibe gedreht, während Töne das Telephon treffen, so markieren sich ganz bestimmte Zeichen auf der Scheibe, die nachher photographisch fixiert werden können. — Es muß hierbei bemerkt werden, daß durch Vermittlung einer einfachen Vorrichtung der Weg, den obige Zeichen auf der Glasscheibe beschreiben, eine Spirallinie bildet, wodurch die Länge desselben weniger kurz bemessen wird.

Sollen nun, nach beliebig langer Zeit die so graphisch fixierten Töne wieder wachgerufen werden, so wird die betreffende Glasscheibe in den Apparat eingesetzt und sodann anstatt der Klappe ein kleines Stückchen Selen, welches Metall bekanntlich die Eigenschaft besitzt, die Elektricität nach Maßgabe des darauf fallenden Lichtes zu leiten, vor die Lichtöffnung gebracht und zugleich in die Leitung des zum Telephon gehörigen elektrischen Apparats eingeschaltet. — Sobald jetzt Lichtstrahlen durch die Zeichen der gedrehten Glasscheibe und die Durchbohrung O fallen, wird die Membrane des Telephons genau nach Maßgabe des auf das Selenstückchen fallenden Lichts in Vibration versetzt und das erwünschte Tönen tritt ein. So wunderbar die Wirkung dieses Apparats auch erscheinen mag, so haben uns doch die Erfahrungen der letzten Jahre belehrt, daß Wirkungen gleich wunderbarer Art sich thatsächlich hervorrufen lassen, und ist darum auch hier nicht daran zu zweifeln, daß mit dieser Erfindung wieder ein bedeutungsvoller Schritt vorwärts auf dem Gebiete der Elektrotechnik gemacht worden ist.

Die Holzblumen.

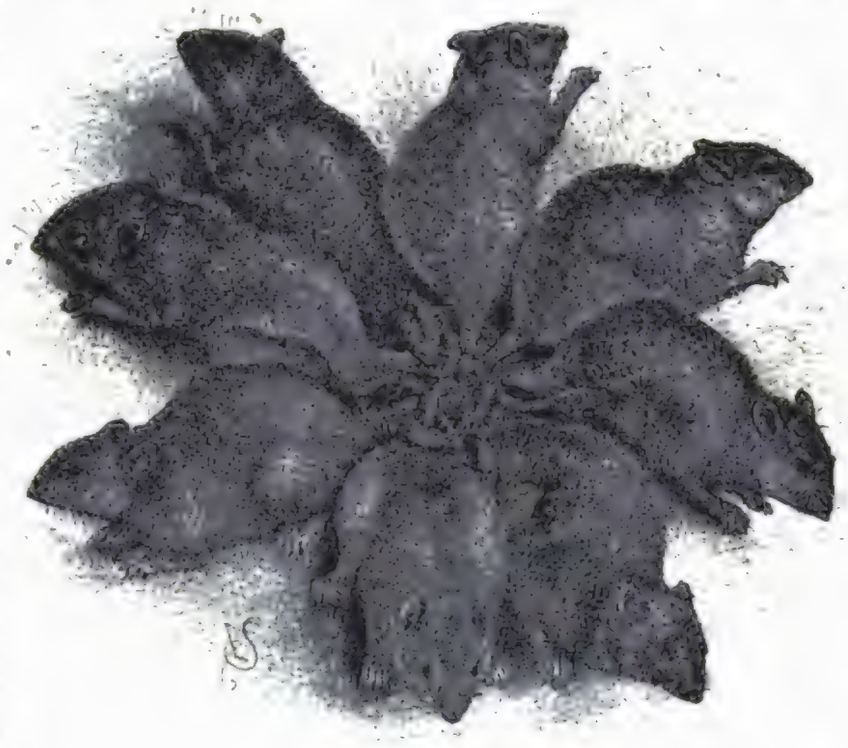
Gibt es denn Blumen von Holz, wenn man selbstverständlich künstliche Nachbildungen ausschließt? fragt der verehrte Leser. Allerdings gibt es solche und zwar gehören dieselben längst nicht zu den von der Mutter Natur am wenigsten bevorzugten. Freilich entbehren sie des süßen angenehmen Duftes, des bunten lieblichen Farbenschmuckes unsrer heimatlichen Blumen; — was aber ihre Form und Gestalt anbetrifft, so ist dieselbe, wenn auch von festem, kienichten Holze, in den meisten Fällen so schwungvoll und anmutig, daß man nicht mit Unrecht ihr häufig den Namen Rosa de madera „Holzrose" beilegt. Die Sache ist jedoch, wie es im ersten Augenblick erscheinen möchte, durchaus nicht neu. Der gelehrte Botaniker hat längst Kenntnis davon genommen und sie in den Bereich seiner wissenschaftlichen Forschungen gezogen, wie z. B. aus einer interessanten Abhandlung des Grafen von Solms-Laubach [1]) über diesen Gegenstand hervorgeht. Nichtsdestoweniger herrscht über die Art und Weise der Entstehung noch ein Dunkel, zumal bei derjenigen Art von Holzblumen, deren hier insbesondere gedacht werden soll und deren Heimat Centralamerika ist. Dieselben besitzen eine gewisse Gleichförmigkeit, sind durchgehends von einem proportionierlichen, kräftigen Unterstamm getragen und haften nicht, wie dies meistens bei den höchst ungleichförmigen, europäischen Auswüchsen der Fall ist, unmittelbar flach an dem Stamm des Baumes.

Die erste Bekanntschaft mit einer solchen Blume machte ich in dem Hause des Minister-Residenten von Guatemala, der sich

[1]) Das Haustorium der Loranthaceen und Thallus der Rafflesiaceen und Balanophoreen von H. Grafen zu Solms-Laubach.

Seltenheit damit dem Schicksal alles Fleisches überliefert wurde. Es waren nämlich elf der gewöhnlichen Hausratten, schwärzlich aschenfarbig und vollkommen ausgewachsen. Die Schwänze waren ineinander dicht verschlungen und zusammengewachsen. Sie glichen einem Knäuel von der Größe einer Faust. Die Verschlingung der Schwänze fing etwa einen Zoll von den Leibern an. Der Schwanzwulst ragte etwas über die Ratten hervor. In Ordnung gebracht, bildete der Knäuel den Mittelpunkt, und die elf Ratten bildeten ebensoviel Strahlen, an deren äußerstem Ende sich die Köpfe befanden. Die ganze Kreisfläche hatte wohl an $1\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser. Unter mehreren herbeikommenden Zuschauern ergriffen zwei junge Leute zwei entgegenliegende Ratten und zogen mit Gewalt daran; die eine riß nahe am Leibe ab und der Schwanz blieb im Knäuel zurück. Beim Drehen und Wenden dieser Rattenfamilie sah man deutlich, daß auf dem oberen Teile des Schwanzknäuels die Schwänze wie verschlungene Stricke über- und untereinander sich durchzogen, auf dem unteren aber mehr wie zu einem Kloß gebildet und ineinander verwachsen waren, an welchem man deutlich nur Erhöhungen wie Nähte oder Leisten gewahr wurde.

O. Lehmann.



Der Rattenkönig.

Vom Büchertisch.

Der 1. Band der im Verlag von Jul. Riedner (Wiesbaden 1883) erscheinenden „Erzählungen aus alten deutschen Städten" von J. Bonnet" enthält eine Erzählung aus dem 15. Jahrhundert betitelt „Der Geisterbanner von Rothenburg." Der Leser sieht sich mitten in das soziale und politische Leben und Treiben einer dazumal geistig regen Stadt versetzt. Die Repräsentanten jener mittelalterlichen Zeit sind keine Schemen und wesenlose Phantasiegebilde sondern lebensfrische und sympathische Gestalten. Das Zeitkolorit ist gewahrt, die Diktion nicht ohne Poesie und Wohllaut. Wir werden Gelegenheit nehmen, in kurzem die weiter erschienenen Bände an dieser Stelle anzuzeigen.

Im Anschluß an obiges Werk ist der historische Roman „Nürnberg" von Luise Otto (Leipzig, H. Fischer Nachf.) zu erwähnen, zu dessen Empfehlung wohl die Mitteilung genügt, daß bereits die dritte Ausgabe dieses farbenprächtigen, auf ernsten Studien beruhenden Romanes aus dem 15. Jahrhundert vorliegt. „Auch ich sah dich, und deine Steine sprachen"; jedem der dies „Reliquienkästchen des alten deutschen Reiches" gesehen, wird es ähnlich wie dem Verfasser ergangen sein, welcher „die alte Zeit lebendig ward und vor deren geistigen Auge die Jahrhunderte versanken wie der sinkende Tag". — Möchte das Buch recht viele Leser finden.

Um einige Jahrhundert weiter zurück versetzt uns G. Hartners Roman „Unter dem schwarzen Kreuz" (Leipzig, K. Meißner). Verfasser versteht es, schon nach wenigen Seiten den Leser zu fesseln und ihn für das Geschichts- und Kulturbild, welches er frisch und lebendig gezeichnet, zu interessieren. Der Vorwurf, den er sich gewählt, ist der Kampf, den die ihrer Götter und Freiheit beraubten Preußen im 13. Jahrhundert mit den Rittern des deutschen Ordens um diese ihre höchsten Güter gekämpft haben. Es ist ein heißes schweres Ringen des alten trotzigen Heidentums mit dem Christenglauben das unser ganzes Denken und Empfinden auf sich zieht und fesselt.

„Das bist du" ist der vielversprechende Titel eines Romanes in 4 Büchern von G. v. Amyntor (Berlin, Fr. Luckhardt), der nun mehr im Herzen des deutschen Volkes Wurzel fassenden Verfassers der „hypochondrischen Plaudereien." Daß wir darauf verzichten müssen, an dieser Stelle den höchst lesenswerten Roman eingehender zu analysieren, bedauern wir. Bei dem guten Klang, dessen sich der Name Amyntor jedoch zu erfreuen hat, genügt wohl dieser kurze Hinweis. Mit Freuden begrüßen wir gleichzeitig die 2. Auflage des „Neuen Romanzero" (Hamburg, J. F. Richter), eine Sammlung von lyrischen Erzeugnissen Amyntors teils geharnischter und polemischer Natur, teils philosophischer und rein menschlicher Richtung, wie u. a. die „Friedhofsmelodieen". In den Romanzen ist vielfach der echte Balladenton getroffen; das den Schluß bildende Mysterium „Der letzte Mensch" eröffnet einen erhebenden Ausblick in eine glücklichere Welt, in welcher der Mensch wissend und glaubend hier schon das verlorene Paradies wiederfindet. —

Ein Buch, das sich durch Frische und Ungesuchtheit stofflich wie formell sehr vorteilhaft auszeichnet, ist die Erzählung „Um Paris" von Ad. Brennecke (Zürich, Gäßer Schmidt). Der Verfasser hat die geschilderten Vorgänge aus dem großen Kriegsjahre 70/71 zum Teil selbst mit erlebt. Wahrheit mischt sich mit Dichtung in harmonischem Guß; der offen zu Tage tretende Stolz auf sein Deutschtum verhindert Br. nicht, den liebenswürdigen Eigenschaften unserer westlichen Grenznachbarn volle Anerkennung zu zollen. Wir brauchen uns solcher Gegenstücke zu „au pays des milliards" nicht zu schämen!

Der als Interpret der nordischen Litteratur bereits wohlbekannte L. Passarge hat die deutsche Litteratur vor kurzem mit einem neuen Werkchen, „Norwegische Balladen" (W. Schlicke, Leipzig) betitelt, bereichert. Die Auswahl ist geschickt getroffen und sehr reichhaltig. Wir begegnen Namen wie Björnson, Blom, Ibsen, Storm u. a. — auch die Uebersetzung ist abgesehen von wenigen Härten im Ganzen fließend und poetisch. Höchst wertvoll sind die sachlichen Erklärungen unter dem Text, ohne welche ein Verständnis beim größeren Publikum rein unmöglich wäre.

Daß A. Godin aus dem Herzen schreibt und deshalb auch das Innere des Lesers erfaßt, haben wir wiederum bei der Lektüre der drei uns vorliegenden Werke der wohlverdient so beliebten Schriftstellerin erfahren. Der Roman „Mutter und Sohn" (Leipzig, E. Keil) und „Gräfin Leonore" (Leipzig, Schulze u. Co.) sind nur auf breiterer Basis aufgebaut und kunstvoller gefügt als die neuen Novellen, „Schicksale" betitelt, welche zum Teil wahre Kabinettstückchen unserer modernen Erzählungslitteratur genannt werden dürfen.

Das liebenswürdige Erzählungstalent, welches Helene Stökl bereits viele Freundinnen erworben hat, bekundet sich abermals vorteilhaft in den an die reifere weibliche Jugend adressierten vier Erzählungen, welche unter dem Gesamttitel „Verhängungene Lebenspfade" (Berlin, Lubarsch u. Co.) erschienen sind. Da das Backfischalter (pardon, verehrte Leserin!) ein sehr leselustiges ist, hoffen wir durch Nennung eines wahrhaft guten Buches uns von verschiedenen Seiten Dank zu verdienen.

—g.—

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.
Nachdruck, auch im Einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.
Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Weltpost.

Das Preisrätsel im Weihnachtsheft, von dem in diesem Hefte die rechte Lösung veröffentlicht wird, wurde von den nachfolgend Angegebenen richtig gelöst und sind diesen die beistehenden Preise zuerkannt worden:

1. Preis: J. Baumann-Knobel, Zürich, Lindtheschergasse 20.

2. Preis: F. W. Schmidt, Lübeck, Wahmstraße 406.

3. Preis: Carl Lassen, Lübeck.

Weitere Lösungen gingen nicht ein und haben wir deshalb die Preise 4—12 an Löser des Rätsels in Heft 5 verteilt. Sie bilden dort die Preise 7—15.

Fortsetzung siehe nächste Seiten.

Ein stolzer [902]
Schnurrbart
erweckt stets das Interesse der Damenwelt, ein glattes Milchgesicht findet selten Sympathie. Wem Schnurr- oder Vollbart noch fehlt, der bestelle sich gleich den weltberühmten
Mustaches-Balsam
v. P. Boße, Frankf. a. M., Schillerstr. 12.
Ganze Dose M. 2.50., halbe M. 1.50.

ZÜRICH — am Bahnhof.
Hôtel Habis. [975]

J. NEBRICH, *Sekt-Depôt*, Köln. [973]

Venus Schönheiten Cab. Pracht-Album 12 Blatt vers. geg. Eins. v. 3½ ℳ franco i. eingekl. Adolph's Photogr. Anstalt, Lobau i. S. Catalog gratis [966]

Billigste Bezugsquelle für
Prima Holländische Cigarren u. Tabake
garantirt aus nur besten importirten Tabaken, frei von allen Surrogaten. [1023]
Rheinische Versand-Anstalt (Steiger) Moers am Niederrhein.
Preiscourant in Heft 2 dieser Zeitschrift.

Wäschereglanzreisen. [997]
Schönstes Geschenk

Preis 3 Mark; vernickelt 4 Mark.
Ohne Uebung sofort feinste Glanzerzeugung.
Fritz Lange, Berlin, Schwedterstr. 252.

Stottern! [1030]
wird brieflich geheilt. Anfr. m. Ret.-Marke an **Arthur Heimerdinger, Straßburg i/E.**

Die
Collection Spemann

Preis des gebundenen Bandes M. 1., franko per Post M. 1. 25.
brachte inzwischen folgende neue Bände:

Band 57. **Maximilian Schmidt, Glasmacherleut.** Kulturbild aus dem bayrischen Wald.
„ 58. **J. Ludwig, Mein Großoheim und andere Erzählungen.** Mit einer Einleitung von H. de Beauignolles.
„ 59. **Bret Harte, Im Walde von Carquinez.** Mit einer Einleitung von E. Zabel.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

Verfälschte schwarze Seide.

Man verbrenne ein Müsterchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige **Verfälschung tritt sofort** zu Tage: **Echte, rein gefärbte Seide** kräuselt sofort zusammen, verlöscht bald und hinterläßt wenig Asche von **ganz hellbräunlicher Farbe.** — **Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht)** brennt langsam fort, namentlich **glimmen die „Schlußfäden" weiter** (wenn sehr mit Farbstoff erschwert) und hinterläßt eine **dunkelbraune Asche,** die sich im Gegensatz zur echten Seide **nicht kräuselt,** sondern **krümmt.**

Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so **zerstäubt** sie, die der **verfälschten nicht.**

Muster von meinen echten Seidenstoffen stehen Jedermann zu Diensten, und liefere ich einzelne Roben und ganze Stücke zollfrei ins Haus, ohne Zollberechnung. [844]

Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto.

Zürich (Schweiz). **G. Henneberg's**
Seidenstoff-Fabrik-Dépôt.
Königl. Hoflieferant.

Digitized by Google

Historisch kritische Ausgabe

unter Mitwirkung
hervorragender Germanisten
herausgegeben von

Joseph Kürschner.

Verlag von

W. Spemann, Berlin u. Stuttgart.

Die neuesten Bände enthalten:

Bd. 28. Albertinus Lucifers Königreich und Seelengejaidt. Hrsgb. von R. Frhr. v. Lilienkron. (Erster Neudruck!) Bd. 29. Abraham a S. Clara „Judas der Erzschelm." Hrsgb. v. F. Bobertag.

Inhalt der Bände 1—27:

1 u. 6. Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus". (Werke 1. u. 2. Bd.) 2. Goethes „Faust". (Werke 12. Bd.) 3. Schillers „Räuber und Fiesko". (Werke 3. Bd.) 4. Kortums „Jobsiade". 5. Lessings „Lieder, Oden, gereimte Fabeln ꝛc., Jugenddramen." (Werke 1. Bd.) 7. Wielands „Oberon ꝛc." (Werke 2. Band.) 9. Grimmelshausens „Simplicianische Schriften". Bd. 11. Günthers Gedichte. Bd. 8, 10 u. 12. Stürmer und Dränger. Bd. 1—3. Enthalten Klinger, Leisewitz, Lenz, Wagner, Maler Müller, Ch. F. D. Schubert. Bd. 13. Gryphius Werke. Bd. 14. Lessings Jugendfreunde. Bd. 15. Moscheroschs Gesichte Philanders von Sittewald. Bd. 16. Goethes Dramen. Bd. 1. (Der Werke 6. Band.) Bd. 17. Lessings Jugenddramen u. dramatische Meisterwerke. Bd. 2. 18. Schiller „Kabale und Liebe" und „Don Karlos" (in 3 Ausgaben). (Der Werke 4. Bd.) 19. Simon Dach und seine Freunde, Joh. Röling. 20. Goethes Gedichte. Bd. 1. (Der Werke 1. Bd.) Bd. 21. Ziglers Asiatische Banise. (Der Schles. Schule 2. Bd.) Bd. 22. Hebels Alemanische Gedichte. Bd. 23. Hebels Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Bd. 24 u. 25. Lessings dramat. Nachlaß u. dramat. Meisterwerke. (Werke 2. Bd.) Bd. 26. Die Gegner der zweiten schlesischen Schule. 2 Bd. Bd. 27. Goethes Naturwissensch. Schriften. 1 Bd.

Die „Deutsche National-Litteratur" ist die einzige nach einheitlichem Plane angelegte wissenschaftliche Ausgabe der gesamten deutschen Litteraturschätze von ihren Anfängen bis zur Neuzeit.

Die „Deutsche National-Litteratur" zeichnet sich dabei durch musterhafte Ausstattung und eminent billigen Preis aus (die Lfg. à 6—7 Bogen nur 50 Pf.!)

Die „Deutsche National-Litteratur" ist ein nationales Unternehmen von so hervorragender Bedeutung, enthält eine solche Fülle der uns zunächst liegenden litterarischen Schätze, daß es mehr als irgend eines Gemeingut der wahrhaft Gebildeten werden sollte.

Preisausschreiben für Feuilletons.

Fortwährend bemüht, die „Neue Musik-Zeitung" zu einem Blatte ersten Ranges zu gestalten und ihren Lesern gediegensten Unterhaltungsstoff zu bieten, erlassen wir hiermit ein Preisausschreiben für Feuilletons unter nachstehenden Bedingungen:

§ 1. Den für die Preisbewerbung bestimmten Arbeiten müssen Motive aus dem Künstlerleben (Komponisten, Virtuosen, Sänger, Sängerinnen ꝛc. ꝛc.) zu Grunde liegen, dabei sind Gestalten der eigenen Phantasie entsprungen nicht ausgeschlossen. Sie sollen in erzählender Form abgefaßt sein, gleichviel ob im Gewande der Novelle, der biographischen Erzählung, des Märchens oder der Humoreske.

§ 2. Der Umfang eines Feuilletons darf nicht weniger als fünf und nicht mehr als fünfzehn Spalten der „Neuen Musik-Zeitung" umfassen.*)

§ 3. Für die besten Arbeiten werden folgende Preise ausgesetzt:

Ein I. Preis von 600 Mark
Ein II. Preis von 300 „
Ein III. Preis von 150 „

§ 4. Undeutlich geschriebene und also schwer leserliche Manuskripte werden von der Konkurrenz ausgeschlossen.

§ 5. Die Arbeiten müssen mit einem Motto versehen und spätestens bis 1. Juni 1884 im Besitze des Verlegers der „Neuen Musik-Zeitung" (P. J. Tonger in Köln) sein; dem Manuskript ist ein verschlossenes Couvert beizufügen, welches ganz dasselbe Motto nebst genauer Adresse des Einsenders enthalten muß. Außerdem ist das Motto und der Titel des Manuskriptes anzugeben.

§ 6. Die preisgekrönten Werke werden Eigenthum des Unterzeichneten.

§ 7. **Es bleibt vorbehalten, nicht preisgekrönte, aber dennoch gute, zur Preisbewerbung eingesandte Arbeiten, für die „Neue Musik-Zeitung auszuwählen; diese werden mit 10 Mark pro Druckspalte honoriert und gehen ebenfalls in das Eigenthum des Ausschreibers über.**

§ 8. Die unberücksichtigt gebliebenen Einsendungen können während dreier Monate von Bekanntmachung des Resultates an gerechnet, zurück verlangt werden; bis zu dieser Frist nicht reklamierte Manuskripte fallen der Vernichtung anheim.

§ 9. Als Preisrichter fungieren die Herren: [1188]

Felix Dahn, Professor in Königsberg,
Ernst Pasqué, Schriftsteller in Darmstadt,
August Reiser, Redakteur der „Neuen Musik-Zeitung" in Köln.

§ 10. Das Resultat wird voraussichtlich bis 15. August 1884 bekannt gegeben werden.

Verlag der Neuen Musik-Zeitung
(P. J. Tonger) in Köln a/Rh.

*) Solchen Bewerbern, welchen die Neue Musik-Zeitung nicht bekannt ist, stehen Probeblätter in jeder Buch- und Musikalienhandlung oder vom Verleger gratis zur Verfügung.

In allen Buchhandlungen ist vorräthig: [1161]

Die Diphtherie.

Ihre Entstehung, Verhütung und Behandlung.

Von Dr. **C. G. Rothe,** Altenburg.

Elegant in Leinwand gebunden. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Landw. Institut der Universität Leipzig.

Der Anfang des **Sommer-Semesters** ist auf den **22. April** festgesetzt. Programm und Stundenplan vom Unterzeichneten zu beziehen.

Der Director:

[1156] *Geh. Hofrath Dr. Blomeyer.*

Weltpost.

Das Preisrätsel im 5. Heft hat auch seit dem Erscheinen des 6. Heftes noch zahlreiche Löser gefunden, die nachstehend mitgetheilt sind. Lösungen, die erst nach dem 10. Februar bei uns eingingen, konnten nicht mehr berücksichtigt werden.

1. Preis: P. A. Schmitt, dr. Adr. Eduard Fremann, St. Petersburg.
2. Preis: Frau Hedwig Schemel, Crone a. Brahe.
3. Preis: Max, Karl und Rosa Rohrweck in Wien, Ausstellungsstraße 17 II.
4. Preis: Franz Ihinger, Wien, Nordbahnhof 3.
5. Preis: Frau Dr. Kleemann, Altona.
6. Preis: Max May in Meiningen.
7. Preis: Eugen Paul in Dresden, Schumannstraße 21.
8. Preis: Dr. Emil Frey, Aarau.
9. Preis: J. Thannheimer, Aschaffenburg in B.
10. Preis: Adolf Herzog, Berlin, Landsbergerstraße 4 III.
11. Preis: Max Fischer in Chemnitz.
12. Preis: Ad. Meigatter in Pyrmont.
13. Preis: Eduard Flesch, Brünn.
14. Preis: Sieg. Gustav König in Walterswyl bei Langenthal, Kt. Bern.
15. Preis: Joh. Böttner, Bremen, Gellertstraße 38.

L. R. in H., E. E. v. B. in W., R. S. in P., H. H. in P., E. R. in W., J. A. in B., R. M. in G., J. R. v. N. in J., P. C. in Z., G. K. in R., E. L. in H., L. in K., M. K. in T., J. E. in B., J. H. in P., E. Ph. in B., R. B. in P., J. F. in M., F. H. in H., O. E. in O., W. H. in P., E. B. in H., P. B. in F., L. B. in W., A. R. in C., G. M. in R., A. H. in F., A. L. in B., G. G. in P., W. K. in W., W. F. in P., J. D. Nr. 10 in G., F. M. in F., C. L. in H., R. T. in T., A. R. in Oe., C. v. A. in M., M. L. in G., A. Z. in H., G K. in B., J. R. S. in M., R. in W., Fr. H. in S., H. H. in B., J G. in St., R. U. in L, J. W. in M., X. P. in A., E. R. in A., C. S. in H., Th. H. in J., E. T. in F., G. K. in R., A. F. in K., C. F. in R., A. S. in M., K. D. in W., A. L. in St. P., E. A. in T., L. B. in St., E. F. in E., F. H. in W., L. R. in R., M. A. in W., E. M. in B., P. G. in St. P., R. G. in L., C. M. P. in P., A. F. in B., E. K. in B., F. A. in R., F. R. in R., E. Z. in R., K. in R., L. B. in R., E. R. in H., P. K. in O., M. F. in Gh., H. E. in D. L., A. H. in C., H. F. in H., C. H. in P., General Cr. in C., W. E. in B., R. H. in C., F K. in K., E. M. in R., 6 B. in P., W. M. in Sm., A. J. in A., K. H. in R., W. K. in H., H. L. in U., H. Sp. in C., R. L. in C., E. S. in B., B. in A., G. M. in B., Sp. in U., M. S. in H., A. K. in A., F. M. in B., J. W. in W., F. P. in R., E. M. in F. O., K. D. in B., R. G. in W., G. H. in W., H. E. in B., A. S. in B., W. W. in E., G. G. in M., S. S. in L. J. L. H in W., F. H. in J., E. E. in P., A. T. in W., C. R. in B., L. W. in P., H. H in H., J. M. in O., O. K. in M., G. C. in R., E. B. G. in G., C. H. J. in A., J. K. in R., W. in E., G. A. C. in M.-Sch., J. R. in F., F. M. in B., M. v. D. in Z., O. K. in D., G. S. in B., L. J. in W., F. F. in G., C. H. in B., St. G. in B. M. T. in L., W. B in E, R. H. in U., Pl. in L., A. v. W. in S., E. K. in R., A. St. in R., B. S. in St.,

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

Troilus und Kressida

(Il Filostrato).

Ein Epos in 10 Gesängen und 2 Epilogen von

Giovanni Boccaccio.

Zum ersten Male ins Deutsche übertragen von

Freiherrn von Beaulieu-Marconnay.

Original-Büttenpapier. Liebhaber-Einband. **Preis 5 Mark.**

Verlag von A. Hofmann & Co. in Berlin. [1162]

Von **Paul Heyse, Georg Ebers, Fr. v. Bodenstedt, G. Brandes, Jul. Große, Rob. Waldmüller, Hieronym. Lorm, E. A. König, R. Dehn, L. Laistner** u. A. als ein höchst bedeutendes Werk anerkannt:

Raskolnikow, Roman von **Dostojewskij.**

Nach der 4. Auflage des russischen Originals übersetzt von **Wilhelm Henckel.** Verlag von **W. Friedrich** in **Leipzig.** 3 Bände. 10 Mark, gbd. 12 M. 50 Pf.

Georg Ebers schreibt: „Dieser Roman ist eine furchtbar schöne, gewaltige Dichtung . . . . Ich habe kaum etwas Ergreifenderes gelesen, als dieses furchtbare Buch, welches sich auf gemeinen Mord gründet, der doch nicht gemein ist, welches uns das Herzensbündniß eines Räubers mit einem gefallenen Mädchen vorführt, welches uns anmuthet wie eine reine, durch Hagelschlag beschädigte weiße Blume. Mit fliegender Hand habe ich Seite um Seite gewendet, und als ich fertig war, athmete ich auf wie nach einer Wanderung über gähnende Abgründe. Dieses Werk, dieser Dichter sind groß und werth, daß man sie kennen lernt." **Paul Heyse** sagt: „Nun erst kann ich Ihnen danken, daß Sie mir dazu verholfen haben, dies höchst merkwürdige Buch kennen zu lernen, das in seiner Art vielleicht unerreicht dasteht, von einer psychologischen Kraft und Tiefe, wie sie selbst unter den Landsleuten des Verfassers sich selten finden wird." **Georg Brandes:** „Das Buch muß als ein Quellenwerk ersten Ranges für die Entstehungsgeschichte des modernen Rußland betrachtet werden." (N. fr. Pr.) — **Aehnliche Urtheile fällten die obengenannten Dichter und Schriftsteller.** [1185]

In **Heuser's Verlag** (Louis Heuser) in **Leipzig & Neuwied** erschienen soeben:

DIE MORPHIUM-EINSPRITZUNGEN, deren Wirkung, Anwendung und Abgewöhnung von **P. Altvater.** Preis M. 1. 80.

DIE MORPHIUM-SUCHT und ihre Behandlung von **Dr. Albr. Erlenmeyer. 2. Aufl.** Preis M. 3. 60. [1139]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

„Bibliothek für Ost und West".

Unter Redaction von **Dr. Alfred Friedmann.** Jeder Band, mit einer Titel-Illustration von ersten Künstlern, ist einzeln käuflich und kostet elegant gebunden 60 kr. = 1 M. Jährlich erscheinen 25 Bände. Abonnenten auf complete Exemplare erhalten jeden 25. Band gratis.

Ausführlicher Prospect gratis und franco.

Band I. **Aus dem Kleinleben der Großstadt.** Wiener Genrebilder von V. Chiavacci, 15½ Bogen Octav. Mit Titel-Illustr. von Hans Schließmann.

Band II. **Novellenkranz** von E. von Bauernfeld. 15 Bogen 8. Mit Titel-Illustration von L. Lewin.

Band III. **Blätter im Winde.** Neue Skizzen von Ferd. Groß. Mit dem Porträt des Verfassers.

Die weiteren Bände bringen Beiträge von **Joh. Nordmann, Julius von der Traun, Aug. Silberstein, Ada Christen, Leopold Kompert, Ad. Silberstein, Max Nordau, Balduin Groller, Ed. Mautner, F. von Schönthan, Max Kalbeck, F. Mamroth, Oscar Welten, Emil Peschkau, J. R. v. Weilen, Lucian Herbert, J. H. Wehle** u. v. A. [1173]

Berlin, Wien, Leipzig, **Hugo Engel.**

Digitized by Google

Weltpost.

C. W. in W., G. W. in U., J. E. in D., A. S. in O.-U., H. L. in Z., W. U. in F., L. W. in B. bei W., P. F. in D., G. C. in W., A. K. in P. bei F., A. W. in Ch., J. J. in K., A. in M., R. S. in L., J. M. C. in P., A. G. in T., E. T. in W., H. L. in S., J. H. in T., W. B. in R. H., B. in B., A. v. B. in St., E. B. in W., G. H. in Z., M. F. in F., Frau F. in J., R. in S., F. W. in Th., J. M. in Z., F. J. in T., A. K. in R., A. Sch. in C., J. K. in K., E. M. in H., G. O. in A., H. P. in D., L. S. in C., H. W. in B., J. S. in J., G. S. in B., A. U. in W., G. U. in S., F. P. in F., A. O. in E., A. in P., C. G. in G., J. C. in B., F. A. in R., A. M. in L., A. B. in D., M. K. in H., C. F. in H., F. G. H. in R. H., H. in L., P. F. in T., F. B. in F., O. K. in W., J. S. in H. bei St. P., R. D. in B., P. Sch. in D., Frau G. in F. R. W. in L., K. in S., J. E. in M., C. G. J. in S., A. S. in R., H. R. in W., R. T. in H., C. B. in L., G. S. in M., G. R. in F., M. H. in C., J. St. in W., A. M. in C., M. L. in St., A. H. in G., R. B. in St., W. K. in J. O., R. A. in W., H. K in W., E. G. in G., J. B. in Sch., F. F. in B., F. L. in F., P. L. in W., J. A. O. in W., S. in S., R. M. in D. N., M. E. in D., Graf St. in H., C. D. in R., J. K. in E., A. St. in B., H. L. in B., A. M. in Py., P. L. in H., J. H. in B., H. S. in D., O. J. St. in R. H., A. R. in K. bei S., D. J. in M., W. J. A. in W., M. O. in St. P., W. W. in Ch., A. in R. J., E. A. in S., A. R. in T., C. Sch. in B., G. D. in H., F. K. in K., A. H in W., M. R. in T., A. St. in B., M. H. in St. bei O., M. B. in L., B. Th. in H., J. F. in Ch., C. J. B. in K., D. in P., E. L. in R., P. J. in A., A. B. in O., A. W. in W., F. J. in B., O. P. in K., A. v. C. in W., W. R. in M., C. M. in A., B. H. in F., H. A. in Sch., J. L. in K., C. P. in W, R. v. E. in E., C. H. in B., A K. in R., J. R. F. G. in M., S. in K., M. L. in B., R. W. in B., C. H. in S., D. K. in H., G. B. in St. P., E. T. in L., J. R. in St., J. W. S. in G., E. R. in O., M. S. in P., P. K. in H., L. K. in B., M. S. in W., A. F. in P., Z. in B., A. P. in B., S. in Z., O. K. in S., M. O. in R., J. F. in P.-O., O. K. in Z., Sp. in R., P. R. H. in H., K. G. in Kl., W. J. in R. bei W., H. B. in M., Dr. R. in W., F. B. in W., T. H. in Schw., L. L. in B., M. H. in P., R. L. in W., C. D. in St. P., P. A. Sch. in St. P., J. M. in K., E. K. in K., A. F. in Z., R. K. in St. P., De. in M., M. L. in M., H. M. in B., H. G. in H., M. S. in G., A. P. in R., J. H. in B., H. F. in St., A. F. in O. D., B. W. in G., F. W. in W, G. S. in H., A. L. v. L. in W., S. A. in P., Treuer Deutscher in B., K. A. D. in W., H. W. in M.-G., K. D. in H., R. in B., G. F. in L., A. R. in T., P. S. in B., M. Sch. in B., J. K. in B., O. E. in B., B. R. in M., A. H. in O., K. St. in T., J. in B., K. G. in B., O. in B., B. M. in H., J. R. in H., B. B. in B., S. S. in P., F. L. in S., E. S. in W., G. F. in H., A. D. in St., B. D. in H., S. B. in M., W. R. in W., Fr. E. in R., H. P. in W., J. W. in W., B. F. in R., A. D. in P., C. S.-H. in St. P., Dr. R. in L., J. B.

Berliner Tageblatt

73 Tausend Abonnenten — 73 Tausend Abonnenten

nebst seinen 4 werthvollen Beiblättern

„ULK" illustrirtes Witzblatt,

„Deutsche Lesehalle" illustrirtes belletristisches Sonntagsblatt,

„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft"

und **„Industrieller Wegweiser"**

wurde in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Inhalts

die gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

Die Vorzüge des **„Berliner Tageblatt"** bestehen vornehmlich in Folgendem: „Täglich zweimaliges Erscheinen als Abend- und Morgenblatt. — Gänzlich unabhängige, freisinnige, politische Haltung. — Spezial-Korrespondenten an allen wichtigen Plätzen und daher rascheste und zuverlässige Nachrichten; bei bedeutenden Ereignissen umfassende **Spezial-Telegramme.** — Ausführliche Kammerberichte des Abgeordneten- und Herrenhauses sowie des Reichstags. — Umfassende Handelszeitung und Courszettel der Berliner Börse. — Vollständige Ziehungslisten der Preußischen und Sächsischen Lotterie, sowie Auslosungen der wichtigsten Loospapiere. — Graphische Wetterkarte nach telegraphischen Mittheilungen der Deutschen Seewarte. — Militärische und Sport-Nachrichten. — Personal-Veränderungen der Civil- und Militär-Beamten. — Ordens-Verleihungen. — Reichhaltige und wohlgesichtete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen. — Interessante Gerichtsverhandlungen. — **Theater, Litteratur, Kunst** und **Wissenschaft** werden im Feuilleton des **„B. T."** in ausgedehntem Maße gepflegt, außerdem erscheinen in demselben

Romane und Novellen
unserer ersten Autoren.

Trotz der Fülle anregenden und unterhaltenden Lesestoffes, wie solcher thatsächlich von keiner anderen täglichen Zeitung Deutschlands geboten wird, beträgt der Abonnementspreis auf das „Berliner Tageblatt"

für das Vierteljahr nur **5 Mk. 25 Pf.** für alle fünf Blätter zusammen.

Man abonnirt bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches vierteljährlich zum Preise von 5 Mk. 25 Pf.; für den II. und III. Monat eines Quartals zum Preise von 3 Mk. 50 Pf.; für den III. Monat eines Quartals zum Preise von 1 Mk. 75 Pf. Probe-Nummern gratis und franko.

Für das Ausland beträgt das Abonnement 4,35 Mk. pro Monat, 13 Mk. pro Quartal incl. Porto für postfreie Zusendung unter Kreuzband und kann dasselbe mit **jedem Tage begonnen werden.** Bestellungen nebst Abonnements-Betrag sind direct an die Expedition des „Berliner Tageblatt", Berlin SW., Jerusalemerstraße 48/49 einzusenden.

!!! Interessanteste Wochenschrift !!!
für das gebildete Publikum.

Deutsches Montags-Blatt.

Diese durch und durch **originelle** litterarisch-politische Wochenschrift, welche die **hervorragendsten** deutschen Schriftsteller zu ihren Mitarbeitern zählt, enthält eine Fülle geistvoll geschriebener Artikel, die ein treues Spiegelbild der politischen, litterarischen und künstlerischen Strebungen unserer Tage darstellen. Jede neu auftauchende Frage, jede neue Erscheinung in Wissenschaft, Politik, Kunst und Leben findet im **„Deutschen Montags-Blatt"** unparteiische und erschöpfende Behandlung, während die gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart in elegantester Form interessante Beleuchtung erfahren. Belletristische Feuilletons und Humoresken sorgen für die Unterhaltung der Leser.

Diese litterarisch-politische Zeitschrift ersten Ranges, welche am **zeitungslosen** Tage, dem Montage, erscheint, verbindet die Vorzüge einer unterhaltenden und anregenden **Wochenschrift** mit denen einer wohlinformirten, reich mit **Nachrichten** aus erster Quelle ausgestatteten **Zeitung**, und so entspricht das **„Deutsche Montags-Blatt"** in seiner Doppel-Natur einem **entschiedenen Bedürfniß des gebildeten Lesepublikums**, wofür die große Verbreitung den besten Beweis liefert.

Alle **Reichspostanstalten** und **Buchhandlungen** nehmen Abonnements zum Preise von 2 M. 50 Pf. pro Quartal entgegen. Zur Begegnung von Verwechselungen verweise man bei Postbestellungen auf **Nr. 1384** der Postzeitungs-Preisliste pro **1884. Probenummern** versendet **gratis** und **franco** die Expedition des **„Deutschen Montagsblatt", Berlin SW.** [1194]

Weltpost.

in W., M. M. in W., G. J. in P., E. R. v. M. in L., M. L. in W., H. S. in L., G. H. in M., H. S. in C., Ch. W. in H., Frau W. St. in A., A. R. in F., A. E. in W., F. E. M. in L., M. B. in T., P. R. in L., H. H. in W., P. R. in L., Fräulein T. in B., M. B. in F., J. R. in L., R. B. in W., C. S. in B., A. B. in B., E. B. in G., C. A. in K., Th. B. in H., E. S. in B., J. B. in B., R. L. in ?, F. H. in T., J. K. in W., F. E. in D., A. J. H. in K., A. K. in W., H. B. in L., A. S. in H., Frau A. H. in S., B. G. in A., E. S. in C., Dr. E. in H., F. H. in H., G. F. in L., K. D. in P., H. B. in St., G. in K., P. S. in E., F. B. in L., F. W. in D., A. G. in A., A. S. in F., K. L. in L., A. L. in R., J. F. in B., K. L. in R., Ph. L. in L., A. D. in St., E. G. in W., H. B. in G., R. Sch. in B., Dr. S. in L., K. M. in R., R. L. in St., A. L. in St. P., Fr. J. K. in W., K. S. in ?, A. v. St. in D., Ch. W. in D., R. in K., J. K. in W., B. R. F. in L., L. H. in B., F. M. in B., O. H. in B., A. L. in A., B. S. in G., A. C. in T., A. St. in M.-O., A. C. in L., R. A. in K, G. H. in G., A. B. in B., H. P. in L., P. Z. in B., M. K. in W., F. St. in M., J. B. in K., O. G. in B., A. D. in C., H. C. in L., Frau W. in A., G. S. in Ung.-H., E. J. in L., A. H. in W., G. E. in R., H. B. in Z., E. K. H. in Pl., Schm. in W., J. B. in P., A. K. in L., B. P. in P. bei K., J. J. in D., A. H. in W, L. v. M. in W., E. G. in W., Th. L. in B., E. W. in B., A. W. in M., F. L. in B., R. K. in M., A. H. in K., M. R. in T., Chr. H. v. S. Schl. in W. R., B. B. in W., O. K. in W., J. v. A. in W., H. H. in B., Frau v. Z. in O., H. F. in E., E. St. in H., H. St. in B., R. Sch. in M., F. in F., W. Sch. in ?, D. in M., A. H. in B., M. E. in P., J. E. in Z., U. T. in P., C. H. in D., Fr. E. in M., M. in B., J. A. G. in H., M. P. in B., F. S. in S., L. W. in B., J. D. in A., Th. R. in W. H. L. in W., Studiosus mit 16 Semestern in W., C. K. in W., G. H. in W., A. J. in W., F. W. G. in W., B. L. in W., K. S. in M., Th. K. in B., W. F. in W., G. S. in A., A. F. in H., H. H. in N., P. G. in H., E. W. in L., C. K. in W., A. O. in D.-C., C. W. R. in P., G. in Z., G. B. in B., A. J. in J., C. v. R. in B., G. F. in K., H. in B., K. B. in D., M. N. in D., L. T. in B., F. S. in E., C. B. in D., G. E. in S., C. D. in S., E. v. M. in F., A. S. in B., P. L. in C., C. R. L. in S., E. D. in W., M. H. in W., H. K. v. F. in W., W. in W., A. H. in M., J. P. in M., J. C. in H., H. S. in B., A. J. H. in K., S. H. in M., E. F. in B., Ch. H. auf R., W. W. in W., C. A. in B., H. B. in F., C. R. in W., M. S. in T., E. St. in T., J. E. P. in P., P. B. in M., C. M. in B., J. R.-B. in O., J. L. in A.-L., A. D. in L., E. F. in A., L. P. in P., D. L. P. in B., H. B. in B., A. B. in D., H. H. in M , H. P. in W., L. in H., Hans G. in M., W. H. in F., A. B. in W., J. P. in W., E. K. in W., M. G. in L., E. G. in W., K. K. in W., J. B. in M., F. W. in L., W. G. in B., F. B. in W., C. W. in H., E. H. in Z., J. O. in F., J. B. in K., W. B. in M., C. H. E. in B., E. M. F. in P., H. R. in Z., M. in G., Th. L. in B., J. in ?, J. S. in St. G., G. T. in E., W. W.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschienen: [1166]

Conrad, Dr. Joh., Professor der Staatswissenschaften zu Halle a. S.
Das Universitätsstudium in Deutschland während der letzten 50 Jahre. Statistische Untersuchungen. Preis: 6 Mark.

Schaefer, Dr. Dietr., o. ö. Prof. d. Geschichte a. d. Universität Jena.
Deutsches Nationalbewusstsein im Licht der Geschichte. Preis: —. 75 Pf.

Jos. Blank, Heidelberg,
Bade-Apparaten-Fabrik,
Prämiirt 1876 — 1880 — 1881

empfiehlt als Specialität das Neueste und Praktischste in **Patent-Zimmer-Douche-Apparaten,** 24 verschied. Nummern. **Hydr. Universal-Patent-Badeöfen. Cylinder-Badeöfen,** mit und ohne Zimmerheizung. **Patent-Circulations-Badeöfen,** mit denen permanent gebadet werden kann, ohne das Feuer löschen zu müssen. Regulirung des Badewassers auf jeden gewünschten Wärmegrad. Schnellste Heizung. Explosion ausgeschlossen. **Badewannen** in allen Größen, Façons und Ausstattungen. Sitzbadewannen. Geruchlose **Zimmer-Closets. Garten-** und Hausfeuerspritzen ꝛc. [1093]

Illustr. Preiscourante gratis und franco.

Meinen illustrirten **Preis-Courant** über **Aquarien** mit reizenden Burgruinen, Tuffstein, Pflanzen, Goldfischen, sende gratis und franco. [1164]

C. A. Dietrich, Clingen-Greussen.

Kein Mann ohne Waffe!

Exakt eingeschossene **Teschino,** ganz ohne Knall, von 12 Mark an, **Bulldoggrevolver** von 12 Mark an, **Hinterlader-Jagdgewehre** von 35 Mark an. Preislisten gratis. Ich leiste für jede Waffe volle Garantie.

Sippolit Wehleo, Waffen-Fabrik, **Berlin W. Friedrichstr. 150.**

Was willst du werden?
Die Berufsarten
dargestellt von Männern des Berufs herausgegeben von Mentor.
I. Das **acad. Studium** 2. Aufl. 3 Mk. Anhang dazu: Der **Student** 2. Aufl. 6/10 Mk. II. Das **Geschäftsleben** 2. Aufl. 3 Mk. (Kaufmann, Buchhändler, Landwirth, Verkehrsbeamte, Soldat, Seemann.) III. **Kunst** 1 Mk. IV. **Ingenieur und Techniker** 2. Aufl. 6/10 Mk. V. **Weibl. Berufsarten** 8/10 Mk. Alle 5 Abth. zusammen in Leinenband 8½ Mk. [1157]
Darmstadt, bei **C. Köhler's Verlag.**

Garantirt echte **Briefmarken!**
Barbados 7 Stück verschiedene 50 Pf. — **Bulgarien** 12 versch. 60 Pf. — **China** 5 versch. 50 Pf. — **Cap Verde** 5 Reis a 5 Pf. — **San Domingo** ¼ centavo a 5 Pf. — **Gambia** 4 versch. 50 Pf. ꝛc. ꝛc. Ausführliche Preisliste gratis und franco.
Ernst Hahn, Berlin N., Invalidenstr. 15.

P. Pabst's
Musikalienhdlg. in Leipzig
versendet ihre Cataloge **gratis und franco.** Bei Musikalien-Ankauf **coulanteste** Bedingungen. Nichtconvenirendes wird bereitwilligst umgetauscht.

Für Kirche, Schule und Haus.
ESTEY ORGELN
und **Harmoniums**
von 120 — 4000 ℳ, unter 5jähr. Garantie. Illustr. Preislisten, Referenzen gratis u. fr.
Alfred Merhaut,
Leipzig, Turnerstr. 10. [959]

Die Hustenzeit

ist wieder da und erscheint es dieserhalb räthlich, alle diejenigen, welche mit Husten, Schnupfen, Katarrhen, Heiserkeit ꝛc. behaftet, auf dasjenige Mittel aufmerksam zu machen, welches, auf wissenschaftlicher Basis beruhend, allein im Stande ist, die Ursache der Erkrankung: — die Entzündung der Schleimhäute, der Luftwege, sofort zu beseitigen. Wir meinen die Apotheker W. Voß'schen Katarrhpillen, welche in **Aachen:** Löwenapotheke, **Berlin:** Strauß- und Einhornapotheke, **Breslau:** Apotheker Dr. Weißstein, **Cöln:** Einhornapotheke, **Dresden:** Mohrenapotheke, **Hamburg:** Pharmacie Internationale, Neuer Wall, **Hannover:** Löwenapotheke, **Leipzig:** Engelapotheke, **München:** Rosenapotheke, **Posen:** Radlauer's Apotheke, **Straßburg:** Meilenapotheke, **Stuttgart:** Apotheker Reihlen & Scholl, **Wien:** Neustein's Apotheke, **Genf:** Sauter's Apotheke à Schachtel M. 1 erhältlich sind.

Nur ächt, wenn sich auf jeder Schachtel den Namenszug des pract. Arztes Dr. med. W. Klinger befindet. [1181]

Weltpost.

in S., F. G. in W., F. G. in G, K. J in K., K J in Z., J F in L., J. W. in B., F. B. in F., F. v. E. in M., A. E. in P., W. F. in R., E. F. in B., F. B. in W., H. H. in W., M. T. in W., G. K. in L., F. in B., A. M. in P, G. U. in H., M. R in A., G E4 in A., M. Ph. K. in S., R. R. in H., E. St. A. Schr. in B., P. W. in H., M. L. in E., W. A. in K., E. Str. in H., G. K. in G., G. in K., F. W. in W., Lesellub in J., R. D. in F., L. H. in St., W. L. in J., W. W. in W., A. W. K.-D. in M., G. F. A. in H., Dr. K. in W., E. G. in L., H. H. in H., L W. in H., R. in S., K. H. in K, J. E in F., C. S. in W., E. M. in G., Frau F. S. in M., O. S in P., M. v. K. in M., P. A. W. in W., G. St. in D., F. H. in L., C. M. in G., L. G. in M, V. K. in G., Th. W. in G., R. G. in G., F H in K., L in G., M I in P., E. A. in M., G. W. in B., W. E. in W., E. v. S. in P., M. H. in W, H. L. in K., R. U. in R., A. W.-St. in A., H. in K.; R. P. 2 in L., O. D. in B., G. O. in D., F. G. in T., Th. H. in W., K. H. in M.-Tr., M. H. in W., R. N. in F., J. C in M., K in M., A. E. F. in G., O. D. in B., A. M. in K., W. E. in B, E. P. in B., J. G. in St., F. K. in E., H. R. in B., G. W. in P., A. K in St., H. T. in B, Frau A. A. in M., O. R. in D., P. E. in P., J St in R, E. St. in T., P. S. in R., H. B. in B, F. R. in H., G. W. in S., M. G. in D., W. G. in W., A. in B., A W. in H., T. L. in R.-G. bei A. L. D. J. in H., L. M. F. in L., W. H. in L., R. H in W., A. in L., W. M. in A, J. K. in H., A. F. in K., E. A. in H, M. L in L., K. F. in A., L. T. in W., J. F. in L., L. in G., A. F. in B, K Schr. in K., E. H. in K., Franz L in P, G W in H., E. v. G. in P., G v. S. in T., E. K in St., W. S. in G., F H in B., M K in P., G K. in K., J. F. in B., M. S. in O., P. in W L., O. H. in G., S. B. in W., G A. in T. A in A, K L in K, P in P, F G in P, M K in H, A T. in K., P. G. in E, R. B. in A., H. L. in P

Das Preisrätsel in Heft 6 wird in Heft 8 zur Erledigung gebracht, in dem wir auch die reinerenden Antworten zu geben hoffen, was diesmal bei der Fülle der Einsendungen leider nicht möglich war.

Richtige Lösungen sandten ein: F. M. in St., M. S. in G., A. W. in St., H. in G., P. in Z., R. M in St., J. S. in F., E. R. in S., E. L. in St., A. W. in K, A. H. in M., R. W. in St., Fräulein H. in L., A G in M J L in M K B in C., A. R. in G., D. H. in M., E. H. in R, W. H. in W., H. W. in W., L W in R, E. S. in G., H. H. in W., Frau R. in S., W. S. in W., J. W. in M., A. A. in K., R. W. in R., R. M. in M., F. in S., W. R. in E., Frau Z in M., J. U. in M., E. S. in K., St in M., G. H. in A., E. H. in M., R. H. in W., S. H. in M, E. H. in M., G. v. d. H. in L., G. S. in H., L. F in M., H. P in S., E. S. in St., H H in M., M S. in F., G. H. in Z., G L. Z. in F., E. W in W., J. E. in W., M. H. in F., F. D. in St., J G. in A., W W. in K, A U. in St., M. Th. in K., G. v. H. in St., M. P in G., O. A. in St., G. G. in L., G. F. in Z., F. M. in K., K. K. in K., J. S. in G., M. St. in F., G. H. in

Soeben erschienen, durch alle Buchhandlungen (auch zur Ansicht) zu beziehen:
August Reißmann, Dr. phil., **Die Hausmusik** in ihrer Organisation und kulturgeschichtl. Bedeutung. 89. M. 6,00.

Georg Treu, Prof. Dr., Director der K. S. Antiken- u. Abguß-Sammlungen, Dresden: **Sollen wir unsere Statuen bemalen?** gr. 89. M. 1,00.

Verlag von **Rob. Oppenheim** in Berlin.

Cognac *Deutsches Product der* **Export-Comp. für Deutschen Cognac, Köln a. Rh.,** *garantirt frei von jeder künstl. Essenz, reinschmeckend u. von feinem Aroma, ist* **ganz bedeutend** *billiger als französ. Erzeugniss gleicher Qualität.* **Probeweise** *stehen 4 halbe Flaschen von 4 Qualit. gegen Einsendung von M. 5.50 franco zu Diensten.*

Zauber- u. Nebelbilder-Apparate f. Künstler und Dilettanten. Illustr. Preislist. grat. u. fr. [1139] **Wilhelm Bothge, Magdeburg.**

Gesellschafts-Spiele [1155] für Salon und Garten empfiehlt **Hugo Bruun, München.** Verzeichniß steht franco zu Diensten.

Verlangen Sie franco **GRATIS** Probe-Lection

durch den briefl. Lehr-Cursus

Jede Schrift wird schön prämi-irten

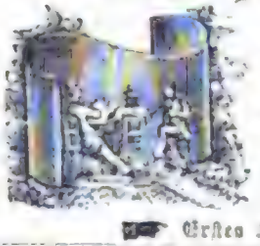
Adressiren Sie wie folgt: *Erstes kaufmännisches Unterrichts-Institut, Abtheilung für brieflichen Unterricht in Wien.*

Geistig Zurückgebliebene finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügl. Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung, und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. **Dir. Schröter, Dresden-N.,** Oppellstr. 44.

Deutscher Blumengeist von **F. WOLFF & SOHN** in **KARLSRUHE, BADEN.**

Feinstes und angenehmstes **Parfüm** für das Taschentuch, aus den lieblichsten Blumendüften zusammengesetzt, empfiehlt sich seiner belebenden, nervenstarkenden Wirkungen wegen als unentbehrlicher Begleiter der eleganten Welt für **Theater, Concert und Ball.** Zu haben in allen bessern Parfümeriehandlungen **Preis per Flasche M. 1.50.**

Neue praktische Gegenstände.



Patent-Rollschutzwände wesentlich **besser** als sogenannte Span. Wände. **Patent-Schieberwaage:** die einzig existirende Waage, die **ohne** Gewichte von 1 Gramm bis 10 Kilo **genau** wiegt, was bei Federwaagen unmöglich. **Nasenmahmaschinen** mit 4 **Obermesser**, wodurch streifiges Schneiden unmöglich wird. Neueste **Petroleumkochherde**, 30 Größen von Mk. 5. — an, durch Wasserbassin **geruch- und gefahrlos.** — Prospecte gratis. —

Theodor Küchler, Frankfurt a. M.

Ersten Specialgeschäft amerikanischer Oefen. [1190]

WIEN 1873 — SYDNEY 1880 — LONDON 1862 — PRIZE MEDAL — PARIS 1867

Da uns vielseitig bekannt geworden, daß **Schuhe** und **Stiefel** geringerer Qualität fälschlich als unser Fabrikat verkauft werden, sehen wir uns zu der Erklärung veranlaßt, daß alle unsere Fabrikate nebenstehende **Schutzmarke** auf der Sohle tragen.

Otto Herz & Co.

Frankfurt a. M. Erste und älteste deutsche Schuhfabrik mit Maschinen- und Dampfbetrieb.

Heinr. Kleyer, Fabrikant der „Herold", Frankfurt. 2- und 3rädr. Velocipede für Erwachsene und Kinder. Velocip.-Rohtheile.

Frankfurt a. M. General-Agent der [1201] „Coventry Club", Sicherheits- u. „Salvo" Bi- und Tricycle. Ersatzth. u. Zubehör. — Neue Prosp. gratis.

Weltpost.

J., J. E. in B., M. H. in F., F. D. in St., H. W. in C., W. A. in W., P. B. in B., O. C. in L., O. T. in W., O. F. in B., Dr. J. S. in B., T. T. in R. bei W., A. M. in G., H. S. in A., J. R. in W., E. M. in W., F. P. in W., E. S. in Ober-D. bei W., H. W. in H., R. H. in E., v. B. in D., H. M. in G., A. H. in St., M. E. in D., A. S. in G., R. Z. in W., A. F. in B., G. R. in W., W. M. in M., J. Z. in L., A. B. in B., J. G. in N., H. G. in F., H. R. in B., Frau F. J. S. in F., Frau M. H. in L., Lehrer H. in B., E. H. in Z., M. E. in D., A. R. in R. bei T., F. R. in R., M. L. in P., C. Sch. in O., Th. E. in F., B. in B., R. B. in F., W. Sch. in M., L. W. in L., E. C. in R., C. D. in C., Th. H. in S., D. in C., J. K. in M., C. M. in B., A. L. in G., E. G. in K., A. in K., A. v. H. in H., W. H. in R., M. C. in K., G. L. in O., M. M. in H., F. Sch. in H., E. M. in H., Th. G. in H., W. L. in K., Th. N. in H., M. Sch. in B., R. W. in P., L. W. in E., A. W. in W., L. E. D. in E., O. und R. B. in H., P. N. H. in H., L. J. in W., J. M. in Ch., M. H. Th. H. in B., A. W. in P., W. W. in Gr. S., W. A. in R., E. T. in H., A. L. in A., C. F. in H., R. G. in L., E. in B., H. B. in B., F. B. in W. N., W. B. in B., C. K. in A., C. G. in S., A. H. in G., A. F. in W., J. S. in M., A. Sch. in W., O. Sch. in K., L. W. in P., K. W. in C., M. G. in S., E. W. in W., W. N. in K., J. L. in A. L., Th. M. in B., M. O. in G., E. H. in B., G. Sch. in L., A. K. in K., S. S. in C., M. F. in R., H. H. in L., R. K. in L., J. B. in M., H. in H., G. H. in M., F. M. B. in M., S. A. in P., E. B. in B., G. Sch. in B., H. A. in B., A. Sch. in A., J. Sp. in G., P. Sp. in G., O. N. in H., E. K. in B., O. Sch. in G., A. K. in S., E. v. d. B. in B., H. E. in R., J. E. in W., A. Sch. in W. W., E. St. in A., G. S. in A., G. A. in L., R. W. in W., A. S. in W., A. B. in W. W., G. G. in W., C. F. in P., A. B. in F., J. B. in B., A. S. in H., A. B. in B., Frau W. in C., C. S. in B., R. v. O. in W., E. F. in B., D. H. in R., R. H. in N., E. R. in W., A. Sch. in W., F. K. in P., L. D. in Z., L. Sch. in M., B. in J., A. C. M. in W., K. F. in R., K. R. in N., M. M. in St., O. F. in R., R. B. in B., E. D. in K., L. H. in G. Sch., G. D. in D., O. in B., F. K. in W., E. K. in W., C. F. in M., M. H. in K., C. St. in L., C. M. H. in M., E. E. in F., B. in St., M. St. in F., E. W. in F., Frau v. K. in M., F. F. in M., A. K. in S., W. N. in M., F. A. in F., J. G. in E., J. H. in K., A. H. in D., H. K. in K. bei B., Director H. J. in Sch., J. W. in R., A. H. in C., O. S. in P., Baronesse St. in K., J. M. in W., Frau R. in E., B. H. in F., H. A. in Sch., C. M. in Sch., J. L. in B., J. D. in F., Frau St. in St., A. W. in H., A. K. in K., Fr. H. in R., G. L. in T., A. B. in H., F. C. in F., J. L. in K., N. R. in H., F. R. in T., E. F. in G., Frau A. O. in H., F. R. in H., P. F. in B., Waldvogel in G., A. W. in L., A. N. in B., H. in H., C. K. in W., S. M. in P., F. J. in L., P. F. in W., S. H. in W., F. Sch. in M., A. v. S. in M., A. Sch. in B., C. K. in M., J. A. in M., C. C. in O., E. W. in K., O. G. in R., W. P. in D., C. M., O. R. in P., E. St. in W., H. H. in M., L. K. in K., A. H. in C., H. G. in B., M. K. in W., E. W. in W., E. T. in W., M. R. in G., Frau A. S. in W., M. F. in Sch., K. B. in M., F. St. in W., T. L. in S., A. T. in St.

Alter Abonnent. Haben beim Verfasser angefragt.

Treuer Freund. Vielen Dank für die guten Ratschläge, die wir uns nicht nur hinter die Ohren schreiben, sondern die wir auch befolgen wollen.

W. W. in St. Der Blütenduft in dem Sie Ihre Nachtigall schmettern lassen, scheint Ihre Nerven stark affiziert zu haben. Sie sehen in diesem Zustand, wie der blaue Himmel die Erde mit goldenem Scheine küßt!

F. v. H. in **F.** Gedicht gern acceptiert. Glück auf zum Erfolg! Der Litteratur-Kalender berücksichtigt nur lebende Dichter.

Ceste. 1) Rosge, 2) Ed. v. Hartmann, wenn Sie ihn dafür gelten lassen wollen. 3) Soviel uns bekannt, ja. Das Gedicht ist Unsinn. Was ist das für ein Bild:

„Ein junges Mädchen, froh und leicht
Wie Blasen auf dem Flusse"

— — — — — — —

O wie zersprang da die Blase so bald. Gebrauchen Sie Blasenpflaster.

Käthe. Mit Gedichten einer Siebenjährigen sollten Sie uns doch verschonen.

H. A. in **A.**, **H. A.** in **P.** Vielen Dank. — **A. L.** Nicht nur die Vöglein schlafen bei Ihrem Gedicht — das kann auch Menschen passieren.

E. H. in **M.** Das ist etwas zu viel verlangt; wie sollen wir Kenntnis davon haben, wohin die Geburts- und Sterbeakten des vorigen Jahrhunderts, Ihre kleine Gemeinde betreffend, hingekommen sind? Wenden Sie sich doch einmal an die Straßburger Bibliothek, sie hat vielleicht Kunde davon.

Sibylle B. F. So thöricht sind wir denn doch nicht, auf diesen Leim zu gehen, das allem Anschein nach der Klopstockschen Richtung angehörige Gedicht aufzunehmen.

A. Sch. in **H.** Besten Dank.

Märzzuschlag. Sie wünschen einen Ersatz für Milchnahrung, da diese letztere Krankheitskeime enthalten kann. Es schiene rationeller, sich nach Mitteln umzusehen, wie eine gesunde Milch zu beschaffen ist. In ländlichen Gemeinden hat dieses keine Schwierigkeit, nur müssen Sie sich nach dem Gesundheitszustande der Kühe erkundigen, deren Milch Sie genießen wollen. Einsichtige Landwirte wissen sehr wohl, ob ihre Tiere gesund sind oder verdächtig. Geben dieselben wenig Milch und husten sie, so sollte der Verkauf der Milch unterbleiben. Eine weitere Aufsicht über die Ställe besteht leider noch nicht, doch drängen dazu die Thatsachen, welche wir und Andere ermittelt haben. Sollten sich, wie Sie sagen, „Unzählige" durch diese Thatsache beunruhigt fühlen, so wäre Hoffnung vorhanden, daß jene sanitäre Forderung durchgesetzt wird. Nur müßten sich die „Beunruhigten" zusammenthun, um auf die Behörden die nötige Pression auszuüben. Prof. Klebs.

A. B. in **St.** Im §. 33 Nr. 3 u. 4 des Reichsgesetzes vom 6. Februar 1883 ist die Ehe zwischen Stiefeltern und Stiefkindern, aber auch zwischen Personen, deren eine die andere an Kindesstatt angenommen hat, verboten. Da dieses Gesetz Reichsgesetz ist, geht es den Landesgesetzen der einzelnen Staaten vor.

Passendes Geschenk für Damen!

Filet Guipure-Album

von Erna von Manteuffel.

41 Blatt in eleg. Mappe 15 Mk.

Barburg a. E. [878] Gustav Elfan.

ebensgrosse Portraits in Kreide o. in Oelfarben, nach jeder eingesandten Photographie. Schönst. Andenken an Verstorbene. Aehnlichkeit garantirt. Preiscourant gratis u. fto. Artist. Institut [945]

C. HOMMEL,

Frankfurt a. M.-Bockenh.

Selbstunterricht im Schnell-Schönschreiben nach der bei I. I. K. K. Hoheiten den Prinzen Wilhelm und Heinrich v. Preussen angewandten Methode von Professor Maas. Ritter etc. 6. Auflage. Prospekt und Unterrichtsplan gratis und franco durch die Expedition der Professor Maas'schen Unterrichtsmittel Berlin S., Luisen-Ufer 50, sowie durch jede Buchhandlung. [1099]

Flotho & Kaiser, Cöln

Importeure [921]

Griechischer Weine.

Versandt in Flaschen u. Fässern.

Preis-Courant franco.

Wer

ein geruchloses Closet mit Selbstdesinfection, D. R. P. Nr. 16,218, anschaffen will, verlange von [821]

H. Kleemann,

Kattowitz, O.-Schl.

Richard Zeumer, Dresden-A.,

Scheffelstr. 25, [1021]

offerirt seine

imitirten Glasmalereien

in Fenstern u. Anhängeleidern (ca. 600 Dessins) religiösen, altdeutschen und modernen Genres, sowie sämmtliche Fournituren zur Selbstanfertigung. Complete Einrichtungen hierzu von M. 15. — an. Standartenträger, wie nebenstehend, 42 × 52 cm M. 12. — (Referat in „Ueber Land u. Meer" Nr. 51.)

Bücher-Ankauf. [1152]

Bibliotheken und einzelne Werke, zu höchsten Pr. pr. Cassa. Kataloge meines Lagers (250,000 Bde.) liefere für 30 Pf. fco.

L. Glogau Sohn. Hamburg. Burstah.

6mal prämiirt mit ersten Preisen!

Violinen

sowie alle sonstigen Streich-Instrumente. Stumme Violine zum Studiren. **Zithern, Guitarren** und Blas-Instrumente. **Bandoneon's, Concertina's, Accordeon's.** — Reparatur-Atelier. Schulen zu allen Instrum. Preiscour. frc. **Gebrüder Wolff,** Instrumentenfabrik, **Kreuznach.** [1035]

Weltpost.

Weltpost.

L. Ch. in **A.** Sie haben gar kein Talent zum Dichten. Stecken Sie das Handwerk auf! — **M. B.** in **S.** Ihre Lieder kommen uns nichts weniger als „lieblich" vor. Bei dem Beginn des einen

„Ueber das leuchtende Meer der Gedanken
Seh ich dich, Liebste, zu mir schwanken."

dachten wir, Ihre Geliebte litte an allzugroßem Durst. Warum wankt sie denn? Auch das Jagdlied ist musterhaft albern, finden Sie das nicht selbst, wenn Sie folgende Verse gedruckt sehen?

Tod liegst du
O Hirschkuh
Mir im Grase
Vor der Nase.

Der übrige Blödsinn mag verschwiegen sein. — **T.** in **Z.** Ganz unbrauchbar. — **H. Th.** in **L.** Nein. — **B. W.** in **S.** Auch für die Weltpost nicht verwendbar. — **H. M.** in **W.** — **F. M.** in **St.** Ohne Originalität. — **H. H.** in **W.** Schon zu viel dergleichen. — **S. K. C.** in **Z.** — **M.** in **C.** — **R. Z.** in **H.** — **P. L.** in **B.** Werden Sie älter. — **J. P.** in **B.** — **Dr. K. M.** Auch für das Epos haben keine Verwendung. — **Karlchen** in **O.** Ihre Furcht vor dem Papierkorb war nicht unbegründet. — **J. C. M.** in **B.** — **K. H.** in **K.** — **H. C. H.** in **F.** — **C. Z.** in **H.** — **S. S.** in **W.** — **J. F.** — **H. R. H.** in **H.** — **W. H.** in **M.** — **H. K.** — **K. M.** — **K. v. M.** in **H.** — **R. P.** — **C. M.** in **C.**

R. in **K.** Mit Vergnügen acceptiert.

A. Wh. in **Salvator.** Ausrüstung des deutschen Infanteristen. Gewicht des Infanteriegewehres M 71 mit Bajonett 5,265 kg, ohne Bajonett 4,5 kg. 80 Patronen, die der Mann trägt, wiegen ohne Packschachteln 3,36 kg mit Packschachteln 3,48 kg. Gewicht im Durchschnitt: der Helm 1,1 kg, der Mantel 3,5 kg, der Säbel mit Scheide 0,92 kg, das Beil des tragbaren Infanterie-Schanzzeugs mit Futteral 3,5 kg, die Picke des tragbaren Infanterie-Schanzzeugs mit Futteral 2,5 kg, der Spaten des tragbaren Infanterie-Schanzzeugs mit Futteral 1,25 kg, der verpackte Tornister (ohne Mantel) etwa 15 kg. Die gesamte kriegsmäßige Ausrüstung des Infanteristen, in welche einbegriffen ist: Kleidung, Bewaffnung (Gewehr mit Munition), Gepäck an Ausrüstungsstücken, das Schanzzeug, wiegt gegenwärtig im Durchschnitt 30 kg. Dieses Gewicht ist etwas größer bei den größeren und stärkeren und geringer bei den kleineren Leuten, wobei das tragbare Schanzzeug nicht unerhebliche Gewichtsunterschiede bedingt, nicht minder auch die Kleidung. Es ist ja bekannt, daß das Gewicht der Ausrüstung in den Armeen verschieden ist und im Laufe der Zeit sehr gewechselt hat. Das höchste Gewicht erreichte wohl das Gepäck der Zuaven in der französischen Armee 1859 während des italienischen Feldzuges, es betrug 41,5 kg. — Das Angebotene würde die Redaktion sehr erfreuen.

J. M. in **B.** Wir empfehlen Ihnen in wärmster Weise die Anstalt für Glasmalerei von **Paul Gerhard Heinersdorff** in Berlin, 64 Unter den Linden, die das Schönste zu verhältnismäßig billigen Preisen auf dem Gebiete der Glasmalerei liefert. Sie versendet ihren instruktiven Bericht gratis und franko.

W. L. in **M.** Das geht nicht!

F. S. in **B.** Dank für Ihre freundliche Anmerkung.

F. H. in **K.** Soll geschehen.

W. S. Nur für den Hausbedarf.

Nervenschwäche, Nervosität.

Unter den Leiden, welche den Menschen heimsuchen und häufig durch eigenes Verschulden oder in Folge von Sünden unserer Voreltern entstanden sind, sind die Erkrankungen des Nervenlebens wohl die zahlreichsten, störendsten und langwierigsten.

In den seltensten Fällen weiß übrigens derjenige, welcher seine Nerven zerrüttete, was ihm eigentlich fehlt, er klagt heute über dies, morgen über jenes, bald sind es Schmerzen in diesem, bald in jenem Körpertheil, die ihn quälen; Mißmuth und Gereiztheit wechseln mit Freude und Niedergeschlagenheit, die Geisteskräfte und das Gemüth sind krankhaft affizirt und neben lorperlicher Schwäche, Mattigkeit und Abspannung wird der Kopf von einer gewissen Schwere und Eingenommenheit befallen, denen sich häufig Schwindelanfälle und andere Uebel beigesellen.

Unzählig sind die weiteren Erscheinungen, welche je nach dem Grad, welchen das Leiden erreicht hat, sich einstellen können und wenn sie auch in ihrer Art verschieden sind, doch eine gewisse Aehnlichkeit in ihrem Wesen zeigen. [1177]

Glücklich wäre doch derjenige, bei dem sich derartige Erscheinungen einstellen, nicht leichtsinnig darüber hinwegsehen in der Hoffnung, es vergehe das Alles von selbst.

Die Ursache dieser Erscheinungen liegt häufig tiefer, indem letztere in der Regel Hand in Hand mit einem mangelhaften, resp. verdorbenen Blute gehen, das erst auf naturgemäße rationelle Weise wieder zu seiner normalen Zusammensetzung gebracht werden muß, wenn der Leidende wieder in den Vollbesitz seiner Gesundheit kommen soll.

Aus der in der 12. Auflage erschienenen hochinteressanten Broschüre, betitelt Dr. Liebaut's Regenerations-Methode, mögen Alle, denen sich selbst über die Ursachen, den Verlauf und die Behandlung dieser Störungen im Nervenleben interessiren. Dieselbe ist à 50 Pf. in Stuttgart bei J. Ullrich's Buchhandlung, Eberhardstr. 35 erhältlich und giebt in einer für Alle verständlichen Weise über die geschilderten Zustände eingehend Aufschluß.

Cotillon

und **Carneval-Gegenstände, Masken und Costume** aus Stoff, Orden, Touren, Mützen etc. empfiehlt die Fabrik von **Gelbke & Benedictus, Dresden.** Illustr. deutsche u. franz. Preiscourante gratis und franco. [1094]

In neuerer Zeit wurden von unseren **Koryphäen der medicinischen Wissenschaft** die **Rich. Brandt**'schen **Schweizerpillen** einer Prüfung unterworfen und dieselben für ebenso sicher wirkend, wie angenehm zu gebrauchen, und durchaus unschädlich erklärt.

Gegen **Congestionen, Schwindelanfälle, Unreines Blut, Appetitlosigkeit, Verstopfung, Blähungen, Leber- & Gallenleiden, Hämorrhoiden,** überhaupt gegen Verdauungs- und Unterleibsstörungen haben sich die **Rich. Brandt**'schen **Schweizerpillen** in unzähligen Fällen bewährt und als dasjenige Mittel erwiesen, welches die vorzüglichsten Eigenschaften in sich vereinigt. Dies sind denn auch die Gründe, auf welchen der Weltruf der Rich. Brandt'schen Schweizerpillen sich basirt. Der billige Preis von M. 1 pro Dose machen dieselben Jedermann zugänglich, doch achte man darauf, die ächten Rich. Brandt'schen Schweizerpillen zu erhalten, welche auf der Dose ein Etiquett, wie obige Abbildung zeigt, tragen. **Zu haben in den meisten Apotheken des In- und Auslandes,** u. A.: **Berlin:** Hirsch-Apotheke, Einhorn-Apotheke; **Breslau:** Apotheker Dr. Weißstein; **Coln:** Germania-Apotheke, **Dresden:** Medicinal-Apotheke; **Frankfurt a. M.:** Adler-Apotheke, **Hamburg:** Apotheker A. Koch; **Hannover:** Löwen-Apotheke; **München:** Rosen-Apotheke; **Strassburg i. E.:** Mercur-Apotheke; **Stuttgart:** Apotheker Reihlen u. Scholl. Oesterreich: **Wien:** Apotheker B. Groß, Hoher Markt 12. Schweiz: **Genf:** Apotheker A. Sautter. [866]

Pastilles de Bilin

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewahren sich als vorzügliches Mittel bei **Sodbrennen, Magenkatarrhen,** bei **Verdauungsstörungen** überhaupt, wirken überraschend im **kindlichen Organismus** und sind bei Atonie des Magens und Darmcanals zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen. [798]

Depôts in allen Mineralwasser-Handlungen, in den Apotheken und Droguen-Handlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

Weltpost.

J. H. 1881. Eine Methode: „Schellack" allein oder mit einem anderen Harze in Terpentinöl oder Leinöl zu lösen existiert nicht, da Schellack nur in Spiritus (Alkohol) leicht löslich, dagegen in Terpentinöl und Leinöl nicht löslich ist. Schellack kann man auch mit Beihilfe von Borax in Wasser (heiß, raschkochend) lösen, am leichtesten jedoch in starkem Weingeist (nicht unter 96°). In Weingeist gelöster Schellack ist im Anstrich ziemlich spröde, weshalb man eine Kleinigkeit Leinöl oder Firnis der fertigen Lösung zusetzt. Genaue Vorschriften hierüber zu geben, ermangelt es hier an Raum und empfehlen wir Ihnen das Studium der über Lackfabrikation handelnden und in jeder besseren Buchhandlung käuflich zu habenden Werke.

Neuer Abonnent. Ihr Gedicht ist uns so aus der Seele geschrieben, daß wir es hierhersetzen. Ueber den Inhalt Ihres Briefes müssen wir schweigen

O dichte nicht!

Wenn du noch Wein zu trinken hast,
So dichte nicht, so dichte nicht!
Und seist du auch der letzte Gast —
Der Wirt, er spart die Lichte nicht.

So lang das Liebchen dir's vergunnt,
O dichte nicht, o dichte nicht!
So schön als wie ihr Rosenmund
Sind Bodenstedts Gedichte nicht.

Hast du noch einen Heller Geld,
So dichte nicht, so dichte nicht!
So arm als Dichter auf der Welt
Sind selbst die ärmsten Wichte nicht!

Poëta laureatus.

E. S. L. Unseres Wissens gibt es keine Konstruktion von Bicycles oder Tricycles, welche besonders empfehlenswert zum Gebrauch bei Steigungen ist. Sämtliche Vehikel dieser Art erfordern dagegen bei einigermaßen steilen Steigungen einen derart gesteigerten Kräfteverbrauch (Muskeln wie Lungen), daß Velocipedreiter auf Touren bergan abzusteigen und ihre Maschine vor sich herzuschieben pflegen. Für eine bergige Gegend, selbst wenn die Wege gut gehalten sind, erscheint die Anschaffung eines Velocipeds deshalb überhaupt nicht ratsam. Ein Arzt oder Geistlicher wird seine regelmäßigen Touren dort wahrscheinlich bequemer, rascher und mit geringerer Anstrengung zu Fuße zurücklegen, als mit Benutzung eines Velocipeds.

Nicht verwendbare Einsendungen machten: xx—x 2. E. F. i. W., E. W. i. K. (wir hatten eine Gänsehaut, als Ihr Gedicht von uns verschluckt worden war, genügt Ihnen das?), O. K. i. Sch.-Z., Hischen, L. K. i. B., H. P. i. A. P. 2 5 r. Inserieren Sie Ihre Schätze in Breithaupts „Sammler", München, Quaistr. 4, das ist der beste Platz. Das sonst Verlangte können Sie durch jede Buchhandlung erhalten.

Dr. E. W. in M. Sie schreiben uns: Im 2. Bde. (1882 August) Heft 11 S. 577 finde ich eine rätselhafte Inschrift der auf den Goldmacher Cajetani geprägten Münze. Die Sache stellt sich aber sehr einfach dar, wenn man annimmt, daß mit oder ohne Willen (wie es z. B. bei Glockeninschriften häufig geschehen ist) die Worte resp. Buchstaben verkehrt gesetzt sind. Ich lese: Sic (Kys) mundus vult decipiqula (Kwya!) et alchemistarum plena sunt omnia, ergo (Ohero = ercho = ergo) decipiatur! — Besten Dank für die Mitteilung.

K. E. in B., J. Sch. in M. Wir haben vergeblich versucht, auf Ihre Fragen Antwort zu erhalten.

Die Allgemeine Zeitung
(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)
früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 Mark vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 Mark (M. 5. 60 für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentl. Versendung im Weltpostverein M. 12.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. in Nr. 36 bis 42.

Militärische Rückblicke auf das Jahr 1883. (IV.) — Die neue russische Verkehrsstraße nach Centralasien. — Aus der Provinz Posen. — Der Fremdenartikel der rumänischen Verfassung. — Die englische Thronrede. — Die Schlacht bei Tokar. — Ein Stück Culturkampf in Basel. — Aus der preußischen Rang- und Quartierliste des Jahres 1884. (I.) Wilhelm v. Völk. (Nekrolog.) — Ursprung und Bedeutung von Schillers Ballade „Der Handschuh". Von Dr. M. Landau. — Zur Kunst-Archäologie des Mittelalters. — Allgemeine deutsche Biographie. — Briefe aus der Reichshauptstadt. — Staatsrechtliche Fragen zum bayerischen Universitätenbudget. — Zur neuesten deutschen Erzählungsliteratur. Von Fr. Muncker. (III.) — Niklas Ziegler, Albrecht Dürer und Hans Schäufelein. Von Fr. Leitschuh. — Hermann Ulrici. (Nekrolog.) Von M. Carriere. — Ernst Haeckel: Indische Reisebriefe. — Hermann Hettner. Von D. F. v. Strauß und Torney. — Artistisches aus Florenz. Von Fr. Pecht. — Ein neuer Roman Octave Feuillets. — Goethe bei Hans. Von H. Düntzer. — Studienblätter aus Istrien und Friaul. Von H. Noé. (VIII.)

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. Das Verhältniß des Hrn. Gladstone zu Hrn. Ferd. de Lesseps in der Suezcanalfrage.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

In unterzeichnetem Verlage erscheint in 24 halbmonatlichen Lieferungen à 5—9 Bogen in gr. 8° elegant ausgestattet zu dem Preise von „Eine Mark" pro Lieferung

Geschichte der deutschen Litteratur
von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit (1884)
von
Franz Hirsch.

Diese neue deutsche Litteraturgeschichte will frei aber gewissenhaft, parteilos aber verständnisvoll für jede eigenartige Regung des Litteraturgeistes, ausgehend von wärmster Liebe und vollem Verständnis für alles, was der deutsche Geist litterarisch geschaffen, nicht nur lose zusammenhängende Litteraturbiographien geben, sondern in allen Litteraturerscheinungen die innige Beziehung zu deutschem Volkstum, zu deutscher Sprache und Sitte nachzuweisen suchen. [953]

Besondere Aufmerksamkeit widmet der Verfasser der Behandlung der Litteratur unserer Zeit und unterwirft dieselbe einer Beurteilung *sine ira et studio*. Der ganze dritte Band behandelt die Litteratur unseres Jahrhunderts, die bis auf das Jahr 1884 berücksichtigt werden soll. Jede einzelne Dichtungsart, auch selbst die kleinste dialektische Abweichung soll eingehende Erwähnung finden.

Die Behandlung des Stoffes soll im höherem Sinne populär gehalten sein; nur eine Mode vermag diese neue deutsche Litteraturgeschichte nicht mitzumachen — die Mode des litterarischen Bilderbuches mit begleitendem Text. Dieses Werk setzt den Inhalt über die Form, den Körper über die Gewandung und verzichtet gern darauf ein typographisches Raritätenkabinet zu sein.

Der erste Band behandelt die älteste Zeit bis 1500 und wird bis Weihnachten 1883 vollständig, der zweite Band enthält die Reformationszeit bis zur klassischen Periode, der dritte Band die neue und neueste Zeit bis 1884 und liegt das Werk Herbst 1884 vollständig vor.

Alle Buchhandlungen sowie die Verlagshandlung nehmen Bestellungen entgegen.

Wilhelm Friedrich, K. Hofbuchhandlung in Leipzig.

Fahnen u. Banner,
Kirchen-Paramente,
Hand- u. mechan. Decorationsstick
fertigt die
Hof-Kunststickerei-Anstalt
von P. BESSERT-NETTELBECK
BERLIN, SW, 12 u. DRESDEN A.

Die **„Süddeutschen Blätter für Geflügel- u. Vogelzucht"**, Verlag der Buchhandlung von **Friedrich Arnold in München**, empfehlen sich als das billigste Fachblatt Deutschlands allen Geflügelzüchtern, Vogelliebhabern und Händlern zum Abonnement. Zweimal monatlich erscheinend, bringen sie reichstes Material aus berufenen Federn, sämmtliche Vereinsangelegenheiten, vergleichende Marktberichte und in jeder Nummer einen stattlichen Inseratentheil. Der Preis dieser Zeitschrift ist pro Jahr 3 M., pro Quartal 75 Pf. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und k. Postanstalten entgegen. Die Post nur ganzjährig. Probenummern beliebe man von der Verlagshandlung franco zu verlangen. [1191]

Weltpost.

H. in **W.** Den Ehering wechselt man in vielen Gegenden gleich bei der Verlobung.

E. K. in **H.** Leider bin ich nicht Schachspieler, aber der „alte Bekannte" ist dem Redakteur mit der Zeit nicht unbekannt geworden, hofft ihn auch diesen Sommer vielleicht wiederzusehen.

F. St. in **M.** Gewünschter Aufsatz ist schon in Vorbereitung.

F. H. in **R.** Leider nicht mehr ausführbar.

F. J. in **W.** Empfehlen Kobersteins Grundriß der deutschen Nationallitteratur, Herausgegeben von Bartsch.

C. F. in **F.** Dank für freundliches Anerbieten, sind aber schon zu reich bedacht worden.

M. E. in **P.** Witz nicht neu, leider!

—**l**—**r.** **H. a. P. E.** Um 12. M. durch jede Buchhandlung.

A. H. in **B.** Freundlichen Gruß dem treu Gedenkenden, auch Herr Hausmann.

A. H. in **H.** Wurde längst in dem Kreis der Heilmittel einbezogen!

M—ff. Da dürfte ein Pferdedoktor doch eher zur Auskunft geeignet sein als wir.

H. de K. Auch nach Jahren haben solche Artikel noch Wert, denn ihr Inhalt gehört zu den charakteristischen Merkmalen der Zeit.

E. F. in **W.** Ein Conversationslexikon kann unmöglich jeden Autor berücksichtigen. Ueber den Grund der Nichtaufnahme vermag nur die betreffende Redaktion Auskunft zu erteilen.

H. K. in **F—h.** Bei hunderten von Einsendungen kann man die einzelnen unmöglich im Gedächtnis behalten. Die Witze (?) sollen gebracht werden, wenn wir nichts Besseres haben.

Elektrotechniker in **Bromberg.** Dankend abgelehnt.

F. A. Sch. in **F.** Die neuen Bände werden Sie mehr als reichlich entschädigt haben. Uebrigens herzlichsten Dank für ihr freundliches Wort.

Zwei Abonnenten in **L.** An solchen Verspätungen trägt nie der Verleger, sondern die betreffende Stelle von der Sie die Hefte beziehen die Schuld.

J. F. L. in **A.** Ausdrücken mit einem Uhrschlüssel und dann kalt auswaschen.

H. L. in **F. W.** Wurde uns schon früher eingesendet.

M. F. in **Chemnitz.** Haben beim Verfasser angefragt.

H. in **K.** Gelegentlich zu verwenden, Dank.

H. K. in **M.** Gewiß! Sollen wir von Ihnen denken, daß nur derjenige einen hinter der Thüre vermutet, der selbst dahinter gestanden hat?

K. M. in **F.** Wenden Sie sich an Zschiesche in Leipzig.

Vecchio. Das ist ganz richtig, denn das Urteil wird mit Rücksicht auf die verschiedenen Verbrechen nicht mit Rücksicht auf die Ausführbarkeit ausgesprochen.

B. Sch. in **M.** Leider nicht möglich.

Veganerin. Der Proben harre ich noch immer! Prof. Dr. Wessely in Braunschweig.

M. F. in **M.** Ihre Wünsche sollen, soweit möglich erfüllt werden. Die Bilder, welche Sie haben möchten, sind schon in Vorbereitung. Das französische und englische Werk nach dem einzigen daraus mitgeteilten Satz zu erkennen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Fraglich, ob dies selbst der Verfasser könnte. Von M. wird nichts kommen.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25 — 75 Kr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Mustervorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3. [969]

Taschen-Repetitorium der Sprachen.

Latein.	Französ.	Englisch.
à 80 Pf.	à 60 Pf.	à 60 Pf.

Die 3 Sprach. zus. brosch. 1,80 M.
„ 3 „ „ cart. 2,— M.

Von Dr. G. Traut.

Für Alle, welche in kürzester Zeit diese Sprachen wiederholen wollen. [1158]

Darmstadt, bei C. Köhler's Verlag.

Specialität:

Badeapparate

und

Zimmerduschen

von weltbekanntem Ruf, liefern auf Grund langjähriger Erfahrungen in anerkannter Güte ab Heidelberg oder ab Berlin.

Illustr. Preisbuch versenden franco

Umsatz bis 1884 5200 Apparate.

Vereinigte Sanitätsapparaten-Fabriken vormals

Lipowsky-Fischer

(C. Maquet) [1186]

Heidelberg, Hauptstr. 25. | **Berlin C.,** Brüderstr. 13.

Weltpost.

C. H. in **W.** Lassen Sie sich den Weihnachts-Katalog von J. C. Schmidt in Erfurt kommen. Derselbe ist überaus reizend ausgestattet mit einer Photographie von Erfurt, um die sich getrocknete Blumen winden.

J. v. Z. in **H.** Wir entsinnen uns, dem Inserat über nikotinfreie Cigarren öfters in der Illustrierten Zeitung begegnet zu sein: vielleicht schlagen Sie dort einmal nach. Kenner behaupten, diese Erzeugnisse entbehrten des rechten Genusses.

F. H. in **S.** Nein.

Die Decken sollen weiter sein,
Dann kann die Weltpost mit hinein.

J. B. M. l. H. Die Langenscheidt'sche Methode ist jedenfalls vorzuziehen.

F. M. in **S.** Die Zifferblätter sind mit leuchtender Farbe bestrichen, welche am Tage das Licht ein- und in der Nacht wieder ausstrahlt. Stellen Sie am Tage die Uhr recht ins Licht, womöglich direkt in Sonnenschein, so werden Sie die Leuchtkraft sehr erhöhen.

Ignotus. Das Bild ist gebracht worden und zwar in dem Artikel über den Maler v. Gebhardt.

E. M. in **G.** Schon im letzten Hefte fanden Sie einige derselben, weitere folgen.

A. Sch. in **B.** Herr Professor Uffelmann hat uns zugesagt, Ihren Wunsch zu erfüllen.

A. H. in **F.** Verfasser ist im Dialekt geblieben.

H. K. in **Sch-F.** Haben zuviel dergleichen um neues acceptieren zu können.

M. B. in **M.** Das kann nur aus Versehen geschehen sein. Haben Sie wirklich die schwierigen Rätsel nicht verstanden? Wo Außergewöhnliches zum erstenmal auftauchte wurde es auch immer erläutert.

Abonnentin in **Moskau.** Wir sind von Ihrer guten Absicht völlig überzeugt und danken herzlich dafür. Aber wir stehen zwischen zwei Feuern und thun wohl am besten zu schweigen.

Oekonom auf dem Erzgebirge. Die landwirtschaftliche Presse bei Parey in Berlin.

Freund und Abonnent in **Kalkutta.** Wissen wir leider nicht.

Cand. med. in **Erlangen.** Bertha Behrens. Kötschenbroda bei Dresden, Moritzburgerstr. 18.

W. K. in **W.** Ketten- und Buchstabenrätsel gern acceptiert.

K B. K. in **W.** Uns ist ein Schriftsteller dieses Namens nicht bekannt. Wissen Sie nichts Näheres über ihn?

K. in **S.** Jeder Teil der Zeichnung bedeutet einen besonderen Buchstaben.

Jeanne E. in **W.** Die Antwort ist nicht vergessen, sondern nur aus Mangel an Platz zurückgestellt worden. Höchst erfreut, daß auch Ihnen die Weihnachtsnummer so gut gefallen hat.

G W in **M.** Empfehlenswert sind die automatisch sich verschlossen haltenden Tintenfässer und Aschenbecher, die H. Scheinburg & Sohn in Berlin anfertigt. (Siehe auch Inserat.)

L Sch. in **D. K.** Welchen Einfluß der Genuß der Buffer auf die Gesundheit des menschlichen Körpers hat. Diese Frage kann doch wohl nur ein um sein leibliches Wohl allzusehr Besorgter stellen; denn es ist nicht einzusehen, daß ein unschuldiges Backwerk wie Buffer, irgend welche Nachteile für den gesunden Menschen haben könnte. „Allzuviel," ist allerdings, wie in allen anderen Dingen „ungesund".

L. F. Dazu fehlt uns die Zeit.

K. H. in **B.** Soll womöglich geschehen.

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt.
Dresden, Bachstraße 8. [1136]
Für Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nervenleiden, Säfteverderbniß, Ausschläge, Nierenleiden, Frauenkrankheiten. Prospecte frei. Schriften: Dr. Kles' Diätet. Kuren, Schroth'sche Kur ꝛc. 3. Aufl. Pr. 2 M. Durch j. Buchh. sow. direkt.

Mors atramenti (Tintentod) zur Entfernung v. Tintenflecken aus Papier u. Leinewand v. Prof. Leonhardi. Fl. 1 Mk. Zu bez. von G. Elkan, Harburg a. E.

Closets
f. Haus u. Zimmer, vollständig geruchlos, mit und ohne Wasserspülung, in einfach. w. elegantest. Ausstatt. v. 9 ℳ an
Closetfabr. Dresden
Friedr. Gappisch.
Illustr. Preise grat. u. franco. [931]

Haardtweine.
Für naturreine weiße u. rote Haardtweine eigener Kelterung, fein, mild und blumig, von M. 60 resp. M. 80 pr. 100 L. an, suche Abnehmer.
Durch direkten Ankauf der Trauben am Stock u. Ersparung der Reisespesen bin ich in der Lage, dem Käufer für mäßige Preise Weine von hervorragender Qualität liefern zu können.
Probekisten von 10 Flaschen sortiert M. 12.
Spezielle Preisliste franko. [901]
H. Schartiger, Heidelberg.

Apfelsinen
(Orangen) oder Citronen von Messina, feinste, reife, gewählte Früchte, neuer Ernte, 35—45 Stück in einem schönen 10-Pfund-Korbe, m. Seegras geg. Frostgefahr schützend verpackt, versendet nach ganz Deutschland packung- und portofrei gegen Nachnahme von M. 2,90 [1071]
R. Maiti in Triest.
☞ Bei Abnahme v. 3 Körben auf einmal an eine Adresse u. franco Einsendg. d. Betrages 25 Pf. p. K. billiger.
☞ Nach Oesterreich-Ungarn auch verzollt à fl. 1,90 resp. fl. 1,76 p. Korb.

Anlehensloose.
Preisliste gratis. [906]
Homberger's Börsen-Comptoir,
Frankfurt a. M.

Alle Pfeifenraucher sollten d. **Holländ. Tabak** versuchen, welcher ganz vorzüglich schmeckt u. riecht. 10 Pfd. freo. kosten 8 Mk. bei [1142] B. Becker, Seesen a. H.

Lungen- und Halskranke (Schwindsüchtige) werden auf die Brochüre „Ueber Heilwirkung und Anwendung d. Pflanze Homeriana" aufmerksam gemacht, welche über die, während der Dauer v. 9 Monaten eingeholten, ärztlich und amtlich konstatirten sensationell. Heilerfolge erschöpfende Darstellungen enthält. Gegen Einsendung von 10 Pf. Porto zu beziehen durch die centrale Vertriebsstelle diätetisch-hygienisch. Erzeugnisse
J. Kirchhöfer, Triest. [1112]

Cotillon- und Ball-Artikel

No. 252. Papageno-Tour für 6 Paare M. 5.50.

in großartigster Auswahl und billigsten Preisen versendet pünktlich die Fabrik von

N. L. Chrestensen,
Königl. Preuß. Hoflieferant etc.,
Erfurt (Preußen).

Cotillon-Orden, sortirt, per Dtzd. 0,75, 1, 2, 3 bis 12 Mark.
Cotillon-Bouquets von getrockneten Blumen, per Dtzd. 1, 2, 3, 4, 6 bis 9 Mark.
Cotillon-Bouquets von frischen Blumen, per Dtzd. 6, 9, 12 bis 30 Mark.
Cotillon-Touren, Knallpapiere, Attrapen, Papierlaternen, Kopfbedeckungen etc. billigst.
Mein beschreibender **Pracht-Katalog** über **Ball- und Cotillon-Gegenstände** mit über 500 musterhaften Illustrationen, Erläuterungen für die neuen und neuesten Touren (über 150) und Gesellschaftsspiele ist erschienen und steht auf Verlangen **franco** und **gratis** zu Diensten. [922]
Meinen reich illustrirten **Weihnachts-Katalog** über **Decorations- & Luxus-Gegenstände, Makart-Bouquets, Vasen** ꝛc. ꝛc. versende ebenfalls **gratis** und **franco.**

Die feinsten Parfums sind:
Lohse's Maiglöckchen —
Lohse's Heliotrope blanc —
Neu!
Lohse's Excelsior Bouquet —
in Flaschen à 2 M.; grössere 3 M. und 5 M. 50 Pf.
Gustav Lohse, Kais. Königl. Hof-Parfumeur,
Berlin, W., Jäger-Strasse 46. [947]
Ausführliche Preislisten gratis. Aufträge nach ausserhalb prompt.

Eine kleine Druckerei,
bestehend aus Kautschuk-Drucklettern nebst Zubehör zum Selbstbedrucken von Etiquetten, Adressen, Circularen Preis- und Nummer-Verzeichnissen empfiehlt von 10 M. an, Preisverzeichniß u. Schriftproben freo.
H. J. Offenbacher,
Nürnberg. [949]

Alle Annoncen
für: Vom Fels zum Meer — Ueber Land u. Meer — Illustrirte Welt — Bazar — Illustrirte Zeitung — Kladderadatsch* — Fliegende Blätter* — Deutsches Montagsblatt* — Berliner Tageblatt* — Gartenlaube — l'Indépendance belge*
sowie für alle anderen Zeitungen und Fachschriften
befördert am billigsten u. promptesten die Annoncen-Expedition von
Rudolf Mosse Stuttgart—Berlin—Breslau—Cöln—Dresden—Frankfurt a. M.—Hamburg—Leipzig—London—München—Nürnberg—Paris—Prag—Wien—Zürich etc.
Zeitungs-Verzeichnisse (Insertions-Tarif), sowie Kosten-Anschläge gratis. —
Bei grösseren Aufträgen **höchster** Rabatt.
Für die mit * bezeichneten Blätter hat obige Annoncen-Expedition die alleinige Annoncen-Annahme. [967]

Die Najade.

Novelle von A. R. Rangabé.

Deutsch von J. Bielsch.

I.

John Littel flanierte am Themsequai, die Cigarre im Munde, die Hände in den Taschen, die Augen in die Weite gerichtet, sorglos wie der reichste Lord der Regent-Street. Aber die durchscheuerten Ellenbogen seiner Rockärmel, sein abgenützter Hut, seine zerissenen Stiefel ließen in ihm kaum einen Sprossen der üppigen Aristokratie erkennen.

Und John Littel war in der That von niederer und armer Abkunft; aber seine Studien in der Schule seines Heimatdorfes und die Lektüre einiger Marryatscher Romane hatten seine Ideen über die Sphäre, in der er geboren war erhoben, und Littel glaubte sich zu großen Dingen bestimmt.

Bevor er aber zu einem Romanhelden werden konnte, mußte er leben; um zu leben, mußte man essen; zum Essen gehörte Geld, und um Geld zu haben, mußte man arbeiten, gleichviel was. Littel fand diese Schlußforderung unwiderleglich; infolgedessen entschloß er sich, die Stellung eines Commis in einem Handelshause anzunehmen. Das ist, so dachte er, ein notwendiger Anfang, die erste Sprosse der Leiter, auf welche man den Fuß setzen muß, um bis zur höchsten Sprosse derselben empor zu steigen.

Diese untergeordnete Stellung befriedigte fürs erste die Ansprüche Littels. Sie ernährte ihn.

Aber von jeher hatte Littel eine ganz besondere Neigung für das pale ale, das Nationalbier der Engländer; so verhunzte und parodierte er auch den einzigen griechischen Vers, den er aus seinen Schultagen im Gedächtnis behalten hatte: „Ariston men hydor“ (Wasser ist das beste, was es gibt) in seinem englisch-griechischen Accent mit „Airaistos men tziuthos“ (Bier ist das beste, was es gibt). Er liebte es auch, im anregenden Kartenspiel Erholung von der mechanischen Thätigkeit des Kopisten zu suchen. Zweifellos waren das Schwächen; er hatte aber in seinen Romanen gelesen, daß alle großen Männer der Vergangenheit und der Zukunft stets ihre Schwächen gehabt haben und sie immer haben werden. Das verhinderte die seinigen nicht, sein kleines Gehalt bis zum letzten Pfennig zu verbrauchen. Und darum sehen wir ihn mit durchlöcherten Aermeln, abgenütztem Hut und zerrissenen Stiefeln.

Das war nicht alles: aus seinen Lieblingsbüchern hatte er mehr als eine Lehre über die Unabhängigkeit, die Freiheit, die Würde des Mannes geschöpft.

Eines Tages schien ihm die Natur einiger Wechsel, die er einzutragen hatte, etwas zweideutig, und er faßte den Verdacht, daß sein Prinzipal dem Sklavenhandel nicht ganz fremd sei.

Ergriffen von edler Entrüstung lief er zu ihm und erklärte ihm, er wolle nicht länger einem Herrn dienen, der seine Mitmenschen verhandle und aus solchem Handel mit der Freiheit seiner Brüder Gewinn zöge.

Der Kaufmann antwortete ihm mit einem so kräftigen Fußtritt, daß er die Treppe, den Kopf zuerst, hinunter flog. Daher kam es, daß unser Held hier auf den Quais flanierte, die Augen in die Weite gerichtet und die Cigarre im Munde.

An dem so Beschäftigten ging jemand dicht vorüber und stieß ihn heftig an die Schulter.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, mein Herr,“ sagte der Fremde.

„O, es ist nicht der Rede wert,“ erwiderte höflich Herr Littel.

„Glauben Sie mir, ich stieß Sie nur aus Zerstreuung, ich war etwas abwesend, vollständig absorbiert durch das prächtige Schauspiel der zahllosen Schiffe. Täglich wenden sich tausende nach den vier Himmelsrichtungen. Ich beneidete innerlich denen das Glück, welche die Welt auf den Flügeln dieser Meeresvögel

durcheilen können. Empfinden Sie nicht ähnliches, mein Herr?“

„Ich teile vollständig Ihre Anſicht,“ antwortete Littel. „Ich würde mich als den glücklichſten Menſchen ſchätzen, ſollte es mir je vergönnt ſein, jene unbekannten Küſten zu beſuchen, an denen der civiliſierte Menſch ſo ſelten landet, alle die Wunder der Natur zu ſehen und den Menſchen unter allen ſocialen Bedingungen zu ſtudieren.“

„Ich begreife vollkommen Ihre philoſophiſchen Neigungen und ich teile ſie. Aber ſtellen Sie ſich meinen Kummer vor! Eins der ſchönſten Schiffe, das Sie am Ufer ſehen, jene Brigg dort, iſt bereit, unter Segel zu gehen zum Zweck einer ſolchen wiſſenſchaftlichen Reiſe. Ihr Kommandant, mein ausgezeichneter Freund, Herr Spray, hat mich aufgefordert, ihn zu begleiten. Unglücklicherweiſe halten mich dringende Geſchäfte zurück und zwingen mich, dieſe herrliche Einladung zurückzuweiſen.“

„Oh! Sie haben unrecht,“ rief Littel enthuſiaſtiſch. „Wäre ich an Ihrer Stelle, kein noch ſo wichtiges Geſchäft könnte mich zurückhalten.“

„So hegen Sie den heißen Wunſch, eine ähnliche Reiſe zu machen?“

„Das fragen Sie mich? Nichts könnte mir ein größeres Vergnügen gewähren.“

„In dem Falle,“ ſagte der Fremde, „war es vielleicht ein glücklicher Zufall, der mich mit Ihnen zuſammenführte. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß Herr Spray mein Freund iſt. Und ſo glaube ich, daß ich ihn nicht vergeblich bitten werde, wenn ich ihn erſuche, Sie an Bord zu nehmen. Warum nicht? Was iſt dabei zu verlieren? Und er hat zudem noch den Genuß Ihrer Geſellſchaft.“

„Oh! mein Herr!“ rief Littel ganz außer ſich, „dürfte ich auf ſolch ein Glück hoffen? Aber nein; ich muß Ihnen aufrichtig bekennen . . .“

„Wenn Sie nicht wollen . . .“ ſagte der Fremde.

„Nicht wollen? Wie! das iſt es nicht; aber, erlauben Sie . . . ich muß Ihnen wohl geſtehen . . ich habe nichts, wovon ich meine Fahrt bezahlen könnte.“

„Und wo wäre denn die Gunſt, die mir Herr Spray gewährte, wenn er verlangte, daß Sie die Fahrt zahlten. Ich verlange, daß er Sie umſonſt an Bord nimmt.“

„Aber . . . es iſt nicht das allein. Ich habe wahrhaftig nicht einmal ſo viel, um ihm meine Koſt zahlen zu können.“

„Ah!“ ſagte der Fremde nachdenklich, „das iſt eine Schwierigkeit. Aber vielleicht läßt ſich doch ein Mittel finden . . . Sie ſind ein junger, kräftiger Mann von blühender Geſundheit. Wenn Sie ſich nun aus Liebe zur Wiſſenſchaft entſchließen, von Zeit zu Zeit mit Hand anzulegen . . . Aber was ſage ich? Ohne Zweifel behagen Ihnen die ſeemänniſchen Arbeiten nicht.“

„Ganz im Gegenteil, mein teurer Herr,“ rief Littel auf dem Gipfel des Glücks, „im Gegenteil, ich habe in ihnen eine gewiſſe Erfahrung. Ich verſichere Ihnen, daß ich nichts Beſſeres wünſche, als mir durch meine Arbeit mein Brot und mein Bier zu verdienen. Ich will Ihnen ſelbſt nicht verhehlen, daß es mein Selbſtgefühl beleidigte, wenn ich ihm zur Laſt ſein müßte.“

„Oh! dann wird ſich die Sache wundervoll einrichten laſſen,“ ſagte der Fremde. „Sie können ſelbſt, außer auf Nahrung und Bier im Ueberfluß, auf einige Belohnungen, auf ein kleines Gehalt rechnen. Wenn Sie alſo wollen, ſo holen Sie Ihr Gepäck; ich werde Sie hier erwarten, und Sie gleich meinem Freunde, Herrn Spray, vorſtellen.“

„Mein Herr,“ antwortete Littel, „mein Gepäck, ich trage es an mir.“

„So gehen wir dann.“ Und ſie ſtiegen in die nächſte Barke.

„Und wohin wird die Reiſe gehen?“

„Nach Afrika, nach all den Orten, an denen die Natur einen würdigen Gegenſtand für das Studium oder die Betrachtung bietet.“

Littel drückte ſtumm die Hand ſeines Begleiters. Seine Dankbarkeit war ſo groß, daß er ſie mit Worten nicht auszudrücken vermochte.

Der Kapitän Spray empfing den Freund ſeines Freundes mit großer Liebenswürdigkeit, reihte ihn in ſeine Mannſchaft ein und verſprach ihm, wunderbare Dinge zu zeigen, Dinge, von denen er ſich keine Vorſtellung machen könne.

Am nächſten Morgen verließ die Najade ſtolz die Mündungen der Themſe, alle Segel vom Nordwind gebläht, und einen Monat ſpäter durchſchnitt ihr Kiel die Wellen Senegambiens angeſichts der Weſtküſte Afrikas.

Während der Fahrt ſchienen unſerem Freunde die Manieren des Kapitäns ſchroffer als bei dem erſten Zuſammentreffen. Mehr als einmal hatte er ihn geſehen, wie er, die Piſtole in der Hand, dem erſten, der ihm nicht gehorchen würde, drohte, eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Nach Littels Gefühl war das für den Chef einer wiſſenſchaftlichen Expedition ein wenig zu wild; aber ſo ſind die Manieren der Seeleute! Die Gewohnheit der abſoluten Gewalt macht ſie oft tyranniſch.

Uebrigens war der gute Littel — ſtets bemüht, ſeine Pflicht aufs Genaueſte zu erfüllen — ſelten der Gegenſtand des Zorns oder auch nur der Beachtung ſeines Vorgeſetzten.

Eines Morgens bei Sonnenaufgang ſtand Herr Spray am Steuerbord der Najade und beobachtete aufmerkſam den verlaſſenen Hafen, den man ſoeben paſſierte, und eine ſchmucke Goelette in deſſen Hintergrunde, die dort vor Anker lag. Der von der Spitze des großen Maſtbaums flatternde Wimpel ließ in ihr ein Kriegsſchiff erkennen.

Auch die Goelette ſchien die Brigg bemerkt zu haben, denn ſchnell wurde ihre Flagge aufgehißt und ein Kanonenſchuß beſtätigte es. Die Meerbriſe entrollte die Falten des Banners.

Hätte die Najade irgend ein Intereſſe daran gehabt, dieſe ſymboliſche Frage nicht zu beantworten, ſo würde ſie ſchleunigſt ihre weißen Flügel in voller Weite ausgeſpannt und ihre Spitze ins Meer hinaus gewendet haben.

Anderſeits aber würde, wenn es ſich um einen Schnelligkeitskampf zwiſchen den beiden Schiffen gehandelt hätte, die kleine, einer Schwalbe gleich leichte und ſchlanke Goelette alle Chancen haben, den Sieg über ihren Gegner, die ſchwere ſtarkbauchige Brigg, davon zu tragen.

Kein derartiges Intereſſe ſchien die Bewegungen der Najade zu beeinfluſſen. Sie hißte unmittelbar darauf, wie es einem Schiff zukommt, welches weiß, wie es ſich zu benehmen hat, die Kauffahrteiflagge derſelben Nationalität auf und begrüßte die Goelette, die ariſtokratiſchen Allüren der königlichen Marine nachahmend, ſogar mit einem Kanonenſchuß.

Zu gleicher Zeit wendete ſie, ihrem Bug eine Neigung gleich einer graziöſen Verbeugung gebend, zum Eingang des Hafens hin; bald lief ſie in denſelben ein und warf im Fahrwaſſer der Goelette Anker. Die Schnelligkeit und die Genauigkeit, womit ihre Segel eingezogen wurden, erregte die Bewunderung, vielleicht ſogar die Eiferſucht ihrer Nachbarin.

Das Boot der Najade wurde ſofort ins Meer gelaſſen. Einige Minuten ſpäter ſtieg Kommandant Spray, gefolgt vom Matroſen Littel, die Treppe der Goelette hinauf.

„Habe ich die Ehre, mit dem Kapitän dieſes Schiffes zu ſprechen?“ fragte er einen jungen Offizier, der ihm entgegen kam.

„Ja, mein Herr,“ antwortete dieſer, „Arthur Filthon, Kommandant der königlichen Goelette ‚Der Dauphin‘.“

„Welche Freude für Landsleute, Kommandant Filthon,“ rief Spray voller Wärme, „ſich hier in dieſen wilden Ländern zu treffen, ſo entfernt von dem gemeinſamen Vaterlande, unſerem luſtigen England!“

„Aber wünſchen Sie vielleicht meine Papiere zu ſehen?“

„Wenn Sie die Güte haben wollen,“ ſagte der Kommandant, mit einer höflichen Verneigung das eifrige Anerbieten Herrn Sprays beantwortend.

Dieſer zog ſogleich ein goldgeſticktes Portefeuille aus ſeiner Taſche, nahm einige Papiere heraus und übergab ſie dem Offizier. Der Kommandant des Dauphin las die Dokumente, las ſie dann noch einmal und noch ein drittes Mal, und ſchien ihnen eine Aufmerkſamkeit zu ſchenken, die nicht beſonders im Einklang ſtand mit der Rückſicht, die man einem ſo reſpektabeln Schiffe wie der Najade ſchuldete. Endlich gab er ſie Herrn Spray, der geduldig wartete, zurück.

„Nehmen Sie die Papiere zurück,“ ſagte er, „ſie ſind in Ordnung.“

Und nachdem er einige Augenblicke gezögert: „Herr Spray,“ fügte er hinzu, indem er dieſen prüfend anblickte, „Sie reiſen alſo zum Zweck wiſſenſchaftlicher Forſchungen? Sind Sie deſſen ganz gewiß?“

„Ob ich es bin!“ erwiderte der andere, die Stirn runzelnd.

Aber gleich darauf lächelte er hinterhaltig und ſagte, ſich zu Littel wendend: „Laſſen Sie uns allein, kehren Sie zur Barke zurück.“

Dann trat er auf den Kommandanten zu.

„Kapitän Filthon,“ ſagte er in geheimnisvollem Ton, „ich darf mich ohne Furcht einem Offizier Ihrer Majeſtät anvertrauen? Kennen Sie dieſe Unterſchrift?“

Und er überreichte ihm ein anderes Papier.

„Es iſt die des Miniſters der Kolonieen,“ ſagte Filthon.

„Ganz richtig. Sie ſehen: der Vorwand für meine Fahrt iſt eine Expedition zu wiſſenſchaftlichen Forſchungen; aber der geheime Zweck meiner Sendung iſt der, die franzöſiſchen Niederlaſſungen und Faktoreien längs der ganzen

afrikaniſchen Küſte zu beobachten. Sie werden begreifen, daß man ein Kriegsſchiff nicht, ohne Verdacht zu erregen, mit einer ſolchen Aufgabe betrauen konnte. So haben Sie die Erklärung für das, was Ihnen an meinem Schiff nicht ganz in der Ordnung erſcheinen mag."

„Ah! in dem Fall verſtehe ich . . . das erklärt gewiß . . ."

„Und nun werden Sie erlauben, daß ich mich zurückziehe, nicht wahr, Herr Kommandant?" fuhr Spray fort. „Aber da ich das Glück hatte, Ihnen hier zu begegnen, entſcheide ich mich, für dieſe Nacht hier im Hafen zu bleiben. Darf ich hoffen, daß Sie mir heute abend gegen acht Uhr mit Ihren Offizieren die Ehre erweiſen, an Bord der Najade ein gutes Roaſtbeef und einen Plumpudding zu eſſen?"

Der Offizier ſchien einige Augenblicke zu zögern; dann aber, als hätte er ſeinen Entſchluß gefaßt, antwortete er: „Mit großem Vergnügen, mein Herr! Auf acht Uhr alſo. Und ich bin um ſo mehr erfreut, als wir uns auch morgen noch nicht trennen werden. Auch ich fahre morgen nach Süden, und ſo werde ich die Ehre haben, als Bedeckung mit Ihnen zu ſegeln."

„Welch' unerwartete Freude für mich!" rief Kapitän Spray. „Wie munter werden wir reiſen!"

Darauf zog er ſich zurück, zwiſchen den Zähnen murmelnd: „Dieſer Herr ſieht mir ganz danach aus, als beargwöhne er die Reſpektabilität meiner armen Najade."

An Bord zurückgekehrt, gab er die Befehle für den abendlichen Empfang.

Der Kapitän Filthon ſeinerſeits rief ſeinen Lieutenant. „Die Phyſiognomie des Schiffes dort will mir nicht recht gefallen," ſagte er zu ihm. „Wie denken Sie darüber, Lieutenant Saltwater?"

„Ja," antwortete dieſer; „es iſt ſtarkbauchig; und dann ſcheinen mir an ſeinen Maſten mehr Lappen zu hängen, als es ſich für ein ernſtes und vernünftiges Schiff gehört. Ah, ah! Sie haben nicht unrecht, Herr Kapitän. Aber haben Sie denn ſeine Papiere nicht geſehen?"

„Sie ſind in Ordnung, ich ſage nicht nein," antwortete Filthon. „Er hat ſogar geheime Inſtruktionen. Aber das alles iſt mir nicht ganz klar. Ein Zeugnis kann geſtohlen oder gefälſcht ſein. Er hat uns zu heute abend zum Souper zu ſich an Bord geladen. Ich will, daß wir hingehen. Da ſoll es ihm nicht gelingen, uns zu täuſchen."

„Und wenn er uns nachts entwiſcht? . . ." ſagte Lieutenant Saltwater.

„Sie haben recht," antwortete der Kapitän. „Befehlen Sie, daß alles bereit ſei. Sobald wir zurückgekehrt ſind, lichten wir die Anker und poſtieren uns vor dem Eingang des Hafens. Und ich garantiere Ihnen, daß er uns nicht entwiſcht; er müßte ſich denn in eine wirkliche Najade verwandeln."

II.

Abends ließ Kapitän Spray, der eine Ehre darin ſuchte, ſeine Gäſte aufs beſte zu empfangen, alle ſeine Boote ins Meer. Er ſelbſt ſetzte ſich in eines derſelben und fuhr an die Goelette, um in Perſon die Herren Offiziere zu geleiten. Es waren ihrer vier an Bord des Dauphin. Der Kapitän Filthon nahm drei von ihnen mit ſich. Der vierte, ein Aſpirant, der die Schiffswache hatte, mußte trotz alles Drängens des gaſtfreundlichen Herrn Spray an Bord des königlichen Schiffes bleiben.

„Wann ſoll ich die Barken ſchicken, um Sie zurückholen zu laſſen?" fragte der Aſpirant.

„Oh! Sicher nicht vor Mitternacht," rief Herr Spray.

„Alſo um Mitternacht," ſagte der Kapitän Filthon.

Die Beſucher wurden auf dem Deck der Najade mit der Muſik der Nationalhymne „God save the king" empfangen. Herr Spray hatte dieſe Schiffskapelle aus allen Dilettanten an Bord zuſammengeſtellt.

Dann ließ er ein Feuerwerk abbrennen, das, obwohl es nur ein ſehr einfaches war, doch durch die Neuheit des Schauſpiels die Bewohner dieſer wilden Einöden in Erſtaunen ſetzen mußte.

Schließlich bat er ſeine Gäſte, in den Salon hinabzuſteigen. Das Gemach war glänzend erleuchtet, der Tiſch luxuriös ſerviert.

„Sie haben ein ſchönes Schiff, Kapitän Spray," ſagte Filthon. „Wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben, uns dasſelbe im Detail bewundern zu laſſen?"

„Es iſt nicht eigentlich ſchön, Kapitän Filthon," antwortete Spray; „es iſt zu rund, zu weitbauchig. Ich habe mir vorgenommen, es

künftig nicht wieder zu benützen; aber Sie wissen, weshalb ich für diesmal seine unschöne Gestalt anderen eleganter und leichter gebauten vorziehe. Aber mit dem größten Vergnügen werde ich Ihnen das Schiff zeigen. Da Sie dasselbe der Ehre Ihres Besuchs gewürdigt haben, würde es mich glücklich machen, wenn Sie sich der Mühe unterziehen wollten, dasselbe vom Mastkorb bis zum Kiel zu besichtigen. Sie werden erkennen, daß meine Najade besser ist, als sie aussieht. Ich werde mir nach dem Souper die Erlaubnis erbitten, Ihnen auf derselben die Honneurs zu machen."

Das Bankett war ausgezeichnet und dehnte sich bis in die Nacht hinein aus. Als es beendigt war, als die Flaschen wohl zwanzigmal herumgereicht waren, erhoben sich die Offiziere, und der Kommandant Filthon sprach den Wunsch aus, das Schiff besichtigen zu dürfen, bevor er auf das seine zurückkehre.

„Lichter!" rief der Kapitän Spray.

Sogleich traten Littel und ein anderer Matrose, Laternen in den Händen tragend, vor. Sie schritten voran und unter ihrer Leitung begann die Besichtigung des Schiffes.

Mit Ausnahme der Kapitänskajüte bildete der ganze Raum zwischen den beiden Verdecken einen einzigen großen Saal. Auf dem Boden und in den Wänden desselben waren in einer Entfernung von je drei Fuß untereinander feste eiserne Ringe angebracht.

„Was bedeutet dieser Saal und was diese Ringe?" fragte der Kommandant Filthon, Spray erstaunt anblickend.

„Sie sind für seltene afrikanische Tiere bestimmt, die ich auf meinen wissenschaftlichen Exkursionen erwerben und lebend dem Londoner zoologischen Garten überliefern will," antwortete Spray. „Das heißt, Kapitän," fügte er mit leiser Stimme hinzu, „das bezweckt nur, andere auf eine falsche Fährte zu führen. Sie erraten, wen."

„Ich errate es," antwortete Filthon und warf dem Lieutenant Saltwater einen ausdrucksvollen Blick zu, den dieser mit einem bejahenden Neigen des Kopfes beantwortete.

Von da gingen sie in den untersten Schiffsraum und in die Pulverkammer. Der erste Gegenstand, auf den ihre Blicke fielen, war ein enormer Haufen von eisernen starken Ketten.

„Und dies, was bedeutet das?" fragte der Offizier.

„Ah! Habe ich Ihnen mein Abenteuer noch nicht erzählt?" fragte lächelnd Kapitän Spray. „Denken sie nur, vor einigen Tagen begegneten wir auf der Höhe von Senegal einem Schiff, dessen Aeußeres uns sehr verdächtig erschien. Auf zehn Meilen roch man den Händler mit Menschenfleisch. Ich näherte mich ihm und rief es an. Der Kapitän fragte mich, ob ich die Erlaubnis habe, auf feindliche Schiffe zu kreuzen, und mit welchem Recht ich ihn anriefe. Ich zeigte ihm meine Kanonen, und gegen diese Dokumente hatte er nichts einzuwenden. Ich bemächtigte mich seines Steuers, schiffte die Neger an dem Orte, wo er sie aufgenommen, wieder aus, und nachdem ich die Ketten konfisziert und zu mir an Bord hatte bringen lassen, ließ ich ihn selbst das Weite suchen, da ich in der That nicht die Vollmacht hatte, ihn zu hängen."

„Wir aber, wir haben diese Autorisation, Kapitän Spray," sagte der Offizier.

„Nun dann hängen sie ihn, wenn sie ihn haben," sagte Spray mit halb naivem halb ironischem Lächeln.

Littel drehte sich um und blickte erstaunt auf seinen Chef. Er begriff den Zweck dieser ganzen Lüge nicht.

„Aber wissen Sie, Herr Spray," bemerkte der Kommandant des Dauphin, „Sie thun nicht klug daran, eine solche Beute an Bord zu bewahren. Sie könnte peinlichen Verdacht erregen und dem Ruf der Najade schaden. Ich würde Ihnen raten, dies Eisen an Bord des Dauphin zu deponieren."

„Ich glaube wahrhaftig, Sie haben recht," sagte Spray, „und ich werde Ihrem Rat folgen."

„Jetzt aber, meine Herren, ist es Zeit, aufzubrechen," sagte Filthon zu seinen Offizieren. „Morgen also, Herr Spray, werden wir gemeinsam reisen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß wir noch zahlreichere Gesellschaft finden. Schiffe der königlichen Marine und zwar solche vom größten Kaliber, liegen in diesen Gegenden vor Anker. Ich zweifle nicht, daß sie, wenn ich ihnen einige Signale gebe, die Gefälligkeit haben werden, uns zu begleiten und die Einförmigkeit unserer Reise zu unterbrechen."

„Ah! welch' ein Glück!" rief Kapitän Spray.

„Brechen wir auf," sagte der Kommandant des Dauphin.

„Die Barke des Kapitän Filthon!" rief Spray mit lauter Stimme.

„Noch nicht angekommen," antwortete ebenſo der wachhabende Matroſe.

„Wie! iſt das möglich!" ſagte Filthon. „Mitternacht iſt doch vorüber."

„Oh! das Unglück iſt nicht groß," ſagte Spray. „Gedulden Sie ſich, ſie wird kommen. So habe ich das Vergnügen, einige Augenblicke länger Ihre Gegenwart zu genießen."

Daraufhin nahmen ſie wieder Platz an der Tafel und leerten noch einige Flaſchen mouſſierenden Porters. Eine Stunde nach Mitternacht war die Barke noch immer nicht erſchienen. Der Lieutenant Saltwater verlangte ein Sprachrohr und es an den Mund ſetzend, rief er dreimal: „Oho, vom Dauphin! Die Barke des Kommandanten."

Und dreimal wiederholte das Echo der Berge rings umher die Worte.

„Nun kann es ja nicht mehr lange dauern, ſie muß bald kommen," ſagte Herr Spray. „Setzen wir uns."

Bei jedem Anſchlagen der Wellen lief der Lieutenant hinaus, um nachzuſehen; aber wieder verging eine halbe Stunde und die Barke kam nicht.

„Ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll," ſagte Kapitän Filthon. „An Bord des Dauphin ſchläft alſo alles, und auch Greedyfiſch wird eingeſchlafen ſein! Kapitän Spray, werden Sie mir Ihr Boot leihen?"

„Das Boot ins Meer!" rief Kapitän Spray.

Wenige Augenblicke ſpäter verabſchiedeten ſich der Kapitän und die Offiziere des Dauphin vom Kapitän der Najade bis zum nächſten Morgen, an dem er, wie Herr Filthon wiederholte, das Vergnügen haben würde, gemeinſame Reiſe zu machen. Sie ſtiegen in die Barke und ſteuerten auf die Stelle zu, an der der Dauphin vor Anker gelegen hatte.

Die Matroſen ruderten kräftig; zwanzig Minuten waren vergangen, da ſtießen ſie ans Land.

„Was heißt das?" rief Filthon zornig. „Lieutenant, Sie ſitzen am Steuer, aber Sie haben ſchlecht gelenkt, mein guter Freund. Geſtehen Sie nur, daß der Porter Ihnen die Windroſe im Kopf verwirrt hat. Laſſen Sie mir das Steuer!"

„Herr Kommandant," antwortete der Offizier, um zu beweiſen, daß er nicht vom Wein benommen ſei, „da iſt der Thron der Kaſſiopeia und da der Krebs, dort müßte folglich der Dauphin liegen."

„Sie haben recht," ſagte der Kapitän; „dorthin werde ich wenden."

Er wendete in der That dorthin; aber er kehrte bis nahe zur Najade zurück, ohne auf den Dauphin zu ſtoßen. Nun lavierte er nach allen Richtungen hin. Keine Spur der Goelette.

„Was für eine verteufelte Geſchichte! was bedeutet das?"

„Mir fällt eben ein," bemerkte Saltwater, „ich habe dem Kadetten Greedyfiſch den Befehl gegeben, die Anker zu lichten, damit wir uns nach unſerer Rückkehr vor den Eingang des Hafens legen könnten. Hat er mich vielleicht falſch verſtanden und ſollte unverzüglich losgedampft ſein?"

„Das wird es zweifellos ſein. Er iſt ſo unbeſonnen, dieſer Maſter Greedyfiſch," antwortete Filthon, und mit einem heftigen Ruck das Steuer nach rechts drehend, wendete er das Boot gegen den Eingang des Hafens hin. Aber die Ruderer waren ſchon müde und die Entfernung noch ſehr beträchtlich. Es waren ihrer ſechs; drei von ihnen ruderten, die anderen ſollten ihre Kameraden ſpäter ablöſen. So wurde die Schnelligkeit des Bootes um die Hälfte verringert, und als man endlich an den Eingang des Hafens kam, begann es ſchon zu tagen. Die Offiziere ließen die Blicke ringsumherſchweifen, aber nirgends entdeckten ſie den Dauphin.

Filthon war ganz außer ſich. Er konnte nicht daran denken, auf dieſem gebrechlichen Fahrzeug ins Meer hinauszufahren; das erlaubten weder die erſchöpften Kräfte der Matroſen, noch der Zuſtand des Meeres. Er ſah ſich alſo gezwungen, zur Najade zurückzukehren.

Aufs äußerſte überraſcht hörte Spray den Bericht der Offiziere an.

„Es iſt ganz klar," ſagte er, „daß ſich Ihre Mannſchaft empört hat. Aber ſeien Sie ruhig, mein teurer Filthon: ſo korpulent meine Najade iſt, ſie hat einen raſchen Schritt, ſie könnte noch dem Achill damit aushelfen. Die Burſchen mögen frühſtücken und ein wenig ausruhen, ſie haben ja die ganze Nacht gearbeitet. Und ich werde mich ſtärken, um den Dauphin einzuholen."

Das Frühſtücken und Ausruhen der Burſchen und das Lichten der Anker nahm den halben Tag in Anſpruch. In jeder Minute

der ſechs Stunden ſtießen die vier Offiziere im Chor ein energiſches Goddam! aus, und in den Zwiſchenpauſen zermarterten ſie ihr Gehirn, um zu begreifen, was aus dem königlichen Schiff geworden ſei; aber ſie begriffen es dennoch nicht.

Aber nichts zwingt uns, gleichfalls in ſolcher Ungewißheit zu verharren. Eine Stunde, nachdem die Offiziere mit dem Kapitän Spray den Dauphin verlaſſen hatten, hörte man von der Goelette aus das Geräuſch der Ruder einer ſich nähernden Barke. Die Mannſchaft des Dauphin ſchlief; die Wache rief: „Wer da!“

Die Barke legte darauf auf Backbordſeite an. „Wir kommen vom Kommandanten Filthon,“ ſagte eine Stimme. „Ich habe dem Herrn Offizier der Schiffswache einen Brief zu geben und ihm einige Worte zu ſagen.“

Das Individuum, welches eben ſo geſprochen hatte, ſtieg in Begleitung zweier anderer Matroſen auf das Deck und übergab Herrn Greedyfiſch, der vorgetreten war, ein Schreiben. Aber in dem Augenblick, wo dieſer die Botſchaft las, ſtürzte ſich der Seemann, der ſie ihm überreicht hatte, auf ihn, warf ihn mit herkuliſcher Stärke zu Boden, ſchloß ihm mit der einen Hand den Mund und ſetzte ihm mit der anderen die Piſtole auf die Bruſt. „Wenn Sie ſich rühren, wenn Sie einen Schrei ausſtoßen, ſind Sie verloren, Sie und Ihre ganze Mannſchaft,“ ſagte er.

Die beiden anderen Matroſen ſtürzten ebenſo auf die Wächter, entwaffneten ſie, knebelten ſie und banden ihnen die Hände.

Gleichzeitig kamen noch zwei andere Barken heran, die ſich bis jetzt im Dunkel verborgen gehalten hatten. Ihre Ruder waren mit Segeltuch umwunden, damit ſie geräuſchlos gegen die Wellen ſchlugen. Sie klammerten ſich an der anderen Bordſeite des Schiffes feſt, und bald waren ungefähr zwanzig bis zu den Zähnen bewaffnete Männer aus den drei Fahrzeugen geſtiegen und aufs Deck geſprungen. Die einen ſtürzten in das Arſenal, um ſich der Waffen zu bemächtigen, die anderen aufs Zwiſchendeck, wo ſie die Mannſchaft, die ihrer Anführer und aller Verteidigungsmittel beraubt war, ergriffen und banden.

Im Augenblick waren der Offizier, die Wache und die Mannſchaft in den Schiffsraum geworfen; man ſchloß ſie ein und drohte, daß ſie bei dem geringſten Verſuch, denſelben zu verlaſſen, über die Klinge ſpringen müßten. Die Luke wurde geſchloſſen, zwei Männer, die Piſtole mit geſpanntem Hahn in der Hand, wurden als Wache aufgeſtellt, acht andere lagerten ſich auf dem Verdeck, der Reſt beſtieg wieder die Barken und kehrte geräuſchlos in dem Augenblick, als Kapitän Filthon und ſeine Tiſchgenoſſen die erſte Flaſche Champagner leerten, zurück. Die acht an Bord des Dauphin gebliebenen Matroſen Sprays durchſchnitten mit einem Axthieb das Anker und bald verließ die Goelette, von einer friſchen Briſe, wie ſie in dieſen Gegenden jeden Abend vom Lande her weht, getrieben, den Hafen und fuhr ſcharf nach Norden.

Das war der Grund, warum Filthon ſie vergeblich ſuchte.

Endlich, gegen Mittag, ſetzte ſich auch die Najade in Bewegung. Anfänglich ſchien ihre Schnelligkeit nicht dem Lobe ihres Kommandanten zu entſprechen, zwei Stunden lang trieb ſie ſchwerfällig im Golf dahin, ehe ſie das äußerſte Vorgebirge erreichte, welches die Ausſicht nach Norden abſchließt. Hier aber wendete ſie nach Süden; und es ſchien, als zöge ſie den Seitenwind dem ihr im Rücken wehenden vor. Denn kaum hatte ſie dieſe neue Richtung eingeſchlagen, als ſie auch gleich einem faulen Pferde, das die Sporen in den Flanken fühlt, ihre Schnelligkeit verdoppelte, und mehr als zehn Knoten in der Stunde zurücklegte.

So ſegelte ſie den Reſt des Tages und die folgende Nacht. Der Dauphin war weit und breit nicht zu erblicken.

„Kapitän Filthon,“ ſagte Spray zu dem Offizier, als ſie ſich bis auf geringe Diſtance einem öden Landvorſprunge genähert hatten, „wie Sie wiſſen, geht meine Route nach Süden, der Dauphin aber ſcheint nicht dieſe Richtung genommen zu haben, wir hätten ihn ſonſt eingeholt. Fahren Sie noch weiter mit uns, ſo entfernen Sie ſich vorausſichtlich immer mehr von ihm, und das kann Ihnen nicht angenehm ſein. Das beſte, was Sie thun können, iſt, Sie erwarten hier irgendwo Ihre Goelette.“

„Nein, mein Herr,“ antwortete Filthon. „Im Namen der Königin befehle ich Ihnen, das Schiff zu wenden, damit wir den Dauphin in einer anderen Richtung ſuchen.“

„Mein teurer Herr Filthon, ich möchte mich Ihnen gern gefällig zeigen, aber Sie wiſſen, meine Inſtruktionen . . . Es iſt mir unmöglich. Ich darf unglücklicherweiſe keinen anderen Befehlen gehorchen, als denen meiner Inſtruktionen.“

Dann rief er mit ſchallender Stimme: „Ein Boot ins Meer!“ Und ſich zu ſeinem Lieutenant wendend, ſagte er: „Sorgen Sie dafür, daß man für einige Tage ausreichende Lebensmittel in das Boot ſchaffe. Die Herren werden vorausſichtlich keinen Markt in der Nachbarſchaft finden. Nehmen Sie auch Waffen. Sie werden ihnen dieſelben übergeben, wenn ſie auf feſtem Lande ſind. Ich zweifle nicht daran, daß Herr Filthon die Jagd liebt. Möge es Ihnen gut gehen, meine Herren! Seien Sie verſichert, daß es mich ganz troſtlos macht, ſo bald Ihrer liebenswürdigen Geſellſchaft beraubt zu ſein.“

Die Offiziere ſahen ein, daß unter ſolchen Umſtänden ein jeder Widerſtand unmöglich und lächerlich ſei. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, ſtiegen ſie in das Boot und wurden mit ihren Waffen und ihren Vorräten an dem erſten Felſen des Vorgebirges ans Land geſetzt.

Als das Boot wieder zur Najade zurückgekehrt war, hißte Herr Spray die Flagge auf und ließ den Kommandanten der königlichen Goelette Dauphin reglementmäßig ſalutieren.

Drei Tage ſpäter lief die Brigg in einen buchtenreichen, tief ins Land einſchneidenden Hafen, der hinter einem Labyrinth von unzähligen kleinen Inſeln verborgen lag, ein. Ein fremdartiges Signal wurde bei der Einfahrt in dieſen Hafen auf der Höhe ihres Maſtes befeſtigt: ein in zwei Hälften geteiltes Faß, an dem ein langer ſchwarzer Lappen hing. Bald darauf wurde ein gleiches Signal auf einem der umliegenden Hügel ſichtbar. Darauf ſtieg Kapitän Spray in ſein Boot und ließ ſich, während das Schiff Anker warf, ans Land fahren. Die anderen Boote der Brigg folgten bald dem ſeinen.

Wie groß war die Freude John Littels, der ſeinen Chef begleitete, endlich wieder feſten Boden zu betreten! So ſollte er denn endlich dieſes jungfräuliche Land ſehen, dieſen Boden, dem die menſchliche Verdorbenheit noch nicht ihre Spur aufgeprägt hat! Ganz in der Nähe ſollte er die wilden Bewohner dieſes Landes, dieſe erſtgebornen Kinder der Natur und der Freiheit beobachten.

Die Barke des Kapitäns bog von der Küſte aus in einen ziemlich breiten Fluß ein und fuhr denſelben zwiſchen niedrigen und waldigen Hügeln eine halbe Stunde weit hinauf. Sie war mit Kiſten und Tönnchen beladen.

Man war kaum gelandet, als ein rieſiger Neger aus dem Gebüſch trat und den Reiſenden entgegenkam.

„Mongas iſt willkommen!“ ſagte der Kapitän Spray. „Nun, haben wir die dreihundert Stück Ebenholz? Sieh' her, ich habe mein Verſprechen gehalten.“

Und er zeigte ihm die Kiſten.

„Dreihundert, nein!“ ſagte der Schwarze, indem er engliſch zu radebrechen verſuchte, „dreihundert, nein, nur zweihundertundneunzig.“

„Wie, Sir Mongas, deine Majeſtät hält ihre Verpflichtungen nicht?“

„Ich, Majeſtät, halte Verpflichtung,“ antwortete Mongas, „aber ich, Majeſtät, können nicht mehr. Bin gegangen nachts, tief nachts Königreich Hotto-Ho. Arme Ebenholz ſchliefen. Waren dreihundertundfünfzig. Ich drüber hergefallen, ſie lebend zu fangen. Schwarzer Teufel aufgewacht und gekämpft wie Hund. Er getötet zwanzig von Mongas, Mongas getötet ſechzig von Hotto-Ho. Dreihundertundfünfzig, verloren ſechzig, bleibt zweihundertundneunzig. Da ſind ſie alle.“

Er führte den Kapitän hinter einen Felſen, und John Littel ſah voll Entſetzen auf einer kleinen Ebene mit gebundenen Händen und Füßen die zweihundertundneunzig Hotto-Ho, die Gefangenen des Königs Mongas, bewacht von dreißig Wilden ſeines eigenen Stammes.

„Du haſt mir zweihundertundneunzig zugeführt,“ ſagte er zu Mongas. „Hier ſind 1450 Liter Branntwein, fünf Liter fürs Stück. Hier ſind auch, wie es abgemacht war, die Stoffe zu den Schürzen und die allerfeinſten Halsbänder, alle aus rotem und blauem Glas.“

Mongas betrachtete dieſe koſtbaren Gegenſtände, beſonders aber ſeinen geliebten Branntwein mit ſtumpfſinnigem Lächeln.

„Jetzt, ihr da, vorwärts!“ ſagte der Kapitän zu ſeinen Leuten, indem er ihnen die am Boden liegenden Neger zeigte.

Die Matroſen holten ſofort aus dem Boot Holzſtücke, die der Länge nach in der Mitte geſpalten waren. In denſelben befanden ſich immer in der Entfernung von je einem Fuß voneinander runde Oeffnungen. Durch jede derſelben wurde der Hals eines Schwarzen geſteckt und dann darin feſt geſchloſſen. Dasſelbe Schandholz genügte für acht bis zehn dieſer Unglücklichen. Jeder Matroſe nahm das vordere Ende eines dieſer ſeltſamen Joche auf die

Schulter und führte dies menſchliche Vieh daran hinter ſich her.

Littel war ſprachlos bei dieſem Anblick. Ihm dünkte, daß dieſe Anordnungen nichts mit wiſſenſchaftlichen Forſchungen gemein hätten. Seine Beſtürzung ſtieg aber aufs höchſte, als Kapitän Spray ihm in dem Augenblick, in welchem ſich die erſte Abteilung dieſes ſcheußlichen Warenzuges in Bewegung ſetzte, eine Peitſche mit den Worten gab: „Begleite dieſe hier, und wenn das Ebenholz nicht marſchieren will, ſo ſchlage zu, bis das Blut fließt.“

Alles Gute in Johns Seele empörte ſich bei dieſen Worten.

„Ich, ich ſollte dieſe Unglücklichen ſchlagen!“

„Du wirſt ſie ſchlagen, du wirſt ihnen das Fleiſch zerpeitſchen. Siehſt du, der erſte, der da, will nicht ſchnell vorwärts.“

„Aber ſeine Füße ſind ja durch den Strick angeſchwollen!“

„Schlag zu; ich will nicht ſo viele Worte.“

„Niemals!“ rief Littel, die Peitſche weit fortſchleudernd. „Ich ſchlage nicht Geſchöpfe Gottes, Menſchen, die unabhängig und frei geboren ſind, unſeresgleichen und unſere Brüder.“

„Ah! du ſchlägſt nicht?“

„Nein, ich werde nicht ſchlagen. Und nun thun Sie, was Sie wollen, Kapitän Spray.“

„Wir werden ſehen,“ rief dieſer wütend. „Werft dieſen Mann zu Boden.“

Sofort ergriffen die Matroſen Littel und warfen ihn nieder.

„Zieht ihm die Kleider aus und gebt ihm zweihundert Peitſchenhiebe auf den Rücken.“

Die Matroſen riſſen ihm die Kleider vom Leibe.

„Verzeiht Mann dieſem,“ ſagte Mongas zum Kapitän. „Verzeiht, er es thun zu Gefallen mir, ich bitten Kapitän.“

„Haben Sie denn ſeine Unverſchämtheit nicht bemerkt?“

„Er nicht gewollt ſchlagen armen Schwarzen. Ich bitten ſehr, ſehr,“ wiederholte der gute Mongas.

„Es ſei, aus Rückſicht für Eure Majeſtät, will ich ihm verzeihen. Geh' mir aus den Augen. Seiner Majeſtät magſt du es danken, daß du mir entkommen biſt,“ ſagte der Kapitän, in deſſen beſonderem Intereſſe es lag, dem ſchwarzen Monarchen zu ſchmeicheln.

Auf ſolche Art wurden alle Schwarzen in die Boote und von dieſen an Bord des Schiffes transportiert.

„Sind ſie eingeſperrt?“ fragte der Kapitän.

„Ja.“

„Iſt noch Platz übrig?“

„Für die zehn, die uns fehlen.“

„Und meint Ihr nicht, daß wo Platz für zehn iſt, auch noch wenigſtens für dreißig wäre?“

„Wie ſoll das möglich ſein?“ ſagte der Lieutenant. „Wir geben jedem nur ein und einen halben Fuß Raum in der Breite; in der Länge ſtoßen die Füße aneinander.“

„Gut, gut, ſeien Sie nicht zu gewiſſenhaft. Sie mögen ſich ein wenig zuſammenpreſſen; nur um zwei Zoll ſollen ſie aufeinandergeſchoben werden. Was ſind zwei Zoll? Dadurch gewinnen wir vierhundert Zoll, dreiunddreißig Fuß, alſo Platz für zweiundzwanzig Stück.“

„Aber wo finden wir dieſe zweiundzwanzig Stück?“ fragte der Lieutenant ſchon vollkommen überzeugt.

„Das werden wir ſehen,“ antwortete Spray, und trat wieder zu Sr. Majeſtät dem König der Mongas.

„Lieber Mongas,“ ſagte er zu ihm, „ich habe noch Branntwein übrig, die fünfzig Liter, die ich dir als Preis für die zehn Schwarzen, die du mir nicht verſchaffen konnteſt, beſtimmt hatte. Wir ſind Freunde. Nimm die fünfzig Liter! Ich will nicht knickerig ſein. Rufe deine Leute her, damit wir ihnen einſchenken.“

Die dreißig Neger, Mongas ſelbſt, ſeine Frau und ſeine Tochter ſetzten ſich um den Kapitän Spray. Man ſchlug das mit Branntwein gefüllte Faß auf, und jeder ſuchte ſo viel als möglich von dem Inhalt ſich anzueignen. Bald lagen ſie einer neben dem anderen ſchnarchend oder vollkommen betäubt und bewußtlos auf dem Boden. Nur der König, deſſen Natur kräftiger war als die der anderen, hatte ſich noch einige Funken von Vernunft bewahrt.

„Freund Mongas,“ ſagte der Kapitän, „ich habe dir noch nicht das koſtbarſte Produkt unſerer Länder gezeigt.“ Er öffnete eine Kiſte, nahm eine Flaſche heraus und goß in ein kleines Glas zwei Tröpfchen eines roten Liqueurs.

„Koſte mal das,“ fuhr er fort. Der Neger trank und ſchien in himmliſche Verzückung getaucht.

„Wir nennen das ‚Liqueur‘,“ ſagte der Kapitän.

„Bitte, gib Liqueur, Freund Kapitän,“ lachte Mongas in einem Tone, als verlange er das größte Gut der Erde.

„Oh," antwortete Spray, „oh mein Teurer, das geht nicht so. Der Liqueur ist teuer, sehr teuer. Ich kann dir nichts davon geben."

„Mongas gibt, was Kapitän will, wenn Kapitän gibt Liqueur."

„Mongas hat nichts zu geben; Kapitän wird keinen Liqueur geben," antwortete Spray, die Sprache des Schwarzen nachahmend.

„Ich bitte, ich bitte."

„Es gibt kein ‚ich bitte', das ihn dir verschafft .... Höre! Willst du mir die Menschen, die da schlafen, überlassen, so erhältst du den Liqueur. Eine Flasche Liqueur für fünf Stück Schwarze, weil du mein Freund bist."

„Warte! warte!" rief Mongas und zählte an seinen Fingern ab: „Fünf und fünf zehn, und fünf fünfzehn, und fünfzehn dreißig. So hat Mongas sechs Flaschen, sechs Flaschen?"

Und der Unglückliche klatschte in die Hände und tanzte vor Freude.

Herr Spray gab seinem Lieutenant ein Zeichen, worauf dieser mit seinen Matrosen herantrat, die dreißig Neger auf die weiter oben geschilderte Art in den Pfahl steckte und sie nach den Barken führen ließ.

„Nimm die sechs Flaschen," sagte der Kapitän zu dem schwarzen Oberhaupt. Dieser ergriff sie, öffnete die eine und leerte sie mit einem einzigen Zug. Der spirituose Inhalt derselben raubte ihm, dessen Bewußtsein schon nicht mehr klar war, jede Spur von Vernunft.

„Gib mir auch, mir auch," schrieen seine Frau und seine Tochter wie zwei bellende Hunde.

„Geht oder ich erwürge euch!" heulte Mongas in seinem Rausch, und er fuhr fort zu trinken.

„Gib mir auch, mir auch!" winselten die beiden Frauen.

„Freund Kapitän, nicht auch nehmen diese beiden? Mongas gibt sie umsonst," fuhr der Neger fort, der schon nicht mehr wußte, was er sagte.

„Ich will sie nicht umsonst," antwortete Spray. „Ich habe noch diese beiden Flaschen mit grünem Liqueur, der ist sehr kostbar. Willst du sie?"

„Nimm diese hier, nimm diese hier," rief Mongas wieder, indem er die beiden Frauen, die ihm unaufhörlich den Rest des Inhalts der Flasche streitig machten, zum Kapitän hinstieß. „Diese nehmen, mir grünen Liqueur geben!"

Der Kapitän gab ihm die beiden Flaschen, und während der Unglückliche aus ihnen trank, wurden die beiden Frauen von den Matrosen zu den Barken geschleppt.

„Laß es dir gut gehen, Mongas," sagte der Kapitän Spray. „Trachte nur, mir fürs nächste Jahr dreihundert Stück bereit zu halten, ich werde dir viel Liqueur mitbringen."

Und er bestieg sein Boot.

Jetzt blickte Mongas um sich und sah mit Erstaunen, daß er allein sei. Ein Strahl von Vernunft schien in seinem Gehirn aufzuleuchten. Zugleich hörte er die Stimme seiner Frau und seiner Tochter, die in dem Augenblick, als die Barke vom Ufer abgestoßen wurde, trostlos aufschrieen.

Wie ein Pfeil flog er an das Ufer des Flusses.

„Freund Kapitän," rief er, „gib mir Frau zurück, gib mir zurück Linga, Tochter meine. Linga ist mir Sonne, nicht mir Sonne nehmen."

Und der arme Neger lief längs der Küste hin, dem Lauf des Schiffes folgend. Die beiden Frauen streckten die Arme nach ihm aus, aber Kapitän Spray stellte sich taub. Das Boot verließ endlich den Fluß und näherte sich dem Schiffe.

Als Mongas es sich entfernen sah, stürzte er sich in die Fluten, und durchschnitt dieselben mit der Schnelligkeit eines Delphins. Sein Rausch war in dem kalten Wasser augenblicklich verflogen. Schwimmend erreichte er die Brigg und nun fing er von neuem an zu schreien: „Gib mir Frau zurück, gib mir Linga zurück, meine Tochter."

„Soll er haben, was ihm zukommt?" fragte der Lieutenant, seine Pistole ladend.

„O nein! Was fällt dir ein?" sagte Herr Spray. „Wirf ihm ein Tau zu und hilf ihm herauf."

Littel hörte diese Worte und dachte bei sich: „Der Mann ist also doch nicht durch und durch ein Schurke."

Das Tau wurde ins Meer geworfen, Mongas ergriff es und kletterte mit der Geschicklichkeit einer wilden Katze auf das Deck.

„Sind wir bereit?" fragte der Kapitän.

„Wir sind bereit," antwortete der Lieutenant.

„Man lichte den Anker."

„Freund Kapitän," sagte Mongas, „gib mir Frau, gib mir Tochter."

„Legt dieſen Neger neben die beiden Frauen," ſagte Herr Spray. „Geh', damit man dir deine Frau und deine Tochter geben kann."

Er verſetzte ihm einen Fußtritt vor den Leib. In demſelben Augenblick ergriffen den Unglücklichen vier Matroſen, ſchleppten ihn ins Zwiſchendeck bis zum äußerſten Ende des Raums, in dem die dreihundertundzwanzig Wilden auf dem Boden lagen, und ſteckten hier als eine beſondere Ausnahme ſeine Füße in denſelben Block, welcher die ſeiner Frau und ſeiner Tochter umſchloſſen.

III.

Man kann ſich die Empfindungen des Negers eher vorſtellen als ſie beſchreiben. König ſeines Stammes, bis jetzt unbeſiegt, ungebändigt wie der Löwe der Sierra Leone, hatte er ſeinen Namen zu einem von Senegambien bis zur Pfefferküſte gefürchteten gemacht. Jetzt lag er zu Boden geworfen, beſiegt von Branntwein, vertiert durch die Trunkenheit, ein Gegenſtand des Spottes und der Verachtung; gebunden führte man ihn fort, um ihn in Amerika wie ein Laſttier zu verkaufen, damit er dann unter den Peitſchenhieben erbarmungsloſer Herren ſtürbe. Seine Augen, die ſich auf unnatürliche Art erweiterten, unterliefen mit Blut; auf ſeine Lippen, welche er wie ein Tiger fletſchte, trat ein rötlicher Schaum. Gebeugt ſaß er da, denn er hatte keinen Platz, um ſich auszuſtrecken; er ſtieß eine Art Geheul aus und heftete ſtarre, ſchreckliche Blicke auf ſeine Frau und ſeine Tochter. Die Najade ſetzte die Segel bei und gewann gegen Abend die hohe See.

Nach einer mehrſtündigen Fahrt durch das Inſelmeer, welches den Eingang zu dem Hafen ſchloß, mündete ſie in das offene Meer. Der Wind kam noch immer aus Nordweſten und war ſogar friſcher geworden. Dieſer Wind war der Brigg günſtig geweſen, als ihr Kurs von Norden nach Süden ging, jetzt aber war er ihr konträr, denn der Kapitän wollte Virginien in den Vereinigten Staaten erreichen, um dort ſeine Waare auszuſchiffen; und gerade aus jener Richtung wehte der Wind. Die Najade mußte nördlich ſegeln, um den Wind zu gewinnen und begann, ſich bald nach rechts, bald nach links zu wenden. Das Schaukeln des Schiffes, der Luft- und Raummangel, die Tortur, die ihnen die zu feſt geſchnürten Bande verurſachten, bereiteten den unglücklichen Gefangenen die ſchrecklichſten Qualen, lähmten ihre Kräfte und machten ſie krank. Zwei oder drei, die ſchwächſten unter ihnen, ſtarben nach einem mehrſtündigen Todeskampf; aber ſie blieben bis zur Zeit der Inſpektion in ihren Ketten, dann erſt wurden ſie von denſelben befreit und ins Meer geworfen.

„Wir müſſen uns auf einen Verluſt gefaßt machen," ſagte der Kapitän Spray zum Lieutenant; „der zehnte Teil der Ware wird wohl umkommen. Um ſo mehr werden wir den Preis der übrig bleibenden erhöhen. Unterdeſſen gewinnen wir dadurch immer etwas Platz."

Die Inſpektionsbeſuche fanden dreimal während des Tages und dreimal während der Nacht ſtatt. Der Kommandant durchſchritt bei denſelben, begleitet von ſeinem Lieutenant, die Reihen der Neger. Ein Matroſe ſchritt ihnen voran und ein anderer folgte ihnen. Bei der Inſpektion am Mittag und am Abend gab man den Negern ſchwarzen, aus Gerſte und Waſſer gekneteten Zwieback. Als der Kommandant am erſten Abend an Mongas vorüberging, ſtreckte der Gefangene ſeine kraftloſen Hände aus und krallte ſeine Finger, als wolle er ſeinen perſiden Henker zerreißen. Aber der großherzige Herr Spray warf ihm trotzdem ſein Stück Brot hin und ſagte: „Da iß, Mongas!"

Der Matroſe, welcher hinter dem Kommandanten ging, war Littel.

Als er ſeinerſeits an den Neger herantrat, beugte er ſich faſt unmerklich zu ihm nieder und ließ einen kleinen Gegenſtand in ſeine hoch ausgeſtreckte Hand gleiten.

„Ah!" rief der Wilde.

Er hatte eine kleine Feile erkannt. Littel nahm die Peitſche, die er am Gürtel trug und ließ ſie über dem Kopf Mongas durch die Luft ſauſen, daß die ſchmalen Riemen aneinander klatſchten.

„Was gibt's?" fragte der Kommandant.

„Dieſer Neger wollte ſchreien, und ich habe ihn geſchlagen."

„Gut ſo, mein Junge," ſagte Spray. „Ich ſehe, daß dir die Lektion genützt hat. Deine Erziehung iſt fertig."

Nachdem die Inſpektion beendet war, richtete Mongas an die gefeſſelten Neger einige Worte in ihrer gemeinſamen Sprache und bald darauf begannen alle einen eintönigen Geſang, eine

Art wie Klagelied anzuſtimmen. Ihre Stimmen erfüllten das ganze Zwiſchendeck. Der laute Schall derſelben übertönte das Knirſchen der Feile, mit der Mongas das Schloß ſeiner Feſſeln zerſtörte. Plötzlich ließen ſich Schritte auf der Treppe hören, und haſtig verbarg der Wilde ſeine Feile.

„Was bedeutet dies Geheul?“ fragte der Kapitän.

„Armer Neger weint Vaterland ſeines,“ antwortete Mongas mit kläglicher Stimme.

„Sage ihnen, ſie ſollen nicht ſo laut weinen, ſonſt werde ich ſie anders weinen lehren.“

Der Kapitän ſtieg wieder hinauf, um ſich zum Schlaf niederzulegen. Während der ganzen Nacht wurde nun der Klagegeſang nur von Zeit zu Zeit und weniger laut wiederholt. Die Feile begleitete ihn mit mehr Vorſicht.

Am nächſten Abend trat der Lieutenant während der Inſpektion plötzlich auf Mongas zu.

„Was haſt du da?“ fragte er ihn.

In der einen Hand hielt Mongas die Feile, in der anderen das Stück Brot, das er am Mittag erhalten hatte. Schnell ſchloß er die Hände aneinander und verbarg die Feile in der Krume des Brotes.

„Es iſt eine Brotrinde zum Eſſen,“ ſagte er.

„Ah! eine Brotrinde,“ antwortete der Lieutenant. „Aus Eigenſinn haſt du ſie nicht verzehren wollen. Gut. Ich will ſie ins Meer werfen; wir werden ja ſehen, was du eſſen wirſt.“

„Gebt mir Brot zurück,“ ſagte Mongas mit flehender Stimme. „Armer Neger hat Hunger. Gebt zu eſſen armen Neger.“

„Ah! Appetit iſt alſo wieder da?“ antwortete der Lieutenant und warf ihm, wie einem Hunde die Brotkruſte hin.

Mongas ergriff ſie und begann ſie zu verzehren.

Die Offiziere hatten ihre Runde noch nicht beendet, als plötzlich eine Stimme aus dem Maſtkorb herab erſcholl: „Ein Segel! ein Segel am Horizont!“

Der Kapitän und ſein Lieutenant ſtürzten auf das Deck und nahmen ihre Fernröhre zur Hand.

„Oh! ſchlechte Neuigkeiten!“ ſagte der letztere. Es iſt wahrhaftig ein Schiff und zwar einer der größten Dreimaſter! Es läßt ſeine Wimpel wehen! Es iſt ein Kriegsſchiff!“

„Donnerwetter! Es hat uns geſehen!“ rief der Kapitän. Es hißt die Flagge auf! Halt! Die Trikolore! Dieſer Herr iſt Franzoſe! Ah, ſieh' doch! Er hat die Naſe auf unſerer Spur. Er hängt alle ſeine Lappen aus. Er ſcheint ſehr nach unſerer Bekanntſchaft zu verlangen! He, ihr da!“ ſchrie er ſeiner Mannſchaft zu. „Jeder auf ſeinen Poſten! Achtung! Alle Segel auf! Backbord geſteuert! Noch mehr! Noch mehr! Mit dem Winde geſegelt!“

Die Najade, deren Bug bis jetzt nach Norden gerichtet war, wendete ſogleich nach Süden um und flog, von der Wirkung des Windes auf ihre voll entfalteten Segel getrieben, gleich einem wilden feurigen Pferde auf ihrer flüſſigen Bahn dahin.

Aber nach einer Viertelſtunde ſah der Kapitän, daß alles vergeblich ſei. Das ſie verfolgende Schiff ging bedeutend ſchneller und ſchon erſchien es hinter ihnen gleich einer rieſigen Schneepyramide.

„Durch Schnelligkeit erreichen wir nichts,“ ſagte er zum Lieutenant. „Verſuchen wir es mit der Liſt. Sobald es dunkel iſt, ziehen wir den größten Teil der Segel ein, damit er uns aus den Augen verliert. Während er uns nach Süden hin ſucht, werden wir den Kurs nach Norden nehmen, wir werden uns dem Lande nähern; vielleicht gelingt es uns, dort einen Schlupfwinkel zu finden. Iſt er aber morgen früh noch auf unſerer Spur, ſo bleibt uns noch ein anderer Ausweg.“

„Welcher?“ fragte der Lieutenant.

„Wir werfen von Zeit zu Zeit einige der Schwarzen ins Meer. Während der Herr Franzoſe ſeine Zeit damit verliert, ſie aufzufiſchen, werden wir anderen verſuchen, ſo ſchnell als möglich fort zu kommen. Und ſollten ſelbſt alle drauf gehen, ſo wahren wir doch unſere Haut, und die iſt koſtbar genug, daß wir den Verſuch machen, ſie zu retten.“

John Littel hörte dieſe Worte und ſchauderte.

Bei Einbruch der Dunkelheit ließ es ſich der Kapitän, der durchaus nicht ruhig war, vor allem angelegen ſein, dem Schiffe einen anderen Kurs zu geben. Littel benützte dieſen Augenblick, um in die Kajüte des Herrn Spray zu treten. Sein Herz ſchlug mächtig. Er ergriff einen Bund Schlüſſel, das über dem Bett des Kommandanten hing, nahm nacheinander jeden der Schlüſſel und legte ihn auf einen Wachsabdruck, den er in der Hand hielt. Endlich fand er unter ihnen einen kleinen, der vollſtändig zu dieſem Abdruck paßte; er löſte denſelben von dem Bund

ab, hing dieſen wieder an ſeinen Platz und ging hinaus. Bei der mitternächtlichen Inſpektion begleitete John wieder ſeinen Chef.

Als er bei Mongas vorüberging, gelang es ihm, dieſem einen kleinen Schlüſſel in die Hand gleiten zu laſſen, und er wies dabei auch mit dem Finger auf die Ketten der Neger. Dann ließ er wieder ſeine Peitſche knallen und rief mit lauter Stimme: „Rühre dich nicht, wenn man es dir nicht erlaubt hat.“

„Dieſer Littel wird ein beſſerer Negerwächter, als ich erwartete,“ ſagte der Kapitän lachend.

Nach dieſem Beſuch begann der Klagegeſang von neuem. Der Kapitän und der Lieutenant waren vollkommen durch die Beobachtung des franzöſiſchen Schiffes in Anſpruch genommen, deſſen großes weißes Segelwerk ſich deutlich von dem klaren Himmel der Tropen abhob. Es ſchien, als ob der Feind ſeinerſeits die Bewegungen der Najade verſtand oder doch argwöhnte, denn auch er verringerte die Zahl ſeiner Segel.

Währenddes hob Mongas mit Hilfe ſeiner Frau und ſeiner Tochter das obere Holz ſeines Blockes, zog ſeine Füße daraus hervor und öffnete geräuſchlos, bis zu dem ihm nächſt liegenden Schwarzen kriechend, die Ketten, die deſſen Hände und Füße belaſteten, übergab ihm den Schlüſſel und nahm ſchleunigſt wieder ſeinen Platz ein. Der erſte Schwarze that das gleiche beim zweiten, der zweite beim dritten und ſo ging es weiter bis zum letzten, der den Schlüſſel an Mongas zurückgab.

Um vier Uhr, der Stunde der zweiten nächtlichen Inſpektion, waren alle Neger von den Feſſeln befreit, aber nicht einer von ihnen bewegte ſich. Nur Mongas gelang es, den Schlüſſel an Littel zurückzugeben, der ſich, ſobald er wieder auf Deck geſtiegen, beeilte, denſelben auf ſeinen alten Platz zu bringen.

Am Morgen hatte ſich das franzöſiſche Schiff der Najade bis auf zwei Meilen genähert. Und nun begann eine verzweifelte Jagd ohne Raſt und ohne Aufſchub. Während die Najade alle ihre Segel entfaltete, als ſetze ſie all ihre Hoffnung einzig in ihre Schnelligkeit, wendete ſie dieſelben bald nach rechts, bald nach links und verſuchte durch unerwartete Manöver zu entfliehen, gleich einer Maus, welche die ſie verfolgende Katze täuſchen will. Alles vergeblich. Gegen acht Uhr ſendete ihr das fremde Schiff ſeinen erſten Kanonenſchuß, die Kugel zerriß das große Segel des Negerſchiffes.

Das geſchah in dem Augenblick der Morgeninſpektion der Schwarzen im Zwiſchendeck.

„Uns bleibt kein anderes Mittel,“ ſagte Herr Spray zu dem Lieutenant. „Wir müſſen ihnen das Bad geben, müſſen die Ware opfern, um unſer Leben zu retten. Bringen Sie mir die Schlüſſel. Die Mannſchaft ſoll mit uns heruterſteigen. Aber paſſen Sie auf, daß man ſie nur immer zu zehnen hineinwirft. Während er ſie auffiſcht, gelingt es vielleicht, uns in jene Sackgaſſe zu retten. Da ſoll er uns nur aufſuchen! Die Enge hat kaum acht Fuß Waſſer. Unſere Najade kommt durch. Der Herr Franzoſe ſoll nur kommen und ſich hineindrängen, wenn er dort feſtſitzen will wie der Tower zu London!“

Er ſah auf den Kompaß.

„Ruder nach Steuerbord!“ kommandierte er. „Oſten, ein Sechzehntel Nordoſten!“ Und mit einer Handbewegung gab er dem Steuermann die einzuſchlagende Richtung an. Dann nahm er das Schlüſſelbund und ſtieg, von der Mannſchaft gefolgt, ins Zwiſchendeck. „Die dort unten müſſen den Anfang machen,“ ſagte er, auf die im Hintergrunde liegenden Neger zeigend; „die liegen am engſten aufeinander gepreßt. Es iſt gut, wenn ſie mehr Raum gewinnen.“ Und er ging mit den Matroſen auf ſie zu.

In dem Augenblick, als er an Mongas vorüberging, beugte ſich Littel zu dieſem nieder und murmelte ihm zu: „Es iſt Zeit.“

Der Kapitän war bis zur Mitte des Saals gekommen.

„Auf, Kinder Mongas'! Auf! Hotto-Ho!“ ſchrie das ſchwarze Oberhaupt mit ſchallender Stimme, indem er, ſeine Feſſeln weit von ſich ſchleudernd, aufſprang.

Sogleich erhoben ſich die dreihundertundzwanzig Neger, warfen ihre Bande von ſich, umzingelten die waffenloſe, vollſtändig wie erſtarrte Mannſchaft, warfen die Matroſen zu Boden, und legten ſie in ihre eigenen Ketten. Mongas entriß dem Kapitän die Schlüſſel, ſchloß die Schlöſſer der Ketten und beſtimmte fünfzig Schwarze als Gefangenwärter. Dann lief er mit den anderen ins Arſenal und legte Hand auf die Waffen. Dann ſtürzte er auf das Deck, bemächtigte ſich dort der wenigen auf demſelben gebliebenen Matroſen und des Steuermanns, und ließ ſie das Schickſal der anderen im Zwi-

ſchendeck teilen. Nicht einer von ihnen wagte den geringſten Widerſtand.

In dem Augenblick riß eine zweite von dem franzöſiſchen Schiff geſendete Kugel eine der Schoten des Fockmaſtes fort. Aber ſchon war die Najade, die die gleiche Richtung beibehalten hatte, in die Meerenge eingelaufen, und ſegelte in einen tiefen Golf. Das franzöſiſche Schiff durfte ſich nicht in denſelben wagen; es mußte die Verfolgung aufgeben und ſich damit begnügen, der Najade Kugeln nachzuſenden, welche ihm aber mit der wachſenden Entfernung immer ungefährlicher wurden.

„Was nun thun?“ ſagte Mongas zu ſeinem Befreier Littel. „Schwarze Haut nicht können Schiff regieren.“

„Willſt du alles thun, was ich dir ſagen werde?“ fragte Littel.

„Du armen Mongas gerettet und Frau und Tochter. Mongas dir gehorchen und ſtürzen ins Meer, wenn du ſagſt.“

„Haſt du irgend einen mutigen, ergebenen Mann?“

„Baridas!“ rief Mongas.

Ein ſchwarzer Koloß näherte ſich. Littel führte ihn ins Zwiſchendeck, in dem ſich die Gefangenen befanden und ſagte, eine Fallthüre aufhebend: „Nimm dieſe beiden Piſtolen. Wenn dieſe Leute auf irgend eine Art ihre Ketten brechen, und ihre Wächter bewältigen, ſo gib Feuer in dieſes Loch: es iſt Pulver darin; wir werden dann alle in die Luft geſprengt.“

Mongas erklärte dem Neger dieſe Worte. Darauf ſetzte ſich derſelbe mit großer Ruhe angeſichts der entſetzten Mannſchaft neben die Fallthüre.

„Du, Freund Mongas,“ fuhr Littel fort, „ſteigſt jetzt auf Deck und hältſt deine Leute in Gehorſam.“ Littel ſeinerſeits löſte nun alle Segel und ließ eines nach dem anderen fallen; denn er allein konnte ſie nicht handhaben. Er ließ nur eines der kleinſten entfalten; dann nahm er das Steuer zur Hand, während der Wind vom Rücken kam. Plötzlich ſieht er vor ſich in der Tiefe des Golfs auf einer Höhe, die hoch über dem Meere aufragte, einen Gegenſtand, der ſich in Form eines Signals bewegt. Es waren vier an der Spitze einer Stange befeſtigte Stücke weißen Segeltuchs. Er wendet augenblicklich das Steuer und gibt der Spitze die Richtung darauf hin; mit einem Axthieb ſchlägt er die Schoten des letzten Segels herab, damit das Schiff nicht weiter fahren kann, ſetzt mit Hilfe der Neger das Boot ins Meer, beſteigt, die Najade Mongas' Obhut überlaſſend, mit einigen Schwarzen die Barke und ſteuert dem Orte zu, an welchem das improviſierte Signal weht.

Vier Männer waren oben auf dem einſamen Hügel. Wie groß war die Freude Littels, als er die vier von Spray verratenen Offiziere des „Dauphin“ erkannte. Er lief auf ſie zu, erzählte ihnen, was geſchehen war, nahm ſie in ſein Boot und führte ſie zu der Brigg.

„Kapitän Filthon, bis jetzt habe ich die Brigg geführt; jetzt lege ich die Führung derſelben in Ihre Hände.“

Der Kapitän nahm ſogleich das Steuer, verteilte die Arbeit der Matroſen zwiſchen Littel und ſeinen drei Offizieren, ließ die Segel aufhiſſen und wendete das Schiff dem Ausgange der Meerenge zu. Die Fregatte lag vor derſelben zum Angriff bereit. Aber der Kapitän Filthon ſtieg eiligſt in ſein Boot, begab ſich an Bord des franzöſiſchen Schiffes, nannte dort ſeinen Rang, ſchilderte ſeine gegenwärtige Lage und erbat den Beiſtand ſeines Kameraden. Er erhielt zwanzig Matroſen Verſtärkung und kehrte zur Najade zurück.

Seine erſte Sorge war, ein Kriegsgericht, aus ſeinen drei Offizieren beſtehend, unter ſeinem eigenen Vorſitz zu bilden, den Kapitän Spray und den Lieutenant vor dasſelbe zu ſtellen, beide ſummariſch zu verurteilen und ſie im Verlauf einer halben Stunde, den einen links, den andern rechts an der Segelſtange des Hauptmaſtes aufhängen zu laſſen.

Nachdem das abgemacht, richtete er das Schiff nach Norden. Nachdem er einige Stunden geſegelt war, kam er zu jenem Golf, in welchem der Dauphin ſo ſchnell auf ſo wunderbare Weiſe verſchwunden war. Bald erkannte er ſeine auf dem Schaum der Wellen tanzende leichte Goelette. Wahrſcheinlich lagerte ſie in dieſer Gegend, die Rückkehr der Najade erwartend, um dieſe weiter zu begleiten, denn kaum hatte ſie die Brigg bemerkt, ſo änderte ſie ihren Kurs und kam derſelben entgegen.

„Ah! ah!“ ſagte der neue Kommandant des Dauphin, ich ſehe, daß der Baum der Najade Früchte getragen hat. Ich wette, daß mein Vorgänger am Steuer der Goelette iſt. Ich begrüße Sie, Herr Kapitän Filthon. Was meinen Sie zu ihrem Belvedere.“

In dieſem Augenblick rief das Sprachrohr

den unrechtmäßigen Kapitän und den Lieutenant des Dauphin auf die Brigg. Beide beeilten ſich, zu gehorchen, und da das Kriegsgericht in Permanenz tagte, ſo hingen beide nach Verlauf einer Viertelſtunde an den beiden äußerſten Enden der Segelſtangen des Fockmaſtes. Die vier Ruderer der Barke, welche ſie hergeführt hatten, wurden feſtgenommen und bald darauf wehte auf der Goelette wieder die königliche Flagge. Die alte Mannſchaft hatte wieder das Schiff in Beſitz genommen und die Räuber, die ſich zu Herren desſelben aufgeworfen hatten, lagen gefeſſelt im unterſten Schiffsraum.

Nach dreitägiger Fahrt warfen beide Schiffe an der Küſte des Königreichs Mongas' Anker und gaben den Negern und ihrem Oberhaupt die Freiheit zurück.

Mongas warf ſich wie ein Kind weinend an die Bruſt John Littels.

„Du retten Mongas," ſagte er, „und Weib Mongas' und Linga, Tochter Mongas' und arme Schwarze. Sage Mongas, was du willſt, Mongas wird alles geben, alles."

„Ich will," antwortete Littel, „von dem dankbaren Monarchen Abſchied nehmend, „daß ihr euch nicht ſelbſt zu Werkzeugen eures Elends macht, daß ihr nicht eure eigene Freiheit verratet, daß ihr nicht das Blut eurer Brüder verkauft."

Nach wenigen Wochen ſchon lief der Dauphin, die Najade im Schlepptau führend, in den Hafen von London ein.

Der Kapitän Filthon und der Aſpirant Greedyfiſch wurden vor ein Seegericht geſtellt und frei geſprochen. Die Mannſchaft der Najade erſchien vor demſelben Gericht und wurde in die königlichen Arſenale geſchickt, was gleichbedeutend mit lebenslänglicher Zwangsarbeit iſt.

Die Najade ſelbſt wurde öffentlich konfiſziert und zum Tode verurteilt; ſie wurde zerſtört und zu ihrem Holzpreiſe verkauft. Der Ertrag dieſes Verkaufs, ungefähr 60000 Frank, wurde dem mutigen Littel als Belohnung zuerkannt.

Dieſer widmete einen Teil der erhaltenen Summe zur Hebung des nationalen Bierhandels, den Reſt aber zur Unterſtützung einer Geſellſchaft, deren Zweck die Befreiung der Neger iſt.

Der Tod der Virginia.

Digitized by Google

Deutsche Lehrerinnen im Auslande.

Von

Mathilde Lammers.

Unter den Hunderttausenden von Auswanderern, welche alljährlich über die deutschen Grenzen hinausziehen, um in der Fremde zu suchen, was die Heimat nicht bietet, bilden Frauen, welche sich dem Lehrfach gewidmet haben, einen nicht unbedeutenden Prozentsatz. Da sie nicht wehrpflichtig sind, so kümmert sich die Regierung nicht um sie; da sie kein Vermögen mit hinausnehmen und nur eine Arbeitskraft solcher Art, an welcher im Vaterlande Ueberfluß ist, so schickt ihnen kein Volkswirt einen Seufzer nach. Die Familien, welche sie etwa zurücklassen, trösten sich über dem Schmerz der Trennung mit dem Gedanken, daß die Sorge um ihren Unterhalt so am sichersten gelöst ist. Und so würden diese Wanderzüge jahraus jahrein weiter gehen können, würden jetzt nicht plötzlich von verschiedenen Seiten Stimmen, und zwar gewichtige Stimmen laut, welche das Schicksal der in die Fremde pilgernden Lehrerinnen als ein höchst bedenkliches schildern und damit natürlich bei Eltern, Vormündern und den betreffenden Frauen selbst lebhafte Bedenken über die Zulässigkeit einer solchen Auswanderung wachrufen müssen.

Wenn nun der Zug deutscher Lehrerinnen ins Ausland lediglich auf dem von den Vorfahren ererbten germanischen Wandertriebe sich gründete, so wäre es in jedem einzelnen Falle leicht, ihn aufzuhalten, und jede, der ihre persönliche Sicherheit und ein erträgliches Leben daheim lieber wäre, als das Erproben von sicher verbürgten Gefahren im Auslande, würde schon von selbst zu Hause bleiben. In vielen Fällen spielt auch gewiß das Verlangen, die Welt zu sehen, etwas Neues zu erleben, der Enge der täglichen Verhältnisse zu entfliehen, bei dieser Art der weiblichen Auswanderung so gut eine Rolle wie bei der von den maßgebenden Gewalten mit viel größerer Sorge betrachteten Auswanderung männlicher Arbeitskräfte und ganzer Familien. Indessen würden die Lockungen der Ferne als solcher allein doch grade bei einzelnen Frauen und Mädchen schwerlich stark genug sein, fühlten sie sich daheim nicht thatsächlich überflüssig, und erwarteten sie nicht von einem Aufenthalt im Auslande Vorteile, welche die Heimat nicht bietet. Solange ein ungeheuer zählebiges Vorurteil den deutschen Frauen, die im häuslichen Beruf nicht mehr Arbeit und Brot finden, die Wege zu fast jeder anderen nützlichen und lohnenden Berufsthätigkeit außer dem Lehrfach versperrt, so lange wird es mehr Lehrerinnen bei uns geben, als wir im Lande gebrauchen können, und so lange werden die Ueberzähligen den Blick über die Grenzen dahin richten, wo man ihre Arbeit verlangt und bezahlt. Da nun obendrein ein Aufenthalt im Auslande nicht bloß denen ihren Lebensunterhalt verspricht, die ihn daheim nicht mehr finden können, sondern allen eine gewisse Weltgewandtheit und Selbständigkeit gibt, und in einigen Ländern eine Gelegenheit zur Erwerbung von Sprachkenntnissen, die leichter als jedes andere Wissen später in der Heimat zu verwerten sind, so scheint es doch wünschenswert, daß nicht diejenigen allein zu Worte kommen, welche an der Stellung der deutschen Erzieherin im Auslande nur Schattenseiten gefunden haben und den Schluß unvermeidlich machen möchten, daß jedes junge Mädchen, das als Lehrerin in ein nichtdeutsches Land oder in einen fremden Erdteil zieht, in äußerster Gefahr ist, an Leib und Seele verloren zu gehen.

Denn das ist faktisch der Inhalt mehrerer kürzlich veröffentlicher Journalartikel und längerer Aufsätze, welche sich mit diesem Gegenstande beschäftigen. Sie stellen es als die Regel hin, daß deutsche Erzieherinnen in der Fremde schlecht behandelt, unmäßig ausgebeutet, von allem Verkehr mit gebildeten Leuten ausgeschlossen werden, daß ihre Körperkräfte unter der unausgesetzten Arbeit bei unzulänglicher Verpflegung, ihre Geisteskräfte und ihr Gemüt durch die Demütigungen, denen sie ausgesetzt sind, und durch die unerträgliche Vereinsamung, in der sie leben müssen, zerrüttet werden, daß sie eine Beute der gewissenlosesten Spekulation nicht nur von seiten der Stellenagenturen, sondern von seiten der Helfershelfer des Lasters sind, und daß sie also körperlich, geistig oder sittlich Schiffbruch leiden müssen — während sie doch nach Meinung dieser kurzsichtigen Beobachter nur zu Hause zu bleiben brauchten, um allen diesen furchtbaren Gefahren zu entgehen. Gewiß haben die Urheber dieser Schilderungen im besten Glauben gesprochen; wer wollte daran im geringsten zweifeln? Gewiß sind ihre Urteile sämtlich aus konkreten Fällen

geſchöpft, und es macht ihrem warmen Herzen und ihrer Ritterlichkeit Ehre, daß ſie ihre Stimme erheben, um die Wiederholung ſolcher Fälle unmöglich zu machen. Und wenn ſie nur ſolche Mädchen abſchreckten, die aus reiner Abenteuerluſt in die Fremde ziehen möchten, ohne auch nur im geringſten dem Kampf ums Daſein in dieſer Form gewachſen zu ſein, oder die aus Hochmut einem wirklich vorhandenen Beruf zu Hauſe entlaufen, ſo hätten ſie ein gutes Werk gethan, und die Leute mit gegenteiligen Erfahrungen könnten ſtill dazu ſchweigen, wenn auch zur Steuer der Gerechtigkeit und Wahrheit wohl viele Zeugniſſe dahin abgegeben werden möchten, daß auch bei Engländern und Franzoſen, bei Italienern und Ruſſen, und wo*immer Gottes Sonne ſcheint, ein Mädchen in abhängiger Stellung rückſichtsvolle Behandlung, wahre Herzensgüte, Wohlwollen, Anhänglichkeit und Dankbarkeit finden kann, nicht bloß in Deutſchland.

Im Intereſſe vieler ſtrebſamer Lehrerinnen aber, die auf ein ſo bedeutendes Bildungsmittel wie einen richtig ausgenutzten Aufenthalt im Auslande nicht ſchlechthin verzichten können, und vieler anderer, die dort unter weit vorteilhafteren Bedingungen arbeiten können als daheim, iſt es geboten, daß nicht einzelne trübe Erfahrungen allein zu Worte kommen und dann vom großen Publikum als die allgültige Regel angeſehen werden. Jeder Einzelne überſieht von der Geſamtheit der Fälle ja doch nur immer eine geringe Zahl; je mehr ein Berichterſtatter mit alles umfaſſenden Behauptungen um ſich wirft, deſto vorſichtiger wird man ſeine Behauptungen aufnehmen müſſen. So verſichert Julius Einſiedel in einer bei Gebr. Henninger in Heilbronn erſchienenen Schrift [1]), die Zahl der in England anweſenden Gouvernanten aus Deutſchland, Frankreich und der Schweiz belaufe ſich auf viele Tauſende, „von denen der dritte Teil bis die Hälfte immer außer Stelle iſt“. Man möchte da doch fragen, auf welche ſtatiſtiſche Erhebung ſich dieſe Behauptung gründet, und wundert ſich, wenn man, wie die Schreiberin dieſer Zeilen, eine verhältnismäßig ſehr ausgedehnte Bekanntſchaft unter deutſchen Gouvernanten jenſeits des Kanals hat, daß, was ſo ohne weiteres als Regel verkündet wird, auf einen namhaften, ſeit vielen Jahren beobachteten Bruchteil noch nicht zum zehnten Teil Anwendung findet. Freilich hat derſelbe Herr Einſiedel in ſehr ſcharfſinniger Weiſe alle diejenigen, die ihm aus ihrer perſönlichen Erfahrung etwa widerſprechen möchten, mundtot gemacht. Er gibt zu, es ſei zu verwundern, daß durch die Hunderte von deutſchen Gouvernanten, welche die Ferien zu Hauſe verbringen, nicht längſt alle Illuſionen von der lockenden Fremde gründlich zerſtört und die von ihm vertretenen troſtloſen Anſchauungen im großen Publikum an die Stelle getreten ſeien; aber dieſe „betrogenen Seelen“ ahmen bewußt oder unbewußt dem Fuchs in Aeſops Fabel nach, der ſeinen Schwanz in der Falle gelaſſen hatte und nun nicht nur ſeinen Schmerz verbiß, ſondern auch ganz ſo that, als ob er höchſt zufrieden wäre und alle anderen es ihm nur nachmachen dürften. Gegen dieſe Paliſſade läßt ſich ſchlechterdings nur mit einigen unbeſcheidenen Fragen Sturm laufen. Wieviel Hunderte von den aufgeführten Tauſenden von Gouvernanten kennt dieſer geehrte Herr perſönlich? Von wie vielen kennt er die Stellung ſo genau, um zu wiſſen, wie weit ſie zu Klagen berechtigt wären, auch wenn ſie nicht klagen? Und wie groß iſt daher ſein Recht, von denen, die er kennt, auf die, welche er nicht kennt, zu ſchließen?

In den mir zugänglich gewordenen Aufſätzen über die vorliegende Frage iſt durchweg ſo verfahren, daß über Stellung und Behandlung, Ausbeutung, Verlaſſenheit, Hilfloſigkeit deutſcher Lehrerinnen im Auslande ganz allgemeine Behauptungen aufgeſtellt und zum Beleg dann einzelne draſtiſche Fälle erzählt ſind. Ich möchte, ſtatt von meinem Standpunkte aus durch dasſelbe Verfahren zu gegenteiligen Schlüſſen zu führen — was ſehr bequem wäre — lieber ein paar von langjähriger und ausgedehnter Erfahrung eingegebene Ratſchläge für diejenigen herſetzen, welche aus irgend einem Grunde Luſt hätten ins Ausland zu gehen, aber nicht wiſſen, was dabei zu beachten iſt.

Das erſte iſt das Hinkommen. Der unſicherſte, koſtſpieligſte und gefährlichſte Weg — darin ſcheinen ſich alle einig zu ſein, die ihn verſucht haben — iſt durch Agenten oder Zeitungsanzeigen. Er ſchlägt nicht jedesmal fehl und führt nicht jedesmal in die Irre; aber wer ihn betritt, ſollte ſich immer erſt nach einer perſönlichen Bürgſchaft für die Zuverläſſigkeit der Verhältniſſe umſehen, in die er eintreten will. Das iſt am unerläßlichſten für alle überſeeiſchen

[1]) Das Gouvernantenweſen in England. Eine Warnung von Julius Einſiedel. Bd. IX, Heft 3 der Zeitfragen des chriſtlichen Volkslebens.

Länder, Frankreich und das öſtliche und ſüdliche Europa, wo, wie mir noch heute eine genaue Kennerin dieſer Dinge in Uebereinſtimmung mit meinen ſonſtigen Beobachtungen ſchreibt, die ſittlichen Anſchauungen auf einer tieferen Stufe ſtehen als die unſeren; am erſten zu entbehren für England und die übrigen germaniſchen Länder Europas. Leute, an welche man ſich am ſicherſten um Auskunft wendet, ſind Konſuln, höhere Polizeibeamte, proteſtantiſche Pfarrer; natürlich iſt Diskretion geboten, wenn man die Wahrheit wiſſen will. Eine Vermittelung durch einen beiderſeitigen Bekannten oder durch die Direktion einer Lehranſtalt iſt vorzuziehen, iſt auch billiger als der oben bezeichnete Weg. Iſt man einmal draußen, hat ſeine Stelle aufgegeben und ſucht eine andere, ſo gilt dasſelbe. Möchte bald in allen fremden Ländern, wo es viele ausländiſche Lehrerinnen gibt, das Beiſpiel unſerer klugen und thatkräftigen Kolleginnen in England nachgeahmt werden, von denen ihrer etwa 700 jetzt einen Verein zur gegenſeitigen Unterſtützung, Stellenvermittelung und billigen, anſtändigen Unterbringung während der Ferien oder in ſtellenloſer Zeit bilden! Dieſer Verein deutſcher Lehrerinnen in England hat ſein eigenes behagliches Daheim in einem der beſten Stadtteile Londons, 16 Wyndham Place, Bryanſton Square W. Wer Mitglied werden will, muß über 20 Jahre alt ſein, ſich perſönlich bei den Vorſteherinnen im Daheim vorſtellen und ein Zeugnis von einer Dame beibringen, in deren Hauſe oder Familie die Betreffende mindeſtens ein Jahr lang als Erzieherin oder Lehrerin gewirkt hat. Die Vorſteherinnen kennen aufs genaueſte die Anforderungen, welche das engliſche Publikum an deutſche Gouvernanten zu ſtellen pflegt, und können daher am erſten dazu helfen, daß nicht, wie die Engländer ſagen, ein viereckiger Pflock in ein rundes Loch kommt.

Und dies führt mich aufs zweite, nämlich: die Anforderungen, welchen diejenige zu entſprechen hat, die eine erzieheriſche Wirkſamkeit im Auslande ſucht. Sie muß erſtlich körperlich geſund und kräftig ſein, nicht von zarter Konſtitution und ſchwachen Nerven. Das verſteht ſich eigentlich von ſelbſt, denn in welchen Beruf paßt ein zartbeſaitetes Dämchen, das vom erſten Windhauch umgeworfen wird? Aber wer gleich dem Manne hinaus muß ins feindliche Leben, hat doch noch mehr Widerſtandskraft nötig, als wer ſeine Arbeit im ſchützenden Banne des Hauſes findet, und in der Fremde krank werden iſt zehnmal ſchlimmer als daheim. Auch eine größere moraliſche Widerſtandskraft iſt in mehrfacher Beziehung derjenigen nötig, welche in ein fremdes Land geht, als derjenigen, die ſchlimmſtenfalls in einer Tagereiſe ihre Bekannten wieder erreichen kann. Sie muß das Fremde, Ungewohnte heiter ertragen können, ſich von Kleinigkeiten und vorübergehenden Dingen nicht beirren laſſen, mehr zum Lachen als zum Weinen geneigt ſein und nicht leicht etwas übelnehmen. Sie muß größere Reife und größere Charakterfeſtigkeit haben als ihre Schweſter, die bei Vater und Mutter hinter dem Ofen bleibt, und in ihrem Weſen muß es ſich ungeſucht zeigen, daß ſie ihrer ſittlichen Würde nie etwas vergeben wird. Ob ein auffallend hübſches Mädchen, ein an Huldigungen der Männer gewöhntes, ein gefallſüchtiges, ein putz- und vergnügungsſüchtiges Mädchen irgendwo zur Lehrerin und Erzieherin taugt, wollen wir hier nicht erörtern: ins Ausland taugt ſie weniger als jede andere. Je mehr die deutſche Lehrerin mit den überall gültigen Formen der feinen Sitte vertraut iſt und je ſchneller und geräuſchloſer ſie ſich den beſonderen Sitten der Geſellſchaft, in die ſie eintritt, anzubequemen weiß, deſto eher wird ſie ſich auch ohne beſondere Anſtrengung die Behandlung zu ſichern wiſſen, die ihr als einer gebildeten Frau gebührt. Ich ſetze, obgleich das befremden mag, nichts über ihre wiſſenſchaftliche, pädagogiſche und künſtleriſche Bildung hinzu. In dieſer Hinſicht wechſeln die Anforderungen nicht bloß in den verſchiedenen Ländern, ſondern je nach der Art der Wirkſamkeit und auf den einzelnen Stellen zu ſehr, als daß etwas Allgemeingültiges in ein paar kurze Sätze zuſammengefaßt werden könnte. Folgendes aber iſt zu beachten. Es weiß und kann nicht leicht eine Lehrerin zuviel, manchmal aber wohl zu wenig. Die Examina in Deutſchland ſind nicht nach den Anforderungen des Auslandes, ſondern nach denen deutſcher Mädchenſchulen bemeſſen; ein gutes Examen iſt alſo noch keine Bürgſchaft, daß man für jede beliebige Stelle draußen tauge. Fremdſprachliche Konverſation und brillantes Klavierſpiel werden gewöhnlich im Auslande höher geſchätzt als gründliche Kenntniſſe in den Elementarfächern — bei Gouvernanten in deutſchen Familien übrigens auch!

Fürs dritte laſſe man ſich vor Annahme einer Stelle nicht nur möglichſt genau ſagen,

was verlangt wird, und verſpreche nichts, was man nicht leiſten kann, ſondern man mache auch vorher aus, wie man in Bezug auf Ferien und Freiſtunden, auf räumliche Unterkunft, auf Pflichten außerhalb der Unterrichtsſtunden, auf Kirchenbeſuch, Geſelligkeit, Kündigung und ähnliches geſtellt ſein wird. Ein wenig Deutlichkeit vorher iſt beſſer als gegenſeitige Enttäuſchung nachher. Es iſt nützlich, eine beſtimmte Anzahl jährlicher Ferienwochen vorher zu vereinbaren und auszumachen, ob man ſie anderswo und auf eigene Koſten verleben muß oder nach Wahl auch auf der Stelle ſelbſt verleben kann. Es iſt nur bei wenigen Leuten nicht nötig, ſich ein oder zwei tägliche Freiſtunden innerhalb der Tageszeit zum Selbſtſtudium und zur Erholung auszubedingen, und iſt doch zur Bewahrung der körperlichen und geiſtigen Geſundheit unerläßlich. Wer nicht Luſt hat mit ſeinen Zöglingen das Schlafzimmer zu teilen, muß ſich danach vorher erkundigen. Man frage genau, welche Aufſicht über die Kinder außerhalb der Schulſtunden zu führen ſein wird, und ſei vorſichtig in der bindenden Uebernahme häuslicher Pflichten, weil viele Gebieterinnen — in Deutſchland übrigens ſo gut wie anderswo! — darin kein Maß kennen. So gut aber wie es die Gouvernante freut und erquickt, falls wohlwollende Leute ihr über die feſtgeſetzten Bedingungen hinaus gelegentlich eine Erleichterung ſchaffen, ein Vergnügen bereiten, ein Geſchenk machen, an ihrem perſönlichen Ergehen Anteil nehmen, ſich nach ihrer Familie erkundigen, ihr Vertrauen ſchenken, ſo ſicher verbeſſert und befeſtigt es auch ihre Stellung, wenn ſie einmal ein wenig mehr thut als wozu ſie kontraktlich verpflichtet iſt: einmal bei einem kranken Kinde wacht, in einer beſonderen häuslichen Not zuſpringt und ſonſtwie zeigt, daß ſie zu den feiner gearteten Menſchen gehört, die geneigt ſind mehr zu thun als ſie müſſen, und weniger zu verlangen als ſie könnten.

Daß ein ganz junges Mädchen, und ſei ſie noch ſo trefflich angelegt, ſchwerlich fürs Ausland taugt, dürfte aus dem Geſagten ſchon hervorgehen. Anderſeits muß noch ſoviel jugendliche Elaſticität vorhanden ſein, daß man ſich leicht in fremde Menſchen und Dinge ſchickt, wenn man zum erſtenmal die ſchwarzweißroten Grenzpfähle hinter ſich läßt. Leider iſt kein Raum mehr, zu erörtern, in welcher Weiſe ein Aufenthalt im Auslande für die eigene Ausbildung beſonders nach der ſprachlichen Seite hin nutzbar anzuwenden iſt, obgleich gerade darin eine der Bedingungen gegeben iſt, auf einer halbwegs erträglichen Stelle auszuharren.

Jeder Platz in der Welt hat ſeine Schattenſeiten, jede Gouvernantenſtelle in Deutſchland und außer Deutſchland ganz gewiß auch. Wenn du die beſonderen Laſten ſpürſt, die mit deiner beſonderen Stelle verbunden ſind, ſo thue dies. Verſetze dich ſo unbefangen, wie du kannſt, in die Lage der Leute, von denen du abhängſt, und frage dich, ob ſie das, was dich drückt, nach ihrer Art und Eigentümlichkeit leicht ändern könnten oder nicht. Meinſt du das erſtere, ſo wage eine beſcheidene, freundliche, ruhige Bitte. Wird ſie dir abgeſchlagen, oder ſcheint ſie dir ſo ausſichtslos, daß du ſie nicht wagen magſt, ſo wäge ab, ob die Vorteile deiner Stellung dieſen Nachteil aufwiegen oder nicht, und danach trage entweder in der Stille, was ſich nicht ändern läßt, oder mach' ein ſchnelles Ende. Und ſollteſt du von Herrn Julius Einſiedel zu den Füchſen ohne Schwanz gerechnet werden, weil du nicht klagſt, ſondern meinſt, daß tüchtige Gouvernanten gewöhnlich überall in der Welt gut behandelt werden und gute Stellen finden, ſo tröſte dich mit der Schreiberin dieſer Zeilen, der es auch ſo geht.

Mailiedchen.

Von

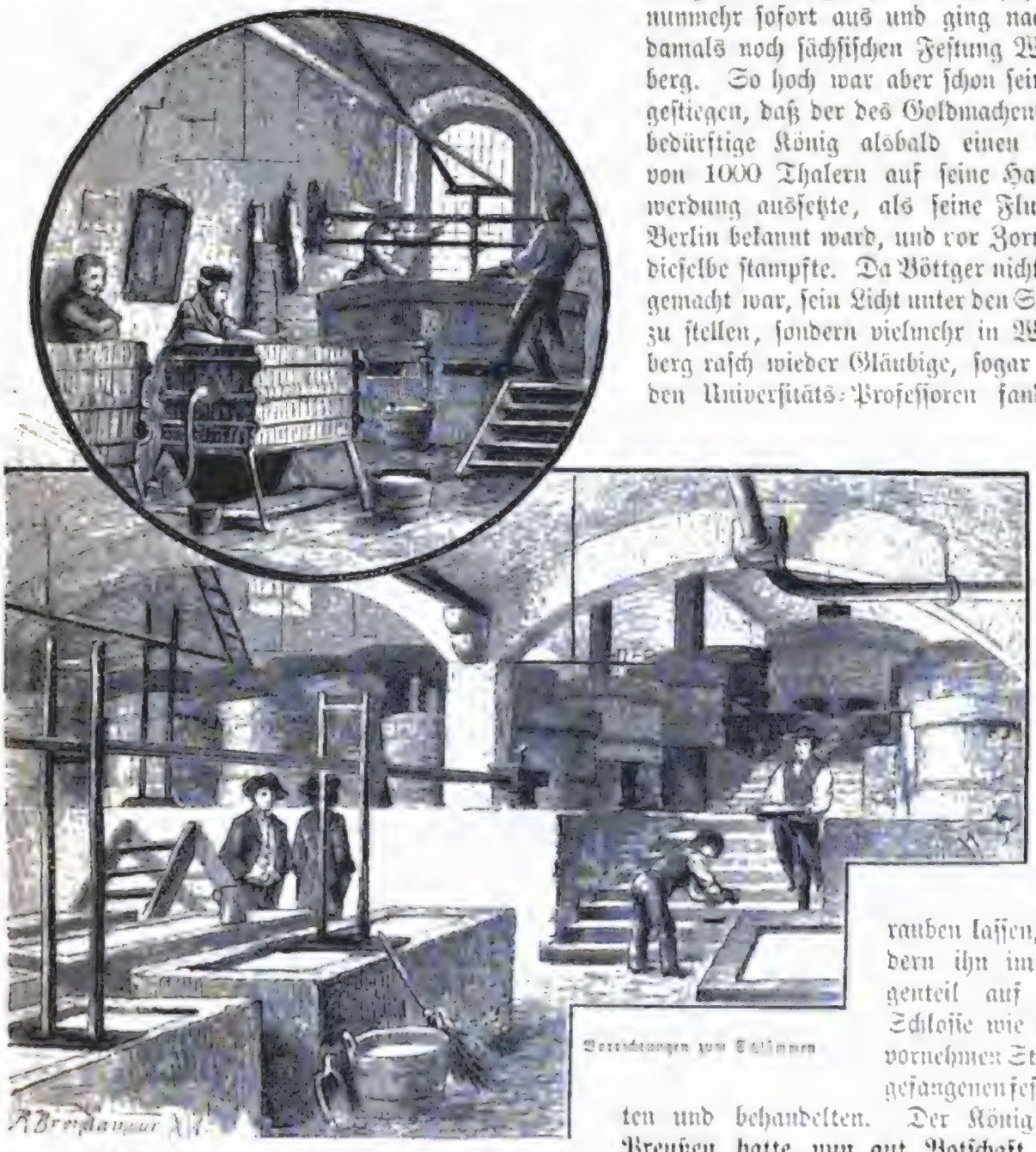
Ferdinand Avenarius.

Nun lacht das goldene Gottesaug'
Lenz in den dunkelblauen Tann,
Da ſeh'n mit hellem Kinderblick
Maiglöckchen verwundert ſich an.

Sie ſeh'n ſich an und fragen ſich:
Nun ſag' mir, wer du biſt?
Sie ſeh'n ſich — und verſteh'n ihn nicht
Den Falter, der ſie küßt!

In Liedern mit der Lerche ſchwebt
Die Seele zum Firmament —
Ach, hätt' ich Einen, dem ich recht
Von Herzen danken könnt'!

denſelben geſchüttet. — Das machte ihn nun zum Helden des Tages und nur ſein eigener Stiefvater war der ſehr vernünftigen Meinung, er werde wohl Zorn ſelber das Gold gemauſt haben, das er nachher im Tiegel gewieſen. Das



Das Miſchen und Entwäſſern der geſchlämmten Erde.

wurde es in Berlin, wo ſein plötzliches Verſchwinden noch Stadtgeſpräch war, bald bekannt, daß er ſich dort aufhalte. Der König ſandte nun ſogleich ein Kommando Soldaten, um ihn abholen zu laſſen. Das gab ihm aber ein ſo gewaltiges Relief in den Augen der Sachſen, daß ſie ſich nunmehr dieſes Juwel erſt recht nicht wollten

half aber nicht das mindeſte, ganz Berlin glaubte jetzt doch an ihn, ja ſogar der König ließ ſich das Gold zeigen, das er gemacht. Da Böttger aber wohl wußte, daß er die Erwartungen nicht erfüllen konnte, die er erregte, ſo blieb ihm nichts übrig als die Flucht. Dieſe führte er nunmehr ſofort aus und ging nach der damals noch ſächſiſchen Feſtung Wittenberg. So hoch war aber ſchon ſein Ruf geſtiegen, daß der des Goldmachens ſehr bedürftige König alsbald einen Preis von 1000 Thalern auf ſeine Habhaftwerdung ausſetzte, als ſeine Flucht in Berlin bekannt ward, und vor Zorn über dieſelbe ſtampfte. Da Böttger nicht dazu gemacht war, ſein Licht unter den Scheffel zu ſtellen, ſondern vielmehr in Wittenberg raſch wieder Gläubige, ſogar unter den Univerſitäts-Profeſſoren fand, ſo

Vorrichtungen zum Schlämmen

rauben laſſen, ſondern ihn im Gegenteil auf dem Schloſſe wie einen vornehmen Staatsgefangenen feſthielten und behandelten. Der König von Preußen hatte nun gut Botſchaft über Botſchaft ſchicken, ja er konnte dem Wittenberger Kreisamtmann 10 000 Thaler für die Auslieferung verſprechen, Militär über Militär ſenden, man brauchte in Dresden Gold zu notwendig, um einen Mann auszuliefern, der es machen konnte, wie jedermann überzeugt war. Man verſtärkte alſo erſt die Garniſon von Wittenberg, ſchickte einen Generalmajor — von Albendyll — und vier Offiziere zur

Wellington's Warriors.—Lieut. Frank Lafferty, who was the first man to scale the walls of the Taku forts, and who was wounded in the leg, is the son of Mr. Lafferty, the well-known Dublin sculptor.

Private Lafferty, of the Royal Irish Regiment

Das Laboratorium.

ſuchte. An der Sorgfalt, mit der man ihn feſthielt, änderte ſelbſt der ſchwediſche Krieg mit ſeinen Niederlagen nichts. Nach und nach erregte es aber doch Mißtrauen, daß Böttger zwar ſehr viel Gold verlaborierte, aber keines machte, ſondern nur immer neue Ausflüchte erfand. Schließlich machte er 1703 einen Fluchtverſuch und kam bis nach Linz, ward aber dort eingeholt und fortan noch ſchärfer bewacht. Denn an ſein Unvermögen, Gold zu machen, glaubte man deshalb doch nicht, ja in der größten Bedrängnis durch Karl XII. hoffte der für ihn ſehr eingenommene König immer noch auf Böttgers Kunſt, der ihn mit großer Gewandtheit in dieſem Glauben zu erhalten wußte. Nach und nach bekam er ſogar einen Hofſtaat von nicht weniger als 17 Perſonen, teils als Geſellſchaft, teils als Bewachung. So hatte er im April 1704 dem König ſchon 40 000 Thaler gekoſtet, ohne daß dieſer von ſeinem Aberglauben abzubringen geweſen wäre. Ze, Böttger wußte ſelbſt die wiſſenſchaftlich gebildeten Techniker Tſchirnhauß und Pabſt immer wieder durch ſein anregendes und geiſtvolles Weſen zu bethören.

Nun brachte man ihn, als er Ende 1705 noch nichts erzielt hatte, nach Meißen aufs Schloß, „weil er dort ungeſtörter arbeiten könne". Von dieſem ward er im September 1706 des Krieges halber wieder auf den Königſtein und, nach einem mit anderen vornehmeren Staatsgefangenen luſtig zugebrachten Jahre, 1707 zurück nach Dresden, diesmal in ein Laboratorium auf der Jungfernbaſtei geführt. Der König war nun doch endlich mißtrauiſch geworden und drohte, ihn hängen zu laſſen, wenn er ſeine Verſprechungen nicht erfülle.

In dieſer Not brachte ihn Tſchirnhauß auf die Idee, die Fabrikation des Porzellans zu verſuchen, die er ſelbſt ſchon vergebens angeſtrebt, nachdem Auguſt I. ſchon Millionen für dieſes damals nur aus China und Japan zu beziehende, aber ebendarum hochgeſchätzte Fabrikat ausgegeben hatte. Und ſiehe da, was dem ernſten wiſſenſchaftlichen Forſcher nicht gelungen, ſchüttete jetzt das Glück dem leichtſinnigen Schwindler Böttger in den Schoß! Wie das eigentlich zuging, darüber weiß man nichts Sicheres; gewiß

iſt nur, daß er ſchon im Oktober oder November 1707 das erſte Porzellan lieferte und der König die Errichtung einer förmlichen Fabrik in Dresden genehmigte, bei der ſchon im Jahre 1708 zwanzig Perſonen angeſtellt waren. Ohne Zweifel hat Böttger Tſchirnhauß' frühere Arbeiten gekannt und benützt, da dieſer ſchon ein glasartiges Porzellan erfunden hatte. Das Böttgerſche war erſt rotbraun, wie das unterm Namen terra sigillata bekannte antike Geſchirrmaterial. Erſt zwei Jahre ſpäter gelang es ihm das weiße mit Vollkommenheit herzuſtellen. Der den großen Wert der Erfindung raſch einſehende König war nun bald verſöhnt und förderte Böttgers Arbeiten auf alle Weiſe, um ſo mehr, als er auch jetzt die ſtille Hoffnung auf Entdeckung der Goldtinktur noch nicht aufgab. Böttger ſelber aber, der bei ſeinem ewigen Laborieren offenbar viele Kenntniſſe erworben und der techniſches Geſchick von Haus aus beſaß, arbeitete jetzt mit ungeheurer Energie trotz des bald darauf erfolgenden Todes ſeines Gönners Tſchirnhauß und verbeſſerte die Fabrikation fort und fort, ſo daß er oft Tag und Nacht nicht von den Oefen wegkam.

Die Glaſurſtube.

Nun handelte es ſich aber um einen paſſenden Platz, wo man die Fabrikation ins große treiben und doch geheim halten könnte, um ſowohl den Ruhm als die Vorteile derſelben allein zu ernten. Dieſe Geheimhaltung wurde ſo ſtreng gewahrt, daß die Arbeiter die furchtbarſten Eide ſchwören mußten, das „Arcanum" nicht zu verraten, welches doch Böttger ohnehin faſt allein kannte, ja daß man überdies centnerweiſe Materialien, wie Gips u. dgl. herbeiführte, die man gar nicht brauchte, bloß um zu verbergen, welche Erde es vorzugsweiſe war, die man zur Bereitung des Porzellans am geeignetſten gefunden hatte. — Weil es als auf iſoliertem Hügel gelegen, ſehr bequem abzuſchließen und die Kontrolle der Ein- und Ausgehenden leicht

Gefäß aus Meißener Porzellan.

Digitized by Google

bei den Arbeitern genoß, die hier selbst schon das Streiken mehrfach praktizierten. — Indessen hatten sich doch alsbald talentvolle unter ihnen gezeigt, so besonders Köhler, der Böttger schon bei den ersten Versuchen der Bereitung des weißen Porzellans geholfen und Schubert, welche beide die Bereitung der Masse, das Glasieren und Brennen leiteten. Selber liederlich, wie Böttger, konnten sie aber natürlich ihre Fabrikgeheimnisse nicht bewahren, die denn auch schon bald verraten wurden und zur Gründung von ähnlichen Fabriken in verschiedenen Gegenden Deutschlands führten. Daneben war die offizielle ungeheure Geheimhaltung einfach lächerlich.

Auflegen von Spitzen und Blumen auf das Porzellan.

Es bleibt nun übrig zu zeigen, wie weit zu Böttgers Lebzeiten die Fabrikation gebracht ward. Das erste Material hatte derselbe in der Dresdener Gegend gefunden, dann benützte er für das rote Porzellan die zu Okrylla bei Meißen gefundene Thonerde, die schon längst berühmt war. Für das weiße bezog er dann den Thon erst aus der Gegend von Kolditz und Waldenburg, besonders aus Terpitzsch, später aber den feinsten Thon von Mehren bei Meißen. Ganz gelang die Fabrikation Böttger indes erst, als er durch Zufall auf die in Aue bei Schwarzenberg gefundene Erde kam. Dieselbe verkaufte, ob ihrer Weiße und Feinheit, der Besitzer dieses Terrains, Veit Hans Schnorr, schon lange als Puder. Böttger, dessen Kammerdiener sie als solchen für ihn selber verwendete, geriet, als er das erfuhr, auf den Einfall, sie zur Porzellanbereitung zu gebrauchen, was sofort glänzend gelang. Mehr Schwierigkeit machte die Erlernung des Glasierens und Brennens und die Behandlung der sich durch das Brennen sehr stark verändernden Farben, besonders des Blau. Indes präsentierte man doch schon 1717 dem König die ersten blauen Tassen. Mußte das erste rotbraune Porzellan noch geschliffen und poliert werden, so lernte man nach der Erfindung des weißen sehr rasch das Malen, Aetzen, Gravieren und Emaillieren desselben, wie man denn auch die längst ausgebildete Technik der Emailmalerei und Glasfabrikation, so das mit Gold und Silber, Stahl und Schmelzauslegen, das Ueberspinnen mit Gold- und Silberfäden ꝛc. rasch auf das neue Material übertrug. Schon auf der Ostermesse 1713 kam solches mit Gold, Silber, Stahl, Schmelz und Email verzierte

Mosaico con Orfeo tra le fiere, da Torre Nuova.

Mosaic with Orpheus among the beasts, from Torre Nuova.

Mosaïque avec Orphée parmi les fauves, de Torre Nuova.

Mosaik mit Orpheus unter den wilden Tieren, aus Torre Nuova.

Mosaico con Orfeo tra le fiere, da Torre Nuova.

Mosaic with Orpheus among the beasts, from Torre Nuova.

Mosaïque avec Orphée parmi les fauves, de Torre Nuova.

Mosaik mit Orpheus unter den wilden Tieren, aus Torre Nuova.

Mosaico con Orfeo tra le fiere, da Torre Nuova.

Mosaic with Orpheus among the beasts, from Torre Nuova.

Mosaïque avec Orphée parmi les fauves, de Torre Nuova.

Mosaik mit Orpheus unter den wilden Tieren, aus Torre Nuova.

Mosaico con Orfeo tra le fiere, da Torre Nuova.

Mosaic with Orpheus among the beasts, from Torre Nuova.

Mosaïque avec Orphée parmi les fauves, de Torre Nuova.

Mosaik mit Orpheus unter den wilden Tieren, aus Torre Nuova.

Mosaico con Orfeo tra le fiere, da Torre Nuova.

Mosaic with Orpheus among the beasts, from Torre Nuova.

Mosaïque avec Orphée parmi les fauves, de Torre Nuova.

Mosaik mit Orpheus unter den wilden Tieren, aus Torre Nuova.

Mosaico con Orfeo tra le fiere, da Torre Nuova.

Mosaic with Orpheus among the beasts, from Torre Nuova.

Mosaïque avec Orphée parmi les fauves, de Torre Nuova.

Mosaik mit Orpheus unter den wilden Tieren, aus Torre Nuova.

Mosaico con Orfeo tra le fiere, da Torre Nuova.

Mosaic with Orpheus among the beasts, from Torre Nuova.

Mosaïque avec Orphée parmi les fauves, de Torre Nuova.

Mosaik mit Orpheus unter den wilden Tieren, aus Torre Nuova.

Mosaico con Orfeo tra le fiere, da Torre Nuova.

Mosaic with Orpheus among the beasts, from Torre Nuova.

Mosaïque avec Orphée parmi les fauves, de Torre Nuova.

Mosaik mit Orpheus unter den wilden Tieren, aus Torre Nuova.

Mosaico con Orfeo tra le fiere, da Torre Nuova.

Mosaic with Orpheus among the beasts, from Torre Nuova.

Mosaïque avec Orphée parmi les fauves, de Torre Nuova.

Mosaik mit Orpheus unter den wilden Tieren, aus Torre Nuova.

Mosaico con Orfeo tra le fiere, da Torre Nuova.

Mosaic with Orpheus among the beasts, from Torre Nuova.

Mosaïque avec Orphée parmi les fauves, de Torre Nuova.

Mosaik mit Orpheus unter den wilden Tieren, aus Torre Nuova.

Porzellanfabrik in Triebischthal

immer herrschender in denselben mit seinen auf die gebrochenen Barockformen nur aufgehefteten Blumenketten, seiner Rosen- und Zwiebelmusterverschwendung und seinem rasch wachsenden Naturalismus in der Nachbildung der Pflanzenformen, zu dem das jede Kühnheit erlaubende Material förmlich aufforderte. Unstreitig ist besonders bei der so häufigen Verwendung von Vögeln und anderen Tieren, mit denen man die Vasen und Aufsätze verzierte, Paliſſys Einfluß maßgebend gewesen,

Porzellanschale mit Fuß.

wie bei der oft mit merkwürdiger Virtuosität betriebenen Nachbildung aller möglichen Blumen, die ganz frei herausmodelliert und aufgeheftet wurden. Zugleich entfaltete Kändler aber in seinen Kompositionen nicht etwa nur die französische kokette Lüsternheit, wie wir sie z. B. an dem mitgeteilten Uhrgehäuse (S. 153) mit seinem sentimentalen Flötenbläser, der Lautenspielerin und dem Junker, der einem Landmädchen den Hof macht, finden, sondern er verstand sich auch ganz gut auf jenen echt deutschen, familienhaften Zug, wie wir ihn in den beiden kosenden Gruppen finden, wo die Mutter das Kind an der Brust oder dem Vater zulächelnd zeigt (S. 154), wie wir bei der an der Urne des Gatten trauernd stehenden Witwe und ihrem sofort bereiten Tröster (S. 155) auch jenen Humor entdecken, durch den sich dieser Künstler sehr zu seinem Vorteil vor den Chardin, Watteau und Boucher auszeichnet, die ihm als Muster vorgestellt wurden. Wie die Barock- und Rokokoarchitektur selber, geht auch diese Gefäßbildnerei bloß auf malerisch pikante Wirkungen aus, und unterscheidet sich dadurch gründlich von der der Renaissance. Die in allen Farben schillernde, süße und kokette, selten tiefe, aber immer pikante und reizende Färbung Hörolds, welche Watteau überaus glücklich ins lichtvolle des Porzellans übersetzte, unterstützte ihn dabei nicht wenig zur Hervorbringung in ihrer Art unübertrefflicher und einziger

princip aufgegeben hatte. — Erſt die Gründung des Deutſchen Zollvereins einerſeits, die Hebung der deutſchen und ſpeciell der ſächſiſchen Kunſt aber nichts weniger als geeignet für die Porzellantechnik, ſo konnte auch die Anſtellung des ihr angehörenden Ludwig Richter als Zeichnungslehrer der Fabrikation zunächſt keine Früchte tragen, da er viel zu wenig Koloriſt war, um irgend günſtig zu wirken. Seinen eigenen Stil der Kompoſition aber, der das allenfalls wohl hätte thun können, wenn er einen Koloriſten wie Hörold zur Seite gehabt hätte, hat überdies Richter nur erſt nach ſeiner Verſetzung an die Dresdener Akademie recht ausgebildet, obwohl er die Antriebe dazu in dem ſchönen Meißen empfing. Am allerwenigſten war aber die neueingeführte, ſtreng bureaukratiſche nur aufs Rentieren ſehende Adminiſtration geeignet, der Fabrik aufzuhelfen und ſo dauerte es denn auffallend lange, bis ſich der künſtleriſche Gehalt der Leiſtungen, der einſt ſo groß geweſen war, nur wieder einigermaßen hob. Dazu war die geniale Liederlichkeit unter Auguſt dem Starken mit ihrem feinen Geſchmack und ihrer Gleichgültigkeit gegen das Geld zweifellos viel geeigneter. Selbſt das außerordentliche Aufblühen des Kunſtgewerbes in ganz Deutſchland, zufolge der Ereigniſſe des Jahres 1870 mit ihrer ungeheuren Hebung des Nationalwohlſtandes hat es nicht vermocht, dieſer Anſtalt wirklich neues Leben einzuflößen. Indes war es wenigſtens vollkommen ſachgemäß, daß man wieder auf die alten klaſſiſchen Produktionen des Rokoko zurückgriff, ihre Formen, die man noch großenteils beſaß, wieder neu abdruckte und ihre Malerei kopierte, ſo gut oder vielmehr ſchlecht, als man es eben verſtand. Das Witzige und Spitzige, den geiſtreich pikanten Vortrag derſelben verſtand man freilich offenbar gar nicht mehr, ſonſt hätte man nicht ihre feingebrochenen, aber kräftigen Farben durch ſüße und ſchwächliche erſetzt und den Vortrag derſelben, die kecke, übermütige Pinſelführung mit ſolcher punktierender Lahmheit vertauſcht. Dennoch ſteigerte ſchon dieſe ſentimentale Nachahmung den Abſatz aufs glänzendſte, aber ſelbſt dieſer wirkte nicht ſonderlich auf die nur fiskaliſche Geſichtspunkte kennende Leitung. Dafür brachte man allerdings den techniſchen Betrieb wieder etwas mehr auf die Höhe der Zeit. War die Belaſſung der Fabrik in den bisherigen Lokalitäten immer ein ſehr großes Hindernis geweſen, ſo daß die 1863 ſtattgefundene Verlegung derſelben hinunter ins Triebiſchthal ſich als abſolut notwendig herausſtellte, ſowohl um eine Waſſerkraft zu gewinnen, als die Ab- und Zu-

Meißener Porzellanfigur.

Meißener Porzellanfigur.

Schale aus Meißener Porzellan.

Gefäß aus Meißener Porzellan.

seit Sempers, Rietſchels und Hähnels Wirken in Dresden anderſeits gaben ihr wieder einigen Aufſchwung. War die Cornelianiſche Richtung

fuhr zu erleichtern, ſo vergrößerte man ſie jetzt noch einmal zu Anfang der ſiebziger Jahre und der Abſatz erhob ſich 1874 bis auf 1 681 000 Mark, die Zahl der beſchäftigten Perſonen auf 655. Angeſichts des veränderten Geldwertes und der ungeheuer geſteigerten Konſumtion iſt das freilich kaum die Hälfte der einſtigen Blüte. Jedenfalls hat die gegenwär-

Meißener Porzellanfigur.

tige, vorzugsweiſe auf kaufmänniſche Principien baſierte Verwaltung der Anſtalt durch ihr Zurückgreifen auf die Form des Vieux-Saxe wenigſtens jenen praktiſchen Blick erwieſen, der ſich nach der Nachfrage richtet, allerdings ohne irgendwie ſchöpferiſch vorzugehen.

Aber darüber kann doch keine Frage ſein, daß der Betrieb einer ſolchen Staatsfabrik ſich heute bloß dadurch genügend rechtfertigen läßt, wenn man ſie als eine Muſteranſtalt betreibt, die der übrigen beſonders in Sachſen, ja ſpeciell in Meißen ſelbſt ſehr bedeutenden Produktion dieſer Art entweder neue Wege zu weiſen, oder doch auf den alten mit gutem Verſtändnis weiter zu gehen hat. Daß die Meißener Fabrik bis heute aber in ihrer Produktion nur wenig Einwirkung, weder der ſo vortrefflichen Dresdener Bildhauerſchule, noch der dortigen ausgezeichneten Koloriſten unter den Malern, wie z. B. des ſo genialen Scholz zeigt, während doch die geſamte deutſche Induſtrie den Farbenſinn Makarts fühlen läßt, daß ſie ebenſowenig einen Einfluß der unter Graffs Leitung ſo friſch aufblühenden Dresdener Kunſtgewerbeſchule zeigt, das beweiſt doch, wie ſehr ihr bis heute neben der finanziell untadelhaften Leitung das eigentliche artiſtiſche Verſtändnis fehlt. Da könnte nur ein künſtleriſches Talent helfen, welches, wie ſeinerzeit das Kändlers, der Produktion eine neue Wendung zu geben, ſie auf die Höhe der heutigen Kunſt zu heben vermöchte, wie dieſelbe ſich einſt auf die des vorigen Jahrhunderts, dank jenen Männern, mit ſo großem Glück ſtellte.

* * *

Während zu dieſer Skizze für das Thatſächliche, die Biographie Böttgers von Engelhardt, Klemms Werkchen über die kgl. Porzellanſammlung und Viktor Böhmerts neu erſchienene „Geſchichte und Statiſtik der Meißener Porzellanmanufaktur“ neben langjähriger eigener Beobachtung der Erzeugniſſe dieſer Anſtalt benutzt ward, geben unſere Abbildungen die Fabrikokalitäten, wie ſie jetzt ſind, die einzelnen techniſchen Vorrichtungen und einzelne Erzeugniſſe der Fabrikation. So ſehen wir auf Seite 141 das Einfüllen der Waren in die Brennöfen, dann unten das Erproben derſelben und oben den Heizer ſelber, welche uns dieſe ſo große Sorgfalt erfordernde Operation des Brennens des Porzellans in ihren verſchiedenen Phaſen verſinnlichen. S. 143 zeigt dann den Apparat zum Schlämmen, und das Rundbild den, welcher zum Miſchen und Entwäſſern der geſchlämmten Erden dient. S. 144 führt oben einen Dreher am Drehſtuhl vor, der wie bei aller Töpferei, ſo auch beim Porzellan, ſchon darum eine Hauptrolle ſpielt, weil die große Maſſe desſelben, wie ſie heute erzeugt wird, doch durchaus aus couranten Artikeln, Services und Tiſchgeräten aller Art beſteht, das in der Hauptſache auf dem Drehſtuhl hergeſtellt wird. Neben dem Drehen bildet das Preſſen in die Formen, wie wir ſie unten an dieſem Bilde liegen ſehen, eine Hauptarbeit. S. 145 führt uns dann das Laboratorium mit ſeinen verſchiedenen Werkzeugen vor, und

Meißener Porzellanfigur.

S. 146 zeigt die Glaſurſtube, während uns im Boſſierſaal auf S. 147 der Beginn der mehr künſtleriſchen Operationen, die Herſtellung der Modelle, das Auflegen der Blumen und ſonſtigen Verzierungen auf dieſelben dargeſtellt wird. S. 148 zeigt das Auflegen der Blumen und Spitzen ꝛc. auf die ſchon in der Hauptform hergeſtellte Ware, und S. 149 den Saal, wo die, eine ſo wichtige Abteilung der ganzen Fabrik bildende Blaumalerei vor ſich geht ſamt der fertigen Ware im Vordergrund. S. 152 führt uns die Fabrik dann ſelber vor, wie ſie ſich jetzt nach ihrer Verlegung ins Triebiſchthal und infolge der neueſten Anbauten geſtaltet.

Es folgen nun Muſter der hauptſächlichſten Produkte der Fabrik, ſoweit derſelben nicht ſchon früher gedacht worden. So auf S. 151 ein durchbrochener Teller, wie ſeine Herſtellung durch jene Verbindung außerordentlicher Geſchmeidigkeit und Härte des Materials allein ermöglicht wird, die Dinge erlaubt, welche ſonſt nur in Metall möglich ſind. Im Fond des Tellers ſehen wir dann den eigentlichen Kunſtmaler an der Arbeit, wie er eben eine Scene in dem ſo beliebten Watteauſchen Geſchmack herſtellt, die wir ähnlich auch oben am Rande und auf einer nebenſtehenden Vaſe mit königsblauem Grund im Sèvresgeſchmack angebracht finden, während nebenan Drachen und Eidechſen à la Palissy zuſammen mit Vögeln und Blumen — beſonders dem ſogenannten Zwiebelmuſter — alſo die ſpecifiſche Ornamentation des Vieux-Saxe und ihre techniſche Kühnheit noch weiter verſinnlichen. An den Ecken ſind dann die verſchiedenen Fabrikzeichen dargeſtellt, ſo das älteſte mit Augustus Rex, das jetzige mit den zwei Schwertern, ebenſo das Graf Brühlſche Zeichen ꝛc., während man unten noch die Emaillieröfen ſieht. S. 150 führt uns in die Stube der Poliererinnen, da ſich die zarten Frauenhände zu dieſem bei dem zerbrechlichen Material ſo delikaten Geſchäfte am beſten eignen. S. 142 gibt uns des Erfinders Böttgers, Porträt, das wenigſtens die Kühnheit des Mannes ahnen läßt; nachfolgende Vignette aber ſchließt das Ganze mit einer chineſiſchen Pagode, um die Herkunft der ganzen Technik anzudeuten, wobei wir nur wünſchen, daß das Chineſentum bloß ihren Anfang, nicht auch das Ende bezeichne.

Eleonore.

Roman von August Becker.

(Fortsetzung.)

---

ein! Indes das erste Glas edeln Purpurweins auf das, was wir lieben!" sprach Herbig, indem er anstieß, austrank und das Glas hinstellte. „Zu Bücherzwecken reist man allein, mein Lieber. Sie bedürfen großer Vorbereitungen, schleppen Schreibzeug mit — unter zwei Galonen Alizarintinte, vier Pfund Stahlfedern und drei Ries Papier thun Sie's nicht. Billiger und bequemer, mein Freund, bleiben Sie daheim, schreiben die Reise in Ihrer Stube. Sie lachen? Nichts leichter. Mit Gsell-Fels und zwei anderen Welschlandschilderern vor sich, schreibt man darauf los, nicht zu schwunghaft, eher verkleinernd — es ist glaubwürdiger, hausbackene Nikolaische Nüchternheit ist zeitgemäß. Bei Messungen die Durchschnittszahl der früheren, oder man übertrumpft noch die niederste Angabe. Laokoon, den faradischen Stier, verschiedene Madonnen setze nur keck herunter. Halte dich darüber auf, daß die mediceische Venus die Gesellschaftstoilette fast übertreibe, polemisiere gegen den gelehrten Smel fungus in Yoriks Reise, weil er das Pantheon für ein geeignetes Lokal zu Hahnenkämpfen erklärt, während du selbst eine Lanze für eine große Welthundeausstellung im Kolosseum einlegen magst."

„Machen Sie keine schlechten Witze!" fiel hier Dräsow vollen Mundes ein.

„Gar nicht. Bin fest überzeugt, die beste Reise durch Italien wird neben einem Meidinger Ofen gemacht. Räubergeschichten ziehen nicht mehr. Dagegen große moderne Gesichtspunkte. Welche Nemesis! Einst zogen wir aus den germanischen Sümpfen, um jenseits der Alpen Schätze zusammenzuraffen. Jetzt raffen wir Schätze daheim zusammen, um sie hinüberzutragen. Um das ganze Mittelmeer herum sitzen Frankfurter und Berliner Banquiersfrauen und werfen Geld ins Wasser. Das als Grundmotiv. Sonst mag man, nach Barnstaples Rat bei Kapitän Marryat, die Seekrankheit nach der Meerfahrt auf dem festen Lande bekommen — merkwürdig, weil ungewöhnlich. Schade übrigens, daß Ihr Buch nicht schon fertig ist. Ich würde es mitnehmen — mit deiner Erlaubnis als Opiat! Denn — Macbeth kann nicht mehr schlafen."

„Hm!" machte Dräsow mit Messer und Gabel hantierend. „Und was treibt denn Sie über die Alpen?"

„Mich?" versetzte Herbig und schlürfte langsam an seinem Glase. „Verschiedenes. Ich weiß es selber nicht. Es ist kein rechter Raum mehr zur Geistesthat. Der Baum, unter dessen Schatten wir geflüchtet, schattet zu viel — es wird kühl, feucht, dumpf, muffig — starke Pilzentwickelung. Kurz, ich dachte an Afrika, mitten durch von Biserta bis zur Tafelbai, fühle jedoch noch keinen Beruf zum Märtyrer, am wenigsten den, von Ofenhockern meine Entdeckungen angezweifelt zu sehen. Also fürs erste eine Wallfahrt nach Rom und Sizilien."

„Auch die Schwalbe treibt der vandalische Wind!" bemerkte Dräsow nachdenklich, indes Herbig fortfuhr:

„Und dennoch — so seltsam ist des Menschen Sinn — bei dieser Fahrt nach Süden weist mein Herz gleich der Magnetnadel nach Norden, nach den vandalischen Küsten."

„An den Ostseestrand zurück?" wisperte Dräsow empört. „Ist man ein Bernsteinkäufer, ein Salzfischhändler, ein Heringsmakler?"

„Ist die Perlenschnur alter Hansestädte von Lübeck bis Wisby nichts? Dann das Heiligtum von Arkona, Harthasee, Vineta ..."

„Phantasmen! Problematischer Nebel! Hyperboreisches Düster!"

„Sonnenauf- und Untergang breiten mehr Licht und Glanz um Rügens, Usedoms, Wollins Küste, als ich in Neapel finde," versetzte Herbig, der sich eine Cigarre anſteckte, nachdem er sich

überzeugt hatte, daß auch ſonſt in den voller gewordenen Sälen geraucht wurde. „Und dann jene duftige Verſchleierung von nah und fern, Waldſee, Düne, das weite Meer . . .“

„Alſo immer noch reich an Stimmung,“ fiel Dräſow ein. „Wir ahnten ſtets den großen Lyriker in Ihnen. Aber wo erſchienen Gedichte von Bruno Herbig?“

„Thorheit. Dies alles muß dem Publikum vorgeſungen werden. Der Dilletantismus, dem ſeine Eitelkeit teuer zu ſtehen kommt, plagt mich nicht. Genug, wenn man zuweilen noch Poeſie erlebt.“

„Und das haben Sie, erſt jüngſt, auf der Reiſe!“ ſprach Dräſow ihn durch die Brille ſcharf fixierend. „Und es handelt ſich um ein Weib!“

„Er könnte recht haben!“ meinte Herbig an die Decke blickend.

„Meine Scharfſicht täuſcht mich nicht!“ fuhr Dräſow ſelbſtgefällig fort, indem er Meſſer und Gabel aufſtemmte. „Allein, wenn ſonſt nichts, Freund, ſo gedulden Sie ſich. Jenſeits der Alpen werden Ihnen flammende Blicke, flaumige Oberlippen, römiſche Büſten und Nacken aus dunklem Laube wie Goldorangen glühen.“

„Kein italiſches Weib kann ſich mit ihr meſſen!“ erwiderte Herbig ernſthaft.

„Mit Ihrer Braut?“

„Wäre ſie's!“

„Wer iſt ſie denn?“ wiſperte Dräſow vertraulich.

„Weiß ich's? Ich ſah ſie nur ein, zweimal. Allein, um dieſes Weib könnte ich ein anderes Troja zerſtören und wieder aufbauen.“

„Schwärmerei! Unſer nordiſches, verkümmertes zartes Geſchlecht ohne Nacken und Büſte, nur Haut, Knochen und — Geiſt!“

„Auch ſolche waren dort. Allein, als ſie — dem Meere entſtieg.“

„Alſo eine wahrhafte vandaliſche oder obotritiſche Schaumgeborne, — eine nordiſche Aphrodite!“

„Ein viel erhabeneres Weib.“

„Eine Walküre?“

„Nein, auch das nicht, Dräſow. Hab' die Walküren ſatt. — Können Sie ſich eine Vorſtellung machen von der hehrſten und ſchönſten der göttlichen Vanen . . .“

„Von welchen die Vandalen ihren Namen haben.“

„Mag ſein. Alſo eine Freya Vanadis! Nur darfſt du ſie dir nicht zu hell denken, ſondern dunkelblond, das Antlitz blaß, aber gleichſam mit durchſichtigem Braun untermalt. Nicht zu milchblütig, ſondern wohl imſtande zu zürnen, wie es in der Edda heißt:

Wild ward Freya und fauchte vor Wut,
Die ganze Halle der Götter erbebte.

Kurz, wenn du willſt, eine germaniſche Pallas Promados.“

Dräſow hielt eine Weile vor Verwunderung im Benagen eines Rebhuhnflügels inne, drohte dann ſeinem Gegenüber ſcherzhaft mit dem Meſſer und fuhr in ſeiner Beſchäftigung wieder fort, indem er ſagte:

„Me Hercle! Bei Ihnen ſitzt es tief. Die hohe Athena mit einem modernen Weibe vergleichen, dem weder Homer noch Pindar etwas iſt, wenn er nichts in die Küche liefert!! Allein ich weiß ſchon von unſeren Schulfreunden Odyſſeus und Aeneas her: auf Reiſen iſt man zum Schwärmen für Frauen leicht aufgelegt. Denk' an Schiller, der, auf der Flucht, zur Verzweiflung des Begleiters eine gewöhnliche Kellnerin anſchmachtend, nicht zum Fortbringen war! J ja,“ fuhr Dräſow mit dem Anſchein und dem Gebahren eines ſtarken Geiſtes zu wiſpern fort! „Das ewig Weibliche zieht uns nicht hinan, ſondern herunter. Und wenn man mit Gänſen ſprechen will, muß man ziſchen. Und muß es ſein, ſo bleibe man nur mit Haut, Knochen und dem bißchen Bildung daheim. Ich ziehe den römiſchen Typus vor, wiſſen Sie, — unterſetzt, Büſte, Nacken, Flaumlippe!“

„Sie wollen mich wohl umbringen, wie Simſon die Philiſter!“ fuhr jetzt Herbig los.

„Indem ich eſſend und plaudernd den Kinnbacken gegen Sie gebrauche? Nicht übel. Aber genug!“ Und Dräſow legte Meſſer und Gabel weg und griff nach der ihm hingereichten Regalia, die er — ein wahrer Zündholzmörder — wohl ein dutzendmal anzündete, mitunter auch verkehrt in den Mund nahm. „Ich bin jetzt bereit, die empfindſamſte Geſchichte anzuhören. Vor allem erzählen Sie mir, wie man bei ſolcher Schwärmerei für die Weiber noch nicht unter den Pantoffel geraten iſt.“

Herbig winkte dem Kellner zum Abräumen. Bevor er antwortete, ſah er ſich im gut ventilierten Saale um, — auch der Nebenſaal hatte ſich gefüllt, zum Teil mit Damen. Dann hielt er ſeinem Gegenüber eigenhändig die brennende Cigarre zum Anzünden, was nur für den Augenblick half, ſetzte ſich bequemer, indem er aus

einer frischen Flasche einschenkte, mit Dräsow anstieß und nun zu der nachfolgenden Mitteilung schritt.

4.

„Sie wissen, oder wissen es vielleicht nicht," begann Herbig, „ich stehe völlig allein im Leben. Vater und Mutter liegen längst hinterm heimischen Oberrhein begraben, und ich selbst sitze droben im hohen Nordost als Privatdocent in der Stadt der reinen Vernunft, wie Sie hier, lese Länder- und Völkerkunde mehr zu meinem Vergnügen, als zu anderer Belehrung, — und mein Vermögen reicht gerade hin, solchen Luxus zu führen und — keine reiche Frau nehmen zu müssen. Dies zur Erklärung des Umstandes, auf den Sie zuletzt Bezug genommen. So sah ich mich nach einer gebildeten um und die gebildete nach mir. Allein, ich ließ sie sitzen oder — man weiß es nicht recht — sie mich, denn sie hat sich im Frühjahr anderweitig gut verheiratet. Thränen flossen nicht. Aber einsam, unbefreundet, ward ich ungesellig wie ein eingefangener Wolf. Und da ich für den Winter doch schwerlich ein Kolleg zusammenbringe, Sudan mir doch zu weit und heiß ist, gehe ich nach Rom, — Schupp in Halle will mit und erwartet mich. Von Königsberg aus fuhr ich zur See mit dem Dampfer nach Swinemünde, besuchte Heringsdorf auf Usedom, wo ich mich langweilte, und dann auch mit besonderer Gelegenheit — Misdroy auf Wollin. —"

„Und da geschah es."

„Ja, wohl geschah es!" versetzte Herbig seinem Gegenüber zunickend. „Um etwas mehr von der Insel zu sehen, hatte ich mich in einer tief einschneidenden Bucht des Haffs — beim Teerofen — aussetzen lassen, durchwanderte den schönen Wald und watete, ohne mich lange im Dorf mit seiner sehenswürdigen Kirche aufzuhalten, langsam vorwärts durch den heißen Dünensand der Insel. Mich ganz dem Zufall und zwecklosen Umherschleudern überlassend, geriet ich in die Dünen, die gegen den Nordwind schützen. Indem ich einem Hohlweg durch die Sandhügel folgte, schlug ein Tosen — erst leise, dann immer vernehmlicher — an mein Ohr. Und nun lag es vor mir — das tiefblaue Meer. Hier glatt, dort gekräuselt, eine Welt voll Licht und Glanz. Dann suchte ich Menschen auf, dort, wo Männer und Frauen getrennt badeten und vereint am Ufer wandelten. Nun lag vor mir — im Vordergrund — der helle, feinsandige, feste, belebte Badestrand. — Eine Weile sah ich dem Treiben zu. Bald aber war ich — der Fremde unter Fremden — des Anblicks satt und langweilte mich auch hier. Doch meines Schicksals Uhr schlug ihre Stunde. Eben wollte ich also, des Schauspiels überdrüssig, mich wieder hinweg wenden zur Rückfahrt. Da entstieg ein Weib dem Meere . . ."

„Dem Badekarren wollen Sie sagen!" warf Dräsow ein, dem die Regalia zum fünfzehnten Male ausgegangen war.

„Müssen Sie denn immer dreinsprechen!" brauste Herbig auf, doch minder rauh und ärgerlich als aus gut gelauntem Uebermut. „Sie thun besser, Ihre Cigarre ordentlich anzuzünden oder eine andere zu nehmen. Ich sage: ein Weib stieg heraus. Götter, welch' ein Weib! Die Herren rissen schon von ferne die Hüte von den blanken Scheiteln, die Damen trippelten knicksend und schnatternd hinzu; ein kleiner, dicker, glattköpfiger, reich gekleideter, ältlicher Herr kam mit einem Shawl herbei und stellte sich auf die Zehen, um ihr denselben um die Schultern zu legen, — und sie nahm es hin, als sei der saubere Alte ihr Grom oder Gemahl. Ich aber stand unbeweglich, eine Salzsäule, starrte nach ihr wie verzaubert. Ob sie mich überhaupt bemerkte! Sie war zu sehr umringt, und ich mußte zusehen, wie sie innerhalb des Schwarms dahinschwand, aus der Ferne nur noch an ihrem blauen Parasol erkenntlich."

„Und das war alles?" fragte Dräsow, unterdes fleißig dem Glase zusprechend.

„Das war für jetzt alles. Andere Leute gingen noch genug da auf und ab. Dennoch erschien mir der Strand verödet, der Himmel umwölkt, der Meeresspiegel gleichsam umgewendet, grau wie Queckſilber. Endlich wich ich selbst von der Stelle, suchte mit dem empfangenen Eindruck die Einsamkeit, verlor mich immer weiter am Gestade hin, wo es öde, wild wird, — rechts der steilen Düne häuserhoher Flugsand, links das weite, weite Meer. Ja, das Meer! seinen Anblick ersetzt kein anderer. Es lag jetzt da wie im Schlafe, dabei tief atmend; und bei jedem Atemzug schlug eine Welle an das Ufer und rollte schäumend und brausend über den Sand zurück. Und weit, weit, weit draußen schoß eine große Möwe mit schrägen weißen Schwingen über die Flut. Ich sah ihr lange nach, zuletzt nicht mehr allein. Hinter mir von

der öden Düne erſcholl ein Menſchenlaut, der mir ans Herz ging. Es riß mich herum. Und wen ſah ich? Wer ſtand oben auf dem Strande des Dünengrates?"

„Sie!" ergänzte Dräſow, wieder ein Streichholz erprobend.

„Natürlich ſie, das bedarf keines Kommentars, Dräſovius. Sie ſtand oben, zuerſt allein. Nun traten andere hinzu. Gleichzeitig ſah ich das blaue Paraſol vom Rande fliegen und — es hatte ſich inzwiſchen ein Wind erhoben — die ſchroffe Sandwieſe herunter ſeewärts treiben. Im Nu ſprang ich hinzu, wie ein Löwe auf ſeinen Raub. — Ich rettete das Paraſol und begann mit meiner Beute ſofort die bewegliche Düne zu erklimmen. Sie war nicht allzuhoch, aber grundlos, verräteriſch nachgiebig, leidlich locker. Dennoch glaubte ich in meinem leidenſchaftlichen Eifer alle Schwierigkeiten zu überwinden. Ich hob die Kniee, ich kletterte, ich ſtieg, ich klomm, kam aber dabei nicht mehr von der Stelle. Vergebliches Bemühen! Bis zur Erſchöpfung ſtrengte ich mich an, im Zickzack empor zu kommen. Ein mühſames Werk. Der Strandhafer, an den ich mich hielt, ſchnitt mir in die Finger oder gab nach; mit jedem Schritt im loſen Sande glitt ich zwei zurück. Sie ſchütteln den Kopf? Verſuchen Sie's einmal. Mit ſandgefüllten Stiefeln und geſchundenen Händen hätte ich vielleicht doch das Plateau erreicht, von welchem ſich die edle Geſtalt noch immer herunterbog. Aber ganz plötzlich ſchoß etwas Rundes, Dickes den lockeren Hang herunter und hätte mich wohl mit in die Tiefe geriſſen, wenn ich nicht den Stiefelabſatz vorgehalten, da es mir vor die Füße rollte. Jetzt richtete ſich der ſchwarze Knäuel vor meinen Augen aus dem Sande auf und entwickelte ſich als dasſelbe feiſte Männchen mit dem blanken Scheitel, das mir ſchon am Badeſtrand aufgefallen war. Er bat um das blauſeidene Paraſol. Was wollte ich machen; — ich gab es hin. Aber wie kam es hinauf? Indes brauchte ich nicht lange dafür zu ſorgen. Von einem erfinderiſchen Kopfe, der alle vorrätigen Tücher zu einem Rettungstau verbunden, wurde unter dem lachenden Beiſtand der übrigen das Paraſol ſamt Männchen wieder emporgezogen. Noch ſah ich deſſen Beinchen in der Höhe ſtrampeln, ſah die hohe Frau ſich huldreich zu mir niederbeugen, hörte ſie klangvollen freundlichen Dank ſagen. Dann entſchwand die Geſellſchaft unter Lachen und Scherzen hinterm Dünenrand, den zu erreichen ich mich vergeblich bemühte."

„Und warum zog das ewig Weibliche nicht auch Sie hinan?" erkundigte ſich Dräſow, als Herbig eine Pauſe eintreten ließ.

„Lernen Sie rauchen, ſtatt ſo unnütz zu fragen," bemerkte Herbig, mehr neckiſch als übellaunig, indem er einſchenkte. „Schon wieder ausgegangen? Nehmen Sie einmal dieſe! — Und was meinen Sie denn? Ich war der Geſellſchaft völlig fremd, die Düne ſteil und ein Menſch iſt keine Möwe, um ſich hinanzuſchwingen. Als ich auf einem Umweg dennoch oben anlangte, lag die Düne öd, ohne Spur jener Menſchen, — vor mir in einiger Entfernung das Dorf mit ſeiner Kirche, hinter mir die bewegte See, und im Flugſand drüben tauchte ein Mann auf, der winkte und rief. Es war mein Fährmann, hohe Zeit zur Rückfahrt. Wir fanden jenſeits des Waldes unſer Boot, ſteuerten zwiſchen niederen Binſenwieſen — dahinter Dörfer, Windmühlen — in die Swine hinein. Und ſchwermütig erwachte ich anderen Morgens im „Deutſchen Haus" zu Greifswalde, das ich noch am ſpäten Abend mit dem letzten Zug von Swinemünde aus erreicht hatte. Mit tauſend Fäden zog es mich nach Misdroy zurück."

„Warum ſind Sie nicht dort geblieben?"

„Weil — wahrlich, Dräſow, Sie haben eine böſe Art zu fragen an ſich. Das müſſen Sie ſich abgewöhnen. Ich hatte in Roſtock zu thun, wollte Rügen noch beſuchen. Zurückgekehrt ſchickte ich von Swinemünde mein Gepäck voraus und ſchiffte mich wieder nach Misdroy ein. Auf der ganzen Tour — laſſen Sie uns einmal anſtoßen und trinken! — auf der ganzen Tour alſo hatte ich nur einen Gedanken: ſie! nur eine Vorſtellung: ſie! Ich hätte den Ocean durchſchifft, ſie nochmals zu ſehen: die hohe, ebenmäßig ſchöne Geſtalt, das edle Oval des wie halbes Dämmerlicht myſteriös blaſſen Antlitzes, — die mehr breite als hohe Stirne vom Haar umwogt und umſchattet, wie Rügens Kreidefels von Wald und Meer, — das Auge geheimnisvoll zwiſchen Braue und Wimpern ruhend, wie im Waldesdunkel der Herthaſee, die Miene verſchleiert, die Stimme tiefſinnig und der Gang —"

„Lächelnd," warf Dräſow ein, da Herbig ſich beſann.

„Bei der fünften Rippe Ihrer Großmutter!" brauſte dieſer auf, „Mann, unterbrich mich nicht mit ſo ſchnöden Gloſſen!"

Dieſer beſtand jedoch darauf, daß ein lächelnder Gang zu einer tiefſinnigen Stimme gehöre und ſchon dageweſen ſei.

„Nein, unkundiger Thebaner," hielt Herbig entgegen, „ihr Gang glich jenem, den Homer der Hero und Athene zuſchreibt, dem ſcheuer Tauben."

„So, ſo! Einen Taubentritt hatte ſie. Schön. Aber weiter, wie ging es das zweite Mal in Misdroy?" fragte Dräſow mit vorgebeugtem Haupt und der wieder ausgegangenen Cigarre zwiſchen den Lippen, in einer Haltung und dem Ausdruck ſcheinbar erwartungsvollſter Spannung, während Herbig fortfuhr:

„Ich ſuchte nach ihrer Fußſpur im Sande, — verweht. Ich frug ihr beiläufig nach im Gaſthofe; man konnte aus meiner Beſchreibung nicht klug werden. — Was nicken Sie ſo zuſtimmend, Dräſow?! — Ich erkundigte mich vorſichtig am Strande nach ihr, auch bei den Fiſchern, — man iſt ja Ethnograph. Und einer, der klügſte, ſchien mich zu verſtehen und ſprach etwas von einer „Domänenrätin", — die Damen kämen öfter auf den Kaffeeberg. Ich ſtürzte mich auf den Kaffeeberg, wartete und wartete, vergeblich. Jetzt hieß es, viele Gäſte ſeien inzwiſchen abgereiſt, unter anderen auch — ich hörte zufällig den Namen — Geheimrat Betting. Wenn Sie meine Verehrung für den vortrefflichen alten Herrn kennen, mögen Sie ſich vorſtellen, wie leid es mir ſchon ſeinetwegen that, nicht ſofort nach Misdroy gegangen oder da geblieben zu ſein. Es iſt der Mann, dem ich die freundlichſte Erinnerung bewahre. Nun ihm ſo nahe geweſen ohne Ahnung von dem liebenswürdigen Greiſe."

„Greis!" wiſperte Dräſow, die nicht brennende Regalia aus dem Munde nehmend. „Greis?! Schlägt aus, wie eine hohle Weide, der man den Kopf ſtutzt."

„Bitte, rauchen Sie nicht immer kalt und ſprechen Sie nicht ſo von einem Manne, der unſere höchſte Achtung verdient."

„Die verſag' ich ihm ja nicht. Aber dieſer Greis hat vor drei Jahren wieder geheiratet, ſag' ich Ihnen, — ein weibliches Weſen — —"

„Selbſtverſtändlich."

„Ein Frauenzimmer," fuhr der andere fort, wieder eine Anzahl Streichhölzer vertilgend, „eine junge Dame . . ."

„Das ſpricht für die Empfindungen, die der vortreffliche Mann noch einflößt. Gewiß ein ausgezeichnetes Weſen."

„Man ſagt es. Sie ſoll ihn vortrefflich halten. Es iſt die Tochter eines an Gelehrſamkeit und Kindern reichgeſegneten, an Glücksgütern armen Schulmannes aus einer Landſtadt," berichtete Dräſow, indem er nunmehr nach jedem Wort oder Satze mühſam, für den Zuſchauer geradezu beklemmend, an ſeiner Cigarre zog. „Hat ihren jüngeren Brüdern die griechiſchen — und lateiniſchen — Lektionen — überhört. An Freiern — mag's nicht — gefehlt haben. Aber der Alte — pflegte — wie der Doktor Erythropel in der Vaſteuper Heide — jeden zu examinieren: ‚Haben Sie Sanskrit ſtudiert? — Zend? — Aramäiſch? — Neues aus der Steinzeit oder über den Gletſcherſchliff an unſeren Fündlingen zu Tage gefördert? — Diatomeen unterſucht? — oder auf atrophyſikaliſchem Wege Beweiſe für Lungenatmer auf dem Monde beigebracht? — Nicht?! — Und Sie wollen mein Schwiegerſohn werden? — Pflanzen Sie Buchweizen, — züchten Sie Heidſchnucken, — ſchaffen Sie Material für Mett- und Schlackwürſte, — aber meine Tochter ſchlagen Sie ſich aus dem unentwickelten Cerebralſyſtem!' — Der Geheimrat bekam ſie."

„Sehr begreiflich," bemerkte Herbig. „Aber hat denn auch dieſe keinen Zug? Sie ſtrengen ſich ja fürchterlich an, Dräſow. — Schade übrigens, daß ich den verehrten Mann hier nicht traf."

„Sie kommen — aber auch — zu einer Zeit — wo niemand hier iſt."

„Sind Sie niemand? — Werfen Sie doch einmal den Stumpf weg und kommen Sie zu Atem. — Auch Steuber traf ich, wiſſen Sie, der immer ausſah, als wäre Apollo ſein Pate und hätte ihm ſeinen Konfirmationsrock geſchenkt. Er heiratet."

„Ja," bemerkte Dräſow ruhig, „er hat ſich ſchon als Referendar in Hannover mit einem Fräulein Pauline Brokholt verlobt."

„So!! — Er heiratet jedoch Fräulein Patzky, wie es ſcheint, eine reiche Erbin."

„Alſo dennoch!" ſprach Dräſow ſichtlich unangenehm berührt. „Abſcheulich. Ich genoß eine Weile ſein Vertrauen, mahnte ihn ernſtlich an ſeine Pflicht. Seitdem hat er mich allerdings vernachläſſigt. — Sprechen wir nicht weiter von ihm. — Sind Sie etwa hier auf der Spur Ihrer Unbekannten von Misdroy?"

Herbig ſeufzte und erklärte aufrichtig, daß er gehofft habe, bei Bettings einigen Aufſchluß

über dieſelbe zu erlangen, da ſie jedem im Bade aufgefallen ſein müſſe.

„Aber," ſetzte er hinzu, „ich erlangte nichts als die Kunde von der Weiterreiſe der Herrſchaften und dieſe nelkenduftige Roſe."

„So, daher ſtammt der ſeltſame Geruch," bemerkte Dräſow. „Uebrigens dachte ich mir ſchon den ganzen Abend, warum du in deinem anonymen Schreiben dieſer nelkenduftigen Roſe nicht als Erkennungszeichen erwähnteſt, da du doch von mir, um Verwechſelungen vorzubeugen, als Merkmal eine Papierrolle in der Rocktaſche verlangteſt. Sie ſteckt noch im Ueberrock, — eine ungedruckte Abhandlung von mir über ‚die Mütter' und den Homunkulus im zweiten Teil des Fauſt."

Herbig ſah den anderen groß an. Deſſen Reden erſchienen ihm nachgerade unbegreiflich.

„Was ſoll ich gethan haben?" frug er betroffen. „Gott bewahre mich! Ich habe dir weder geſchrieben noch ein Zeichen verlangt, — gar eine Papierrolle mit den Müttern und dem Homunkulus."

„Keine Papierrolle?"

„Fällt mir gar nicht ein."

Statt aller Antwort langte Dräſow ein Billet aus der Bruſttaſche und hielt es dem Leugnenden hin. Nach einem Blick darauf ſagte jedoch Herbig, das ſei nicht ſeine Handſchrift.

„Etwas verſtellt," bemerkte Dräſow, „um mir eine Ueberraſchung zu bereiten."

„Nichts wollte ich Ihnen bereiten. So hübſch und charaktervoll ſchreibe ich nicht!" beteuerte Herbig. „Es iſt nicht von mir."

Beide waren ſehr verwundert über den Umſtand. Sie prüften die Schrift wiederholt und laſen den Inhalt: eine anonyme ernſte Bitte in achtungsvollen Worten, zwiſchen acht und neun im Hotel — mit einer Papierrolle in der Rocktaſche als Erkennungszeichen — erſcheinen zu wollen. Am Schluß wurde zum voraus Dank für dieſe Gefälligkeit und das Erſuchen ausgeſprochen, die Anonymität fürs erſte noch zu geſtatten.

Es war doch ſehr ſeltſam. Dräſow konnte ſich durchaus nicht denken, von wem ſonſt das Schreiben herrühre, obwohl ihm die Schrift nicht völlig unbekannt deuchte. Sie mußte ihm ſchon irgendwo vorgekommen ſein. Daß das Billet nicht von Herbig ſtammte, konnte er durch ſeine eigene Schrift leicht beweiſen.

So kräftig die Züge des anonymen Schreibens, war die Annahme einer Frauenhand nicht ausgeſchloſſen, und Herbig ſcherzte nachgerade über römiſchen Typus, Nacken, Flaumlippe. Allein Dräſow, merklich verdüſtert und nachdenklich, bat endlich ſehr ernſthaft und in überraſchend eindringlichem Tone, die Angelegenheit für jetzt auf ſich beruhen und den Gegenſtand fallen zu laſſen. Er brachte die Rede auf Herbigs zweiten Beſuch in Misdroy zurück und fragte nach dem weiteren Ergebnis desſelben.

Herbig, noch immer mit dem Drange ſich auszuſprechen über das, was ſein Gefühlsleben am tiefſten berührte, überlegte, wo er anknüpfen ſolle. Indem er einſchenkte, mit Dräſow anſtieß und trank, legte er ſich rauchend auf die Lehne zurück.

„Richtig!" begann er dann die Fortſetzung ſeiner Mitteilungen. „Ich vermochte alſo in Misdroy nicht zur Gewißheit zu gelangen, ob ſie noch da, ob ſie abgereiſt ſei. Um ſicher zu gehen beſuchte ich beide Gaſthöfe, ohne etwas zu erfahren. Ich ließ mir zuletzt ein Glas Grog und die Fremdenliſte geben. Ich blätterte in letzterer herum, bei jedem Frauennamen erwägend, ob Stand und Herkunft zu der Erſcheinung paſſe. Alſo: Frau Schiewe, Kanzleidirektorswitwe aus Poſen — nichts; Fräulein Hilda Sandel, Schulratstochter aus Breslau — nichts; Frau Schurf, Kohlenhändler — — nichts; Frau von Krewitz, geb. Schlewitz, auf Plewitz bei Drewitz — auch nichts; Fräulein Linda — — Hier veranlaßte mich jedoch ein lautes, einem Poſaunenſtoß ähnliches Geräuſch, aufzublicken. Ich war nicht mehr allein im Lokal. An einem anderen Tiſch hatte ein kleiner, dicker, behäbiger, rotwangiger, feingekleideter Glatzkopf Platz genommen, der eben im Begriff war, ſein Taſchentuch einzuſtecken. Der Herr ſprach mit dem Kellner über eine Luſtpartie, an der teilzunehmen er verhindert geweſen; der ‚Jordanſee' wurde genannt. Seine Erkundigungen waren ſo genau und ausführlich, daß denſelben mehr als bloße Neugierde zu Grunde zu liegen ſchien. In ſeinem Benehmen hatte er etwas Geſetztes und beſonders in der Art, wie er das Taſchentuch benützte. Es iſt unbekannt, wie er es anſtellte, aber es iſt Thatſache, daß ſeine Naſe dabei wie eine Trompete dröhnte. Dieſe dem Anſchein nach ganz unſchuldige Eigenſchaft erwarb ihm indeſſen die Hochachtung des Kellners, ſo daß der jedesmal, wenn ihm jener eigentümliche Ton zu Ohren kam, den Kopf ſchüttelte,

ſich verneigte und fragte: Was befehlen Sie?“

Hier benützte Dräſow eine kleine Pauſe, um zu fragen, ob der kleine Herr identiſch mit jenem Kollegienrat Schitſchikoff eines ruſſiſchen Romanes ſei. Herbig verneinte, indem er fortfuhr:

„Gogols Schilderung ſeines Helden wandte ich nur, weil paſſend, beiläufig und teilweiſe auf mein Alterchen an, in welchem ich übrigens bereits das Männchen vom Strande und von der Düne erkannt hatte.“

„Solche Exemplare,“ wandte Dräſow ein, „ſind nicht allzu ſelten und finden ſich allenthalben. Auch im Nebenſaal ſitzt eines. Doch, erzählen Sie weiter.“

„Ohne mehr bei der Sache zu ſein,“ ſo berichtete Herbig, „blätterte ich alſo in der Fremdenliſte; allein, ſo war nichts herauszubringen. Aufſchluß, und zwar genauen Aufſchluß, konnte mir eben nur der kleine Herr mit dem geſetzten Weſen geben. Aber meine Scheu, ihn darum zu erſuchen, war unüberwindlich. Mechaniſch las ich alſo weiter, ihn dabei ſtets im Auge behaltend: Fräulein Linda Strumpf — nichts; Frau Hempel, Fräulein Stempel — nichts — nichts — alles nichts. Aber hier: Frau Theodora von Frey, hier! — Domänenratsgattin! — — Kellner! rief ich aus vollem Halſe, ärgerte mich jedoch, da der geſetzte kleine Herr ſich etwas erſtaunt nach dem Schreier umblickte. Wenn er der Domänenrat ſelbſt wäre! — Alſo nur flüſternd erkundigte ich mich: Nicht wahr, Kellner, es iſt eine kleine unanſehnliche Frau, die Domänenrätin?! — Förmlich beſtürzt ſah mich der Burſche an. — Alſo groß? — ‚J ja, ſehr!‘ — Sie iſt es, jubelte es in mir. — Noch hier? — ‚Will gleich nachfragen!‘ Und damit wandte er ſich zu meiner Beſtürzung gerade an den ältlichen Herrn. Der drehte nochmals langſam den Kopf nach mir und quäkte: ‚Wenn Sie die große Dame meinen mit dem blauſeidenen —‘ — Zu dienen! fiel ich haſtig ein. Eben die mit dem blauſeidenen! — ‚Die iſt vor fünf Minuten hier vorüber nach dem Badeſtrande hinausgegangen!‘ — Verbindlichſten Dank! — Anſcheinend ruhig trank ich meinen Grog aus, zahlte, verabſchiedete mich, lief aber, einmal aus dem Geſichtskreis, wie ein Windhund nach dem Strande zurück, wo nach wie vor die Meereswellen in ſilberweißen Schaumlinien brandeten, konnte jedoch die ſchöne Frau nirgends vor den Badeplätzen entdecken. — Können Sie mir nicht ſagen, wandte ich mich an den nächſten beſten, wo die Frau Domänenrätin von Frey — — — ‚Hier,‘ fiel mir der Mann ins Wort, ‚hier!‘ und wies lächelnd mit einer diskreten Handbewegung auf einen vorüberwandelnden Turm. Ich ſage Ihnen, ſieben oder acht Fuß maß dieſe Domänenrätin, die in einem blauſeidenen Kleide da ihren Spaziergang machte. Sie hätte ſich auf einem Jahrmarkt ſehen laſſen können. Aber keine Spur von einer Aehnlichkeit! — Nun mögen Sie ſich denken, wie begoſſen ich daſtand, dann von hinnen ging, die nächſte Gelegenheit zur Rückfahrt ergriff. Ich wollte dem Glatzkopf nicht wieder vor die Augen kommen. Zu meiner Beſchämung geſellte ſich die Ueberzeugung, daß er mich gefliſſentlich auf falſcher Fährte ließ, indes er ſelbſt die Rückkunft der ſchönen Frau von dem Ausflug erwartete. Und ſo ließ ich ſie zurück, kam mit ungeſtillter Sehnſucht hierher. Meine Romfahrt iſt mir verleidet. Ich fühle nur zu tief, daß all mein Lebensglück von dieſem Weibe abhängt.“

„Das iſt Schwärmerei!“ bemerkte Dräſow, als Herbig ſchwieg, mit unverkennbarem Ernſt. Seine Stimmung war mit der Entdeckung, daß jener nicht der Abſender des empfangenen Billets, völlig umgeſchlagen. „Seien Sie froh,“ fuhr er fort, „daß nicht jedem Wunſch Erfüllung wird. Beſcheiden Sie ſich mit Ihrem Los, das Tauſenden als das große erſchiene. Gerade das am heißeſten erſehnte Glück iſt ſo oft die Quelle bitterſten Leids, qualvollſter Reue.“

Höchlichſt erſtaunt ſah ihn Herbig an.

„Sind Sie des Teufels, Sie flaumlippiger Sittenprediger! Sie fallen ja ganz ins Triviale, wie ein ſchnapsduſeliger Macbeth im vierten Akt. Und bei ſolchem Wein! Trinken Sie einmal aus, Sie Streichholztiger!“ ſagte Herbig und hätte zweifelsohne in dieſer jokos polternden Weiſe noch fortgefahren, wenn nicht während der Trinkpauſe jener mehrfach erwähnte Naſenton ſo kräftig aus dem Nebenſaal erſchollen wäre, daß beide aufmerkſam wurden.

„Zum Donner auch, ich glaube, er iſt's!“ rief Herbig herumfahrend.

„Ich ſagt' es ja,“ ergänzte Dräſow ruhiger, „es ſitze einer drinnen.“

„Kellner!“ Der Schwärzliche lief herbei. „Was iſt der alte Herr, der ſo viel Talent zum Stabstrompeter zeigt? Noch nicht eingeſchrieben?“

„Doch, Herr Doktor,“ verſetzte der Herbei-

gewunkene. „Rentier Venulo aus Amſterdam. Die Dame ſitzt bei ihm.“

„Welche Dame?“ erkundigte ſich Herbig lebhaft, und ſein Geſicht ward blaß und dann blutrot.

„Die Sie im Foyer als Kandelaber anſahen, Herr Doktor,“ äußerte der Kellner im Hinwegeilen.

Herbig ſchien damit wieder mehr ernüchtert.

„Es iſt ſeltſam, lieber Dräſovius,“ wandte er ſich an ſeinen Gaſt, „ich ſah am Abend nach meiner Ankunft hier in jeder Dame nur einen Kandelaber, ſo erfüllt war ich von der einen. Wenn ſie's wäre! Dieſes holländiſchen Rentiers Gattin oder Braut?! Ich muß dahinter kommen. Soll ich hinein?“ fragte er, mit dem Kopfe nach dem Nebenſaal winkend. Doch kam er davon raſch ab zu einem anderen Entſchluß. „Herr Oberkellner! Haben Sie die Gewogenheit: die beiden, der kleine Herr mit der Glatze hier innen und die Dame ſtehen demnach in intimen Beziehungen?“

„Bezweifle,“ war die gelaſſene Antwort, die mit einer anmutigen Bewegung des Blondkopfes verbunden war. „Die Bekanntſchaft iſt keine vertraute.“

„Aber ſie kamen doch mit dem Stettiner Zug?“

„Mit der Lehrter Bahn. Der holländiſche Herr äußerte zu mir ſelbſt, er habe die Dame nur flüchtig auf der Reiſe, an den Haltſtationen geſehen und kennen gelernt. Sie iſt ſehr einſilbig gegen Mynheer, gibt nur kurze Antworten, ſcheint etwas übellaunig und zerſtreut, ſieht manchmal geſpannt nach dem Eingang, als erwarte ſie jemand, kurz — — ich glaube übrigens, die Dame will ſich zurückziehen. Entſchuldigen Sie, meine Herren!“

Und der Herr Oberkellner begab ſich in den Nebenſaal. In der That wurden dort Stühle gerückt. Man ſchied da drinnen — ziemlich fremd, unter förmlichen Verbeugungen. Und nun kam ſie — für einige Augenblicke ſichtbar — vorüber, warf einen ſcheu forſchenden, faſt finſteren Blick umher, ſtutzte beim Anblick Herbigs zwar nur merklich, erwiderte aber deſſen Verbeugung mit einem kurzen, fremden, ſtolzen Nicken und ſchritt dann raſch durch das Foyer nach der Stelle, wo ein Stubenmädchen ihrer harrte, um ſie auf ihr Zimmer zu geleiten.

Herbig ſah ſehr betroffen drein, während Dräſow ihr ſchweigend, nicht ohne eine gewiſſe Bewunderung nachblickte.

„Iſt ſie's?“ fragte er leiſe.

„Wer?“

„Vom Oſtſeeſtrand? Eine ſehr anziehende Erſcheinung. Schlank, nicht zu groß, ſchwarzlockig. So denke ich mir den ſabiniſchen Typus.“

Herbig verneinte.

„Es iſt das Mädchen aus der Fremde,“ erklärte er, „dem ich heute abend nochmals unter ſehr eigentümlichen Umſtänden begegnet bin.“ Und nun teilte er das Nähere mit.

Aufmerkſam hörte Dräſow zu, von dem Vernommenen anſcheinend tief erſchüttert.

„Wenn ſie es wäre,“ ſagte er, „Pauline Brokholt, Steubers verlaſſene Braut! Und dieſes anziehende, geſcheite Weſen — ich habe einmal einen Brief von ihr geleſen — konnte er verlaſſen!“

Eine längere Pauſe trat ein. Auch nachher blieb das Geſpräch einſilbig, ſtockte nicht ſelten ganz. Zum Trinken ſchienen beide nicht mehr aufgelegt.

„Sie ſind müde, Freund. Flüſtern wir nicht weiter zuſammen,“ meinte Herbig, „ſonſt könnte die Welt noch auf den Verdacht kommen, wir ſeien in einem Komplott gegen ſie. Komm morgen wieder, Freund, bitte — begleite mich zum Bahnhof. Jetzt aber halt' ich dich nicht länger auf und ſchreite zu weiteren Thaten.“

„Was haſt du noch Großes vor?“

„Ich werde noch eine Cigarre rauchen und dann zu Bett gehen.“

So ſchieden ſie für die Nacht. —

„Es iſt ein vortrefflicher Menſch, ein ganz — vortrefflicher — Menſch,“ ſagte Dräſow auf dem Heimweg zu ſich ſelbſt. „Allein — er liebt rauhe Ausdrücke!“ Der Streichholztiger lag ihm noch in den Ohren. Und nun überließ er ſich ſtets ſchwermütigeren Erwägungen. —

„Welch ein Wrack von einem Mann!“ ſprach Herbig, in ſeinem Zimmer auf- und niederſchreitend. Dann horchte er, ob ſich nichts in der Nebenſtube rege.

Es war alles ſtill.

5.

Spät erſt erwachte Bruno Herbig andern Morgens aus einem verworrenen Traum. Er konnte ſich des einzelnen nicht mehr entſinnen. Nur ſoviel war ihm erinnerlich, daß ihn die Seeflut wie ein brüllendes Ungeheuer den Flugſand

der Düne hinan verfolgte, wo er ſich an einem Roſenſtrauch hielt, deſſen Dornen ſeine Hände zerfleiſchten. Aus jeder Roſe ſah ihn ein bekanntes Frauenantlitz an, ſchwarzäugig, braunäugig, blauäugig, ſtrahläugig — und die ſchönſte brach unter ſeiner Hand vom Zweige, und während ſie über den Abhang rollte, ſtürzte er ſelbſt tief, tief, immer tiefer in die See, die zum Sandmeer ward. Alles Mühen, dasſelbe zu durchwaten und wieder zu der Roſe zu gelangen, die mit eigentümlichem Nelkenduft die ganze Sahara erfüllte, war umſonſt. Keuchend, lechzend ſank er immer tiefer ein, und der Wüſtenſand wehte und legte ſich über ihn hin.

Matt und immer noch keuchend lag er jetzt da mit offenen Augen. Seine erſte Wahrnehmung bildeten die goldbraunen Tapeten des Zimmers, die zweite ein Geräuſch hinter der Wand im Nebenzimmer — leiſe Tritte, Oeffnen und Schließen von Koffern und Schränken. Ein Gemiſch von Roſen- und Nelkengeruch durchduftete die Stubenluft. Noch eine Weile lag er ſtill, bis er den Kopf hebend zu vollem Bewußtſein kam. Die in den Teppich vor ſeinem Bette geſtickte Roſe konnte doch die Täuſchung nicht hervorbringen! Er ſah nochmals hin, — er reckte die Hand aus und hob eine wirkliche, welke Roſe auf. Ihre Hauptfarbe war ein — wie mit Goldſtaub beſtreutes — dunkles Braunrot, das nach außen hin in eine bläulich-weiße Schattierung überging, der Rand tief aſchgrau. Nun erinnerte er ſich, daß er eben erſt, noch halb im Schlaf, die ſeltene Roſe auf dem Marmortiſchchen neben dem Bette liegen geſehen und danach gegriffen, alſo wahrſcheinlich ſelbſt fallen gelaſſen hatte, um im Nu, im Moment des Erwachens, noch ein ganzes Schickſal zu durchträumen.

Die Roſe fiel in ſeiner Hand auseinander, die einzelnen Blätter flogen vor dem Hauch ſeines Mundes zum Teil wieder auf die Diele. Er ſtand auf, ſammelte ſie ſorgfältig und legte, halb angekleidet, die zarten Blumenteile in ein leeres Schächtelchen, das er in einem Koffer barg. Warum er es that? Er wußte ſich ſelbſt kaum Rechenſchaft darüber abzulegen, wenn nicht zur Erinnerung an einen hochverehrten Mann — es fiel ihm jetzt ein, — deſſen Hausgärtchen er die Roſe entnommen hatte.

Nachdem er ſich völlig angekleidet, den Kaffee auf ſeinem Zimmer getrunken, die Koffer geſchloſſen und alle Vorbereitungen zur Abreiſe getroffen hatte, machte er, obwohl ihm Zeit genug blieb, keinen weiteren Verſuch, noch andere Bekannte aus der gelehrten Welt zu treffen, ſondern ließ in gewohnter Weiſe das Gepäck zum Bahnhof befördern und nach Halle aufgeben, um ſorglos reiſen zu können.

Gegen Mittag, als eben die Sonne etwas hervortrat — der Himmel war heute bewölkt und der Wind ging — kam der kleine Kurzjack gelaufen mit der Meldung, daß der Herr von geſtern abend mit der grünlichen Brille — Herr Doktor Dräſow — unten warte. Erfreut, noch einige Stunden verplaudern zu können, eilte Herbig hinunter. Es war ja doch eine treue, anhängliche Seele und ein zuverläſſiger Menſch, dieſer Dräſow! Der Empfang war herzlicher als geſtern. Herbig beſtellte noch ein Frühſtück. Eine Menge Erinnerungen, die abends nicht zur Sprache gekommen waren, wurden aufgefriſcht, eine Reihe wiſſenſchaftlicher Streitfragen erörtert, wobei ſich Dräſow dem Freunde als ein überraſchend ſcharfſinniger und denkender Kopf zeigte. Ganz in die Freudigkeit des Gedankenaustauſchs verloren, wandelten die Freunde jetzt lebhaft plaudernd im Foyer auf und nieder, Herbig mit ſtolz und hochgerecktem Haupt, der andere mit dem Kopf zwiſchen den Schultern und auf die Bruſt vorgeſunken — das Bild eines deutſchen Stubengelehrten.

Eben waren ſie bei einem beſonders intereſſanten Thema angelangt, als eine der fremden Damen, welche im Hotel wohnten, hinter der Glaswand die Treppe herunter kam, indem ſie noch die feinen ſchwediſchen Handſchuhe feſter zwiſchen die zarten Finger drückte. Eine hübſche ſchlanke Figur, leider verſchleiert — das etwas windige Wetter rechtfertigte dies, — dagegen hell gekleidet. Die Geſtalt erinnerte an das Mädchen aus der Fremde, auch die Haltung. Bei aller gemeſſenen Bewegung erſchien ihr Gang entſchloſſen, als ſie vorüberkommend die Verbeugung der beiden ruhig erwiderte und dann draußen bei dem grauköpfigen Portier ſtehen blieb, den ſie dem Anſchein nach bat, ihr eine Droſchke herbei zu winken.

Während ſie noch an der Stelle verweilte, trat der kleine Kellnerjunge mit der kurzen Jacke zu den beiden Herren im Foyer mit einem ſauberen, faſt zierlichen Paket heran und ſagte, er ſei beauftragt, dasſelbe an Herrn Dr. Gotthold Daniel Dräſow, Privatdocenten an der Univerſität abzugeben.

„Das wäre nun allerdings ich," ſagte der

Gebeugte mit der Brille, indem er das Papierpäckchen hinnahm und in der Hand wog, worauf er nach der Adresse sah. Es war genau und richtig die seinige; es gab keinen andern Privatdocenten dieses Namens in der großen Stadt, und zum Ueberfluß war noch Straße, Stadtteil und Hausnummer seiner Wohnung angegeben. Dräsow hielt die Adresse dicht vor seine Brille und machte dabei ein sehr verblüfftes Gesicht. Was ihn zumeist in Verwirrung setzte, war der Umstand, daß das Päckchen mit denselben klaren charaktervollen Schriftzügen beschrieben war, wie das anonyme Billet, welches ihn abends in das Hotel beschieden hatte.

Unterdes war draußen die Droschke vorgefahren. Denn die junge Dame grüßte nochmals mit einem stummen Abschied herüber, nickte dem Kellnerjungen zu, als ob sie besondere Ursache habe, mit demselben zufrieden zu sein, und ließ sich dann von dem grauköpfigen Portier über den Tritt und durch den geöffneten Schlag helfen. Von einem Fenster des Foyers aus konnte Herbig noch bemerken, wie sie dem Alten die Hand drückte und der mit einer tiefen Verbeugung dankend und schmunzelnd sich zurückzog. Ein Peitschenhieb, und die Droschke war davon, bevor sich Dräsow von seiner Ueberraschung erholt hatte. Noch immer wog er das Paket in der Hand. Und ehe er sich entschließen konnte, das Siegel zu erbrechen — es zeigte eine von einem Pfeil durchbohrte Taube, — fragte er den kleinen Kurzjack, wer ihn mit der Ueberreichung des Päckchens beauftragt habe.

„Die junge Dame, die soeben abgefahren," war die Antwort.

„Sieh', sieh'!" lachte Herbig auf. „Du bist denn doch nachgerade der Knopf auf Fortunas Mütze, machst aber ein Gesicht, als sei dir ein Donnerkeil in die Tasche gefahren."

„Was mag es sein?" fragte Dräsow, und das Paket zitterte in seiner Hand.

„Was es sein wird? Lieber Aesthetiker, und du fragst noch. Ein Bändchen Lyrik, über welches man dein Urteil verlangt, — ein Manuskript von Liebesseufzern und Elegieen, über welche du dein Gutachten abgeben sollst. Brich einmal das Siegel entzwei und sieh'!"

Mit bebender Hand befolgte Dräsow den Rat. Es ergab sich jedoch nichts, als ein weiteres versiegeltes Couvert mit seiner Adresse und eine kleine goldgeränderte Karte, die die Worte enthielt:

„Die Absenderin erwartet von Herrn Dr. Dräsow Diskretion, daß er die weiteren Siegel nicht vor abends sechs Uhr öffne." —

„Geheimnisvoll!" bemerkte Herbig, nachdem er ebenfalls die Worte gelesen hatte.

Eine Unterschrift hatte diese Bitte nicht, allein es war dieselbe Hand. Uebrigens fühlte sich der Inhalt des Pakets in der That wie ein Heft von Gedichten an. Es konnte jedoch auch etwas anderes sein. Halt! Da auf dem inneren Siegel steht etwas kaum merklich: Streben und Sterben! Aber Aufschluß gab es nicht.

„Hör' einmal, Dräsovius," begann Herbig, indem er ihm das Paket wieder zurückgab. „Es ist nicht möglich, daß dir hiermit ein sibyllinisches Buch übergeben ist, das all deine Lyrik über den Haufen wirft; daß du, während ich vergeblich danach trachte, bei aller trockenen Nüchternheit und ungesucht in einen Roman verwickelt wirst. Gar launenhaft wirft das Schicksal seine Lose, meine Teilnahme ist geweckt, abends sechs bin ich schon in Halle. Löse die Siegel."

„Das werde ich unterlassen," erwiderte Dräsow bestimmt. „Die Absenderin soll nicht umsonst meiner Diskretion vertrauen."

„So wollen wir mindestens hören, wer diese schlanke Parze oder Cumäische Sibylle war." Und Herbig winkte dem Oberkellner, der eben mit dem Portier sprach. Jener trat heran, dieser hielt sich mehr im Hintergrunde. „Wer war die Dame? Ich meine die junge entschlossene im hellen Kleide, die eben abfuhr? Eine Engländerin?"

„Eine Deutsche. Kannten Sie sie nicht mehr, Herr Doktor?"

„Ich habe eine bestimmte Vermutung. Also?"

„Dieselbe," berichtete der Oberkellner, die gestern mit dem ältlichen holländischen Herrn gleichzeitig anlangte, und die Sie dann für einen Kandelaber hielten." Der Oberkellner fügte noch die Bemerkung hinzu, daß sie die Note des Hotels, welche jeden Morgen übergeben zu werden pflegt, sofort berichtigt; für die Bedienung noch etwas Beträchtliches zugelegt habe, bevor sie wegfuhr. Und Oberkellner und Portier zeigten dabei sehr hochachtungsvolle Mienen, während Herbig, in seiner Mutmaßung bestärkt, weiter fragte:

„So kehrt sie nicht mehr zurück?"

„Doch, doch. Ihre Koffer stehen noch in ihrem Quartier."

„Wohin fuhr ſie?“

„Zur Michaelskirche, befahl ſie dem Droſchkenführer,“ antwortete der Portier aus dem Hintergrunde.

„Und — wie heißt ſie?“

„Sie wollte ſich erſt einſchreiben, wenn ſie zurückkomme.“ —

„Alles ſehr geheimnisvoll,“ äußerte Herbig zu Dräſow gewandt. „Zweifelsohne iſt jedoch die Karyatide, für welche ich Verblendeter ſie zuerſt anſah, mit dem Kandelaber am Luiſenufer identiſch. Ob deine Vorausſetzung über ihre Perſon richtig, laß ich dahin geſtellt, bis ſich dir abends ſechs das Rätſel mit dem Siegel löſt, wenn du es bis dahin aushältſt.“

„Gewiß,“ beteuerte Dräſow, indem er jetzt das Paket in der Bruſttaſche ſeines Rockes barg.

„Ich hätte gute Luſt, noch zu warten, welchen Ausgang dies Abenteuer nimmt,“ fuhr dann Herbig fort. „Da ich jedoch keinen Teil daran habe, die Pflicht ruft, Wunſch und Sehnſucht ſchweigen muß, brechen wir allmählich auf. Meine Rechnung, Herr Ober — — halt! Da fällt mir ein, wo ich die weinende Karyatide geſehen, deren Anblick mich damals ſo erſchütterte. Es iſt ein Bildwerk Quellins im Rathaus zu Amſterdam. Wo iſt Mynheer mit der Glatze hingekommen?“

„Bereits ausgegangen, Herr Doktor.“

„Nun, der Holländer kümmert mich weiter nicht. Bitte alſo, meine Rechnung, Herr Oberkellner!“

Wie bewegte See
Wallt des Buſens Schnee,
Und ein Angeſicht
Winkt wie Dämmerlicht! —

Dies vor ſich hinſummend, hatte Herbig einmal das Foyer der Breite nach durchſchritten und kehrte ſich dann plötzlich zu Dräſow.

„Wo ich am liebſten wäre, brauche ich dir nicht zu erklären,“ begann er. „Doch darf ich nicht länger ſäumen. Mein Reiſegefährte in Halle erwartet mich beſtimmt heute noch. — Morgen geht es weiter nach Süden. Sieh' mein Los, lieber Freund, der du Fortuna für deine Stiefmutter hältſt. Es iſt doppelt traurig, nicht dahin zu dürfen, wohin das Herz neigt, ſondern in entgegengeſetzter Richtung weiter zu müſſen, zumal auf ſo langweiliger Fahrt, die keinen Anblick, als märkiſche Kiefernheide, keine Abenteuer bietet, als ſolche, die gegebenenfalls mit einem Genickbruch verbunden ſind.“

„Du fliegſt darüber weg,“ bemerkte Dräſow halb abweſend.

„Stundenlang auf einen Sitz geheftet, zwiſchen duſeligen Schnarchern eingepfercht, nennſt du fliegen?! Sonſt,“ fuhr Herbig fort, „mit dem Hauderer war's anders, die Langeweile machte es intereſſant, wenn einen ein Achſenbruch zwiſchen Jüterbogk und Treuenbrietzen in eine fliegenbelebte Dorfſchenke warf, wie es dem Münchhauſen Immermanns widerfuhr. Dort auf dem Sandplateau des Flemming, wo der Dorfſchulz jedem ſein Quantum Waſſer vorwiegt, halte ich einmal im Schatten märkiſcher Pinien bei Dümbier von Zahna poetiſche Sommerfriſche, wenn ich's erlebe. Ich liebe Einfalt der Natur und unausgetretene Pfade.“

Dräſow wies auf die Schlachtfelder von Großbeeren und Dennewitz an der Bahnlinie hin, auf die Höhen von Blankenſee mit der Kapellenruine rechts von Trebbin, auf Jüterbogk, deſſen Schmied, Tetzels Ablaßkaſten, die Schloßkirche von Wittenberg, die dem Romfahrer eine Mahnung mitgebe, — auch möge ſich derſelbe zwiſchen Elbe und Mulde des frommen Sängers von ‚Befiehl du deine Wege‘ erinnern. Herbig beteuerte jedoch, ſich an gar nichts erinnern zu wollen, als bei der „Warze“ des Mildenſteins, daß der Sand hinter ihm liege und die Erde wieder Knochen zeige — an der Saale hellem Strande. Einmal in Halle, fügte er hinzu, ſei ihm durch die märkiſchen Steppen der Rückzug abgeſchnitten. Sei es denn!“

Nun ward die Rechnung berichtigt, und Dräſow fuhr mit zum Bahnhof. Zum letztenmal reichten ſich beide die Hände, und der Zurückgebliebene ſah noch eine Weile dem Zuge nach. — —

Abends, zur Zeit des Sonnenuntergangs, ſtand auf dem Perron des Bahnhofs in Halle ein unterſetzter Herr mit dunklem energiſchem Geſicht, martialiſchem ſchwarzem Schnurrbart und einer behaarten Warze neben der Naſe. Als der Zug hereinfuhr, eilte er mit mächtigem Schritt zum biedern Willkomm eines der Ausſteigenden.

„Schön, daß Sie ſelbſt kommen, lieber Herbig,“ ſprach er mit dröhnendem Baß. „Sonſt hätte ich Ihnen ſchreiben müſſen. Meine Schwiegermutter iſt geſtern angekommen zu dem längſt in Ausſicht geſtellten Beſuch. Sie bleibt jedoch nur auf acht Tage.“

„Aber, lieber Schupp, was geht das mich an?“

„Ja, Sie begreifen, daß ich ſo lange nicht wegkann, — ſie würde es übelnehmen, und ich habe Gründe, — kurz, vor acht Tagen wird aus unſerer Romfahrt nichts, denn, wie die Dinge liegen, dürfen Sie nicht fort ohne mich.“

Herbig war erblaßt. „So wollt' ich, daß ein Donnerwetter —“

„Wie?“

„Mich an die Oſtſee zurückſchlüge!“

„Was thun Sie an der Oſtſee, Herbig? Alles kehrt von da heim, ſagte mir unſer alter Geheimrat Betting — Sie kennen ihn ja — da er mit ſeinem Weibchen hier durch kam, ich glaube an den Rhein. Sie wiſſen doch, daß er wieder geheiratet hat.“

„Ich weiß, ich weiß, weiß alles, — daß er glücklich iſt — alles weiß ich. Aber was nun anfangen, was hier thun?!“

„Sie können die Halloren auf ihren Urſprung unterſuchen,“ ließ ſich der biedere Baß des Freundes vernehmen, indes man dem Droſchkenplatz ſich näherte, „— nach den Denkſteinen des Druſus an der Elbe forſchen — vielmehr an der Saale, die nach dem Tacitus als Oberelbe gilt. Es wird Sie intereſſieren, daß hier in Halle das Calägia des Ptolemäus geſtanden habe.“

„Iſt mir ganz einerlei, wo das Neſt geſtanden hat.“

„Uebrigens bieten auch die Franckiſchen Stiftungen —“

„Kümmern mich nicht ſoviel!“

„Sie machen Ausflüge nach Wettin, Hohenturm, zu der Pfeilerbaſilika auf dem Petersberge.“

„Fällt mir gar nicht ein.“

In dieſer Weiſe wurden noch Gibichenſtein — wo Ludwig der Salier den Flohſprung gemacht haben ſoll, — die Rudelsburg, Jena, Weimar in Vorſchlag gebracht, jedoch ſo vergeblich wie Leipzig. Keinen Schritt wollte Herbig in dieſe Krambude ſetzen.

„So vergnügen Sie ſich, wie Sie wollen, meinetwegen am Brüllen der Thüringer Waldhirſche am Rennſteig,“ meinte Schupp. „Es iſt gerade Zeit.“

Er werde thun, was ihm gefalle und nie wieder eine Verabredung mit dem Hallenſer Schupp treffen, verſetzte Herbig, indem er ſich in den Wagen warf und mit bitterem Groll gegen ſein widriges Geſchick nach dem Gaſthof fuhr. Wie anders hätte er dieſe acht Tage an der Oſtſee verwerten können oder ſelbſt in der Hauptſtadt mit dem treuen Dräſovius. Was der wohl jetzt trieb?! —

Vorerſt nichts Beſonderes. Gebückten Nackens war dieſer Stubengelehrte nach der Abreiſe des Freundes um die Südfront der Hauptſtadt bis zum Thorbecken gewandert und hatte, um ſich Bewegung zu machen, von da unter den laubabwerfenden Baumreihen hin, an ſchönen Häuſern und Villen vorüber, längs des Kanals, zuletzt die Brücke beim Engelbecken erreicht. Er war dabei einem innern Triebe gefolgt, durch dieſen ihm faſt noch unbekannten Stadtteil heimzukehren, auf den er durch die Mitteilungen Herbigs — des glücklichen Menſchen! — aufmerkſam geworden war. Der ſchöne, würdevolle, romaniſche Kuppelbau der Kirche innerhalb der jenſeitigen Anlagen mit dem goldblinkenden Drachentöter über'm Portal, feſſelte auch ihn. Menſchen ſtanden drüben umher, Karoſſen hielten vor der Kirche. Und als ſich dieſelben in Bewegung ſetzen wollten, entſtand eine Bewegung am Rande des Waſſers, aus welchem Schiffer etwas heraufholten und an der Wagenreihe vorübertrugen, daß der ganze Zug — wenn auch nur auf Augenblicke — ſtockte. Dann ging alles wieder ſeinen gewohnten Gang.

Dräſow überzeugte ſich durch einen Griff an ſeine Bruſttaſche, daß er das ihm ſo überraſchend zugeſtellte Paket noch hatte. Das Engelbecken umſchreitend, folgte er dem Menſchenſtrom in der Richtung, wo er ſeine ſchlichte Wohnſtätte zu erreichen hoffen durfte, zwiſchen deren engen Wänden ſich ihm noch abends das Siegel des anvertrauten Geheimniſſes öffnen ſollte. Vorüberkommende hatten von einer Hochzeit geſprochen, einer Trauung, die in der Michaelskirche ſtattgefunden, und daß man während derſelben eine Leiche aus dem Waſſer gezogen habe. Er wollte Näheres hören. Niemand wußte oder ſprach noch davon. Das Leben ſchlug ſeine Wellen brauſend darüber hinweg durch die Straßen und Plätze der großen Stadt.

Zweites Buch. Der Zopf.

1.

Der Weg — eine alte, Nord und Süd verbindende Heerſtraße über das Waldgebirg — wird, wo er die Höhe erreicht, noch im Anſteigen breit wie eine Fahrbahn durch die Heide, teilt

ſich in mehrfach auseinanderlaufende Geleiſe, die wie die verſchiedenen Rinnſale eines Stromes ſich doch immer wieder im alten Bette zuſammenfinden. Weiß- und Rotbuchen mit weitausladenden Aeſten, knorrige Eichen, dazwiſchen ein Hagedorn, dunkle Fichtenpyramiden, ſtahlgrünes Wachholdergebüſch ſtellen ſich ihm entgegen oder begleiten ihn gruppenweiſe, wo der geſchloſſene Laubforſt ihn nicht einengt.

Wer dieſe Straße heute wandert, iſt ein glücklicher Mann. Ein goldener Herbſttag liegt warm über dem Bergwald, der in bunteſter Farbenpracht ſich weithin über Höhen und Thäler ſchwingt, dort die ſchroffe Schlucht hinunterklimmt, die enge Felsſpalte überwölbt, hier aus der dunklen Tiefe an den Wegrand heraufſteigt. Und draußen — ſteil aufragende kahle Wände, überwaldete Halden, zum Teil urbares Tafelgelände, eines hinter dem anderen, dunkles Waldplateau, langgezogene oder maleriſch ſich ſchneidende Höhenlinien, der ſchöne Gebirgszug ſelbſt, in deſſen Faltenwurf die Anſiedelungen der Menſchen ſich bergen — alles in bläulichweißer, halb durchſichtiger Verſchleierung, alles wie ſchwimmend im milden Dufte des herbſtlichen Nachmittags.

Manchen Rückblick gönnt ſich der Wanderer, der allein dieſes Weges waldeinwärts zieht. Aus einem andern waldfriſchen Thal des Landes hatte ihn der Bahnzug heute unter jenen hohen Kalkwänden, die in hellen kahlen Rillen ſchroff wie eine Alpfluh abfallen, durch eine Thalenge voll idylliſcher Siedelungen hergebracht. Das Feengeſpinſt der Sommerfäden flog über das herbſtliche Gefilde oder hing ſich an die klingenden Telegraphenſaiten, welche den Schienenweg begleiten. Auf dem geſchorenen Raſen der Thalwieſen weideten ſcheckige und einfarbig braunrote Kühe, die vorüberſauſende Wagenreihe gutmütig anglotzend und inſtinktiv die Zeitloſen vermeidend, deren Roſenkelche manche Strecke mit einem zarten Farbenſchimmer übergoſſen. Kaum ſtand der Zug am Ziel, ſo ſprang der Reiſende heraus. Dort die Burg der Burgen, hier gleich gegenüber lud der Bergforſt — dunkle Fichten — in ſeine Dämmerung ein. Im nächſten Gaſthof wuſch ſich der Reiſende den Staub ab und ließ ihn von ſeinen Kleidern bürſten; dann fort über die Brücke, in die Fichten hinan, an Berghöfen vorbei, über die Höhe in den ſtillen Thalſchluß, bei der Quelle unter der Eiche vorüber durch das Wildgatter in den Forſt, bergan im fallenden Buchenlaub, die ſchattigen Halden entlang und hinaus auf eine jener alten „Weinſtraßen“, die zum Rennſteig hinanziehend und denſelben kreuzend, über das Gebirg nach Franken führen.

So war er heraufgekommen an die Stelle, wo die Bergheide beginnt, der Weg ſich teilt, die Fahrbahn links noch im Schatten des heraufſteigenden Laubwaldes weiter zieht, der breite Gangſteig jedoch, bald auf bald ab, über die Höcker des Felsrückens daneben führt. Heidekraut, zum Teil noch blühend, färbt die Höhe braun und, wo es zurücktritt, breiten Mooſsteppiche die wunderbarſten Samtfarben aus.

Oben, an einem der zahlreichen dichten Wachholderbüſche, lagerte ſich der Wanderer, das Antlitz nach Norden gewendet. Die Aufmerkſamkeit, mit welcher er auch die Einzelheiten der Naturerſcheinungen betrachtet, das Kleine nicht überſieht, verrät naturwiſſenſchaftliche Bildung. Bald hebt er einen Käfer aus der Sandrille zwiſchen dem Heidekraut, bald pflückt er eine Beere aus dem Nadelgeheg des Wachholders, um ſie auf ihren äußeren Bau hin zu betrachten. Aber darüber büßt er den Ueberblick des Ganzen, die Freude an der Landſchaft nicht ein.

Die Stadt ſelbſt, von welcher er heraufgeſtiegen, liegt verſteckt, faſt ohne eine Spur ihrer Nähe. Doch erinnert mancher in die Einſamkeit heraufgellende Pfiff an das unſichtbar vorüberſauſende Dampfroß und an den belebten Bahnhof. Nun konnte es nicht ausbleiben, daß der ſagenberühmte ſchroffe Kalkrücken gegenüber die Blicke nach Tannhäuſers letztem Zufluchtsort bei ſeiner heidniſchen Liebe zog. Allein, immer häufiger und länger kehrten die Augen des Wanderers zu den Hügelwellen zurück, die nach Norden im bläulichen Dufte des Herbſttages ſtets täuſchendere Aehnlichkeit mit dem zum Horizont anſteigenden Meere gewannen. Und zuletzt verlor ſich ſeine Seele ganz in dieſen Anblick.

Die Einſamkeit entfeſſelte Herz, Bruſt und Stimme. Das Gefühl der Menſchenferne hier über dem Bergwald verlieh den Mut, zu ſingen, was er ſonſt nur zu ſummen gewagt. Er ſang ein Lied, das, auf der Reiſe entſtanden, ihn überall hin begleitet hatte. Er ſang es auch jetzt nicht allzulaut, aber doch mit tief innerlichem Klang vor ſich hin bis zum Ende, ohne abzuſetzen oder etwas auszulaſſen.

An der Ostsee Strand,
Wo die Woge blau
Rollt zum Dünensand,
Weilt die schönste Frau,
Blickt so hoch und hehr,
Wenn die Möwe fliegt
Ueber das weite Meer,
Das im Traum sich wiegt.

Auf der Dünenhöh'
Küßt die kecke Bö
Ihre Wangen kühn,
Daß sie röter blüh'n;
Und der Wogen Schaum
Flockt dem stolzen Weib
Weiß wie Schwanenflaum
Um den edlen Leib.

Ihrer Adern Glut
Kühlt die weiche Flut,
Die so wunderbar
Perlt vom Lockenhaar,
Wenn dem Meer entsteigt
Der geschmeid'ge Fuß
Und ihr Haupt sich neigt
Zum ersehnten Gruß. —

Ach, ein einzig Mal
Daß ich sie geseh'n!
Nun wird mir zur Qual,
Wenn die Lüfte weh'n,
Wenn der Laubwald rauscht
Hier im Binnenland,
Seit ich ihr gelauscht
Dort am Ostseestrand. —

Fern, am Horizont,
Leuchtet mir ein Bild:
Locken dunkelblond,
Augen tief und mild;
Wie bewegte See
Wallt des Busens Schnee,
Und ein Angesicht
Winkt wie Dämmerlicht.

Mein Gemüt so bang
Schwankt nun tief bewegt
Algen gleich und Tang,
Wenn die Flut sich regt, —
Wenn der Sehnsucht Wahn
Mich auf Flügeln hebt,
Daß mein Herz als Schwan
Hin zur Ostsee schwebt.

Eine Weile, nachdem das Lied verklungen war, saß er noch in derselben Haltung, das Antlitz nach Norden gekehrt, als ein leichtes Rascheln dicht neben ihm seine Aufmerksamkeit erregte. Sieh' doch, aus dem Stahlgrün des Wachholderbuschs, bei welchem er ruhte, nur wenige Zoll überm Boden hob sich ein züngelnder Schlangenkopf, der, platt und breit, deutlich am Halse absetzend, hin und her hackte und zum Bisse ausholte. Rasch sprang Herbig auf. Eine harmlose Ringelnatter war das nicht. Schon der tückische Blick verriet den Giftwurm. Ein Schlag mit der schwanken Gerte, und das Tier krümmte sich betäubt zu seinen Füßen. Ein weiterer Hieb tötete es vollends.

Auf dem Heidebuckel des hervortretenden Gebirges den Ruheplatz mit einer Kreuzotter zu teilen, war in heißer Tagesstunde eine ungemütliche Rast. Noch mehr des unheimlichen Gelichters konnten sich in dem dichten Dorngeheg des Wachholders bergen. Das dunkle Zickzackband auf dem Rücken, der am Halse deutlich absetzende flache Kopf, der dicke kurze Schwanz ließen ohnehin keinen Zweifel aufkommen, — die getötete war unverkennbar ein Exemplar der reizbarsten und gefährlichsten unserer Giftschlangen. Da er das Reptil nicht mitnehmen wollte oder konnte, hing er den Leichnam zur Warnung für nachkommende Wanderer an das Dorngeäst des Wachholders und schritt weiter auf dem hohen Rückgrat der Bergheide

Wie hoch über dem Forst er seine Wanderung fortsetzte, zeigte ein Durchblick am buntbelaubten Rand über schroff abstürzenden Fels in tiefe Waldgründe. Der Pfad führte jetzt über einen laubbestreuten Anger, auf welchem eine Herde, aus dem Buchenwald heraufsteigend und scheinbar ohne Hirt — nur von Gnomen gehütet, die sich beim Näherkommen jedoch als Wachholderstauden auswiesen — ihre Glockenharmonie im Schatten weithingestreckten Astwerkes eines Paares mächtiger Bäume fortklingen ließ. Dann wieder sacht ansteigend, durch wildmalerische Bergheide, kam Herbig an den Steinsitz auf der Kuppe, wo sein Blick ostwärts den Thüringer Wald entlang bis zu dessen höchsten Punkten flog, während über den Südrand des Forstes am Rennsteig einzelne Kegel eines fremden Gebirges, der fernen Rhön, luftblau aufstiegen. Der schönste Ausblick ward ihm jedoch unterm breiten Laubzelt einer wetterharten kurzstämmigen Eiche, deren weitausgreifendes Astwerk — eine Eigentümlichkeit aller Laubbäume hier oben — einem Bilde den Rahmen gab, welches sich über tiefe Waldgründe und die Zinnen des alten Landgrafenschlosses nordwestwärts aufthat: die langgezogenen Linien der Bergterrassen im Hessenlande hintereinander bis zum Lieblingssitze der Frau Holda, dem hohen Basaltplateau des Meißner — in der verklärenden Beleuchtung der Herbstnachmittagsonne.

Nahende Menschenstimmen und das Gekläff eines Köters vertrieben Herbig aus einsamer

Betrachtung, die auch hier wieder zur fernen Meeresküſte zurückkehrte. Alle Schönheit dieſer Berglandſchaft entbehrte für ihn des ſchönſten Inhaltes. Am Saum eines Lärchenbeſtands hinunter fand er ſich in der Dämmerung maleriſcher alter Buchen auch ohne den dort angebrachten Wegweiſer zurecht. Von da führte die „Weinſtraße“ ihn die Höhe entlang wie durch einen Park, und nun kamen zwei ſchöne Landauer des Weges, deren Inſaſſen über einen freien Waldſchlag hin denſelben Anblick der Berglandſchaft genoſſen, wie Herbig oben im Eichenrahmen. Indem er vorüber eilte, ward die vom lichten Gehölz maleriſch umſäumte Bahn wieder einſam, ſtill. Die tiefe Ruhe hier oben that ihm wohl, nichts rührte und regte ſich. Mit einem Mal aber rauſcht es vernehmlich. Wer tritt dort aus dem bunten Geheg? Bei dem großen Pan und Dianens Köcher — der gekrönte König des Waldes ſelbſt.

Nur fünfzig Schritte etwa entfernt ſtand in der That ein ſtolzer Zwölfender. Heräugend und den friedlichen Wanderer nicht ſcheuend, ſetzte er dann ſonder Haſt wohlgemut und leicht über den Weg ins Gehölz und verſchwand.

Herbig fühlte ſich durch dieſe Begegnung freundlicher angemutet, als durch andere ſeinesgleichen. Freudiger ſah er auf Baum und Buſchholz im buntfarbigen Herbſtſchmuck hüben und drüben am Wege, der den Bergforſt in fernblickender Waldperſpektive durchzog. Leider ſtand die Sonne jetzt, des Wanderers Augen blendend, gerade im Geſicht, ſo daß er Entgegenkommende kaum mehr unterſchied, — auch ein Frauenpaar nicht, das goldumfloſſen in der Lichtung erſchien. Ob die Geſtalten herwärts, ob ſie hinwärts ſchritten war ſchon der Entfernung wegen vorerſt nicht zu erkennen, zumal das Sonnenlicht zwiſchen den bunten Waldſäumen in vollem Glanze unmittelbar hinter ihnen ſtand. Indem er ſich zumeiſt auf dem Raſenpfad hielt, der hinter Einzelhecken und Bäumen daneben hinlief, wandelte Herbig etwas gebückt, den Hut in der Stirne, den Ueberzieher im Arm, auch etwas müde und der Begegnenden wenig achtend, dahin. Seine Gedanken irrten wahllos umher, und wie ſie Bedeutſames und Unbedeutendes, auch eine Traumerinnerung ſtreiften, wähnte Herbig ſich unverſehens von einem eigentümlichen, nelkenhaften Roſenduft angeweht, worüber der Wanderer auf der Höhe des Waldgebirges ſelber ungläubig lächelte.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ ſagte eine jugendliche Frauenſtimme, ihn aus ſeiner Abſpannung ſchreckend. „Entſchuldigen Sie die Frage, ob man von hier oben durch die Landgrafenſchlucht in die Stadt zurückkommt.“

Von der Sonne halb geblendet ſah Herbig auf. Jenſeits der Hecke auf dem Fahrweg ſtanden — ſoviel vermochte er zu unterſcheiden — Arm in Arm zwei elegant gekleidete, hochgeſtaltete Frauen. Er wiſchte ſich mit dem Tuch die Augen und beſchäftigte ſich mit dem Binocle, indem er ſich zur Auskunft anſchickte.

„Allerdings, meine Damen!“ verſetzte er, ſich des Wegweiſers unter den Buchen beim Drachenſtein erinnernd. „Schon nach einer Viertelſtunde werden Sie, wenn Sie den Weg nicht ſcheuen, an einen links zur Schlucht hinunterführenden Pfad gelangen.“

„Sie ſind ſehr gütig,“ ſprach dieſelbe Stimme wieder. „Allein, wollten Sie nicht die Freundlichkeit haben, uns ein Merkmal des zu wählenden Wegs näher zu bezeichnen?“

„Wollen die Damen nur die Güte haben, ſich ſtets auf der Weinſtraße hier weiter zu bemühen,“ erklärte Herbig noch immer mit undeutlich ſehenden Augen, „bis der lichte Wald auf ſchmälerem Joch aufhört und der Weg unter großen alten Buchen ſich im dämmernden Schatten zu verlieren ſcheint. An einer der Buchen ſteht der Wegweiſer. Dort wollen Sie ſich nur den ſtark betretenen Pfad links hinunter wenden, ſo können Sie nicht fehlen.“

„Und der Weg führt richtig zur Stadt zurück?“ fragte dieſelbe Stimme weiter, die ihm faſt das einzige Unterſcheidungsmerkmal der beiden Damen blieb, ſo ſehr flimmerte es ihm noch vor den Augen.

„Sicher, wenn Sie ſich im Grund der Schlucht an den Waſſerlauf halten, der links ins Marienthal hinausführt.“

„Sehen Sie,“ wandte ſich hier die Wortführerin heiter zu der anderen und dann wieder an den Auskunftgeber: „Lohnt der Weg?“

„So viel ich von früher weiß, ſehr!“ verſicherte Herbig, der einzuſehen begann, daß es bei ſo umſtändlicher Erkundigung galt, die Begleiterin zu überzeugen. „Schon der Abſtieg iſt reizend und die Schlucht ſelbſt ein maleriſch enges, überwaldetes Felsthal.“

„Wir danken Ihnen, mein Herr?“ fiel jetzt die andere Dame ein, und der vollere Klang dieſer tiefer liegenden Stimme ließ die Abſicht

durchtönen, der Beläſtigung des Fremden ein Ende zu bereiten. „Entſchuldigen Sie die Störung.“

Und damit entfernten ſie ſich, wie ſie gekommen waren, Arm in Arm, die Weinſtraße auf der Höhe des Gebirgs entlang.

Herbig rieb ſich nochmals und emſiger die Augen. Dieſe Stimme! Er konnte ſich nicht enthalten, den Dahinſchwebenden nachzuſchauen. Beide ſchlanke Geſtalten in lichten Gewändern, elaſtiſchem Schritt, die eine mädchenhaft hager, ſchmächtig, die andere noch etwas höher und mit mehr weiblicher Fülle. Es entging ihm nicht, daß ſie zuſammen flüſternd leiſe lachten, ſich wohl über ihn, den blödſichtigen Auskunftgeber luſtig machten. Welche reizende Erſcheinungen im herbſtlichen Bergforſt! Da ſie von der Abendſonne hell beſchienen dahinwandelten, konnte er nachſchauend und der Sonne abgewandt, deutlicher und genauer unterſcheiden. Sie trugen die Sonnenſchirme geſchloſſen, — wenn ſie dieſelben nur aufſpannten! Wenn ſie nur noch einmal zurückblickten! Dieſe ſtolze Figur und — ihre Stimme! Um Gott, wäre es denn möglich, keine Täuſchung!

Herbig ſtand tief erregt, in großer Unruhe. Er wußte nicht, was beginnen, um ſich zu überzeugen, daß er ſich irre. Warum kehrte die ſchöne ſtattliche Frau ihr Geſicht nicht wieder her? Nachrufen, ſingen, um ſie hierzu zu bewegen, verbot die Schicklichkeit. Aber wie, wenn ſie etwas verloren hatten, das er zurückbringen konnte? Sein Auge flog den Weg entlang, — nichts, kaum ihrer Tritte Spur war zu bemerken. Wenn er mit ſeiner eigenen Börſe, als angeblich gefundener, nachlief? Oder ſie noch auf ein ſicheres Erkennungszeichen des einzuſchlagenden Pfades aufmerkſam machte, ihnen als wirkſamſtes Mittel gegen Verirrung ſeine Begleitung anbot? — Ach, zu ſpät. Sie lachten ihm wohl ins Geſicht, wie ja ſeine tölpiſche Blödſichtigkeit bereits den rechten Moment verſäumt und ihren Spott herausgefordert hatte. Die Entfernung zwiſchen ihm und ihnen ward immer größer.

Und nun waren ſie völlig hinter Buſch und Baum bei der allmählichen Biegung des Wegs entſchwunden, ob er auch den hohen Rand desſelben beſtieg, um noch ihren Anblick zu erhaſchen. Es war ſeine feſte Ueberzeugung, daß dieſelbe Stimme ihm auch den Dank vom Dünengrat an der Oſtſee zugerufen, daß ſie es geweſen, ihr ſchwebender Gang, ihre ſcheue, ſtolze Haltung. Nüchterne Ueberlegung machte zwar ihre widerſtreitenden Zweifel geltend. Allein, er vermochte kaum von der Stelle zu weichen. Und voll innerer Erregung wandte er ſich erſt dann dem Walddurchſchnitt zu, der ſchnurgerade nach dem alten Jagdhauſe am Rennſteig führt, als die Erwägung in ihm aufſtieg, daß er da wohl Aufſchluß über die Damen erhalten und dann, auf der Heerſtraße ins Marienthal hinunter, den beiden zuvorkommend, ihrer ruhig am Ausgang der Landgrafenſchlucht harren konnte.

Holz- und Bauernfuhrwerke hielten auf dem Scheitelpunkt der das Gebirg überſteigenden Chauſſee vor dem Gaſthauſe, wo ſie den Rennſteig und die Weinſtraße kreuzt, und Männer und Frauen ſaßen innen beim Bier. Es war hier oben auf der Firſt des „Waldes“ noch mild genug, um einem Wirtszimmer an dem ſchönen Herbſtabend jeden Platz im Freien vorzuziehen. Herbig trat in den Wirtsgarten an einen Tiſch, auf welchem noch Kaffeegeſchirr ſtand und fragte den halbwüchſigen Burſchen, der herbeieilte, um die Taſſen wegzunehmen und die Tafel abzuwiſchen, ob der Platz nicht belegt ſei. Seines Wiſſens, antwortete der junge Menſch, ſeien die beiden Damen weg. Und wohin? Seines Wiſſens über die Weinſtraße und durch die Landgrafenſchlucht. Dann ließ er als Aufwärter die Frage folgen, was dem Herrn gefällig ſei.

Herbig beſtellte vorerſt ebenfalls eine Taſſe Kaffee und erkundigte ſich beiläufig weiter, ob die Damen einheimiſche geweſen ſeien. Seines Wiſſens ja! war die Antwort; die eine wenigſtens habe er ſchon öfter hier oben geſehen und vorige Woche zweimal. Und die andere? Hierauf zu antworten fand der junge Menſch keine Zeit, da er lebhaft an einen Tiſch gerufen ward, wo eine Gruppe junger Forſtakademiker beluſtigt einem müßigen Fremdenführer zuhörte, welcher den Wachtel- und Nachtigallenſchlag, Hühnergegacker und andere Naturlaute nachahmte. Der Beifall ermunterte denſelben zuletzt zu einer großartigen Rede über die Notwendigkeit des Fremdenführerweſens und die Ueberflüſſigkeit aller Bädecker und lebloſen Wegweiſer.

„Kann Ihnen,“ fuhr er fort, Herbig ins Auge faſſend, „kann ein gedruckter Bädecker oder ein toter Wegweiſer Ihnen auf dem Wege die Zeit vertreiben, was vorpfeifen, Witze reißen, oder das Gepäck tragen, den Rock ausziehen,

ja die Börſe abnehmen, wenn Sie's für gut halten? Kann er Ihnen ein Glas Bier beſtellen, ſelbſt austrinken und, wenn Sie ſich einige Groſchen nicht gereuen laſſen, Ihre Geſundheit ausbringen, dazu eine geſchmackvolle Rotwurſt verzehren, um Ihren eigenen Appetit zu reizen? Niſcht kann er, gar niſcht. Aber ein Führer, wie ſich einer in mir vorzuſtellen die Ehre hat, kann es und noch mehr. Machen Sie nur einmal die Probe. Und hätten die beiden Damens hier am Tiſche — ſchöne Damens, noble Damens, meine Herren, ausgezeichnete Damens — hätten Sie ſich, ſtatt allein zu gehen und tote Wegweiſer zu befragen, meiner Obhut anvertraut, ſo wären ſie geborgen geweſen," ſchloß er unter Halloh, „wären von mir, ihrem Kavalier, geführt, geleitet und verteidigt worden, in der Landgrafenſchlucht oder im Liliengrund, bis auf den letzten Tropfen Bier."

Herbig empfand es unangenehm und wenig erquicklich, daß ſich ſeine Gedanken in wunderlicher Weiſe mit denen dieſes armen Schluckers kreuzten, reichte ihm abwinkend einige Groſchen, worauf der ſchnurrige Geſelle auch mit tiefer Verbeugung, ſchiefbeinig und in krumm getretenen Sohlen den Abmarſch antrat. Gleich darauf brachen die jungen Forſteleven auf, und Herbig ſaß für eine Weile faſt allein. Nicht geſonnen, ſeine Erkundigungen ſchon aufzugeben, wiederholte er, als nun ſein Kaffee gebracht wurde, die unbeantwortete Frage, ob nicht auch „die andere" öfter hier geſehen werde. Seines Wiſſens nicht, lautete die Erwiderung des Jungen; wenigſtens ſo lange er hier bediene, ſei ſie zum erſtenmal dageweſen. Aha, dachte Herbig, — und wer denn die Damen ſeien, fragte er. Seines Wiſſens Schweſtern, lautete die Antwort. Ob ſie jüngſt in einem Oſtſeebade geweſen ſeien? Seines Wiſſens nicht.

Es war auch unwahrſcheinlich. Selbſt wenn er den Worten des jungen Menſchen kein Gewicht beilegte, erſchien ihm nachgerade ſeine Vorausſetzung als eine täuſchende Vorſpiegelung ſeiner Phantaſie. Warum ſollte er die Unbekannte von der Oſtſee hier wiederfinden, wohin ihn der Zufall, eine Verzögerung ſeiner Romfahrt, geſchleudert hatte. Mit ſolchen Erwägungen heruntergeſtimmt, dachte er nicht mehr an raſchen Aufbruch, zumal nach mehrſtündiger Wanderung in der Sonnenhitze das Bedürfnis einer gründlicheren Erfriſchung und Erholung ſich einſtellte. Sein Wahn war aus, die hoffnungsreiche Annahme ein Irrtum. Allein, hatte er nicht ſelbſt die eine die andere mit „Sie" anſprechen hören? Das war ein Punkt, der mit dem ſchweſterlichen Charakter wenig übereinſtimmte, ein Moment, mit dem man mindeſtens vorerſt noch nicht ins reine zu kommen vermochte.

Nachdem er mit dem Kaffee fertig war, ließ er ſich ein Glas Bier geben. Er verſchloß ſich nicht gänzlich mehr anderen Eindrücken und den Erſcheinungen ſeiner Umgebung. Allmählich begann das abendliche Leben und Treiben um das Gaſthaus auf dem Rennſteig ihn von den irrenden Gedanken abzulenken. Zudem war nun die Luft ſo erquickend, die ſchwindende Beleuchtung der Fichtenwipfel ſo warm, die herbſtlich angehauchte Belaubung der Eichen und Buchen genau ſo farbenſchichtig, wie man es auf Landſchaftsbildern für unnatürlich hält. Dann und wann brüllte eine Kuh oder ein Ochſe unterm Joch der Fuhrwerke draußen auf der Straßenhöhe, oder es wieherte ein Pferd vor den Equipagen, die aus den Bädern heimkehrend noch hier heraufſtiegen und nach kurzem Aufenthalt wieder weiter rollten. Und jetzt, als bräunlich grüne Abendſchatten ſich über den waldumhegten Raum am Rennſteig oben legten und die rötliche Färbung der Wege und des Platzes vor dem Hauſe auffälliger hervortrat, hielten draußen die Grauſchimmel des Brauerwagens; polternd verſanken die vollen Bierfäſſer im Kellergewölbe, geſchäftig wurden die leeren zur Seite gerollt, und auch das weibliche Dienſtperſonal ging ſchäkernd ab und zu. Und als auch das vorüber, kamen noch ſpät ganze Züge von Gäſten durch die Waldesſtille herauf und trällernd über die Freitreppe hinan ins Haus.

(Fortſetzung folgt.)

Sehnſucht nach dem Frühlinge.

Von

Martin Greif.

Frühlingsflor, der dich erlebt,
Mag an deiner Pracht ſich freuen,
Doch den man zuvor begräbt,
Ihm auch wirſt du Blüten ſtreuen.

Und es iſt am Ende gleich,
Ob es ſo, ob ſo wird werden,
Wenn nur du an Knoſpen reich
Wiederum erſcheinſt auf Erden.

Die Kunst der Taxidermie.

Vorbereitungen zum Ausstopfen.

Wenn heute die älteren Museen des Landes einen naturgeschichtlichen Rundgang machen und die bedeutsame ausgestopften Tiere und Vogelgruppen betrachten vergleicht, vielleicht mancher unter ihnen, die Kunst, die Tiere ausgestopft zu präsentieren, sei heute in so hoher Blüte wie niemals zuvor. Das Gegenteil ist leider Tatsache. Die Taxidermie, oder wie man sie sonst nennt, die Kunst, Tiere ausgestopft zu präsentieren, ist heute in einem traurigen Zustande. Die Tagebücher alter und berühmter Jäger, wie sie zum Beispiel Ludwig Schrader, Graf Wilczek, Graf Waldburg-Zeil u. a. m. geführt haben, ist uns einen deutlichen Beweis dafür, daß in vergangenen Zeiten, wie Tierpräparation, welche an sich Handfertigkeit gewesen, gerade uns auch für die Taxidermie; wie leichter man mit Rücksicht auf die Tiere, wie exakter ausgestopfte Tiere zum Schutze und zum Schmucke, sowie zu Lehrzwecken hergestellt wurden. Ein Beweis dafür, daß man damals mehr Sorgfalt und Liebe auf die Präparierung verwendete, als heute. Ein Beweis dafür, daß man damals mehr Sorgfalt und Liebe auf die Präparierung verwendete, als heute. Ein Beweis dafür, daß man damals mehr Sorgfalt und Liebe auf die Präparierung verwendete, als heute.

Ein Beweis dafür, daß man damals mehr Sorgfalt und Liebe auf die Präparierung verwendete, als heute.

ausgeſtopftes und naturwahr dargeſtelltes Tier oder ein Vogel iſt tauſendmal praktiſch lehrreicher und für Gedächtnis und Unterſcheidungsvermögen wirkſamer, als die beſte Abbildung, und dies reiht die Taxidermie unter diejenigen nützlichen Künſte, welche heutzutage eine ganz beſondere Beachtung beanſpruchen dürfen und ſowohl als Dilettantismus wie als gewerbsmäßiger Broterwerb ſich eine Menge Jünger erworben haben.

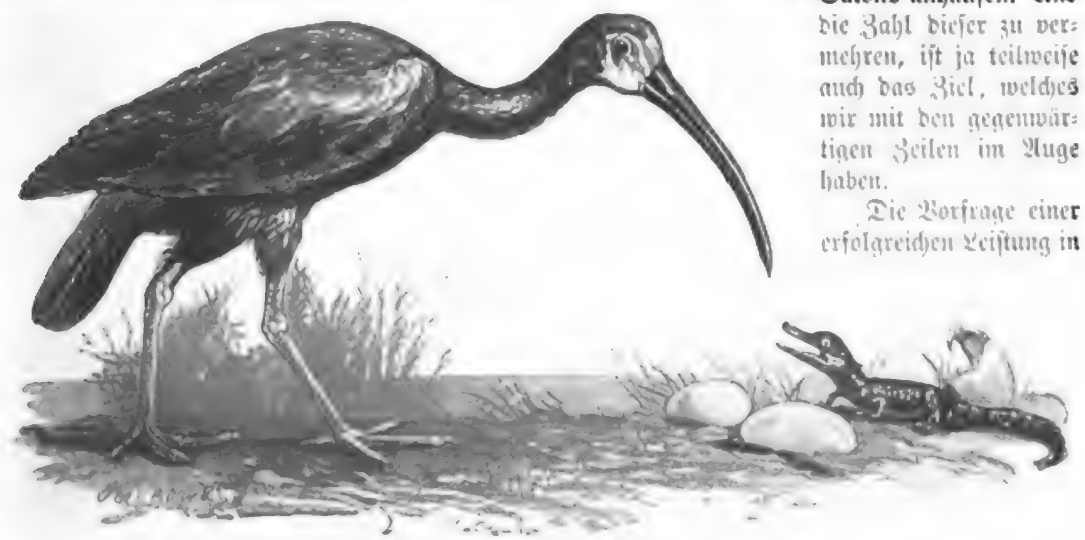
Dies mag es rechtfertigen, wenn wir unſeren verehrten Leſern im nachſtehenden an der Hand einiger Holzſchnitte einen kurzen Begriff vom Weſen und der Praxis der Taxidermie und ihrer Leiſtungen zu geben verſuchen, ſoweit ſie den gebildeten Leſerkreis zu intereſſieren geeignet iſt.

Jeder Weidmann und Jagdfreund, jeder Freund der Naturwiſſenſchaft, ſei er nun Liebhaber oder Fachmann, intereſſiert ſich angelegentlich für Taxidermie und verſucht ſich in ihr, denn ſie ſetzt ihn in den Stand, ſich die ſchönſten und ſeltenſten Exemplare ſeiner Jagdbeute oder ſeines Fangs dauernd zu konſervieren, damit ſeine Wohnung zu ſchmücken und ihn die charakteriſtiſchen Merkmale der einzelnen Arten und Varietäten kennen zu lernen. Der Ornitholog z. B. kann einiger Vertrautheit mit und einiger Uebung in der Taxidermie nicht entbehren, weil ſie zumeiſt ſeine Studien zu fördern und ihm manche Mußeſtunde angenehm und nützlich auszufüllen und ihm das Specifiſche der Fauna ſeiner Umgebung dauernd vor Augen zu führen

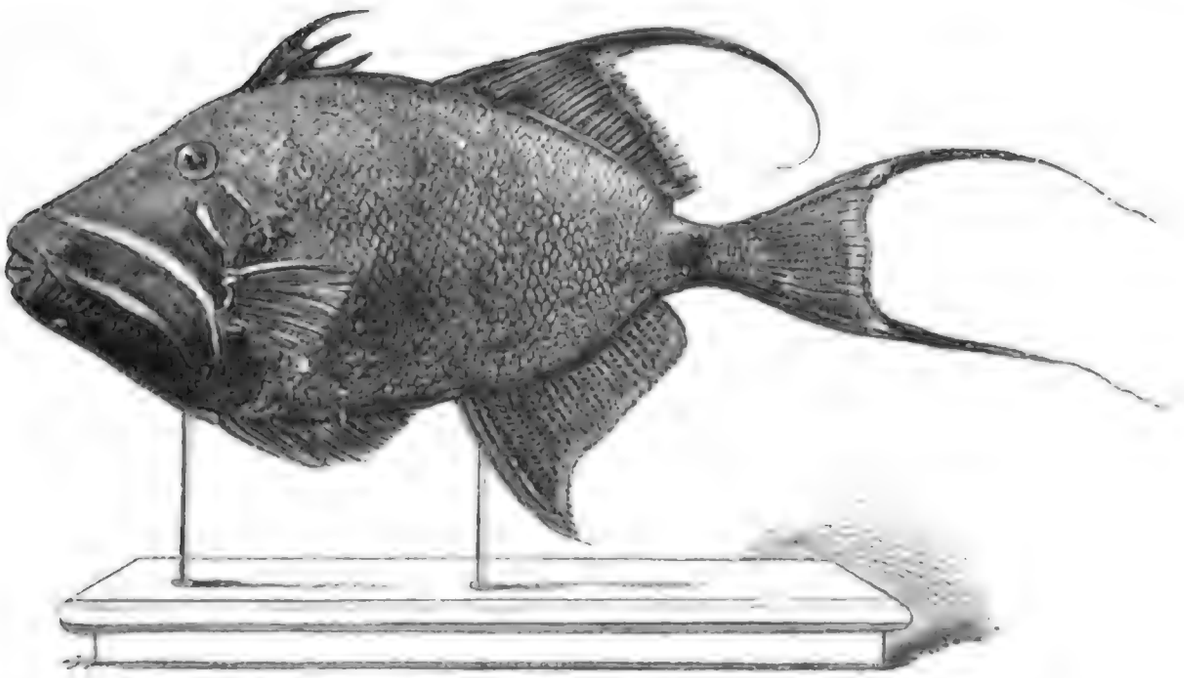
Ausgeſtopfte Eule.

vermag. Daher ſchon einerſeits die Menge von Naturfreunden, welche zugleich dilettantiſch Jünger der Taxidermie ſind. Allein dieſe Kunſt findet auch noch aus anderen Gründen Verehrer in jenen Freunden des Naturſchönen, welchen eine Gruppe von ſchönen, reich und bunt befiederten einheimiſchen oder exotiſchen, gut ausgeſtopften Vögeln unter einer Glasglocke oder in einem Glaskaſten ein anregenderer und ſchönerer Zimmerſchmuck iſt, als die verſchiedenen Nippes und Bibelots, welche wir in unſeren Salons anhäufen. Und die Zahl dieſer zu vermehren, iſt ja teilweiſe auch das Ziel, welches wir mit den gegenwärtigen Zeilen im Auge haben.

Die Vorfrage einer erfolgreichen Leiſtung in



Ausgeſtopfter Scharlachibis und junges Krokodil.



Ausgeſtopfter Seefiſch.

bloßgelegt und die Halswirbel vom Kopfe getrennt. Nun wird das Hirn aus dem Schädel genommen, die Augen werden entfernt, indem man die kleinen Knochen zerbricht, welche die Augenhöhlen von der Decke des Mundes trennen; von dem Unterkiefer wird alles Fleiſch beſeitigt und dafür Sorge getragen, die Ohröffnungen und die Augenlider nicht zu verletzen. Hat man es mit Meeresvögeln zu thun, welche gewöhnlich ſehr thranig ſind, ſo muß man gepulverten Kalk reichlich verwenden. Die Haut wird ſodann mit Arſenikſeife oder einer Löſung von korroſivem Sublimat eingerieben und die entſprechenden Vorkehrungen getroffen, um dieſelbe zu trocknen. Unmittelbar nach dem Erlegen des Vogels müſſen genaue Notizen über ſeine Maßverhältniſſe, die Farbe ſeiner Augen und Füße, ſein Geſchlecht, die Jahreszeit u. ſ. w. gemacht und dem Balge beigelegt werden; dann wickelt man den Balg in ein weiches Papier, etwa wie man ein Schreibheft aufrollt, und dreht oben und unten die Enden des Papiers übereinander. Soll der Balg auf größere Entfernung zum Ausſtopfen verſchickt werden, ſo muß man ihn, einzeln oder mit anderen, in eine Schachtel packen, deren ſämtliche Ritzen und Fugen verpicht werden, um die Inſekten abzuhalten, zu welchem Behufe auch reichlich Kampfer oder irgend ein anderer ſtarker Riechſtoff in die Schachtel gelegt wird. Werden die Bälge beim Verpacken einzeln in weiches Papier eingelegt, wie Pflanzen in einem Herbarium, ſo halten ſie ſich auf langem Transport noch beſſer.

Bevor man mit dem Ausſtopfen eines Vogels beginnt, wird der Schädel mit korroſivem Sublimat gewaſchen und der Balg vom Hals aus wieder darüber geſtülpt, dann werden die Flügel und Füße genau angepaßt mittels Stückchen Eiſendraht, die man mit einem Mittelſtück verbindet, welches ſich der Länge nach vom Kopfe bis zur Schwanzſpitze erſtreckt und hier ein Dreieck bildet, um die ausgebreiteten Steuerfedern zu ſtützen. Einer der Hauptfehler ausgeſtopfter Vögel iſt eine ſcheinbare Verlängerung des Beins. Die drei Knochen, welche das Bein eines Vogels zuſammenſetzen, ſind nämlich beinahe in Geſtalt eines Z eingelenkt, und obwohl im Falle der Watvögel, wie Storch, Reiher und Kranich, das obere Glied des Schenkelknochens weniger geneigt iſt, als bei den Waldvögeln, ſo iſt es doch niemals ganz gerade. Zur „Puppe“, d. h. zum Umwickeln des ſtarken Mitteldrahts, welcher die künſtliche Wirbelſäule des auszuſtopfenden Vogels bilden ſoll und der niemals die volle Dicke des Rumpfs des Kadavers erreichen darf, nimmt man Hede (bei großen Vögeln auch Seegras), welches man leicht mit Karbolſäure tränken kann; zum Nachſtopfen, um dem Körper die nötige Plaſticität der Muskeln zu geben, bedient man ſich der Baumwolle, des zerhackten Flachſes, der Hede und der zerzupften Schiffstaue. Dieſes Nachſtopfen muß immer

Langsam und mit bedächtigem Schritt gehen sie; auch darf man keine Sprünge oder Tänzchen der Füße sehen, auch bei Trab oder Galopp. Die Augenblicke werden meistens einer Pause mit gehaltvoller Bewegung entsprechen, wie sie bei der Reitschule der Pferdeknaben vorgeschrieben, welche auch einen halbhohen Sitz an den Zügel bei Haltung weisen. Dabei die Haltung der Arme weniger, in Hals wie der Zügel der Länge entsprechend gehoben, so wird das Gesamtbild

Westliche und Nördlicher.

bei Schlangen-Zug, auch wenige auf breiter Linie mit dem Schlangen-Wechsel einer den früheren folgenden Abteilung. Man versteht darum den Kunstwert und dessen Größe gegen Ich, sobald die Zaum- wie den Brust- und Hinterlinge und Zaumen entfernt und trennt sie natürlich den Zeugen, den Gliedern, den Gliedern eben den abwechselnden Schlingungen Zeichnungsweit vom Körper, damit man wechsle dann, gebrauche die Klinge den Wechsel der Linien, der Richtungen, der Bewegungen, mache aber Kunst daraus, um sie Genuß zu gestalten. Was mehr bedeutete Zeuge trugen, wäre in die Kunst dazu zu schreiben, schon die Klingenwechsel. Darum braucht man besonders

sicher nachzuahmen und Zaumwollgarn anzuwenden, um bei der unglaublichen Bildung von Zaumfasern (S. 141.) besser den Zeichnen der Zeugen bleiben, bis man sich vollkommen trauen ist.

Nehmen Sie einen Klingenzeug zeigt man beides auf den Bilder, die Bedeutsie gegen Ich, den Kopf den Zaum man sich abgewendet, mit Hals und Hammelte aber Klinge, weil dann Zaum in einer gewissen Linie gehalten zwei Knoten, deren einer zwischen den Vorderbeinen und der andere in den Bilder

herunter und rund um die Augen herum. Der Hals wird dicht am Schädel abgeſchnitten, die Augen entfernt und das Hirn durch das Loch des Rückenmarks herausgezogen; dann beſeitigt man alle Muskeln und ſchabt die Knochen ganz rein. Die Vorderläufe werden dann herausgeſtülpt und bis zu den Zehenwurzeln von allen Muskeln entblößt und der Schwanz ſo weit abgezogen, als dies möglich iſt. Hierauf wird die Haut von jeder Spur von Fett und Muskeln gereinigt und die Schrotlöcher zugenäht. Iſt dies geſchehen, ſo iſt die Haut zum Ausſtopfen fertig; kann dies aber nicht ſogleich vorgenommen werden, ſo pinſelt man die Knochen mit Sublimatlöſung, beſtreicht ſie und die ganze Fleiſchſeite der Haut mit Arſenikſeife und trocknet ſie an einem luftigen Orte im Schatten.

Für die Säugetiere wird von Draht und bei größeren auch von Holz und Eiſen ein ähnlicher künſtlicher Rückgrat gemacht, in welchem die Drähte für die Beine und den Schwanz eingelaſſen werden, und darüber wird die ſogen. „Puppe“ geſtopft. Da aber eine praktiſche Demonſtration hierüber unendlich lehrreicher und

Ofenſchirm aus einem Pfau.

häufig zu erlangen iſt, ſo nehmen wir von einer weitläufigen Beſchreibung Umgang und wollen noch einige Worte über das Ausſtopfen der Fiſche ſagen, das ein beſonderer Zweig der Taxidermie iſt und zwar von vielen geübt, aber nur von wenigen zu einiger Vollendung gebracht wird.

Wenn Fiſche aus dem Waſſer genommen werden, haben ſie noch einen beſonderen Glanz auf ihrer Haut, welchen man dem Reif oder Duft auf einer reifen

Südamerikaniſches Äffchen.

Zwetſche vergleichen möchte. Um dieſen zu bewahren, muß der Fiſch unmittelbar nach ſeinem Fang abgezogen und ausgeſtopft werden und zwar höchſtens eine halbe Stunde ſpäter und von einer ſorgfältigen und erfahrenen Hand; auch ſollte, nach Waterton, Goadby und anderen Autoritäten, der Fiſch, um ſeine Schuppen und Farben zu bewahren, vor dem Abziehen der Haut mit Battiſt oder Seidenpapier umwickelt und die abgezogene Haut in ein naſſes Tuch eingeſchlagen werden, um ſie geſchmeidig zu erhalten. Wie ausgeſtopfte Fiſche aufgeſtellt werden, iſt aus dem vorſtehenden Holzſchnitte zu erſehen (S. 177).

Das ſeither Geſagte betrifft den mechaniſchen Teil des Ausſtopfens, und nun beginnt der künſtleriſche, dem Tiere die Stellung, Tracht, Bewegung, Habitus, neben der plaſtiſchen Naturwahrheit auch das Typiſch-Charakteriſtiſche, die Individualität zu geben. Dies iſt das Schwierigſte in der Taxidermie, dies erhebt ſie aus dem Handwerk zur Kunſt. Dazu gehört Naturbeobachtung, genaue Kenntnis des Charakters, der Lebensweiſe des betreffenden Tieres und künſtleriſche Begabung. Selbſt berühmte Ausſtopfer, Meiſter ihres Faches, welchen keine der obigen Eigenſchaften abging, waren nicht gleich glücklich im Ausſtopfen von Vögeln und Säugetieren. Der

verſtorbene Konſervator Hermann Ploucquet in Stuttgart z. B., welcher 1850 in Leipzig die erſten charakteriſtiſchen und individualiſierten Tiergruppen ausſtellte und in ſeinem Fache förmlich bahnbrechend wirkte, ſtopfte ſeine Säugetiere lange nicht ſo vollendet charakteriſtiſch und lebensmahr aus, wie ſeine Vögel und namentlich ſeine Raubvögel und ſein Federwild. Wieder andere, wie z. B. Kerz aus Darmſtadt, nun in Stuttgart, haben ihre Force in Säugetieren, namentlich in den großen Katzentieren. Sind die obigen Eigenſchaften nicht alle in einem Taxidermiſten vereinigt, ſo kommen auch bei Meiſtern Monſtroſitäten vor, die das Auge des Kenners verletzen, ſo z. B. wenn ein Ausſtopfer einen Adlerbalg mit hängenden Schwingen

Waldkauz mit Horſt und Jungen.

und beinahe mit dem Boden parallelem Körper ausſtopft und ihm dadurch das träge Ausſehen eines Geiers gibt, während der Habitus des Adlers Würde, Mut und Anmut ausdrückt. Oder wenn ein Ausſtopfer einer Elſter, dieſem Inbegriff von Schlauheit, Beweglichkeit und Vorſicht, eine ſchwerfällige trübſelige Stellung gibt; oder wenn einer einem Fuchſe, der als ein Nachttier, elliptiſche oder Katzenaugen hat, runde Hundsaugen einſetzt und dadurch das liſtige lauernde Weſen Reineckes ganz verfehlt. Bei dieſem letzten Akte der Taxidermie muß auch auf das Kleinſte ſorglich geachtet werden; es muß das Verhältnis, welches jede Kurve oder Anſchwellung, jede Spannung oder Zuſammenziehung eines einzelnen Teils zum Ganzen einnimmt, genau ſtudiert und wiedergegeben werden. Vor allem aber iſt alles Theatraliſche, alles Forcierte zu vermeiden, weil es naturwidrig und unwahr iſt; das Tier ſoll im Affekt dargeſtellt werden, aber nicht auf Koſten der Wirklichkeit, der anatomiſchen und phyſiologiſchen Geſetze. Deshalb iſt es ſo ſchwer, einem ausgeſtopften Raubtiere, einem Löwen, Tiger, Panther, Jaguar, Leoparden, einem Wolf den wahren Charakter des Raubtieres aufzudrücken, ohne die Natur zu überbieten, ihr Zwang anzuthun, theatraliſch zu werden, wie es oft von Beſtellern ver-

Digitized by Google

langt wird, welche nichts von Naturgeſchichte verſtehen und nicht zwiſchen dem Idealen und dem Realen zu unterſcheiden verſtehen.

Wie nun einerſeits die Taxidermie dem Laien und Dilettanten eine Quelle des reinſten Vergnügens und dauernder Belehrung in der Naturgeſchichte iſt, ſo bildet ſie anderſeits auch einen erheblichen Zweig des Kunſtgewerbes. Es iſt in Amerika und England Mode, den Meiſterſtücken der Taxidermie an Schmuckvögeln und ſchönen Säugetieren auch einen Platz als Zimmerſchmuck anzuweiſen, und niemand wird in Abrede ziehen können, daß ein Ofenſchirm aus einem ausgeſtopften Pfau (S. 179) mindeſtens ebenſo ſchön wie ein geſtickter oder ſtramingenähter oder mit japaneſiſchen Zeichnungen bedeckter iſt, daß eine Waldſchnepfe mit Jungen (S. 176), eine kaliforniſche Wachtel, ein Felſenhuhn u. dgl. auf einer Konſole unter Glasglocke mindeſtens ſo ornamental und jedenfalls anmutender und lehrreicher als eine Majolikavaſe iſt, und daß eine Eulengruppe mit dem Horſt (S. 180) in einem hübſchen Glasſchrank an der Wand dem Effekt eines gewöhnlichen Oelgemäldes gleichkommt. Niemand wird daher der Taxidermie die Berechtigung wie die Befähigung beſtreiten können, zum Schmucke unſerer Wohnräume beizutragen, und dieſe Kunſt hat deshalb, abgeſehen von ihren höheren wiſſenſchaftlichen Zielen, noch eine große Zukunft — weniger vielleicht bei uns in Deutſchland, wo ſie noch verhältnismäßig ſchlecht bezahlt wird, als in England und Amerika, in jenen größeren Städte, wohin die Schätze der exotiſchen Faunen in Menge auf dem Handelswege zuſammenfließen. Gleich manchen anderen Künſten und Induſtriezweigen ſteht auch die Taxidermie in England und in den Vereinigten Staaten auf einer entſchieden höheren Stufe als bei uns und wird von einer Reihe von tüchtigen Meiſtern mit entſchiedenem künſtleriſchem und materiellem Erfolg ausgeübt. Dieſe Meiſter haben große Lager von Säugetieren und Vogelbälgen und ſtopfen einzelne Tiere und Gruppen auf den Verkauf aus, und es fehlt ihnen nicht an Kunden in Geſtalt von Privaten, Sportsmen und zoologiſchen Muſeen, in deren Errichtung dermalen die größeren amerikaniſchen Städte untereinander wetteifern. Derartige Meiſter ſind Edwin Ward in London, welchem die oſtindiſchen Offiziere und Weidmänner immer die ſchönſten Exemplare ihrer Leoparden, Tiger u. ſ. w. zuſenden und die er auf Beſtellung in jeder beliebigen Stellung und tadelloſer Naturtreue liefert und wobei er in jedem einzelnen Falle erſt Studien im Zoologiſchen Garten im Regentspark macht und ſich ſeine Skizzen nach der Natur zeichnet; ferner der ſchon erwähnte Amerikaner Henry A. Ward in Rocheſter, N.Y., heutzutage einer der größten Naturalienhändler, welcher eigene Sammler und Jäger nach Aſien und Afrika ſchickt, und mittels ſeiner ungeheuren Thatkraft und rieſigen Sammlungen Außer-

Harlekinente im Verband.

ordentliches zu leiſten imſtande iſt, wovon nachſtehend nur ein einziges Beiſpiel. Als die Fiſchereiausſtellung in Berlin vorbereitet ward, die man am 18. April 1880 eröffnete, ſchrieb im März der Präſident White, der damalige nordamerikaniſche Geſandte in Berlin, an Ward, welcher damals in Paris war, er möge doch die Ausſtellung mit den Fiſchen Amerikas beſchicken. Zwei Tage nach Eröffnung der Ausſtellung langte

Goldadler.

in Berlin eine beinahe vollſtändige Sammlung amerikaniſcher Fiſche an, beſtehend aus fünfzehnhundert ausgeſtopften Exemplaren, welche binnen Monatsfriſt aus dem amerikaniſchen Hauptquartier durchaus klaſſifiziert, etikettiert, benamſt und verpackt abgeſandt worden waren.

In ähnlicher Weiſe hat der verſtorbene Ploucquet in Stuttgart ſchon vor Jahren mehrere große Sammlungen von Säugetier- und Vogelgruppen teils zur Ausſtellung teils zum Verkaufe hergeſtellt. Die erſte derſelben, zum Teil die Gruppen enthaltend, welche Ploucquet 1851 auf der Londoner Weltausſtellung gezeigt hatte, ging durch Kauf an einen ſchweizeriſchen Forſtmann, Chalande, über, der ſie erſt in allen größeren Städten der Schweiz ausſtellte und dann an das naturhiſtoriſche Muſeum in Neufchatel verkaufte, wo ſie noch zu ſehen iſt; eine zweite größere, welche Ploucquet ſelbſt in Stuttgart mehrere Jahre und dann 1866 während des Kriegs in Wien ausgeſtellt hatte, ward nach London verkauft, wo ſie nun im Sydenham-Kryſtallpalaſt aufgeſtellt iſt.

Unſere deutſchen Ausſtopfer, wie geſchickt und verdient ſie auch ſein mögen, ſchlagen ſich notdürftig durch; in Amerika werden die geſchickteren unter ihnen reiche Leute, aber auch die minder geſchickten finden noch ihr gutes Ausſehen, denn die Taxidermie ſpielt dort im öffentlichen und gewerblichen Leben eine größere Rolle als bei uns. Der Geflügelhändler will für ſein Schaufenſter ausgeſtopfte Hühner, der Wildbrethändler Hirſche, Truthühner, Faſanen, Wildenten, der Fleiſcher Lämmer und Kälber, der Blumenhändler Schwäne und Tauben, der Milchmann ruhende Kühe, der Kürſchner aufgerichtete Bären, ſchreitende Löwen und Tiger, und der Sportsman und der Reiſende verzieren ihr Heim mit der ausgeſtopften Beute, welche ſie mitbrachten. Die Leiſtungen der Taxidermie erſcheinen im häuslichen und öffentlichen Leben der Amerikaner unter hunderterlei Geſtalten.

Eine eigentümliche Beſchäftigung iſt der Taxidermie drüben neuerdings zugefallen: es ſind mehrere geſchichtlich berühmte Pferde ausgeſtopft worden, ſo General Sheridans Schlachtroß „Rienzi“, welches ihn von Wincheſter zwanzig Meilen weit trug, iſt jetzt auf Governors Island zu ſehen; Shermans berühmtes Pferd „Tecumſeh“, welches er „von Atlanta bis zum Meere“ ritt, iſt in der Univerſität von Wisconſin zu Madiſon, und General Robert E. Lees' Kriegspferd „Traveller“ in dem Muſeum der Waſhington und Lee Univerſity in Virginien aufgeſtellt. So ſchwierig auch die kurzhaarigen Tiere wie Pferd, Giraffe, Windhund u. a. auszuſtopfen ſind, ſo hat man es doch hierin neuerdings wunderbar weit gebracht, ſo daß auch der Kenner von ausgeſtopften Tieren nicht die leiſeſte Schwellung oder Ausladung einer Ader, Sehne oder Muskel vermißt und der edle Habitus und feurige Charakter des Tieres voll zur Geltung kommt.

Das eben Geſagte mag beweiſen, daß die Taxidermie, welche bei uns bisher eine ſolch untergeordnete Rolle ſpielte und kaum beachtet

ward, noch einer großartigen Entwickelung als Kunſt, Kunſtgewerbe und nützlicher Zeitvertreib fähig iſt. Sie einigermaßen mehr in den Brennpunkt der öffentlichen Aufmerkſamkeit zu rücken und dem Intereſſe der Gebildeten näher zu führen, iſt die Abſicht der vorliegenden Spalten.

Die Kontagioſität der Tuberkuloſe.

Von

F. Affelmann.

Alt, ſehr alt iſt der Verdacht, daß die Schwindſucht eine anſteckende Krankheit ſei. Durch eine Reihe von Schriften tüchtiger Aerzte des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts zieht ſich ein ſolcher Glaube hin; ja, wir finden ihn angedeutet bereits in noch früherer Zeit. Die Erfahrung, die Beobachtung in der Praxis gab eben den Aerzten zahlreiche Indizien dafür, daß die Uebertragung des Leidens von dem Kranken auf einen bis dahin völlig geſunden Menſchen möglich ſei. In dem nämlichen Verhältnis, wie die Zahl der Fälle wuchs, in denen man eine ſolche Anſteckung vermuten mußte, nahm auch der Glaube an die letztere zu, und ſo ſehen wir, daß derſelbe ſich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, wenigſtens bei ſehr vielen Medizinern, zur völligen Ueberzeugung ſteigerte. Die angeſehenſten Praktiker traten für die Anſicht auf, daß die Schwindſucht anſteckend ſei; in einzelnen Ländern kam es ſogar dahin, daß auf Grund dieſer Anſicht beſondere Geſetze zur Verhütung der genannten Krankheit erlaſſen wurden. Am ſchärfſten ging man in Neapel vor. Dort ordnete die Regierung, auf ein Gutachten des oberſten Geſundheitsrats ſich ſtützend, an, daß jeder Fall von Schwindſucht der Behörde angezeigt werden mußte, befahl ferner, daß ärmere Schwindſüchtige ſofort nach Bekanntwerden ihrer Krankheit in ein Spital zu überführen, daß die Räume, in welchen ſolche Patienten gelebt hatten, zu desinfizieren, ihre Kleidungsſtücke zu vernichten ſeien und bedrohte jede Kontravenienz, insbeſondere auch das Verkaufen, bezw. Verſchenken der betreffenden Kleider mit den rigoröſeſten Strafen. In Florenz und Venedig ſchritt man zu ähnlichen Maßnahmen, und auch Portugal erhielt ein Schutzgeſetz gegen die Uebertragung der Schwindſucht. Dies war zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Seit jener Zeit verlor die Anſicht der damaligen Aerzte allmählich wieder viele ihrer Anhänger; der Verdacht, daß die Tuberkuloſe anſteckend ſei, wurde minder oft ausgeſprochen, die Ausführung der Schutzmaßregeln ſiſtiert, wo ſie angeordnet worden waren. Jetzt aber ſcheint ſich herauszuſtellen, daß das, was vom oberſten Geſundheitsrat zu Neapel vor hundert Jahren mit ſolcher Beſtimmtheit als richtig hingeſtellt wurde, thatſächlich richtig iſt. Die Entdeckung des Tuberkelſpaltpilzes, des Trägers des Schwindſuchtgiftes, die Konſtatierung der Thatſache, daß die Ueberimpfung dieſes Pilzes die gefürchtete Krankheit hervorruft ſelbſt bei ſolchen Tieren, welche ſonſt von ihr durchaus verſchont bleiben, ſowie der Nachweis, daß der Auswurf Schwindſüchtiger allemal den Träger des Giftes beherbergt, daß er nach erfolgter Trocknung und Zerſtäubung Tiere, die ihn einatmen, tuberkulös macht, haben gezeigt, daß das Leiden eine ſpeciſiſche Urſache hat, daß es übertragbar iſt und daß die Uebertragung auf Menſchen, wenn nicht noch auf andere Weiſe, ſo wahrſcheinlich durch den Schleim geſchehen kann, welchen die Patienten aushuſten und welcher dann die Luft mit infektiöſen Keimen erfüllt. Der Beweis, daß dieſe letzteren die wirkliche Urſache der böſen Krankheit ſind, daß ihre Uebertragung das tuberkulöſe Leiden hervorruft, wurde mit ſolcher Beſtimmtheit erbracht, daß ein Zweifel an der Richtigkeit der ſoeben aufgeſtellten Sätze nicht mehr zuläſſig erſcheint. Fortan haben alſo Aerzte und Hygieiniker mit der Tuberkuloſe als einer Infektionskrankheit zu rechnen. Hielt man ſie noch vor kurzem für die Folge der Vererbung, hygieiniſcher Uebelſtände und ſocialen Elends, ſo muß man jetzt, ohne deshalb das Gewicht dieſer kauſalen Momente geringer zu ſchätzen, immer daran denken, daß die eigentliche und letzte Urſache doch ein ſpecifiſcher Keim, ein pathogener, zu deutſch krankmachender, Pilz iſt.

Die Feſtſtellung der Thatſache, daß die Schwindſucht eine Infektionskrankheit iſt, beweiſt nun freilich für ſich noch keineswegs, worauf ſo vieles ankommt, daß ſie anſteckend

iſt. Selbſt jenes Faktum, daß der zerſtäubte, von Tieren eingeatmete Auswurf Schwindſüchtiger bei jenen Tuberkuloſe hervorruft, kann für ſich allein noch nicht zeigen, daß dieſes Leiden von einem Menſchen auf den anderen durch die Luft übertragbar iſt. Es bedarf einer Ergänzung durch die ärztliche Beobachtung, bedarf der Konſtatierung von Fällen, in denen die Anſteckung thatſächlich ſtatthatte. Nach dieſer Richtung hin iſt nun die Wiſſenſchaft in allerjüngſter Zeit ſehr thätig geweſen. Dasjenige, was ſie ſammelnd und ſichtend zu Tage förderte, im Detail zu ſchildern, iſt nicht hier der Ort. Wohl aber ſcheint es mir am Platze zu ſein, einzelne belangreiche Daten hier kurz zu regiſtrieren und zu beleuchten. Das Collection Investigation Board in England, der leitende Ausſchuß einer Geſellſchaft, die ſich zum Zwecke gemeinſamer Erforſchung von Krankheiten und Krankheitsurſachen gebildet hat, erhielt bis jetzt 1628 Antworten auf die Frage, welche bezüglich der Kontagioſität der Schwindſucht an die Mitglieder gerichtet worden war; von dieſen Antworten lauteten im ganzen 262 rein bejahend und 673 rein verneinend. Unter den Fällen, in welchen eine Anſteckung angenommen war, befanden ſich 119, in denen der Ehemann die Frau, und 69 andere, in denen die Frau den Mann mit der Tuberkuloſe angeſteckt haben ſollte. In 130 dieſer Fälle konnte beſtimmt konſtatiert werden, daß das in zweiter Reihe erkrankte Individuum vor der Ehe nicht an Tuberkuloſe litt und ſogar auch frei von einer erblichen Anlage dieſes Leidens war. Eine jüngſt veröffentlichte Schwindſuchtsſtatiſtik des Vereins ſchleswig-holſteiniſcher Aerzte enthält die Notiz, daß beim Tode von 938 an erworbener Tuberkuloſe dahingerafften Eheleuten 101mal die Tuberkuloſe des anderen Ehegatten ſich feſtſtellen ließ, daß Ehefrauen häufiger von tuberkulöſen Männern, als dieſe von tuberkulöſen Frauen angeſteckt wurden, und daß die Uebertragung auf dem Lande entſchieden häufiger vorkam als in der Stadt. Mehrere Gefängnisärzte, insbeſondere Dr. Baer zu Berlin, berichteten über das außerordentlich häufige Vorkommen der Schwindſucht in den Gefangenanſtalten und brachten dasſelbe in kauſalen Zuſammenhang damit, daß die Tuberkulöſen mit den Geſunden vielfach gemeinſam arbeiten, vielfach in einem Saale ſchlafen, und daß die Kleidung der Tuberkulöſen der Regel nach ohne zuvorige ausreichende Desinfektion neuankommenden Sträflingen überwieſen werde. Zahlreiche Aerzte endlich veröffentlichten Fälle der eigenen Praxis, in denen die Uebertragung der fraglichen Krankheit auf einen bis dahin völlig geſunden Menſchen als einzig mögliche oder doch höchſt wahrſcheinliche Urſache anzuſchuldigen war. So erwähnt ein anderer Arzt der Thatſache, daß im Militärinvalidenhauſe zu Berlin die Tuberkuloſe bei den zuſammenlebenden Inſaſſen doppelt ſo häufig iſt wie bei den einzeln wohnenden.

Doch audiatur et altera pars! Es gibt Aerzte, welche beſtimmt erklären, es ſeien ihnen in großer Praxis keine Fälle vorgekommen, in denen mit Sicherheit die Kontagioſität der Schwindſucht von ihnen konſtatiert werden konnte. Ja, was ungleich wichtiger iſt, die ſtatiſtiſchen Erhebungen in den Schwindſuchtsſpitälern beſonders Englands zeigen ſehr deutlich, daß unter dem zahlreichen Warteperſonal, welches dauernd in denſelben den Dienſt verſieht, das Vorkommen von Tuberkuloſe durchaus kein häufiges, vielmehr ein relativ ſeltenes iſt. Dieſe Thatſache, denn als ſolche darf ſie getroſt bezeichnet werden, wollen wir uns ſorgſam merken; ſie verdient vollauf die Beachtung eines jeden, der ſich mit dem Studium der Kontagioſitätsfrage befaßt. Auch den vorhin erwähnten Mitteilungen der Gefängnisärzte ſtehen andere gegenüber, welche gar nicht für die Kontagioſitätslehre ſprechen. So liegt mir in dieſem Augenblicke ein Bericht über die ſchwediſchen Gefangenanſtalten vor; dieſelben hatten während des ganzen Jahres 1881 die erſtaunlich niedrige Ziffer von nur 38 Schwindſuchtsſterbefällen.

Wägen wir alles gegeneinander ab, ſo müſſen wir ſagen, daß ein entſcheidendes Urteil noch nicht gegeben werden kann. Doch dürfen wir jedenfalls aus dem vorliegenden Material ſo viel ſchließen, daß die Gefahr der Uebertragung von Tuberkuloſe durch Anſteckung keine ſo große iſt, wie ſie in jüngſter Zeit von verſchiedenen Seiten geſchildert wurde. Es bedarf ſicherlich außer dem Vorhandenſein des ſpecifiſchen Pilzes noch gewiſſer die Einniſtung und Wucherung desſelben begünſtigender Momente, welche entweder in dem Individuum ſelbſt oder außerhalb desſelben liegen können. Wäre dies nicht der Fall, ſo müßte die Anſteckung ungleich häufiger beobachtet werden, als bisher möglich war. Die Thatſache, daß bei gewiſſen Arbeitern,

welche infolge ihres Berufs sehr leicht eine Verletzung der Schleimhaut ihrer Atmungsorgane sich zuziehen, Tuberkulose ungemein oft vorkommt, gibt einen bedeutsamen Fingerzeig dafür, daß Veränderungen der normalen Beschaffenheit der Atmungswege ein sehr wichtiges, die Einwanderung des Pilzes beförderndes Moment abgeben. Es ist ferner bekannt, daß alle Infektionskrankheiten mit Vorliebe geschwächte Individuen befallen; und auch dies Faktum dürfte einen belangreichen Anhaltspunkt dafür bieten, weshalb in einem Falle die Ansteckung geschah, in einem anderen aber unterblieb, obschon in letzterem vielleicht die Gelegenheit zur Uebertragung eine größere war als in ersterem. Doch kann ich diese disponierenden Momente hier nur andeuten, nicht ausführlich besprechen.

Ist aber auch die Gefahr der Ansteckung keine so überaus große wie bei manchen anderen Infektionskrankheiten, z. B. der Diphtheritis, dem Scharlach, den Masern, dem Keuchhusten u. s. w., so ist sie doch vorhanden. Es würde nicht richtig sein, die zahlreichen positiven Daten gegenüber den negativen einfach zu ignorieren. Wenn aber jene Gefahr vorliegt, so muß sie auch bekämpft werden. Handelt es sich doch um den Schutz vor einem der bösesten Leiden, welche den Menschen befallen. Wie aber soll man dem Feinde entgegentreten? Das ist eine der wichtigen Fragen, welche nach Erkenntnis des wahren Charakters der Tuberkulose jetzt auf der Tagesordnung stehen.

Gehen wir näher auf das soeben bezeichnete Thema ein, so ist das Geständnis vorauszuschicken, daß eine definitive Lösung der Aufgabe zur Zeit noch nicht gegeben werden, ja noch nicht einmal versucht werden kann. Wir kennen den Feind, kennen sein Aeußeres, das Gefährliche seines Wesens, auch die hauptsächlichsten Stätten, an denen er vorkommt. Aber noch fragmentär und unzureichend ist unser Wissen bezüglich seiner Lebensbedingungen, ich meine bezüglich der Momente, welche sein Wachstum, seine Wucherung befördern oder aufhalten, seine Uebertragung auf den Gesunden begünstigen oder verhindern. Nach dieser Richtung hin Aufklärung zu schaffen, sind viele Forscher zur Zeit fleißig bemüht. Bei dem großen Eifer, mit welchem sie zu Werke gehen, läßt sich hoffen, daß das erstrebte Ziel bald erreicht werde. Ehe dies aber nicht der Fall ist, kann unmöglich eine rationelle Prophylaxis nach allen Seiten Platz greifen. Und doch läßt sich schon jetzt sehr vieles thun, um die Macht des Feindes zu brechen. Ja, es würde ein großer Fehler sein, wenn man zu solchem Zwecke die neuerlangte Kenntnis, so sehr sie auch noch der Ergänzung bedarf, nicht ausnutzen wollte.

Auf dem jüngsten internationalen Kongresse für Hygieine, welcher im Jahre 1882 zu Genf abgehalten wurde, und auf welchem der in der Gelehrtenwelt rühmlichst bekannte Professor Dr. Alfonso Corradi aus Pavia einen interessanten Vortrag über die Kontagiosität der Tuberkulose hielt, war es Leudet, welcher im Anschluß an die Worte Corradis folgende Sätze aufstellte, um die empfehlenswerten Maßnahmen des Schutzes zu präcisieren:

1. dem Abschlusse der Ehe einer tuberkulösen mit einer gesunden Person ist zu widerraten;
2. die Isolierung der Kinder einer tuberkulösen Familie voneinander ist vorteilhaft;
3. die Isolierung der Tuberkulösen ist zwar wünschenswert, in praxi aber meistens nicht zu realisieren, auch nicht einmal in Spitälern.

Es ist klar, daß Maßnahmen, wie die von Leudet vorgeschlagenen, zu wenig bestimmt und zu negativ sind, als daß sie viel nützen und die Hygieine befriedigen könnten. Die letztere verlangt mit vollem Recht ein entschiedeneres Vorgehen gegen die Krankheitsursache selbst. Man soll den Feind aufsuchen und vernichten; das ist die Parole im Kriege eines Volkes gegen das andere, aber sie ist es auch im Kampfe gegen die feindlichen Infektionsstoffe, welche uns bedrohen. Wir haben den Tuberkelpilz unschädlich zu machen, wo wir ihn nur fassen können; auf dieser Basis muß die Prophylaxe sich aufbauen, nachdem festgestellt wurde, daß er die Ursache der Schwindsucht ist, daß diese nicht ohne ihn entsteht.

Als eine Hauptquelle dieses Pilzes und als ein Hauptherd seiner Ausbreitung muß der Auswurf schwindsüchtiger Individuen betrachtet werden; ihn hat man deshalb in erster Linie unschädlich zu machen. Das ist rationell, verspricht den größten Nutzen und ist außerdem praktisch leicht durchführbar. Es wird zu solchem Zwecke anzuordnen sein, daß der Tuberkulöse den ausgehusteten Schleim allemal in einen Behälter entleert, welcher ein gewisses Quantum einer desinfizierenden Masse, z. B. 5% Carbolsäure enthält, und daß dieser Behälter mehrmals täglich gereinigt wird. Ferner ist jede

Verunreinigung des Zimmers mit dem Auswurfe ſtreng zu verbieten, weil ſie ſicher eine Anfüllung der Luft mit dem Pilze zuwege bringen würde, iſt aber, wenn ſie trotzdem ſtatthatte, ſofort gründlich zu beſeitigen; und endlich muß dafür geſorgt werden, daß Tücher, die etwa zur Aufnahme des Schleimes benutzt wurden, jedenfalls noch vor dem Trockenwerden des letzteren aus dem Wohnraume entfernt und desinfiziert werden. Solche Maßnahmen ſind geeignet, die Geſunden zu ſchützen und dem Kranken dasjenige, was zur Heilung ſeines Leidens in erſter Linie nötig iſt, zu ſichern, nämlich eine vom Tuberkelpilz möglichſt freie Luft.

Bereits wurde in zahlreichen Spitälern dieſe Unſchädlichmachung des Auswurfs der Schwindſüchtigen mit Ernſt ins Werk geſetzt; von vielen Aerzten iſt ſie auch ſchon in der privaten Praxis angeordnet worden, und zweifellos wird ſie binnen kurzer Friſt allgemein eingeführt ſein.

Man könnte vielleicht den Einwurf erheben, daß die Feſtſtellung der Natur des Leidens, von welchem hier die Rede iſt, nicht immer, zumal im Anfange, leicht ſei, und daß es aus gewiſſen Rückſichten ſich nicht empfehle, in noch zweifelhaften Fällen Anordnungen zu treffen, welche den Kranken und ſeine Angehörigen möglicherweiſe ängſtigen könnten. Darauf iſt zu erwidern, daß die Natur des Leidens in der überwiegenden Mehrzahl aller Fälle thatſächlich ſehr leicht feſtgeſtellt werden kann, wenn nur der Auswurf von kundiger Seite unterſucht wird. Jeder Arzt muß jetzt mit der Methode der Auffindung des Tuberkelpilzes bekannt ſein; das darf von ihm gefordert werden. Wenn es aber möglich iſt, leicht Gewißheit zu erlangen, ſo kann es kaum noch vorkommen, daß man Maßnahmen der vorhin bezeichneten Art *unnötigerweiſe* anordnet.

Ein weiterer Schutz liegt in der ausgiebigen Ventilation aller Räume, in denen der Tuberkulöſe ſich aufhält. Durch ſie erzielen wir Fortführung der mit dem Krankheitsſtoffe erfüllten und Zuführung reiner, guter Luft, in jedem Falle alſo eine ſtarke Verminderung der Zahl der Pilze. Auch damit wird wiederum den Geſunden, wie den Kranken genützt, und es iſt gleichfalls eine leicht zu handhabende Maßregel, gegen welche nur leider allzu oft ſeitens der Patienten Oppoſition gemacht wird.

Wir müſſen ferner ins Auge faſſen, daß auch die Kleidungsſtücke und Betten des Tuberkulöſen den Krankheitskeim beherbergen und ſomit anſteckend wirken können. Gelegenheit zur Aufnahme desſelben haben ſie ja häufig genug, vielleicht in jedem Augenblicke, da die Luft in den Wohn- und Schlafräumen der fraglichen Kranken, ſelbſt bei ausgiebiger Ventilation, nicht frei von den betreffenden Pilzen iſt. Würde man den Kleider- und Bettſtaub unterſuchen, ſo würde man dieſelben zweifellos in großer Menge vorfinden. Auch hier werden wir alſo den Feind vernichten oder unſchädlich machen müſſen. Es iſt jedenfalls angeſichts der beſtehenden Gefahr nicht zu geſtatten, daß ein Geſunder die nicht ausreichend desinfizierten Kleidungsſtücke und Betten eines Schwindſüchtigen benutzt. Am zweckmäßigſten wird immer ſein, dieſelben nach dem Tode des letzteren kurzweg zu verbrennen; da man dieſes aber in den niederen Ständen ſchwerlich wird erreichen können, ſo ſollte man in ſolchem Falle eine Desinfektion durch heiße Luft, bezw. ſiedendes Waſſer anraten und anordnen, daß alle Effekten, welche eine derartige Behandlung nicht zulaſſen, erſt nach langer Lüftung wieder benutzt werden, wenn der Beſitzer ſich nicht entſchließen kann, ſie zu vernichten.

Endlich iſt es jetzt nach beſſerer Erforſchung des Weſens der Tuberkuloſe unabweislich, nicht bloß in der Auswahl von Ammen, ſondern auch von Wärterinnen für Kinder, überhaupt von Dienſtperſonal, größere Vorſicht als bisher anzuwenden, damit einer Uebertragung der böſen Krankheit von vornherein vorgebeugt werde. Die Notwendigkeit einer derartigen Vorſicht liegt ſo ſehr auf der Hand, daß eine nähere Begründung nach dem vorhin Geſagten überflüſſig erſcheint. *Oeffentliche* ſanitäre Schutzmaßnahmen, die einzelne jüngſt verlangt haben, können zur Zeit ſchwerlich bereits angeordnet werden, weil es dazu noch an der nötigen Unterlage fehlt. Man wird ſich nicht ſchon dazu entſchließen, die Iſolierung der Schwindſüchtigen zu fordern, wie damals in Neapel, wird nicht die Ehe Tuberkulöſer mit Geſunden verbieten wollen, ſo ſehr dies auch im Intereſſe des öffentlichen Wohles liegen würde. Am früheſten könnte man noch ein Vorgehen gegen das Verkaufen und Verſchenken oder Ueberlaſſen der Kleidungsſtücke und ſonſtigen Effekten Tuberkulöſer erwarten. Aber es mangelt, wie eben geſagt, noch allzuſehr an der ſicheren Unterlage, als daß man ſchon eine geſetzliche Regelung der Schutzmaßnahmen erhoffen dürfte. Um ſo drin-

gender iſt es nötig, daß privatim für den einzelnen Fall alles das angeordnet wird, was nur prophylaktiſch angeordnet werden kann. Nach dieſer Richtung hin dem Nichtarzte Belehrung zu bringen, war der Zweck dieſer meiner Darſtellung, die übrigens, wie ich kaum zu betonen nötig habe, keineswegs das ganze Schutzverfahren, ſondern lediglich die Verhütung der von dem tuberkulöſen Kranken ſelbſt drohenden Gefahren einer kurzen Beſprechung unterziehen wollte.

Vereinsleben in Oeſterreich

vor dem Jahre 1848.

Von

Johannes Nordmann.

Es iſt nachgerade Brauch geworden, die politiſche Zeitrechnung in Oeſterreich vom März des Jahres 1848 zu datieren. Ein ſchweres Unrecht aber wäre es, nicht mit der Kulturbewegung rechnen zu wollen, welche dieſem Sturmjahre vorangegangen und es vorbereitet; wie ja auch, allerdings in größerem Stile, die geiſtige Arbeit der Encyklopädiſten die Revolution des vorigen Jahrhunderts in Frankreich vorbereitet hat. Von jenen Hebelkräften des geiſtigen Lebens in Wien, die für jene Kulturbewegung im Vormärz in Thätigkeit waren, will ich ſprechen.

Ein Vereinsleben, wie wir es derzeit kennen, konnte ſich vor dem Jahre 1848 nicht entwickeln; der Horror der Regierenden gegen ein ſolches war ſo ſtark, daß man beiſpielsweiſe dem Turner Steffani geſtattete, nicht eine Turn-, ſondern nur eine gymnaſtiſche Schule zu begründen und einzurichten, welche letztere Bezeichnung faſt den Schluß erlaubte, als hätte man ihm damit das Recht, Kunſtreiter und Cirkusſpringer, nicht aber kräftige Männer für eine gelegentliche That heranzubilden, einräumen wollen. Ein wahres Wunder iſt es zu nennen, daß man damals jene, denen „Geſang gegeben," ſich unter dem Namen „Männergeſangsverein" zuſammenſcharen ließ; und einen eigentlichen Kampf erforderte es, den Namen: „Juridiſch-politiſcher Leſeverein" für gleichgeſinnte Männer, die ſich finden und über die Zeitereigniſſe ausſprechen werden, durchzuſetzen. Mit den beiden letztgenannten Gruppen war die Summe des Vereinslebens in ſeiner zahmſten Bedeutung erſchöpft. Was äußerlich und offen als verpönt galt, mußte alſo auf geheimen Wegen erreicht, das politiſche Vereinsleben mußte durch litterariſche und geiſtige Berührungs- und Vereinigungsgruppen angebahnt werden.

Wenn einer eine Reiſe thut, heißt es in einem alten und viel verbrauchten Sprichworte, ſo kann er was erzählen. Nun habe ich ſchon eine ziemlich lange Wegſtrecke des Lebens, immer nur mit leichtem Gepäcke, das gleich dem eines fahrenden Schülers nur in Pennal und Tintenfaß beſtand, zurückgelegt und habe mir alſo das Recht ergangen, von meinen Erlebniſſen zu erzählen. Mein Streben war zeitlebens bei vielen Quer- und Irrgängen vorzugsweiſe auf die Litteratur gerichtet; dieſe war mein Hauptzielpunkt; was ich erreicht und errungen, iſt gering und wiegt federleicht; was ich auf meinen litterariſchen Wanderungen erlebt, dürfte aber von einigem Intereſſe ſein. Ich rechne bei meinen Rückblicken mit den Alten und Jungen; mit den Alten, die ſich vielleicht nicht ungern manche Erinnerungen aus halbvergangener Zeit auffriſchen laſſen; mit den Jungen, die ſich gleichfalls nicht ſträuben werden, zu erfahren, wie das politiſche und litterariſche Leben in Wien geartet war, bevor das Sturm- und Gewitterjahr 1848 die Luft in Oeſterreich von vielen verderblichen Miasmen geſäubert hatte.

Es war ein ſchlechter und wohlfeiler Brauch, der vor jenem freimachenden Jahre „draußen im Reiche" gang und gäbe war, und mit dem man über die geiſtigen Regungen und Strebungen in Oeſterreich den Stab brechen zu können glaubte. Durch zwei Dichter: durch Schiller und Grillparzer, von denen der eine als unrichtiger Interpret von dem „Lande der Phäaken" und der andere von Wien als von einem „Capua der Geiſter" ſprach, wurde man in dem abfälligen Urteile noch beſtärkt. So ſchlimm ſtand es denn doch nicht in unſerer damals viel verläſterten Heimat. Wenn richtig iſt, daß Zahlen ſprechen, ſo wäre mit dieſem Faktor der Beweis zu führen, daß die Oeſterreicher ſich nicht in dem verſchrieenen Zuſtande geiſtiger Verwahrloſung befanden. Es iſt eine unbeſtrittene Thatſache, die auch heute ihre Gültigkeit nicht eingebüßt hat, daß Oeſterreich und namentlich Wien der beſte Abſatzmarkt

für die Produktionen des deutſchen und fremden Buchhandels war.

Nun kann nicht angenommen werden, daß dieſe Bildungsmittel, für welche die Oeſterreicher mit dem Gelde nicht ſparten und mit denen ſie ſich reichlichſt verſorgten, ſpur- und wirkungslos an ihnen vorübergegangen wären. Und ſie mußten ſich dieſe Bildungsmittel in den meiſten Fällen nicht ohne Mühe und Gefahr verſchaffen. Die Mühe des ungeſetzlichen Schmuggelgeſchäftes hatte allerdings nur der hieſige Platzbuchhändler, welcher die verlangte verbotene Ware ſeinen Kunden beſorgen wollte; vor der Gefahr einer Hausdurchſuchung und ſonſtiger Drangſalierung von ſeiten der Cenſur- und Polizeibehörden hatten wieder jene nicht zurückzuſchrecken, die ſich ſogenannte „freiſinnige Schriften“ einwirtſchaften und nicht die Bevormundung, deren Bedarf erga Schedam decken zu dürfen, gefallen laſſen wollten. Die luſtigſten Geſchichten wären darüber zu erzählen, wie die Sortimenter in Wien ſolche Bücher eingeſchmuggelt hatten. Eine Unzahl von Exemplaren des „Leben Jeſu“ von David Strauß ging unter den Titeldeckblättern der beſtbeleumundeten Andachtsbücher nach Oeſterreich, und ganze Ballen von Börne's „Pariſer Briefen“ wanderten unter den Titelumſchlägen Clauren'ſcher und anderer unverfänglicher Romane aus dem Reviſionsamte, wo allerdings dieſe geiſtigen Schätze nicht immer von Argusaugen gehütet wurden, ſondern wo der eine und andere freiſinnige Beamte ganz gut ſah, aber nicht ſehen wollte, wenn mit einem ſchon revidierten Pakete mehrere Kolli, die einen weitaus verdächtigeren Inhalt vermuten ließen, verladen wurden. Wäre eine Vigilanz par Ordre du Mufti ſtrenge geübt worden, ſo würde nicht möglich geweſen ſein, daß die „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ von Anaſtaſius Grün und Herwegh's „Lieder eines Lebendigen“, die mit dem ſtrengſten Interdikte belegt waren, faſt in keinem gebildeten Hauſe fehlten. Ich weiß aus dem Munde des Verlegers, daß mehr als zwei Dritteile aller Auflagen der „Lieder eines Lebendigen“ nach Oeſterreich gingen, und kann noch als Kurioſum mitteilen, daß die anerkennendſte Kritik über dieſe Lieder in dem von einem öſterreichiſchen Cenſor, nämlich von dem Dramatiker Deinhardſtein redigierten und in Wien erſchienenen „Jahrbuche“ veröffentlicht wurde. Ein Erklärungsgrund dieſes Kurioſums liegt freilich darin, daß das „Jahrbuch“ eine ſehr geringe Verbreitung hatte, alſo nahezu wirkungslos bleiben mußte. Mit dieſen kurzen Andeutungen ſollte nur bewieſen werden, daß der Oeſterreicher von „Anno dazumal“ der litterariſchen Bildung nicht aus dem Wege ging, ſondern daß er dafür mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln keine Opfer ſcheute.

Abgeſehen von der komiſchen Seite dieſes Schleichhandels, mit dem die Bildungsmittel in das Land gebracht werden mußten, war damit ein ganz eklatanter Nachteil und Schaden vom volkswirtſchaftlichen Standpunkt aus verbunden, da man das fertige Buch auch als Ware zu betrachten hat. Der Import dieſer Ware wurde mit den angedeuteten Mitteln ſchwunghaft betrieben, mit dem Exporte aber ſah es verdammt kläglich aus. Es fehlte im Lande nicht an den produzierenden Händen, das Imprimatur der Cenſur aber, das ihren Werken gleich einem Brandmale aufgepreßt wurde, war kein Markenſchutz, ſondern das Buch, das die Firma eines öſterreichiſchen Verlegers trug, war vorwegs gerichtet und fand weder in der Fremde, noch in der Heimat Käufer. Von dieſem Fluche wurde einzig und allein der Verlag mediziniſcher Werke nicht getroffen; für alle übrigen Hervorbringungen war er eine ausnahmsloſe Regel. Die Folge davon war, daß die beſten Produzenten ihre Werke von deutſchen Verlegern aus der Taufe der Druckerſchwärze heben ließen, und daß Leipzig, Stuttgart und Hamburg den öſterreichiſchen Schriftſtellern die Wege der Anerkennung in ihrer eigenen Heimat bereiten mußten. Das eigene Fabrikat erhielt erſt dann einen Verkaufswert, wenn es aus dem Auslande bezogen wurde.

Die notwendige Folge war wieder, daß nicht allein das Produkt, ſondern auch der Produzent ſeine Heimat verließ, in der er keinen Schutz und vielmehr Verfolgung für ſeine Geiſtesarbeit zu erwarten hatte. Der „fahrende Poet“, Carl Beck, dem erſt, nachdem er die längſte Zeit verurteilt war, „die harten Treppen des Exils auf- und niederzuſteigen,“ in ſeinen alten Tagen gegönnt war, ſich in der Heimat auf das Krankenlager zu betten, hatte für eine ganze, kaum poetiſch flügge gewordene Schar das Beiſpiel gegeben, ſich von ihrem Vaterlande loszureißen.

Mit der dürftigſten Habe, deren problematiſches Wertſtück ein Manuſkript war, wanderten ſie aus. Was dieſe modernen Argonauten erbeuteten, war kein goldenes Vließ, und ſie wirtſchafteten ſich in den meiſten Fällen Kummer und

Elend ein. Das machte ſie nicht mutlos, und ſie waren ſchon überaus glücklich, wenn ſie draußen einen Verleger fanden, der ihrem Manuſkripte Gevatter ſtand, nicht etwa deshalb, weil ihn deſſen Wertſchätzung beſtimmt hätte, ſondern aus dem viel trivialeren Grunde, weil er damit, wenn es mit dem non admittitur der Nichtzuläſſigkeit, oder gar mit einem damnatur der Verdammung der öſterreichiſchen Cenſurbehörde belegt wurde, auf ein gutes Geſchäft rechnen konnte. Die Buchhändlerſtadt Leipzig war zunächſt der Zielpunkt dieſer Zugvögel; es trieb ſie dahin vor allem die ſächſiſche Einundzwanzigbogen-Freiheit für Bücher; eine problematiſche Wohlthat, deren Wert heute nicht mehr erkannt wird, während ſie damals als das höchſte erreichbare Gut betrachtet wurde. Nun war es aber keine geringe Sorge für die freiwilligen Exulanten, mit ihren ſchmächtigen Liederheften dieſe zwanzig Bogen und darüber zu füllen, und ich erinnere mich noch lebhaft, wie Moritz Hartmann eines Tages auf meine Stube in der „großen Feuerkugel“ in Leipzig kam, in welchem Hauſe die aus „Dichtung und Wahrheit“ bekannte Scene zwiſchen Goethe und Gottſched vorfiel, und mir ſein Leid klagte, daß der Druck ſeiner Gedichte ſchon beim ſiebzehnten Bogen halte und er auch nicht einen Vers für den erforderlichen Reſt habe. Da war guter Rat teuer, und er fühlte ſich gerettet, als ich ihm einriet, ſein Buch durch Ueberſetzungs-Fragmente aus der „Königinhofer-Handſchrift“ zu ergänzen.

Eine eigentliche Kolonie von Poeten hatte ſich vor dem Jahre 1848 in Leipzig angeſiedelt, für die bald als Pendant zum außer Mode gekommenen „jungen Deutſchland“ der Schelmennamen „junges Oeſterreich“ gefunden war, um ſie für die ſcharfe Vigilanz der Polizei zu ſtigmatiſieren. Die jungen luſtigen Poeten aus Oeſterreich waren zum Verdruſſe und Leide einer Anzahl von deutſchen Schriftſtellern gerne geſehene Gäſte in den beſten Kreiſen der Leipziger Geſellſchaft; das machte ſie ihrer Heimat nicht fremd, an der ſie trotz alledem mit Leib und Seele hingen.

Nachdem ich in allgemeinen Zügen eine ſchüchterne Verteidigung des vormärzlichen Oeſterreichers verſucht, und ihn gegen den Verdacht und Vorwurf, er hätte ſich als Genußmenſch jeder geiſtigen Strömung ferne gehalten, in Schutz genommen habe, rücke ich meinem eigentlichen Thema an den Leib: nämlich das litterariſche und geiſtige Leben in einer Zeit zu ſchildern, in der das politiſche Leben noch im langen Winterſchlafe lag, der erſt durch die Frühlingſonne des Jahres 1848 gelöſt wurde. Eine ſolche Schilderung wäre unmöglich, wenn ich gleichſam von Haus zu Haus ginge, um die Durchſchnittsbildung des damaligen Wiens zu ermitteln; und ſie wird jedenfalls leichter gelingen, wenn ich die feſtgegliederten Gruppen kennzeichne, in denen das litterariſche und geiſtige Leben und Streben pulſierte und zur Erſcheinung kam. Ich laſſe dabei den „juridiſch-politiſchen Leſeverein“ abſeit liegen, nicht etwa, weil ich deſſen ſtarke Bedeutung für die freiheitliche Entwickelung in Oeſterreich nicht erkennen und anerkennen würde, ſondern weil dieſe Gruppe nicht in den Rahmen meiner Schilderung paßt. Man weiß aus Erfahrung oder Tradition, daß aus dieſer Gruppe Männer hervorgegangen, die zum Segen und auch zum Unheil in die politiſchen Geſchicke Oeſterreichs eingegriffen. Dieſes Kapitel ausführlicher zu behandeln, bleibt als Aufgabe einer kundigern Hand vorbehalten, und ich deute nur ſoviel an, daß der „juridiſch-politiſche Leſeverein“ das Treib- und Warmhaus für unſere volkstümlichen Miniſter nach Metternich war.

Als Einleitung zur Gruppenſchilderung des litterariſchen und geiſtigen Lebens in Wien produziere ich ein Dokument, das wenigſtens durch ſein äußeres Anſehen den Schein einer hiſtoriſchen Urkunde heuchelt. Dieſe Urkunde iſt „zur ewiglichen Gedächtnuß und frumben Erinnerung der gemein Stadt Wien mit Vleiß zuſamengetragen, ausgefertigt, ingleichen mit Poeſie gut verſehen von Pater Hanſen Krampelmayer, Kuchelmeiſter des P. P. Dominikaner Kloſters“, und iſt unter dem während der Stadterweiterung und Verjüngung Wiens gleichfalls demolierten „Cavallir“ in dem ſteinernen Sarkophag dieſes Chroniſten nach dreihundert Jahren aufgefunden worden. Darin iſt die Rede von einer „Bruderſchaft von Gelarten, Doktores, Authores, Mudathores, Geologen, Meteorologen, Philoſophen, Poeten und Bybliopolen“, die ſich wöchentlich an einem Abend bei Speiſe und Trank zuſammengefunden haben.

„Und wird unter ſie fürnemblich ein ſicherer Casuſtelli als erſter Hauptnaturforſcher und animalium hominumque amicus ſeyn Text und moraliſche Sprüchlein dareingeben; item Doctor Schmidelius, der waz ein gelart literärisch Diarium ediret; item Ludovicus Augustin

der Frankler, ſeynes Zeychens ein Poet; item Carajanus, der waz ein wahrer Janus der deutſchen Sprüche und Verslein; item Hanns Nordmann, der Layerer zubenambſt; item Lupus, der Wolf, welcher iſt ſtark und gewandt in der hyspaniſchen und anderen Litteratur u. ſ. w."

Dieſe Bruderſchaft, wie ſie der Chroniſt, hinter deſſen Pſeudonym-Maske ſich der in alten Büchern überaus kundige Feil barg, benamſte, hieß eigentlich die Geſellſchaft der „Namenloſen", und deren Mitglieder waren außer dem leichten Federvölklein von Poeten und Litteraten in der Majorität ernſte Gelehrte und Akademiker. Ihr Beſtand war nicht ein allzulanger, nicht etwa aus dem Grunde einer geringen Teilnahme, ſondern weil ſie durch die hereinbrechende Revolution aus den Fugen gebracht wurde.

Die Geſellſchaft der „Namenloſen" war ein Ableger der „Concordia", die nach langer Fahrt ſchiffbrüchig geworden war. Der Journaliſten- und Schriftſtellerverein „Concordia" hat keinerlei Verwandtſchaft mit jener gleichfalls „Concordia" getauften Geſellſchaft. Von einem Statut konnte nicht die Rede ſein, da nach dem Regime jener Zeit jedes Vereinsweſen verpönt war; man duldete aber, daß ſie an einem Tage in der Woche ihre geſelligen Zuſammenkünfte hielt, für die ein großer Saal und mehrere kleinere Lokalitäten im Gaſthofe zur „Kaiſerin von Oeſterreich" in der Weihburggaſſe gemietet waren. Was zur Kunſt und Litteratur gehörte oder dazu zählen wollte, ferner Kunſtliebhaber und Litteraturfreunde ambitionierten, als Mitglieder in jene „Concordia" aufgenommen oder wenigſtens als Gäſte zu ihren Symposien zugelaſſen zu werden. Das hielt aber ſchwerer, als es heute fällt, ſich irgend einem der hundert Vereine in Wien anzuſchließen. Es wurde für jene Geſellſchaft eine Ballotage geübt, die zuweilen den drakoniſchen Charakter annahm. So wurde beiſpielsweiſe, als von einem Mitgliede die Aufnahme Donizetti's ventiliert war, von einem andern Mitgliede, das ſich als eingefleiſchter Widerſacher der italieniſchen Muſik gebärdete, Einſprache gegen dieſen Kompoſiteur erhoben; doch brauche ich zur Ehre der „Concordia" nicht erſt zu erwähnen, daß dieſe Oppoſition von der größten Majorität niedergeſtimmt wurde. Alle einigermaßen hervorragenden Perſönlichkeiten Wiens waren in der „Concordia" vertreten, und alle Berühmtheiten, die aus der Fremde nach Wien kamen, mußten erſt in dieſer Geſellſchaft die Feuerprobe beſtehen. Im Winter verſtrich nicht ein einziger „Concordia"-Abend, an dem nicht mehrere illuſtre Gäſte zu begrüßen waren. Die beſten Bilder ſtanden, bevor ſie ihren Weg in die Kunſtausſtellungen nahmen, früher dort auf der Staffelei.

Damals war noch das Virtuoſentum in der üppigſten Blüte; die Mitglieder der „Concordia" hatten immer früher die Künſtler gehört, bevor ſich dieſe im Konzertſaale produzierten. Oehlenſchläger und Anderſen, Hektor Berlioz, Felicien David und Liszt, von zahlloſen anderen Celebritäten, die in Wien ſich aufhielten, nicht zu ſprechen, hätten es als ein Vergehen angeſehen, würden ſie nicht der „Concordia" ihren erſten Beſuch gemacht haben. Trotzdem dieſe Geſellſchaft vorzugsweiſe nur Unterhaltungszwecke verfolgte und ſich auf die litterariſche und künſtleriſche Produktion beſchränkte, war ſie der Polizeibehörde und namentlich dem Grafen Sedlnitzki ein Dorn im Auge und es war die Gefahr vorhanden, daß ſie ſtrenger überwacht oder gar verboten würde. Dieſer Gefahr vorzubeugen, wurde von einem Mitgliede, das im Auswärtigen Amte arbeitete, der Vorſchlag gemacht, dem Staatskanzler Fürſten Metternich das Protektorat der „Concordia" anzubieten, und es wurde deſſen Annahme in ſichere Ausſicht geſtellt. Dieſer Vorſchlag fand keinen Enthuſiasmus, und er wäre, hätte man ihn als Antrag zur Abſtimmung gebracht, zuverläſſig gefallen. Im Winter des Jahres 1846 tagte die „Concordia" zum letztenmal.

Eine andere Geſellſchaft, die gleichfalls, aber nur zum geringeren Teile litterariſchen Zwecken gewidmet war, und in der notoriſche Lebemänner tagten, deren Witz ſozuſagen die Koſten des Humors für ganz Wien trug, war das „Soupiridon". Die Aufnahme in dieſe Geſellſchaft war an ſeltſame Bedingungen geknüpft; der Neophit hatte ein Examen zu beſtehen, aus dem er nur dann mit Erfolg hervorzugehen hoffen konnte, wenn er eine Glocke zu läuten verſtand, die gewöhnlich nicht zur Andacht geſchwungen wird. Der vor kurzem geſtorbene Dichter Egon Ebert, der nach manchen Stürmen ein ſtiller und frommer Mann geworden, war in dem Ehrenbuche des „Soupiridons" als der beſte Kandidat verzeichnet. Der Ernſt und beſonders die Langeweile waren aus dieſer Geſellſchaft verbannt. Wer etwas vorleſen wollte, mußte ſich gefaßt machen, mit Spott und Schande abgeführt zu werden, wenn er nicht ſchon nach der Lektüre der erſten Blätter

die Lacher auf ſeiner Seite hatte. Der aus dem Jahre 1848 bekannte Dr. Tauſenau hatte eines Abends die ganze Geſellſchaft myſtifiziert, indem er ein humoriſtiſches Stücklein von Jean Paul vorlas, gegen das auch richtig mit einem Höllen-Charivari Verwahrung eingelegt wurde. Trotz dieſem Zwiſchenfalle, der, als der Dolus des Schelmes einbekannt war, nicht verſtimmend wirkte, konſumierte das „Soupiridon“ eine ſtarke Quantität kerngeſunden Witzes, und es war der Ausgangsort von den meiſten luſtigen Bonmots, mit denen ſich die Kaiſerſtadt über die keineswegs erquickliche politiſche Wirtſchaft hinweglachte. (Schluß folgt.)

Die ruſſiſche Weichſelſtellung.

Von

Hoenig.

Seit Jahren wird ſchon das Geſpenſt eines deutſch-ruſſiſchen oder gar eines deutſch-öſterreichiſch—ruſſiſch-franzöſiſchen Krieges an die Wand gemalt, und wenn man nicht beſſer wüßte, ſo müßte man glauben, daß wir mitten in einem Kriege lebten. Neben den Gelegenheitsrüſtungen franzöſiſcher und ruſſiſcher Generäle hat die Preſſe ſich weidlich in die Zukunftskriege und Zukunftsſchlachten ver—flacht, ſo daß heute jeder ſeine „fertige“ Anſicht darüber hat, wie die Dinge verlaufen werden. Wo ſoll das enden, wenn die Kombinationsjagd ſo weiter geht? In den Kreiſen, welche wirklich ein „Wörtchen“ mitſprechen könnten, herrſcht tiefes Schweigen und im ſtillen mögen ſie ſich nicht ſelten ob der ſonderbaren veröffentlichten Phantaſiegebilde amüſieren. Gegen die Zeitungsſtrategen ſollte indeſſen einmal ernſtlich Front gemacht werden, denn im Grunde genommen richten ſie mit ihrer Hypotheſenfechterei eine heilloſe Verwirrung an und ſie erzeugen eine verderbliche Unruhe im Publikum, die wie ein Alp auf dem ganzen öffentlichen Leben laſtet. Gott behüte, daß wir die Freiheit der Preſſe angreifen wollten; nein, wir wollen an ihre hohe Aufgabe erinnern, vor allen Dingen verſtändig zu ſein. Was man nicht genau weiß, ſollte man nicht ſagen, viel weniger ſchreiben; vielleicht käme dann auch das bisher nur allzuberechtigte Sprichwort aus der Welt: „Er lügt wie gedruckt!“ Ein jeder ſollte beſonders dahin wirken, daß eine ſo ernſte Sache wie der Krieg nicht leichtfertig behandelt werde, daß man ſich nicht gewöhne, davon wie von einer Partie Pikett zu reden. Da ſind wir aber bereits angelangt, und die Zeitungen machen den Eindruck, als ob ſie ohne Kriegsbilder nicht mehr beſtehen könnten. Oder ſollte das Publikum wirklich glauben, daß ſich unter all den tagaus tagein redenden Zeitungsſtrategen einer befände, welcher politiſch autoriſiert und militäriſch qualifiziert ſei, die Anſichten ins öffentliche Leben zu tragen, die bei der maßgebenden Stelle herrſchen? Dieſen Glauben muß man ihm kategoriſch nehmen; wehe dem Generalſtabsoffizier, der das Geheimnis verletzte, welches in dieſer Behörde beſtehen muß und welches in Deutſchland auch beſteht. Alle Auseinanderſetzungen können daher nichts anderes als perſönliche Anſchauungen ſein, die auf mehr oder minder ernſten Privatunterſuchungen, Reiſen und Studien beruhen. Wenn man die Sache ſo auffaßt, verlieren die Kombinationen mit einem Schlage ein Weſentliches; ſo muß ſie aufgefaßt werden und dieſes Schickſal teilen auch die nachfolgenden kurzen Darlegungen.

Der Koloß Rußland wird mehr gefürchtet, als er es verdient. Dieſes rieſige Reich iſt, mit den anderen großen Militärmächten verglichen, infolge ſeiner verhältnismäßig auf großem Raum ſpärlichen Bevölkerung, ſeiner mangelhaften Kommunikationen, ſeiner Finanzlage, ſeiner Ausbreitung über zwei Weltteile, ſeiner inneren und äußeren politiſchen Verfaſſung — trotz der abſolut höheren Heeresziffer als die Deutſchlands — doch nur eine Militärmacht zweiten Ranges, und ſchwerlich wird es ihr gelingen, eine dem deutſchen Heere gewachſene Stärke ins Feld zu ſtellen. Indem wir dieſen Satz voranſchicken, müſſen wir allerdings auf ſeine Beweisführung mit Zahlen verzichten; dafür fehlt hier der Raum, jedoch darf dieſe Anſchauung hier hingeſtellt werden, weil in ihr alle Berechnungen eingeweihter Kreiſe übereinſtimmen. Die Zahl der Feldarmee, ihre innere Organiſation und taktiſche Tüchtigkeit ſind im Kriege zwar nicht allein entſcheidend, aber ſie ſprechen doch weſentlich mit, und wenn wir behaupten, daß das deutſche Heer für den konkreten Fall eines Krieges zwiſchen Rußland und Deutſchland dem ruſſiſchen in dieſen drei Richtungen entſchieden überlegen iſt — trotz dem Vorſprung, den Rußland in einzelnen Beziehun-

gen hat —, so überheben wir uns nicht; wir sagen vielmehr die nüchterne, durch die Geschichte geheiligte Wahrheit.

Rußland ist Deutschland gegenüber aber außerdem in Bezug auf die allgemeine strategische Lage unterlegen.

Schon allein der Umstand, daß die Basis seiner Kriegsvorbereitungen ein Land ist, welches in der Zeit der Ruhe gewiß 100 000 Mann absorbiert, um niedergehalten zu werden (Polen), ist für Rußland ein großer Hemmschuh. Polen zu allgemeiner Erhebung zu bringen, so daß die russischen Kriegsvorbereitungen noch wesentlicher behindert würden, würde nicht schwer fallen.

Rußland hat dies erst in neuerer Zeit erkannt, wenigstens kann man sich sonst nicht erklären, warum es dort die notwendigsten militärischen Maßnahmen bis dahin geradezu vernachlässigt hat. Aber auch dies beruht auf politischen Gründen. Bis in die neueste Zeit erblickte Rußland in Deutschland (Preußen) seinen stillschweigenden Verbündeten, sobald es sich um polnische Bewegungen handelte, und daß Preußen der Verbündete war, hat die Geschichte ja bewiesen. Heute stehen die Dinge umgekehrt. In jedem Kriegsfalle zwischen Rußland und Deutschland wird ersteres zunächst innerhalb seiner eigenen Grenzpfähle einen nicht zu unterschätzenden Gegner — höchst wahrscheinlich einen Verbündeten Deutschlands — zu bekämpfen haben, und zwar unmittelbar auf der Ausgangsbasis für diesen Krieg. Dies ist keine verlockende Kriegsaussicht. Im Jahre 1877 gedachte Rußland anfangs die Türkei zum Teil durch die Insurgierung Bulgariens zu Fall zu bringen. Es gründete hierauf seinen Kriegsplan und es eröffnete infolgedessen den Krieg mit gänzlich ungenügenden Mitteln. Einen ähnlichen Fehler wird Deutschland nicht machen, aber daß das große, hilfsquellenreiche Polen eine ganz andere Rolle als das arme und verkommene Bulgarien spielen kann, liegt auf der Hand. Damit nicht genug. Will Rußland Deutschland niederwerfen, so muß es einen großen Offensivkrieg führen, sein Heer muß in Berlin einziehen. Doch dafür liegen alle Bedingungen sehr ungünstig, trotz der geographischen Nähe Berlins von der russisch-polnischen Grenze. Die Polen flankierenden Provinzen Ost- und Westpreußen — an eine der russischen überlegene Kriegsflotte auf dem Meere gelehnt — verhindern wegen ihrer geographisch-militärischen Gestaltung so zu sagen ein Eindringen der Russen in die Flankenstellung, von der aus Deutschland jederzeit in der Lage ist, vom rechten Weichselufer aus — auf Thorn, Danzig und Königsberg gestützt — die Offensive auf Warschau zu ergreifen; und gesetzt den Fall, daß Rußland sich gegen diese Flanke vollständig sichern könnte, so müßte es gegen eine Front angehen, die ihm zu bezwingen ebenso beschwerlich würde: einmal wegen der Stärke derselben mit der Centralstellung Posen, und dann, weil die russischen Heere von Schlesien aus wiederum in ihrer linken Flanke bedroht sind, allerdings nicht so sehr als in der rechten von Preußen aus.

Dieser Kriegslage gegenüber war die russische Westfront so unzulänglich wie möglich und sie wird — auch nach Vollendung aller im Bau begriffenen Eisenbahnen und Festungen — nichts weiter als eine starke Centralstellung werden mit durchaus defensivem Charakter, wenigstens so lange, als Rußland nur einen Weichselübergang, den bisherigen bei Warschau, hat.

Thatsächlich war Warschau nicht im verteidigungsfähigen Zustande; die dasselbe schützen sollenden sechs Forts, welche auf 3—600 Meter entfernt liegen, gewähren ihm heute keinen Schutz mehr. Es ist also natürlich, daß man dem abzuhelfen suchte und daß man andere wichtige militärische Punkte mitbedachte. Die russische Weichselstellung liegt an und hinter der Weichsel zwischen den Zuflüssen der letzteren, Bug und Wieprz. Ihren Centralpunkt bildet Warschau mit einem Weichselübergang, in dem alle aus dem Osten kommenden Bahnen über die Weichsel geführt werden. Einen starken Tagemarsch nördlich folgt Nowo Georgiewsk am Bug, 3—4 Kilometer südlich Iwangorod auf beiden Seiten des Wieprz. Ungefähr 140—150 Kilometer östlich dieser Linie liegt die Festung Brest-Litewsk.

Alle diese Punkte haben eine gewisse strategische Bedeutung; solange aber bei Nowo Georgiewsk und Iwangorod keine stehenden Brücken über die Weichsel führen, ist diese eine Defensive. Daran ändern die Verstärkungen der Festungen an sich, sowie ihre Schienenverbindungen unter sich nichts. Was nun Wahres daran ist, daß die genannten vier Festungen zu den modernen Anforderungen entsprechenden Waffenplätzen umgebaut werden, ist bis heute nicht mit Bestimmtheit festzustellen. Thatsächlich wird seit Jahr und Tag an allen gebaut. Handelte es sich aber um größere Bauten, so würden diese unbedingt mit aller Bestimmtheit in ihrem ganzen Umfange bekannt ge-

worden ſein; denn ſolche Dinge ſind nicht geheim zu halten, allein nicht wegen der vorausgehenden Enteignungen von Grund und Boden u. ſ. w.

Nehmen wir an, jene Plätze würden Feſtungen erſten Ranges, ſo würde auch hierdurch nur die Defenſivkraft — nicht die Offenſivkraft — der einzelnen wie des ganzen Feſtungsſyſtems gehoben.

Nach Norden ſchließen ſich an dasſelbe weitere Befeſtigungen bei Bialyſtock, Grodno und Kowno zum Schutze der Eiſenbahnverbindungen, und zwar die Befeſtigungen von Bialyſtock und Grodno für die Linie Warſchau-Wilna, die von Kowno für die Bahn Königsberg-Petersburg. Die Werke von Bialyſtock liegen um den Schnittpunkt der Bahnen Warſchau-Wilna und Königsberg-Lötzen-Breſt-Litewsk, die von Grodno und Kowno dienen dem Schutze der Eiſenbahnübergänge über den Niemen.

Auf dem linken Weichſelufer ſind nur einzelne kleinere ſelbſtändige Werke zu nennen, welche zum Schutze der Thorn-Warſchauer Bahn bei Kutno und an der Warthe bei Sieradz und Kola erbaut worden ſind. Dieſe haben ebenfalls eine rein defenſive Bedeutung, jedenfalls zwingt die ganze Konfiguration Polens dazu, geſamte Truppentransporte bei Warſchau endigen zu laſſen, ſo daß der ſtrategiſche Aufmarſch innerhalb des oben ſkizzierten Feſtungsſyſtems auf dem rechten Weichſelufer erfolgen müßte. Ohne auf die Leiſtungsfähigkeit der ruſſiſchen Eiſenbahnen einzugehen und einer vergleichenden Zeitberechnung für die Transporte dies- und jenſeits abſichtlich ausweichend, kann mit Beſtimmtheit vorausgeſetzt werden, daß, trotz der großen in Polen angehäuften Truppenmaſſen, Deutſchland weit ſchneller zur Eröffnung eines Krieges bereit ſtände als Rußland und daß es von vornherein numeriſch weit ſtärker als jenes auftreten kann. Die ruſſiſche Weichſelſtellung hat für Deutſchland keineswegs ſoviel Bedrohendes, daß an ſie, wie es geſchehen, ſo vielfache *uns* beunruhigende und die *ruſſiſchen Heißſporne ermunternde* Kombinationen geknüpft werden mußten.

Dies wird um ſo klarer, wenn man die Dimenſionen im ganzen überſieht. Dieſe betragen von Norden nach Süden ungefähr 110, von Weſten nach Oſten ungefähr 150 Kilometer, ein Raum, der auf längere Zeit einem Heere von 2—300 000 Mann kaum die erforderliche Unterkunft gewähren kann, wenigſtens hier nicht; die Umgegend von Warſchau iſt mit der von Paris — oder auch nur Metz — nicht zu vergleichen. In einem Offenſivkriege würde der Umſtand weniger zur Sprache kommen; einen ſolchen wird Rußland ſchwerlich mit Ausſicht auf Erfolg gegen Deutſchland unternehmen können. Wird Rußland aber in die Verteidigung geworfen, dann erſt dürfte ſich zeigen, daß die Weichſelſtellung auf längere Zeit ſolchen Maſſen keine Unterkunft bieten kann, wie ſie ſich hier gegenübertreten würden.

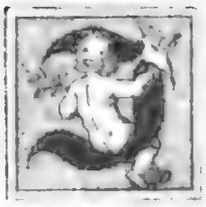
Immerhin hat die ruſſiſche Weichſelſtellung keine geringe *militäriſche* Bedeutung. Sie deckt zunächſt jeden Aufmarſch gegen Weſten in verhältnismäßiger Nähe der Weſtgrenze des großen Reichs, die bisher ſo ziemlich ſchutzlos war; ſie iſt ferner für die Niederhaltung Polens von großem Wert und ſie wird im Falle einer Niederlage dem Vordringen des Gegners große Verlegenheiten bereiten, die allerdings Deutſchland keineswegs die Möglichkeit nähmen, an ihr nördlich vorbei zu gehen, falls das im Plane der Heeresleitung liegen ſollte. Auch laſſe man ſich nicht durch die inneren ſtrategiſchen Linien blenden. *Innere Linien haben ſtrategiſch nur Sinn, wenn ſie ſofort ausgenutzt werden. Dies iſt von der Weichſelſtellung heraus faſt unausführlich*, weil *die ganze Offenſivarmee über mehrere Brücken gehen müßte*, von denen alle, mit Ausnahme der ſtehenden bei Warſchau, erſt während der Operationen geſchlagen werden müßten, und wie ſchwierig Uferwechſel ſind, hat neuerdings die eingeſchloſſene Armee des Marſchalls Bazaine gelehrt. Dadurch entſtehen ſolche Verzögerungen, daß der Zeitgewinn wegfällt; getrennten Heeren gegenüber haben innere Linien zudem nur dann Wert, wenn ſie erlauben, den einen Gegner zu ſchlagen, bevor der andere herankommen kann. Eine auf dem Schlachtfelde in beiden Flanken angegriffene Armee befindet ſich auch auf der inneren Linie, jedoch iſt dann der ſtrategiſche Vorteil in den taktiſchen Nachteil umgeſchlagen und ähnlichem iſt ein auf Warſchau baſiertes ruſſiſches Heer Deutſchland gegenüber immer ausgeſetzt.

Dieſe Darlegungen ſind nichts als perſönliche Anſchauungen, jedoch hoffe ich, daß ſie dazu beitragen werden, ſowohl in Rußland als in Deutſchland die Dinge zu betrachten, *wie ſie ſind!* Dies iſt der beſte Weg, ſich von großen und gefährlichen Abenteuern fern zu halten.

Wer war's? Eine Parabel.

Von

Gerhard von Amyntor.



In das Dunkel des abendlichen Waldes schimmerten die leuchtenden Fenster eines Schlosses hinaus, das in seinem Inneren merkwürdig genug eingerichtet war. Es mochten in dem Gebäude für die untergeordneten Bewohner desselben wohl noch versteckte kleinere Räume vorhanden sein; in der Hauptsache aber war das Schloß nur in zwei rießengroße Säle geteilt, in denen eine eigentümliche Gesellschaft hauste. Der eine Saal war trotz des Spätjahres ungeheizt, und selbst die zahllosen Lichter, die in prächtigen Krystallkronen brannten, verbreiteten einen eishauchenden Glanz; feines Blumengewirr, das die großen Scheiben der hohen Fenster von außen bedeckte, verriet, daß die Temperatur des Saales eine ungewöhnlich niedere und sehr weit unter den Nullpunkt gesunkene sein mußte, denn im Freien waren immerhin noch einige Grad Wärme dem langsam absterbenden Walde vergönnt. In der Mitte des Saales stand auf marmornem Sockel eine Statue, deren Haupt und Glieder durch ein faltiges, dichtgewebtes Gewand verhüllt und nur in den allgemeinen Umrissen erkennbar waren. Die Menschen, die in diesem Saale verkehrten, befleißigten sich eines fast trappistischen Schweigens; sie schienen ein jeder nur mit sich selbst beschäftigt; und nur selten redete einer den anderen an, um eine kurze, exakte Antwort auf die ebenso kurze, exakte Frage zu erhalten. Wenige Weiber waren sichtbar; die überwiegende Mehrzahl der Versammlung bestand aus Jünglingen, Männern und Greisen. Betrachtete man die einzelnen Personen genauer, so mußte es einem auffallen, daß sie fast alle übermäßig entwickelte Stirnen und ihre Gesichter dadurch etwas Abstoßendes, Koboldartiges hatten; ja, man würde diese Menschen außerordentlich häßlich gefunden haben, wenn nicht ihre großen, klugen Augen mit den energisch zusammengezogenen, weit in die Ferne blickenden Pupillen von einem magischen Glanze erfüllt gewesen wären, der jeden Beobachter überraschen und fesseln mußte. In allen diesen Augen brannte es wie stolzes, nimmer ruhendes Begehren; wie flammende Fragezeichen bohrten sie sich in die Dinge der Außenwelt und es schien, als ob jeder Gegenstand, den diese Blicke trafen, versengt sich krümmen und in helle Lohe auflodern müßte. Aengstlich wurde die hohe Thür zu dem Nebensaale bewacht, daß keine frevelnde Hand sie auch nur ein Ritzchen weit öffnete; man scheute sich vor der Atmosphäre, die nebenan herrschte.

Diese Scheu schien allerdings nicht ungerechtfertigt, denn in dem anderen Saale war es erstickend heiß. Die Gesellschaft, die dort verkehrte, war nur durch die Glut dreier Kamine beleuchtet. Die Kamineinfassungen waren aus kostbarem Stoffe und mit allegorischen Ornamenten versehen. In dem roten Scheine, der ab und zu von den Feuerstätten in den Saal flammte, erschien über dem einen Kamine ein kreuzähnlicher Schmuck, über dem anderen ein goldener Anker, über dem dritten eine aus Edelsteinen gebildete, herzförmige Figur. An den Wänden entlang standen verhüllte Schränke; sie mochten mit Büchern gefüllt sein; der Staub, der aber in den Falten der Verhüllung lagerte, bewies, daß die Oeffnung dieser Schränke zufällig oder absichtlich schon lange unterblieben war. Auf den Schränken lagen umgeworfene und beschädigte Instrumente aller Art: Destillierapparate, Astrolabien, Elektrisiermaschinen; auch Globen und Atlanten; alles unbenutzt, verrottet und verkommen; gezähmte Eulen hockten zwischen den Trümmern und glotzten mit großen, leuchtenden Augen in das Helldunkel. Die Decke des Saales war mit flimmernden Sternen bemalt, und unheimlich huschte dann und wann eine Fledermaus durch den Raum und streifte mit flatterndem Flügel die Schildereien des Plafonds.

Die Menſchen in dieſem Saale hatten ſich in dichten Gruppen vor den Kaminen verſammelt. Frauen und Jungfrauen bildeten den Hauptbeſtandteil der Geſellſchaft; nur vereinzelt waren Männer und Jünglinge zu erblicken. Da gab es in allen Farben ſchillernde, ſtolz aufgeblähte Toiletten, aber auch die einfacheren Koſtüme der Bürgerfrauen und Bäuerinnen, bis zu den ſchlichten weißen Hauben und ſchwarzen Kleidern der Nonnen und Ordensſchweſtern. Man ſchaute ſchwärmeriſch in die Gluten; man warf ſehnſüchtige Blicke zu den gemalten Sternen des Plafonds oder man harrte mit halbgeſchloſſenen Augen in geheimem Zwiegeſpräche mit den eigenen unklaren Gedanken. Nur wenn einer der anweſenden Männer das Wort ergriff, und Ermahnung oder Belehrung in ſanftem, wohllautendem Fluſſe von ſeinen Lippen ſtrömte, erhoben ſich all die ſchönen Augen zu dem Quell der Beredſamkeit, und oft wäre es ſchwierig geweſen, zu entſcheiden, ob das Verlangen und ſchmachtende Hingeben, das ſich in den Zügen der an den Feuern Sitzenden malte, dem Redner oder dem Inhalte ſeiner Rede galt. War eine dieſer kürzeren Anſprachen beendet, dann intonierte wohl eine geübte Stimme ein feierlich getragenes Lied; die anderen Stimmen fielen uniſono ein, und weithin tönte der mächtig anſchwellende Geſang, ſo daß die Bewohner des Nebenſaales feindliche Blicke nach der Verbindungsthür warfen und, in ihren Meditationen geſtört, ſich verdrießlich die Ohren zuhielten.

Draußen im Walde ſchritt ein Mann durch die Dämmerung. Groß und von wunderbarem Ebenmaße der Glieder, trug er nur ein leichtes, maleriſch drapiertes Gewand und an den bloßen Füßen Sandalen. Sein goldlockiges Haar war am Hinterhaupt aufgebunden; nur einzelne Locken fielen auf die Schultern, und ein Teil des Haares war über dem Scheitel in einen Knoten verſchlungen. Von ſeinem Antlitz ſchien ein Leuchten auszugehen, und deutlich war die hehre Anmut und jugendliche Schönheit dieſes Antlitzes zu erkennen. Er hielt in der Rechten einen Bogen, und auf dem linken Unterarme ruhte ihm ein Saiteninſtrument an der Bruſt.

Wie er die hellen Fenſter des Schloſſes ſah, blieb er ſtehen, und wehmütig zuckte es um den blühenden Mund.

„Die Thoren!“ rief er, mitleidig lächelnd, „noch immer die alte Feindſchaft! Während die einen erfrieren, erſticken die anderen in der heißen, verdorbenen Luft! Ich will mich ihrer erbarmen.“

Er ſchritt in das Schloß, blieb in dem Korridor vor den beiden Sälen ſtehen und griff präludierend ein paarmal in die Saiten ſeines Inſtrumentes. Silbernen Klanges tönten die Akkorde durch die Wölbungen. Ueberraſcht horchten die Leute in den Sälen auf. Doch es war keine freudige Ueberraſchung. Die Bewohner der Eisregion blickten finſter drein und ſchienen unentſchloſſen, ob ſie den Störenfried, der ſeine Klimperei ſo dreiſt zum beſten gab, nicht ſollten fortjagen laſſen. Die Schwärmer und Träumer von den Kaminen des heißen Saales wurden durch die Klänge noch unangenehmer berührt; nicht nur als Störung empfanden ſie dieſelben; ſie witterten in ihnen auch etwas von ſündhafter Weltlockung und verderbenbringender Sinnlichkeit. Ein hagerer, bleicher, asketiſch vertrockneter Mann, der eben die Reſte eines Aſtrolabiums auf einem der Schränke mit einem Stocke vollends zu zertrümmern ſuchte, faltete die Stirnhaut zwiſchen den Augenbrauen und rief in die Verſammlung:

„Sollen wir dieſen tempelſchänderiſchen Klingklang nicht zum Schweigen bringen? Auf! laßt uns ein Exempel ſtatuieren an dieſem buhleriſchen Muſikanten!“

Wer weiß, zu welcher Gewaltthat die Verſammlung vielleicht fortgeſchritten wäre, wenn der Leierſpieler draußen nicht von neuem eingeſetzt und die Empörung der Kaminhocker wie durch Zauberkraft geſänftigt hätte. Widerwillig lauſchte man in beiden Sälen den wunderbaren Melodieen; die ſtarren Herzen wurden überwältigt; ein feuchter Schimmer verſchönte die Augen der Hörer; die Galle wurde aus dem Blute weggezehrt — befreit, erlöſt gab man ſich ſelig der Wirkung der Akkorde hin und hatte nur den einen Wunſch, daß dieſe Muſik nimmer enden möchte.

„Die Katharſis beginnt!“ ſagte der Muſikant befriedigt lächelnd zu ſich ſelbſt, „mag neue Lebensluft die Geneſenden umwehen!“

Kräftiger rührte er die Saiten. Da erbebte das Schloß in ſeinen Grundfeſten, und die ängſtlich gehütete Thür zwiſchen den beiden Sälen ſprang dröhnend auf. Scharf blies die kalte Luft in den dumpfen überhitzten Saal, deſſen Glutatmoſphäre oben nach dem eiſigen Nachbarraum entwich. Die an den Feuern Hockenden ſchauerten erſt empfindlich zuſammen;

bald aber atmeten ſie erleichtert auf, erhoben ſich und begannen auf- und abſchreitend die Muskeln zu ſpannen. Auch die Gäſte im Eiszimmer fühlten ſich anfangs durch die zuſtrömende Wärme läſtig berührt; es dauerte aber nicht lange, und die froſterſtarrten Glieder löſten ſich behaglich in der lebenweckenden Temperatur; man näherte ſich der geöffneten Thür und warf neugierige und faſt wohlwollende Blicke nach den bisher ängſtlich gemiedenen Nachbarn.

Wenn ſich auch die Temperaturunterſchiede in den beiden Sälen ausgeglichen hatten, ſo fehlte der Luft immer noch das erfriſchende und wahrhaft belebende Element. Der Mann mit der Leier trat in den Raum, ſtellte ſich auf die Schwelle der Verbindungsthür und ließ die kundigen Finger wieder durch die Saiten gleiten. Sofort ſprangen alle Fenſter auf, und der Odem des Waldes flutete in breiten Wogen in die Säle. Es war, als ob ein neues Leben über die Verſammelten käme. Heiter ſtrahlten alle Mienen. Der Bann war gebrochen. Man ging aus einem Saal in den anderen, und die vorher getrennten Parteien verſchmolzen zu einer einzigen Geſellſchaft. Die Friſche der einſtrömenden Luft des Spätjahres wurde durch die Kaminfeuer und die jetzt wärmeſtrahlenden Kerzen wohlthuend gemildert; jeder fühlte ſich behaglich und zufrieden. Die Rollen der Gäſte ſchienen ausgetauſcht. Der Asket, der vor kurzem noch gegen den Leierſpieler ein Attentat zetteln wollte, ſtand wißbegierig vor der verhüllten Statue der früheren Eisregion und ſuchte mit zager Hand einen Zipfel des Schleiers zu heben. Ein einſamer Grübler, der bisher hartnäckig geſchwiegen hatte, war in den Nebenſaal gegangen, hatte vor dem Kamine mit dem kreuzähnlichen Schmucke Platz genommen und ſprach warm und beredt mit den Umſtehenden über das anthropologiſche Phänomen des Glaubens. Frauen, welche ſich vor dem Feuer unter dem Edelſteinherzen faſt geröſtet hatten, ſchleppten das zertrümmerte Aſtrolabium herbei und baten einen Gaſt aus dem Nebenraum, das Inſtrument wieder herzuſtellen und ihnen zu erklären. Der Aufgeforderte gehorchte gern; es bildete ſich ein Kranz von Zuhörern um den Sternkundigen und er erläuterte den Lauſchenden die Kreiſe der Himmelskugel.

Der ſchöne Jüngling auf der Schwelle lächelte befriedigt. Jeder, der bei ihm vorüberging, verneigte ſich dankbar vor ihm und küßte ihm ehrfurchtsvoll den Saum der Gewandung; der Gehuldigte aber wies mit der Rechten nach oben, als wollte er ſagen, daß auch er gottgeſandt wäre, und daß der Dank einem Höheren gebührte. Noch einmal ließ er die Saiten tönen, und ſilberner Klang hallte wieder durch die Säle; dann grüßte er königlich und verließ das Schloß, um in der Tiefe des Waldes zu verſchwinden. Ein Leuchten ging von ſeiner Fußſpur aus, und ein magiſcher Schimmer deutete die Richtung, in der er entſchwunden war.

* * *

Wer war der Jüngling? Der ſinnige Leſer hat es längſt erraten. Nur wer dies zaubergewaltige Weſen kennt, wer ihm dient oder befreundet iſt, nur der hat die Verſöhnung der Gegenſätze, die wie verderbenhungrige Klippen auch unter der ſcheinbar glatteſten Oberfläche eines Menſchenlebens lauern. Nicht immer und überall erlöſt ihn der ſchöne Jüngling aus Kampf und Konflikt; das Daſein iſt keines jener Rechenexempel, die ohne Reſt aufgehen; aber wer mit den Augen dieſes Jünglings in die Welt blickt, dem verſchwindet thatſächlich jener gorgoniſch-rätſelhafte Zug in ihrem Antlitze, der das Hirn wirbeln, das Mark erſtarren macht, und den gelähmten Menſchen in die Hölle der Extreme ſchleudert.

Wer den Jüngling *nicht* kennt, wer nie die Sonnenhöhen reiner Anſchauung erſtiegen hat, der ahnt wohl auch nichts von der Polarität ſeiner eigenſten, inneren Natur. Ein Solcher mag ſich in unduldſamer Abgeſchiedenheit am Kaminfeuer weiter röſten oder in der erſtarrenden Temperatur des Saales mit dem verhüllten Bilde nicht nur die Naſe, ſondern auch das Herz erfrieren; er wird nie zu einem erlöſten und erlöſenden reinen Menſchentum gelangen, und für ihn ſind und bleiben dieſe Zeilen unverſtändlich, und das ſiebenfache Siegel, das ſie verſchließt, wird er nimmer ſprengen.

Spruch.

Du ſuchſt das Glück im Weltgebrande;
Es bleibt dir fern, ſcheint es auch nah.
Du findeſt nicht, wär' ſie auch da,
Die Perle in dem Wüſtenſande.

A. Roderich.

Die Mafia in Sizilien.

Von

Martini.

Die Mafia? werden viele Leſer fragen. Was iſt das? Eine Eigentümlichkeit Siziliens? Und mancher, der einſt dieſe ſchöne Inſel beſucht hat, antwortet darauf vielleicht: „Ach ja, ich erinnere mich, damals davon gehört zu haben; Mafia iſt der ſizilianiſche Name für Verbrecherbanden, wie ſie früher die Inſel heimſuchten.“ Dann werden wohl noch ein paar berüchtigte Namen, wie die der „letzten“ Briganten, genannt und eine Schauergeſchichte zum beſten gegeben, womit die Sache abgethan iſt. — Nun, in Sizilien ſelbſt iſt die Sache durchaus nicht abgethan; große Landſtriche und volkreiche Städte werden durch das Treiben der Mafia geſchreckt und zu Zeiten aus der dumpfen Lethargie aufgerüttelt, welche die Sizilianer gebannt zu haben und von erfolgreichem Vorwärtsſtreben abzuhalten ſcheint. Iſt doch die Induſtrie des geſegneten Landes gänzlich unentwickelt, gleich Null geblieben; der Ackerbau iſt arg vernachläſſigt, von der Viehzucht gar nicht zu reden. Es ſcheint unglaublich, iſt aber doch eine Thatſache, daß fortwährend die Dampfſchiffe von Neapel Fleiſch und Geflügel nach der Hauptſtadt Palermo überführen. Weit ſchlimmer noch würde es um die Inſel ſtehen, wenn nicht ihre natürlichen Hilfsquellen ſo überaus reiche wären; Landesprodukte, wie Südfrüchte, Wein, Schwefel u. a., werden in bedeutender Menge ausgeführt und bilden die beträchtlichſte Einnahmequelle. Die Hauptſchuld an dem Rückgang Siziliens trägt die ſittliche Verwilderung eines großen Teils der Bevölkerung, ihre entſetzlich vernachläſſigte Bildung und die lähmende Unſicherheit, welcher Perſon und Eigentum ausgeſetzt ſind. Die beiden erſt angeführten Urſachen bedingen dieſe Unſicherheit, indem ſie Erſcheinungen, wie das Brigantenweſen und die Mafia, entſtehen und erſtarken laſſen. Jenes iſt, wie wir unten ſehen werden, weit harmloſer als ſeine gefährliche Schweſter, die Mafia; hier mag nur angeführt werden, daß es nach wie vor in Süditalien, beſonders Kalabrien, und in Sizilien fortbeſteht, und daß die königliche Regierung bisher nicht imſtande geweſen iſt, ihre Verſprechungen bei Einigung der Monarchie, und die Hoffnungen, welche man auf ihr Eingreifen in dieſe traurigen Zuſtände geſetzt hat, zu erfüllen. Ohne weiteres Eingehen hierauf ſollen nur einige Vorkommniſſe der allerletzten Zeit obige Behauptung unterſtützen. So fand z. B. am 25. Auguſt v. J. bei San Giovanni Belfiore ein Zuſammenſtoß der bewaffneten Macht mit der Bande des Briganten Ricca ſtatt; ein lebhafter Kampf entſpann ſich, welcher erſt nach anderthalb Stunden abgebrochen wurde, indem ſich beide Parteien unter Mitnahme der Toten und Verwundeten zurückzogen. Man hatte es mit wohlorganiſierten und gut bewaffneten Banditen zu thun, welche in der Folge noch mehrmals mit wechſelndem Glücke bekämpft werden mußten. — Um dieſelbe Zeit wurde dicht vor den Thoren der Stadt Girgenti der Grundbeſitzer Santoro bei der Rückkehr von ſeinen Feldern nach der Stadt von Briganten „ſequeſtriert“, d. h. in die Berge fortgeſchleppt. Seine Freilaſſung erfolgte erſt nach Erlegung eines beträchtlichen Löſegeldes. — Weit größeres Aufſehen erregte die Gefangennahme des Herzogs Francesco Calvino. Derſelbe kehrte am Abend des 3. November v. J. wie gewöhnlich von ſeinem Landgute nach Trapani, ſeinem Wohnorte, zurück. Als ſein Wagen ſich der Stadt bis auf 2 km genähert hatte, wurde er plötzlich von zwölf vermummten Männern mit falſchen Bärten angehalten; ſie ſchafften Wagen und Pferde in einen nahen Hohlweg, wo dieſelben vorläufig nicht leicht entdeckt werden konnten, banden den Kutſcher an einen Baum und ließen zu ſeiner Bewachung einen Mann zurück. Der Herzog wurde fortgeſchleppt und nach einigen Tagen gegen ein Löſegeld von 150000 Frank freigegeben.

Derartige Begebenheiten ſind nicht vereinzelt und es iſt verwerfenswerte Schönrednerei, wenn man bei Erwähnung eines jeden ſolchen Vorkommniſſes immer wieder von neuem von der „nunmehrigen Vernichtung der letzten Reſte des Brigantentums“ ſpricht. Die Zeitungen, welche in dieſer Weiſe handeln, ſind für ſolche berechnet, welche die Verhältniſſe nicht kennen, während ſich in Sizilien niemand mehr durch ähnliche Berichte täuſchen läßt. Und wahrlich, wer ſich auf ſein gutes Recht und den Schutz des Staates verlaſſen wollte, wenn er einmal in die Hände der Briganten geraten iſt, wer ihnen das Löſegeld verweigerte oder Verrat übte,

würde ſich gewiß recht ſchlecht dabei befinden: es thut das eben auch niemand in ſolchem Falle, ſondern rechnet lieber mit den thatſächlichen Umſtänden, alſo mit der Macht der Banditen und der Schwäche des ſtaatlichen Schutzes ihnen gegenüber. Ein Hauptfaktor für die erſtere iſt das Anſehen, in welchem die Räuber beim niederen Volke, welches nichts von ihnen zu fürchten hat und meiſt ihre Partei ergreift, ſtehen. Sie ſind daher beſſer bedient und mit Nachrichten verſehen als die Gendarmerie. Dieſe mächtige Stütze wiſſen ſie wohl zu ſchätzen und wählen ihre Opfer ausſchließlich aus den Kreiſen der reichen Grundbeſitzer und Bürger; den Bauern, Pächtern und Hirten dagegen immer freundlich begegnend und oftmals ihre Dienſte entſprechend belohnend.

Während die Briganten ausſchließlich dem Raube leben und gewiſſermaßen aus der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchieden ſind, ſteht es mit der Maſia ganz anders, welche ſich ſeit ihrer Blütezeit unter der bourboniſchen Regierung nur wenig in der Art ihrer Organiſation und ihres Wirkens verändert hat. Die Maſia alſo fällt juriſtiſch unter den Begriff der „Associazione di malfattori“, eine „Vereinigung von Verbrechern“, ähnlich der neapolitaniſchen Camorra. Sie exiſtiert in Stadt und Land und wo ſich auch eine derartige Geſellſchaft gebildet hat — ihre Entſtehungsgeſchichte iſt immer die gleiche. Die Begründer einer Maſia ſind Leute, welche mit Verſchlagenheit gewaltthätige Geſinnung und Verwegenheit verbinden; es darf einem Capo maſioso nicht darauf ankommen, den gefährlichen Feind, den Verräter oder den widerſpenſtigen Untergebenen niederzuſtechen; hat er erſt Proben rückſichtsloſer Gewaltthätigkeit abgelegt, ſo wächſt ſchnell ſein Ruf und Anſehen. Unzufriedenheit mit ſeiner Lage und der Trieb, eine geheimnisvolle Macht über ſeine Mitbürger zu erlangen, ſind ſeine Beweggründe zur Gründung der geheimen Geſellſchaft; man darf jedoch nicht glauben, daß nur verlorene Exiſtenzen ihr angehören; nein, wohlſituierte Leute und angeſehene Bürger ſchließen ſich ihr an oder ſind ſelbſt die Anſtifter, und ihre Protektoren, welche ſie zu Zeiten für ihre ſpeciellen Zwecke benutzen, findet ſie in den höchſten Geſellſchaftsklaſſen. Natürlich fehlen in der Maſia anderſeits nicht die niedrigſten Elemente, Ausgeſtoßene, alte Verbrecher und Zuchthäusler, welche ſich gegen materiellen Gewinn gern als ausführende Organe brauchen laſſen. Der Capo ſagt: morgen muß der und der ſterben! Der Maſioſo vollführt gehorſam den Befehl, ohne auch nur nach der Urſache desſelben zu fragen. Daß dieſe Angaben nichts weniger als übertrieben ſind, wird aus den am Schluſſe mitgeteilten Thatſachen neueſten Datums hervorgehen, welche der Palermitaner monſtröſe Maſiaprozeß im verfloſſenen Herbſte mit erſchreckender Deutlichkeit aufgedeckt hat. Iſt die Mitgliederzahl der Maſia, welche manchmal in die Hunderte ſteigt, genügend angewachſen, ſo beginnt ihre eigentliche Wirkſamkeit, welche ſich in großen Städten meiſt über einen beſtimmten Stadtteil, in kleineren Orten über deren ganzes Gebiet und die benachbarte Landſchaft ausdehnt.

Was nun die Zwecke der Maſia anlangt, ſo kann man dieſelben kurz unter folgenden drei Hauptpunkten zuſammenfaſſen:

Erſtens unbedingter Schutz jedes Mitglieds, ſei es im Recht oder Unrecht, gegen die außerhalb der Maſia ſtehende Geſellſchaft und gegen Juſtizbehörden und Staatsgewalt; daneben Förderung der Privatintereſſen der Mitglieder durch erlaubte und unerlaubte Mittel. Hat ein Maſioſo ein offenkundiges Verbrechen begangen und iſt nicht mehr zu halten, ſo wird ihm wenigſtens die Flucht ermöglicht; auch im Auslande bleibt er im Verbande, wirbt neue Genoſſen und wartet geduldig, bis er ohne Gefahr wieder zurückkehren kann.

Zweitens Befriedigung der Privatrache, Unſchädlichmachung oder Beſeitigung der Feinde der Mitglieder des Geheimbundes, ihrer Konkurrenten im Geſchäftsverkehr, unbequemer Aufpaſſer und aller, die dem Ganzen gefährlich werden könnten. Ohne Schonung und Erbarmen entledigt ſich die Maſia ihrer Widerſacher und meiſt ereilt ihre Rache die Opfer, ſei es früh oder ſpät.

Drittens endlich Beeinfluſſung aller kommunalen Angelegenheiten, der Beſetzung der Aemter, der geſamten allgemeinen Intereſſen des Bezirks, gelegentlich auch der politiſchen Wahlen; kurz, Terroriſierung der Mitbürger durch Einſchüchterung, durch Anwendung von Liſt und Gewalt und durch ebenſo prompte als grauſame Beſtrafung des Ungehorſams.

Hierin, im Letztangeführten, liegt der Schwerpunkt des Wirkens der Maſia; ſie beeinflußt die Thätigkeit aller Privaten und Beamten durch die Furcht, ſie wird zu einer ver-

hängnisvollen Macht, deren verderbliches Treiben auf Schritt und Tritt fühlbar ist. Während der Brigantaggio sich mit gemeinem Raube begnügt, verfolgt die Mafia ferner liegende, in ihrem Sinne „höhere" Ziele, weshalb man an ihrer größeren Gefährlichkeit für das Land nicht zweifeln kann, da sie schließlich allmächtig wird und in alle Verhältnisse eingreift. Freilich verschmäht auch sie nicht den Raub, um die Kasse zu füllen, sondern vollführt zu diesem Behufe hin und wieder Schläge der keckſten Art. So glaubt man jetzt in Sizilien, die oben erwähnte Gefangennahme des Herzogs Calvino auf das Conto einer Mafia setzen zu müssen. Solche Ausnahmemaßregeln werden aber von den Häuptern der Mafia womöglich vermieden, denn sie haben sichere Mittel zur Förderung ihres Unternehmens. Diese Mittel bestehen aus dem den Mitbürgern auferlegten Tribute, wovon wieder ein beträchtlicher Teil regelmäßig in die Tasche der Capi wandert; sind diese doch niemand über die Verwendung der aufgebrachten Gelder Rechenschaft schuldig und lassen deshalb keineswegs ihr Privatintereſſe außer acht. Der Tributzahlung an die Mafia werden nicht nur die kleinen Gewerbtreibenden und die Kaufleute ihres Bezirks unterworfen, sondern auch die höchſtgestellten und einflußreichſten Persönlichkeiten müssen dieselbe leisten, um ihr Eigentum zu sichern oder wenigstens vor den schwersten Brandschatzungen zu schützen. Versuche, sich jener Abgabe zu entziehen, nehmen meist ein schlechtes Ende. So passierte letzten Herbst in Palermo folgender Vorfall: Ein reicher Aristokrat engagierte einen neuen Wächter für seine ausgedehnten Fruchtgärten, welche dicht an der Vorstadt gelegen sind. Dieser Wächter, ein redlicher und furchtloser Mann, trat vor seinen Herrn und ersuchte ihn, in der Folge den bisher üblichen Tribut an die herrschende Mafia Amoroso (so genannt und bekannt nach dem Namen der Häupter) nicht mehr zu entrichten: er wolle Tag und Nacht eifrig über dem Besitze seines Brotherrn wachen und sei von der Polizei durch kostenfreie Erteilung eines Waffenpasses für das Tragen eines Gewehres unterstützt worden, um sein Unternehmen wirksam durchführen zu können. In der That wurde die Abgabe an die Mafia alsbald eingestellt und als diese durch Beraubung und Verwüstung der betreffenden Gärten Repressalien ausüben wollte, fand sie sich durch die Unerschrockenheit des Wächters in ihrem Vorhaben zu sehr gestört. Daraufhin erhielt der Eigentümer der Gärten den Besuch eines Abgesandten der Mafia, welcher ihm in wenig Worten auftrug, den neuen Wächter binnen kurzer Frist zu entlassen. Solcher Aufforderung war in früheren Fällen regelmäßig entsprochen worden; hier jedoch geschah es nicht, und nach wenigen Tagen fand man den treuen Hüter hinterrücks erschossen unter den üppigen Limonen und Orangen. Seitdem ging der Tribut wieder regelmäßig ein.

Es ist auch vorgekommen, daß ein simpler Krämer, welcher seinen Laden in eine belebte Gasse verlegt hatte, wo er der Kontrolle der Mafia entrückt zu sein glaubte, die Zahlung der ihm auferlegten Abgabe verweigerte. Ein sein Leben gefährdender Dolchstich war die Strafe. Der Mann wurde im städtischen Hospital sorgsam gepflegt und vom Tode gerettet. Als er vernehmungsfähig war, fragte man ihn nach dem Vollführer der That. Er gab an, denselben wohl zu kennen, war aber nicht zu bewegen, ihn den Gerichten namhaft zu machen. Allein das geringe Vertrauen, welches er in den Schutz derselben setzte und die eingewurzelte Furcht vor der weitreichenden Macht der Mafia hielt ihn von der Denunziation ab; zu seinem Geschäfte zurückgekehrt, beging er nie mehr die Velleität, die Tributforderung abzuschlagen. — Ueberhaupt läßt der Sizilianer die Behörden gern außer Spiel; es ist für ihn eine größere Genugthuung, selbst Rache zu nehmen für erlittenes Unrecht, und häufig wiederholen sich die Fälle, in welchen der Geschädigte sich weigert, seinen Feind den Gerichten anzugeben. Er zieht es vor, ihn eigenhändig bei nächster Gelegenheit niederzustoßen, selbst wenn er dann langjährige Freiheitsstrafe zu verbüßen sichere Aussicht hat. Ganz dieselbe Erscheinung findet sich auf Sardinien und Korsika wieder, und durch die gleichen Ursachen erklärt sich die dort verbreitete Ausübung der Blutrache.

Ueber die innere Organisation der Mafia läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß ihre Statuten von drakonischer Strenge sind. Verrat wird unbedingt mit dem Tode bestraft, und die Furcht hält schwache und schwankende Mitglieder in Bann. Ungehorsam gegen die Oberen unterliegt ebenfalls der härtesten Ahndung; mit allen Mitteln wird der Besitzstand des ungehorsamen Mafioso ruiniert, seine Erwerbsquelle verstopft, seine bürgerliche Stellung zerstört. Wie der

Ungehorsam auch von Nichtmitgliedern bestraft wird, haben wir bereits an den erzählten Beispielen gesehen; die letzte Gewaltmaßregel ist immer der Mord, wenn anders Fügsamkeit nicht zu erlangen ist. Die Mafia hat ein anerkanntes Oberhaupt, welches in allen Fragen endgültig entscheidet und die Blutbefehle erläßt; ihm steht ein Beirat von hervorragenden Mitgliedern der Gesellschaft zur Seite, welche ebenfalls einen gewissen Einfluß auf alle Entschlüsse ausüben, aber doch nur beratende Stimme haben. Ein Sekretär führt die Korrespondenz mit den auswärtigen Mitgliedern; dieselbe wird möglichst beschränkt und nur unter den herkömmlichen falschen Namen geführt, da sie am leichtesten zum Verräter werden kann, wie es in der That schon geschehen ist (vergl. unten Prozeß Amoroso). Die Kassenverwaltung behält sich in der Regel der Capo selbst vor; er bestimmt die Anteile an der Beute für die einzelnen Mitglieder, erteilt ihnen Unterstützungen und Belohnungen und nimmt jedesmal den Löwenanteil für die Kasse oder — für sich selbst vorweg. Unterschlagungen seitens der Mitglieder werden weit härter bestraft als sonst im bürgerlichen Leben durch die Gerichte. — Die Mafiosi kennen sich nicht einmal alle gegenseitig, ein Grund mehr, niemals vor etwaiger heimlicher Beobachtung sicher zu sein und eine wirksame Waffe in der Hand der Oberen. Diese selbst sind als solche meist aller Welt bekannt und ihr Name ist gefürchtet, ihr Einfluß unbestritten. Auch die Polizei kennt sie und ihre Thaten, doch nicht in dem Maße wie das Volk. Sie werden nach besonders frechen Handstreichen und bei dringendem Verdacht in Untersuchungshaft genommen, ein Prozeß gegen sie instruiert. Dann verdoppelt sich die Thätigkeit der Mafia zum Schutze ihrer Angehörigen und verschärft sich ihre Ueberwachung der Mitwisser; die Einschüchterung des Publikums wird mit vergrößertem Eifer betrieben. Denn über die Gefängnismauern hinaus reicht die Macht des Mafioso, und der Prozeß endigt meist mit seiner Entlassung aus Mangel an Beweisen, da belastende Zeugenaussagen selten zu befürchten sind: die Furcht schließt den Mund des Volkes. Um so weniger ist den Häuptern der Mafia anzuhaben, als sie sich wohl hüten, durch Unvorsichtigkeiten ihre eigene Person zu kompromittieren, und trotz polizeilicher Ueberwachung, trotz oft wiederholter Haussuchungen stehen die Behörden ihnen ohnmächtig gegenüber. Die Polizei von Palermo zum Beispiel unterhält sehr zahlreiche, bezahlte Spione, deren Beschäftigung mit großen Gefahren verbunden ist, aber selten Früchte trägt, da sie die geschlossenen Reihen der Mafia nicht zu durchbrechen vermögen. In Stadt und Land entfaltet die Polizei eine wahrhaft unermüdliche Thätigkeit, und wird durch das ausgezeichnete und zuverlässige Gendarmeriecorps der Carabinieri mit aller Anstrengung unterstützt. Auch Militär wird noch heutzutage auf Sizilien in weitester Ausdehnung zu dem wenig anmutenden Sbirrendienste verwendet. Alle Hauptstraßen der Insel sind durch massive Wachthäuser mit militärischer Besatzung besetzt und häufige Patrouillen werden von diesen bei Tag und Nacht zu oft recht anstrengenden Ronden ausgesendet; ja selbst ohne ausgesprochenen Wunsch erhalten Reisende Bedeckung, wo es ratsam scheint. Allein das mächtigste Hindernis für die endliche Beseitigung der Unsicherheit liegt, wie gesagt, im sizilianischen Volke selbst, und die Bemühungen der italienischen Regierung werden so lange nur ungenügende Resultate ergeben, als die Sizilianer die von ihr geschickten Beamten als hassenswerte Fremdlinge, die Polizei als eine Kaste zur Unterdrückung des Volkes betrachten. Wie tief diese Voreingenommenheit, fast könnte man sagen dieser Haß, eingewurzelt ist, zeigt der Unwille und die Widerspenstigkeit, womit das niedere Volk (welches überhaupt in dieser Beziehung hauptsächlich in Betracht kommt) den ausführenden Organen der Staatsgewalt begegnet. Ist es nicht Abscheu erregend, daß Carabinieri bei ihren pflichtgemäßen Streifereien hinterrücks ermordet worden sind, ohne daß persönliche Feindschaft oder etwa Selbstverteidigung seitens der Thäter das Motiv gewesen wäre? Nein, die grausame Genugthuung, ungestraft einen der verhaßten Wächter der öffentlichen Sicherheit niederstrecken zu können, bildete allein den Beweggrund. Fast niemals wagen sich daher die Gendarmen einzeln hinaus.

Die Häupter der Mafia Amoroso in Palermo verurteilten einen Vetter gleichen Namens zum Tode und ließen ihn in der That ermorden, „weil er den Familiennamen durch das Tragen der italienischen Carabinieri-Uniform geschändet hatte", obwohl jener brave Jüngling sich von ihrer verbrecherischen Gemeinschaft absolut fern gehalten hatte und daher nicht einmal imstande gewesen wäre, ihr durch Verrat zu schaden.

Wenn die Mafiosi sich bereits in den Händen der Gerechtigkeit befinden, denkt ihrer das leicht impressionierte Volk eher mitleidig als der armen Verfolgten, denn als der strafwürdigen Verbrecher. Nur deshalb war es möglich, daß vor zwei Jahren in Palermo Gefangene, welche im Polizeiwagen unter Eskorte vom Gefängnis nach dem Gerichtsgebäude geführt wurden, der Begleitmannschaft auf offener Straße entrinnen konnten, nachdem sie den zu wenig solide gebauten Wagen von innen auseinander gesprengt hatten und hinausgesprungen waren. Das aus Neugier in Masse versammelte Volk bot ihnen bereitwillig Mithilfe zur Flucht, indem es ihnen eiligst Platz machte, sich aber dann vor den Gendarmen wieder wie eine undurchdringliche Mauer zusammenschloß. Letzthin war das Tribunal bei Gelegenheit des großen Mafiaprozesses vorsichtiger; nicht nur wurden zum Geleite der Gefangenen Gendarmerie und Militär in übergroßer Stärke befohlen, und waren im Sitzungssaale Polizisten und Soldaten in unverhältnismäßiger Anzahl aufgestellt, während die Angeklagten hinter einem starken Gitter wie wilde Bestien im Tierkäfig saßen; nein, selbst alle Straßen, durch welche der Transport führte, wurden für Fußgänger und Wagen zunächst während der ganzen Dauer der Sitzung, dann auf lebhafte Reklamationen der Ladenbesitzer hin für die Dauer des Transports gesperrt. Man hatte eben vor einem gewaltsamen Befreiungsversuche Angst.

Der erwähnte Prozeß, schon an und für sich interessant, rief in allen Schichten der Palermitaner Bevölkerung, in deren Mitte sich die darin verhandelten Vorgänge abgespielt hatten, Aufregung und Spannung auf den Ausgang hervor; man sprach von nichts anderem, als von der Mafia Amoroso und debattierte lebhaft die Chancen der Angeklagten. Die Mannigfaltigkeit der sich im Laufe der Verhandlungen aufrollenden Bilder aus dem Verbrecherleben, die entsetzliche Grausamkeit, womit die Mafiosi Ströme von Blut vergossen hatten, die zur Sprache kommenden Scenen der vollendetsten Räuberromantik alles vereinigte sich, um das Publikum bis zum Schluß in atemloser Spannung zu erhalten. Einige kurze Notizen über diesen Prozeß mögen schließlich zur Illustrierung der vorangehenden Skizze über die Mafia dienen.

Angeklagt waren 23 Bewohner von Palermo, wovon drei flüchtig, als Mitglieder der Mafia, welche von den fünf Brüdern Amoroso, wohlhabenden Besitzern, in der Vorstadt Orto Botanico vor länger als zehn Jahren gegründet worden war und seitdem jenes Stadtviertel terrorisiert hatte. Die Voruntersuchung hatte mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen; freilich sprachen die Leute auf der Straße davon, daß die Amoroso diesen Mord und jenen Raub vollführt hätten; allein sobald der Untersuchungsrichter nach Beweisen für die Richtigkeit seiner und aller Ueberzeugung forschte, wurde jedermann überaus zurückhaltend und vorsichtig: einer hatte es immer nur vom andern gehört! Ein Ehepaar, dessen jugendliche Tochter als Aufwärterin im Hause der Amoroso beschäftigt, den Lüsten eines der Mafiosi zum Opfer gefallen und darauf eines Tages auf Nimmerwiedersehen „verschwunden" war, fand erst nach Wochen den Mut, bei der Polizei die betreffende Anzeige zu machen: so sehr war man von der Nutzlosigkeit dieses Schrittes und von der Furcht weiteren Unglücks überzeugt, falls man die Mafia reize. Wie einem Verhängnis beugte man sich ihr. — Der Staatsanwalt wünschte sich — nach seinem eigenen Ausdruck — Argusaugen, um alle die unzähligen Verbrechen der Mafia ergründen zu können. Endlich hatte er genug Beweismaterial gesammelt zur Ueberführung der Mafiosi, seit dem Jahre 1874 neun Morde vollbracht, deren zwei versucht zu haben: dies genügte, ihnen den Hals zu brechen. Die meisten waren teilweise wegen derselben Verbrechen, für welche sie nun zur Rechenschaft gezogen wurden, schon früher wiederholt, doch immer resultatlos, zur Untersuchung gezogen worden. „Mangel an Beweisen" hatte sie jedesmal der Freiheit und ihrer verbrecherischen Thätigkeit zurückgegeben. Unter anderem war eine rivalisierende Geheimgesellschaft gleicher Art von der Mafia Amoroso aufgerieben, ihre Mitglieder fast vertilgt worden, obwohl einst zwischen beiden ein mit Blut unterschriebener Friedensakt vollzogen war. — Die wertvollsten Beweismittel über Organisation und Wirksamkeit der Mafia erhielt der Staatsanwalt durch Uebersendung einer Korrespondenz seitens eines Sizilianers, welcher in New Orleans ein Hauptmitglied der Mafia, den berüchtigten Salvatore Marino, kennen gelernt hatte. Auf dem Sterbebette bat ihn dieser, gewisse Briefe vor seinen Augen ins Feuer zu werfen. Der Betreffende rettete die Briefe, an ihrer Stelle wertlose Pa-

piere den Flammen übergebend, und unterstützte durch ihre Uebersendung aufs wirksamste die Behörden bei der Instruktion des Mafiaprozesses.

Am 29. August 1883 begannen die Verhandlungen vor den Geschworenen. Jeden der drei Transporte, in welchen die Angeklagten zum Gerichtsgebäude geführt wurden, begleiteten mehr als 50 Polizisten und Soldaten, während der betreffende Straßenzug, welcher passiert wurde, fürs Publikum gesperrt war. Zur Dienstleistung im Sitzungssaale waren circa 150 Mann unter ihren Offizieren kommandiert. Die langwierigen Sitzungen, in deren Verlaufe etwa 300 Zeugen vernommen wurden, fanden nun täglich außer an den Sonntagen statt. Die Verstocktheit der Angeklagten während der Verhandlungen war grenzenlos; schlechte Witze und Lachen war bei ihnen etwas Alltägliches, und sie machten den Eindruck von Zuschauern einer Theatervorstellung. — Erst am 17. Oktober 1883 fand die Schlußsitzung in diesem für alle Beteiligten in höchstem Grade anstrengenden Prozesse statt. An diesem Tage um die Mittagszeit zogen sich die Geschworenen in das Beratungszimmer zurück; den Nachmittag und die ganze Nacht hindurch waren sie mit der Beantwortung der ihnen vom Tribunal gestellten Fragen, an Zahl nicht weniger als 424 (!) beschäftigt, und erst am nächsten Morgen um 7½ Uhr konnte das Resultat derselben verkündigt werden. Die Vorlesung des Spruchs der Geschworenen nahm allein zwei Stunden in Anspruch. Nun stellte der Staatsanwalt seine Anträge und nachmittags um 4 Uhr wurde vom Gerichtshofe das Urteil gesprochen, welches über zwölf der Angeklagten die Todesstrafe, über die anderen langdauernde Freiheitsstrafen (bis 25 Jahre Bagno) verhängte.

Alle Gutgesinnten begrüßten das strenge Urteil mit offenbarer und unverhehlter Genugthuung; der Staatsanwalt hatte richtig vorhergesagt: „Wenn auch die Füße der Gerechtigkeit von Blei sind und sie nur langsam vorwärts schreitet, endlich erreicht sie dennoch die Schuldigen und zertritt diese zum Wohle der Menschheit!“

Eisenberg.

Eine römische Industriestadt der Vergangenheit auf deutschem Boden.

Von

C. Mehlis.

„Civis Romanus sum“. — „Ich bin römischer Bürger“, diese Signatur galt ja lange Jahrhunderte nicht nur bei den wirklichen Welschen sondern auch bei den echten Deutschen als hervorragender Ehrentitel.

Und wahrhaftig kein Volk der Vergangenheit darf solche Bezeichnung des Bürgerrechtes mit größerem Stolze tragen als die Bezwinger des Erdkreises — die Römer.

Nicht nur Punier und Griechen, Asiaten und Afrikaner, Gallier und Germanen überwand die kriegsgeübte Jugend Roms und Italiens, sondern jenen Völkern, welchen sie allen das beste ihrer Einrichtungen, ihrer Kulte, ihrer Bildung entnommen hatte, brachten sie im reichlichen Maßstab das Entgelt für solche Vergewaltigung in dem Stempel der römischen Kultur, den sie jedem einzelnen der besiegten Völker aufzudrücken verstanden. Noch heute zeugen ja die Arenen und Wasserleitungen, die Tempel und Kastelle, die Münzen und Inschriften, die wir im Bereiche des ganzen imperium Romanum auf und unter der Erdoberfläche vorfinden, von der gewaltigen Kulturhand, die der bezwungenen Völker ganze Kraft zusammenfaßte, um in römischen Formen den römischen Zwecken zu dienen. Und ebensosehr legt von diesem durchdringenden Einflusse der Tiberbewohner das innere Leben der romanisierten Nationen Zeugnis ab.

Römische Sprache, römisches Recht, römische Sitte, römische Götter hielten ihren siegreichen Einzug zu den niedergeworfenen Stämmen an dem Euphrat und an der Rhone, an

der Themse und am Rhein, und das einheimische Leben verfiel oder wurde umgewandelt zu Gunsten des stärkeren Typus.

All dies hat in den einzelnen Phasen des Gesamtprozesses von seiten der Archäologen und Historiker schon verdiente Beachtung gefunden. Eins nur hat man bisher bei der Betrachtung dieser Kulturentwickelung weniger der Beachtung unterzogen — den Einfluß römischer Technik.

Wenn auch der Römer, besonders in dem ersten Jahrhundert seiner Herrschaft am Rhein und an der Donau, als Krieger dem Barbaren gegenübertrat, so ging doch selbst in solcher bewegten Zeit eine Reihe von neuen Bildungselementen in die benachbarte Germanenwelt über, welche, wie der Stein im Wasser, jenseits des Grenzgrabens ihre Kreise zogen. Gerade aber in der technischen Behandlung des Thones, des Steines und des Metalles hatten die Römer als gelehrige Schüler der Griechen und Etrusker, der Spanier und Punier Tüchtiges zu leisten gelernt, und diese Fähigkeiten setzten allgemach in das Land der barbarischen Nachbarn an den Landesgrenzen über und gingen daselbst in das Fleisch und Blut der Halbwilden über.

Bildnis des Waldgottes Silvanus (S. 204).

War auch die Hauskunst der Germanen, von welchen wir im besonderen reden, sowohl nach den Nachrichten der Autoren wie Tacitus und Plinius, keine ganz niedere, und weiß ersterer selbst von dem Schmucke zu reden, mit dem die Rheinanwohner des Aeußern ihre sonst primitiven Blockhäuser bedachten, so hatte sich doch Technik und Kunst im dichten Dunkel ihrer Waldungen nicht über die Stufe erheben können, welche die Wilden des heutigen Tages, Neuseeländer und Congoneger, mit ihren einfachen Geräten und Vorstellungen zu erreichen wissen.

Mit Mühe und Not verstand es der Germane, aus dem Sumpferz und dem Raseneisenstein das nötigste Material für den Pflug und die Lanze zu gewinnen; mit einfachem Griffel zeichnete er rohe Ornamente in die schlecht gebrannten Gefäße ein, welche der Rundung der Drehscheibe entbehrten; anstatt hehren Göttertempeln und Marmorstatuen dienten seinem religiösen Bedürfnisse unförmliche Klötze oder phantastische Bilder.

Aber mit dem kampfbereiten Legionär rückte allgemach der Handelsmann, der Handwerker und der Künstler ein in das Dickicht des Hercynischen Waldes, und von den Mittelpunkten aus, welche der vielerfahrene Welsche an den Hauptpunkten des Rheins und der Donau gegründet hatte, strahlte das Licht aus, welches nach jähem Niedergange während des Sturmes der Völkerwanderung zwar erlosch, aber in der Renaissance der Karolingerzeit seine Leuchte wieder erhielt, um fortan ohne Störung das Emporblühen des germanischen Kulturbaumes hell zu bestrahlen.

Wolle der geneigte Leser uns zu einem solchen Centrum begleiten, während dessen Blüteperiode der Römer dem Germanen zum Vorbilde die von Italien mitgebrachten technischen Fertigkeiten verwandt hat, um mit einheimischem Ma

terial seiner Position neue Stützpunkte für Krieg und Frieden zu verschaffen. —

Von der Saar führte über das niedrige Hartgebirge, welches längs der ganzen Linie vom Rheinkamm bei Basel bis zur Rheinniederung bei Köln die bequemsten Passagen von West nach Ost bot, ein uralter Straßen- und Handelszug längs den Mooren bei Landstuhl und Kaiserslautern und weiter zum Ursprung der Alsenz, über den Paß des Schorlenberges in das Eisthal. Der Weg stieg in dieses hinab und zog an seinem rechten oder südlichen Hochufer durch den Wald hinaus in die Ebene bis nach Worms, dem altgallischen Borbetomagus. Die mittlere Mosellandschaft mit dem in seinem Centrum gelegenen Divodurum = Metz, dem Hauptorte der gallischen Mediomatricer und das mittlere Rheinland waren durch diesen Straßenzug seit uralter Zeit auf dem geradesten Wege miteinander in Verbindung gesetzt. Die ältesten Ansiedler, welche sich noch des Steinbeiles bedienten, hatten sich schon längs dieser Linie angesiedelt, und als ihre Nachkommen vom Süden her mit der schimmernden Bronze bekannt wurden, errichteten sie die hohen Grabhügel, ihre Totenmale, gleichfalls längs dieses Völkerweges. Die Römer, welche stets die Errungenschaften ihrer Vorgänger sich zu eigen machten, benutzten ebenfalls diese direkte Straße, um sich von Augusta Treverorum, Trier, und Divodurum, Metz, aus mit dem halb gallischen, halb germanischen Gebiete am unteren Mittelrhein, dessen Hauptstadt Borbetomagus, Worms, war, in nächste Verbindung zu setzen.

So wandeln wir, wenn wir die Quelle der Alsenz bei Alsenborn verlassen und über den einsamen waldigen Bergrücken des Schorlenberges dem Rhein zu nach Osten fürbaß ziehen auf altbetretenem Pfade. Mäßig führt die Straße bergan, um in steileren Schlangenlinien dem klaren Wasser eines kleineren alpinenhaften Sees zuzustreben, in welchem der Bach, dem wir jetzt zu folgen haben, die Eis, ihren Ursprung erhält. Ringsum ist der krystallhelle Eisweiher oder die Eiswog von waldbedeckten Höhen eingeschlossen, welche zum sogenannten Stumpfwalde gehören, urkundlich „stamp“ genannt. Der ganze weite Forst bildet den Tummelplatz zahlreichen Wildes, vor allem der borstigen Wildschweine, und die Jäger der ganzen Vorderpfalz zieren sich gern mit den Hauern der erlegten Ungetüme. Das war schon zur Römerzeit so, und des ist Zeuge das im Sandstein kunstreich gehauene Bildnis des Waldgottes Silvanus, das hoch erhaben vormals auf dem Bergrücken zur Linken stand und von Waldarbeitern vor einem Menschenalter (anno 1843) in drei Stücke gebrochen dort vorgefunden ward. Der Gott ist fast in Lebensgröße mit dem kurzen Jagdgewande (S. 203) dargestellt, auf der Brust hängt die Jagdtasche, in der Rechten hält der bebartete Mann den starken Speer und zu seinen Füßen liegen links und rechts zwei Rüden, welche den Hirschen und Sauen tüchtig nachsetzen sollen. Das Piedestal trägt eine Inschrift, nach welcher ein Römer oder ein romanisierter Gallier Lucidus Cinonis (Sohn des Cino?) zur Erfüllung eines Gelübdes dem Gotte Silvanus dies Denkmal weihte. Vielleicht, daß dem Votanten vor Zeiten hier ein Kernschuß gelang, vielleicht daß ihn die Gottheit aus Unheil errettete! Die Technik des Votivsteines zeugt von recht gutem Verständnis; der Gott und seine Begleiter sind mit Sicherheit und Verständnis aus dem Material, dem Buntsandstein des Hartgebirges, herausgearbeitet.

Wir verfolgen den Waldweg zur Rechten, moosig und verlassen, doch fest und wohlgefügt. Es ist die alte Römerstraße, welche oben auf dem Bergrücken den nächsten Weg verfolgt, während die moderne Straßenanlage dem Thale zu in sanften Windungen läuft. Bald fallen uns mächtige Steinringe zur Rechten und Linken auf; Hügel wohl 40—50 Schritte im Durchmesser, welche bald in gewissen Abständen, bald regellos den Weg begleiten. Es sind Grabmale vorrömischer Volksstämme, deren Tote hier mit Schmuck und Waffen aus Bronze, mit rohen Ringen und perlengestickten Leibgürteln, sowie mit rohen Urnen unter primitiver Steinwölbung im Schatten der mächtigen Buchen schlummern. Aber daneben liegen andere, mehr ovale und noch ausgedehntere Steinhaufen, welche aus Eisenschlacken bestehen, welche schwer wiegen und eine hellgeschmolzene, mehr getropfte wie geflossene Masse zeigen. Die letzteren lehnen sich zumeist an die Hänge von Hügeln an, und ihre Untersuchung hat gezeigt, daß es die Ueberreste alter Eisenschmelzen sind. Schon vor den Römern in den ersten Jahrhunderten vor Christus haben die erfindungsreichen Urbewohner dieser mit Eisenstein aller Art reichgesegneten Gegend es verstanden, in einfacher Weise durch starken Holzkohlenbrand dem Eisenerz einen Teil seines Gehaltes zu entnehmen. Nur die Hälfte oder wenig mehr des Eisenstoffes ward flüssig und war

zu Waffen und Werkzeug zu verschmieden, das andere Material blieb gefangen in der Schlackenmasse.

Noch legt manch verbogenes Eisenschwert, manch starker Eisenring, der in den anstoßenden Grabhügeln ausgegraben ward, Zeugnis ab, wie diese vorgeschichtlichen Ansiedler das Eisen zu ihren Gewaffen umzuschmieden verstanden. Aber weiter durch den dichten Forst, in welchem nur hie und da ein Gehöfte verstreut liegt, hinaus in die Thalmulde! Pochen und Hämmern tönt an unser Ohr, wir sehen im Eisthale unten gedehnte Fabrikhallen und stark qualmende Essen sich erheben. Da wird geschmolzen und gegossen, gehämmert und geformt, daß weit und breit das Thal von dem Lärme lebendig wird! Es ist das Eisenhüttenwerk der Gebrüder von Gienanth, der pfälzischen Krupp, das seit 1½ Jahrhunderten die Eisenerze der Umgegend verhüttet hat und jetzt im Eisenguſſe Vortreffliches leistet. Und weiter unterhalb der weitgedehnten Fabrikanlagen schimmern glänzend rote Ziegel und gelbliche Ornamentstücke. Der feine Thon hierzu wird an den Hängen der weitgedehnten Thalmulde gewonnen, welche das Eisthal von Eisenberg abwärts bildet, und der sonst seltene weiße und blaue, der gelbe und braune Thon, der in tiefgehenden Lagern rings gewonnen wird, geht zu Fabrikationsstellen, welche weit entfernt von hier liegen. Die allgemein bekannten Mettlacher Plättchen, die Kölner Pfeifen, das frühere Frankenthaler Porzellan, die großen Terracottavasen, die bauchigen Drainageröhren und hundert andere Gegenstände der massenhaften Herstellung besserer keramischer Gegenstände werden aus dem Material des Eisthales fabriziert. Und Thon und Eisen hat vor Jahrhunderten bereits der Gallier und der Römer hier aufgespürt, verarbeitet und exportiert — tout comme chez nous!

Wir sind längs dem südlichen Hochufer der Eis weitergewandelt und stehen jetzt an dem Bahngeleise, das uns in wenig Minuten zum Bahnhofe von Eisenberg bringt. Das alte Isanberc, das schon im 20. Regierungsjahre Kaiser Karl des Großen, also Ende des 8. Jahrhunderts in Urkunden erscheint, ist nach langem Schlafe, während dessen die Stätte wohl ausgeruht hat, von dem bunten Leben zur Römerzeit wieder aufgewacht und entrichtet dem Verkehre und dem Merkur seinen leicht zu bezahlenden Tribut. Eisenteile und Thonwaren, Säulen und Kessel, Walzen und Mobiliargegenstände, alles aus dem schweren Blute der Erde, dann wieder Waggons voll blendender Erde und roten Dachziegeln gehen mit Dampfkraft gen Worms, dem Rheinthale zu, um von dort in aller Völker Länder zu wandern. Dort drüben am Hange einer bewaldeten Kuppe, hinter Lehnen mit weißschimmernden Thonlagern, überragt von einem mittelalterlichen Befestigungsturme, den Meister Klapperbein bewacht, liegt das industriereiche, aber menschenarme Eisenberg, bewohnt von etwa 1½ tausend Seelen.

Die ganze Umgegend des Ortes und dieser selbst, besonders aber die Südseite des Thales, auf welcher die Bahngebäude und oberhalb desselben der Friedhof liegt, bildet eine wahre Fundgrube für römische Altertümer. Kein Tag vergeht, ohne daß der fleißige Ackersmann ein „Heidenköpfchen", wie hier die Römermünzen genannt werden, der schweren Scholle entnimmt. Hunderte wertvoller Münzstücke und Medaillons von allen Kaisern, in allen Größen, aus Gold und Silber, aus Billon und aus Kupfer sind dem Boden entnommen worden. Nicht nur Gefäße, kleine Bronzen, Gläser, Waffen, Instrumente, Eisenteile aller Art aus der Okkupationszeit vom 1.—5. Jahrhundert n. Chr. bilden die Gegenstände der seit Menschengedenken andauernden Funde, auch wertvollere Gegenstände sind darunter. Am rechten Ufer zog sich inmitten des heutigen Ortes eine römische, mit Häusern besetzte Straße. Hinter jedem Wohnplatz befand sich ein tiefer, nach unten spitz zulaufender Ziehbrunnen. Am Boden eines derselben grub man aus dem Flötzsande eine Goldwage, ein Ohrlöffelchen und Zängchen, alles aus Bronze, dazu eine eiserne Fibel. Die vier Gegenstände lagen in einer kunstreich abgedrehten Doppelkasserole mit Durchschlag. Dieselbe hat einen charakteristischen breiten Stil mit Absätzen, und das Metall zeigt Spuren von Vergoldung. Das Stück gehört in deutschen Museen zu den seltensten Gegenständen. Eine andere, östlich des Bahnhofes und längs der Bahnlinie laufende Gebäudereihe lieferte neben zahlreichen Münzen einen großen Kessel, eine weitbauchige Flasche, beides aus Bronze, und neben Gefäßen der mannigfaltigsten Art einen Metallgegenstand von vorzüglicher Arbeit. Ein Bronzebeschlag, (S. 206) diente es, wie andere der Art, doch von roherer Form, nach Ansicht des Altmeisters der deutschen Altertumskunde, des Direktors

Lindenſchmit zu Mainz als Deichſelbeſchlag. Dasſelbe iſt kunſtreich hohl gegoſſen und ſorgfältig ornamentiert. Das Schlußende läuft in einen fein ſtiliſierten Adlerkopf aus, der eine Erbſe im Munde hält. Der unten angebrachte Aufhälter hat die Geſtalt eines Baſilisken, der ſich dem Adler mit dem kammgeſchmückten Haupte zuwendet. Leider ſind die meiſten ſeltenen Fundſtücke nach aller Herren Länder verſchleppt; Eiſenberger Münzen haben allerwärts guten Klang und das Ausland beſitzt deren mehr, oft unter fremdem Namen, als die Heimat. Seit neueſter Zeit ſind charakteriſtiſche Funde im germaniſchen Nationalmuſeum zu Nürnberg und im Provinzialmuſeum zu Speyer aufbewahrt.

Von der intenſiven Koloniſierung und dem langandauernden Aufenthalt der Römer an dieſer günſtigen Stelle, wo man den Verkehrsadern nahe war, ohne des Schutzes von Wald und Berg zu entbehren, zeugt die Thatſache, daß nicht weniger als drei Friedhöfe aus der Römerzeit zu Eiſenberg konſtatiert wurden. Der eine liegt drüben zu Ende der Brunnenſtraße, wo das Thal gen Worms zu zieht; hier war die Aſche in Urnen beigeſetzt, die einfach in den Erdboden geſtellt waren. Die als Obolus daneben liegenden Münzen gehören dem 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. an. Ein zweiter Begräbnisplatz lag dem erſten gegenüber am rechten Ufer, ebenfalls außerhalb der Wohnplätze nach Oſten. Ein Hügel, Senderkopf genannt, deſſen Name wohl von incendarium, Verbrennungsplatz, herrühren mag, ſtreckt ſich dort mit flachem Scheitel empor. Hier waren die Aſchenurnen in ausgehöhlten Steinkiſten beigeſetzt oder zwiſchen geſpaltenen Steinplatten aufgeſtellt. In jedem Grabe lagen außer der Haupturne gehenkelte Amphoren, Thränenkrüglein, Thonlämpchen, Glasbecher und Münzen. Letztere weiſen auf die Benutzungszeit des Friedhofes im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. hin. Einer noch ſpäteren Periode, welche bereits in die Zeit des Chriſtentums hineinreicht, gehört der dritte Leichenhof an. Er liegt etwas weſtlich von der altromaniſchen Kirche des Ortes. In wohlbearbeiteten, ſteinernen Sarkophagen, die von Weſt nach Oſt lagern, wie es der Chriſtenglaube verlangte, waren hier die Leichen beſtattet. Daneben lag manch geſchmackvoll und eigenartig verzierte Urne, mancher Reſt von perlenverzierten Gürteln, auch eine zu Stein gewordene Salbe u. a.

Während die Straßen des römiſchen Platzes, dieſes Vicus an der Eis, dem Bache entlang von Weſt nach Oſt zogen und zwar zu beiden Seiten desſelben, lag das Centrum der hieſigen merkantilen und militäriſchen Römermacht am ſüdlichen Hochufer der Eis, wo die Hauptverkehrsader, die Straße nach Worms und Metz zog. Etwas oberhalb des Bahnhofes liegt nach Norden, Weſten und Oſten von ſchluchtenartig eingeriſſenen Verbindungsſtraßen umgeben ein kleines Hochplateau. Von dieſem aus hat man

Bronzebeſchlag einer Deichſel (S. 205).

einen freien Blick auf die ganze, wohl zwei Stunden lange Thalmulde, die bei Aſſelheim, dem Förderungsplatze eigenartiger Bauſteine, von ihrer Farbe „Kapuziner“ genannt, mit einer Thalenge abſchließt. Gen Oſten bemerkt man die Türme des Wormſer Domes und dahinter des Odenwaldes kegelförmige Berghäupter, im Norden liegt die weite Hochfläche, wo der Naſſauer Adolf gegen den Habsburger anno 1298 Krone und Leben verlor, im Weſten dreuen die dunklen Waldhäupter des Stumpfwaldes und Schorlenberges und im Süden blicken über die Hochfläche einzelne Bergmaſſen, welche das Iſenachthal begrenzen. Hier war im Eisthal für Land und Leute, Gut und Geld am leichteſten Wacht zu halten; der Ort heißt bedeutungsvoll „Hochſtatt“ und ſeine Fläche und deren nächſte Umgebung bildete, nach den gefundenen Denkmälern und Baureſten zu ſchließen, den Mittel-

Digitized by Google

punkt und das Reduit der ganzen römischen Ansiedlung. Das Ganze war nach Art eines Kastelles von einer starken, im Viereck ziehenden Mauer umzogen. Im Inneren desselben erhob sich auf 3 m dicken Mauern ein 25 m langes und 19 m breites Gebäude; dasselbe enthielt sechs Gelasse und hatte seinen Eingang nach Norden. Asche und Kohlen, verbranntes und geschmolzenes Metall, zerbrochenes und geschwärztes Geschirr, massenhafte Knochen von Rind und Wildschwein im wilden Durcheinander mit Ziegelstücken und Mauerbrocken, was man alles in den letzten Jahren bei Nachgrabungen vorfand, vermelden von dem Greuel der Zerstörung, mit dem hier, wie an allen Punkten dieser Römerkolonie, das blühende Leben zu Grabe getragen ward.

Auf der Hochstatt und nahe derselben hat der Landmann schon manchen goldenen Schatz gehoben und der Altertumsfreund schon manchen steinernen entdeckt. Ein Altarstein von hier trägt auf vier Seiten die Bildnisse der Fortuna, der Diana, des Merkur und der Minerva. Ein anderer, kleinerer ist der nährenden Ceres geweiht. Hier gefundene Töpferstempel erzählen von ihren Meistern, welche sich Icelius, Taiuba, Alpinius nannten. Zwei Römer, Angehörige der Familie der Paternier, hatten hier dem höchsten Gotte, Jupiter, zu Ehren einen Denkstein errichtet. Dem Mars und der Viktoria, den Siegesgöttern hatte ein anderer, wohl ein Eingeborner, Giamonius Sina, der die Würde eines Ortsbürgermeisters bekleidete, und sich deshalb magister vicanorum nennt, ein kunstreich drapiertes Monument gestiftet (S. 210).

Aber nicht nur von Kampf und Streit, von Göttern und Göttinnen, von Töpfern und Bürgermeistern, von zu Grunde gegangenem Geld und Gut weiß die Hochstatt uns zu berichten, sie war noch mehr damals, als der Legionär auf hoher Mauer den Speer festhielt und der Landeseinwohner vor ihm den Nacken beugte. Hier war zugleich der Mittelpunkt für Massenindustrie, die hier zur Römerzeit in Thon und Eisen betrieben wurde.

Auf dem Plateau der Hochstatt hat man vor kurzem Brennöfen, aus der römischen Epoche herrührend, ausgegraben, welche mit ganz und halb gebranntem Geschirr gröberer und feinerer Art angefüllt waren. Man grub wie heute den geschmeidigen roten und weißen Thon in den nahen, mächtigen Lagern. Je nach Bedarf drückte man denselben in mit eingeschnittenen Mustern bedeckte Schüsselformen und bestrich die Gefäße nach ihrer Brennung mit einem rotglänzenden Firnis. So erhielt man die prächtigen Gefäße aus sogenannter terra sigillata oder aus samischer Erde, von denen man früher annahm, sie seien auf dem Boden Italiens oder gar in Samos hergestellt worden. Allein hier und im nahen Rheinzabern, dem Tabernae Rhenanae, war die Fabrikationsstelle für dies römische Porzellan, das vom Mittelrhein nach allen Seiten als Handelsartikel versandt wurde.

Gefäße gröberer Art von gelber, rötlicher, dunkelblauer, schwarzer Farbe wurden aus demselben, hier gegrabenen Thone, den man jetzt noch dazu verwendet, auf der Drehscheibe hergestellt, mit einem Ueberzug von Graphit überzogen oder hell glasiert und dann in Masse in den Oefen gebrannt. Kein Ort wohl am ganzen Mittelrhein ist so reich an römischem Geschirr der verschiedensten Art, von der groben Milchschüssel und dem primitiven Vorratsgefäß bis zu den feinsten und reich ornamentierten Prunkvasen.

So war wohl ein großer Teil der Kolonisten an dieser Stelle mit der Herstellung von Topfwaren beschäftigt; schon vor den Römern mögen zu solcher Fabrikation die reichen und reinen Thonlager angelockt haben. Allein erst seit Ende des ersten Jahrhunderts, als in den allmählich aufblühenden und an Bevölkerung zunehmenden Rheinlanden der Bedarf an Thongeschirr besserer Art ein größerer wurde, nahm hier diese Industrie für den Export einen größeren Aufschwung.

Daß Thonwaren in dieser an Verkehrsmitteln noch armen Zeit auf weitere Entfernungen versandt wurden, darf uns an Bequemlichkeiten aller Art gewohnte Menschenkinder der Neuzeit nicht befremden. Berichtet doch der griechische Historiker Strabo, daß bereits in sehr früher Zeit Töpfergeschirre von dem Mittelmeere aus selbst nach Britannien gelangten und zugleich mit Salz und eherner Ware die hauptsächlichsten Tauschmittel gegen die Zinnausfuhr bildeten. Zeigen uns doch die Grabhügel Süddeutschlands, so die von Rodenbach in der Pfalz, vom Kleinaspergle bei Ludwigsburg, von Hallstadt im Salzburgischen, von Tägersweiler im Thurgau, von Uetliberg bei Zürich, daß Jahrhunderte vor der römischen Occupation fein bemalte etrurische Thongefäße,

Becher und Schalen über die Alpen nach Süddeutschland gelangten. Wie jetzt noch ambulante Töpfer mit ihren Karren und Geschirren die Welt durchziehen, wie es im Mittelalter die „Wattenheimer“ vom Nachbarorte Eisenbergs thaten, so mag es auch im Altertum gewesen sein.

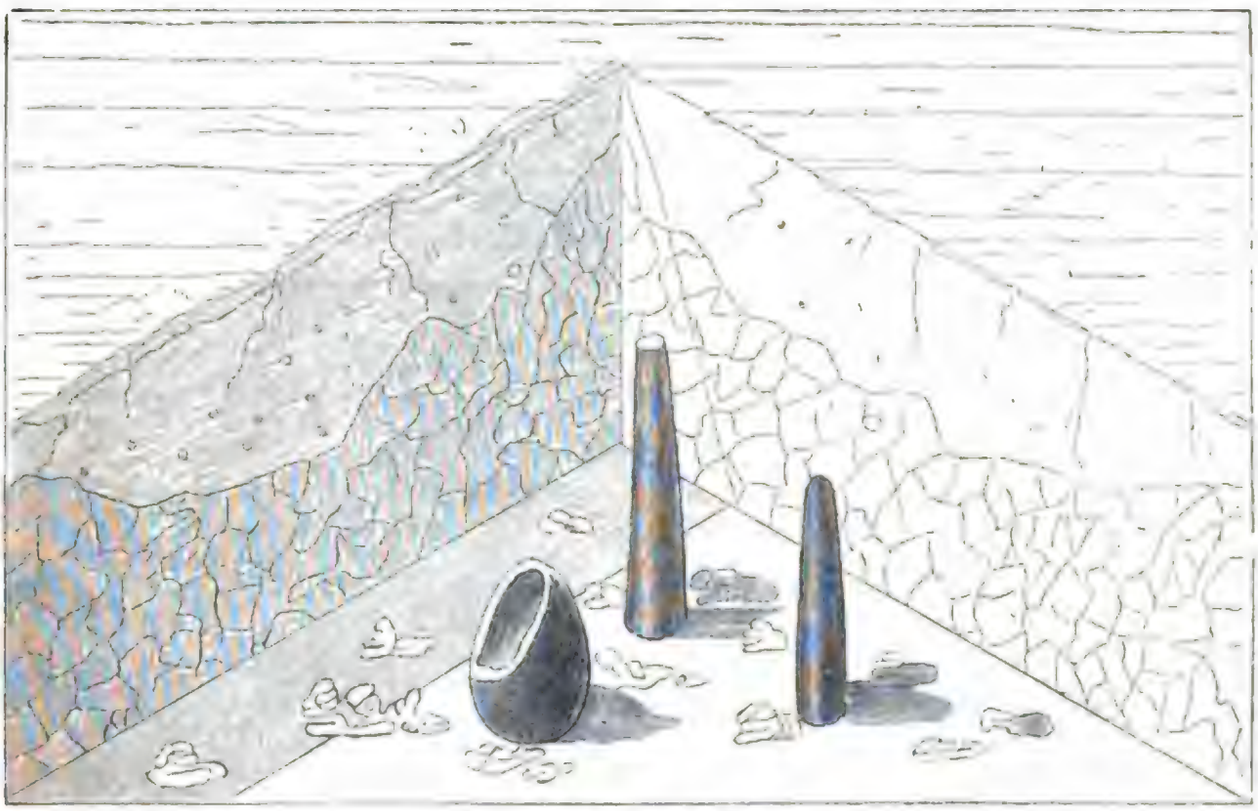
Wenn wir den Erdboden auf der Hochstatt in der weitgedehnten Flur, die sich nach Norden zur Eis abdachen, aufmerksam betrachten, so bemerken wir, daß die Ackerkrume mit kleineren und größeren schwarzen Steinen vermengt ist. Bei näherer Betrachtung entpuppen sich dieselben als gut geflossene, reguläre Eisenschlacken. Wir überschreiten unterhalb der Hochstatt die Bahnlinie und treffen ca. 100 Schritte davon nach Norden auf eine eben aufgedeckte Stelle des Erdbodens. In Mannstiefe stehen hier innerhalb einer durch die Kultur verebneten Schlackenhalde drei zuckerhutförmige, aus Thon bestehende Ofenmäntel. Ihre Höhe variiert von ½ m—1½ m; der eine links hat mehr die Gestalt eines halben Eies, die anderen zwei zur Rechten haben die Form eines veritablen, oben etwas abgestumpften Zuckerhutes (S. 209). Außerhalb der drei sonderbaren Brennöfen liegen Massen von Schlacken und Roteisenstein untermischt mit Resten von Gefäßen und Ziegeln, welche unverkennbar auf römischen Ursprung deuten. Bei näherer Besichtigung zeigt sich eine durch den Mantel sich schief hindurchziehende Röhre aus Thon. Im Inneren, dessen Lichtraum bei den einzelnen Schmelzöfen — denn das sind die thönernen Bienenkörbe — von 20—40 cm wechselt, liegen in der unteren Lage stark eisenhaltige, dicke Schlacken, darüber einzelne Holzkohlen; letztere treffen wir auch an den mit Klebsand, der sich gleichfalls zu Eisenberg vorfindet, beschmierten Seitenwänden an. In diesen Thonmänteln gewann man vor anderthalb Jahrtausenden aus dem geringhaltigen Roteisenstein der Umgegend mittels starker Holzkohlenfeuerung das dem Römer wichtigste Metall, das Eisen. In kleinen Klumpen wurde es als Schmiedeeisen direkt aus den Erzen reduziert, nicht wie heutzutage als Roheisen in mächtigen Hochöfen geschmolzen. Auf der Sohle der kleinen, mit Blasebälgen aus Tierhäuten versehenen Rennöfen oder Wolfsöfen sammelte sich nach längerer Feuerung der Eisenkuchen, der sofort durch Klopfen von den Schlacken befreit und auf dem Amboß in die gebräuchliche Form gebracht wurde. Versuche, welche Graf Wurmbrand zu Hüttenberg in Steiermark mit solchen Oefen angestellt hat, beweisen, daß man in denselben nach 26stündiger Arbeit einen Eisenklumpen von etwa 12 Pfund Gewicht erhielt. Die Herstellungsmethode war berechnet für billige Holzkohlen, und der Preis derselben war vor anderthalb Jahrtausenden bei den minderwertigen Arbeitskräften und dem in den nahen Forsten aufgestapelten Holzvorrat ein sehr geringer. Schon früher hat man auf demselben Flecke zu Eisenberg, der den Namen „in den Geldäckern“ führt, ähnliche Oefen aufgegraben; doch erst der Neuzeit war es vorbehalten, den Zweck derselben ins richtige Licht zu stellen.

Mag sich der Leser mit uns das Bild vorstellen, wie hier der Römer zu seinem Schutz und Trutz lange Jahrhunderte das Erz gewann, das ihm Angriffswaffen gegen die Rheinstämme lieferte und ihm den Stoff zu den Werkzeugen bot, die das Land mit den Künsten des Friedens bekannt machen sollten.

Auf weitem Plane leuchten nebeneinander wohl zwanzig Oefen, aus deren Oeffnungen das glühende Gas hoch herausschlägt. Rußige, nervige, sehnige, schlankgewachsene Gestalten erscheinen im rotschimmernden Lichte wie Dämonen der Unterwelt. Die einen brechen die glühenden Erzklumpen aus den Oefen, die anderen löschen deren Glut in nahen Wassertümpeln; andere hinwiederum schmieden auf den erklingenden Ambossen den funkensprühenden Erzkuchen zu länglichen Eisenluppen. Und daneben steht spähend eine kleinere, hagere Gestalt, das breite Schwert zur Linken und den Kommandostab in der Rechten führend. In fremdländischer Zunge erteilt er von Zeit zu Zeit laute Befehle, und an schwere Arbeit gewöhnt, gehorchen die gallischen Eisenarbeiter. Ihnen selbst gehörte vormals das Land, jetzt müssen sie für den fremden Zwingherrn die Waffen schmieden, womit der Welsche sie züchtigt.

Die Eisenluppen wie man die überschmiedeten Barren nennt, haben längliche, in der Mitte verdickte Gestalt (vgl. S. 209). Der Durchschnitt der Luppe, die aus vortrefflichem Schmiedeeisen besteht, hat viereckige Form. Die Länge derselben wechselt von 48—55 cm, das Gewicht von 4—6 k. Jede dieser Luppen ist als die Ausbeute einer Tagesarbeit in einem Rennofen anzusehen; das hat Graf Wurmbrands Versuch bewiesen.

Ihre Form machte sie ebenso geeignet für den



Inneres eines Schmelzofens (S. 208).

Transport, der mittels Maultieren bewerkſtelligt wurde, wie für den Käufer, der nur ein zugeſpitztes Ende zur Probe in das Feuer zu ſtecken brauchte, dies heiß ausſchmiedete, dann bog und brach.

Und dieſe Eiſenluppen finden ſich zum Beweiſe, daß ſie wirklich von Eiſenberg aus nach verſchiedenen Richtungen expediert wurden, an einer Reihe von nahegelegenen Punkten, deren Verbindungslinie faſt einen Kreis mit unſerem Platze als Mittelpunkt bildet. Ihr Befund ſteht bei den meiſten mit Altſachen aus der Römerzeit in Verbindung.

Auf römiſchem Pflaſter fand ſich auf der Ebernburg an der Nahe, im Norden unſerer Fabrikationsſtelle ein ſolcher Eiſenbarren. Von Ramſtein im Weſten ſind deren zwei bekannt. Im Süden liefert Dürkheim zwei. Im Oſten kennt man von Studernheim einen. Im Nordoſten hat das Muſeum zu Mainz zwei, und bei Monzenheim in Rheinheſſen fand man 1868 26 Stück der gleichen Art. Nach dieſen Fundſtellen ging der Haupterport in der Richtung des Rheinthales, der Hauptfeſtung im römiſchen Germanien zu, gen Mogontiacum, Mainz, dem Schlüſſel des Germanenlandes.

Die Umgebung von Mainz entbehrt des Eiſenerzes, und das Eiſenberger Rohmaterial mußte herbei, um im Kaſtell, wo tauſende von römiſchen Kriegern lagen, daraus Schwerter und Speere, Beile und Hobel, Meſſer und Scheren, Anker und Ketten zu ſchmieden. Ein zweiter Zug der Ausfuhr ſcheint nach der zweiten Römerfeſtung im Mittelrheinlande, nach Argentoratum, nach Straßburg, gegangen zu ſein. Den nahen und gefürchteten Barbaren gegenüber am rechten Rheinufer wird der Römer hier, wie anderswo, mit wohlerwogener Vorſicht die Eiſenbereitung als Staatsmonopol betrieben haben. Daher rührt denn die Dürftigkeit der meiſten Gräber zu Eiſenberg her; ſie gehörten zumeiſt den armen, leibeigenen Schmieden an, die für kärglichen Lohn im Schweiße des Angeſichtes das Eiſen ausgruben und bearbeiteten.

Und ſoll eine Stätte, ſo wichtig für die Behauptung des Rheinlandes, ſeit alters Sitz gewinnreicher Induſtrie, namenlos in alten Zeiten geweſen ſein? Eiſenbergs Name ſelbſt, im Mittelalter Iſanburc, Iſinburc, rührt ohne Zweifel vom deutſchen Worte für „Eiſen“ her und erinnert mit neuem Klange an verſchwundenes Leben. Auch auf dieſe Frage gibt die Forſchung Antwort. Der Alexandriner Ptolemäus, der im zweiten Jahrhundert n. Chr. eine geographiſche Beſchreibung des den Alten bekannten Erdkreiſes mit Angabe der Längen- und Breitengrade verfaßte, gibt für Obergermanien, oder

Der Letzte.

Eine Hochlandsgeſchichte von Ludwig Ganghofer.

erirrt! Das iſt ein unbehagliches Wort.

Man ſteht zu herbſtlich dämmernder Zeit auf ödem Felde und ſieht in der Runde, ſo weit die Blicke reichen, kein Dach, keinen Kirchturm und keinen ſteigenden Rauch — man ſteht im Walde, in dem die Vögel ſchon zur Ruhe gegangen, und ſieht keinen Weg, nur finſtere Bäume; und über den dunklen Aeſten ſchimmert kein Stern, der zum Weiſer dienen möchte.

Da ſteht man nun lange Minuten, blickt ratlos und verlegen umher und rührt mit unbehaglichem Empfinden die Schultern unter der Joppe.

Schließlich rückt man den Hut und wandert zu und immer zu, im Dunkeln ſtolpernd und ſtürzend über Steine, Wurzeln und Gräben — man ärgert ſich, man brummt und flucht wohl auch; aber man weiß, daß man am Ende doch zu einem Wege, zu einem Hauſe und einem Dorfe gelangen muß.

Schlimmer iſt das in den Bergen. Da hat der heiße Jagdeifer bei Verfolgung eines wunden Wildes den Jäger in die Wände gelockt — und da ſieht er ſich plötzlich an einer Stelle, an welcher jeder weitere Schritt den gewiſſen Sturz bedeutet.

Das heißt dann nicht mehr „verirrt“, das heißt „verſtiegen“ — und dieſes letztere Wort hat einen noch bei weitem unliebſameren Beigeſchmack als das erſtere. Davon weiß ich zu erzählen. Doch will ich eine ſolche Geſchichte nicht um ihrer ſelbſt willen berichten, ſondern dem alten Manne zuliebe, den ich dabei kennen lernte.

Es war ein Tag in der erſten Auguſtwoche. Bei dämmerndem Morgen verließ ich die hochgelegene Jagdhütte und folgte einem Pirſchpfade, den ich des öfteren ſchon mit Waidmannsglück begangen hatte. Er führte mich vorerſt durch ein ſchmales, grobſteiniges Felſenthal, das von zahlreichen Murmeltieren bewohnt iſt, deren ſchrille Pfiffe auch ab und zu die tiefe Morgenſtille unterbrachen; dann ſenkte der Weg ſich niederwärts über lärchenbeſtandene Hänge und ſtieg wieder empor durch latſchenüberwucherte Mulden und Rinnen, bis er ſchließlich in ziemlich gleichbleibendem Niveau die in weitem Bogen gekrümmten Wände und Schroffen umkreiſte.

Langſamen Fußes ſchritt ich dahin, jedes Geräuſch vermeidend, auf- und niederblickend mit emſigen Augen. Mir zur Linken ſenkte ſich der Grund dem Bergwald zu, und leiſe rauſchten da drunten vor dem thalwärtsziehenden Winde die zierlichen, lichtgrünen Wipfel der Lärchen. Breite Lawinengaſſen hatten ſtellenweiſe den Wald durchbrochen und ließen den Blick hinuntergleiten in die graue Seetiefe, darüber noch die vielgeſtaltigen Frühnebel wallten und wogten. Mir zur Rechten ſtiegen die brüchigen Felſen ſchief auf zu einer Höhe von etwa hundert Meter, in eine ſchütter bewaldete Kuppe ſich verlierend.

Wieder bog ich um eine Ecke — da rollten und klapperten mir zu Häupten die Steine, und ich ſah einen feiſten Gemsbock in kurzen Sätzen den höher gelegenen Felſen entgegenflüchten.

Nun galt es, gut zu zielen; mein Schuß durfte nur ſchwer verwunden, da ein tödlicher Schuß das Wild in unwegbare Tiefe geſtürzt hätte. Jetzt krachte meine Büchſe — das Tier wankte, verhielt ſich wieder, zog mit gekrümmtem Rücken über den rinnenden Sand und die rollenden Steine der Höhe zu und entſchwand zwiſchen klotzigen Felſen meinen Blicken.

Lautlos verharrte ich eine geraume Weile; dann ſchritt ich den Steig dahin bis zu einer Stelle, von welcher aus mein Auge einen Weg hinter jene Felſen fand, und da ſah ich auch auf einer leichtgeneigten Platte den Gemsbock liegen, bereits verendet.

Ohne langes Beſinnen begann ich den Auf-

ſtieg. Anfangs machte ſich die Sache ganz paſſabel; je mehr ich aber zur Höhe kam, deſto ſteiler wurde der Grund und deſto brüchiger auch, ſo daß ich bald für Hand und Bergſtock keinen feſten Halt mehr zu finden wußte und nur dadurch vorwärts kam, daß ich mir für jeden Schritt mit ſcharrendem Schuh in das verwitterte Geſtein eine Stapfe ſchürfte. Minutenlang ſtand ich oft an einer Stelle, um zu raſten und wieder ruhigen Atem zu bekommen. Ich dachte wohl an die Umkehr; dieſe wäre jedoch bei weitem noch gefahrbringender geweſen als der fernere Aufſtieg, da ich in dem Steingrund, der einzig aus ſchiefliegenden Splittern und Blättchen beſtand, wohl noch für den aufſtrebenden, aber nicht mehr für den niedergreifenden Fuß einen halbwegs verläßlichen Halt finden konnte. So ſtieg ich denn mühſelig höher und höher, von dem erſichtlichen Troſte geſtärkt, daß von der Stelle an, an der die maſſigeren Felſen begannen, der fernere Aufſtieg bis zur Kuppe zwar immer noch eine Beſchwerde aber keine Gefahr mehr zu nennen war.

So gelangte ich endlich in die Nähe des erſten großen Felſens, den ich auf dem brüchigen Gehänge noch umgehen mußte, da er zu hoch und zu glatt war, um überklettert zu werden. Wieder ſchürfte ich mir eine Stapfe, als plötzlich unter dem tiefer ſtehenden Fuße der Grund zu weichen begann. Zeit, um zu denken, war da nicht mehr — mit einem herzhaften Satze ſprang ich dem Felſen zu und faßte hier auch glücklich feſten Fuß, während hinter mir das ſtaubüberwirbelte Geröll zur Tiefe fuhr.

Da ſtand ich nun auf einem graſigen Flecke von der Größe eines Stuhlbrettes; ein leichtes Zittern rührte meine übermüdeten Kniee; ich nahm meine Büchſe vom Rücken, lehnte ſie mit dem Bergſtocke in die Felsecke, ſetzte mich nieder und betrachtete meine Hände, die den Händen eines Maurers glichen; das alles that ich völlig gedankenlos — in den erſten Augenblicken nach einer überſtandenen Gefahr verſagt das Gehirn des Menſchen, und es überkommt ihn eine ſeltſame Art von Stumpfſinn. Wird er dann wieder eines klaren Gedankens fähig, ſo denkt er vorerſt nur das eine: wie es nun wohl um ihn ſtünde, wenn er die Gefahr *nicht* überſtanden hätte.

Es waren recht unerquickliche Bilder, die meine Phantaſie mir unter dem Zwange dieſes Gedankens zeigte.

Nach kurzer Raſt erhob ich mich wieder, um vorerſt meine Lage des Genaueren zu muſtern. Das Ergebnis war kein beruhigendes: vor mir und mir zur Linken das unwegſame, ſchieferige Gehänge, mir zur Rechten und hinter mir der glattaufragende Fels, der von einer Höhe war, daß ich Arme von doppelter Länge hätte haben müſſen, um ſeine Kante zu erreichen. So etwa fünfzig Meter unter mir umzog der ſichere Steig die Wände — über ihm draußen aber lag die gähnende Tiefe.

Da gab es nun für mich, um wieder vom Flecke zu kommen, drei Möglichkeiten, die ich freilich mit gleichem Rechte auch Unmöglichkeiten nennen durfte. Ich konnte verſuchen, im Sprunge mit den Händen die Kante des Felſens zu erfaſſen und dann über den ſcharfen Rand mich emporzuziehen. Wenn ich aber zu kurz ſprang? — Ich konnte in ſitzender Stellung über das Gehänge hinunterrutſchen, in der Hoffnung, daß ich mich doch wohl trotz des heftigen Aufpralls am Steige zu halten vermochte. Wenn aber dieſe Hoffnung trog? — Ich konnte aber auch den Verſuch machen, noch einmal den früheren Weg zu betreten, um auf dem brüchigen Steingrunde den Fels zu umklettern.

Hierzu entſchloß ich mich auch, ergriff den Bergſtock und begann mit ſeiner ſcharfbeſchlagenen Spitze tiefe Stufen in das ſteile Geſchiefer zu bohren.

Plötzlich hielt ich inne in dieſer ſchweißbringenden Mühe und lauſchte der Höhe zu.

Was ich gehört hatte, das war wie der Tritt eines menſchlichen Fußes geweſen und wie ein Räuſpern oder Huſten.

„Hu—u—u—up!“ rief ich durch die gehöhlten Hände über das Gehäng empor.

„Hoho!“ klang eine heiſer kreiſchende Männerſtimme zur Antwort.

„Wer is denn da droben?“

„Ich bin's — der Weindler-Mickei!“

„So ſo!“ rief ich befriedigt entgegen, obgleich ich jetzt genau ſo viel wußte wie zuvor. Hurtig ſtülpte ich meinen Hut über das ſtumpfe Ende des Bergſtockes und hob ihn über den Rand des Felſens. „Siehſt mein' Hut?“

„Ah ja!“

„Kannſt 'runter bis daher?“

Eine Weile war Stille. Der da oben beſchaute ſich wohl den Weg, den er zu gehen hatte — dann hörte ich ihn rufen: „Ah ja — es geht ſchon!“

„So komm!“

Ich hörte das Geräusch seiner niederwärts steigenden Tritte und hörte und sah zu meiner Linken und Rechten das Geröll in staubigen Massen zur Tiefe kollern.

„Jeh — da liegt ja a Gamsbock — und was für einer!“

„Ich weiß schon — komm nur!“

Näher und näher kamen die schweren Tritte — und über dem Rande des Felsens erschien nun ein altes Gesicht, grau, wie aus Stein gehauen. Ein weißer struppiger Bart verhüllte den Hals und die Wangen; an den Schläfen quollen lange weiße Haare unter einem Hute hervor, welcher ringsum mit dicken Büscheln frisch blühenden Edelweißes besteckt war, und aus dem Schatten des vorderen Hutrandes blickten, überdacht von buschigen weißen Brauen, zwei grauschillernde, blutunterlaufene Augen auf mich hernieder.

„Ah so — Sie sind's, Herr!“

„Kennst mich denn?“

„Ja — wissen S' — ich hab' Ihnen halt drunt' im Ort schon diemal g'sehen — ja! No — da haben S' Ihnen aber schön verstiegen! Kreuzsaxen! Wann ich jetzt beim Edelweißbrocken net grad im Zufall daherkomm', da hätten S' woltern a dumms Aussteigen g'habt!“

Erst bot ich ihm meine Büchse und den Bergstock empor; dann reichte er mir die beiden Arme hernieder, die ich knapp noch erfassen konnte — ein Sprung — ein Ruck — und ich stand auf der ebenen Platte des Felsens.

Kräftigen Druckes schüttelte ich dem Alten unter dankenden Worten die dürren, aber eisenharten Hände.

„Nix zu danken! Is gern g'schehen!“ brummte er und schritt mir voran der Stelle zu, an welcher meine Beute lag.

So hatte ich Gelegenheit, ihn zu betrachten. Sein Gang war langsam; bei jedem Schritte sank er in die Kniee, als trüg' er eine schwere Last am Rücken. Aus großen, knolligen Schuhen, an denen das Eisenbeschlag wohl nach Pfunden wog, ragten zwei steckendürre, von grau-rupfigen Strümpfen lotterig umschlossene Beine. Entgegen dem landesüblichen Gebrauche trug der Alte eine bis unter die Kniee reichende Bundhose aus verwetztem, mit vielen Flicken überpflastertem Bockleder. Statt einer Joppe hing ihm über Brust und Rücken nur ein viereckiges Stück gelblichschwarzen Lodentuches, das in seiner Mitte durch einen kreisrunden Ausschnitt den weißhaarigen Kopf hervortreten ließ. Das Linnenhemd, das er darunter trug, war grob und schmutzig; an den engen Aermeln guckten durch große fransige Löcher die beiden Ellbogen, die sich ansahen, wie die grauknorpeligen Gallen eines Pferdefußes. Der Bergstock, den der Alte führte, war ein förmlicher Baum.

Als ich wenige Minuten später auf den Steinen kniete, um das erlegte Wild zu öffnen, kehrte der Alte mit dem Fuße den Kopf des toten Tieres hin und her und befühlte mit den Fingern das starke schwarze Gehörn.

„Der hat a paar Krucken! Kreuzsaxen! Da zahlet ich doch gleich a Maß Bier dafür.“

Ich lachte. „Mein, Alter — die Krucken wärn mir um a paar Eimer net feil. Aber den Gamsbock selber, den wann d' magst, den kannst als a ganzer haben, daß doch weißt, um was mich da 'rauf'zogen hast.“

Ein verlegenes, ungläubiges Lächeln umspielte die Lippen des Alten, und mit blinzelnden Augen sah er mir ins Gesicht.

„Is schon wahr! Er g'hört schon dein!“ beteuerte ich. „Aber weißt, 'nuntertragen mußt ihn halt ins Ort, daß ihn der Förstner z'erst sieht.“

„Ah ja! Ah ja!“ kicherte der Alte vergnügt. „Ich traget ihn an ganzen Tag weit, wann ich weiß, daß er nachher mein g'hört. No — und ich dank' halt recht schön — ja! Und geben S' ihn nur gleich her — den Kerl!“

Bei diesen Worten hob er das Tier an den verschränkten Läufen über den Rücken und stieg dann mir voran den Rest des Felsenhanges empor.

Als wir die Kuppe des Berges erreicht hatten, deutete der Alte aufschnaufend mit dem Bergstocke nach einer Alm, die in kurzer Entfernung vor uns in einer grasreichen Mulde lag, und die ich vom Sehen wohl kannte.

„Schauen S', Herr, in derer Hütten, da bin ich — ja — ich und mein Bua, der Seppei.“

„Wem g'hört denn die Alm?“

„Mir! Mir selber!“

Ich überflog den Alten mit einem wägenden Blicke — und er mußte aus der Art dieses Blickes wohl meine Gedanken herausgefühlt haben. Er kniff die Lippen ein, in seine roten Lider kam ein fieberndes Zucken, und während er mit dem Kopfe langsam vor sich hinnickte, sagte

er: „Ja mein — wiſſen S' — in frühere Jahr', da wär' ich ſchon alles z' ſtolz g'weſen, als daß ich ſelber an Senner g'macht hätt'. Aber jetzt — du mein! Der Wind, wann er richtig blaſt, nachher wirft er die dickſten Bäum'! Wiſſen S' — ich hab' halt viel Unglück g'habt im Leben — ja — viel Unglück — viel! Da hätten zehne dran g'nug g'habt! Mein — bei mir hat's allweil 'was 'geben, wo's Geld nur grad ſo g'flogen is. Und wie's halt nachher ſchon is — da hab' ich amal a klein's Kapital aufnehmen müſſen. Und bei der G'ſchicht' bin ich halt an' Unrechten 'kommen. Mein — der Bauer is halt in manche Sachen a dummer Teufel — was verſteht denn der von ſo 'was! Grad 'zahlt und 'zahlt hab' ich — und doch is d' Schuld allweil mehrer worden. Der Tropf, der eiskalt', der ſpeggaliert halt auf mein Häusl. No — wird auch nimmer lang dauern, nachher g'hört's ihm —"

Da ſchlug dem Alten die Stimme um und er mußte ſich mehrmals räuſpern, bevor er weiter ſprechen konnte: „Ja — im letzten Jahr' ſchon hab' ich die Zinſen nimmer z'ſamm' 'bracht. Und heuer — du mein — da fehlt's weit! Kaum daß man leben kann z' dritt. No — wie ſoll's ei'm denn da nachher noch a Sennerin leiden? Mein' Alte drunt' kann ſo 'was nimmer dermachen — die hat all unſer Unglück noch ärger herg'riſſen als mich! Da bin ich halt nachher jetzt ſelber heroben — ich und mein Bua — der Seppei. No — gar arg aufg'richt' bin ich freilich net mit ihm. Hüten kann er halt — hüten — wiſſen S' — ſonſt nix! Ja — in meine Jahr', da kommt ei'm ſo 'was hart an. Aber mein — wird ſchon ſo ſein müſſen — das — und alles andere. Ah ja!"

Mit einem puſtenden Seufzer hob er den für kurze Raſt zur Erde gelegten Gemsbock wieder auf die Schultern; mit nickendem Kopfe und raunenden Lippen ſchritt er dann dahin; ich folgte ihm ſchweigend.

Als wir aus dem ſtruppigen Grunde auf das ſteinüberſäte Weideland heraustraten, ſah ich in geringer Ferne inmitten der graſenden Kühe auf einem verwitterten Felsblocke einen Burſchen ſitzen, welcher lange Schnüre zu einer Zopfgeißel verflocht.

„Seppei!" rief der Alte.

Da hob der Burſche ſein Geſicht, ließ ſich vom Steine auf die Füße gleiten und kam uns ſchwerfällig ſchwankenden Ganges entgegen. Ueber einem hager aufgeſchoſſenen Leibe, deſſen Arme bis nieder zu den Knieen reichten, ſaß ein unförmlicher Kopf, an welchem die borſtigen Haare faſt mit den Brauen verwachſen waren. Die Ohren ſtanden weit ab; die Augen waren kreisrund und aufgequollen; die naſſe Unterlippe hing bis über die Hälfte des Kinns. Der Burſche war mit größerem Rechte nackt als bekleidet zu nennen; außer dem Hemde, das an Hals und Bruſt weit offen ſtand und deſſen Aermel bis zu den knochigen Schultern emporgeſtülpt waren, trug er nur eine aus altem, hellblauem Soldatentuche gefertigte Kniehoſe, welche ſo kurz war, daß ſie ihm kaum mehr die halben Schenkel bedeckte. An den von dicken, riſſigen Schmutzkruſten bedeckten Füßen waren die Zehen verkrüppelt und nach aufwärts gebogen.

Sein Alter war nicht zu ſchätzen; er konnte ebenſogut fünfzehn wie fünfundzwanzig Jahre zählen.

Als er uns bis auf wenige Schritte nahegekommen war, fing er, gegen ſeinen Vater gewandt, mit beiden Armen zu geſtikulieren an; dabei kamen aus ſeinem weitoffenen Munde, in dem ſich die dicke Zunge ſchwer bewegte, wildkreiſchende Laute, die ſich etwa anhörten wie ein immer wiederholtes: „Ai—laha—a—la—"

Aufmerkſam hörte ihm der Alte zu — er mußte dieſe Sprache wohl verſtehen — dann ſtrich er ihm mit zitternder Hand über die ſtruppigen Haare und ſagte: „So? So? Kreuzſaxen! Das laßt dir net g'fallen! Ja — hau's nur recht durch, wann's net parieren will! Ja!"

Der Mund des Burſchen verzerrte ſich zu breitem Grinſen — und wieder begann er in ſeiner Weiſe mit den Armen und mit ſtammelnden Worten zu reden.

„So? Ja, ja — is ſchon recht!" ſagte der Alte entgegen. „Aber gelt — Steiner därfſt mir fein keine net 'neinflechten. Gelt — verſprichſt mir's. Ja — nachher kriegſt morgen 'was z' eſſen — ſo 'was Gut's haſt ſchon lang nimmer kriegt! Und jetzt geh', Seppei. Geh'! Geh' zu! Sigſt es — dahint' — 's braune Kalbl, das will ſchon wieder weiß Gott wohin!"

Der Burſche folgte mit den Augen der angedeuteten Richtung, ſein Geſicht färbte ſich dunkelrot, ein zorniges Zittern befiel ſeinen Kopf, und unter lauten, abgeriſſenen Schreien humpelte er zwiſchen den Steinen dahin, die langen Arme drohend in die Höhe werfend.

Schweigend ſchritten wir weiter. Nach einer Weile blieb der Alte plötzlich am Wege ſtehen und wandte ſich zu mir: „Der Seppei — das is der letzte — ja. Wiſſen S' — ſechſe hab' ich g'habt im ganzen. Und," er kehrte ſich wieder von mir und folgte langſamen Ganges dem wenig betretenen Pfade — „g'wiß wahr — von die andern fünfe war keiner ſo — ſo — ſo — — Ja — da is einer ſäuberer g'weſen wie der ander' — lauter ware, friſche Burſchen! Kreuzſaxen — um meine Buaben war ja grad 's G'riß unter die Deandln. No — der erſte war bei der Militari. Und da hat's ihm halt net 'taugt. Ja — allweil is er in der Straf g'weſen. Und amal — da hat er Holz klieben müſſen — und da hat er ſich an Finger abg'hackt. Da haben ſ' ihm nachher 'naufdispadiert, er hätt's mit Fleiß 'than, damit daß er frei werden thät' — no — und da haben ſ' ihn nachher eing'ſperrt. Ja — und in der Feſtung is er verſtorben — wiſſen S' — in der Kränkung halt. Der zweite — no, das hat mehrer 'troffen — der is in Frankreich 'blieben. Den dritten, den haben ſ' bei der Rauferei in' Bauch 'neing'ſtochen — und da is er drauf'gangen. Der vierte liegt im See drunten — ja — und den fünften haben's mir beim Wildern derſchoſſen. Mein, ich hab's ihm oft g'nug g'ſagt, aber er hat's halt net laſſen können. No — der Seppei — das is jetzt der letzte — ja. Den hat man halt zu gar nix net brauchen können — net zur Militari und net zur Lumperei — und drum is er mir 'blieben. No — es wird ſchon ſo ſein haben müſſen! Wiſſen S', ich hab' mich halt verſündigt gegen unſern Herrgott — ja. Wie's mit dem erſten ſo 'gangen is, da hab' ich mir denkt, es wär' mir lieber, wann's net der — ſondern — wann — wann — — No — und jetzt — jetzt hab' ich dengerſt den Seppei lieber als wie alle die fünf andern. Mein — ich hab' ja ſonſt kein' mehr — es is ja der letzte!"

Mir war es eiskalt am ganzen Leibe. Um ſo tiefer hatte mich der Inhalt dieſer Worte betroffen, als ſie ſo ruhig, gelaſſen und gleichmütig geſprochen waren.

Nun aber verſtand ich dieſe ſchneeweißen Haare, dieſes graue ſteinerne Geſicht und dieſe kümmerliche, gebrochene Geſtalt.

So etwas legt ſich freilich in die Kniee.

Da waren wir an der Stelle, an welcher der nach dem Jagdhauſe führende Pfad ſich ſeitlich abzweigte in das Weideland.

„Kehren S' net a bißl zu in meiner Hütten?" fragte der Alte, als ich hier den Schritt verhielt. „Ich hab' an ganz an friſchen Buttern."

Ich ſchüttelte nur den Kopf. Dann riß ich aus meinem Taſchenbuche ein Blatt, ſchrieb darauf einige Zeilen an den Förſter bezüglich der Beſtimmung meiner Jagdbeute und reichte das Blatt dem Alten.

„So — das gibſt nachher dem Förſtner. Und jetzt b'hüt dich Gott, Mickei! B'hüt dich Gott!" Als ich dem Alten bei dieſen Worten die Hand zum Abſchied drückte, ſchoß mir das Waſſer in die Augen.

„B'hüt Ihnen Gott, Herr! Und halt noch amal an recht an ſchönen Dank —"

„Nix zu danken! Is gern g'ſchehen!"

Ganz unwillkürlich waren mir des Alten eigene Worte auf die Zunge getreten.

So trennten wir uns.

* * *

Es war genau zwei Monate ſpäter; in der erſten Woche des Oktobers. Da ſtieg ich wieder zu Berge, um in der Nähe jener Gegend, in welcher mir die Hände des alten Mickei aus ſo unangenehmer Lage geholfen hatten, auf Hirſche zu jagen. Ich hoffte mir guten Erfolg — es war ja Brunſtzeit.

Der Tag war nicht allzuheiß — und doch lag eine ſeltſame Schwüle in der Luft.

Ich brauchte mich nicht zu eilen; wenn ich nur vor Einbruch der Dämmerung die Jagdhütte erreichte. Dazu hatt' ich fünf Stunden vor mir, um einen Weg zu machen, den ich ſonſt, wenn es Eile galt, in der Hälfte dieſer Zeit zurücklegte.

So folgte ich gemachen Fußes dem bequemen, ziemlich breiten Pfade.

Im halben Wege ließ ich mich zu behaglicher Raſt unter einem weitäſtigen Ahorn nieder ins weiche trockene Moos.

Drunten in dem von ſteil aufragenden Felſen umbordeten Thale lag ſchon der Schatten. Hier oben aber ſchien noch die gelbe Nachmittagsſonne in das leiſe flüſternde Laubwerk.

Zu herbſtlicher Zeit iſt der Bergwald am ſchönſten. Da gibt es in der Welt keine Farbe, die er nicht zeigt: ſei es an ſeinen hundertfältigen Mooſen und Flechten oder an ſeinen hundertfarbigen Steinen, ſei es an ſeinen welkenden Blumen oder an ſeinen gereiften und reifenden Beeren, ſei es an den knorrigen Rinden und

immergrünen Nadeln ſeiner Fichten und Föhren, oder ſei es an den weiß und grau erglänzenden Stämmen und Aeſten ſeiner Buchen und Ahorne, deren Blätterfarbe von dem lang bewahrten Grün hinüberſpielt in brennendes Gelb und in das tiefſte Rot. Und mit der einzigen Farbe, die der Bergwald ſelbſt entbehrt, mit dem lichten lachenden Blau überdacht der klare, wolkenreine Himmel das zahlloſe Volk ſeiner Bäume und Steine.

Lange lag ich, die Arme unter dem Nacken gekreuzt, ſchaute träumeriſchen Sinnes mit nimmerſatten Augen in die Pracht, die mich umgab, und achtete des mannigfachen Lebens, das am Grunde und in den Lüften ſich regte.

Auf allen Aeſten huſchten, flatterten und zwitſcherten die Vöglein durcheinander, die ſich, wohl bewußt der nun kommenden ſchweren Zeit, in doppelter Luſt der letzten ſchönen Tage freuten; da ſtrichen mit endloſem Gurren die wilden Tauben, mit geſchwätzigem Kreiſchen die Häher von Stamm zu Stamm; da hackte und klopfte der Specht, daß ſein roter Schopf im Eifer der Arbeit nur ſo zitterte; da ſammelte und heimſte das Eichhorn; da wimmelte alles Moos von winzigem Getier — und die Fliegen und Schnaken, denen ſchon die Flügel zu erſtarren begannen, wollten das Fliegen nicht laſſen und klammerten ſich deshalb mit allen Füßen an die in den Lüften treibenden ſilberglänzenden Marienfäden.

So lag ich und lauſchte und ſchaute, bis ich jählings aus meinen wohligen Träumen durch ein Geräuſch erweckt wurde, welches all dieſe liebliche Harmonie recht ſtörend unterbrach.

Es war das ein Schnauben und Puſten, ein ſchlurfendes Klappern langſam ſchwerer Tritte, und das holpernde Rollen und quiekſende Pfeifen eines ungeölten Rades.

Dieſes Geräuſch kam näher und näher am höheren Steige; mich halb erhebend ſchaute ich lauſchend den Hang empor, und ſah um die nächſte buſchbeſetzte Ecke einen flachen niedern Schubkarren biegen, welcher eine Laſt trug, die einem Menſchen nicht unähnlich war — nun erſchien auch der Führer des Karrens: der alte Mickei.

Ich konnte ihn nur aus der ganzen Geſtalt erkennen; ſein Antlitz ſah ich nicht, denn das hutbedeckte, bei jedem Schritte nickende Haupt hing ihm tief auf die Bruſt hernieder.

Und der andere, der auf dem Karren ſaß, mit rückwärts fallendem Kopfe, mit ſteif über die Lehne baumelnden Armen — das mußte Seppei ſein.

War der Burſche krank? Hatte er ſich bei einem Sturze einen der Füße verletzt?

Näher und näher kam das ſeltſame Gefährt — jetzt erſah mich der Alte und nickte mir ſtillernſten Grußes mit dem Kopf entgegen — jetzt ſtand er vor mir und verhielt den Karren, welcher — nun ſah ich's genau — eine Leiche trug. Und welch eine Leiche! Es widerſtrebt all meinem Gefühl, dieſe Leiche zu ſchildern. Ein grauſiger Anblick!

„Mickei, um Gotteswillen!" fuhr mir's, indes ich von der Erde ſprang, in jähem Schrecken über die Lippen.

„Um Gotteswillen?" raunte der Alte, die beiden erſten Silben dieſes Wortes ſo eigen betonend, mit einer Stimme, die halb wie ſpottendes Lachen, halb wie dumpfes Stöhnen klang. „Jetzt is alles ein Teufel!" Und müde hob er den Arm, um mit dem Rücken der Hand den dickgeperlten Schweiß von ſeiner Stirne zu wiſchen. Dann nickte er mit dem Kinn gegen den Toten, kehrte mir langſam die blutumränderten Augen zu und ſagte: „Da ſchauen S' her — was ſagen S' — han? Das war der letzte — jetzt is der auch hin!" Er fuhr mit den zitternden Händen unter den Lodenmantel und rieb ſich den gekrümmten Rücken. „D'Halsbräune hat er kriegt — und wiſſen S' — bei ſo 'was geht's halt g'ſchwind. Geſtern am Tag, da hat er ſich g'legt und heut' am Morgen, da war's ſchon gar mit ihm." Er fuhr mit den dürren Fingern an die Lider und hielt ſie eine Weile zugedrückt. Doch ſah ich keine Thräne auf ſeinen Wangen — ſie waren trocken und welk. Seine Züge zeigten nicht mehr jene ſteinerne Härte; ſein Geſicht ſchien länger geworden, die Backen waren hohl und ſchlaff, die Schläfe gelb wie verregnetes Heu, die Kiefer klafften, und kleine Schaumbläschen ſtanden ihm in den Winkeln des farbloſen Mundes.

Ich wollte dem Alten ein Wort des Troſtes ſagen — und brachte keinen Laut über die Lippen.

Da ſtreifte ſein blinzelnder Blick mein am Ahornſtamme lehnendes Gewehr.

„Geht's wieder jaagern jetzt? Ja, ja — die Hirſch' — ſie ſchreien woltern ſchon. Ja — gleich hinter meiner Hütten ſchreit einer — a rechter Teufel. Die halbete Nacht lang hat er kein' Ruh' net 'geben — grad g'ſchrieen hat er!

Mein — ich hätt' am liebſten ſelber g'ſchrieen! Aber wiſſen S' —," wieder nickte er mit dem Kinn gegen den Toten, „bald er g'merkt hat, daß mich d' Ruh' verlaßt, da is er ganz wild worden. Ja — er hat mich gar arg gern g'habt. Warum auch net? Es hat ihn ja ſonſt kein Menſch net mögen. Und — ſo einer, der braucht d' Lieb' noch ehnder als wie an anderer. Ja — heut' in der Nacht, da hat er noch g'ſagt: —" Weit öffnete der Alte den Mund, doch ſchloß er ihn lautlos wieder und ſchüttelte den Kopf. „Mein — Sie können's ja net wiſſen — ich aber — ich hab' ihn ſchon verſtanden — ich ſchon — ich ſchon — mein — a Vater — und nachher — der letzte —"

Kaum vermochte ich dieſe Worte noch zu verſtehen; das war keine Stimme, kein Reden mehr; es war wie das Gurgeln und Röcheln eines Erſtickenden. Ein kalter Schauer rüttelte meinen Nacken. Ich fühlte mich nicht mehr wohl auf dem Boden, der mit mir zugleich ſolch einen Jammer trug. Unwillkürlich griff ich mit beiden Händen nach Gewehr und Bergſtock.

Der Alte nickte.

„Ja, ja — derſchießen S' ihn nur! Er fangt ſchon zum ſchreien an, lang vor's Nacht wird. A Mordskerl — a zwölfe muß er g'wiß haben!"

Nickend rückte er den Hut und wandte ſich von mir. „Komm, Seppei — komm — jetzt machen wir, daß wir heim kommen!" Nun ſpuckte er fauchend in die gehobenen Hände, rieb den Speichel in die Schwielen und bückte ſich nach den Stangen des Karrens. „Mein, Seppei — was wird d' Mutter ſagen, wann ich dich bring' — ſo — biſt ja der letzte."

Langſam ſchwankte er dahin — und in das ſchlurfende Klappern ſeiner Tritte miſchte ſich das quiekſende Pfeifen des Karrenrades. —

Einmal noch hab' ich den alten Mickei geſehen, doch nur von Ferne. Es war zehn Tage ſpäter. Ich ſtieg nach erfolgreicher Jagd von den Bergen zu Thal. Am Abend zuvor war heftiges Regenwetter eingetreten, und ich mußte, da ich nun aus dem Walde auf die Wieſen trat, bis an die Knöchel im Moraſt und im Sumpfe waten.

Da hörte ich von der Landſtraße her einen heiſer kreiſchenden Juhſchrei, an den ſich mit johlendem Geſange die Worte ſchloſſen:

Geh', Weib, nimm a Ku—a—ah,
Dem Schinder treib's zu—a—a,
Sonſt kriegt unſer Bu—a—a
Zum Tanz keine Schuah!

Der ſchwerfällige Jodler, der ſich daran ſchloß, endete in ein miauendes Geheul.

Die Stimme war mir fremd und doch wieder nicht; in einzelnen Tönen klang ſie mir ſo bekannt.

Ich nahm meinen Feldſtecher aus dem Rucksack und ſuchte mit ihm die Straße ab.

Vier Menſchen ſah ich gehen: zwiſchen zwei Gendarmen einen alten hutloſen Mann, deſſen Gewand und Haare von Schmutz und Waſſer troffen; und hinter den dreien her wankte ein gebrechliches Weib, mit beiden Händen eine blaue Schürze vor das geneigte Antlitz preſſend.

Ich beſchleunigte meine Schritte. Als ich das Dorf erreichte, ſah ich vor dem Wirtshauſe die halbe Einwohnerſchaft des Ortes verſammelt.

Ich hielt einen des Weges kommenden Bauern an: „Was hat's denn 'geben — han?"

„Mein — gar nix B'ſonders — derſtochen is halt einer worden — a Güterhändler aus Reichenhall. Den alten Weindler-Mickei — geltens, den haben S' ſchon 'kennt? Wiſſen S' — dem is von dem Reichenhaller heut' 's Häusl verſteigert worden und 's ganze Vieh — ja — und da ſind dem armen Teufel nachher grad noch ſiebundzwanz'g Mark blieben. Damit is er ins Wirtshaus und hat ſich an Schampani geben laſſen — ja — und wie er z' viel 'kriegt hat, da hat er 's Spedaggalieren ang'fangt. No — beim Wirt haben ſ' ihn halt außag'ſchmiſſen, daß er ſich nur ſo kugelt hat in der Straßen. Und wie's jetzt a dummer Zufall will, kommt g'rad der Reichenhaller Häuslſchnapper daher — und da ſpringt der Mickei auf in der rauſchigen Wut — und — no ja!"

Der Bauer machte mit der rechten Fauſt eine gar wohl verſtändliche Bewegung.

„Wie's g'ſchehen war, da is er freilich völlig bernüchtert — und wie d' Leut' z'ſamm'g'rennt ſind, da hat er grad allweil umeinander g'ſchaut — wiſſen S', ſo g'wiß wild — und g'rad in ei'm Trumm allweil hat er g'ſagt: ‚Wird ſchon ſo ſein haben müſſen! Wird ſchon ſo ſein haben müſſen!' Erſt, wie ihn d' Schandari packt haben, da is der Rauſch wieder auſſabrochen aus ihm — und grad g'ſchrien und g'rebellt hat er! No — jetzt haben ſ' ihn halt dahin! Ja — er dauert an jeden, der arme Kerl! Um denſelbigen —," er winkte mit dem Kopfe hinüber nach dem Wirtshauſe und näherte ſeinen Mund meinem Ohre, „no — ich will nix ſagen — aber — ſchauen Sie's nur an, wie ſ' da bei'nander ſtehn:

Der Sammler

Zur Zeitgeschichte.

Aus der Gesellschaft.

Die Entlarvung eines **spiritistischen Mediums** durch keinen Geringeren als den Kronprinzen und den Erbherzog Johann von Oesterreich hat in den weitesten Kreisen außergewöhnliches Aufsehen erregt und den spiritistischen Schwindel selbst bei seinen Anhängern arg diskreditiert. Wir benutzen die Gelegenheit, auf den interessanten Artikel Stindes über die Kunststücke der Spiritisten zu verweisen. (Bd. II (1882), p. 102 d. Bl.)

Paris ist neben manchen anderen Skandalen, in jüngster Zeit auch der Schauplatz einer skandalösen **Spielgeschichte** geworden. In dem eleganten Petitklub, der sich aus der vornehmsten französischen Gesellschaft zusammensetzt und vom Prinzen von Sagan-Talleyrand präsidiert wird, hat man entdeckt, daß mit falschen Karten gespielt wurde. Bei einer Durchsuchung der Klubbediensteten fand man eine Menge Gold und Wertpapiere und zugleich hunderte für Falschspieler hergerichtete Kartenspiele. Die Hauptschuldigen sind natürlich unter den Mitgliedern des Klubs selbst zu suchen, ob man sie aber jemals herausbekommen wird, ist noch sehr die Frage, da der Diener wenigstens bis jetzt jede Auskunft verweigerte.

Madame **Mackay**, die wie es scheint ebenso eitle als exzentrische Gattin des amerikanischen Krösus, hat den Sturm der französischen Zeitungen gegen sich heraufbeschworen, weil sie ihr von Meissonier gemaltes Porträt vernichtete. Das Bild soll wenig glücklich gewesen sein, und als die Bestellerin sich weigerte, es anzunehmen, drohte der Maler mit einer Klage. Frau Mackay bezahlte darauf 70000 Frank und verfuhr mit dem Opus wie angegeben.

Ausstellungen.

In Pest ist eine Ausstellung von Erzeugnissen der **Goldschmiedekunst** eröffnet worden, in der sich unter anderen hochinteressanten Stücken auch 7000 altungarische goldene und silberne Kunstgegenstände befinden.

Die nächste **akademische Ausstellung** von Werken lebender Künstler des In- und Auslandes findet im August und September im Hauptgebäude der Berliner Hygieneausstellung statt.

Expeditionen.

Die **Greely-Expedition**, welche bekanntlich im Polarmeer verschollen ist, soll jetzt aufgesucht werden, zu welchem Zwecke die amerikanische Regierung den Walfischdampfer „Hope“ für 20000 Pfd. Sterl. erwarb. Vor zwei Jahren hat Sir Allan Young das Schiff bereits zur Unterstützung der Nordpolarexpedition von Leigh Smith benutzt.

Eine Expedition mit wissenschaftlichen und kommerziellen Zwecken nach **Innerafrika** wird von dem portugiesischen Marineministerium vorbereitet.

Theater und Musik.

Der geniale Klaviervirtuose und Dirigent **Hans v. Bülow** hat jüngst durch einen Ausfall auf das Regime des Herrn v. Hülsen, Intendanten der königl. Bühnen in Berlin, einen großen Skandal hervorgerufen. Er konzertierte in der deutschen Reichshauptstadt mit seinem Orchester und ließ, nachdem er begeisterten Beifall gefunden, den Marsch aus dem „Propheten“ spielen. Als auch nach dieser Leistung nicht enden wollender Jubel laut wurde, hielt er eine Ansprache an das Publikum des Inhalts, er hätte zeigen wollen, wie der Marsch gespielt werden müsse, nachdem dieser jüngst im „Cirkus Hülsen“ in jämmerlicher Weise „massakriert“ worden sei. Diese Art der Kritik hat natürlich nicht verfehlt, Unwillen hervorzurufen, so sehr auch alle Einsichtigen von dem üblen Stand der Hofbühnen und dem künstlerischen Unvermögen ihres Leiters überzeugt sind. Eine öffentliche Erklärung Hülsens, welche es nicht verschmäht, Bülow kleinliche Motive unterzuschieben, macht die Sache nicht besser, um so weniger, als Hülsen darin erklärt, gegen Bülow in dessen Stellung als Hofbeamter vorgehen zu wollen.

Dem **Deutschen Theater** in Berlin scheint nicht die glänzende Geschichte seines französischen Vorbildes beschieden zu sein. Abgesehen von mancherlei Mißlungenem im Repertoir, hat jetzt eines der zugkräftigsten Mitglieder die Gesellschaft verlassen. Friedrich **Haase** kaufte sich durch Erlegung einer Summe von 17500 Mark und die Verpflichtung, bis 1886 an keiner anderen Berliner Bühne zu spielen, von seiner Mitwirkung am Deutschen Theater frei. — Die Pessimisten scheinen wieder einmal Recht zu behalten.

Die diesjährigen Vorstellungen von Wagners „**Parsifal**“ in Bayreuth beginnen am 21. Juli und dauern bis zum 8. August. Jeden zweiten Tag findet eine Aufführung statt. Der Umstand, daß der Preis nur 20 Mark beträgt, macht auch weitesten Kreisen den Besuch möglich und in der That liegen bereits zahlreiche Anmeldungen vor. Von dem unveränderten, ja gesteigerten Interesse an der Wagnerschen Kunst haben die überall stattgefundenen Trauerfeierlichkeiten am 13. Februar — dem Todestage Wagners — beredtes Zeugnis abgelegt.

Von **Spielhagens** neuestem Drama „**Gerettet**“ sagen die „Hamburger Nachrichten“: „Die ersten beiden Akte sind vortrefflich, voll Gehalt und Wirkung, der dritte und vierte Akt entsprechen jedoch nicht denselben und erregen eher unerquickliche peinigende Spannung, als das Gefühl der angenehmen, ruhigen Erwartung.“

Eine beißende **Satyre auf die Emanzipationsbestrebungen** der Frauenwelt bildet ein in Boston aufgeführtes Stück „Der Geist des Jahres 86 oder die Frau der Zukunft“. U. a. macht darin eine Altertumsforscherin die Entdeckung, daß Shakespeare ein Weib gewesen sei!

Herrigs „Nero“ — eine der vielen Tragödien dieses Namens — hat bei seiner ersten Aufführung am Weimarischen Hoftheater einen schönen Erfolg davongetragen. Der Dichter hat in dem Stück mit großem Geschick den Trägern einer verfaulten Kultur die Träger der neuen sittlichen Weltordnung des Christentums gegenüber-

Digitized by Google

gestellt. Das Publikum zeigte sich durch diese tiefergreifenden Gegensätze mächtig erschüttert.

Von sonstigen Novitäten sind zu erwähnen: das vieraktige Lustspiel „**Roderich Heller**“ von F. von Schönthan, welches im Berliner Schauspielhause mit Erfolg aufgeführt wurde, das Schauspiel „**Va banque**“ von Oskar Welten, ebenfalls mit Beifall, und zwar in Königsberg aufgeführt, u. a. m.

Litteratur.

Die Schriftstellerei übt wie es scheint auch auf gekrönte Häupter einen unwiderstehlichen Reiz. Zu den mancherlei Schriften von fürstlichen Persönlichkeiten, welche uns die letzten Jahre gebracht haben, gesellte sich soeben ein Bändchen Gedichte „**Poesias de Paz de Bourbon**“, welche von keiner Geringeren als der Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern herrühren.

Gegenüber dem berüchtigten Buche des Grafen Vassili über die Berliner Gesellschaft zeichnet sich das eben erschienene Werk des P. Didon **über Deutschland** durch die ehrliche Absicht aus, mit der der Verfasser in unsere Verhältnisse einzudringen bestrebt ist. Vor allem kann Didon nicht genug unsere Hingabe an die Größe der Nation und unsere Zucht und Einheit rühmen.

Heilwissenschaft.

Die **Diphtheritis**, namentlich für Eltern ein Schreckgespenst der aufregendsten Art, hat in Berlin allein innerhalb zweier Monate 1424 Personen ergriffen, von denen 562 starben. Unter die Mittel, die der heimtückischen Krankheit erfolgreich entgegengesetzt werden können, rechnet ein englischer Arzt die Einatmung des Dampfes eines Gummibaumes. Die Blätter der Eukalyptus werden zu dem Zweck mit siedendem Wasser begossen; der dadurch entstehende Dampf wird in seinen Wirkungen noch unterstützt, daß man innen den Hals des Patienten mit einer Lösung aus Stahl und Glycerin pinselt.

Eine wichtige Entdeckung hat **Pasteur** gemacht, dem es gelang, Hunde durch Einimpfung anderer Mikroorganismen gegen Wutgift unempfindlich zu machen.

Entdeckungen und Erfindungen.

Bei Mürschwitz hat man am Fuße des Berges Isaak eine **germanische Töpferwerkstätte** entdeckt. Die Entdeckung gewinnt dadurch an Interesse, daß man Scherben von einer Bildung fand, wie sie bisher in keinem prähistorischen Grabe gefunden wurden.

Die Ausgrabungsarbeiten auf dem **St. Georgsberg in Goslar** schreiten rüstig weiter. Nach dem bis jetzt zutage Geförderten darf man überzeugt sein, von einem Bau Kenntnis zu erhalten, der das früher entdeckte Petersstift an Schönheit noch übertrifft.

Angeblich hat man bei Sonora in Mexiko eine **Pyramide** von der doppelten Höhe (4350 Fuß) der Cheopspyramide entdeckt, die aus Granitsteinen gefügt ist. Eine Fahrstraße soll sich bis zum Gipfel derselben hinziehen.

Kapitän John Ericson hat nach langjährigen Versuchen endlich einen **Sonnenmotor** erfunden, durch den es möglich wird, die Sonnenwärme durch einen Reflektor zu konzentrieren und zur Erzeugung einer mechanischen Triebkraft nutzbar zu machen.

Militärisches.

Das **deutsche Heer** hat seit dem Kriege 1870/71 bedeutende Fortschritte gemacht und eine heute erfolgende Mobilmachung würde 300 000 Mann mehr auf die Beine bringen können, als damals. Außerdem könnte im Notfall noch eine zweite Reservearmee von 500 000 bis 600 000 Mann aufgeboten werden.

Die **russische Armee** wird in der Folge die Dienstzeit ihrer Freiwilligen bedeutend verlängern, und zwar so, daß die bisher zu drei bis sechs Monaten Verpflichteten nun zwölf Monate, die übrigen sämtlich $1\frac{1}{2}$ Jahr dienen müssen.

In **Spanien** zählt die Infanterie zur Zeit 11 734 aktive Offiziere und 1427 in Reserve, die Truppen bestehen aus einem stehenden Heer von 306 327 Mann und aus einer Reserve von 295 238 Mann.

Unglücksfälle.

Das **Dynamit** zeigt sich als wahrer Fluch, der auf unserer Generation lastet. Es vergeht kaum eine Woche, welche nicht Kunde bringt von verheerenden Wirkungen, die das furchtbare Sprengmittel angerichtet hat. So berichtet man vom Januar aus der Kapkolonie, daß in Tebeers unweit Kimperley elf Magazine durch 33 Tonnen Dynamit, 7 Tonnen Schießpulver und 300—400 000 Patronen in die Luft gesprengt wurden. Trotz dieser enormen Massen von Sprengmaterial sind doch nur drei Menschenleben zu beklagen. Auf ein verbrecherisches Vorhaben ist die Dynamitexplosion zurückzuführen, welche auf dem Viktoriabahnhofe zu London stattfand. Auch auf anderen Bahnhöfen Londons wurden Pakete mit Dynamit gefunden, ebenso ein solches dem Prinzen von Paris zugesandt.

Eine Wasserhose hat in **Lima** große Verwüstungen angerichtet, abgesehen von Verlusten an Menschenleben wurden an Sachen für 500 000 Soles vernichtet.

Durch einen großen Brand, der auf dem **Moskauer Kaufhofe** in Charkow am 11. Februar ausbrach und zehn Magazine in Asche legte, sind Werte von mehr als einer Million Rubel vernichtet worden.

Ein entsetzliches Schicksal hat 150 Schiffer betroffen, die bei **Astrachan** auf einer Eisscholle ins Kaspische Meer getrieben wurden.

Verbrechen.

In Berlin ist neulich ein **Taschendiebsprozeß** zur Verhandlung gekommen, in dem die Hauptrolle eine Frau Pusementierer spielte, welche an der Spitze einer ganzen Bande stand und diese mit großem Geschick dirigierte. Sie verteilte die Rollen unter die Mitglieder und ließ alle Messen, über die man genaues Verzeichnis führte, in ihrem „Geschäftsinteresse“ bereisen. Auch besondere festliche Anlässe wurden zur Ausführung von Diebstählen wahrgenommen. Wie es bei diesen Leuten moralisch aussehen muß, beweist die Stelle aus dem Briefe eines Mitangeklagten an seine Frau: „Die Geschäfte gehen schlecht, aber der liebe Gott wird schon weiter helfen“!

Der in Wien so viel Staub aufwirbelnde Prozeß gegen den Professor **Dr. Neminar**, der wegen betrügerischen Handlungen und schuldbarem Bankerott vor den Schranken des Schwurgerichts stand, hat damit geendet, daß N. nur wegen schuldbarer Krida zu sechsmonatlichem strengem Arrest verurteilt wurde.

Der **Neustettiner Synagogenprozeß**, der bei den ersten Verhandlungen zu einer Verurteilung der Angeklagten führte, ist jetzt zu Gunsten der letzteren entschieden worden. Sämtliche Angeklagten wurden freigesprochen.

Stuttgart ist abermals der Schauplatz eines frechen Raubattentates geworden, bei dem leider der Angegriffene sein Leben verlor. Am 23. Februar wurde neun Uhr abends inmitten der Altstadt der Pfandleiher Reinhardt erschlagen, die Ladenkasse ausgeraubt. Der Thäter ist noch nicht entdeckt. — Noch grausiger ist der Raubmord, der am 22. Februar in **Hermannstadt** ausgeführt wurde und dem ein Regimentsarzt Friedenmanger, nebst Frau, Kind und Magd zum Opfer fielen. — In **Köthen** hat vier Tage vorher der Rentier Dönicke sich und seine Frau erschossen. — Ein Scheusal, wie es deren hoffentlich wenige gibt, ist in der Person eines verkrüppelten Bettlers neulich in **Techau** verhaftet worden. Der Krüppel, welcher sich nur auf den Händen fortbewegen konnte, lohnte nach und nach sechs Mitleidige, die ihn auf seine Bitten ein Stück des Weges trugen, damit, daß er ihnen den Hals durchschnitt und sie beraubte.

Totenschau.

John Hutton Balfour, namhafter englischer Botaniker, Custos des kgl. botanischen Gartens in Edinburg, starb daselbst am 11. Februar.

Berghaus, der bekannte Geograph, starb im Februar zu Stettin.

Bernstein, Dr. A., der 1812 in Danzig geborene volkswirtschaftliche Schriftsteller, starb im Februar zu Berlin. Der Verstorbene ist besonders auch durch Begründung der Berliner „Volkszeitung“ bekannt geworden, die aus der ebenfalls von ihm begründeten „Urwählerzeitung“ hervorging.

Büchmann, Ph., bekannt als Herausgeber des in zwölf Auflagen erschienenen Buches „Geflügelte Worte“ starb am 24. Februar zu Berlin.

Cetewayo, der König der Zulukaffern, ist am 8. Februar in Ellowe mit Tod abgegangen.

Chenery, der Chefredakteur der „Times“, starb am 11. Februar in London.

Friesen, v., sächsischer Staatsminister a. D., starb am 25. Februar in Dresden.

Heyse, Theod., verdienter Philologe, starb Ende Februar zu Florenz.

Kadri Pascha, ehemaliger Großvezier, starb als Gouverneur von Adrianopel am 11. Februar.

Krikau, Pastor emer. in Neustadt a. D., der letzte Lützower, starb am 13. Februar, 94 Jahre alt.

La Roche, ausgezeichneter Schauspieler und letzter Schüler Goethes, starb hochbetagt am 11. März in Wien.

Lüderitz, Gustav, ein mit Recht gefeierter Kupferstecher, Professor an der Akademie der Künste zu Berlin, starb daselbst 80 Jahre alt.

Müllenhoff, Karl, ausgezeichneter Germanist, Professor an der Universität Berlin, starb am 19. Februar daselbst.

Notter, Friedrich, bekannt als Schriftsteller, wie als Uebersetzer, starb am 15. Februar im 83. Jahre zu Stuttgart.

Presber, Herm., geschätzter Novellist und Jugendschriftsteller, starb am 3. März in Frankfurt a. M.

Die französischen Generäle **Schramm** und **Wimpffen**, von denen der letzte 1870 bei Sedan eine große Rolle spielte, starben im Februar.

Tümpling, v., General der Kavallerie, bis vor kurzem Kommandeur des 6. Armeekorps, starb am 13. Februar zu Breslau. Geboren am 30. Dezbr. 1809.

Vollmar, Lud., Maler von Genrebildern, starb am 1. März in München.

Unser Hausgarten.

Von O. Hüttig.

Die Gartennelke.

Nächst der Rose ist wohl die Nelke seit alten Zeiten die beliebteste Blume aller Kulturvölker, wenigstens Europas, gewesen. Wie Gartenbaudirektor H. Gaerdt in seinem schönen Buche „Die Winterblume“ nach Ovid erzählt, soll Diana einst in übelster Laune und unbefriedigt von der Jagd heimgekehrt sein, weil ein junger Schäfer durch die Töne der Schalmei ihr das Wild verjagt hatte; zornentbrannt riß sie ihm die Augen aus; aber bald hatte die Reue sie erfaßt, sie erinnert sich, daß seine Augen mild bittend sie angeblickt, und diese will sie nun verewigen, sie wirft sie auf ihren Gebirgspfad. Kaum haben die Augensterne den Boden berührt, so erheben

Fig. 1. Hildesheims Riesen-Kaiser-Nelke.

aus ihnen sich duftende Blüten, das Abbild des Auges mit dunkler Iris (Regenbogen). In Frankreich ist die Nelke seit Jahrhunderten eine gebeiligte Blume, die Ludwig IX. von seinem Kreuzzuge 1270 vom Morgenlande eingeführt haben soll. Später nannte man sie die Blume des großen Condé, des Siegers von Rocroy in den Ardennen (Louis II. le grand Condé, geb. 1621), der sie leidenschaftlich liebte und für ihre Pflege besondere Vorschriften herausgab; in seiner Fehde gegen Mazarin und Turenne machte er sie, die hochrote Nelke, unter seinen Soldaten beliebt und zur Parteiblume und als solche erblich in dem Hause Bourbon. Selbst in der Schreckenszeit der Revolution von 1793 spielte sie ihre Rolle: es wurde Sitte, daß die zum Tode Verurteilten eine solche beim Besteigen des Blutgerüstes in der Hand trugen.

In England erschien die Nelke zuerst im 16. Jahrhundert. Der Gärtner der Königin Elisabeth (1558—1603) soll die ersten schönen Nelken aus Polen erhalten haben, und wurde die Blume der kostbarste Schmuck der hohen Aristokratie; man sagt, daß für eine Nelke eine Guinee gezahlt worden sei, und ein Kranz aus Nelken, den die Herzogin von Devonshire bei einem Feste trug, 100 Guineen gekostet habe. — In Belgien ist die Nelke Volksblume geworden, besonders die der Arbeiter in den Steinkohlengruben, die ihre Lieblinge täglich mit dem Waschwasser begießen, das sie wieder zu weißen Menschen gemacht, nachdem sie ihrer gefahrvollen Arbeit glücklich entronnen sind; sie meinen ihnen dadurch ein üppigeres Wachstum, der Blume eine dunklere Farbe verschaffen zu können. Die Arbeiterwitwe aber erinnert sich bei ihrem Anblick wehmütig ihres Verlustes und dem jungen Arbeiter ist sie das Sinnbild des häuslichen Schmuckes und der Friedfertigkeit. Auch in Italien ist die Nelke zur Lieblingsblume des Volkes geworden; sie dient nicht nur der ländlichen schwarzhaarigen Schönheit als Schmuck beim Fest, sondern ist überhaupt der Talisman der Liebe. Eine gleiche Vorliebe für die Nelke, aber nur für die rote Blume, finden wir in Spanien.

Fig. 2. Strichnelke.

Auch in Deutschland ist die Nelke, wenn auch nicht mit dem Volksleben verwachsen wie in Belgien, Frankreich und Italien, bei den höheren Ständen beliebt und wegen ihres Duftes geschätzt, und die Dichter erhoben sie zum Sinnbild der treuen Freundschaft, weil die Blumenblätter ihre Farbe nicht verändern; aber als Erzieher und Pfleger haben sich lange Zeit nur die Geistlichen auf dem Lande der Pflanze mit den schönen Blumen angenommen, und unter ihnen bildete sich der Verein der Nelkenliebhaber mit einem besonderen Wörterbuch für die Eigenschaften ihrer Schützlinge und für die Zeichnung, Form und Farbe ihrer Blume. Ihr Dolmetscher war Dr. Weißmantel, der schon vor 100 Jahren das von Rudolfi, Hübner u. a. später ergänzte Nelkensystem aufstellte. Die besten Nelkenzüchter aber finden wir unter den Handelsgärtnern Wiens und der Städte in Thüringen, namentlich in Erfurt (Haage & Schmidt, Chr. Lorenz u. a.).

Fig. 4. Dianthus plumarius (schottische gefüllte Federnelke, S. 222).

Auch der Verfasser dieser Zeilen liebt die Nelke sehr und hat sich viele Jahre hindurch mit ihrer Anzucht und Pflege beschäftigt; aber er gehört nicht der Zunft der Nelkenliebhaber an; er macht deshalb auch nicht wie diese so hohe Ansprüche an die Blume; wir lieben den Wohlgeruch und die Farbe der Blume, auch wenn sie die nicht ganz regelmäßigen Formen der von Max Deegen jr. II. in Köstritz angebotenen Riesenkaisernelke (Fig. 1) zeigt, die mit ihrem leuchtend zinnoberscharlachroten Farbentone das Auge blendet und die auf der Gartenbauausstellung in Hietzing-Wien 1880 ein Certifikat erster Klasse erhalten haben soll. Wir fragen bei einer schönen Nelke nicht nach der Klassifikation, wie sie die „Zunft der Liebhaber“ fordert, nicht danach, ob sie eine „Saum-“ oder „Deutsche“ oder „Römische Pikotte“ sei (Strichnelke, Fig. 2, mit einer Zeichnungsfarbe auf weißem oder gelbem Grunde) oder eine „Pikott-Pikotte“ (mit zwei Zeichnungsfarben) oder eine „Doublette“ (Bandblume, Fig. 3, auf der die Zeichnung durch das ganze Blumenblatt bis zum „Nagel“ läuft und breite Bandstreifen bildet) oder eine „Getuschte Blume“ (Faze bezw. Feuerfaze von fax = Fackel mit der Zeichnungsfarbe in der Grundfarbe verwaschen; die Unterseite des Blattes ist immer weiß) oder ein „Salamander“ mit der Zeichnungsfarbe als Punkte über dem ganzen Blumenblatt zerstreut; wir gehen in der Ketzerei sogar so weit, daß wir selbst die einfache Nelke noch schön finden, die wie keine der gefüllten zum elegant und leicht gewundenen deutschen Blumenstrauß sich verwenden läßt.

Fig. 5. Dianthus plumarius fl. pl. Achille (S. 222).

Fig. 3. Bandnelke (Doublette).

Und deshalb können wir auch der Anzucht junger Nelken aus Samen das Wort reden, der nicht immer das erwartete Resultat ergibt, auch wenn er von der dichtest gefüllten Blume gewonnen wäre. Man schaffe sich guten Samen von einem bekannten Nelkenzüchter (z. B. einer der oben genannten Firmen) und säe ihn im Mai dünn in eine flache Schale, die man im Zimmer noch mit einer Glasscheibe bedeckt, oder die man in ein abgetragenes Mistbeet, auch wohl ins Vermehrungshaus stellt; die jungen Pflänzchen werden in andere Schalen verstopft und dann ins freie Land des Gartens mit

Digitized by Google

unter Erde versetzt, so daß sie wenigstens 25 cm. Raum nach allen Seiten erhalten. Ueber Winter deckt man sie wenig mit Laub. Sie blühen im nächsten Jahr, und kann man dann die Pflanzen mit den schönsten Blumen in Töpfe setzen mit kräftiger Erde, die aus altem Kompost, alt verwittertem Kuhmist, Teichschlamm, mürbem Lehm, Sand und kleinen Holzkohlen bestehen kann.

Alte Stöcke sind nicht mehr schön, aber sie können zum Blühen im Winter gezwungen werden, wenn man sie im August in Töpfe setzt, bis zum Anwachsen feucht, dann trockner hält, bei beginnendem Frostwetter in einen sonnigen aber kühlen Raum, aber vom Dezember ab in einen sonnigen warmen Raum, z. B. an das Fenster des Wohnzimmers stellt, wo sie wieder mehr Wasser nötig haben werden als in dem kalten Raume. Aber es gibt eine Gruppe von Gartennelken, deren eigentliche Blütezeit in den Winter fällt; das sind die „remontierenden Gartennelken" (D. Caryophyllus semperflorens), die man ebenfalls aus Samen ziehen kann, selbst mit besserer Aussicht auf ein gutes Resultat als bei der erstbesprochenen Gruppe. Will man aber eine gute Blume behalten, so muß man die Pflanze durch Stecklinge vermehren (die mühsame Arbeit des „Absenkens" kommt nur noch selten vor), was beinahe das ganze Jahr hindurch geschehen kann, am besten aber im März oder April, jedenfalls vor der Blüte, indem man kurze kräftige Seiten- oder Stocktriebe mit 2—3 Blattpaaren mitten durch einen Knoten wagerecht abschneidet, diesen bis 1—3 mm spaltet, ein Sandkorn in den Spalt schiebt, um ihn offen zu halten (alte Nelkenzüchter nehmen hiezu ein Stückchen Nelkenblatt), dann die Blätter zur Hälfte abschneidet und die so vorbereiteten Stecklinge einzeln in 2, 3—4 cm weite Töpfe oder zu mehreren in größere Töpfe, dicht am Rande, mit sandiger Heideerde setzt, sie mit einer Glasglocke bedeckt und im Gewächshause oder Zimmer, gegen die Mittagssonne geschützt, aufstellt. Beim Begießen muß man vorsichtig sein und die Glasglocke nicht eher aufsetzen, als bis die Blätter (oder Blattreste) abgetrocknet sind. Die Bewurzelung beginnt nach 3 Wochen und setzt man die Pflanzen dann einzeln in Töpfchen, hält sie kurze Zeit in geschlossener Luft und pflanzt sie nach geschehener Abhärtung ins freie Land, wo man ihnen 35—40 cm nach allen Seiten Raum gibt, sie aber sonst wie die Gartennelken behandelt. Im September pflanzt man sie in 11—14 cm weite Töpfe, hält sie einige Zeit in geschlossener Luft, beschattet sie, wenn nötig, und stellt sie dann in einem sonnigen Raume mit einer Temperatur von + 7 bis 10° C. (6 bis 8° R.) auf, bringt sie aber nicht eher ins warme Wohnzimmer, als bis sie gut ausgebildete Blütenknospen zeigen.

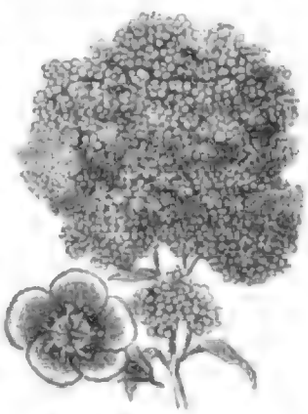


Fig. 6. Dianthus barbatus oculatus marginatus.

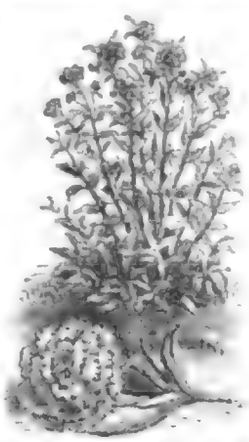


Fig. 7. Dianthus Multiflorus.

Gute Sorten von Remontantnelken sind: Le Grenadier, feuerrot, Président Degraw, L'Hermine und Louise Zeller rein weiß, Alégatière samtartig und dunkelrot, F. Peter weiß mit kirschrot gestreift, Christine Lorenz ist groß, rosenfarbig und dunkler gestreift, Kronprinzessin Victoria ist großblumig und rein weiß, Souvenir de la Malmaison, zart fleischfarbig, u. a. m.

Die Federnelke (Fig. 4, Dianthus plumarius L.) bildet eine weitere Gruppe von Gartennelken, die besonders zu Einfassungen von Blumenbeeten, Wegen u. s. w. benützt werden können; sie sind bedeutend härter als die andern Gruppen und nur die feinsten Sorten, von denen die Firma Haage & Schmidt in Erfurt uns einige Abbildungen geliefert, dürften eine leichte Winterdecke nötig haben. Auch sie werden leicht durch Stecklinge vermehrt. Gute Sorten sind, außer der hier abgebildeten „Achille" (Fig. 5): Abbotsfordianus purpurrosa, Fimbriatus albus rein weiß, Nelly rosa, Virginal weiß und großblumig, Victoria schwarzpurpur mit rein weißen Flecken, u. a. m.

Schließlich erwähnen wir noch einer Gruppe, der immerblühenden Hybridnelke (D. hybridus semperflorens Hort.), vielleicht dasselbe, was die Engländer die „Vielblumige" nennen, welche von September bis April ununterbrochen ihre schön gefüllten, würzig duftenden Blumen entwickelt, selbst ohne den von anderen Pflanzen geforderten Sonnenschein. Die Blüte ist meist karminrot; doch verzeichnen H. Cannell & Sons, Swanley, Kent, England, von ihren D. multiflorus (Fig. 7) auch folgende Sorten: Marie Pare rein weiß, Striatus fleischfarbig mit weißen Strichen und Punkten, Napoléon III. hochrot, Rose perpetual rosafarbig u. a. m.

Trachten der Zeit.

Von Ida Barber.

Wennschon dem Kalender nach der langersehnte Frühling seinen Einzug gehalten, verhindert die unbeständige Witterung unsere Modedamen doch noch, die zu seinem Empfange angeschafften Neuheiten spazieren zu führen.

Man trägt jetzt zumeist noch farbige Tuchkleider mit passendem Samtbesatz, Velourskroben mit Marabouts garniert, einfache Kostüme von grobem Linsey-Wolsey oder Knicker-bocker, nur mit dicken Seidenkordeln besetzt, Kaschmirroben mit japanesischen und persischen Stickereien, und als Elegantestes farbige Seiden- oder Samtkleider mit lebhaften Goldstickereien.

Die Mäntel sind zumeist aus leichtem, gerauhtem Wollstoff, aus Ottoman oder geblümtem Samt gefertigt, ersterer mit reichen Passementerieen, die Samt- und Seiden-Konfektions vorwaltend mit Federn oder Stickereien besetzt. Breite Chenillefransen, Pompons, Spitzen oder Seiden-Gerlots umgeben den Rand der in diesem Jahre besonders reich garnierten Umhänge. Ein leichtes farbiges Seidenfutter wird am Rande mit fingerbreiter Guipür besetzt und tritt, scheinbar absichtslos, doch mehr als nötig hervor. Beliebt sind noch immer die großen, fast die ganze Figur deckenden Redingotes.

Fig. 2.

Fig. 1 zeigt uns einen solchen, der aus kanevasartigem marineblauen Stoff gefertigt und mit breiten, gleichfarbigen Samtstreifen besetzt ist. Vom Grunde des stumpfen Stoffes heben sich effektvoll eine Art scheinbar in Tapisserie-stich ausgeführter Blumen ab, die den ganzen Mantel decken. Man nennt derartige Gewebe „Tapisseries", findet sie momentan schön, ohne ihnen, da sie sehr auffallend sind, eine längere Dauer voraussagen zu wollen. Der Mantel ist hinten reich gefaltet, an der Achsel auffallend schmal, mit Suwarow-Kragen von Samt, hochstehenden, halbweiten Aermeln, die inwendig mit Spitzen reich besetzt sind; vorn eine große Mantelschließe von Korallen, die mit der Farbe der Hutfeder und der des nur handbreit hervorstehenden roten Rockes übereinstimmt.

Den glücklichen Besitzerinnen echter Shawls gibt die diesjährige Mode Gelegenheit, ihre Herrlichkeiten, die, ach! so lange unbewundert unter Schloß und Riegel verwahrt blieben, in bester Form zu zeigen. Die neue Façon orientale wird aus indischen

aber dürftigen Einrichtungen wenig geeignet, daß man sich nur gelegentlich zu ihr werde wenden können. Anders dagegen ist es bei Kochen und Backen verschiedener Speisen und Gerichte, welche man gewöhnlich in der Küche zubereitet, und welche man in der Regel auch nur in kleinen Quantitäten bereitet, sodaß die gewöhnliche Küche, die gewöhnliche Hitze in derselben für solche Zubereitungen vollkommen ausreicht. Wir wollen deshalb in Nachstehendem einige Kochgeräte und Kochmethoden beschreiben, welche sich für Kochen im Hof besonders eignen, und welche

Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3.

Kochen auf gußeisernen, meistens runden Platten, die in der Regel auf Kochherden sich befinden, ist bekannt. Wir wollen deshalb nur bemerken, daß man sich zu diesem Kochen kleiner Kochtöpfe bedient, welche gut schließende Deckel haben. Fig. 1 stellt einen solchen Topf dar, Fig. 2 einen Topf mit Deckel und Fig. 3 einen Topf mit Deckel und Henkel, so daß man ihn leicht abheben kann. Diese Töpfe sind von Gußeisen, haben keine großen Dimensionen, da sie nur klein sind, in der Regel 2 Liter Inhalt, und sind mit einem Deckel versehen, welcher, wenigstens zum Theil, gut schließt, damit der Dampf nicht zu schnell entweicht, und damit die Speisen in ihm gut kochen können. Die Henkelform ist verschieden. Fig. 1 hat einen Bügelhenkel, Fig. 2 einen kurzen Stielhenkel, Fig. 3 einen langen Stielhenkel.

Die Kochplatte, auf welcher solche kleine Töpfe stehen, ist in der Regel nicht sehr groß, sodaß man nicht mehr als 3 bis 4 solcher Töpfe auf einmal darauf stellen kann. Es darf in dieser Platte keine, wo möglich, Öffnung sein, damit die Hitze nicht zu schnell entweicht. Ist eine Öffnung vorhanden, so müssen Ringe von passender Größe aufgelegt werden, damit die Töpfe nicht durchfallen. Diese Ringe sind auf der Figur 4 abgebildet. Sie sind von Eisenblech und haben einen Durchmesser von 15 bis 20 Centimeter.

Ist eine Kochplatte nicht vorhanden, sondern steht der Kochherd auf einem Roste, so kann man auf diesem Roste ebenfalls kochen, indem man die Töpfe auf den Rost stellt. Es ist dies aber nicht so bequem, wie auf einer Kochplatte, weil die Töpfe nicht so gut stehen und weil sie leicht umfallen können.

Ist kein Kochherd vorhanden, so kann man auf einem Ofen kochen, wenn derselbe eine Kochplatte hat. Ist dies nicht der Fall, so kann man auf einem Ofen kochen, wenn derselbe eine Platte hat, auf welcher man Töpfe stellen kann. Ist auch

sechzehnjährige Tausendschönchen erscheinen zu lassen, daß die in Anregung gebrachte Neuerung nicht durchdringen werde.

Jung sein! ist die Parole; und wer es nicht mehr sein kann, der versuche es zu scheinen!

So wenigstens ist das Streben jener nach Hunderttausenden zählenden Frauen zu verstehen, die Zeit und Geld und Bequemlichkeiten opfern, um trotz alledem und alledem — fesch aufzutreten.

Naturanstalten in der Häuslichkeit.

Von

Dr. Karl Ruß.[1])

5. Stubenvögel. (a. Der goldgelbe Sänger.)

Alljährlich finden in Deutschland viele hundert Vogelausstellungen statt. Wir haben ja auf den Gebieten der Vogelkunde und -Liebhaberei, der Geflügelzucht und des Geflügelsports in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz wohl gegen fünfhundert Vereine vor uns und alle wetteifern darin, in immer größeren Kreisen des Publikums Anhänger für ihre Bestrebungen zu werben. Bei allen diesen Ausstellungen aber werden Kanarienvögel als zahlreiche und nicht selten sogar als Hauptgewinne der Verlosungen verwendet, und in der That, sie dürfen als solche keineswegs fehlen.

Wenn in den kleinen und minder wohlhabenden Vereinen auch immerhin geringwertige Kanarienvögel massenhaft als Gewinne gegeben werden, so setzen die größeren und bedeutenderen Vereine doch auch eine Ehre darein, stets einen oder mehrere der kostbarsten Harzer Kanarienvögel, im Wert von 75 Mark und darüber als Hauptgewinn zu spenden.

Da tritt uns nun aber von vornherein eine trübselige Erscheinung entgegen. Trotz des außerordentlichen Aufschwungs, welchen die Liebhaberei für den Kanarienvogel im allgemeinen allenthalben und vornehmlich in Deutschland in den letzten Jahrzehnten gewonnen, gibt es doch nur verhältnismäßig wenige begeisterte Verehrer und Kenner des Harzer Vogels, die zu ermessen wissen, daß derselbe zu den köstlichsten Sängern gehört, welche wir unter den Stubenvögeln überhaupt vor uns haben, alle übrigen sehen den Kanarienvogel eben als einen allbekannten Gast in der Häuslichkeit an, dem gegenüber sie weder besondere Rücksichten zu nehmen, noch außergewöhnliche Vorsicht zu beachten brauchen; und doch geht er, wenn ihm solche nicht zu teil wird, nur zu leicht zu Grunde. Ueberaus einfach, mühe- und kostenlos ist seine Verpflegung, trotzdem vermag er sich nur dann seine wertvollste Eigentümlichkeit, den absonderlichen herrlichen Gesang, zu bewahren, wenn man ihm die erstere mit Kenntnis und Verständnis angedeihen läßt.

Bedenken wir, welche staunenswerte Fülle von Sachkenntnis, Ausdauer, Geld- und Zeitopfern dazu gehört, um einen solchen vorzüglichen Sänger in seiner möglichsten Vollkommenheit auszubilden, so bedauern wir es einerseits von ganzem Herzen, wenn derselbe in der Hand des Unkundigen erbarmungslos verkommen muß, und wir möchten entschiedene Verwahrung dagegen einlegen, daß gerade er zum Anlockungsmittel bei einer Vogellotterie dienen soll; erwägen wir dann aber im Gegensatz dazu, daß die Gefahr für den Sänger unschwer abzuwenden ist, wenn wir nur guten Willen voraussetzen dürfen und zwar gleicherweise bei den Kundigen, welche die Vogelausstellungen veranstalten, wie bei den Empfängern, welche die Vögel gewinnen, so sehen wir anderseits mit Vergnügen ein, daß die Schwierigkeiten sich wohl überwinden lassen und daß wir gerade den goldgelben Hausfreund als einen der Vögel, welche am besten dazu geeignet sind, die Liebhaberei für die gefiederte Welt in den weitesten Kreisen zu verbreiten, anerkennen und mit Freuden begrüßen dürfen.

Vor allem sollten die Veranstalter von Vogellotterieen es sich immer angelegen sein lassen, jeden Empfänger eines Harzer Kanarienvogels über alle Eigentümlichkeiten desselben zu belehren und Anleitung zur sachgemäßen Verpflegung zu geben, nicht minder aber sollte der glückliche Gewinner — wenn er es nicht vorzieht, den wertvollen Vogel sogleich zu verkaufen — ernstlich dahin streben, die nötige Kenntnis sich anzueignen.

Von diesem Gesichtspunkt aus will ich im nachstehenden die entsprechenden Anleitungen geben und zwar mit nachdrücklichem Hinweis darauf, daß der Kanarienvogel dann, wenn man seine einfachen Bedürfnisse kennt und dieselben mit bestem Willen zu befriedigen strebt, in so vollem Grade wie nur wenige andere Vögel als willkommener Gast in der Häuslichkeit sich zeigen kann.

Wie bereits erwähnt, werden wohl zahlreiche Leser meinen, daß solche Auffassung von vornherein nicht der Wirklichkeit Rechnung trage, denn den Kanarienvogel, der bereits seit 300 Jahren bei uns in Deutschland heimisch und Gast fast in jeder Häuslichkeit ist, kennt doch auch wohl jedermann, und eine besondere Anleitung zu seiner Verpflegung sei daher wahrlich überflüssig. Dies ist thatsächlich oder doch wenigstens im allgemeinen richtig, nämlich dem gemeinen deutschen Kanarienvogel gegenüber. In betreff seiner weiß man, daß er im ersten besten Bauer, oft genug sogar im winzigsten und unbequemsten, bei Wind und Wetter draußen auf dem Blumenbrett oder vor dem Fenster und selbst bei großer Kälte drinnen am Fenster, im dunstigen, schwülen, rauchigen Stübchen, wie im zugigen Vorzimmer, einfach mit Hanf und allenfalls sogenanntem Kanarienfutter (Rüb-, Kanarien- und gequetschter Hanfsamen) gefüttert und hin und wieder mit Zucker, Kuchen, Kaffeesemmel, Kartoffel und allen möglichen anderen Leckereien versorgt, wohl zwanzig Jahre und darüber gut ausdauert. Will man ihn indessen nicht bloß im einzelnen Ausnahmefall, sondern unter allen Umständen gesund und lebenskräftig erhalten, so füttere man ihn einfach bloß mit gequetschtem Hanf-, Kanarien- und Rübsamen zu gleichen Teilen, nebst etwas gespelztem Hafer und gebe ihm zur Erquickung hin und wieder ein Apfelschnittchen, etwas Salat oder Vogelmiere und als Leckerei ein Stückchen Zucker; alle übrigen unnatürlichen Nahrungsmittel halte man ihm durchaus fern. Die Hanfkörner müssen an jedem Tage frisch, vermittelst eines Rollholzes oder einer Mörserkeule auf einem Hackbrett nur angeknickt, nicht aber zu Schrot zermalmt werden. Alle diese Sämereien müssen im vorzüglichsten Zustande, nicht aber in dem erwähnten Gemisch wohl gar schon alt und ranzig geworden oder hart getrocknet sein. Ferner wolle man bedenken, daß es geradezu eine Tierquälerei ist, wenn man den Kanarienvogel in einem zu engen Käfige hält. Man möge nicht einwenden, daß er ja von Jugend auf daran gewöhnt ist, im kleinsten Raum zu sitzen, sondern immer bedenken, daß er bei ausreichender Bewegung sich nicht allein wohler fühlt, sondern auch besser gedeiht. Der Käfig für den einzelnen Kanarienvogel sollte 50—50 cm hoch, 30—40 cm lang und 22—28 cm tief sein.

Wollte man in ganz gleicher Weise den Harzer Kanarienvogel behandeln und verpflegen, so müßte sich daraus ergeben — wie es ja in Wirklichkeit bei Unkundigen leider nur zu oft geschieht —, daß der Vogel, selbst wenn er dabei gesund und am Leben bliebe, doch die Stimme und somit den herrlichen Gesang einbüßen würde. Wer, hingerissen von dem Genuß an der köstlichen Leistung des Sängers einen solchen anschaffen und halten will, bezw. wem der Glücksfall bei einer Lotterie ihn zugeführt, soll vor allen Dingen doch prüfen, ob er auch wirklich in der Lage ist, die immerhin geringen, aber um so mehr bedeutungsvollen Anforderungen zu befriedigen, welche die Pflege des Vogels an ihn stellen wird. Zunächst darf dieser gefiederte Gast, in Anbetracht dessen, daß er im Harz sowohl, als auch in anderen Züchtereien leider durchgängig in einer hohen Temperatur und zwar von 18—24 Grad R. gezüchtet wird, keinenfalls von vornherein in einem kühlen oder gar naßkalten Raum beherbergt werden. Man hat ihn vielmehr sorgsam vor jeder Erkältung durch plötzliches Sinken der Temperatur zu bewahren. Das Zimmer, in welchem er gehalten wird, muß eine möglichst hohe, vor allem aber gleichmäßige Stubenwärme haben, welche auch zur Nacht nicht unter 16 Grad R. sinken darf. Ganz allmählich erst gewöhne man ihn dann an eine geringere bis zur gewöhnlichen Stubenwärme von 15 Grad R. im Durchschnitt, die aber nachts doch keinesfalls unter 14 Grad R. stehen darf. Sodann gewähre man ihm einen ruhigen Standort, wo er vor Schreck und Beängstigung, insbesondere aber auch vor Zugluft bewahrt ist.

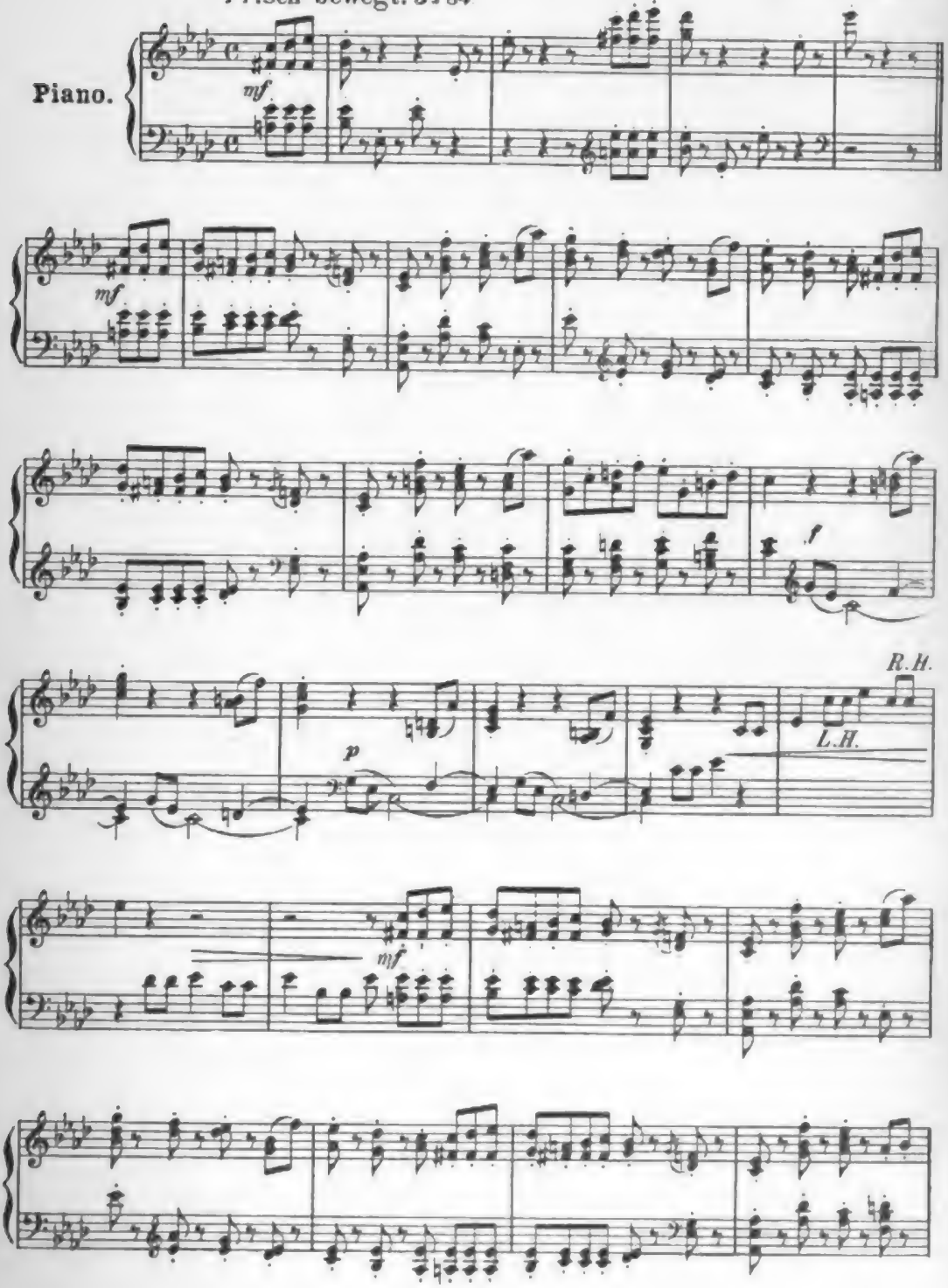
Der Käfig für den Harzer Kanarienvogel (s. Abb. S. 225) sei von der vorhin angegebenen Größe, nach Geschmack und Belieben hübsch ausgestattet, immer aber einfach-elegant und nicht mit unnötigem Prunk überladen. Seine Gestalt sei, wie die Abbildung zeigt, länglich viereckig, das Gestell kann aus gedrechselten und polierten hölzernen Säulen, auch aus einfachen Holzstäben oder am allerbesten von verzinntem Draht sein; im ersteren Fall ist das Gitter dann auch von Messingdraht mit rasch und ungemein hart antrocknendem japanesischen Lack gestrichen, so daß es jeder Feuchtigkeit widersteht, keinen Grünspan ansetzt und prächtig aussieht; im letzteren Fall ist es aus verzinntem Draht. Während der Sockel je nach der Ausstattung aus poliertem Holz oder Weißblech angefertigt worden, muß die Schublade selbstverständlich jedenfalls von Metall sein. Als eine praktische und zugleich schöne Vorrichtung erscheinen die mit mattgeschliffenen Verzierungen ausgestatteten

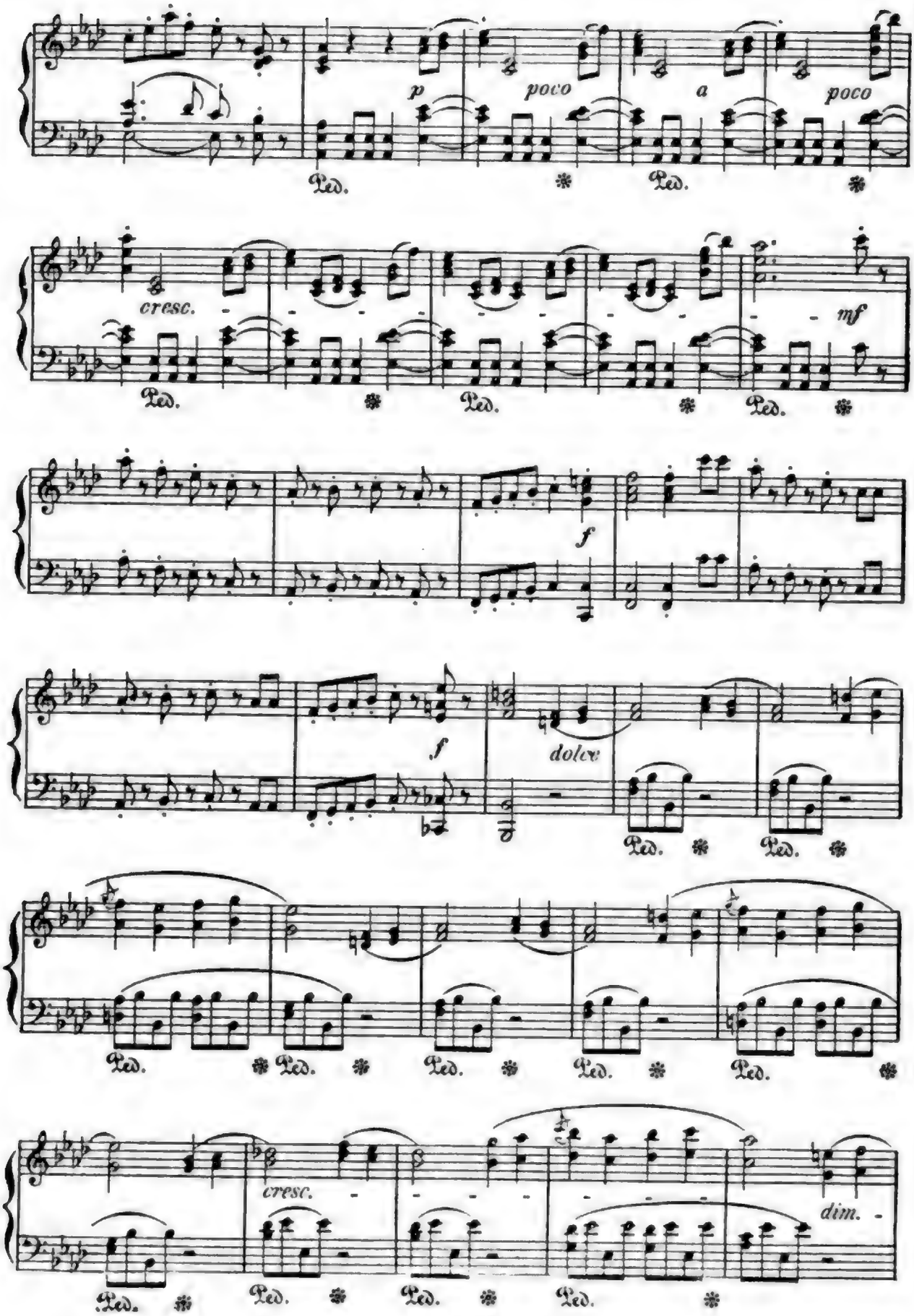
[1]) Vgl. Heft 6 dieses Jahrganges.

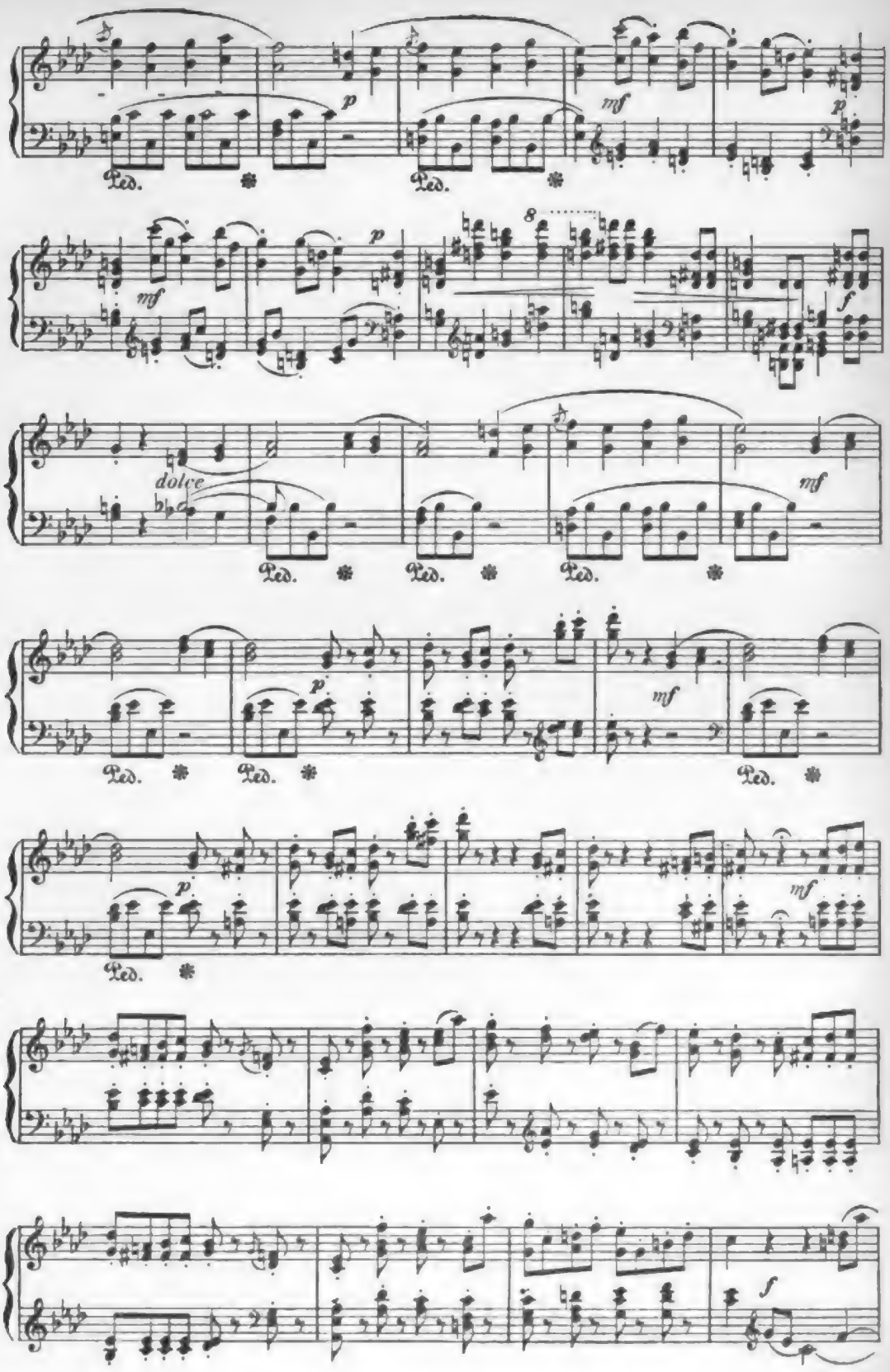
Ständchen.

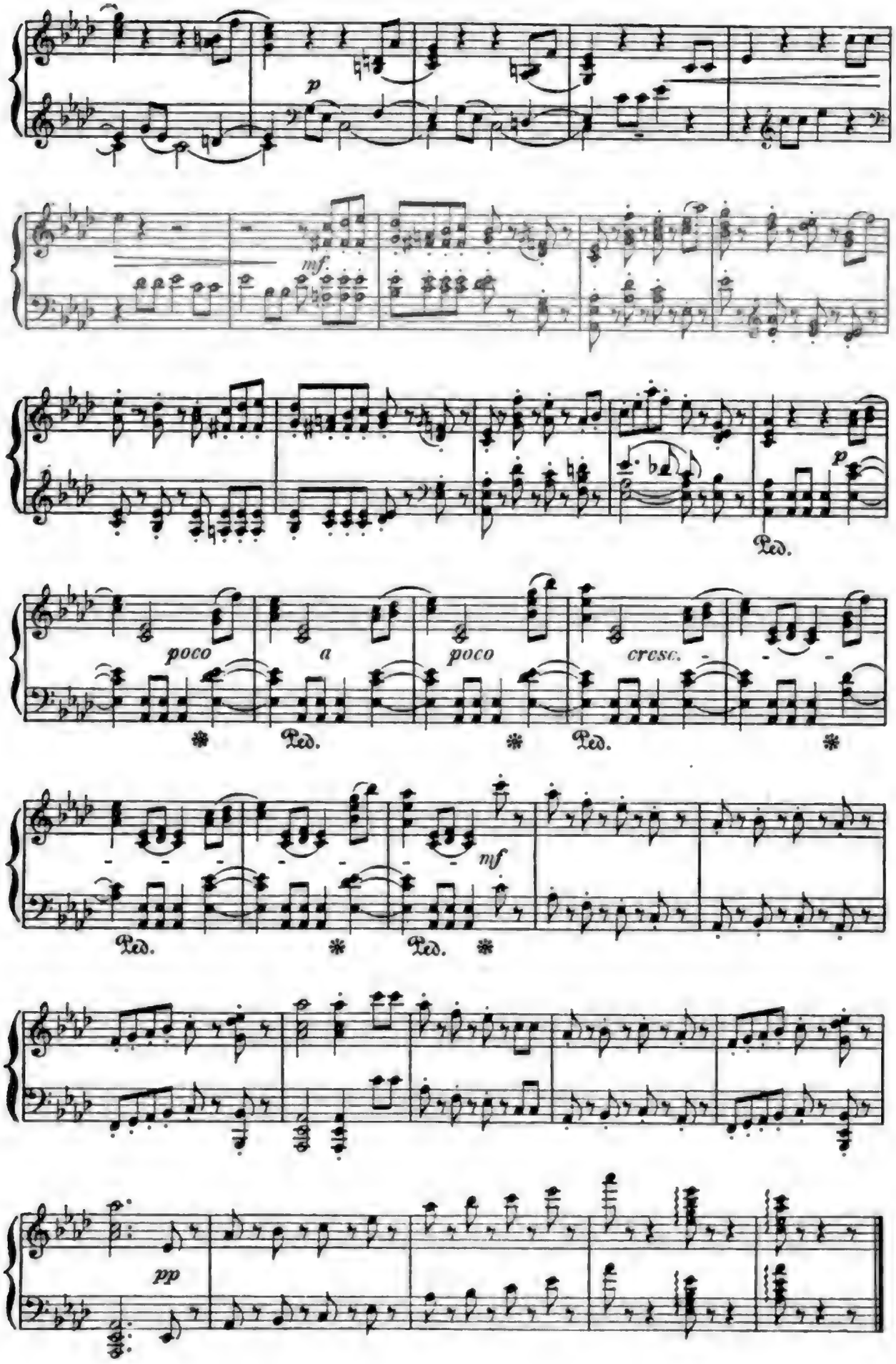
Frisch bewegt. ♩= 84

Edmund Parlow.




p
poco
a
poco
cresc.
mf
f
f
dolce
cresc.
dim.
Ped.


p
Ped.
mf
p
mf
p
8
f
dolce
mf
Ped.
p
mf
Ped.
p
mf
Ped.
f


p
mf
p
Ped.
poco
a
poco
cresc.
Ped.
Ped.
mf
Ped.
Ped.
pp

Glasſcheiben, welche die unteren Wände des Käfigs bilden; ſie verhindern, daß Sand, Hülſen u. a. verſtreut und die Stubendielen verunreinigt werden. Die Anordnung der Futter- und Trinkgefäße, deren erſteres eine Kappe von Zinkblech hat, damit der Vogel die Körner nicht herauswerfen kann, ferner die der Sprunghölzer und der Schaukel (welch letztere auch füglich fortbleiben darf) ergibt die Abbildung.

Auch die Fütterung des Harzer Kanarienvogels muß eine ganz andere ſein als die ſeines Verwandten. Sie beſteht der Hauptſache nach in dem vorzüglichſten Sommerrübſamen, ſoviel der Vogel eben freſſen will, nebſt einer täglichen Gabe von trockenem Löffelbiskuit vom Konditor oder beſſer einen kleinen Theelöffel voll von Böckerſchem Eifutter. Dieſes letztere beſteht einfach in gleichen Teilen von hartgekochtem, auf einer ſauberen Reibe fein geriebenen Hühnerei (Eiweiß und Eigelb zuſammen) und geriebenem Weizenbrot (ſogenannter Semmel oder Wecken, altbacken und zerrieben oder auch im Mörſer zerſtoßen), beides ſorgfältig untereinander gemiſcht, ſo daß es eine gleichmäßige lockere Maſſe bildet. Wer die Mühe der täglich friſchen Herſtellung dieſes Futters ſcheut, kann, wie erwähnt, den Löffelbiskuit reichen, doch ſollte man dann wenigſtens alle drei bis vier Tage mit einer etwa bohnengroßen Gabe von bloßem hartgekochten Eigelb abwechſeln. Wenn der Harzer Kanarienvogel, etwa durch übermäßige Geſangsleiſtung angegriffen erſcheint und bei vorſichtiger Unterſuchung einen ſpitzen Bruſtknochen zeigt, ſo darf man ihm auch, insbeſondere aber im Spätſommer vor der Mauſer, täglich einen halben Theelöffel voll gequelſchten Hanfſamen bieten; ſonſt aber keinenfalls.

Um die Harzer Kanarienvögel zum herrlichen, gleichmäßig ruhigen Geſang zu erziehen, werden ſie meiſtens in verdeckten, kurz und gut verdunkelten Käfigen gehalten. Wer keine Kenntnis dieſer ganzen Vogelzucht hat, erachtet das erwähnte Verfahren wohl für eine Tierquälerei; eine ſolche iſt es aber thatſächlich nicht, denn einerſeits fühlen ſich die Vögel dabei ja augenſcheinlich wohl, denn ſonſt würden ſie doch wahrlich ihren wundervollen Geſang nicht mit ſolchem unendlichen Eifer üben und anderſeits liegt darin auch die einzige Möglichkeit, um ſie zu ſolchen Geſangskünſtlern zu erziehen; wenigſtens iſt letzteres die weitverbreitete Meinung, welche freilich einige der hervorragendſten Kenner nicht teilen. Gleichviel aber, wer auch recht habe — ich will das Halten der Harzer Kanarien in verdunkelten Käfigen keineswegs empfehlen, nur den Rat muß ich hier anfügen, daß man einen ſolchen Gaſt, wenn er zu ſehr zu ſchreien anfängt, wenigſtens mit einem leichten leinenen Tuch bedecke und nur oben am Gitter eine Oeffnung freilaſſe. Dieſes Verfahren ſchadet ihm nichts, führt ihn aber dazu, daß er wieder ruhiger, mit mehr Sammlung und größerem Eifer ſeinen Geſangsſtudien obliege.

Die Kanarienvögel von den Raſſen, welche nicht als Sänger, ſondern vorzugsweiſe oder hauptſächlich als Schmuckvögel gehalten werden, wie es ja im weſentlichen auch mit dem Kanarienvogel von gemeiner deutſcher Raſſe der Fall iſt, ſind im allgemeinen ſo zu verpflegen, wie der letztgenannte. Es ſind der **Kanarienvogel von holländiſcher Raſſe** (Trompeter, Pariſer, Lord Mayor, Brabanter, Brüſſeler) und die **engliſchen Farbenkanarien** (Norwich-, Yorkſhire-, Londoner, zimtbraune, Lizards-, Lancaſhire- oder Rieſenkanarienvogel) und außerdem die letzteren in allen Farbenvarietäten durch Cayennepfefferfütterung orangerot gefärbt.

Die Holländer werden einfach mit Kanarienſamen nebſt Zugabe von ein wenig Hanf und die letzteren nur mit Kanarienſamen gefüttert.

Den engliſchen Farbenkanarien gibt man, falls ſie durch Pfefferfütterung gefärbt werden ſollen, vor und während der Mauſer ein Weichfuttergemiſch, welches in folgender Weiſe zubereitet wird: beſten friſchen roten Cayennepfeffer, feinſt gepulvert, einen gehäuften Theelöffel voll, bringe man mit einem hartgekochten, fein zerriebenen Hühnerei und einer gleichen Menge von ſüßem, ſchwach angefeuchtetem Biskuit zu einem krümeligen, keinesfalls ſchmierigen Gemenge zuſammen und davon bekommt jeder Vogel, ſoviel als er eben verzehren will, während ihm die Körnernahrung möglichſt oder gar ganz entzogen wird.

Vogelbauer für Kanarienvögel.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ich hier auf alle Einzelheiten nicht näher eingehen und insbeſondere daß ich keine Anleitungen für die Züchtung aller dieſer Kanarienvogelraſſen geben kann; ich habe hier nur die Geſichtspunkte ins Auge zu faſſen, von denen aus man dem einzelnen Sänger, wie dem Pärchen Kanarien als Schmuckvögel ein behagliches Daſein bieten ſoll, ſo daß auch der Kanarienvogelfäſig in der Reihe der Naturanſtalten in der Häuslichkeit voll und ganz ſeinen Platz ausfülle.

Für die Liebhaber, welche ſich damit aber nicht begnügen, ſondern auch Anleitungen dazu haben wollen, wie ſie Kanarienhecken einrichten, wo ſie die entſprechenden Käfige, Futtermittel u. a. und namentlich die verſchiedenen Vögel ſelber am beſten beziehen können, ſeien auf mein Buch „Der Kanarienvogel“ (4. Auflage, Magdeburg 1884, Preis 2 Mark) verwieſen.

Der geſtirnte Himmel im Monat Mai.[1])

In dieſem Monat ſind die Abende zur Beobachtung des geſtirnten Himmels noch durchweg günſtig, obgleich in der erſten Hälfte der Mondſchein ſtören wird, da am 2. das **erſte Viertel**, am 10. der **Vollmond** eintritt, während der **Neumond** auf den 24., das **letzte Viertel** auf den 31. fällt.

Merkur iſt während des Mai nicht zu ſehen, denn am 17 kommt er in untere Konjunktion mit der Sonne.

Venus dagegen kommt erſt 3 Stunden nach der Sonne in den Meridian und erreicht überhaupt als Abendſtern ihre größte öſtliche Ausweichung von der Sonne.

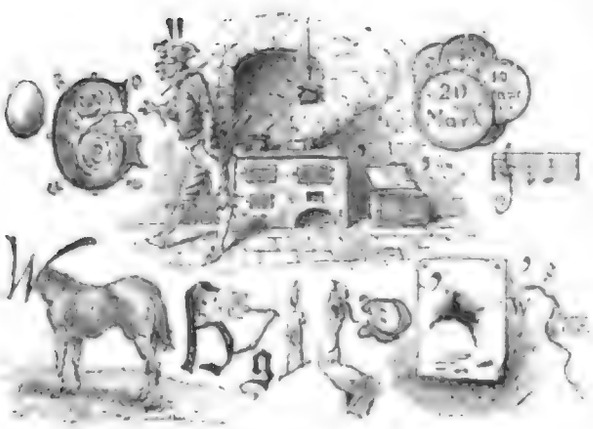
Jupiter geht immer früher unter, man muß ihn daher ſpät abends in der Nähe des weſtlichen Horizonts ſuchen; **Saturn** endlich iſt ganz unſichtbar.

---

[1]) Auf viele Anfragen teilen wir hierdurch mit, daß die Sternkarte, welche dem erſten Hefte beigegeben war, auch für neueintretende Abonnenten oder Solche, denen das Blatt abhanden gekommen iſt, gegen Einſendung von 30 Pfennig in Briefmarken durch die Verlagshandlung dieſer Zeitſchrift zu beziehen iſt.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rebus.



Ein Rätsel Goethes.

Dem Buchhändler Conrad in Gotha danken wir die Mitteilung untenstehenden Rätsels. Er macht zu demselben folgende Bemerkung: Dieses Gedicht fand sich abschriftlich in den Papieren des verstorbenen Grafen Friedebald von Salisch mit folgender Notiz: „Ungedrucktes Gedicht von Goethe. Mitgeteilt von Fräulein Sophie von Schlotheim. 18. Februar 1859. Ihr mitgeteilt 1828 von Mad. Bleweg geb. Campe."

Zwei stille See'n, des Himmels reinste Spiegel
Bewohnt ein Geist, der Mild' und Hoheit eint,
Nicht Bäume, Büsche, nicht begrünte Hügel,
Des Geistes Bild ist's was darin erscheint.
Und nahst du dich mit still bescheidnem Blick,
Strahlt dir dein eigen Bild verschönt zurück.
Und Perlen wohnen in den tiefsten Gründen,
Zwei Fischer nur die wissen sie zu finden.
Oh! daß wir heut' beglückt den Einen fänden
Und ew'ge Fesseln für den Andern wänden,
Der Heimat Bild, des Wiedersehn's Entzücken
Und der Erinnerung namenlose Lust
Sie stiegen dann aus froh bewegter Brust,
Um uns aus jenen See'n zu beglücken
Und ewig wünschen wir hinein zu blicken.
Oh! gönnte doch Apoll die letzte Silbe mir,
Die beiden Ersten würdig zu besingen,
Und ruhten sie, die Lust und Freude bringen,
Doch freundlich heut' auf unser'm Spiele hier.

Rätsel.

Wer Freund der beiden Ersten ist,
Vertrau' dich dem zu keiner Frist!
Thust du das Letzte aus Herzensgrund,
Dann bist du heimisch im Erdenrund.
Das Ganze lobt nicht, was hoch ist und hehr,
Für Hübsches, Scheinisches taugt's umsomehr.

* * *

Ist's eine Knospe, mag sie dich erfreu'n!
Ist's eine Wunde, gibt's erneuten Schmerz.
Ist es ein Brief, schau, wer es darf, hinein!
Ist's deine Kasse, trifft ein Schreck dein Herz.

* * *

Der, wer mich liebt und achtet,
Ist kaum ein Mensch zu nennen;
Wer mich zu gewinnen trachtet,
Muß keinen Ehrgeiz kennen.
Trau' dem, der mich verrät,
Nicht dem, der mich versteht.
Was dir auch beschieden an Weh oder Heil,
Von allem bleib' ich doch das Gegenteil.

* * *

Das Erste drückt wohl manchen Mann,
Auch wenn er selbst nicht Schuld daran.
Das Zweite tragen Büffel durch die Sümpfe.
Das Ganze hilft dem Ersten auf die Strümpfe.

Versetzrätsel.

Mit e am Fuße — bin ich aus der Dichtung
Des großen Meisters wohl auch euch bekannt,
Ein Mädchen, das bei häuslicher Verrichtung
Gleich einer Göttin vor dem Jüngling stand,
Sein Herz entflammt zu schwärmerischem Lieben
Und ahnungslos ihn in den Tod getrieben.

Mit o am Fuß — erfülle ich nicht minder
Mit süßen Bildern Phantasie und Herz;
Oft trieb auch ich bethörte Menschenkinder
Schon in den Tod — durch der Enttäuschung Schmerz;
Und doch — ich winke, und es legen wieder
Viel Tausende ihr Scherflein vor mir nieder.

Auflösungen zu Heft 7, S. 114.

Bedeutender Fund: Anhaltspunkte zur Entzifferung bieten die Anfangsbuchstaben des Namens des Verstorbenen mit der Zahl der verlorenen Buchstaben und das Jahr. Das Jahr ist bezeichnet mit . . C . . . . V, also zwei Punkte, d. i. zwei Buchstaben vor C und fünf Buchstaben nach C. Ein Professor, dem der Fund vorgelegt wurde, machte folgende Kombinationen und versuchsweise Zusammenstellungen: Nachdem die Zeitrechnung von der Erbauung der Stadt Rom mit 753 vor Christi Geburt beginnt, so dürfte mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß die ersten zwei Buchstaben D und C, d. i. mit Hinzurechnung des verbliebenen Buchstaben C 700 Jahre nach Erbauung der Stadt Rom sind. Die noch folgenden vier Buchstaben dürften nach der nach den Eindrücken zu entnehmenden Form X sein. Wenn für diese vier Punkte X angenommen wird, so ergibt sich 40, also zusammen 740; dann kommt noch ein Punkt und hierauf V. Dieser Punkt kann nur I oder X andeuten. Nach der aus den Stiften ꝛc. zurückgelassenen Eindrücken entnommenen Form dürfte es I sein, daher I und V das ist IV = 4. Die Gesamtzahl beziffert sich sonach mit 744, d. i. 9 Jahre vor Christi Geburt. In diesem Jahre ist Horaz gestorben. Die Punkte bei H gezählt geben gerade soviele Buchstaben als das Wort Horatii erfordert. Daher erscheint entziffert: manibus Horatii, den Manen des Horaz. — Jetzt ergänzen sich die Buchstaben leichter. In hac area anno DCCXXXIV caper nimis magnificus com: (soll offenbar geopfert oder verbrannt bedeuten, also combustus, was gleichfalls mit der Zahl der verlorenen Buchstaben stimmt. I dürfte in und F . . O fumo bedeuten, woraus erhellt, daß die Alten einen großen Wert auf die Entwickelung des Rauches, als gutes Zeichen der Gefälligkeit des Opfers, legten. Weiterhin kommt der Name desjenigen, dem das Opfer galt, wie schon erwähnt Horatii, dann eine besondere Spende in Geld, und zwar asses. Nachdem dies eine kleine Münze ist, so dürften die zwei Punkte vor D entweder MM oder MD bedeuten; wahrscheinlicher ist das erste, weil ohnedies ein D folgt und man sonst statt zwei D ein M angebracht hätte, daher MMD . = 2500 asses. . IV . . dürfte dives bedeuten. . Dann folgt der Name des Opferspenders TUMELICUS CLITUS, dessen Eigenschaft als callidus tenan charakterisiert wurde: ein reicher, kluger, bedächtiger, in seinen Grundsätzen fester Mann. Daher das Ganze: In hac area anno DCCXXXIV caper nimis magnificus combustus in fumo. Immolavit manibus Horatii et donavit MMD asses dives Tumelicus Clitus callidus tenan. Zu deutsch: Auf diesem Grunde wurde im Jahre 744 ein über die Maßen prächtiger Bock verbrannt, und zwar in vollem Rauche, für die Manen des Horaz. Geopfert und noch ein Geschenk von 2500 Asses gegeben hat der reiche, kluge, charakterfeste Tumelicus Clitus. Ein Schüler des Professors las jedoch die übrig gebliebenen Buchstaben im Zusammenhange wie folgt: Ha! a Reh a no (auch noch), zu Capern is magnific, comiso (comme-il-faut). I moan, man hät do das für unmögli calten (g'halten).

Quadraträtsel:

F	u	L	d	a
R	e	l	s	e
A	l	s	e	n
N	i	s	o	s
Z	o	t	t	e

Arithmetische Aufgabe: 301 Eier.

Versetzaufgabe: Durch Versetzen der Buchstaben kann man aus den vier Wörtern „Arbeit", „Jo", „Eva", „schilt" die Namen „Elisabeth", „Victoria", und aus den vier Wörtern „Park", „Salm", „ohne", „Seite" die Namen „Shakespeare", „Milton" erhalten.

Dechiffrier-Aufgabe: Nicht an die Güter hänge dein Herz. — Die das Leben vergänglich zieren! — Wer besitzt, der lerne verlieren. — Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.

Der luſtige Geſellſchafter.

(Freiwillige und unfreiwillige Mitarbeiter willkommen!)

Beim Gewehr-Appell.

Lieutenant: „Musketier Malewsky, 'mal vor! Ihnen ſoll doch gleich der ganze Blocksberg in den Magen fahren; haben Sie Kerl Ihre Flinte, Ihre Ehre, Ihr ganzes Hab und Gut ſo weit einroſten laſſen, daß ſelbſt das ſchärfſte Falkenauge nicht mal hindurchſehen kann. Feldwebel, notieren Sie ſich den Kerl, aber machen Sie ein dickes Kreuz dahinter, damit ihm das Standgericht zum erſtenmal klarmacht, was es heißt, ſeine Knarre verroſten laſſen.“

Feldwebel: „Der Musketier Malewsky hat vergeſſen, den Mündungsdeckel von ſeinem Gewehr zu nehmen.“

Lieutenant: „Dann machen S' noch ein Kreuz dahinter, damit ihm das Standgericht zum zweiten klarmacht, was es heißt, ſeinen Herrn und Meiſter ins offene Geſicht zu betrügen!“

Erkenntnis.

„Ich nehme mir die Freiheit“ — ſprach
Ich ſchüchtern zu Amanden,
Als ich ihr einſt mit O und Ach!
Hab' meine Lieb' geſtanden.

Nun iſt in zwanzigjähr'ger Eh'
Erkenntnis mir gekommen:
Ich hab', als ich ſie freite, weh'!
Die Freiheit mir genommen.

Deutliche Sprache.

Herr (zärtlich): „O mein Fräulein! Was gäbe ich dafür, wenn ich wüßte, woran Sie jetzt denken!“

Dame: „Vielleicht genügt es Ihnen zu erfahren, woran ich nicht denke.“

Herr: „Und das wäre?“

Dame: „Ich denke nicht daran — die Ihre zu werden.“

Gipfel-Fragen.

1. Was iſt der Gipfel des Aberglaubens?
   Wenn man keinen Roman Freytags lieſt.
2. Was iſt der Gipfel der Eigenheit?
   Wenn man den Staub ſogar von dem Flügel — des Schmetterlings wiſcht.
3. Was iſt der Gipfel des Deſpotismus?
   Wenn man nicht einmal ſeine Briefe freimacht.

Aus dem lateiniſchen Exercitienheft des Quintaners Fritz Pfiffig.

(Fortſetzung.)

Nil admirari — Das Nil-Wunder.
Post nubila Phoebus — Phoebus fährt mit der Wolkenpoſt.
Nemo fit casu beatus — Durch einen Käſe wird keiner glücklich gemacht.
Juste vivas — Juſte, du ſollſt leben!

Im Theater-Foyer.

„Wiſſen Sie ſchon? Unſer Theater hat jetzt eine Zugkraft allererſten Ranges gewonnen.“

„Sie machen mich neugierig. Darf man den Namen erfahren?“

„Der Name thut nichts zur Sache, die in Rede ſtehende Zugkraft iſt — ein dreſſierter Ochſe.“

Menſch und Tier.

Es iſt zwei Uhr nachts. Draußen ſtürmt und regnet es. Doktor M. iſt eben von einem Krankenbeſuche nach Hauſe zurückgekehrt und im Begriff, ſich niederzulegen; da klingelt es von neuem. Mißmutig öffnet er das Fenſter: „Was gibt's?“

„Herr Dukt'r komme Se ſchnell ze meiner Bäuer'n, ſe is wieder ſchwer krank!“

„Nun, Jochen, wo haſt du das Geſchirr?“

„Do hab' ich keens mit. Wos denke Se denn, bei ſu än' Sauwetter zieht mer doch kee Pfärd aus'm Stalle.“

Mythologiſche Betrachtung.

Daß Venus aus dem Waſſerſchaum
Emporſtieg, ſcheint mir glaubhaft kaum.
Ja, wär's Champagnerſchaum geweſen —
Das ließe ſich ſchon eher leſen.

Fatal.

Der kleine Fritz iſt mit ſeiner Mutter in Geſellſchaft und läßt ſich alles vortrefflich ſchmecken.

„Aber Fritzchen,“ ſagt die Mutter, als er das dritte Stück Kuchen verſchlang, „du verlangſt zu Hauſe nie ein zweites Stück Kuchen?“

„Weil ich doch keins bekäme.“

„O,“ ſagte eine der Damen, „doch nur, wenn du nicht artig warſt?“

„O nein,“ ſagt Fritzchen raſch, „wir haben nie ein zweites.“

Probat.

Studioſus Pfiff ſteht vor dem Examen, ſitzt deshalb oft zu Hauſe, um zu ochſen; zu ſeinem größten Aerger wird er aber dabei durch die Beſuche ſeiner Kommilitonen geſtört. Um ſie los zu werden, ſchreibt er mit großen Lettern an ſeine Thüre:

ICH OCHSE!

Auf einen Plagiator.

Die Stahlfeder gebraucht er ſo loyal,
Daß alle Welt es weiß: die Feder ſtahl.

Mißverſtanden.

„Wie geht es Ihnen, Herr Profeſſor, ſeitdem Sie in Frankfurt wohnen?“

„Ich danke, ich habe Ausſicht auf ein ſehr gutes Geſchäft.“

„Sie und Geſchäft?! Was ſoll das heißen?“

„Das ſoll heißen, daß — Rothſchild mir vis-à-vis wohnt.“

Logik des Leichtſinns.

Zeit wäre Geld? Verkehrtes Wort!
Nie hab' ich Geld, Zeit immerfort.

Auch eine Anſchauung.

X.: „Iſt Ihr Arzt Homöopath oder Allopath?

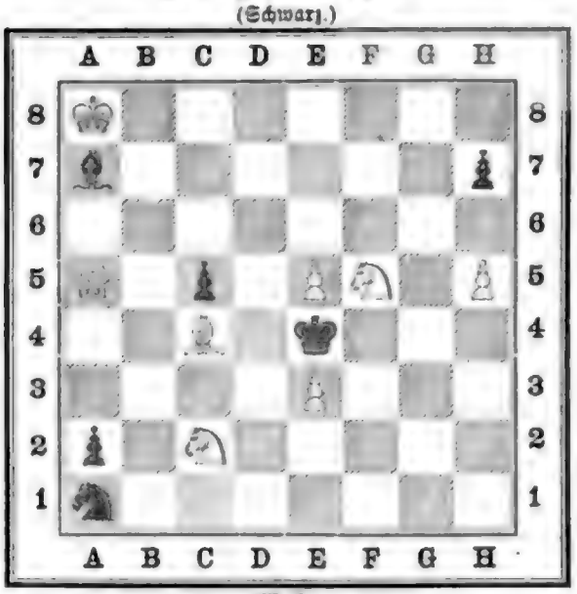
Y.: „Der is Allebad'; denn da mag een'm fehl'n, was will, gebadet wärd'r.“

Schachaufgabe Nr. 4

von H. von Düben in Landskrona.

Lösungspreisaufgabe.

(Schwarz.)



(Weiß.)

Weiß zieht an und setzt in vier Zügen matt.

Diejenigen, welche die richtige Lösung dieses Problems bis zum 30. April an die Redaktion einsenden, erhalten in freier Zusendung je einen Band der „Collection Spemann" nach Wahl.

Lösung von Nr. 2.

Die Unterschrift dieser Aufgabe muß heißen: Weiß zieht an und setzt in drei (nicht in zwei) Zügen matt.

1. Ka7 — a6 c7 — d6:
2. Lc4 — d5 c6 — d5:
3. Dd2 — c3 matt.

Lösung von Nr. 3.

1. Tc6 — g6 Ke4 — f5: 1. . . . . Ke4 — d5
2. Sf7 — d6 matt. 2. Le8 — c6 matt.

1. . . . . Ke4 — f3
2. Sf7 — g5 matt.

Eingelaufene Lösungen.

Nr. 1 wurde ferner gelöst von C. H. in A., Dr. O. M. in A.

Nr. 3 wurde gelöst von J. Geer in Nördlingen, W. Liebmann in Leipzig, Schmaderer in Ingolstadt, Dr. C. Hohn in Hamburg.

Briefwechsel.

M. H. in Hall. Unter Gambit versteht man das Preisgeben eines Bauern (mitunter in Verbindung mit dem einer Figur) zur Erlangung eines nachdrücklichen Angriffs vermöge rapider Figurenentwickelung. Die Bezeichnung kommt von dare il gambetto (ital.): ein Bein stellen.

H. W. v. D. in Lübeck. Die Stellung ist nicht verwendbar.

J. G. in Nördlingen. Ebenso.

G. W. in L. Sie haben Recht. Die Bedingung der Schachaufgabe Nr. 2 in Heft 6 muß heißen: „Weiß zieht an und setzt in drei (nicht in zwei) Zügen matt". — In Zeile 10 unter „Aus der Schachwelt" lies: M. Bier (statt Bör); beim 11. Zug der Schachpartie Nr. 1 (statt Lf1 — b5) Ld3 — b5.

Mitteilungen aus der Schachwelt.

Die Augen der gesamten Schachwelt sind gegenwärtig auf Nordamerika gerichtet, weil die berühmten Matadore W. Steinitz und J. H. Zukertort (abgesehen von dem amerikanischen Chess-Champion Kapitän George H. Mackenzie) sich daselbst aufhalten. Beide geben Blindlings- und Simultanvorstellungen in den Schachklubs, so zu New York, Philadelphia, Chicago, St. Louis, Habana, New Orleans. Zukertort pflegt bis zu 12 gleichzeitigen Blindlingspartieen und bis zu 30 und mehr Simultanpartieen (gleichzeitigen Partieen am Brett), Steinitz bis zu 8 und bez. 30, Mackenzie bis zu 30 und mehr, zu führen. Steinitz hegt die Absicht, in Amerika zu bleiben. —

Zwischen der Schachgesellschaft zu Wien und dem Cercle des Echecs zu Paris hat am 27. Februar ein Wettkampf von zwei Korrespondenzpartieen per Telegraph begonnen. Alter vier Tage geschieht von jeder Seite ein Zug; Gesamteinsatz 4000 Frank; seine Kosten hat jeder Klub selbst zu tragen. —

Der „Deutsche Schachbund" umfaßt gegen 90 Schachvereine mit 2300 Mitgliedern. Der nächste Kongreß findet im Jahre 1885 zu Hamburg statt. Dem Bunde nicht angehören weitere circa 50 Schachklubs mit 1000 Mitgliedern. In Frankfurt a. M. findet im Juli d. J. der dritte Kongreß des Südwestdeutschen Schachbundes statt.

Zeitgemäßes aus Küche und Haus.

Von L. von Pröpper.

Rezepte für den Mai.

Einfache Jüssuppe mit Eidottern. Man schneide 1¼ k Rindfleisch zu groben Würfeln und gebe es nebst dem nötigen Salz in einen trockenen, sehr erhitzten eisernen Topf, decke ihn fest zu und lasse das Fleisch etwa zehn Minuten lang, unter öfterem Umschütteln dämpfen, wonach es in seinem Saft liegen wird und man den Topf nun offen läßt, damit der Saft verdampfe und sich am Boden eine braune Masse bilde, welche man, während dieses Abdampfens beständig, auch etwa zehn Minuten lang, mit einem Löffel umrühren muß, daß sie nicht anbrenne. Ist sie nun schön braun, so gieße man 1½ bis 2 Liter kochendes Wasser daran, füge Suppengrün hinzu und lasse es eine halbe Stunde kochen, ziehe die Suppe mit einem Eßlöffel Kartoffelmehl ab und gebe sie durch ein Sieb in die Terrine.

Jetzt habe man rohe, recht frische und wohl abgewaschene Eier, breche sie auf, gieße das Weiße ab und lasse nur das Gelbe in einer halben Schale, stelle die Eier, um sie zu halten, auf einen Teller mit feinem Salz und serviere sie so zu der Suppe, die aber sehr heiß sein muß, damit die Dotter darin etwas steif werden können. Um die Eier aufzubrechen, daß sie einen glatten Rand bekommen, bediene man sich eines scharfen Messers oder noch besser einer Laubsäge und schneide das Häutchen dann mit einer Schere durch.

Ramequins. Man rühre 105 g frische Butter zu Schaum, dann fünf Eidotter, 45 g geriebenen Parmesan- und 45 g Schweizerkäse und eine kleine Tasse süßen Rahm hinein, zuletzt den Schnee von acht Eiweiß, fülle die Masse in Papierkapseln, backe sie in frischer Ofenhitze und serviere sofort über einer achteckig gefalteten Serviette.

Rinderbraten auf französische Art (Boeuf à la mode à la Jardinière). Man durchziehe etwa 3 k Schwanzstück eines jungen Ochsen mit fingerdicken und fingerlangen Speckstreifen, welche in eine Mischung von Salz, gestoßenem Gewürz, Majoran und geriebenen Zwiebeln gewälzt worden; lege dann in eine Kasserole zuerst feine Speckscheiben, darauf das Fleisch und über dieses Salz, Gewürz, Lorbeerblätter, Citronenschale und einiges Wurzelwerk und gieße ½ Liter weißen Wein und ½ Liter Fleischbrühe daran, thue einen recht fest schließenden Deckel auf die Kasserole und lasse das Fleisch so langsam schön braun dämpfen; richte es nun auf erwärmter länglicher Schüssel an und umlege es mit, wie gewöhnlich abgekochten und mit feinem Bast zu Bündchen gebundenen, schönen Spargeln, welche man, die Köpfchen nach oben, schräg an den Braten anlehnt und jedes Bündchen mit einer schönen, ebenfalls in gesalzenem Wasser abgekochten Blumenkohlrose trennt; die Sauce wird durch ein Sieb gegossen und in einer Sauciere zu dem Braten serviert.

Spargelpüree mit Taubenkoteletten. Man schneide wie gewöhnlich geputzten, dünnen Spargel, sogenannten Brechspargel, in 1 c lange Stücke, koche sie in Wasser mit etwas Salz gehörig weich, lasse sie abtropfen und treibe sie durch ein Sieb; vermische sie, wenn es ein Suppenteller voll ist, mit 60 g Butter und dem Safte einer halben Citrone und rühre es über dem Feuer, bis es sich mit der Butter gut vermischt hat.

Außer zu feinem gebratenen Geflügel gegeben, eignet sich diese Püree auch zur selbständigen Schüssel, wenn man sie mit Eiern und Croutons umlegt oder mit über den Finger gerollten Scheibchen von rohem Schinken oder geräuchertem Lachs, und es können auch die Spitzen von geschoßenem Spargel, der aber noch keine Seitenzweige haben darf und etwa 4 c lang abgeschnitten worden, sehr gut dazu benutzt werden.

Weltpost.

Das Preisrätsel in Heft 6 hat noch die nachstehend verzeichneten Löser gefunden, bei der Verlosung der Preise hat sich folgendes Resultat ergeben:

Den 1.—6. Preis, bestehend aus je 5 Bänden der Collection Spemann erhielten:

A. Lehmann, Dresden.
Mich. Wegerstorfe, Wien.
R. Diestelmann, Schwenningen.
E. Budde, Herford.
H. del Sar, Hamburg.
Th. Uhlich, Chemnitz.

Den 7.—12. Preis, bestehend aus je 3 Bänden der Collection Spemann erhielten:

Jeannete Furcht, Wien.
Dr. Witt, Gotha
Feldmann, Altona.
Paul Dietrich, Deutsch Lissa.
A. E. Hellmuth, Arnstein.
Paul Maresch, Wien.

E. F. in W., E. in Nieder-W., K. in St., A. A. in B., A. H. in W., E. Sch. in B., H. K. in M., Dr. K. in O., L. S. in G., R. L. in U., L. V. in St., K. H. in K., H. M. in F., G. B. in D., J. Sch. in R., G. v. L. in P., C Sch. in H., A. L. in H., J. L. in L., F. W. in E., G. F. in L., E. L. in St. G., Frau Sch. in B., R. B. in A., A. v. E. in H. bei H., E. F. in F., A. S. in B., O. H. in F., H. B. in L., E. Sch. in A., E. H. in H., W. F. in W., A. G. in P., K. P. in P., C. P. in P., Brüder G. in P., J. M. in P., F. H. in P., E St. in H., K. M. in B.,

Fortsetzung siehe nächste Seiten

Die Collection Spemann

Preis des gebundenen Bandes M. 1., franko per Post M. 1. 25.

brachte inzwischen folgende neue Bände:

Band 60. **Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin.** Band 1. Mit einer Einleitung von **Ludwig Geiger.**

„ 61. **Vergil's Werke.** Band 2. **Aeneis.** Mit Einleitung und Anmerkungen von **Dr. Hans Dütschke.**

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

Verlag: Otto Spamer in Leipzig u. Berlin.

Mit dem soeben erschienenen achten Bande liegt vollständig vor die zweite, bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage von:

Illustrirte Weltgeschichte

Begründet von Held und Corvin, fortgeführt von L. F. Dieffenbach, Prof. Dr. G. Diestel, Professor Dr. O. Kämmel, Dr. E. Lammert, J. G. Vogt, Gymn.-Direktor Dr. B. Volz ꝛc. Mit über 2500 Abbild., Tontafeln, Karten ꝛc. In vier Ausgaben beziehbar: 1) In 142 Lieferungen à 50 Pf. = 30 kr. 2) In 24 Lieferungen à 3 „ℳ = 1 fl. 80 kr. 3) In acht Bänden, geheftet. 4) In acht Bänden, in Halbfranz gebunden. [1206]

= Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen. =

Volksthümliches Prachtwerk.

Seidenstoffe

(direct — ohne Zwischenhändler).

Schwarz- und weißseidene Atlasse	von M.	1.25	bis M.	13.50	pr.	Meter
Schwarzseidene Failles und Taffete	„ „	1.80	„ „	14.00	„	„
Schwarzseid. Levantines, Satins-Luxor u. Satin merveilleux		2.65	„ „	14.50	„	„
Farbige Failles und Taffete	von M.	2.20	„ „	8.60	„	„
Gestreifte und carrirte Seidenstoffe	„ „	1.80	„ „	7.65	„	„
Weiße Failles und Taffete	„ „	2.20	„ „	15.60	„	„
Schwarze und farbige ganz seidene Damaste . . .	„ „	3.85	„ „	14.50	„	„

versende in einzelnen Roben und ganzen Stücken porto- und zollfrei in's Haus. Muster umgehend zu Diensten. Briefporto 20 Pf. nach der Schweiz.

Zürich (Schweiz). **G. Henneberg's**

Seidenstoff-Fabrik-Dépôt.

Königl. Hoflieferant.

[854]

Historisch kritische Ausgabe

Erste Abtheilung
hervorragender Germanisten
herausgegeben von
Joseph Kürschner.

Verlag von
W. Spemann, Berlin u. Stuttgart.

Die neuesten Bände enthalten:

Bd. 30 u. 31. Bürgers sämtliche Gedichte. Mit Biographie, chronologischer Tabelle u. s. w. Hrsgb. von Sauer.

Inhalt der Bände 1—27:

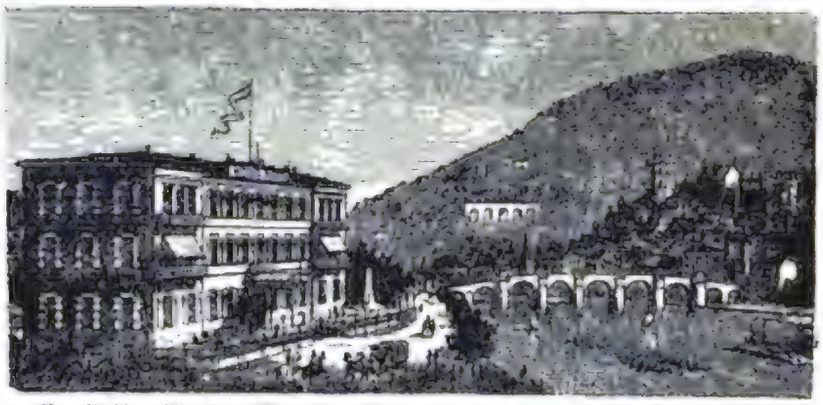
1u. 6. Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus". (Werke 1. u. 2. Bd.) 2. Goethes „Faust". (Werke 12. Bd.) 3. Schillers „Räuber und Fiesko". (Werke 3. Bd.) 4. Kortums „Jobsiade". 5. Lessings „Lieder, Oden, gereimte Fabeln ꝛc., Jugenddramen." (Werke 1. Bd.) 7. Wielands „Oberon ꝛc." (Werke 2. Band.) 9. Grimmelshausens „Simplicianische Schriften". Bd. 11. Günthers Gedichte. Bd. 8, 10 u. 12. Stürmer und Dränger. Bd. 1—3. Enthalten Klinger, Leisewitz, Lenz, Wagner, Maler Müller, Ch. F. D. Schubert. Bd. 13. Gryphius Werke. Bd. 14. Lessings Jugendfreunde. Bd. 15. Moscheroschs Gesichte Philanders von Sittewald. Bd. 16. Goethes Dramen. Bd. 1. (Der Werke 6. Band.) Bd. 17. Lessings Jugenddramen u. dramatische Meisterwerke. Bd. 2. 18. Schiller „Kabale und Liebe" und „Don Karlos" (in 3 Ausgaben). (Der Werke 4. Bd.) 19. Simon Dach und seine Freunde, Joh. Röling. 20. Goethes Gedichte. Bd. 1. (Der Werke 1. Bd.) Bd. 21. Zieglers Asiatische Banise. (Der Schles. Schule 2. Bd.) Bd. 22. Hebels Alemanische Gedichte. Bd. 23. Hebels Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Bd. 24 u. 25. Lessings dramat. Nachlaß u. dramat. Meisterwerke. (Werke 2. Bd.) Bd. 26. Die Gegner der zweiten schlesischen Schule. 2 Bd. Bd. 27. Goethes Naturwissensch. Schriften. 1 Bd. Bd. 28. Albertinus Lucifers Königreich und Seelengejaidt. Hrsgb. von R. Frhr. v. Liliencron. (Erster Neudruck!) Bd. 29. Abraham a S. Clara „Judas der Erzschelm." Hrsgb. v. F. Bobertag.

Die „Deutsche National-Litteratur" ist die einzige nach einheitlichem Plane angelegte wissenschaftliche Ausgabe der gesamten deutschen Litteraturschätze von ihren Anfängen bis zur Neuzeit.

Die „Deutsche National-Litteratur" zeichnet sich dabei durch musterhafte Ausstattung und eminent billigen Preis aus (die Lfg. à 6—7 Bogen nur 50 Pf.!)

Die „Deutsche National-Litteratur" ist ein nationales Unternehmen von so hervorragender Bedeutung, daß mehr als irgend eines Gemeingut der wahrhaft Gebildeten werden sollte.

Neckar-Hotel gegenüber der Schloß-ruine Heidelberg.



Unmittelbar über dem Neckar, 15 Minuten vom Schloß und 10 Minuten von der Bahn, an der alten schönen Neckarbrücke gelegen, ist dieses neu und elegant eingerichtete Hotel eines der schönst gelegenen Hotels Deutschlands. Schloß und Stadt Heidelberg bilden hier in voller freier Uebersicht ein unvergleichliches Panorama. Großer Garten und Terrasse beim Hause. Bäder. Table d'hôte. Restauration à la carte. Omnibus am Bahnhof. Pension das ganze Jahr. [899] **Friedrich Spitz.**

Haardtweine.

Für naturreine weiße u. rote Haardtweine eigener Kelterung, fein, mild und blumig, von M. 60 resp. M. 80 pr. 100 L. an, suche Abnehmer.

Durch direkten Ankauf der Trauben am Stock u. Ersparung der Reisespesen bin ich in der Lage, dem Käufer für mäßige Preise Weine von hervorragender Qualität liefern zu können.

Probekisten von 10 Flaschen sortiert M. 12.

Spezielle Preisliste franko. [901]

H. Schartiger, Heidelberg.

Jeder Concurrenz die Spitze. [1218] Massenproduction v. Photogr. u. Lichtdruckb. fertige 1000 St. von 18 M. an. Adolph's Photogr. Kunstanst. Löbau i. S. Verl.-Catal. vers. franco überallh. g. 30 Pf.

Künstler und Dilettanten-schule für Musik

von Prof. **Wilh. Speidel,**
Stuttgart, Reinsburgstraße 34, III.

Klavier: die H.H. Prof. Speidel, Röder, Blattmacher, Frau Größler-Heim und Frl. Grauer. Kunstgesang: Herr R. Emmerich. Violine: Herr Hofmusikus Dutz. Violoncell: Herr Hofmusikus Seitz. Orgel: Herr F. Fink. Tonsatz: Herr Professor Speidel. Ensemblespiel: die H.H. Hofmusiker Künzel und Seitz. — Beginn des neuen Semesters am 16. April c. Prospekte gratis und franko. [1202]

BADEN-BADEN.

Längst bekannte alkalische Kochsalzthermen von 44—69° C.
Chorlithium-Quelle von hervorragendem Gehalte.

Neue Grossherzogliche Badeanstalt „Friedrichsbad"

während des ganzen Jahres geöffnet.

Musteranstalt einzig in ihrer Art in Vollkommenheit und Eleganz.

Mineral. und medizin. Bäder jeder Art. · Privat-Heilanstalten mit Thermalbädern. Trinkhalle für Mineralwasser aller bedeutenden Heilquellen. Pneumatische Anstalt mit 2 Kammern à 4 Personen. — Molkenanstalt, Milchkur. Versandt des an Lithium reichsten Wassers der Hauptstollenquelle durch die Trinkhalle-Verwaltung. [1201]

Conversationshaus mit prachtvollen Concert-, Ball-, Lese-, Restaurations- und Gesellschafts-Sälen während des ganzen Jahres geöffnet. — Ausgezeichnetes Kur-Orchester. — Zahlreiche Kunstgenüsse jeder Art. — Jagd und Fischerei. — Grosse Pferderennen. — Reizende Spaziergänge und Ausflüge. — Vorzügliches Klima. — Herrliche Lage. — Mittlere Jahrestemperatur: + 7½° R.

Eine kleine Druckerei,

bestehend aus Kautschuk-Druckletttern nebst Zubehör zum Selbstdrucken von Etiquetten, Adressen, Circularen Preis- und Nummer-Verzeichnissen empfiehlt von 10 M. an, Preisverzeichniß u. Schriftproben frco.

H. J. Offenbacher,
Nürnberg. [949]

Weltpost.

M. Sch. in D., H. Sch. in H., F. P. in K., M. B. in N., L. J. in Sch., E. D. in H., G. L. in F., A. K. in Sch., C. B. in H., G. St. in B., H. L. in B., U. in B., St. in C., Frau Sch. in B., C. R. in P., A. v. W. in R. S., J. P. in H., O. F. in M., F. R. in M., E. B. in B., H. B. in W., E. M. in E., W. B. in D., H. K. in G., W. in D., E. H. in S., J. Th. in O., Frau a. d. Th. in B., C. St. in C., C. B. in D., E. T. in B., L. K. in O., R. C. in K., R. Z. in K., E. B. in A., J. W. in M., H. F. in B., Frau S. in W., C. D. in L., Th. K. in W., Th. G. in D., J. F. in B., O. W. in B., W. in M., W. K. in H., H. Sch. in K., G. K. in P., M. N. in N., H. B. in H., H. L. in B., O. F. in G., E. W. in O., Th. K. in H., K. in C., W. L. in R., A. B. in N., J. B. in K., F. G. in G., S. in M., Frau A. in P., G. R. in A., L. Sch. in H., H. M. in H., E. R. in St. P., W. B. in G., C. C. in H., P. K. in O. bei Z., Th. H. in O. bei Z., S. de L. in B., A. in W., G. K. in G., H. G. in B., H. G. in St., A. K. in H., L. B. in H., B. in B., C. v. W. in W., O. St. in W., F. Th. in F., E. T. in W., E. D. in W., A. v. D. in W., A. v. M. in Z., J. M. in O. St. B. bei W., H. O. in B., G. W. in Sch., H. in St., R. H. in A. bei W., R. in St., H. G. in H. bei W., A. R. in O., E. R. in W., St. K. in G., P. v. P. in B., W. St. in H., E. M. in H., L. M. in O., Frau L. Sch. in H., Frau Dr. E. K. in A., H. J. in W., E. E. in G., W. in M., G. F. in L., H. U. in B., J. M. in B., J. P. in P. S., H. B. in K., O. K. in A., J. Sch. in T., G. W. in B., G. G. in Gh., C. R. in B., L. B. in B., G. M. in B., H. P. in H., A. M. C. in C., L. S. in B., P. E. in B., J. R. in R., v. B. in F., E. S. in B., J. C. L. in K., C. H. in F., R. H. in B., J. M. in B., A. J. in L., K. W. in M., L. Z. in G., E. K. in H., J. R. in K. W., M. M. in F., R. W. in P., Triumvirat zu L., C. R. in W., A. L. in O., L. L. in B., P. H. in P., F. L. in C., B. B. in St., H. W. in C., E. v. E. in C., P. H. in E., R. L. in F., R. S. in E., X. P. in A., Frau A. W. in C., J. G. in P., J. W. in P., H. L. in M., J. Sch. in N., M. B. in L., Frau H. H. in O., P. St. in B., J. R. in G., R. H. in W., Frau G. L. in W., M. R. in K.-L., A. G. in C, H. G. in W., H. Th. in R., F. Th. in L., M. in H., O. H. in B., H. M. in O., v. L. in B., J. R. in M., Frau v. B. in H., G. R. in B., J. R. in F., G. K. in H. bei W., M. C. in M. G., J. K. in W., H. P. in B., F. K. in B., E. R in L., L. Sch. in O., E. E. in Gh., B. R. in W., R. Sch. in W., F. R. in B., M. P. in S., Ch. Sch in Sch., E. H. in B., B. R. in P., E. St.-H. in A., Dr. G. W. in L., H. H. in W., W. in P., Frau A. Sch. in Sch., C. F. in A., R. G. in D., W. S. in B., F. J. in B., M. F. in Z., D. S. in Z., P. B. in B., M. J. in B., Fräulein M. v. S. in B., Th. K. in A., W. L. in G., Abonnentin in B., E. H. M. in H., Frau E. Sch. in B., G. K. in B., K. O. in E., J. T. in P., R. B. in B., A. W. in Pf., H. Sch. in B., W. L. in D., Dr. F. in C., F. v. H. in W., Dr. F. in B., Th. L. in B., Gb. R. in O., L. H. in A., F. K. in W., A. S. in B., D. G.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist neu erschienen: [1217]

Dr. R. Schramm
(Domprediger in Bremen),

Unser Glaube.

Ein Wegweiser auf relig. Gebiet und eine Gabe zur Confirmation.

☞ **Zweite verbesserte Auflage.** ☜

Broschirt 6 Mark. — Fein gebunden 7.50.

Eine Darstellung des christlichen Glaubens vom Standpunkte des freisinnigen Protestantismus.

Die höchst interessanten Memoiren
der letzten Liebe
HEINRICH HEINES
(genannt Mouche)
sowie der mit Spannung erwartete neueste Roman von
E. WERNER
Ein Gottesurteil
beginnen demnächst in der illustr. Zeitschrift
Schorers Familienblatt.
Preis vierteljährlich 2 M. in Wochen-Nummern. — Auch in Heften zu 50 Pf. —

Nach übrigem Berichten hat Schorers Familienblatt bereits die Höhe von 78.000 Abonnenten erreicht und wird von der Presse als die beste illustrierte Zeitschrift Deutschlands anerkannt. Die ersten Schriftsteller und Künstler der Nation sind als Mitarbeiter gewonnen worden, und für die Herstellung der Bilder werden jährlich nicht weniger als 70 000 M. verausgabt. Man kann jederzeit in allen Buchhandlungen und Postämtern abonnieren, bei der Post jedoch nur auf die Wochenausgabe. Bereits erschienene Nummern und Hefte werden nachgeliefert.

Verlag von **Otto Spamer** in **Leipzig** und Berlin.

Mitgabe für Frauen und Jungfrauen zur Sicherung und Verbreitung häuslichen Wohlstands und Komforts.

Buch der Hausfrau
Dritte, völlig umgearbeitete Auflage.
Mit 300 Text-, 5 Ton- und einem Buntbilde.

Preis:
Geheftet M. 9. 50.
Elegant gebunden M. 12.
(Auch in 19 Heften à 50 Pf. beziehbar.)

☞ **Prospekte** überallhin **gratis** und portofrei. [1208]

Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig

Soeben erschien: [1215]

Ueber Wissen und Glauben
von
Dr. Alois Geigel,
Professor d. Medicin a. d. Universität Würzburg.
2 Mark.

Selbstunterricht im Schnell-Schönschreiben nach der bei I. I. K. K. Hoheiten den Prinzen Wilhelm und Heinrich v. Preussen angewandten Methode von Professor Maas. Ritter etc. 6. Auflage. Prospekt und Unterrichtsplan gratis und franco durch die Expedition der Professor Maas'schen Unterrichtsmittel Berlin S., Luisen-Ufer 2a und durch jede Buchhandlung. [1099]

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen: [1219]

Jetta.
Historischer Roman
aus der
Zeit der Völkerwanderung
von
George Taylor.

Preis geheftet: M. 8.
In Halbfalzlederband eleg. geb.: M. 10. 15.

Lecture Parisienne
pour le Monde
où l'on veut s'amuser.
10 Oeuvres françaises intéressantes et joyeuses sont expédiées ensemble contre envoi précédent de 12 ℳ 50 ₰ ou contre remboursement franco par la poste.
Spécification gratuite. [1211]
Moritz Glogau Jr., Hamburg,
Graskeller 20.

---

100 Visitenkarten
von 80 Pf. bis M. 5. 50. Elegante u. hochfeine Ausführung. Muster frco. gegen frco.
Hugo Frunz, München. [1213]

In **Heuser's Verlag** (Louis Heuser) in **Leipzig & Neuwied** erschienen soeben:
DIE MORPHIUM-EINSPRITZUNGEN, deren Wirkung, Anwendung und Abgewöhnung von **P. Altvater.** Preis M. 1. 80.
DIE MORPHIUM-SUCHT und ihre Behandlung von **Dr. Albr. Erlenmeyer.** 2. Aufl. Preis M. 3. 60. [1159]
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Weltpost.

C. C. in B., P. H. in L., J. K. in R., J. T. in R., R. K. in R., Frl. S. in R., Frl. T. in R., F. in R., Frau V. in R., Dr. A. K. in R., W. B. in R., K. H. in T., H. H. in O., P. M. in K., A. L. in St., Dr. M. in Pr. M., Frau M. B. in W., J. P. in M., F. R. in B., O. H. in M. G., T. G. in S., A. H. in W., E. K. in W., L. in G., R. Sch. in B., H. F. in G., F. E. in Sch., J. U. in B., F. K. in B., Baron v. B. in Sch., K. H. in G., F. K. in R., R. A. in P., W. Z. in H., M. H. in R., B. D. in H., C. J. R. in W., A. in Pf., Frau K. in E., E. Sch. in K., B. St. in K., B. W. in P., G. W. in C., W. L. in K., W. L. in B., A. L. in Sp., F. X. K. in R., F. B. in R., A. W. in H., S. Sch. in F., J. G. H. in W., D. G. in K., A. P. in H., R. W. in W., A. H. in C., M. F. in Ch., C. G. in H., M. St. in W., J. R. in L., Dr. P. in N., J. H. in R., Frau Sch. in C., A. W. in G., G. K. in H., G. in O. bei D., R. Sch. in L., J. L. in H., J. M. in K., K. in B., A. F. in M., F. B. in L., M. K. in H., Pf. in H., P. L. in H., A. R. in L., G. W. in D., Comtesse V. Z. in H., L. H. in H., Frau W. J. in D., C. F. R. in G. Sch., Frau L. W. in P. M., R. Sch. in D., L. H. in P., A. O. in H., A. G. in K., A. B. in S., C. H. in W., C. G. Sch. in S., G. F. in B., Dr. F. L. in B., A. E. in B., M. M. in W., C. G. in H., L. D. in G. E., A. R. in F., H. G. in G., H. G. in J., R. Sch. in G., v. F. in B., P. F. in D., A. L. in E., M. O. in B., A. K. in Gr., A. W. in E., L. B. in Sch., M. D. in C., Frau W. in K., H. v. P. in J., A. Sch. in G., A. R. in M., R. G., W. in B., Frau K. in B., O. F. in M., H. R. in M., K. D. in Sch., P. in B., Dr. R. in L., Dr. Z. in C., Frau H. R. in St., C. M. in S., E. R. in B., Dr. M. in T., L. P. in B.

Das Preisrätsel in Heft 7 ist bis jetzt von Folgenden gelöst worden:

B. W. in L., L. F. in L., E. E. in M. bei L., P. H. in H., H. B. in L., Prof. J. R. in St., A. B. in P., W. T. in B., Dr. Ch. in D., W. U. in G. L., F. in P., A. Sch. in L., K. H. in G., F. M. in H., A. H. in L., H. Sch. in G., B. G. in G., Frau K. in L., C. F. Sch. in G., D. v. H. in L., W. K. in St., C Sch. in H., H. Sch. in St., H. E. in St., L. E. in D., Sch. in H., L. Sch. in H., L. K. in B., M. U. in L., E. E. in E., H. O. in E., P. K. in H., Frl. B. in K., H. K. in F., J. R. W. in H., O. O. in P., C. D. in St., Frau R. B. in M., W. L in St., R. v. F. A. St. in St., Dr. M. in C., Frau A. St. in St., Abonnenten in St. P., J. K. in L., W. G. in St., E. K. in St., F. Th. in R., D. in R., R. B. in M., A. G. in St., F. B. in Pf., A. W. in H., W. D. in Pf., A. in L., Lehrer R. in W., C. M. in K., S. in B., P. Sch. in B., C R. in B., Frau Dr. L. in B. M. B. in H., E. P. in W., F. Sch. in St., W. H. in F., H. in P., A. K. in H., M. in G., R. B. in Z., E. Sch. in R. M., C. L. in C., M. in M., C. P. in R., M. in D., W. Sch. in B., Frau L. in D., B. in H., St. in W., F. F. in B., W. W. in L., C J. in B., A. R. in B., A. E. in H., B. in B., R. M. in H., Pf. in J., R. K. in D., E. P. in B., M. in B., M. in M., C. W. in

Wilhelm Emmer

Magdeburg, Berlinerstr. 25 u. 26,

Königl., Grossherzogl., Herzogl. und Fürstliches

Hof-Pianoforte und Kunst-Institut

liefert anerkannt nur preisgekrönte und preiswerthe

Pianinos, Flügel, Cottage-Orgeln

(amerikan. Harmoniums),

besitzt vorzügl. Empfehlungen von Musik-Autoritäten, wie Ritter, Ehrlich, Bott, Remmert, Scheiffler etc., bietet die grössten Vortheile durch Zahlungs-Erleichterungen und bei Baarzahlung durch Vorzugspreise. Längste Garantie. Reparatur-Werkstätte. [574]

ZÜRICH — am Bahnhof. [976] **Hôtel Habis.**

Technikum Buxtehude bei Hamburg.
Vorzüglich frequentirte Fachschulen für **Bautechnik, Maschinenbau, Tischlerei und Malerei.** [1225]
Näheres u. Gratis-Programme durch den Director **Hittenkofer.**

Soeben erschien:
Ein Streifzug durch den Nordwesten Amerika's. Freifahrt z. Northern-Pacific-Bahn im Herbste 1883. Von M. Mohr, Redakt. d. Weser-Ztg. 8. VI u. 394 S. M. 5. Berlin. Verlag v. Robert Oppenheim.

Bücher-Ankauf. [1152]
Bibliotheken und einzelne Werke, zu höchsten Pr. pr. Cassa. Kataloge meines Lagers (250,000 Bde.) liefere für 30 Pf. fco.
L. Glogau Sohn. Hamburg. Burstah.

Gesichtshaare
entfernt nach **einmaligem** Gebrauch und ☞ **für immer** das neue unschädliche, ärztlich empfohlene Mittel. Preis 3 M. f. amtlicher Begutachtung. [1197]
F. Marcalouse, Prag-Smichow.

SCHUTZMARKE

Fahnen und Banner, Schärpen u. Vereinsabzeichen.

Skizzen, Materialproben etc. gratis. Beste Referenzen.

J. A. Hietel, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.
Kunststickerei und Fahnen-Manufactur.

In den Apotheken:

ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT
75 Pfennige.

Neue praktische Gegenstände. [1190]

Patent-Schieberwaage: die einzig existirende Waage, die **ohne** Gewichte von 1 Gramm bis 10 Kilo **genau** wiegt, was bei Federwaagen unmöglich. Patent-Rollschutzwände wesentlich besser als sogenannte Spanische Wände. Rasenmähmaschinen mit 4 Obermesser, wodurch streifiges Schneiden unmöglich wird. Neueste Petroleumkochherde, 30 Größen von Mk. 5. — an, durch Wasserbassin geruch- und gefahrlos. Prospecte gratis.
Theodor Küchler, Frankfurt a. M.
☞ Erstes Specialgeschäft amerikanischer Oefen.

WIEN 1873 — SYDNEY 1880 — LONDON 1862 — PRIZE MEDAL — PARIS 1867

Da uns vielseitig bekannt geworden, daß Schuhe und Stiefel geringerer Qualität fälschlich als unser Fabrikat verkauft werden, sehen wir uns zu der Erklärung veranlaßt, daß alle unsere Fabrikate nebenstehende Schutzmarke auf der Sohle tragen.

Otto Herz & Co.

Frankfurt a. M. Erste und älteste deutsche Schuhfabrik mit Maschinen- und Dampfbetrieb

Weltpost.

H., E. W. in H., W. v. B. F. in L., A. E. in M., R. W. in L., C. H. in G., Freiherr v. R. in K., S. in G., R. B. in A., St. in C., E. J. in T., R. J. in H., J. B. in G., R. M. in M., A. B. in St., A. A. in B., B. in H., O. M. in H., O. Sch. in H., C. S. in M., E. T. in L., F. W. in C., J. G. in C., R. L. in H., P. Sch. in D., G. H. C. in B., C. K. in B., C. in B., Freiherr Sch. in M., R. B. in H., B. R. in P., G. L. T. in B., W. Sch. in H., J. L. B. in B., C. K. in H., Dr. Sch. in F., W. R. in H., D. in B., H. B. in B., Dr. F. Sch. in B., W. Sch. in K., D. in C., J. B. in L., A. G. in L., Frau S. Sp., C. K. in B., H. d. S. in H., J. H. C. S. in H., H. K. in K., J. E. W. in B., R. B. in H., L. R. in L., O. K. in G., Prof. B. in Sp., Dr. K. in D., A. D. in B., C. K. in H., A. M. in H., C. S. in H., F. in C., H. B., A. W. in K., F. L in Z., G. G. in H., M. F. in Ch., M. I. in L., H. B. in R., M. M. in C., R. M. in Sch., H. K. in K., R. R. in L., E. Sch. in L., v. G. in R., A. O. C. in G., O. B. in L., M. in D., v. Z. in M., G. in B., Frau Sch. in K., K. A. in B., J. J. in R., C. Sch. in R., W. D. in L., M. F. in St., F. F. in Sch., W. Sch. in St., E. F. in B., D. H. in Z., Dr. B. in H., L. in M., H. B. in L., B. in R., A. L. in B., E. E. in H, St. in St., J. W. in B., H. L. in K., Frau E. in R., M. K. in K., W. L. in W., B. St. in F., F. H. in St., W. A. in K., J. B. F. in L., Frau B. in S., J. M. in M., Dr. M. in E., K. L. in L., Postdirektor J. in G., H. L. in E., A. M. in F., O. G. in St., A. W. in W., G. St. in W., L. U. in L., Frau E. in R., Dr. Sch. in A., G. H. in M., C. H. in B., A. H. in C., W. A. in W., Verein F. in B., G. F. in B., L. K. in W., E. C. in St., H. H. in T., E. Sch. in G., Architekt H. in R., B. R. in G., S. N. in L., W. G. in G., Hofrath W. in B., A. Sch., Dr. B. in W., W. H. in H., A. L. in B., W. in B., M. K. in B., O. D. in P., B. G. in E., B. W. in B., O. E. in G., A. A. in F., O. H. in H., W. O. in H., H. B. in P., G. W. in U., L. G. in H., H. K. in L., A. B. B. in L., G. Sch. in H., J. A. C. in H., C. S. in H., M. H. in W., W. K. in H., C. Sp. in H., Sch. in H., F. W. F. in H., Th. K. in G., W. B. in B., H. H. in W., G. H. in Sch., R. W. in D., v. W. in G., C. K. in W., R. B. in H., H. E. in E., A. B. in H., Dr. K. in C., Frau Prof. B. in H., E. B. in H., L. B. in Sch., A. P. in B., C. B. in K., C. K. in B., H. D. in B., W. H. in A., E. R. in B., R. A. G. in S., H. B. in L., Frau H. in H., A. Sch. in B., F. B. in D., R. L. in L., Sch. in B., C. Sch., Th. M. in B., J. B. in L., G. H. in K., v. G. in D., J. M. in Ue., A. H. in B., Prof. Dr. B. in St., M. M. in St., H. B. in B., K. A. W in St., P. J. H. in W., A. J. in Sch., H. J. in B., C. M. in B., O. B. in K., A. B. in A., A. L. in E., W. P. in D., L. Sch. in O., G. H. in D., M. M. in B., Frau O. in C., B. P. in F., A. M. in R., F. P. in J., Dr. K. in R., C. L. F. in F., K. L. in L., G. in M., F. J. in C., H. J. in S., C. J. in L. R., O. P. in B., H. B. in H., H. B. in G., H. H. in B., B. Sch. in B., L. Sch. in K. L.,

Wormser Brauer-Akademie.

Programm und Auskunft für den nächsten Cursus zu erhalten durch die
[1221] Direktion Dr. Schneider.

Blutentmischung.

Geht die normale Verwandlung der Nährstoffe in Blut nicht in gehöriger Weise vor sich, so weicht die Zusammensetzung dieses kostbaren Lebenssaftes von seiner natürlichen Zusammensetzung ab und Krankheiten, wie Scropheln oder Tuberculose, Flechten etc. sind häufig die Folgen.

Die Ursachen, welche vornehmlich diese Blutentmischung hervorrufen, sind: erstens erbliche Anlage, indem der Nachkomme mit einer schlechten Blutbildungswerkstatt schon von Geburt an ausgestattet ist oder zweitens, und diese Ursache ist wohl die häufigste, wird die fehlerhafte Blutbildung durch eine unrichtige oder leichtsinnige Lebensweise erworben.

So sind außer jenen, die ihre Gesundheit durch Selbstverschulden, Gebrauch von Jod und Quecksilber etc. untergraben haben, auch alle diejenigen, welche eine vorwiegende sitzende Lebensweise führen (Kaufleute, Beamte, Gelehrte etc.) und sich nicht genügend Bewegung in freier Luft machen, ferner Mädchen und Frauen, welche durch Nähen, Stricken, überhaupt Handarbeiten den Tag verbringen, sehr leicht zur fehlerhaften Blutbildung geneigt und sie ist bei Vielen thatsächlich vorhanden, ohne daß den sie begleitenden Erscheinungen die nöthige Beachtung geschenkt wird.

Da nun ein fehlerhaft zusammengesetztes Blut schlechterdings nicht den normalen Lebensreiz auf die Nerven ausüben kann, so muß die ganze Gesundheit darunter leiden und einem Heer von Krankheiten wird ein fruchtbarer Boden vorbereitet.

Der Bedeutung des Blutes nun hat der langjährige Chefhospitalarzt Dr. med. Liebaut seine bereits in 12. Auflage erschienene Broschure „Die Regenerationskur“ gewidmet erhältlich à 50 Pf. in **Stuttgart** bei **J. Ulrich's** Buchhandlung, Eberhardsstraße 55, und sind wir überzeugt, daß Jeder, welcher an Blutentmischung leidet, diese äußerst lehrreiche Broschüre mit höchster Befriedigung lesen und durch Befolgung der darin gegebenen Rathschläge sich auf einfache und bewährte Weise wieder in den Vollbesitz seiner Gesundheit setzen kann. [1178]

Pastilles de Bilin

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewähren sich als vorzügliches Mittel bei **Sodbrennen, Magenkatarrhen,** bei **Verdauungsstörungen** überhaupt, wirken überraschend im **kindlichen Organismus** und sind bei Atonie des Magens und Darmcanals zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen. [798]

Depôts in allen Mineralwasser-Handlungen, in den Apotheken und Droguen-Handlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

Enthaarungsmittel,

Schutzmarke.

Professor Bottger's *Depilatorium* in Pulverform von **G. C. Brüning, Frankfurt a. M.** Anerkannt bestes Enthaarungsmittel, giftfrei, ganz unschädlich, greift die zarteste Haut nicht an und ist deßhalb Damen ganz besonders zu empfehlen. Das Pulver, mit Wasser zu einem Brei angerührt, wirkt mild erweichend resp. auflösend auf die Haare und kann zur Entfernung der stärksten Bärte verwendet werden

Es ist das einzige Mittel, welches ärztlich empfohlen wird.

Originaldose à Mk. 2. , Probedose à Mk 1. —, der dabei zu verwendende Pinsel Mk - 25. [1222]

Zu haben in allen größeren Parfümerie- und Droguenhandlungen, sowie bei dem Erfinder G. C. Brüning, Frankfurt a. M.

Heinr. Kleyer, Fabrikant der „**Herold**“, **Frankfurt** 2- und 3rädr. Velocipede für Erwachsene und Kinder. Velocip.-Rohtheile.

Frankfurt a. M. General-Agent der [illegible] „**Coventry Club**“, Sicherheits- u. „**Salvo**“ Bi- und Tricycle. Ersatzth. u. Zubehör — Neue Prosp. gratis

Weltpost.

A. B. in A., E. F. R. in B., A. G. M. in W., C. K. in M., H. R. in W., J. Sch. in J., R. R. in G., K. F. in B., E. G. in H., W. L. in L., R. M. in G., C. H. in W., A. M. in W., O. H. in B., Fräulein M. H. in D., A. J. in R., R. N. in L., R. P. in D., A. St. in W., L. H. in P., B. Sch. in G., J. Sch. in J., L. L. in D., M. in B., H. W. in St., M. H. in E., W. B. in E., C. N. in B., A. G. in G., P. C. in L., A. B. in St., A. H. in B., G. B. in St., F. T. in Pf., H. in B., A. Sch. in B., F. in B., R. N. in G. L., K. in B., W. K. in E., C. Sch. in H., Frau v. D. in D., W. B. in W., G. H. in W., M. B. in W., A. H. in R., M. D. in B., Frau B. in H., E. K. in L. R., P. W. in M., Kaufmann F., Stud. R. in T., B. B. in G., E. B. in M., D. in B., C. W. in S., L. B. in E., F. v. F. in P., O. Sch. in H., M. E. in B., G. in B., Lehrer G. in B., F. M. in W., L. J. in K., K. G. in St., H. K. in L., O. B. in M., F. J. in B., E. W. in L., A. L. in Sch., R. J. in B., J. G. in K., C. S. in D., K. in K., St. in R., M. C. in M., M. B. in M., Dr. K. in O., M. F. in A., E. W. in T., E. G. in St., E. W. in B., W. K. in R., B. Sch. in A., H. D. in A., O. B. in M., M. T. in R., Inspektor K. in R., J. L. in R., H. R. in R., B. S. in K., H. P. in A., C. P. in A., C. S. in F., H. F. in G., A. H. in B., R. B. in R., R. C. in K., W. K. in Sch., E. H. in B., C. D. in M., Frau Hauptmann K. in L., H. J. in K., W. B. in B., H. B. in W., B. Sch. in W., M. H. in W., B. K. in L., E. H. in B., L. W. in A., C. P. in L., W. R. v. Z. in H., M. in M., Lehrer L. in F., J. L. B. in Z., M. v. B. in M., L. T. in A., Bergrath J. in Bad R., L. R. H. in L., L. u. H. P. in K., P. in F., C. Ep. in H., C. Sch. in B., T. K. in K., A. M. G. in T., C. M. in F., A. B. in M., R. M. in St., E. T. in G., E. Sch. in Gh., Dr. T. A. in H., v. T. in K., F. Sch. in H., F. W. in M., W. L. in R., R. R. in C., L. B. in St., W. F. R. in W., B. in R., R. Z. in R. M., A. L. in Ep., J. R. in H., M. K. in St., J. Z. in St., D. K. in J., C. C. in Bad O., A. B. in B., J. H. in C., E. M. in A., J. W. in B., Frau K. in C., A. in Sch., L. St. in Sch., A. Sch. in A. Z., J. C. E. in M., H. S. in B., G. St. in D., W. P. in L., C. Z. in M., G. B. in L., P. H. in L., W. R. in L. L., M. G. in B., E. P. in D., P. E. in B., H. J. in D., R. in B., J. M. in R., E. B. in L., A. F. in Gh., F. M. in F., A. M. in Gh., Pf. in Ep., W. Sch. in D., A. Z. in G., Graf St. in J., A. L. in A., E. K. in W., C. H. in H., R. Sch. in B., H. F. in H., A. B. in St., E. v. B. in H., P. E. in H., St. in H., Dr. W. M. in R., W. R. in O., S. St. in M., J. K. in A., F. F. in H., M. in C., F. W. in H., K. H. in T., A. St. in K., K. in O., C. G. in L., L. B. in H., E. B. in K., E. D. in St., R. in G., H. in F., Lehrer A. in L., W. in W., T. D. in A., E. M. in St., G. M. in F., G. B. in B., F. G. in W., C. D. in F., J. O. in T., Landrath S. in G., E. S. in M., L. B. in G., O. K. in D., W. S. in W., H. R. in L., E. L. in R., F. A. B. in Z., W. R. in R., B. K. in B., H. Sch. in H., F. J. in B., F. K. in K., M. in Z., C. G. in B., Sch. in H., H. R.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 Mark vierteljährlich (6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatl. 4 Mk. (M. 5. 60 für die and. Länder d. Weltpostv.) Quartalpreis bei wöchentl. Versendung im Weltpostverein Mk. 14,40, außerhalb dess. Mk. 19,50.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 316 bis 322.

Das Lordmayor-Bankett. — Zur Orientirung im Osten. (I/III.) — Die neuen Beziehungen Spaniens zu Deutschland. — Das Friedensgeläute. — Die Heere und die Schulden Europa's. — Die Reorganisation der bayerischen Staatsforstverwaltung.

Die schönen Tage in Rheinsberg. Von R. Waldmüller-Duboc. — Dr. Anton Mayers Buchdruckergeschichte Wiens 1482—1882. Von Dr. K. v. Scherzer. — Eine Geschichte der directen Steuern in Bayern. — Englische Reden und Schriften zur Luther-Feier. — Ein Schweizer Staatsmann als Prediger. Von H. Blum. (I/II.) — Gießener Studien über Maria Stuart. Von W. Onden. (V. Schlußartikel.) — Die Gemeindewirthschaft und der Bauer in Rußland. Von Dr. E. Petri. — Briefe aus der Reichshauptstadt. — Das römische Pantheon. Von R. Schöner. — Ein italienischer Patriot. Von G. Weber. (I/II). — Zur historischen Erforschung der deutschen Sprache. — Das Astrophysikalische Observatorium bei Potsdam im Jahre 1882. — Die Luther-Feier in Genf.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 323 bis 329.

Die Bisthumsangelegenheit in der Schweiz. — Die Reise des Deutschen Kronprinzen nach Spanien. (I.) — Der bosnisch-herzegowinische Bischofstreit. — Der Aufstand im Sudan. (I/II.) — Die Probe auf die Coalition. — Wiederum die deutsche Artillerie-Frage! — Die militärische Lage in Tongking. — Kassandra-Rufe des „Figaro".

Das römische Pantheon. Von R. Schöner. (II.) — Lebenserinnerungen von Ludwig Meyer v. Knonau 1769—1841. — Vom alten und vom neuen Wien. Von L. Herbert. (II/IV.) — Fünfzig Jahre russischer Verwaltung in den baltischen Provinzen. — Antonio Fregoso und Leonardo da Vinci. Von E. Förster. — Die Aesthetik der Nihilisten. — Die früheste Ziegelfabrikation und Architektur in Norddeutschland. Von Dr. J. B. Nordhoff. — Die italienischen Universitäten in der Vergangenheit und Gegenwart. — In der Jahres-Dämmerung. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. — Zur deutschen Romanlitteratur. (F. Dahns „Bissula".) Von A. Horawitz. — A. v. Reumonts Lorenzo de' Medici. Von H. Hüffer. — Der Entwurf eines Reichsgesetzes über Actiengesellschaften und Commanditgesellschaften auf Actien. Von Frhrn. von Völderndorff.

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Budgetdeficit. Steuerversuche. Handelsbilanz und Börsenhandel.)

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 330 bis 336.

Zur Lage in Aegypten. — Die Katastrophe im Sudan. — Die Reise des Deutschen Kronprinzen nach Spanien. (II/V.) — Allgemeiner Deutscher Bauerntag. — Die historische Linke in Italien. — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Die deutsche Sprache in der österreichischen Armee. — Die Aussichten der preußischen Finanzpolitik.

Das römische Pantheon. Von R. Schöner. (III.) — Zur landwirthschaftlichen Frage. (I/II.) — Vom alten und vom neuen Wien. Von L. Herbert. (V.) — Die Psychologie im Dienste der Pädagogik. — Erinnerungen an die Großherzogin Alice von Hessen. — Franz Xaver Ritter v. Miklosich. — „Unter drei Königen." Von O. Mylius. (I/II.) — Dr. Schliemanns „Troja". — Briefe aus der Reichshauptstadt. — Aquarelle von Ed. Hildebrandt. — Neue photographische Publicationen von A. Braun. Von W. Lübke.

Die Frage des Malzaufschlags in Bayern. Von Professor Georg Schanz in Würzburg. — Sind Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit oder Versicherungs-Actiengesellschaften vorzuziehen?

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 337 bis 343.

Die Reise des Deutschen Kronprinzen nach Spanien. (VI/IX.) — Wird Bulgarien selbständig werden? (I.) — Die neue afrikanische Armee Frankreichs. — Die Botschaft des Präsidenten Arthur. — Zur politischen Situation der Philippinen. — Socialismus in England und Oesterreich. (I.) — Das österreichische Budget für 1884.

Meran. Von L. Steub. — Das römische Pantheon. Von R. Schöner. (IV. Schlußartikel.) — Geoffrey Chaucers Werke. Von E. v. Dincklage. — Dr. Steders Rückkehr aus Afrika. — „Unter drei Königen". Von O. Mylius. (III. Schlußartikel.) — Münchener Kunst. Von Fr. Pecht. — Bernhard Frhr. v. Wullerstorf-Urbair. (Nekrolog.) Von Dr. K. v. Scherzer. — Eine neue Rechtsphilosophie. — Riehls „Land und Leute". — Katharina II. — Dichtungen in schwäbischer Mundart. — Vom alten und vom neuen Wien. Von L. Herbert. (VI. Schlußartikel.)

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Die Verhandlungen über den Suez-Canal.) — Die Asche der Millionen.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 344 bis 350.

Wird Bulgarien selbständig werden? (II.) — Socialismus in England und Oesterreich. (II.) — Die nationale Strömung im deutsch-böhmischen Volksstamme. (I/III.) — Die Reise des Deutschen Kronprinzen nach Spanien. (X/XI.) — Auswanderung nach Chile. — Die spanische Kriegsmarine.

Ein neues Völkerrecht von einem russischen Rechtsgelehrten. (III.) Von Dr. L. Geßner. — Zwei österreichische Volksdichter. Von B. Walden. — Bericht der deutschen Cholera-Commission. — Ursprung und Einheit des Menschengeschlechts. — Weihnachtsgaben deutscher Kunst. Von Fr. Pecht. — Eine Turgenjew-Studie. — Erinnerungen eines deutschen Offiziers. 1848—1871. Von K. Biedermann. — Zu Dr. Schliemanns Entdeckungen. — Die päpstlichen Archive. — Carmen Sylva's neueste Dichtungen. — Naturhistorische Museen in Nordamerika. Von K. A. Zittel. — Kunstlitteratur. Von Fr. Pecht. [1228]

Handels-, Bank- und Börsenzustände in Frankreich. (Staatsfinanzen, Börsendispositionen am Jahresende. Börsen-Unfälle.) — Ueber Verwaltungskosten deutscher Lebensversicherungsgesellschaften. — Der Malzaufschlag, die kleinen und großen Brauereien in Bayern.

Aufträge für Streifbandsendungen an die „Expedition in München".

Weltpost.

in M., F. F. in E., P. L. in R., G. St. in M., C. R. in H, C. W. in C., A. H. in Z., E. D. in W., M. in C., Sch. in W., D. in St., O. K. in St., F. M. in B., Dr. C. v. G. in M., F. St. in F., G. E. in A., R. v. G. in S., M. H. in L., Ingenieur O. in A., C. C. in D., H. in C., B. in K., H. S. in Th., M. in D. K., W. A. B. in F., B. H. in K., R. Sch. in L., S. R. in H., C. B. in G., R. F. in W., W. G. in C., H. S. in B., E. R. in B., Th. in H., E. H. in W., F. B. in B. K., R. Sp. in S., L. L. in P., A. Pf. in W., A. B. in D., H. H. in W., A. F. in W., R. R. in W., E. K. in W., C. K. in L., Hauptmann M. in F., St. E. in W., B. R. in L., E. Sch. in C., E. A. in G., J. W. in W., K. v. A. in W., E. G. in L., A. S. in K., E. Th. K. in W., H. J. in B., E. St. in H., O. R. in St., H. K. in B., O. B. in S., J. Z. in B., Amtsrichter W. in Ch., W. B. in J., O. Z. in St, H G. in St, Rektor G. in C, R. T. in B., E. H. in L, C. H. in J., K. in B., R. D. in P, B. B. in L., P. F. in W., Frau W. in W., A. R. in B., Landesgerichtsrat K. in B., A. H. in B., St. in E., E. F. in A., J. K. in K., A. P. in P, M. in B., S. B. in K., G. R. in H, C. A. in W., D. S. in G., P. in S., S. B. in A., J. R. in C., L. M. in O., W. R. in G., W. in H.,

E. S. in St. Schon Lichtenberg hat einmal die Aufgabe gestellt, die Ovidschen Verse

Si nisi quae forma poterit te digna videri
Nulla futura tua est: Nulla futura tua erit.

sinngetreu und formell dem Original nachstehend ins Deutsche zu übersetzen. Unter den zahlreichen Uebersetzern, die infolgedessen die Feder ansetzten, fand sich auch Bürger.

Besten Dank für die gelungene Lösung, welche Sie uns zugänglich machen:

Wenn von Allen, die Dir einst ebenbürtig im Liebreiz,
Keine die Deinige wird: Keine die Deinige wird.

Vielleicht versuchen auch noch andere unserer Leser die Aufgabe zu lösen.

Abonnent K. in L. Ist uns leider unmöglich zu beantworten. Weiß vielleicht ein Tarokspieler unter den Lesern wer gewinnt, wenn bei einem Einser-Spiele der Spieler 35 und 1 Blatt, die beiden Partner 34 und 2 Blatt haben?

A. P. in W. Was „gewisse W.-Romane" sind? Das wissen wir auch nicht, verstehen überhaupt ihre Frage absolut nicht.

M. S. in A. „Lind und lieblich leuchtet der Lenz", natürlich, nun strömt sie herein die wässerige Flut der unseligen Frühlingslieder und Sie senden die erste Welle, noch dazu mit gereimter Empfehlung, in der von den mancherlei Gaben, die wir empfangen, verflichert wird:

Denn Verse schmiedet jetzt ein Jeder
Und leider sind sie oft von Leder.

Das ist nun nicht ganz richtig, denn wenn auch mancher Stiefel zusammengeschrieben wird, braucht er doch darum noch nicht von Leder zu sein. Ihre Frühlingslieder sind nichts weniger als aktuell, denn heuer des „Winters Gram und Schmerzen" zu vergessen, war nicht schwer und der „starre trotzige Gesell" hat uns doch wahrlich nicht viel zu schaffen gemacht. Warum also die Aufregung? Die ewige Phrase von der „Trauer", welche der Winter mit sich führe, war früher begründet, in unsrer modernen Welt hat sie keine Giltigkeit mehr, denn die vergnügungssüchtige Menschheit hat allerlei Surrogate der Freude gefunden, um sich über die trüben Tage hinwegzutäuschen.

E. P. in M. Als Sie Ihren „Abendgesang" anstimmten, muß es in Ihrem verehrlichen Schädel auch bereits dämmerig gewesen sein. Warum des „Zwielichts Reiz" „Träume um ihr Gemüt wob", die so süß waren, so süß als ob sie schliefen, ist uns so wenig verständlich, als daß die Träume im Schlaf immer süß sein müssen. Lassen Sie sich übrigens gesagt sein, daß zur Zeit wo die Blätter fallen, gewöhnlich von Saat nicht mehr die Rede ist, also ihre Beleuchtungseffekte, die Sie wie folgt ausdrücken:

„Wenn Abendrot und Dämm'rung hell
Die welke(!) Saat erhellt"

sich ein andres Objekt aussuchen müssen.

S. S. in B. Dieses „Versehen" ist keine Fabel, also Vorsicht.

J. M. 1) Es ist selbstverständlich, daß bei dem Zimmer-Treibhaus der Blechkasten, in welchem das warme Wasser vorhanden ist in einem Holzkasten oder Holzgestell sich befindet. 2) Ebenso muß der Blechkasten doch an der obern Seite geschlossen sein und die Holzstäbchen können sich nicht unmittelbar auf oder über dem Wasser befinden. 3) Die Größenverhältnisse können sie ja ganz nach Belieben abändern; in unsrer Darstellung sind sie eben nur als Norm angegeben. 4) Je größer Sie den Blechkasten, welcher das heiße Wasser enthält, einrichten können, um so besser ist natürlich das Zimmertreibhaus warm zu halten. (Dr. K. R.)

F. K. in H. Zäumen Sie den Pegasus ab und freuen Sie sich fremder Poesie, da Sie über eigene nicht verfügen. Ihnen fehlt schon das einfachste Geschick in Beherrschung der Form, kommt Ihnen das nicht auch so vor, wenn Sie folgende Zeilen durchlesen:

Ach! Er möcht so gern noch weilen
Bei uns, o armer Erdensohn
Jetzo schlägt er auf die Augen ꝛc.

Warum auch noch die Selbstquälerei des alten am Sterben liegenden Mannes, sich auf die Augen zu schlagen?

W. in K. Farbenblindheit ist keineswegs eine Krankheit, vielmehr eine physiologische Eigenartigkeit des chromatischen Organes. Von einer Heilung kann also gar keine Rede sein. Eine große Hülfe kann sich der Farbenblinde für die Unterschiedung der Farben durch die Benützung gefärbter Brillen verschaffen. Die Farbe der Brillengläser muß eigentlich für jeden Fall von Farbenblindheit besonders bestimmt werden. Im allgemeinen kann man aber sagen, daß für die Rot- und Grün-Blindheit — und die meisten Farbenblinden sind rot-grün-blind — ein rotes Glas das geeignetste ist. Hat aber das rote Glas nicht die gewünschte Wirkung, so nehme man ein grünes Brillenglas. (M.)

H. H. in H. An Geschmacklosigkeit läßt Ihre Antwort nichts zu wünschen übrig. Wir würden von gekränkter Dichtereitelkeit sprechen, wenn Sie nicht alles eher als Dichter wären. Mit dem Itzig sind Sie an den Falschen geraten.

R. St. in F. Eine solche Anweisung läßt sich hier schwer geben. Bei der Billigkeit dieser Instrumente ist übrigens Kauf ratsamer als Selbstverfertigung, zu der sie eben auch die Rohre, Gläser ꝛc. kaufen müssen und nicht einmal die Garantie des Gelingens haben.

E. L. in E. Inserate werden nur gegen Bezahlung aufgenommen.

Vereinigte Sanitätsapparaten-Fabriken
vormals
Lipowsky-Fischer
(C. Maquet)

Heidelberg, Hauptstr. 25. | **Berlin C.,** Brüderstr. 13.

Rollstühle,
Fahrstühle,

Ruhestühle, Tragstühle,
sowie alle Apparate zur Gesundheits- u. Krankenpflege in anerkannter Güte.
Prospekte gratis.
Größtes Spezialgeschäft
für [1187]
Sanitätsartikel.

Jos. Blank, Heidelberg, [904]
Bade-Apparaten-Fabrik,
Prämiirt 1876 — 1880 — 1881

empfiehlt als Specialität d. Neueste u. Praktischste in **Patent-Zimmer-Douche-Apparaten,** 24 verschied. Nummern. **Hydr. Univ.-Patent-Badeöfen. Cylinder-Badeöfen,** mit u. ohne Zimmerheizung. **Pat.-Circulations-Badeöfen,** mit denen permanent gebadet werd. kann, ohne das Feuer löschen zu müssen. Regulirung des Badewassers auf jeden gewünscht. Wärmegrad. Schnellste Heizung. Explosion ausgeschlossen. **Badewannen** in allen Größen, Façons und Ausstattungen. Sitzbadewannen. Geruchlose **Zimmer-Closets. Garten- und Hausfeuerspritzen** ꝛc.
Illustr. Preiscourante gratis und franco.

Kein Mann ohne Waffe!

Exakt eingeschossene **Teschins,** ganz ohne Knall, von 12 Mark an. **Bulldoggrevolver** von 12 Mark an. **Hinterlader-Jagdgewehrs** von 85 Mark an. Preislisten gratis. Ich leiste für jede Waffe volle Garantie.
Pippolit Mehles, Waffen-Fabrik,
Berlin W. **Friedrichstr. 159.**

Weltpost.

M. J. in M. Ihre nächtliche Vision „Am See" muß die übelsten Folgen bei Ihnen gehabt haben, wie würden Sie sonst schreiben können

„Ich sinke in den Rasen, er ist so wonnig-
lich,
So einsam, so verlassen, für mich so
feierlich."

Ein feierlicher Rasen! Da ist es ja wohl erklärlich, daß es Sie „wie Bann durchdringt", noch erklärlicher wäre freilich ein gediegener Schnupfen, der sich in der Regel einzufinden pflegt, wenn man am Seeufer bis in die späte Nacht hinein schläft.

B. S. P. in P. Sollten Sie bei dem Sang der Wassergeister nicht nach berühmten Mustern gearbeitet haben? Er ist jedenfalls die beste unter ihren Einsendungen.

J. J. Ueber Anzucht der Akazie (Robinia Pseudo-Acacia L.), Anpflanzung, Pflege derselben und zweckmäßige Verwendung des Holzes gibt ein kleines Buch von H. Jäger, „Die Nutzholzpflanzungen und ihre Verwendung" (Hannover und Leipzig, Verlag von Philipp Cohen) vorzügliche und nach allen Richtungen hin ausreichende Auskunft. Das Büchlein belehrt auch über andere Gehölze und deren Anwendung in der Technik, z. B. Weiden (Salix), weshalb wir es an dieser Stelle warm empfehlen möchten. (O. H.)

Sch. in W. Wir empfehlen Ihnen die Süddeutschen Blätter für Geflügel- und Vogelzucht (Arnold, München), die jedem Vogelfreund oder Geflügelzüchter um so willkommener sein dürften, als sie nur 75 Pf. pro Quartal (monatlich 2 Nummern) kosten.

O. Sch. in P. Segurs „Histoire de Napoléon" wurde von Rottenkamp übersetzt. Sie beziehen die Uebersetzung am besten durch ein Antiquariat.

K. H. in B. Georg Friedrich und Oskar Schindhelm in Sonneberg verfertigen Vogelorgeln.

A. Sch. in B. Wenden Sie sich an die Telegraphenfabrik von Siemens & Halske in Berlin.

Dr. Brehmer's Heilanstalt für Lungenkranke in Görbersdorf (Schlesien)

gegründet 1854, ist das ganze Jahr hindurch geöffnet. Auf Wunsch Prospecte gratis und franco. [1226]

Alle Pfeifenraucher sollten d. Holländ. Tabak versuchen, welcher ganz vorzüglich schmeckt u. riecht. 10 Pfd. frco. kosten 8 Mk. bei [1142] B. Becker, Seesen a. H.

Anlehensloose.

Preisliste gratis. [906]
Homberger's Börsen-Comptoir, Frankfurt a. M.

Lungen- und Halskranke (Schwindsüchtige) werden auf die Brochüre „Ueber Heilwirkung und Anwendung d. Pflanze Homeriana" aufmerksam gemacht, welche über die, während der Dauer v. 9 Monaten eingeholten, ärztlich und amtlich konstatirten sensationell. Heilerfolge erschöpfende Darstellungen enthält. Gegen Einsendung von 10 Pf. Porto zu beziehen durch die centrale Vertriebsstelle diätetisch-hygienisch. Erzeugnisse J. Kirchhöfer, Triest. [1112]

Bücher-Ankauf.

Bibliotheken wie einz. gute Werke spec. Kunst, Costume, Architectur, alte franzoes. Literatur kauft zur Completirg. einer ausländ. Bibliothek gegen Casse S. Glogau in Leipzig.

Monogramm-Büchlein von Erna von Manteuffel.

Preis à Heft 40 Pf. Jedes Heft für eine Familie ausreichend, enth. 25 Monogramme für Plattstich. Bei Bestellungen genügt Angabe des gewünschten Buchstaben. Harburg a. E. Gustav Elkan.

6mal prämiirt mit ersten Preisen!
Violinen
sowie alle sonstigen Streich-Instrumente. Stumme Violine zum Studiren. **Zithern, Guitarren** und Blas-Instrumente. **Bandoneon's, Concertina's, Accordeon's.** — Reparatur-Atelier. Schulen zu allen Instrum. Preiscour. frc. **Gebrüder Wolff,** Instrumentenfabrik, Kreuznach. [1035]

Geistig Zurückgebliebene

finden in meiner Erziehungsanstalt vorzügl. Körperpflege, individ. Unterricht, sorgfältige Erziehung, und event. Vorbildung zu einem Lebensberufe. Dir. **Schröter, Dresden-N.,** Oppellstr. 44.

Wäscheglanzireisen. [937]

Schönstes Geschenk. Preis 3 Mark; vernickelt 4 Mark.

Ohne Uebung sofort feinste Glanzerzeugung. **Fritz Lange, Berlin.** Schwedterstr. 252.

Thüringer Holländer-Käse.

Geschmack und Form wie Schweizerkäse, à Pfd. 60 Pfennig, **feinste Thüringer Tafelbutter** à 120 Pfennig. Postcolli 5—10 Pfd. versendet unter Nachnahme. [1165] Die Käsefabrik Clingen-Greußen.

Closets

f. Haus u. Zimmer, vollständig geruchlos, mit und ohne Wasserspülung, in einfach. w. elegantest. Ausstatt. v. 9 ℳ an **Closetfabr. Dresden Friedr. Gappisch.**

Illustr. Preisc. grat. u. franco. [931]

Cognac *Deutsches Product der Export-Comp. für Deutschen Cognac, Köln a. Rh., garantirt frei von jeder künstl. Essenz, reinschmeckend u. von feinem Aroma, ist* **ganz bedeutend** *billiger als französ. Erzeugniss gleicher Qualität.* **Probeweise** *stehen 4 halbe Flaschen von 4 Qualit. gegen Einsendung von M. 5.50 franco zu Diensten.*

Billigste Bezugsquelle für
Prima Holländische Cigarren u. Tabake
garantirt aus nur besten importirten Tabaken, frei von allen Surrogaten. [1023]
Rheinische Versand-Anstalt (Steiger) Moers am Niederrhein.
Preiscourant in Heft 2 dieser Zeitschrift.

Weltpost.

F. K. in W. Ihr „Abschiedsgruß" ist uns sehr nahe gegangen; wie sehr Sie es verstehen, in poetischer Weise ganz triviale Dinge auszudrücken, so daß man in lebhaftester Weise sich in die Situation versetzt fühlt, beweisen wohl am besten die Verse:

„überall noch schläft der Alltagskummer,
keine Sorg' die Herzen füllt."

aber leider leider wacht dieser verdammte Alltagskummer wieder auf und die Herzen werden bis oben wieder gefüllt. Im übrigen warnen wir Ihren Abschied Nehmenden davor, daß er von

„dichten Nebeln rings umhüllt"

das ist nichts für Leute seiner Konstitution, welche

„die Brust beengt vor Schmerzen"

fühlen.

K. M. in K. Offen sind Sie, wenn Sie schreiben „mit der Ihnen jedenfalls zur Genüge bekannten Unverschämtheit der Dichtenden" ꝛc., und wenn Ihnen Reimereien nicht so herzlich unbedeutend wären, wir druckten sie vielleicht zum Dank — — doch nicht!

Ein großer Teil der Antworten mußte wegen der sich so sehr häufenden Rätsellösungen auf das nächste Heft aufgespart werden.

Fragen.

E. W. wünscht zu wissen, wer gestempelte Briefmarken kauft.

Albert Berlin möchte ein erprobtes Mittel gegen Haarflechten angegeben haben.

Antworten.

B. L. in S. Die Anfrage in Heft 7 betr. die Bezeichnungen „in 8 Tagen" und „in 14 Tagen" ist folgendermaßen zu beantworten: Der Deutsche zählt bei Bezeichnung von nur einer Woche den Anfangs- und Endtag mit, nicht auch bei „zwei Wochen". Der Franzose thut dies bei „einer Woche" sowohl, als auch bei zwei Wochen. Er sagt: d'aujourd'hui en huit (jours) und d'auj. en quinze. Warum? Das ist so Sprachgebrauch. (Siehe auch: Brief 6 der französ. Sprachbriefe d. Methode Toussaint-Langenscheidt.)

Lungenleidende

mache ich auf meine, noch in vorgeschrittenem Stadium zu sicherem Erfolg führende Heilmethode aufmerksam.

Selbst brustkrank gewesen, heile ich jetzt brieflich auf vieljährige Erfahrung gestützt **Blutspucken, Asthma, Bronchialcatarrh** und speziell **Tuberculose** (Schwindsucht) sogar in **verzweifelten Fällen** und stehen mir Zeugnisse von **Personen** aus allen, auch den höchsten **Kreisen** zur Seite. [1231]
Paul Ruppert, Görlitz, Schlesien.

f. vernickelt, sicher schiessend à ℳ 8. — **Zimmerbüchsen** 6 mm. fein mit Stecher, gezog. Lauf ℳ 10. — ohne Stecher ℳ 12. — **Zimmerpistolen** à ℳ 6., 8., 11., 14. etc **Jagdflinten** Lefeauch. mit Doppelschlüssel à ℳ 30. — 34. —, 40. —, 48. —, 60. — etc. do. Centralf. à ℳ 45. —, 53. —, 60. — etc. Versand unt. Garantie geg. Nachnahme.
Johs. Wahl, Waffengeschäft, Stuttgart.

Der ſtengelloſe Enzian
Gentiana acaulis
(S. 230).

Alpenblumen.

Von

Hermann Müller.

Wem es jemals vergönnt war, im Juli oder Auguſt bei wolkenloſem Himmel auf einem Hochkamme der Alpen zu verweilen und mit offenem Sinn dem Genuß ihrer eigenartigen Welt ſich hinzugeben, der findet in dem Erinnerungsbilde, das jene ſonnigen Stunden ihm hinterließen, ganz gewiß auch und vielleicht ſogar als deſſen lieblichſten Beſtandteil, die Alpenblumen.

So überraſchend neu ſind die Eindrücke, welche die Hochalpen uns aufdrängen, daß ſie noch nach Jahren in faſt urſprünglicher Friſche in uns fortleben, dabei ſo untrennbar zu einem harmoniſchen Ganzen unter ſich verbunden, daß jeder einzelne derſelben den Verband aller übrigen wieder in uns wachruft.

Immer leichter aufatmend ſind wir in einem Seitenthale, dem toſenden Wildbache entgegen, in die dünneren Luftſchichten emporgeſtiegen. Mit ſteigender Spannung haben wir das Landſchaftsbild unſerer Umgebung ſich wandeln ſehen. Spärlicher und krüppelhafter wurden die Nadelbäume der angrenzenden Berglehnen, häufiger traten zwiſchen ihnen karg begraſte Felsabhänge hervor, mit Blumen beſetzt, von Faltern umflattert. Gewaltiger hoben ſich über ihnen wildzerriſſene Felstoloſſe und ſchneebedeckte Gipfel vom blauen Himmel ab. Immer freier wurde die Ausſicht. An den allmählich erſterbenden Nadelwald ſchloß ſich, erſt unter ihm angeſiedelt, dann ihn erſetzend und die ganze Thalwand dicht überkleidend, ein niederes Gebüſch von Rhododendron an. Seine brennend roten Blumen-

maſſen leuchteten uns von der gegenüberliegenden Thalwand als zuſammenhängende Farbenfläche entgegen. Hunderte Honig ſuchender Hummeln umſummten die uns benachbarten Sträuche. Zwiſchen ihnen ſtiegen wir weit über die Waldgrenze empor. Auch ſie liegen jetzt tief unter uns, und voll und ganz ſind wir nun der ruhigen Betrachtung der uns umgebenden Einöde überlaſſen.

So klar wie in dieſen dünnen Luftſchichten hat uns vorher noch nie die Sonne beſtrahlt. So leicht und frei wie hier haben wir vorher noch nie geatmet. Das bloße Einſaugen dieſer Licht- und Wärmeſtrahlen, das bloße Einatmen dieſer dünnen balſamiſchen Luft, die unſere Lungen bis in ungewohnte Tiefen durchdringt und erweitert, empfinden wir als einen Hochgenuß, dem wir oft von neuem mit innigſter Erquickung uns hingeben. Wie glänzend und brennend aber auch Licht und Wärme auf uns und unſere ſchattenloſe Umgebung herniederſtrahlen, wie reichlich auch der Schweiß aus unſeren Poren dringt, das Gefühl der Schwüle, das uns tief unten im Thale jetzt beengen und erſchlaffen würde, bleibt uns fern. Denn in gleichem Grade mit der Verdünnung und Durchſtrahlbarkeit der Atmoſphäre ſteigert ſich auch die Leichtigkeit der Verdunſtung, die uns abkühlt.

In erhabener Großartigkeit ſtehen uns jetzt die vorher nur halb erſchauten, halb geahnten Bergeshäupter gegenüber. So klar erſcheinen uns in dieſer durchſichtigen Luft ihre zackigen Umriſſe, ihre ſchneebedeckten Gipfel, Hochthäler und Schluchten, ihre nackten, vom Wetter zerfurchten Felswände, ihre von wüſten Schutthalden bedeckten Abhänge, als lägen ſie in unmittelbarſter Nähe vor uns. Sie erfüllen uns tief mit dem Eindrucke, der durch ihre lautloſe Stille nur noch geſteigert wird, daß wir hart an die Grenze des Lebens unſerer Erde herangetreten ſind, und daß die uns ſo nachbarlich nahe gerückten Bergeshäupter noch weit über dieſelbe hinausragen. Um ſo wärmer aber begrüßen wir die Blumen, die uns, ſo nahe der Schwelle des ewigen Winters, als Boten des hier erſt im Hochſommer erwachten Frühlings ringsum entgegenlachen.

In der That finden wir uns hier, zwiſchen der oberen Grenze des Rhododendrongebüſches und der untern des ewigen Schnees, in der blumenreichſten Höhenzone unſeres Erdballes. Ueberall, wo nicht Schnee oder nackte Felsblöcke den Boden überdecken, glänzen uns hier in lebhaften Farben die mannigfachſten Blumen entgegen. Die ganze Lebenskraft der Pflanzen ſcheint ſich hier auf die Hervorbringung von Blumenpracht konzentriert zu haben. Dicht über dem Boden ſtreckt der ſtengelloſe Enzian (S. 233) ſeine große tiefblaue Blumenglocke der ſtrahlenden Sonne entgegen. Nicht minder gibt den zahlloſen Scharen der zierlicheren Alpenblumen die Zwerghaftigkeit der Stengel und Blätter, die Größe und Farbenpracht der Blumen ihr eigentümliches alpines Gepräge. So dicht ſtehen überdies in der Regel dieſe großblumigen Pflanzenzwerge aneinander gedrängt, daß ſie weithin den Boden, über den ſie ſich kaum erheben, mit einer zuſammenhängenden Blütendecke überkleiden.

Die Quelle, die zwiſchen ſchwellenden Moospolſtern herabrieſelt, iſt mit einem ununterbrochenen breiten Saume goldgelber Blüten der Saxifraga aizoides beſetzt. Der vom Schneewaſſer durchtränkte, ſelbſt kaum ſchneefrei gewordene Schuttabhang prangt in einem Purpurblumenteppich der Saxifraga oppositifolia. Aus dem Rande der Schneedecke ſelbſt ſchauen mit zierlich geſchnittem Saume die roten und violetten Alpenglöckchen hervor. An der kaum zugänglichen Kalkfelswand breitet das Edelweiß ſeine grauſilzigen Stengelblätter ſternförmig in eine Ebene auseinander und ergänzt ſo ſeinen ärmlichen Blütenſchmuck. Noch hoch über der Schneegrenze ſind die kleinen Niſchen und Klüfte nackter Felsklippen mit dichten Raſen der Androsace helvetica ausgefüllt, die ſich mit vergißmeinnichtähnlichen weißen Blümchen überdecken. Nach Hunderten zählen die Blumenarten, die uns ſo nahe der Grenze des Pflanzenlebens durch den maſſenhaften Blütenſchmuck überraſchen, unter welchem ihre dicht zuſammengedrängten winzigen Stengel und Blätter ſich verſtecken. Manche von ihnen erfreuen uns überdies durch ungemein würzigen Wohlgeruch. Die ganze Alpenmatte haucht ein Aroma aus, das ſelbſt den blumenreichſten Wieſen des Tieflandes fremd iſt.

Welchen Urſachen haben die Alpenblumen dieſe überraſchenden Eigentümlichkeiten zu verdanken? Woher rührt das Zurücktreten ihrer Stengel und Blätter, das dichte Zuſammengedrängtſein ihrer Blüten? Welche Einwirkungen haben deren Größe, Farbenpracht und lieblichen Duft hervorgebracht?

Die Zeit iſt noch neu, ſeit welcher die botaniſche Forſchung überhaupt von der Beſchreibung gegebener Formen zur Frage nach ihrem Werden fortgeſchritten iſt. Auch in Bezug auf die Alpenblumen werden unſere Kinder und Enkel dereinſt klarer durchſchauen, was für uns vielfach noch mit geheimnisvollem Schleier umhüllt iſt. Doch hat hingebende Einzelforſchung auf dieſem Gebiete bereits ſo viel mit Sicherheit zu Tage gefördert, daß wir wenigſtens im großen und ganzen die wirkenden Urſachen zu erkennen vermögen.

Die unmittelbaren phyſikaliſchen Einwirkungen, denen die Alpenblumen wenigſtens einen großen Teil ihrer Eigentümlichkeiten verdanken, ſind dieſelben, denen auch wir uns beim Betreten der Hochalpen unterworfen fühlen, dieſelben, die unſer eigenes Atmen und Empfinden ſo mächtig beeinfluſſen.

Dieſelbe freie Ausſtrahlung der Wärme in den Weltenraum, durch welche die hervorragendſten Gebirgskämme ſo ſtark abgekühlt werden, daß ſie ſich mit ewigem Schnee bedecken, beſchränkt in den nächſttiefergelegenen Zonen die ſchneefreie Zeit auf wenige Wochen oder Monate und zwingt die ſie bewohnenden Pflanzen, auch ihrerſeits die Entwickelung der Stengel und Blätter auf das äußerſte zu beſchränken und die zur Fortpflanzung und dauernden Erhaltung unerläßlichen Blüten ſo raſch als möglich zu entfalten. Dieſe ſind an ſich im allgemeinen keineswegs größer, als bei den nächſten Verwandten des Tieflandes. Aber die Stengel und Blätter ſind zu um ſo zwerghafteren Dimenſionen zuſammengeſchrumpft, je höher und ausgeſetzter ihr Standort. Nicht an ſich, ſondern nur im Verhältnis zur ganzen Pflanze ſind die Blumen der Alpenpflanzen von auffallender Größe. Dieſelbe Rauhigkeit des Klimas, welche die Entwickelung hoher Stengel und großer Blätter unmöglich macht, hat auch die Zuſammendrängung zahlreicher Blumen zu zuſammenhängenden Flächen zur Folge. Faſt alle ein- und zweijährigen Pflanzen, die bisweilen jahrelang unter Schnee verſchüttet bleiben, ſind in dieſen Gegenden, der Vernichtung anheimgefallen. Es ſind faſt nur ausdauernde Pflanzen übrig geblieben, deren niedrige Stengel meiſt in ſehr kurzen Abſätzen ſich verzweigen und Blüten hervorbringen, ſo daß dieſe nun dicht gedrängt nebeneinander zu ſitzen kommen. Das Geſchlecht der Weiden iſt durch alle Zonen hindurch, von der Ebene bis zum ewigen Schnee, in zahlreichen Arten vertreten und daher beſonders geeignet, uns dieſe Wirkung des Klimas zu veranſchaulichen. Ein Weidenbaum des Tieflandes, der ſich unverſtümmelt hat entwickeln können, ragt mit ſchlanken Aeſten und Zweigen hoch in die Lüfte und treibt jährlich fußlange neue Schoſſe. Die zwerghafte Salix herbacea der höchſten Alpenrücken dagegen drückt ſich dicht an den Boden und verlängert ihre Aeſte von Jahr zu Jahr kaum um eines Strohhalmes Breite. Aber ein Gewirr dieſer Pflänzchen, von denen die Abbildung auf S. 240 nur ein einzelnes herausgelöſt darſtellt, überzieht den Boden derart, daß ihre Blätter und Blütenähren denſelben dicht überkleiden. Ebenſo ſind bei den Alpenpflanzen mit größeren, lebhafter gefärbten Blüten dieſe durch die Verkümmerung und dichte Veräſtelung der Stengel eng aneinander und dicht an den Boden gerückt, ſo daß ſie auf demſelben eine ununterbrochene Blumendecke bilden.

Dieſelbe alpenaufwärts ſtetig zunehmende Luftverdünnung, die uns leichter und tiefer aufatmen läßt und unſere Verdunſtung und Abkühlung beſchleunigt, wenn wir bis über die Grenze des Baumwuchſes emporſteigen, macht die Atmoſphäre der Hochalpen leichter durchſtrahlbar, rückt uns dadurch die Bilder der vor uns liegenden Bergeshäupter in unmittelbare Nähe und ſetzt, wie uns ſelbſt, ſo auch die Alpenblumen intenſiver wirkenden Licht- und Wärmeſtrahlen aus. Daß eine Aenderung der Belichtung auch die Blumenwelt beeinflußt, iſt durch die 30jährigen Unterſuchungen eines norwegiſchen Forſchers außer Zweifel geſtellt. Profeſſor Schübeler in Chriſtiania hat den beſtimmten Nachweis geliefert, daß das ununterbrochene Tageslicht des ſkandinaviſchen Sommers den Farbenglanz der Blumen und Früchte und das Aroma der letzteren ſowie der ganzen Pflanzen ſteigert. Die Alpen haben nun zwar vor dem umgebenden Tieflande keine längere Belichtungszeit voraus, aber auch die leichtere Durchſtrahlbarkeit ihrer Atmoſphäre muß die Wirkung der Lichtſtrahlen ſteigern und durchſchnittlich etwas glänzendere Farben der Alpenblumen und ſtärkeres Aroma der Alpenwieſen hervorrufen.

Mit dieſen unmittelbaren Einflüſſen des Klimas auf die Alpenblumen kombinieren ſich nicht minder mächtig wirkende mittelbare, die uns nur durch nähere Betrachtung der innigen Wechſelbeziehungen zwiſchen Blumen und Inſekten verſtändlich werden.

Wein, Weinstock, 18. Jahr.

men gelegentlich auch Bräuche und Meinungen des Heiden-, Hexen-, Zauberwesens und anderen besonderen Dämonenwesen herbeigeführt hat. Von der mehrhundert-Jahrhundert-Eiche hat Engelgar bei Rheinwein! einer jeden Gegend in Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, Schweden und Ungarn, Rußland und Griechenland, sowie auch Amerika, durch Verwaltung, großen und Begründungen anderer Rheinwein-Eigenthümer Zeichnen, Briefe, Theil und Gestaltung der Rhein- men ausdrücklich beschäftigt.

Ausführlich spricht sich über den Rheingau die englische Literatur Weinen weinreisen, Rheinwein-Eigenthümer, Rheinwein-Verwaltungen, Rheinwein-Verwalter, Rheinwein-Verwaltungen, Rheinwein-Verwaltungen, Rheinwein-Verwaltungen

Blumenröhren den würzigen Nektar saugen. Die beiden nachtfalterblumigen Silenearten des Tieflandes (Silene acaulis und inflata) begleiten uns mit ihren schlanken Stengeln und weißen, des Abends sich entfaltenden Blüten bis hoch über die Baumgrenze hinaus, aber nur auf den Hochalpen treffen wir ihre zwerghafte Schwesterart, Silene acaulis, an, deren fußgroße, dem Boden aufgedrückte Rasen bis zu den äußersten Grenzen des Blumenlebens hinauf sich mit glühend karminroten Blüten überdecken und zahlreiche Tagfalter anlocken.

Auch die lieblich duftende falterblumige Gymnadenia conopsea unserer Wiesen sehen wir auf den Alpenmatten ihre rötlichen Blütenähren emporstrekken. Im Tieflande haben wir sie stundenlang überwacht, ohne einen einzigen ihrer buntbeschuppten Kreuzungsvermittler auf der That zu ertappen; hier sehen wir sie im warmen Sonnenlicht sehr häufig von Faltern befruchtet, und begleitet ist sie hier von einer bleicheren, noch kräftiger und gewürzhafter duftenden Schwester, Gymnadenia odoratissima, die durch Farbe und Duft besonders nächtliche Besucher an sich lockt.

Gentiana verna (S. 240). f Staubfäden, st Narbe. Die Pfeile bedeuten die Richtung der Entfaltung der Petale.

Der Preis unter allen würzig duftenden Falterblumen der Alpen gebührt indes dem Schokoladeblümchen, Nigritella angustifolia, einer Orchidee, deren schwärzliche Köpfchen nur im Sonnenschein mit prächtigem Purpurglanz in die Augen fallen, die aber durch einen kräftigen, ungemein lieblichen Vanilleduft allen Faltern und Alpenwanderern auf das angenehmste sich bemerklich macht. Gleich vielen anderen falterblumigen Bewohnern der alpinen Region hat sie im Tieflande keine näheren Verwandten.

In den erwähnten und zahlreichen anderen Fällen geben sich Alpenblumen, die wir von Faltern reichlich umflattert sehen, durch Gestaltung, Duft und Farbe als reine Züchtungsprodukte der Falter zu erkennen. Wir dürfen annehmen, daß diese Blumen schon in einem ursprünglichen Zustande hauptsächlich von Faltern besucht und gekreuzt wurden, und daß eben dadurch nur den Faltern nützliche und angenehme Eigentümlichkeiten zur Ausprägung gelangt sind. In einigen Fällen sind aber augenscheinlich bereits völlig ausgeprägte Bienen- und Hummelblumen auf den Alpen der überwiegenden Kreuzungsvermittelung von Faltern anheimgefallen und haben sich nachträglich diesen angepaßt oder sind von diesen nachträglich aus Bienen- oder Hummelblumen zu Falterblumen umgezüchtet worden.

Die scharf ausgeprägte Blumenform unseres Stiefmütterchens, das von Bienen und Hummeln, nur ausnahmsweise auch einmal von einem Falter oder einer langrüsseligen Fliege besucht oder befruchtet wird, hat auf den Alpen, unter dem Einflusse langrüsseligster Falter, ihren honigführenden Sporn derart verlängert, daß nur noch diesen ihr Honig zugänglich bleibt. Sie bekleidet nun als Viola calcarata auf den Hochrücken der Alpen ausgedehnte Strecken mit blauem Teppich (S. 237).

Die weiten Blumenglocken der Gentianen, die, wie G. acaulis, den Hummeln sich öffnen

Oleanderstrauß (nach Photographie von Gebrüder Wehrli).

Oleanderstrauß (nach Photographie von Gebrüder Wehrli). Gruppe von Blumenstöcken der Hauptgewächshäuser Wien. Primeln, Cinerarien, Azalien, Rosen u. s. w. Blumenstöcke aus dem Blumengewächshaus des Herrn Joseph Freiherr von Sina. Gruppe von Blumenstöcken der Hauptgewächshäuser Wien. Die Cinerarien sind Kinder des Herrn Joseph Freiherr von Sina. Gruppe von Blumenstöcken der Hauptgewächshäuser Wien. Die Cinerarien sind Kinder des Herrn Joseph Freiherr von Sina.

und von hellen bis dunkelen der Bewegung empfangen, haben bei einem belebenden, lieblichen Zimmer Farbe, Formen (wie G. verna, hexastica und Gentiana) sich bereit vermögt und ihren Gruppen durch ihr Hervorstehen, ernsteren Ruhe soviel verschönert, daß man mit der Blumen Pinsel bei Zeiten in die Blumen eingedrungen vermögen. Die Gentiana hexastica ist eine Blume, die in Gebirgen wächset, welche besonders bei Tiberiusgrün als spanische Nelken prangen, da dieselben bei am Gruppenge gegen alle Nachbarn gesetzten Blumenfarben eine solche Wirkung, daß auch aus den Zeichnen und den Blumengemälden von den Blumengruppen gegen die erlangen vermögen.

Wer sich nicht „gemeinplätzigen Zeichnen", bei all seinen Blumengemälden in besonderen Fällen, wie bei Blumenstöcken, Blumen, Blumen, Blumen

Vedi Napoli.

Von

Richard Voß.

I.

obert!“

„Lillian?“

„Tritt her ans Fenſter. Sieh nur, wie ſchön es iſt! Dieſes weite, weiße Blütenmeer. Es durchflutet das ganze Thal und ſchlägt über die grünen Ufer hinaus. Es überſchwemmt die Welt. Ueberall Blüten, Blüten! Iſt es nicht gerade, als ſei die Erde im Brautkleide? Mir iſt, als hörte ich ſie atmen. Welch ein Duft! Und dieſe Werde-Seligkeit, die ſie durchdringt. Fühlſt du nicht, wie ſie erſchauert? der Frühling kommt, ſie lebt auf.“

Das ſchöne Mädchen ſchwieg gedankenvoll. Ein reizendes Lächeln ſpielte um ihren Mund, den ein Dichter mit einer Knoſpe hätte vergleichen können; war ſie doch ſelbſt ein wahres Frühlingsgedicht: ſo keuſch, ſo lieblich und zart — faſt beängſtigend zart. Man mußte bei ihrem Anblick an den Sturm denken, der ſo leicht ſolche Knoſpen bricht; an die Sonnenglut, in der ſie ſo bald welken. Es war ganz ſeltſam, daß auch dieſes anmutige Kind, welches vom Leben kaum etwas wußte, bei der Frühlingslandſchaft plötzlich an Sterben und Verderben denken mußte. Das Köpfchen geſenkt, daß ihr die blonden Locken in das ſüße, blaſſe Geſicht fielen, ſchmiegte ſie ſich an die Bruſt ihres Bräutigams, der neben ihr am geöffneten Fenſter ſtand, ein Bild des Lebens und der Jugendkraft. Träumeriſch hinaus blickend in den Glanz und Duft, ſagte ſie:

„Weißt du, Liebſter.“

„Was, liebe Schwärmerin?“

„Die Blüte, die heute aufbricht, kann ſchon morgen abfallen, vom Winde abgeweht werden. Gewöhnlich bedauert man ſie darum. Warum wohl? Weil ſie nicht zur Frucht reift? Das mag für den Baum ſchlimm ſein, aber für die Blüte —. Sie ſinkt herab, ſo leicht, ſo leiſe! Wie eine duftige Schneeflocke gleitet ſie im Sonnenſchein zur Erde nieder, den grünen Raſen überſtreuend, die Veilchen und Primeln: vielleicht ſitzt einer gerade unter dem Baum und wird nun ſo lieblich beſchneit. Dichte ein Lied darüber, darin du ein junges Mädchen die junge Blüte beneiden läßt, wie ſie ſo ſchön ſtirbt: vielleicht an deinem pochenden Herzen.“

„Das Lied iſt bereits gedichtet,“ lachte der Jüngling fröhlich auf und küßte ſie.

Sie lächelte ihn an. Ihren Liebſten will es bedünken, als ſei ein Sonnenſtrahl durch ihre Seele geglitten; ſo glanzvoll ſehen ihn die blauen, zärtlichen Augen an. Während er ſie an ſeiner Bruſt hält, ſo rührend in ihrer kindlichen Schönheit, ſo geheimnisvoll in ihrem bräutlichen Glück, durchzuckt ihn der Gedanke: Wie, wenn auch ſeiner Blume, die ſich eben erſt an ſeiner Bruſt dem Licht und dem Leben erſchloß, ein ſo „ſchönes“ Sterben bevorſtünde: abzufallen und zu verwehen, noch ehe die Knoſpe zur Blume geworden. Man kennt das Schickſal, wie es in fürchterlicher Willkür gerade das vernichtet, was es hätte erhalten und bewahren ſollen. Zu verwelken und zu verdorren iſt ja Blütenlos.

„Lillian, Lillian!“

„Was haſt du, Geliebter?“

„Bleibe mir leben,“ flehte Robert mit erſtickter Stimme und bedeckte ihre Stirn, ihre Augen und bebenden Lippen mit Küſſen. Sie begriff ihn nicht; aber ſeine leidenſchaftliche Bangigkeit ſteckte ſie an. Was konnte ſie fürchten? Sie war an ſeinem Herzen ſo geborgen, in ſeinen Armen ſo ſicher vor jedem Schickſal behütet, vor jedem Sturm gerettet. Welche Gewalt konnte ſie jemals von ihm losreißen?!

Auch dieſe beiden guten, jungen Liebenden nannten ihr Glück „ewig“.

„Sei nicht ſo wild,“ bat ſie den Ungeſtümen.

Robert ließ ſie los und beide waren geſchäf-

tig, ihre Beklommenheit von ihrem Liebesgeplauder einwiegen zu laſſen. Sie ſchwärmten von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Alle Zeiten erſchienen ihnen als unendlicher Frühling. Sie waren in dieſem ewigen Lenze zwei Kinder, die nicht genug Blumen pflücken konnten: jede Knoſpe eine Hoffnung.

Und wie zwei Kinder ſchritten ſie Hand in Hand hinaus in den ſtrahlenden Tag. Im jungen Sonnenſchein wandelten ſie durch die neugeborene Schöpfung und es wiederholte ſich ihnen der alte, ewige Traum, daß die Erde ein Paradies ſei und ſie die beiden erſten Menſchen darin.

II.

„Ihre Braut iſt ſehr zart. Hüten Sie ſie; reiſen Sie mit ihr nach dem Süden," riet der Arzt, mit dem Robert über ſeine Verlobte ſprach.

„Aber Lillian iſt ja nicht krank; ihr fehlt nichts. Zart ſoll ſie ſchon als Kind geweſen ſein," rief der Erſchrockene.

„Eben deswegen gehen Sie nach dem Süden; und wenn ich Ihnen raten kann, ſo kommen Sie vor dem nächſten Frühjahr oder beſſer: vor dem Sommer nicht wieder zurück."

„Es iſt doch keine Gefahr?" ſtammelte Robert.

„Gewiß nicht. Wir thun nur gut, einer möglichen Gefahr vorzubeugen. Der Süden kann bei einer Natur, wie derjenigen Ihrer Verlobten, geradezu Wunder bewirken. Sie werden es hoffentlich ſelbſt erleben."

Damit ging der Arzt und ließ Robert in einem Zuſtande höchſter Erregung zurück. Es war ſo plötzlich gekommen! Wohl zehnmal wiederholte er ſich jedes Wort des Doktors, über jedes Wort in tiefes Grübeln verfallend, und alle nur möglichen Vermutungen anſtellend. Zuletzt klammerte er ſich daran, daß von Gefahr nicht die Rede ſei, daß man nur vorſichtig ſein müſſe, daß der Süden Wunder bewirken werde. Es war nichts; er hatte ſich von einigen hingeworfenen Worten tödlich erſchrecken laſſen. Man kennt ja die Aerzte; ſie haben immer etwas zu ſagen, immer etwas zu fürchten.

Lillians Mutter trat ein. Sollte Robert ihr ſeine Unterredung mit dem Doktor mitteilen? Es würde ihn beruhigen, aber ſie unruhig machen — völlig nutzlos! Und die würdige Dame war in dem Glück ihrer Kinder ſo glücklich. Er bezwang ſich alſo und fragte nach ſeinem Mädchen. Die Mutter machte ein geheimnisvolles Geſicht und verhieß eine Ueberraſchung; doch müſſe er ſich noch eine kleine Weile gedulden. Robert konnte es nicht unterlaſſen, das Geſpräch auf die Kindertage ſeiner Braut zu bringen und ſich zum zwanzigſtenmale jedes bemerkenswerte Ereignis berichten zu laſſen.

„Es war ein ſeltſames Kind. Ich mußte immer ſtaunen. Sie weinte niemals, beklagte ſich niemals, war immer zufrieden und hatte eine ſonderbare Neigung, für alles zu danken. Sie war ſehr ſchweigſam, namentlich über ſich ſelbſt. Da war nichts aus ihr herauszubekommen. Bevor ſie zugegeben, daß ſie irgend welche Schmerzen fühle, wäre ſie lieber geſtorben. Sie ſpielte auch nicht wie andere Kinder. Ihre Puppen begrub ſie ſtets, aber nur unter Blumen. Fragte man, woran ſie geſtorben ſeien, ſo antwortete ſie ſtets; das Herz that ihnen weh; das närriſche, kleine Ding! Des Sommers war ihre größte Freude, ſtundenlang in der Sonne zu kauern; je heißer, deſto beſſer! Nicht einmal einen Hut wollte ſie auf dem Köpfchen leiden; behauptend, ſie friere dann gleich. Was das wohl für ein Vergnügen ſein konnte? Bei ſchlechtem Wetter war ſie immer wie krank, ganz müde und matt, obgleich ſie es nie zugeben wollte. Lieber Gott, wo ſoll man bei uns immer Sonnenſchein hernehmen? Es war auch alles nur Einbildung! Solch dummes Geſchöpfchen! Und nun erſt im Herbſt und Winter; da hätten wir unſere liebe Not mit ihr haben können, wäre ſie zu gleicher Zeit nicht wieder ſo herzlich gut geweſen. Zufällig hörte ſie einmal von Italien reden, wie das ſolch ein rechtes Sonnenland ſei. Seitdem wollte ſie immer davon erzählt haben. Sie hat uns oft recht geplagt. Wenn ſie nur einmal nach Italien kommen könnte."

Robert ſaß in tiefen Gedanken, bis er auf einmal auffahrend ſagte:

„Aber Sie, liebe Mutter, ſind doch ſo geſund und der Vater auch."

„Wie kommſt du darauf? Freilich ſind wir beide geſund. Sieh uns doch an."

„Woher hat Lillian nur dieſes kränkliche Weſen?"

„In der Familie liegt es nicht," ſagte die Mutter. „Ich habe wenigſtens von keinem gehört, der lieber in Italien ſterben möchte, als bei uns leben. Das muß etwas ganz Modernes ſein."

„Ich hörte manchmal davon reden, daß Lillian einer Großtante seltsam ähnlich sähe. Sie heißt ja wohl auch nach ihr? Was war das mit dieser Verwandten? Es muß etwas Besonderes sein, denn ihr schweigt zu auffällig über sie."

Die Mutter war unruhig geworden.

„Das ist schon wahr," sagte sie nach einer Weile zaudernd. „Sie ist ihrer Großtante wie aus den Augen geschnitten; mir ist es immer unheimlich gewesen. Ich will dir heute einmal ihr Bild zeigen. Das ist freilich eine traurige Geschichte. Warum soll man darüber reden? (obgleich es im Grunde genommen nichts Schlimmes ist.) Mir war es gleich nicht recht, daß mein Mädchen nach ihr heißen sollte, von guter Vorbedeutung konnte das unmöglich sein. Aber es war poetisch und mein guter Mann ruhte nicht eher, als bis er richtig auch eine Lillian hatte."

„Was ist aus dieser ersten Lillian geworden?" forschte Robert.

„Sie starb als ganz junges Ding. Sie hatte wohl schon als Kind die Schwindsucht. Als es zu spät geworden, ging ihr Vater mit ihr nach Neapel und begrub sie dort. Sie war verlobt — mit einem Maler. Der kam auch hin und da ist denn wohl etwas vorgefallen. Lieber Gott, sie war todkrank und er ein frisches junges Blut. Wie ich gehört habe, sollen dort die Frauen ganz gefährliche Geschöpfe sein. — Warte. Da fällt mir ein: ich habe sogar etwas Geschriebenes über sie. Wir besaßen nämlich einmal einen sogenannten Dichter in der Familie. Lillian kommt doch nicht so schnell zurück. Ich hole dir unterdessen die Sachen!"

Sie ging eilig fort und kam bald darauf mit einer bestaubten Schachtel zurück, die sie vor Robert auf den Tisch stellte und öffnete. Obenauf lagen verwelkte Rosen; darunter ein vergilbtes Manuskript und ein blasses Pastellbild. Hastig griff Robert danach und hätte beinahe einen Schrei ausgestoßen; er erblickte das Bild seiner Braut; ebenso jung, ebenso zart; dasselbe blasse, süße Gesichtchen, von langen, lichten Locken umflossen; dieselben träumerischen, wehmütigen blauen Augen, die sehnsuchtsvoll weit, weit in die Ferne zu blicken schienen, vielleicht nach dem treulosen Geliebten; derselbe wehmütig lächelnde, liebenswürdige kleine Mund.

Während der Verlobte das Bild fast mit Entsetzen betrachtete, wurde die gute Mutter wieder redselig.

„Nun, was habe ich dir gesagt? Hatte ich nicht recht? Ganz unsere Lillian! Es soll ein sehr wertvolles Bild sein. Behalte es nur. Du bekommst ja auch das Original. Wir armen Eltern müssen eben sehen, was uns übrig bleibt. Das ist so der Welt Lauf. Wenn du unser Goldkind nur glücklich machst. — Was ich sagen wollte: Denke dir, dieses Bild hat der Maler gemacht — du weißt schon welcher; der mit daran schuld trägt, daß das arme, hübsche Kind so früh hat sterben müssen. Ja, die Männer! Treu ist keiner. Freilich du — ich will nichts gesagt haben. Du bist aber auch eine Ausnahme. — — Nun, ich sehe, du willst allein sein und die alte Geschichte lesen. Nimm es dir nur nicht zu sehr zu Herzen. Unsere Lillian ist es ja nicht und du bist ja kein treuloser Maler. — Gott sei gedankt! Gleich bringe ich sie dir her!"

Als der Jüngling allein war, stellte er das Bild seiner Verlobten vor sich hin, zog das vergilbte Manuskript unter den verdorrten Rosen hervor und las. — —

— — Wo bei Neapel der Felsenvorsprung des Posilippo mit flachen, sanften Ufern in das Meer ausläuft, liegt mitten in weiten Gärten ein freundliches Landhaus. Weit ab von der tosenden Stadt und den stolzen Villen auf der Höhe, träumt das Häuschen unter Laub und Blüten versteckt von vergangenen Tagen, wo vom Palaste der üppigen Königin die Stimmen eines bacchantischen Lebens bis zu seiner Einsamkeit hinüberdrangen: verliebtes Lautenspiel, sehnsüchtiger Gesang, fröhliches Lachen holdseliger Frauen. Das war lange her. Jetzt lag es ringsum verlassen, öde und lautlos da. Nur das Rollen der anrauschenden Wogen wurde unaufhörlich vernommen und abends die Barkarolen der Fischer.

Durch ein verfallenes Thor mit verrostetem Gitter und verwittertem Wappenschilde führt es in den weiten, wüsten Fruchtgarten, wo das Blühen und Reifen das ganze Jahr hindurch nicht abnimmt. Hier hängen neben den dunkelleuchtenden Orangen die goldgelben Citronen; neben den bläulichen Feigen die roten aufberstenden Granatäpfel; hier erntet der Gärtner von Monat zu Monat Mandeln und japanesische Mispeln, Melonen und Trauben und die süße Stachelfrucht des Kaktus. Der Weg durch diese üppige, halb wilde Fruchtbarkeit ist hoch mit Gras bewachsen.

Endlich ſteht man dicht vor dem Hauſe. Der von Säulenhallen umſchloſſene Hof iſt verfallen und gleicht einer Blumenwildnis. Mutwillige Roſen ſind bis zum Dach hinaufgeklettert, ſchlingen um graue, pausbäckige Liebesengel blühende Ranken, werfen Guirlanden von Säule zu Säule, umwinden das ganze Haus mit immerblühenden Feſtons, wälzen ſich über die Treppen, füllen die Terraſſen. Sie werfen ſich vom Hauſe hinüber, hinein in die Gipfel der Cypreſſen und Pinien, die ſie in wahre Blütenpyramiden verwandeln, daß die Zweige Mühe haben, ſich gewaltſam durchzubrechen, um ſich nicht hilflos würgen zu laſſen. Ueber einem bunten Teppich von Veilchen und Heliotrop, in den blaſſe Lilien und Narciſſen hineingewirkt ſind, ſteigen dunkle Lorbeer- und Myrtenwände empor, die ſich zu Gängen wölben, wo es am hellſten Tage dämmerig iſt; die Nachtigallen ſchlagen hier den ganzen Tag über. Auf hohen Sockeln ſtehen blaſſe Marmorbilder. Viele ſind bis zum Leib unter Blüten begraben. Natürlich ſind auch die Roſen wieder da! Sie kleiden die nackten Leiber in Gelb und Roſa, in dunkles Rot und zartes Weiß; ſie krönen die Stirn mit Blüten und Dornen. Hier ſchüttet eine Flora aus ihrem Füllhorn lebende Blumen, dort ſprießen aus dem Köcher der Diana blutrote Knoſpen. In jener Myrtenlaube ſcheint eine Venus einer Veilchenwoge zu entſteigen und unter dieſer Palme iſt gar ein ſchlafender Endymion von einem römiſchen Altar heruntergeſunken, auf ein Bett von Tazetten und Krokus. Alles iſt Glanz, Glut, Schönheit, Duft, Poeſie.

Das Haus iſt geöffnet. Eine hohe Halle empfängt den Eintretenden, den die verblaßten Geſtalten einer längſt geſtorbenen ſchönen Götterwelt von den Decken und Wänden grüßen. — Dieſe Dornenwildnis! Gott weiß, wie ſie hineingekommen, aber drinnen iſt ſie, und auf den Ranken ſitzen die Vögel der ſchönſten Göttin. Das Märchen iſt fertig und dort iſt auch die Jungfrau aus dem Märchen: im lichten Kleid, mit goldigem Haar. Sie ſteht auf der Terraſſe, von der zu beiden Seiten leuchtende Marmortreppen zum Meere hinabführen. Die unterſten Stufen werden von den Wellen beſpült. Sie blickt hinaus in die flutende Unendlichkeit, die an dieſen glückſeligen Geſtaden unendliche Schönheit iſt. — Auf der einen Seite der Golf mit dem Veſuv und dem ſchönen Kranze des Gebirges, ſo weit das Auge reicht, von einem ſchimmernden Saume von Städten eingefaßt. Auf der anderen Seite einſam, öde, verlaſſen der Golf von Bajä. Gerade gegenüber Capri, ſtrahlend den Wellen entſteigend, ſchön und geheimnisvoll, eine wunderſame Meeresſphinx.

Der Jungfrau Augen leuchten, ihre blaſſen Wangen ſind gerötet; ſie atmet tief und leicht. Ihr Vater tritt zu ihr. Auch auf dieſes ernſte Geſicht fällt ein Schein von Glück: ſeine Tochter wird leben bleiben!

— — — — — — — — — — —

Der Vollmond ſchien. Ueber Capri zog ein ſchweres Gewitter herauf. Es war ein glühender Tag geweſen und die Nacht hatte keine Kühlung gebracht. Die Natur lag da, wie mit gelähmten Lebensgeiſtern, wie gebannt von ihrer eigenen ſtrahlenden Schönheit. Ueber ihr wälzte ſich die Glut. Es war, als vermöchte ſelbſt das Meer ſich kaum zu regen.

Die Blumen hingen die Kelche, als hätten ſie ſich am Sonnenlichte berauſcht. Kein Tau erfriſchte ſie. Auch die Nachtigallen ſchwiegen.

In Lillians Zimmer ſtanden die Fenſter weit geöffnet; Glanz und Glut ließen ſie nicht einſchlafen. Wenn ſie aufblickte, ſah ſie durch einen Rahmen von Roſen auf das Meer hinaus Das war die Welt nicht mehr: Erde und Himmel ſchienen in Licht und Schimmer zuſammenzuſtrömen.

Schwerfällig wälzte ſich die dunkle Wolkenmaſſe nah und näher. Dem Mädchen ward bang. Sie löſte die ſchweren Flechten, öffnete ihr leichtes Nachtkleid — wie ihr Herz wieder ſchlägt! Noch eine Weile verſucht ſie es auszuhalten. Dann ſteht ſie auf und ſchleicht mit bloßen Füßchen über den kühlen Marmorboden aus ihrem Zimmer und zum Hauſe hinaus. Aber auch draußen kann ſie nicht aufatmen. Sie geht die Treppe hinunter, bis ſie das laue Waſſer an ihren Füßen fühlt. Ohne das Kleid abzuwerfen, ohne den jungen Leib den Mondſtrahlen zu enthüllen, gleitet ſie hinab, tief und tiefer taucht ſie unter und wieder empor, ſich die naſſen Haare aus dem Geſicht ſchüttelnd. Zu müde, um die Arme zum Schwimmen zu bewegen, liegt ſie regungslos auf dem Waſſer und läßt ſich von den Wellen tragen. Die Hände hat ſie über der Bruſt gefaltet, die Augen hält ſie weit offen. Wieder ſieht ſie in den Glanz hinein, wieder fühlt ſie, als ſei ſie von der Erde verloren. Zuweilen rieſelt die Flut über ihr blaſſes Geſicht. Ihr loſes, lichtes Haar wird

aufgehoben und umwallt die zarte Geſtalt. Kaum, daß ſie atmet. So gleitet ſie dahin, einer Toten gleich.

Plötzlich werden ihr die Glieder ſchwer, die Augen fallen ihr zu; ſie hätte einſchlafen mögen. Schon fühlt ſie wie ſie ſinkt. Mit Anſtrengung aller Kräfte bringt ſie ſich nach dem Landhauſe zurück. Auf der erſten Stufe ſinkt ſie nieder, mit dem halben Leibe noch im Waſſer.

Jetzt folgt ein köſtliches Ausruhen, der Geiſt ſchweift frei dahin über Erde und Meer zu Himmelshöhen hinauf.

Zugleich beginnt das düſtere Gewölk ſich in wildem, lautloſem Wetterleuchten zu entladen. Lange, farbige Blitze gleiten durch die Mondnacht in das ſchimmernde Meer. Wenn Lillian jetzt die Augen aufſchlägt, ſo iſt's ihr, als ſei der Himmel in Flammen geſetzt, und Flammen ſpeien die Berge, Flammen zucken aus den Wellen empor. Blutrot rinnt es den ſilberhellen Rücken des Veſuv hinunter. Wie in einer Viſion ſieht Lillian einen Nachen dem Garten ſich nähern. Zwei Geſtalten ſitzen regungslos darin. Gewiß ein Liebespaar, denkt Lillian. Ein Liebespaar — ſie ſinnt darüber nach. Was iſt es, wenn zwei Menſchen ſich lieben — was iſt die Liebe? Man faßt ſich bei der Hand, ſieht ſich in die Augen, lächelt ſich an, ſagt ein Wort oder auch nichts und — ja, und man iſt der Erde entrückt, in einen Himmel gehoben. Sie wußte das, ſeitdem einer, der ihr lieb war, hatte von ihr gehen müſſen, ſeitdem wußte ſie es an dem Schmerz, der ihr Herz durchzuckte und nie wieder ganz daraus verſchwand. Sie wußte es an dem ſie glühend durchſchauernden Glück, als ihr geſagt wurde: daß ſie dem lieben Jüngling nachfolgen ſollte in das Land der Liebe und des Lebens. Sie hatte ihn nicht wiedergeſehen, aber es konnte jeden Tag geſchehen, jede Stunde und dann — dann kam eben das Wunderſame: das Leben!

Unterdeſſen iſt der Nachen ganz nahe gekommen. Es iſt gewiß ein Traum, ſie kann ſich nicht regen. Alles iſt hell und ſie ſieht alles. Sie ſieht ein ſchönes, ſchwarzlockiges Weib und einen Jüngling, den kennt ſie; ſie möchte im Traume ſogar ſeinen Namen rufen, ſie öffnet ſchon die Lippen; aber was ſich dieſen entringt, iſt nur ein tiefer, ſchmerzlicher Seufzer. Dann iſt ſie wieder ganz ſtill und träumt weiter mit offenen Augen.

Auf der anderen Seite der Treppe landet das Boot. Sie ſind ſehr glücklich, ſie lachen und flüſtern. Lillian hört alles; aber regen kann ſie ſich nicht, auch nicht ſeinen Namen rufen, nicht einmal mehr ſeufzen, ſelbſt nicht ein wenig tiefer hinabgleiten, daß ſie untertauchen und den Traum auf dem Meeresgrunde austräumen könnte.

Die beiden haben ſich auf dem kühlen Strande niedergelaſſen. Die Regungsloſe hört, wie der Jüngling vom Geländer einen Roſenzweig abreißt und ihn im übermütigen Spiel der ſchönen Frau um die Haare ſchlingt. Dann werden die Worte leidenſchaftlicher, glühende Küſſe werden gegeben und empfangen, Liebesbeteuerungen gewechſelt, bis die Lauſchende nichts mehr vernimmt.

— — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen fand der Vater ſein Kind auf den Stufen liegen, den halben Leib von der Flut beſpült, mit weit offenen, erloſchenen Augen, in den leuchtenden Himmel hineinblickend. Zu ihren Füßen hatten die Wellen einen Roſenzweig hingetrieben. Er war wohl der ſüßen Entſchlafenen beim Entſchlummern vom Kopfe geglitten. Der Vater legte ihn ihr um die blaſſe Stirn: mit ihm geſchmückt ging Lillian in die Ewigkeit ein.

„Am Herzſchlag iſt ſie geſtorben," ſagten die Aerzte.

III.

Das Papier entfiel Roberts Händen; er ſah unverwandt auf Lillians Bild, auf die verwelkten Roſen. Da öffnete ſich die Thür und die Lebende trat ein: in ihrem Brautkleide, blaſſe Blüten im Haar. Als ſähe er eine Erſcheinung ſtarrte ihr Verlobter ſie an, bis ſie, von Rot übergoſſen, in ſeine Arme flüchtete.

Als Robert ihr warmes Leben an ſeiner Bruſt fühlte, überkam ihn die ganze Glückſeligkeit der Gewißheit.

„Du lebſt," jubelte er auf.

Lillian ſah ihn ganz erſchrocken an, dann flüſterte ſie: „Sieh doch, wie ich mich für dich geſchmückt habe. Nur der Schleier fehlt noch und der Kranz; damit muß ich warten, bis —

Er küßte ihr das Wort von den Lippen fort. Er war wie berauſcht. Immer wieder ſagte er vor ſich hin: „Sie lebt! Sie lebt!"

„Daß du mich ſo lieb haſt," ſtammelte Lil-

lian. „O du, du — —“ Sie hob beide Hände zu ihm empor. „Daß Menſchen ſo glücklich ſein können!“

„Zu glücklich für dieſes Leben,“ erwiderte ihr Verlobter, kaum wiſſend, was er ſprach.

Wieder ſah Lillian ihn an, heftig erſchreckt.

„Was ſind das für verwelkte Blumen, was für Briefe, was für ein Bild? Sie trat zum Tiſche.

„Es gehört deiner Mutter,“ verſetzte Robert, und ſchloß alles ſchnell in die Schachtel hinein.

„Habt ihr beide Geheimniſſe?“ ſcherzte Lillian, zum Fenſter gehend. Robert folgte ihr. Seine Braut deutete hinaus.

„Sieh, wie alles verändert iſt, ſeitdem du mich hier zum erſtenmal geküßt. Es iſt Herbſt geworden. Wie kam das nur ſo ſchnell? Mir iſt, als ſei es geſtern geweſen, daß ich hier nichts als Blüten ſah. Dieſer trübe Himmel, dieſe graue Welt! Könnten wir fort!“

„Wohin?“ mühte ſich Robert ſcherzend zu fragen.

„Ich weiß es nicht. Nur fort: Siehſt du, ich kann es dir nicht ſagen. Es laſtet ſo auf mir, daß ich kaum zu atmen vermag.“

„Sei doch ruhig, Liebchen! Komm, ſetze dich zu mir. Lege deinen Kopf an meine Bruſt — ſo. Aber dieſe zudringliche Locke jage ich fort. Ich muß in deine Augen ſehen können. Und nun laß uns plaudern.“

„Ja, ja.“

Dennoch ſchwiegen beide.

„Wie dein Herz klopft,“ ſagte endlich der Jüngling. „Dein liebes Herz!“

„Du liebſt es, weil es für dich ſchlägt.“

„Nein, ich bin glücklich, weil es überhaupt ſchlägt: es iſt dein Leben!“

„Ich fühle es erſt, ſeitdem es dich ſo glücklich macht.“

„Und früher?“

Sie ſchwieg, ſann nach.

„Früher,“ antwortete ſie langſam, ſtill vor ſich hinblickend, als läſe ſie es irgendwo ab. „Was wußte ich früher von meinem Leben? So wenig, daß ich jetzt gar nicht begreifen kann, daß es überhaupt Leben war. Man ſagt ja auch von den Blumen, daß ſie leben ſollen. Aber glaubſt du, daß ihnen etwas wohl oder weh thut? Im Sonnenſchein blühen ſie auf, im Sonnenſchein verblühen ſie wieder. Sie wiſſen weder von dem einen noch von dem anderen. Das iſt traurig! So fühllos, dumpf muß auch ich da geweſen ſein: aber jetzt — wie ſoll ich es nur nennen? Du kamſt, ſahſt mich an und plötzlich erwachte ich; du küßteſt mich und nun lebte ich. Wie kann mir dies Leben je wieder genommen werden, ſo lange ich dich habe, ſo lange du mich liebſt?! Und der Menſch liebt ja wohl endlos.“

„Endlos,“ wiederholte Robert mechaniſch ihr letztes Wort.

„Es ſoll Männer geben, die ihre Frauen nicht immer lieben. Iſt das wohl möglich? Die ihnen ſogar untreu werden. Kannſt du dir das wohl denken? Und wäre es nur ein treuloſer Blick, ich würde ſicher daran ſterben.“

Sie war reizend, wie ſie ſo plauderte, ſo ſcheu und ſchüchtern, nicht wagend, ihn dabei anzuſehen.

„Kannſt du es dir denken?“ frug ſie noch einmal, ihn plötzlich voll anblickend.

„Ich kann es mir nicht denken,“ verſetzte Robert, und lächelte dabei, wie ein Erwachſener lächelt über das Märchen, welches er Kindern erzählt.

„Nicht wahr? Nun bin ich wieder ganz froh!“

„Warſt du traurig?“

„Mir war bang, du weißt ja, der Herbſt iſt eben eine ſo wehmütige Zeit.“

„Was meinſt du, wenn wir dem Herbſt davonliefen, mitten in den Sommer hinein.“

„Wie?“

„Nun ja; wir müſſen doch eine Hochzeitsreiſe machen.“

„Ach Gott!“

Robert beugte ſich über ſie und ſpielte mit ihrem weichen Haar. „Wohin gingſt du wohl am liebſten?“

„Mit dir!“

Sie zitterte ſo heftig, daß er ſie umfaſſen mußte.

„Freilich mit mir — Mann und Weib,“ ſagte er ganz leiſe. „Haſt du gar keinen Wunſch? Rede doch.“

„Du biſt ſo gut! Wohin ſollte ich wollen, wenn du bei mir biſt. Schön müßte es freilich ſein.“

„Was müßte ſchön ſein?“

„Fort mit dir, aus dem trüben Tage mitten hinein in den Sonnenſchein, wo alles leuchtet und ſtrahlt. Dort, wohin ich mit dir gehen möchte, wachſen Palmen, von Roſen um-

ſchlungen, die das ganze Jahr über blühen; ein dunkelblaues Meer wogt und rauſcht, Fiſcher ſingen ſchwermütige Lieder, ſchöne Menſchen wandeln unter Orangenbäumen, in weiten, lichten Hallen ſtehen blaſſe Marmorbilder — welch eine Luft, welch ein Duft! Man ſagt freilich: Neapel ſehen und ſterben. Geh' mit mir nach Neapel, Geliebter."

Am Nachmittage ſaßen die beiden wieder zuſammen und Robert las Lillian die Mignon-Lieder vor. Sie hörte mit großen, erſtaunten Augen zu und ſchien von der Schönheit der Gedichte ganz überwältigt. Als Robert geendigt, verharrte ſie lange ſtill und ſtumm. Endlich ſagte ſie:

„Das iſt ſo ſchön, daß ich es nicht begreifen kann; aber mir iſt's, als hätte ich das alles auch ſagen können, Wort für Wort" und ſie flüſterte: „Dahin, dahin, laß mich mit dir, mein Gatte, zieh'n!"

IV.

Neapel ſehen und — leben.

Robert vermochte ſich nicht vorzuſtellen, wie ein geliebtes Leben aus dieſem ſonnigen Tage ins ewige Dunkel hinabtauchen konnte. Ihm ſchien an dieſen glückſeligen Geſtaden die Welt ſo ſchön, daß ihm die Menſchen unſäglich jammervoll vorkamen, die in einem ſolchen Elyſium Gräber ſchaufeln und Grüfte ausmauern mußten. Die bacchantiſche Stimmung des Landes riß ihn hin, er fühlte ſich oft wie berauſcht. In dieſem erhobenen Zuſtande bemerkte er an ſeinem jungen Weibe nur, daß dieſes mit ihm eine Reihe von Feſttagen verlebte.

Ein überaus günſtiger Winter ließ die Empfindung, daß auch hier rauhe, trübe Tage ſein könnten, gar nicht aufkommen. Sie wohnten nicht in Neapel ſelbſt, ſondern — doch damit war es ihnen ſeltſam gegangen. Ganz betäubt von dem Lärm jener bacchantiſchen Stadt flüchteten ſie gleich am erſten Morgen nach ihrer Ankunft auf das Meer hinaus. Sie fuhren von Santa Lucia aus an der Chiana dahin, am Johannapalaſt vorüber und um den Vorſprung des Poſilippo. Wo das Felſenufer mit ſanfter Neigung ins Meer abfiel, ſahen ſie von Citronen- und Orangenbäumen umwaldet ein einſames Landhaus. Je näher ſie kamen, deſto größer wurde Lillians Entzücken. Hier zu wohnen, hier glücklich zu ſein!

Das Haus ſchien vollkommen unbewohnt; alle Fenſterläden waren geſchloſſen, kein Menſch zu erblicken. Eine große ſchöne Terraſſe lag dicht über dem Meere, zu dem breite Doppeltreppen hinabführten. Die unterſten Stufen beſpülten die Wellen. Hohes Gras ſchoß aus den Ritzen der Steine auf; überall rankten die Roſen. Robert glaubte das Haus zu erkennen.

Lillian bat, daß man an der Treppe anlegen, ausſteigen und das märchenhafte, kleine Schloß beſehen möge. Nur ungern willfahrte er.

Glückſelig eilte Lillian voraus, vor Luſt in die Hände ſchlagend, laut jubelnd. Sie fanden in der Vorhalle eine Thür offen, durch die ſie in einen Saal traten, von deſſen Wänden blaſſe Göttergeſtalten auf ſie niederſchauten. Robert ſtand, die Gemälde betrachtend, als er Lillian freudig ausrufen hörte. Sie war aus dem Saal in einen Hof gekommen und glaubte ſich plötzlich in ein Märchen, und zwar in Dornröschen verſetzt. Wohin ſie ſah: Roſen, nichts als Roſen. Robert folgte und ſah ſtaunend auf eine Geſtalt, die ſich aus den leuchtenden Blüten erhob. Es war ein Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit, hoch und ſchlank, mit der Haltung einer Fürſtin. Sie trug ein dunkles, faltenreiches Kleid und eine Korallenſchnur um den Hals. Ihren Kopf bedeckte ein weißes Schleiertuch, darunter ſich ſchwere, nachtſchwarze Flechten hervordrängten. Ihr Geſicht war wie aus Bronze gegoſſen, auch ſo regungslos in dem Ausdruck ſeiner ſtolzen, ſtrengen Züge. Sie ſpann an der Spindel und ſchien die Gegenwart der Fremden gar nicht zu bemerken, obgleich ſie gerade nach der Stelle hinſah, wo Robert ſtand. Auch Lillian hatte ſie jetzt erblickt.

Robert ging zu dem Mädchen hin und entſchuldigte ihr Eindringen: ſie hätten fragen wollen, ob das Haus zu vermieten wäre. Dann erſchrack er: das wollte er gar nicht ſagen.

„Warum ſoll es nicht zu vermieten ſein? Es wohnt niemand darin," erwiderte das ſchöne Mädchen gleichgiltig, ohne ſich vom Fleck zu rühren, oder ihn nur anzublicken.

„Können wir es uns anſehen?" frug Robert mechaniſch.

Statt aller Antwort ging ſie voraus, langſam, ohne umzuſchauen, ob ihr gefolgt würde.

„Was haſt du mit ihr geſprochen?" fragte Lillian, die jetzt erſt zu ihm trat.

„Ob wir hier wohnen könnten."

„Robert!"

„Ich dachte, du würdeſt dich freuen," ſagte er, ohne ſie anzuſehen. Er mußte dem Mädchen nachſchauen.

„Ja, ja; wie gut du biſt! Hier zu wohnen — es muß wunderbar ſein, ein Traum! Aber — —"

„Das Mädchen wartet auf uns. Komm."

Er reichte ihr ſeinen Arm.

„Wie ſchön ſie iſt," meinte Lillian leiſe, als ob die Fremde ſie verſtehen könne.

„Findeſt du? Sie iſt eine echte Neapolitanerin. Ein ganz unheimliches Geſicht."

„Unheimlich?"

„Kommt es dir nicht ſo vor? Ich habe eine Antipathie gegen ſolche Geſichter. Sie ſind ſo kalt, ſo ſeelenlos — ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken ſoll: wie von einem ganz anderen Menſchengeſchlecht, mit dem wir nichts gemein haben, das uns ewig fremd bleibt. Dieſes Mädchen ſieht ganz ſtatuenhaft aus. Ich bin überzeugt, daß ſie leidenſchaftlich ſein kann, wie ein Dämon. Nein, die Bewunderung für dergleichen Schönheiten überlaſſe ich gern Dichtern und Künſtlern!"

„Das iſt ſehr ſeltſam," entgegnete Lillian in einer Weiſe, als dächte ſie nur laut.

Robert ließ plötzlich ihren Arm los.

Das Mädchen hatte in allen Zimmern die Fenſterläden aufgeſtoßen, den beiden die Beſichtigung der Räume völlig allein überlaſſend. Das Haus hatte viele Gemächer, eines immer öder und ſchwermütiger, wie das andere, überall Spuren einſtmaliger Pracht.

„Nun, wie gefällt es dir?" fragte Robert, das lange, beklommene Schweigen unterbrechend.

„Wunderſchön! Nur die Luft macht mir bang."

„Das kommt davon, weil das Haus lange Zeit verſchloſſen ſtand," ward ſie belehrt.

„Ich kann mir noch gar nicht denken, daß wir wirklich hier wohnen dürfen."

„Es kommt nur darauf an, ob wir den Preis zahlen wollen oder nicht.

„Ich fürchte, es wird nicht möglich ſein."

„Ich kann ja fragen."

Er verließ ſie ſchnell, beinahe in Haſt, das Mädchen überall ſuchend. Er fand ſie vor dem Hauſe auf der Terraſſe, wo ſie wieder ſpinnend am Geländer ſtand und mit dem jungen Schiffer redete. Der Burſche lag in ſeinem Boote lang ausgeſtreckt, ſich um nichts bekümmernd, als ſich von der Sonne beſcheinen zu laſſen. Als Robert zu dem Mädchen trat, lachte dieſes gerade laut auf. Nach einer Weile kam er zu Lillian zurück.

„Spottbillig!" rief er ihr ſchon von weitem zu. „Ich hätte mich geſchämt, einen Soldo abzuhandeln. Das iſt köſtlich!"

„Alſo — —"

„Alſo nehmen wir das Haus. Natürlich! Und zwar habe ich es für den ganzen Winter gemietet. Freuſt du dich nicht?"

„Sehr, ſehr. Es wird herrlich ſein."

„Und ſo ruhig, ſo einſam. Dieſes tolle Neapel hätte uns beide krank gemacht. Hier können wir leben, genießen, in Schönheit ſchwelgen. — Wie blaß du heute wieder einmal biſt."

„Nicht doch; ich fühle mich ſehr wohl, ich bin ſehr glücklich."

So zogen ſie denn in das verlaſſene Haus ein und verlebten hier in Wahrheit ein Märchen. Sie hatten für die Dauer ihres Aufenthaltes das Boot gemietet. Der junge hübſche Fiſcher — er hieß Gigi und war mit Leib und Seele Neapolitaner — führte das ganze Hausweſen, machte in Neapel die Einkäufe, beſorgte ſogar die Küche. Wenn er nichts zu thun hatte, lag er im Sonnenſchein und ſang ſchwermütige Lieder. Im übrigen war er ſo glücklich wie niemals in ſeinem Leben, da er niemals in ſeinem Leben ſo viel Maccaroni hatte eſſen können. Daß er nebenbei leidenſchaftlich und dabei völlig hoffnungslos in die ſchöne Marietta verliebt war, that ſeiner Lebensluſt keinen Abbruch.

Dieſe ſtolze Donna verhielt ſich nach wie vor völlig — königlich gegen die beiden Fremden. Zu jeder Tagesſtunde konnte man ſie im Freien treffen, entweder in dem Roſenhofe oder unter den Orangenbäumen. Man ſah ſie ſtets dieſelbe Arbeit verrichten, ſtets dieſelbe unnahbare Miene machen. Nur dem armen Teufel von Gigi gönnte ſie dann und wann ein Wort; ja ſie hatte ſogar die Gnade, ihn über ſeine herzzerbrechenden Seufzer und glühenden Liebeslieder auszulachen, was ihr ganz merkwürdig ſtand. Man ſah erſt dann, was für rote Lippen ſie hatte. Sie fing an, Lillian Furcht einzuflößen, Robert vermied es, ihr zu begegnen. Mußte er ſie einmal anſprechen, ſo erhielt er kaum eine Antwort. Dieſes unziemende Benehmen verſetzte ihn jedesmal in Aufregung. Mit Lillian ſprach er nie mehr über ſie.

Sein blaſſes Weib flößte ihm übrigens dann und wann ernſte Sorge ein. Nicht etwa, daß ſie geklagt hätte, aber ſie war zuweilen ſeltſam

matt und müde. Wenn er ſich darüber ängſtigte, wußte ſie ihn jedoch jedesmal zu überzeugen, daß es nur das Uebermaß der Schönheit ſei, das beim ſtündlichen Genuſſe ihre Kräfte erſchöpfte. Dabei erſchien ihrem beſorgten Freunde mit jedem Tage der Glanz ihrer Augen ſtrahlender, ihr Lächeln lieblicher, ihre Stimme mehr voller Wohllaut. Sie war nie heiterer geweſen, hatte nie lebhafter an die Vergangenheit gedacht, nie mit freudigerer Hoffnung von der Zukunft geſprochen. So kam es, daß Robert trotz geheimer Sorge immer wieder denken mußte:

„Neapel ſehen und leben!“

V.

Aus Roberts Geiſt war die Spukgeſtalt der erſten Lillian gewichen. Zuerſt war es nur ein blaſſer Schatten geweſen, der ihn erſchreckte, als er an der Seite der Lebendigen zum erſtenmal das Haus betrat, darin jene geſtorben. Er war nichts weniger, als nervös, ſondern ſtrotzend von Geſundheit und Kraft, ſo daß er ſich gar nicht das unheimliche Gefühl geſtattete, welches ihn im erſten Augenblick überfallen hatte, als er ſich mit Lillian ſo unerwartet in dem verlaſſenen Landhauſe wohnen fand. Es war alles mit ſo natürlichen Dingen zugegangen, daß er den Glauben an ein Verhängnis bei ſich ſelbſt auf das heftigſte als Aberglauben ſchalt. Dann allerdings waren Tage gekommen, wo der Geiſt der Geſtorbenen in Lillians Geſtalt an ſeiner Seite lebte und ſich nicht verſcheuchen ließ. Oft hatte er gedacht, es nicht ertragen zu können und war im Begriff geweſen, Lillian zuzurufen:

„Wir gehen fort; morgen, heute noch!“

Jedesmal hatte er aus Scham geſchwiegen und die Schwäche tapfer niedergekämpft. Zuletzt gelang es ihm denn auch völlig, ſeiner Phantaſie Herr zu werden. Er war zu dieſer Zeit mit anderen, womöglich noch unheimlicheren Gedanken beſchäftigt.

Lillian blieb von allem völlig ahnungslos; ſie wußte kaum, daß vor ihr noch eine andere ihres Namens dageweſen war. Uebrigens hatte Robert das Manuſkript und Bild mitgenommen und bei ſich in ſeinem Zimmer verſchloſſen. Zuweilen fühlte er ſich gezwungen, das Gemälde zu betrachten und das kurze Schlußkapitel des kleinen Dramas zu leſen.

Eines Tages beſuchte Robert in Neapel das Statuenmuſeum, Lillian befand ſich in ihrem Schlafzimmer. Wie gewöhnlich, wenn ſie allein war, ruhte ſie aus. Aber nicht etwa, daß ihre Ermattung ihr irgend welche Sorge eingeflößt oder ſie dieſelbe vor Robert angſtvoll geheim gehalten hätte: ſie war nur nicht gewöhnt, über ſich zu reden.

Mit geſchloſſenen Augen auf dem Bette liegend, doch nicht ſchlafend, gedachte ſie des lieben Entfernten und wie er ihr jetzt ſo verwandelt vorkam: bald ſeltſam träumeriſch, faſt tiefſinnig, bald leidenſchaftlich auffahrend, bald teilnahmlos, bald unverſtändlich erregt. Dabei zerſtreut bis zur Verwirrung, unruhig bis zum Unſtäten. Was mochte mit ihm ſein? Was in ihm vorgehen? Sah ſie ihn zuweilen zärtlich an, ſo wandte er ſeinen Blick von ihr ab; wagte ſie einmal einen Kuß oder eine ſchüchterne Liebkoſung, ſo entzog er ſich ihr, und das manchmal ſogar unfreundlich. Richtig — jetzt fiel es ihr ein: er küßte ſie eigentlich nie mehr und that er's, ſo berührte er nur flüchtig ihre Stirn oder Augen. Früher war das anders geweſen; überhaupt früher — —

Dabei hatte er nie ſolche zärtliche Sorge um ſie getragen, ſolche unnötige, zärtliche Sorge. Er lebte dafür, ſie vor jeder Zugluft zu ſchützen, ihr jeden Stein aus dem Wege zu räumen; es machte ihn glücklich, im Garten für ſie die ſonnigſten Plätze auszuſuchen, ihr die ſchönſten Blumen zu bringen, oder ſie weit ins Meer hinauszurudern. Er war ihr für jedes Lächeln dankbar, er ihr, die nichts anderes thun mochte, als ihm ihren Dank zu ſtammeln. Warum ſah er ſie zuweilen, wenn er ſich unbeobachtet glaubte, ſo unendlich traurig an, ſo unſäglich mitleidig? Mitleidig, ſie, die ſie ihn liebte, die ſie von ihm geliebt wurde? Einmal — ſie würde es niemals vergeſſen — hatte er ſie in heftiger Bewegung umfangen, war an ihrer zitternden Geſtalt niedergeglitten, hatte ſein Geſicht an ſie gedrückt und war in ein lautloſes, krampfhaftes Schluchzen ausgebrochen. So oft ſie daran dachte, fühlte ſie ſich von neuem entſetzt. Damals war Marietta in den Garten gekommen; wie war er da aufgefahren! Mit welchem Blicke hatte er dem fremden Mädchen nachgeſtarrt. Die that, als wenn ſie nichts geſehen hätte. Etwas wie Haß, wie tödliche Feindſchaft hatte damals in dieſem Blicke gelegen.

Marietta! Wie ſtolz der Name klang, wie ſtolz und zugleich wie zärtlich.

Auf einmal hörte Lillian durch das offene Fenſter Mariettas tiefe, ruhige Stimme. Sie ſtand auf der Terraſſe und ſprach mit Gigi:

„Seine Frau? Er hat gar keine Frau.“ hörte Lillian ſie in einem beinahe grauſamen Tone ſagen. „Lang kann es auch nicht mehr mit ihr dauern. Sieh' ſie doch an. Und er merkt es nicht einmal. Nun, für ihn iſt's gut und für ſie noch beſſer. Aber was kümmert's mich?“

„Was es dich kümmert, du Schlange? Als ob du ihm nicht nachſtellteſt, und als ob er nicht ſchon längſt gefangen wäre!“

„Du biſt verrückt.“

Sie lachte laut auf; das Lachen eines Dämons.

Darauf war es wieder ſtill.

Lillian hatte alles gehört, aber nichts verſtanden. Wie ſollte ſie auch verſtehen? Es war ja ein häßlicher Traum. Unmöglich, daß es nicht Traum geweſen! Sie hatte geſchlafen — der heiße Schweiß ſtand ihr auf der Stirne. Jetzt war ſie erwacht. Die Glieder waren ihr noch ſchwer; ſie konnte ſich kaum regen. Eine Weile lag ſie ſtill da, ohne denken zu können; auf ihrem Kopfe laſtete ein eigentümlicher Druck, in ihrem Herzen fühlte ſie einen eigentümlichen Schmerz. Vielleicht war auch das nur geträumt. Wer hat nicht von Alpdrücken gehört?

Plötzlich überfiel ſie eine entſetzliche Bangigkeit. Die Angſt wälzte ſich über ihren ganzen Körper. Sie ſtieß einen Schrei aus, ſprang auf — aus ihrem Munde ſtürzte Blut.

Aber ſie ward nicht bewußtlos. Robert konnte jeden Augenblick zurückkommen. Er durfte ſie ſo nicht finden. Sie mußte hinaus.

Ihr Geſicht, ihre Hände, ihr Kleid waren blutig. Haſtig wuſch ſie ſich und zog ſich um. Dabei lauſchte ſie fortwährend angſtvoll hinaus, ob er auch nicht ſchon komme. Wollten ihre Kräfte ſie verlaſſen, ſo brauchte ſie nur daran zu denken. Jetzt war ſie fertig, jetzt verließ ſie das Zimmer, das ſie hinter ſich zuſchloß.

Sie ging ihm durch den Garten entgegen, ſich mit der größten Anſtrengung aufrecht erhaltend. Da hörte ſie vor ſich Tamburingeraſſel und, hinter einem Myrtengebüſch vortretend, ſah ſie auf einer Wieſe, in deren Mitte eine Palme ſtand, Marietta und Gigi Tarantella tanzen. Der bacchantiſche Tanz hatte noch einen anderen Zuſchauer, der auch nichts von der ſchlanken Geſtalt ſah, welche die Myrtenzweige verbargen; dabei ſtand er ihr faſt gegenüber, ſo daß ſie ihm ins Geſicht ſehen konnte. Vielleicht hätte ſie vor ihm ſtehen können, ohne von ihm bemerkt zu werden: er hatte nur Augen für die ſchöne Tänzerin.

Sie glich einer Mänade. Oberkörper und Kopf weit zurückgeworfen, die düſteren Haare flatternd, hielt ſie hoch über ſich das Tamburin, es mit einer Hand ſchwingend, mit der anderen dagegen ſtoßend. Blitzſchnell glitten die gelben, ſchlanken Finger über das Trommelfell. Sie kümmerte ſich nicht viel um ihren Mittänzer, der ſie wie ein Faun umſprang. Ganz von Leidenſchaft hingeriſſen, tanzte ſie beinahe für ſich allein. Welche Bewegung, welche Anmut, welche Wildheit! Immer toller raſte das Tamburin, immer bacchantiſcher kreiſte ihr Körper. — Lillian mußte ſich ſchaudernd abwenden nach ihrem Manne hin. Da begegnete ihr Auge einem Blicke ihres Gatten, den dieſer auf die ſchöne Furie warf — da verlor ſie das Bewußtſein.

Sie lag eine ziemliche Weile hinter dem Myrtengebüſch, bis man ſie fand. Robert trug ſie ins Haus, Gigi lief nach einem Arzt. Marietta, die wieder in eine vollkommene Statue verwandelt war, bot mit einem kalten Blick ihre Hilfeleiſtung an; Robert winkte ihr heftig zu, das Zimmer zu verlaſſen. Sie ſchritt gemeſſen hinaus.

Der Arzt kam und gab keine Hoffnung. Robert glaubte ſeinen Verſtand zu verlieren. Und in dieſem Zuſtande mußte er ruhig und gelaſſen erſcheinen, da Lillian gerade wieder zur Beſinnung kam. Ihr erſtes Lebenszeichen, welches ſie noch halb bewußtlos gab, war, daß ſie nach ſeiner Hand taſtete und ihn anlächelte, bevor ſie noch die Augen zu öffnen vermochte. Erſt jetzt trug man ſie in ihr Schlafzimmer, wo Robert auf dem Boden das Blut ſah. Bei ſeinem Schrei ſchlug ſie die Augen auf.

Als ſie wieder zu ſprechen vermochte, verſuchte ſie den Geliebten zu beruhigen. Sie ſchien ſehr glücklich zu ſein, als Robert ihr verſicherte, daß er durchaus nichts befürchte. Sie lag nun ſtill da, fortwährend ihn anſehend und fortwährend flüſternd:

„Ich habe dich ſehr lieb.“

Einmal ging Robert hinaus, warf ſich in ſeinem Zimmer auf das Bett und vergrub ſeinen

Kopf in die Kissen, um sein lautes Schluchzen zu ersticken. Er wußte, daß Lillian sterben würde.

Doch erholte sie sich noch einmal; ja, sie wurde wieder so kräftig, daß er sie hinaus in den Rosenhof tragen konnte. Sie war von einer stillen Heiterkeit, einem unbeschreiblichen Liebreiz, einer himmlischen Güte. Mit jedem Tage erschien sie verklärter. Stets trug sie ein weißes Kleid und liebte es auf einmal, eine Blume ins Haar zu stecken.

Unterdessen wurde es immer wunderbarer um die beiden. Unter dem Schluchzen ganzer Chöre von Nachtigallen kam der neapolitanische Frühling. Welche unsterbliche Schönheit!

Täglich mußte er sie auf einige Stunden verlassen; sie trieb ihn dazu. Er sollte fort von ihr, nach Neapel, auf das Meer, in das Gebirge. Willenlos gehorchte er. Hätte sie geahnt, welche Stunden der Entfernte an wilden Plätzen und in einsamen Meeresbuchten verlebte, sie hätte ihn keinen Schritt von ihrer Seite gelassen. Aber auch sie bedurfte dieser wenigen einsamen Stunden, um vieles zu durchkämpfen — auszukämpfen. Kamen sie dann wieder zusammen, so waren sie beide ruhig und ermattet!

Ein wahres Wunder von Wandlung hatte sie an Marietta vollbracht. Dieser hatte all ihr Trotz nichts geholfen: vor Lillians Lächeln, Lillians sanften Worten und strahlendem Blick vermochte die starre Seele sich nicht zu schützen. Alle zurückgehaltene Leidenschaft brach aus dem wilden Gemüt hervor. Sie war in ihrer Bewunderung, wie in ihrer Verzweiflung über die Sterbende maßlos. Dagegen verhielt sie sich gegen Robert, als sei er ihr Todfeind. Auch er begegnete ihr mit unverhohlener Abneigung.

Eines Nachts wachte Lillian auf. Marietta saß an ihrem Bette, die brennenden Augen auf das todblasse, süße Antlitz geheftet. Robert war nicht im Zimmer. Die Kranke fühlte eine heftige Sehnsucht nach dem Abwesenden; aber sie wollte ihn nicht wecken lassen: er hatte so viele Nächte gewacht, der arme Mann! Mit Mariettas Hilfe erhob sie sich, ließ sich ihr Nachtkleid überwerfen und schwankte, ohne sich stützen lassen zu wollen, aus dem Gemach in das Zimmer ihres Gatten. Nur einmal ansehen wollte sie ihn und dann beruhigt und beglückt wieder fortschleichen.

Sie fand Robert angekleidet außer Bett, jedoch in tiefem Schlaf. Er saß am Tische, mit dem Kopfe darauf niedergesunken. Neben ihm stand, fast herabgebrannt, eine Kerze, neben ihm lag auch ein Bild und ein vergilbtes Manuskript. Lillian schlich sich zu dem Schläfer, beugte sich herab — ihr Blick fiel auf ihr eigenes Bild. Seltsam! Sie hatte sich doch niemals malen lassen. Dennoch war sie es, sogar trug sie im Haar, eine blasse Blüte. — — Was bedeutete das? Da las sie vor sich eine Ueberschrift: „Lillians Tod". Sie nahm das Papier auf, sank neben Robert auf einen Stuhl nieder und las — ihre eigene Geschichte.

Als Robert am nächsten Morgen zu ihr kam, fand er sie völlig angekleidet auf ihrem Bette liegend, die Stirn ganz seltsam mit einem Rosenzweige geschmückt.

In seinen Armen schlief sie ein.

Bismarck in Frankfurt am Main

(1851—1859).

Von

Fedor von Köppen.

Die Stadt Frankfurt gehört zu denjenigen deutschen Städten, deren Namen uns fast an jedem Wendepunkte der deutschen Geschichte begegnen. Welches reiche geschichtliche Leben spielte innerhalb ihrer Stadtmauern sich ab von der Zeit an, als Karl der Große hier mit seinen Franken durch die Furt des Mains ging, um die jenseits desselben lagernden Sachsen zu bekämpfen, bis sie dem letzten Friedensschlusse zwischen Deutschland und Frankreich (10. Mai 1871) den Namen gab. Welche mächtige Vergangenheit schaut von den Wänden des alten Römersaals in dem hohen dreigiebeligen Rathause droben, wo die Bilder der deutschen Kaiser, die hier gekürt und gekrönt wurden, in den Nischen hängen bis auf Franz II., den letzten deutschen Kaiser, bei dessen festlichem Krönungsmahle der junge Goethe auf der Schwelle neugierig durch eine geöffnete Seitenthür zuschaute! — Seltsamerweise fügte es sich, daß das letzte Kaiserbild auch die letzte Nische füllte, so daß für das Bild des Erzherzog-Reichsverwesers Johann, jenes Kaiserschattens, den die

Frankfurter Nationalverſammlung (1848) für kurze Zeit ins Leben beſchworen, kein anderer Platz blieb, als über einer verkleideten Seitenthüre.

Das Frankfurt, welches wir aus Goethes Kindheit und früher Jugend kennen, war weit verſchieden von der freien Reichs- und Bundesſtadt, in der Otto von Bismarck, unſer gegenwärtiger Reichskanzler, ſeine ſtaatsmänniſche Laufbahn begann. Die alte Reichsſtadt hat mit den Ringmauern und Türmen ihre finſter ehrbare Miene abgelegt und ſchaut aus dem Kranze blühender Gärten und Anlagen voll heiterer Anmut und Lebensluſt hervor. Ueberall Regſamkeit, Wohlleben und Reichtum! — Nur hie und da erinnert noch ein verwittertes Gemäuer an die mittelalterliche Vergangenheit, ſo der epheuumſponnene Turm mit der neunfach durchlöcherten Wetterfahne, dem Wahrzeichen Frankfurts, am Ausgange der Eſchenheimer Gaſſe, in welcher der ehemalige Palaſt des Reichspoſtmeiſters Fürſten Thurn und Taxis — zu der Zeit, von der wir reden, Sitz der deutſchen Bundesverſammlung und Reſidenz des öſterreichiſchen Bundespräſidialgeſandten Grafen Thun — liegt.

Auch in geſelliger Beziehung hat Frankfurt ſeit Goethes Zeiten eine ſehr veränderte Miene angenommen. Noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts waren die Juden dort kaſtenhaft für ſich abgeſchloſſen und auf eine zwiſchen zwei Mauern eingeſchloſſene, mit drei Thoren verwahrte enge Gaſſe, deren ſchwarze Häuſer die überhängenden Giebel gegeneinander kehrten, beſchränkt und mußten das Recht, an Sonn- und Feſttagen die Gaſſe verlaſſen und das Stadtthor paſſieren zu dürfen, mit hohen Abgaben erkaufen. Jetzt bildeten ſie ein bedeutſames Element in der Frankfurter Geſellſchaft, und die Namen zweier mächtigen Potentaten, die aus demſelben hervorgegangen, ſind in aller Munde — die Namen Rothſchild und Börne.

Die moderne Geſellſchaft bewegte ſich in zwei Sphären: in der einen Wohlſtand und Freiheit und der Wunſch, beide zu frohem Lebensgenuß zu gebrauchen, aber der Mangel an gewiſſen wirklichen und eingebildeten Vorzügen, die außer den Gütern des Lebens noch begehrenswert erſcheinen; — in der anderen vornehme Namen und die Ehre des Amtes, verbunden mit Rang, Titeln, Orden und der angenehmen geſellſchaftlichen Gewohnheit, aber der Mangel an Mitteln, um dieſe glänzenden Eigenſchaften zur vollen Geltung bringen zu können. Was Wunder, daß beide Welten einander durch das Lorgnon des Spottes betrachteten und doch — je länger, je mehr — einander unentbehrlich wurden. Die eine liebte es, ihren Reichtum zur Schau zu tragen, ihre glänzenden, offenen Equipagen um die Mittagszeit die Zeil entlang rollen zu laſſen, oder abends in prachtvollen Toiletten in den Salons zu erſcheinen; die andere entfaltete ihren Glanz auf der Parade und an der grünen Tafelrunde im Thurn und Taxisſchen Palais. Wenn aber an ſchönen Sommernachmittagen die Offiziere in ſchimmernden Uniformen, die jungen Attachés der Geſandtſchaft mit Bändchen im Knopfloch durch die breiten Baumgänge der vorſtädtiſchen Anlagen auf edlen Roſſen dahertrabten, dann ward in den Patricierlandhäuſern zur Seite hin und wieder eine Gardine gelüpft und von den mit Blumen beſetzten Balkons leuchteten ferntreffende Blicke in das Dunkel der Baumgänge hinab.

Beide Welten empfingen damals Licht und Wärme von der Sonne Oeſterreich. Die öſterreichiſche Staatskunſt hatte nicht allein bei Olmütz geſiegt, ihr Einfluß herrſchte auch an dem wiederhergeſtellten Bundestage, in der Preſſe, in den Kabinetts der kleinen Fürſten, ja er drang bis in die Boudoirs der Schönen. Sie verſtand es die Rollen ſo zu verteilen, daß in den tonangebenden Zirkeln Oeſterreich ſtets durch die angenehmſten Perſönlichkeiten vertreten war. Das lebensluſtige Frankfurt aber zollte Beifall und Bewunderung dem öſterreichiſchen Feldmarſchalllieutenant, der mit ſeinen ungariſchen Juckern in offener Chaiſe, einen Mohren vorne auf dem Bocke, einen Groom hinten auf dem Bedientenbrette, durch die Gaſſen fuhr und zutrauliche Grüße nach den Erkerfenſtern rechts und links hinaufſandte; es ſah jedoch vornehm auf den preußiſchen General herab, der kein höheres Intereſſe kannte, als den Dienſt ſeines Königs und Herrn, und nannte ihn achſelzuckend einen „ehrenwerten Mann“. Ganz Frankfurt war ſchwarzgelb, von dem Wappen über dem Bundespalais bis zu den Cotillonſchleifen der Damen.

In dieſes Frankfurt trat (im Mai 1851) Otto von Bismarck, zunächſt als Rat bei der preußiſchen Bundestagsgeſandtſchaft, ein homo novus ein und empfing oder vielmehr ſollte ſeine nächſten Inſtruktionen von dem bisherigen Geſandten, Generallieutenant von Rochow, em-

pfangen, aber sei es, daß dieser mit einem Anfluge von Eifersucht in dem ihm zugedachten Nachfolger das größere Licht ahnte, sei es, daß er ihm die Fähigkeit zuerkannte, mit eigenen Augen klarer zu sehen, kurz, die Instruktionen fielen ziemlich dürftig aus. Bismarck benutzte indessen die erste Zeit seines Aufenthalts in der Mainstadt, um aus eigener Anschauung den Boden für seine künftige Thätigkeit kennen zu lernen. Er erforschte die Presse, wohnte den Vorträgen des Herrn von Rochow bei, machte Besuche bei seinen diplomatischen Kollegen in Frankfurt und an den benachbarten Höfen zu Darmstadt, Bieberich und Karlsruhe, er nahm auch an diplomatischen Routs teil wie z. B. an dem Galadiner zum Geburtstage des Kaisers von Oesterreich, wo „für 20000 Thaler Uniformen goldbeladen bei Tisch saßen".

Mit einem „Gemisch von Wehmut und altkluger Weisheit" sah Bismarck von Frankfurt aus die Stätten wieder, wo er in den Tagen ungebundener, gärender Jugendzeit geweilt hatte. „Möchte es doch Gott gefallen", schrieb er (3. Juli 1851) an seine Gemahlin, „mit Seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner 21jähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. Wo und wie mögen * und Miß ** jetzt leben? Wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebelte, becherte und würfelte; wie hat meine Weltanschauung in den Jahren seitdem doch so viele Wandlungen durchgemacht, von denen ich immer die gerade gegenwärtige für die richtige Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserem inneren Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos werden, bis wieder 14 Jahre vorüber sind, bis 1865, wenn wir's erleben! Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann" . . . .

Am 18. August erhielt Bismarck seine Bestallung als Bundestagsgesandter an Rochows Stelle. Sein Vorgänger schied, ohne ihm etwas anderes zu hinterlassen, als eine leere Mappe für die Protokolle.

Einer der ersten Besuche des neuernannten Bundestagsgesandten galt dem ehemaligen leitenden Minister Oesterreichs, dem Fürsten Metternich auf Schloß Johannisberg. Es war eine denkwürdige Begegnung, das Zusammentreffen dieser beiden Männer; dort der Altmeister einer hinfällig gewordenen Staatskunst, welcher durch sein künstliches System länger als dreißig Jahre hindurch einen Zustand des Friedens und der Duldung in den österreichischen Staaten erhalten und die Bewunderung der Zeitgenossen damit erregt hatte, bis es unter der allgemeinen Erbitterung des Volkes plötzlich zusammenbrach, — hier ein hoffnungsvoller Anfänger, der, frei von aller systematischen Staatsweisheit, sich nur auf seine eigenen Anschauungen und Erfahrungen stützte und die alleinige Richtschnur für sein Handeln aus seiner Vaterlandsliebe entnahm; dort der Nestor unter den europäischen Staatsmännern, bei dessen Weisheit Fürsten und Minister zu Rate gingen, bis das Steuerruder seiner matten Hand entsank und sein leckes Staatsschiff auf den Sturmwellen der Revolution schwankte, — hier der in der diplomatischen Welt noch wenig bekannte jugendliche Gesandte, der, ein festes Ziel — seines Vaterlandes Ehre und Größe — unverrückbar im Auge behaltend, mit hellem, gottvertrauenden Mute allen Gefahren der Zukunft furchtlos entgegenging; dort der unter Jahren, Erfahrungen und Täuschungen gebeugte Greis, — hier der rüstige märkische Mann voll Zuversicht, Schöpfungsdrang und Thatkraft. So standen sich die beiden gegenüber, wie Vergangenheit und Zukunft, und zwischen ihnen in hohen Römern perlte der Wein, der vor Jahren an diesen Berghängen gereift war, klar wie der Nibelungen Gold, und die Erdfeuergeister, die im Bunde mit Aether und Sonne den edlen Saft gebraut, horchten heimlich und kicherten leise, wenn die Gläser zusammenklangen. Noch eine Reihe von Jahren und welche Reden, welche Trinksprüche werden dann hier schallen, wenn der Wein, der jetzt an den Hügeln wächst, die Herzen labt! — —

Bei dem ersten Besuche brachte Bismarck drei Tage auf Schloß Johannisberg zu. Einige Zeit nachher fragte Graf Thun ihn: „Was haben Sie mit dem alten Herrn angestellt? er ist ganz entzückt von Ihnen." — Bismarck antwortete: „Das Geheimnis ist sehr einfach; ich habe drei Tage lang mit dem Ausdruck der Intelligenz zugehört," Fürst Metternich erzählte nämlich sehr gerne und sehr gut, am liebsten seine Erinnerungen aus der Zeit der französischen Revolution, während welcher er in Straßburg

ſtudierte und ſeinen Hofmeiſter daſelbſt zu den Jakobinern übergehen ſah.

Eine beiläufige Annehmlichkeit der ferneren Beſuche auf dem Johannisberge war es, daß Bismarck das Herz des Kellermeiſters gewann, welcher ihm in Blechgefäßen die Weine vorſetzte, die auf die Tafel des Fürſten nur in Deſſertgläschen kamen.

Wenn Metternich, der bei aller Bevormundung der öſterreichiſchen Landeskinder doch gegen Preußen ſtets mit achtungsvoller Rückſicht aufgetreten war, noch die öſterreichiſche Politik geleitet hätte, ſo wäre ein freundſchaftliches Zuſammengehen Preußens mit Oeſterreich am Bunde, wie Friedrich Wilhelm IV. es wünſchte und wie es auch Bismarcks Neigungen entſprach, wohl denkbar geweſen; der Mann aber, der jetzt an der Spitze der öſterreichiſchen Staatsregierung ſtand, Fürſt Schwarzenberg, hatte es unverhohlen als das Programm ſeiner Politik ausgeſprochen, Preußen erſt zu erniedrigen, dann zu vernichten.

Den Regierungen der kleinen Staaten lebte die Rolle, welche Preußen in den Bewegungsjahren zugedacht war, noch in friſchem Gedächtnis. Sie betrachteten den Bund als eine Verſicherungsanſtalt für die kleinſtaatlichen Hoheitsrechte unter habsburgiſchem Schilde gegen die Revolution und gegen die revolutionären Einheitsbeſtrebungen Preußens. Allerdings hatte der preußiſche leitende Miniſter von Manteuffel offen verkündigt, daß ſeine Regierung mit der Revolution brechen wolle, indeſſen man gedachte auch der bedeutungsvollen Worte des ehemaligen Vertreters der preußiſchen Unionsidee, von Radowitz, daß jede rückläufige Bewegung in der Geſchichte nur eine ſcheinbare ſei und ihre Bahn aus der Sonnenferne immer wieder zurücklenken müſſe in die Sonnennähe. Daher das Gefühl des Mißtrauens und der ängſtlichen Beſorgnis, mit dem die Vertreter der kleinen Staaten den preußiſchen Bundestagsgeſandten betrachteten. Bismarck deuchte es nach den erſten Eindrücken, die er im Thurn und Taxisſchen Palais empfing, als ob er überall von einer geheimen Verſchwörung umgeben ſei, deren Fäden nirgend anderswo zuſammenliefen, als in dem Bureau des öſterreichiſchen Bundespräſidialgeſandten, des Grafen Thun-Hohenſtein; aber er war mit ſcharfem, wachſamen Auge gekommen, um zu erkennen, woher durch offenes oder heimliches Uebelwollen ſeiner Regierung und ſeinem Lande Gefahr drohe. Niemals duldete er eine Zurückſetzung, am wenigſten da, wo er als Vertreter ſeines Staates auftrat.

Schon in den erſten Sitzungen des Militärausſchuſſes nahm Bismarck Veranlaſſung zu zeigen, wie wenig er geneigt war, ſich eine — wenn auch nur formelle — Zurückſetzung gefallen zu laſſen. Dieſer Ausſchuß, der eigentliche Träger der Geſchäfte, beſtand aus den Geſandten von Oeſterreich, Preußen, den vier Königreichen und Heſſen-Darmſtadt. Es war herkömmlich, daß der Präſidialgeſandte — damals Graf Thun — in den Sitzungen rauchte und mit brennender Cigarre aus ſeiner Wohnung in das Verſammlungszimmer herabkam, wogegen der preußiſche General von Rochow, obgleich er ein leidenſchaftlicher Raucher war, ſich dieſen Genuß verſagte. Nachdem Herr von Bismarck dieſe Erſcheinung mehrmals beobachtet und erkundet hatte, daß ſie Gewohnheitsrechtens ſei, brachte auch er eine Cigarre mit und es rauchten nun die beiden Präſidialmächte. Sei es, daß er dieſe Frage der Würde zum Gegenſtand eines Berichtes nach München gemacht, ſei es, daß er ſich mit Graf Thun benommen hatte, — genug, der bayeriſche Geſandte, der bekanntermaßen des Rauchens unkundig war, zog in der nächſten Sitzung eine ungewöhnlich blonde Cigarre hervor, ſchlug ſich klirrend Feuer und rauchte, jedoch nur ſo lange, bis er gewiſſe üble Folgen dieſes erſten Rauchverſuchs zu ſpüren ſchien und erbleichend die Cigarre weglegte. In der nächſten Sitzung folgte Hannover ſeinem Beiſpiel, nach und nach die anderen Königreiche, ſo daß zuletzt der ganze Ausſchuß ſich der Havanna erfreute mit Ausnahme des heſſiſchen Geſandten, der entweder das Nikotin oder das Bewußtſein ſeiner ſtaatlichen Inferiorität nicht überwinden konnte.

Unter den Kleinſtaatsgrößen des Bundestags übte man damals noch die treue Befolgung des Talleyrandſchen Ausſpruchs, daß die Sprache den Diplomaten nur gegeben ſei, um ihre Gedanken zu verbergen; es galt für die höchſte Staatsweisheit, unklare Ziele in vieldeutige Worte zu verhüllen oder mit vielen Worten nichts zu ſagen. Abweichend von dieſer diplomatiſchen Gepflogenheit, faßte Bismarck ſtets feſte Geſichtspunkte ins Auge, er wußte für die rechte Sache das rechte Wort in die Welt zu ſchicken und betrachtete das Wort nur als den ſicheren Vorboten der energiſchen That. „Ich habe nie daran

gezweifelt," schrieb Bismarck, „daß sie alle mit Wasser kochen, aber eine solche nüchterne, einfältige Wassersuppe, auf der auch nicht ein einziges Fettauge zu spüren ist, überrascht mich. Schickt den Schulzen X oder Herrn von ?arsky aus dem Chausseehause her; wenn sie gewaschen und gekämmt sind, so will ich in der Diplomatie Staat mit ihnen machen."

In der That wurden in den Sitzungen des wiederhergestellten Bundestages nur die breiten Wassersuppen aus vormärzlicher Zeit aufgewärmt. Es handelte sich um eine Reaktion gegen die Bestrebungen der Volkspartei, um die Beseitigung der letzten Reste der sogenannten Märzerrungenschaften, um Aufhebung der in der Paulskirche beratenen Grundrechte, Beschränkung des Vereinsrechts und der Presse. Daneben handelte es sich um die Exekution in Holstein, die Auslieferung Holsteins an Dänemark, die Schlichtung des hessischen Verfassungsstreites zu Gunsten des Kurfürsten, die Versteigerung der Flotte unter dem Hammer Hannibal Fischers und um andere schöne Sachen, wobei die größten und wichtigsten Angelegenheiten der Nation zu den Akten gelegt, alles Kleinliche dagegen mit einer ungeheuren Wichtigkeit behandelt wurde. „Es ist," schrieb Bismarck während einer solchen Sitzung an seine Schwester, Frau von Arnim, „eine sehr achtungswerte, aber wenig unterhaltende Tafelrunde, die mich hier an einem grünbehangenen, etwa 20 Fuß im Durchmesser haltenden kreisrunden Tische, im Parterre des Taxisschen Palais, mit Aussicht auf Garten, umgibt. Der durchschnittliche Schlag ist etwa von * und ** in Berlin, die haben ganz bundestäglichen pli!" . . . und während er an dieser Tafelrunde dem „ganz unglaublich langweiligen Vortrage eines hochgeschätzten Kollegen über die anarchischen Zustände von Ober-Lippe" folgte, ließ er seinem Humor auf dem Briefbogen freien Zügel, bis der Redner seinen Vortrag und Bismarck seinen Brief geendet hatte mit den Worten: „Endlich hat Darmstadt zu lesen aufgehört und ich stürze gerührt in deine Arme und wünsche dir ein frohes Fest." —

Während Bismarck im Thurn und Taxisschen Palais die ersten Scharmützel bestand, richtete seine Gemahlin ihm die eigene Häuslichkeit so friedlich und angenehm wie möglich ein. Bismarck hatte für diesen Zweck eine Rothschildsche Villa an der Bockenheimer Landstraße, etwa eine Viertelstunde vor dem Thore der inneren Stadt, gemietet, dieselbe, in welcher vordem der Erzherzog Reichsverweser residiert hatte. Ganz in der Umgebung blühender Gärten gelegen, schien dieses Tusculum wohlgeeignet, ihn am häuslichen Herde die Dornen seines Berufes vergessen zu machen. Hier empfing er die Besuche seiner näheren Bekannten aus den Kreisen der Gesandtschaft oder der höheren Offiziere der Frankfurter Garnison. Zu seinem vertrauten Umgange gehörte die Familie des Malers Jakob Becker aus Worms. In diesem Kreise erschien er des Abends gerne und nahm seinen Platz am Theetische oder am Kamin des roten Kabinetts und erfreute sich nach den kleinen Dissonanzen, die im Konzerte des Bundestags hin und wieder hindurchklangen, an der Harmonie der Töne, die seine Gemahlin und die anmutigen Töchter des Beckerschen Hauses hervorzuzaubern wußten. Hier entfaltete er jene Liebenswürdigkeit des Gemüts, die zu den glänzenden Eigenschaften des großen Mannes eine so schöne Folie bildet und deren Macht um so unwiderstehlicher wirkte, als sie nichts Angeeignetes oder Berechnetes an sich trug, sondern unter der unmittelbaren Eingebung des Augenblicks aus seiner innersten Natur floß.

Das Bismarcksche Haus galt für das gastfreieste in Frankfurt. Wie die kleinen Familienabende ihren eigentümlichen Reiz hatten, so wußte er auch in den größeren Gesellschaften und Soireen ein neues anregendes Element einzuführen und ließ Einladungen an Maler, bildende Künstler und Schriftsteller ergehen, mit denen er durch die Beckersche Familie in Berührung gekommen war.

Die Lage von Frankfurt in der Nähe der Bäder brachte es mit sich, daß Bismarck viele von den höchsten fürstlichen Herrschaften, wie von den angesehensten Ministern und Staatsmännern in seinem Hause sah. Zu den gefeierten Gästen desselben gehörte der Prinz Georg von Preußen, der mit seinem Kunstverständnis und umfassenden geschichtlichen Kenntnissen dichterische Begabung verbindet, ferner die — am 23. Januar 1873 verstorbene — Großfürstin Helene von Rußland, geborene Prinzessin von Württemberg, Witwe des Großfürsten Michael Pawlowitsch, und viele andere Personen von Bedeutung, denen Bismarck später unter veränderten Verhältnissen wieder begegnen sollte.

Wenn aber die Gäste sein Haus verlassen hatten, zog er sich in sein Arbeitskabinett zurück,

ſteckte ſich eine Cigarre an und diktierte noch ſtundenlang Briefe und Berichte mit einer Sicherheit und Klarheit, als ob er während des ganzen Abends nichs anderes gethan, als ſich mit dem Gegenſtande derſelben beſchäftigt hätte, ſo daß ſie ſchon um 5 Uhr morgens fertig und verſchloſſen mit der Poſt nach Berlin abgehen konnten. Oft brach der Morgen über ſeinen Arbeiten an, ohne daß er das Lager geſucht hatte. Halb angekleidet lehnte er in das Sofa zurück, holte mit wenig kräftigen Zügen den Schlaf für die ganze Nacht nach, und wenn ihm am Morgen die Glieder noch ſchwer waren, ließ er ſatteln und beſtieg das Roß zu einem meilenweiten Ritt oder holte ſeine Bekannten zu einer Jagdpartie ab.

Die Vorgänge in den Salons des preußiſchen Bundestagsgeſandten wurden in den Frankfurter Zirkeln eifrig beſprochen, und manches geflügelte Wort von ihm machte die Runde. Wer zu den preußiſchen Farben ſich bekannte, fühlte ſich durch das taktvolle und glänzende Auftreten des preußiſchen Vertreters gehoben. In den Salons erſchien der blaue preußiſche Rock wieder ebenbürtig neben der weißen öſterreichiſchen Uniform, und in den Anlagen ſah man an ſchönen Sommertagen die jüngeren Mitglieder der preußiſchen Geſandtſchaft an der Seite kühner Reiterinnen nach dem Walde von Niederrad oder den Roſengärten von Bornheim hinaustraben, als wollten ſie zeigen, daß auch unter dem zugeknöpften Rocke des preußiſchen Diplomaten ein warmes Herz ſchlagen könne für Ritterdienſt und Minne. Wenn nun gar die Gunſt des Wetters und der Schönen eine Landpartie nach Homburg oder nach dem Taunus in Ausſicht ſtellte, dann flogen die Grooms und Kammerdiener mit Anfragen und Aufträgen vom Klub nach den Boudoirs, von den Boudoirs nach dem Klub mit nicht geringerer Geſchäftigkeit, als vor gewiſſen Abſtimmungen im Bundestage die Depeſchen auf dem Telegraphendrahte zwiſchen dem Sitze des Bundes und den kleinen Höfen.

Oft mochten auch die gepflogenen Verhandlungen in der Wichtigkeit ſich in beiden Fällen ziemlich gleich bleiben, nur daß die Landpartieen kurzweiliger waren, als die Bundestagsſitzungen. Dennoch ſtiegen über dem Thurn und Taxisſchen Palais hin und wieder Wölkchen auf, die ihre Schatten über die heitere, lebensluſtige Mainſtadt breiteten. Nicht alle ſchwebenden Fragen konnten mit ſolcher Leichtigkeit entſchieden werden, wie die, ob bei einem ländlichen Feſte die preußiſche oder öſterreichiſche Militärmuſik ſpielen ſolle, oder ob bei der Durchreiſe einer kleinſtaatlichen Hoheit oder Durchlaucht großer oder kleiner Empfang ſtattzufinden habe, obgleich auch dieſe ſchon heikler Natur waren.

Schon das orientaliſche Gewitter machte das Parkett des Bundestagspalais erbeben. Trotz des Schutz- und Trutzbündniſſes zwiſchen Preußen und Oeſterreich trat doch eine ſehr erhebliche Verſchiedenheit in den Auffaſſungen beider Mächte von den deutſchen Intereſſen zu Tage, und die Diplomaten der Mittel- und Kleinſtaaten, die eine Konferenz in Bamberg beſchickten, ſteckten, bedenklich flüſternd, die Köpfe zuſammen. Die Donner von Sebaſtopol verrollten, aber der kleine Krieg am Bundestage zwiſchen Preußen und Oeſterreich dauerte fort. Die Durchreiſe des öſterreichiſchen Miniſters Grafen Buol durch Frankfurt zur Pariſer Friedenskonferenz bot den Vertretern der Oeſterreich anhängenden Kleinſtaaten Veranlaſſung, dem Miniſter ihre Ergebenheit für Oeſterreich zu bezeigen. So wurde der öſterreichiſche Geſandte Graf Rechberg von vielen Seiten mit Fragen angegangen, ob und wann es ſeinem Chef genehm ſein würde, die ihm zugedachten Beſuche zu empfangen. Graf Rechberg erkannte den Eifer ſeiner Kollegen an, erwiderte ihnen jedoch, daß der Miniſter von der Reiſe wohl zu angegriffen ſein würde, um offizielle Beſuche zu empfangen oder abzuſtatten; dabei deutete er jedoch jedem einzeln im Vertrauen an, daß er den Grafen Buol zu einer beſtimmten Stunde bei ſich im Hauſe erwarte und daß ſich hier die günſtige Gelegenheit zu einer „zufälligen Begegnung und vertraulichen Ausſprache“ mit den betreffenden Geſandten bieten werde. Auch Herr von Bismarck erhielt ohne ſeine Anfrage eine Andeutung in dieſer Richtung; er erwiderte jedoch, daß er, weit entfernt, den ermüdeten Reiſenden ſtören zu wollen, vielmehr erwarte, daß dieſer ihn ſelbſt aufſuchen werde, falls er ihm etwas zu ſagen haben ſollte. So geſtaltete ſich die „zufällige Begegnung“ im Vorzimmer des Grafen Rechberg zu einer Art Cour, bei welcher der öſterreichiſche Miniſterpräſident die ehrerbietig tiefen Verbeugungen der Bundestagsgeſandten entgegennahm und allein der preußiſche Geſandte durch ſeine Abweſenheit glänzte. Dafür hatte dieſer die Genugthuung, den Beſuch des Grafen Buol trotz deſſen Erſchöpfung in ſeiner Wohnung zu empfangen.

Noch unfreundlicher gestaltete sich das Verhältnis zwischen Preußen und Oesterreich aus Anlaß des Krieges in Italien 1859. Bismarck konnte sich nicht zu der Ansicht bekennen, daß Preußen für das österreichische Interesse in den Krieg eintreten solle, ohne irgend welche Verbesserung seiner Stellung in Deutschland zu erreichen. Er hielt vielmehr den Augenblick für günstig, um auf eine Aenderung der die Macht Preußens lähmenden Bundeseinrichtungen zu dringen, welche die preußische Regierung in ruhigen Zeiten vergeblich angestrebt hatte. Er bekannte sich zu dieser Ansicht ganz laut und offen. Die preußische Regierung mochte besorgen, daß diese Haltung ihres Vertreters am Bundestage den bevorstehenden Verhandlungen mit Oesterreich und der von ihr beabsichtigten Vermittelung vorgreifen könne; anderseits erschien ihr Herr von Bismarck als das geeignetste Organ, um ihre Ansichten bei dem Petersburger Kabinette zu vertreten. So geschah, was Bismarck schon im November vorausgesehen; er wurde von seinem Posten am Bundestage abberufen und zum Gesandten am Petersburger Hofe ernannt (März 1859).

„Kalt gestellt!“ sagte Bismarck zu seinen Freunden, als er ihnen die Nachricht von seiner Versetzung nach Petersburg mitteilte. Er nahm Abschied von den Frankfurter Zirkeln, begab sich zur Meldung nach Berlin und von dort auf die Reise nach den winterlichen Gefilden Rußlands.

Ein Zeitraum der Sammlung und Vorbereitung von hoher Wichtigkeit für die Folgezeit lag abgeschlossen hinter ihm. Reicher an Erfahrungen und mit erweitertem Gesichtskreise verließ Bismarck das Frankfurt, in dessen Mauern er acht Jahre hindurch lernend, wachsend, endlich gewaltig werdend, geweilt hatte.

„Ich habe in Frankfurt im Amte erkannt,“ erklärte er nach abermals acht Jahren vor dem konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes, „daß viele der Größen, mit denen meine frühere Politik gerechnet, nicht existierten, daß das Zusammengehen mit Oesterreich, wie es mir aus den Erinnerungen an die Heilige Allianze überkommen war, vorschwebte, daß dieses nicht möglich war, weil das Oesterreich, mit dem wir rechneten — es war die Periode des Fürsten Schwarzenberg — eben nicht existierte.“ —

Die Mainstadt hatte den bedeutendsten Mann verloren, der jemals an der grünen Tafelrunde des Bundestagspalastes einen Platz eingenommen; sie ahnten nicht, unter welchen veränderten Verhältnissen sie ihn, er sie wiedersehen würde.

Emanuel Geibel.

(Geb. den 18. Okt. 1815. † den 6. April 1884.)

Du bist nicht tot! Du bist uns nicht genommen!
Denn hoher Dichtung Meister sterben nimmer!
Ihr Wort, ihr Klang, dem schönsten Herz entglommen,
Sie bleiben, wie der goldne Sternenschimmer
Auf Dämmerungsflügeln nächtens ist gekommen,
Dem Morgen weicht, doch wiederkehrt uns immer.
Flieht auch den Lärm des Tags die ernste Muse. —
Wenn er verrauscht, naht sie mit holdem Gruße.

Dein heilig Lied, das keusch wie dein Gemüte
Für Heldentum und edle Frauenschöne
In hehrem Klang so zaubervoll erblühte,
Dein Saitenspiel, dem nur die reinsten Töne
Entströmten, wenn dein Dichterherz erglühte,
Damit es freigemut die Wahrheit kröne,
Sie sind mit leisem Hauche sanft verklungen. —
Du hast zu höh'ren Sphären dich geschwungen.

Wir klagen nicht, weil wir dich selig preisen,
Denn dein Geschick hat sich erfüllt im Glanze.
Dein Geist, so blitzendhell wie schneidig Eisen,
Sah noch das letzte Blatt gefügt zum Kranze,
Den dir gereicht als Dichter und als Weisen
Begeistrungsvoll das deutsche Volk, — das ganze!
Mit heißen Thränen legen wir ihn nieder
Auf deine Gruft als Dank für deine Lieder.

Und nicht für diese nur. Dich hat getragen
Der Muse Götterflug zu höh'rem Ziele.
Du durftest kühn dich an das Größte wagen,
Das uns ergreift im ernsten Bühnenspiele.
Mit deinen Helden jubeln wir und klagen,
Stürmst durch die Brandung du mit festem Kiele.
So stehst du vor uns in der Dichter Reihe,
Geadelt von des Genius' stolzer Weihe.

Fahrwohl! Gesegnet sei für jene Gaben,
Die, wie dein Ruhm unsterblich, nie vergehen,
Und — hat ein neu' Geschlecht auch uns begraben —
Mit Flammenschrift verzeichnet werden stehen
Auf jenen Blättern, die nicht Wandel haben
Und die kein Sturmwind jemals wird verwehen.
Du thronst im Licht, du bist uns nicht gestorben,
Denn Aller Herz hast ewig du erworben.

Theodor Souchay.

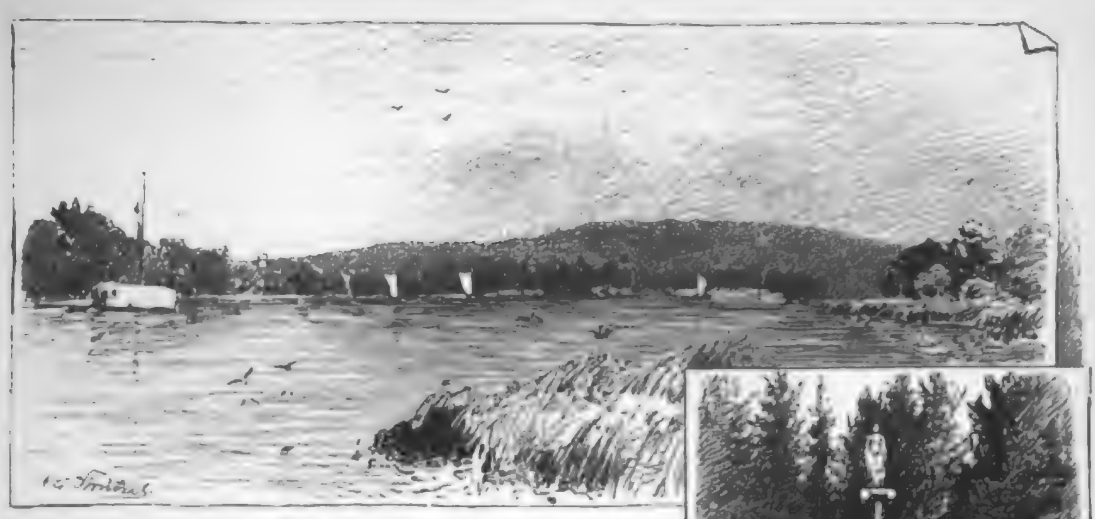
Ein Kunstwerk aus Stahl

Die Stahlskulptur „Ohne Titel" von Hans Uhlmann steht seit 1965 vor dem Gebäude der Hauptverwaltung der Thyssen Stahl AG in Duisburg. Sie ist 12 Meter hoch und wiegt 30 Tonnen.

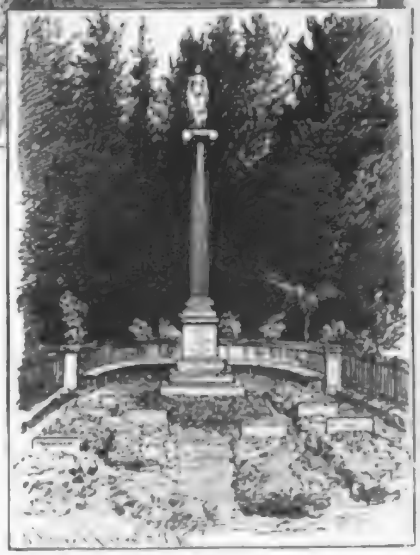
hin. Dort tritt die Spree bei der sogenannten Oberbaumbrücke in die Stadt ein, da wo sich ehemals in der vor etwa 12 Jahren abgebrochenen „Accise-Mauer“ das Schlesische Thor öffnete. Den oberen Lauf des Flusses verfolgend oder ihn auf dem Dampfer oder Segelboot befahrend, gelangen wir zu den landschaftlich anmutigsten Uferpartieen. Vor 30 Jahren begann hier unmittelbar vor diesem Schlesischen Thor auf dem linken Spreeufer, wie jenseits vor dem Stralauer Thor, das freie Acker- und Wiesenland. Längs des Flusses zogen sich unchaussierte, von Bäumchen eingefaßte Landwege dahin. Am linken Ufer durchschnitt derselbe ein kümmerliches Wäldchen, den sogenannten Schlesischen Busch. Hie und da war eine Badeanstalt mit sehr primitiven Einrichtungen etabliert. Fabriken am Ufer, welche hier den Lauf des Flusses mit ihren Abgängen verunreinigt und die Luft mit ihren Dämpfen verfinstert und verdorben hätten, existierten noch nicht. Die Straße auf dem linken Ufer führte nach dem, aus wenigen Häusern bestehenden Oertchen Treptow (S. 259); die am rechten Ufer nach dem kleinen

Stralau.

Kirchdorf Stralau (s. obenst.). Heute sind jene Uferwege schön gehaltene Alleen. Aber fast in ihrer ganzen Länge werden sie von Landhäusern und von Fabriketablissements flankiert. Die beiden Orte indes haben noch nichts von ihrer freundlichen Anmut und Traulichkeit verloren. Treptow hat durch die Anlage eines großen städtischen Parks auf seiner Südseite einen reichen Zuwachs an Reizen gewonnen. Aber seine stärkste Anziehungskraft dankt er immer noch jenen gastlichen Vergnügungs-Etablissements, welche die Front dem breiten Wasserspiegel der Spree und der kleinen, von üppiger Vegetation bedeckten Insel in deren Mitte zukehren. Drüben ragt aus dem dichten Grün der Kronen alter Eichen, welche den kleinen Kirchhof hart am Fluß beschatten, der Kirchturm von Stralau nahe der östlichsten Spitze der Landzunge zwischen der Spree und jener breiten nördlichen Ausbuchtung derselben, welche den Namen des Rummelsburger Sees führt. Das alles ist noch so hübsch wie ehemals; aber die Stille und verhältnismäßige Einsamkeit, deren man sich in meinen jungen Tagen auf dem Flusse und an diesen Ufern wenigstens an solchen Wochentagen erfreuen konnte, an welchen in Treptow kein Feuerwerk und Konzert stattfand, ist für immer dahin. Die seitdem eingerichteten regelmäßigen Dampferfahrten zwischen Berlin und beiden Orten führen täglich eine große Menge von Besuchern hierher. Zahllose Segel- und Ruderboote, welche in den



An der Havel (S. 266).



Humboldt-Grab in Tegel (S. 265).

Grünau (S. 262). Unmittelbar an die Häuser desselben grenzen Eichen- und Kiefernwaldungen, deren Dickichte wieder hie und da von Getreidefeldern und Wiesen unterbrochen werden. Eine kurze Wanderung durch die Föhrenheide bringt uns zur Station der Görlitz-Berliner Eisenbahn, welche den beliebten Vergnügungsort zu Lande mit der Hauptstadt verbindet. Die Spreeufer-Landschaft der Umgegend Berlins entfaltet hier um Grünau in dessen Nähe und Ferne ihre feinsten Reize. Jener gemischte Wald nahe am Stromufer, welchem auf dem jenseitigen ein ihm sehr ähnlicher entspricht; der sich bald zu weiten Seen, dem „Langensee“ und dem „Seddiner“, ausdehnende Wasserspiegel, und drüben die aus der grünen, waldreichen Ebene aufragenden und dadurch doppelt mächtig wirkenden, blaudunklen, großartig gezeichneten, mit Föhrenwaldungen bedeckten Müggelsberge, — sie geben ein Gesamtbild, das allein schon genügte, um jene viel verbreiteten falschen geringschätzenden Meinungen von Berlins Umgebung gründlich zu zerstören. Grünau hat neuerdings eine früher nie gekannte Bedeutung — außer durch seine landschaftliche Anmut, die Reinheit seines Wassers und seiner Luft — dadurch gewonnen, daß es zum Standquartier der Ruder- und Regattaklubs gewählt worden ist, welche, nach englischem Beispiel, dem edlen Rudersport eine stets wachsende Menge von Adepten zu erwerben und ein zunehmendes Interesse dafür bei dem großen Publikum zu erwecken streben. In der Grünauer Dahmebucht liegt diese Ruderflottille „vor Anker“. Auf diesem Ufer erheben sich an den großen „Races-Tagen“ die festlich geschmückten Tribünen für die Zuschauer des fesselnden Schauspiels männlicher Jugendkraft, Zähigkeit und Geschicklichkeit. Hier erschien im Vorjahr an einem dieser Tage der deutsche Kronprinz mit seiner Familie, der an ihn gerichteten Einladung folgend, um die Ehrenpreise an die Sieger im Ruderboot-Rennen zu verteilen. — Auch als Ziel mancher Sommerfestfahrten des Berliner Künstlervereins und als Schauplatz dieser Feste ist Grünau wiederholt erwählt worden. Wald und Wasser dienen dann zur Scene humoristischer Aufführungen, deren Eindruck durch dieselbe wesentlich gesteigert wird.

Das größte und imposanteste Wasserbecken an der Oberspree ist der Müggelsee (S. 259). Er liegt am Fuß jener ca. 110 m hohen bewaldeten Müggelberge, von denen herab man über seine ausgedehnte Wasserfläche und den Langensee zur Rechten die schönste Aussicht genießt. Ehemals lag er in tiefer Verlassenheit da zwischen den düstern Föhrenwäldern seiner bergigen Ufer,

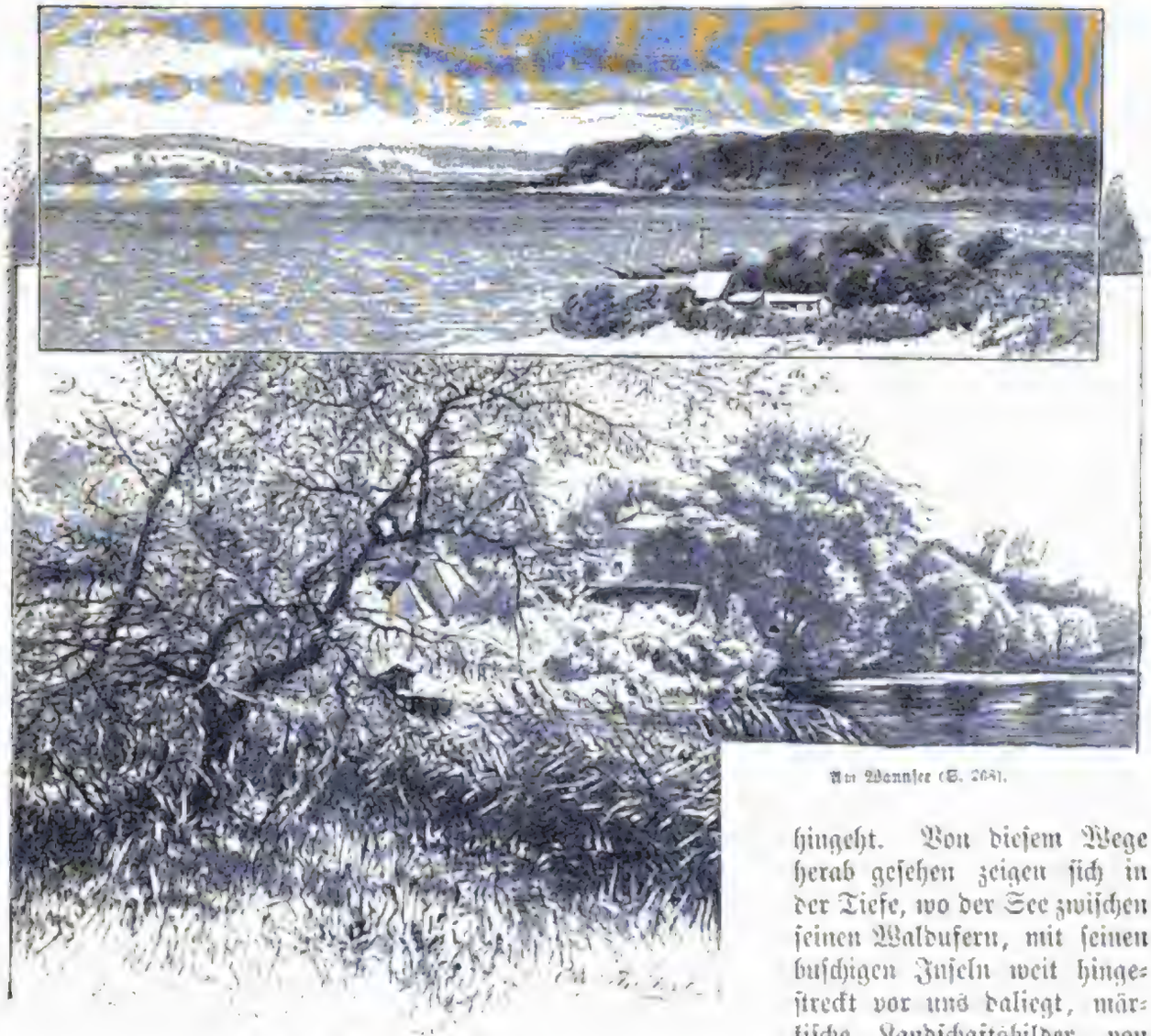
welche der Landſchaft hier ein wilderes, großartigeres Gepräge geben, als das der anderen Landſeen der Berliner Umgegend. Gegenwärtig iſt aus der beſcheidenen alten „Müggelbude“ an ſeinem Ufer das ſtattliche Reſtaurationsgebäude „Müggelſchloß“ geworden und die benachbarten Orte Rahnsdorf, Friedrichshagen, die Rabenſteiner Mühle und eine große Zahl von Villen an ſeinen Ufern werden nie leer von Beſuchern und dort eingemieteten Sommerfriſchlern, wie ſeine Fläche immer belebt wird von Paſſagierdampfern, Segel- und Ruderbooten. Der Müggelſee nimmt, — wie der Bodenſee den jungen Rhein, — die von Fürſtenwalde her fließende Spree nahe bei Rahnsdorf auf, welche ihn bei Friedrichshagen wieder verläßt, um weiter nach Köpnick zu fließen und ſo im Norden jene Waldinſel zu umrahmen, die von Grünau durch den ſüdlichen Spreearm, die Dahme, getrennt wird. Oder er iſt vielmehr nur eine der größeren ſeeartigen Ausbuchtungen des Spreebettes.

Bei Spandau (S. 260).

Der Nordoſten Berlins iſt weniger reich an landſchaftlichen Reizen. Dieſe beſchränken ſich auf den großen Park vor dem Landsberger Thor, den Friedrichshain. Er aber iſt eine ſchön gediehene künſtliche, landſchaftsgärtneriſche Schöpfung, die zu Anfang der Vierziger Jahre dieſes Jahrhunderts dort ins Leben gerufen wurde. — Mehr nördlich, etwa drei Viertelmeilen vor dem Schönhauſer Thor erreichen wir den alten prächtigen Schloßpark von Schönhauſen, und den gegenwärtig in den Beſitz der Berliner Schützengeſellſchaft übergegangenen Park von Schönholz. Von da ab beginnt eine baumreiche Landſchaft, der es nicht an mannigfachen Schönheiten, wohl aber an jenen großen Waſſerläufen und Seeſpiegeln fehlt, welche der Umgegend Berlins im Oſten, Weſten und Nordweſten zum beſten Schmuck gereichen.

Im Norden Berlins vor dem ehemaligen Oranienburger Thor am Nordende der großen Friedrichſtraße dehnt ſich eine halbe deutſche Meile hin die fabrikreiche Vorſtadt, in welcher die großen Maſchinenwerkſtätten Borſigs, Egels, Wöhlers u. a. liegen. Erſt näher der nördlichen Weichbildgrenze werden die hohen Mietskaſernen mehr und mehr von kleineren ländlichen, gartenumgebenen einſtöckigen Häuschen abgelöſt. Dann beginnt, oder begann vielmehr bis vor etwa 6—8 Jahren, die einſame Kiefernheide, durch welche ſich die chauſſierte Landſtraße nach Tegel und Schulzendorf, zweien der ſchönſten Punkte der Berliner Umgebung, hinzieht. Heut iſt dieſer Wald vielfach gelichtet und ausgerodet, um das Terrain für Villenanlagen und halbländliche Wohnhäuſer zu gewinnen. Die Bewohner derſelben müſſen ſich an den nie gänzlich ſchweigenden Donner der ſchweren Geſchütze gewöhnen, welche auf dem, in der Waldhälfte weſtlich von der Chauſſee gelegenen, Artillerie-Schießplatz geprüft und nach der Scheibe abgefeuert werden. Nach einſtündiger Wanderung aus dieſer Heide heraustretend, ſehen wir in geringer Entfernung vor uns die Waldhügel und an deren Fuß zwiſchen dem üppigen Grün der Baumkronen die Häuſergruppen Tegels liegen, und zur Linken den bläulichen Spiegel des großen Sees (S. 260) ſchimmern, an deſſen fernſtem weſtlichſtem Uferrande die Kirch- und Feſtungstürme von Spandau aufragen (ſ. oben).

Nicht jenes Kirchdorf, trotz ſeiner reizenden Lage am Oſtufer dieſes Havelſees, iſt es, welches den Namen Tegel in aller Welt berühmt ge-



Am Wannſee (S. 268).

Bei Schloß Grunewald (S. 268).

macht hat, ſondern das in deſſen Nachbarſchaft inmitten eines weiten alten Parks gelegene, kleine Schloß, das Beſitztum der von Humboldtſchen Familie. Seine heutige Geſtalt hat es durch Schinkel (1822) erhalten. Seine Innenräume bewahren reiche mannigfaltige Kunſtſchätze, Abgüſſe von Antiken, einige ſchöne alte marmorne Originale und nicht wenige intereſſante Reliquien, Erinnerungsdenkmale an das Leben der „Dioskuren“, der Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt. Beſonders Wilhelm hat das Schlößchen lange bewohnt. Ihre letzte Wohnſtätte aber haben beide Brüder zwiſchen den Gräbern der andern nächſten Familienmitglieder in dem Parke ſelbſt gefunden. An deſſen Nordſeite hebt ſich der Boden zu einem langgeſtreckten Hügelrücken, auf deſſen Höhe die Grenze zwiſchen dem Parke und dem Forſte dahingeht. Von dieſem Wege herab geſehen zeigen ſich in der Tiefe, wo der See zwiſchen ſeinen Waldufern, mit ſeinen buſchigen Inſeln weit hingeſtreckt vor uns daliegt, märkiſche Landſchaftsbilder von hoher Anmut. Am weſtlichen Ende des Parks ſenkt ſich dieſer Weg wieder hinab und führt zu jenem Campo santo der Familie Humboldt (S. 263). Dieſer Ort, von welchem alle Symbole der chriſtlichen Anſchauung vom Tode ausgeſchloſſen blieben, iſt von einem wunderſamen Zauber weihevoller Poeſie umwoben. Im weiten Halbkreiſe umgeben ihn hohe ſchwarzgrüne Birken und zu beiden Seiten Fichten- und Cypreſſenbäume, deren Zweige ſich ſo dicht ineinander ſchieben, daß eine lebendige dunkle Wand gebildet wird. Nur nach dem Parke und dem Schlößchen hin an der Oſtſeite bleibt die Ausſicht frei. Eine bogenförmige ſteinerne Ruhebank zieht ſich im Rücken um den Platz. Zwiſchen blühenden Beeten ſieht man die flachen epheubedeckten Gräber; zu Häupten eines jeden von ihnen lieſt man auf einer dort aufgepflanzten Tafel Namen, Geburts- und Todesjahr deſſen, der darunter ruht.

vereinzelte Spuren menschlichen Daseins. Eine traurige Berühmtheit dankt er dem tragischen Tode des großen, unglücklichen deutschen Poeten Heinrich von Kleist, der sich im Gehölz des Ufers am sogenannten „kleinen Wannsee", einer Nebenbucht des großen, mit seiner Freundin erschoß. Zwischen Eichen, Erlen- und Kiefergebüsch steht dort ein steinernes, bescheidenes Erinnerungsdenkmal über dem mit einem Gitter umgebenen Grabe, mit der Inschrift unter dem Namen, Geburts- und Todesdatum: „Er suchte hier den Tod und fand Unsterblichkeit." Mit dem Beginn der Siebziger Jahre hat sich die ganze Physiognomie dieser Wannseeufer gründlich verändert. Bildhauer, Architekten und Maler von hervorragender Stellung und andere reiche Private haben sich auf diesem Seeufer angesiedelt. Der Wald ist dort einem ausgedehnten Komplex von Gärten und Parks gewichen, aus deren Grün reizende Villen, Schlößchen, Landhäuser, Restaurants hervorschimmern. Wohlgehaltene und beleuchtete Straßen, Vergnügungslokale, ein Klubhaus, – – alles, was zu einer hübschen Kolonie gehört, ist dort erstanden. Der Seespiegel wird von regelmäßig kommenden oder gehenden Dampfern befahren, welche Berlin mit Potsdam verbinden. Eine große Flotille von Segelbooten belebt seine schimmernde Fläche, Regatten werden veranstaltet, frohe Feste in den stattlichen, kunstvoll ausgeführten hölzernen Hallen des Segelklubs gefeiert. Eine Eisenbahnlinie vermittelt den raschen direkten Verkehr der Kolonie mit Berlin.

Unvergleichlich interessanter freilich als die schnelle Fahrt auf dieser Schienenstraße durch den Grunewald ist die zu Wagen oder die Wanderung zu Fuß von Wannsee wenigstens bis Charlottenburg. Sie führt eine lange Strecke weit am Fuße der, mit alter prächtiger Föhrenwaldung bestandenen, Höhen des linken Havelufers, teils über deren Rücken durch den Wald. Sie trifft auf eine besonders malerische und charakteristische Partie: die waldbedeckte weit in die breite Havel vortretende Landspitze, das „Vorgebirge" von Schildhorn (S. 266). Weithin sichtbar ragt aus dem Kiefergebüsche auf der Höhe seines vordersten Hanges das Denkmal, welches König Friedrich Wilhelm IV. in den ersten Vierziger Jahren hier zur Erinnerung an die sagenhafte Flucht und Bekehrung des Wendenfürsten Jaxko errichten ließ. Dieser, bei Spandau in der Schlacht mit Markgraf Albrecht dem Bären besiegt, soll dem Christengotte gelobt haben, ihn anzubeten, wenn er ihm hülfe, mit seinem Roß die breite Havel durchschwimmend glücklich jene Landzunge zu erreichen; und er habe sein Gelübde gehalten, als es ihm gelang und zum Gedächtnis Schild und Horn hier an einen Baum aufgehängt. Das Denkmal besteht in einer mit Zacken besetzten Steinsäule mit einem an deren Mitte befestigten Rundschild und mit einem rundbogigen Aufsatz, in dessen Feld ein Kreuz gemeißelt ist (S. 266).

Am rechten Havelufer zeigen sich hier zunächst die Dörfer Gatow und Pichelsdorf. Gerade Schildhorn gegenüber (S. 267), durch einen breiten Wasserspiegel von dieser Landzunge getrennt, hebt sich eine ähnliche mit Föhrenwald bedeckte Höhe aus der Havel. Es ist die Insel Pichelswerder, die sich inmitten des breiten Stromes zwischen dem flachen westlichen Ufer von Pichelsdorf und dem östlichen bergigen waldigen von Pichelsberg lang hindehnt. Sie ebenso wie letzteres Gegenüber und wie Schildhorn selbst, bildet einen der beliebtesten und populärsten Zielpunkte der Berliner „Landpartieen", der sommerlichen Wanderungen und Ausfahrten ganzer Sippen und vielköpfiger Gesellschaften in den großen, „Kremser" genannten Stellwagen. Auf der Waldinsel wie am Festlandufer ist hier durch eine Menge von Gastlokalen dafür gesorgt, daß die bürgerlichen Naturfreunde sich über eine Schwierigkeit der Befriedigung von Hunger und Durst in keinem Augenblick zu beklagen haben, auch wenn sie nicht so wohlausgerüstet mit gefüllten Körben, Fäßchen und Flaschen hier anlangen sollten, wie es bei Berliner Landpartieen Sitte ist.

Von diesen Waldorten an den Havelufern, auf der Berlin-Spandauer Chaussee heimkehrend, passieren wir die prächtig erblühte Villenkolonie Westend an dem dortigen ehemals wüstenartigen Ostrande des Grunewalds und die gartenreiche Vorstadt Berlins, welche sich lang gestreckt zu beiden Seiten des stattlichen königlichen Lustschlosses längs jener Landstraße hindehnt. Im 17. Jahrhundert lag hier ein Dorf Lützow an der Unterspree. Der erste König Preußens errichtete seiner Gemahlin Sophie Charlotte, der „philosophischen Königin", der Freundin von Leibnitz, das Schloß, welches er nach ihr Charlottenburg nannte; ein Name, der sich auf den ganzen Ort übertrug. Letzterer ist zu einer vorläufig noch selbständigen, nicht von

Digitized by Google

erſtreckte, iſt es zu Anfang des Jahrhunderts auf Befehl Friedrich Wilhelm des III. zu einem öffentlichen, der Einwohnerſchaft gewidmeten, Park verwandelt worden. In neuerer Zeit iſt unendlich viel zu ſeiner immer fortſchreitenden Verſchönerung geſchehen. Die ſtagnierenden Gewäſſer, die ihn durchziehen, zuweilen größere Teiche und kleine Seen bildend, wie den von reizenden Anlagen umrahmten Goldfiſchteich an der Südſeite der Chauſſee (S. 271), dann wieder in ſchmalerem Bette ſich zwiſchen den buſchigen Ufern dahinwindend und mit gewölbten oder mit Hängebrücken, wie die „Löwenbrücke“ (S. 270) überſpannt, ſind nun durch ſtets friſchen Waſſerzufluß neu belebt. Waldartig wilde Partieen, verwachſene Dickichte wechſeln mit liebevoll gepflegten, mit vollendetem Kunſtgeſchmack behandelten Gartenanlagen. Ueberall feſſeln edle Werke der Skulptur, die ſich leuchtend von dem lebendigen Grün der Laubmaſſen abheben, den Blick der den Park Durchwandelnden und regen zur Freude am Kunſtſchönen und zu ſinniger Betrachtung an. So Fr. Schapers geprieſenes marmornes Goethedenkmal an dem Oſtrande nahe der Königgrätzer Straße; ſo nahe der „Luiſeninſel“, welche ſich alljährlich am Geburtstage der unvergeßlichen Königin den 10. März mit friſchem Blumenflor bedeckt, das berühmte Denkmal des Königs Friedrich Wilhelm III. von F. Drake, dem gegenüber im Jahr 1879 das von C. Enke gemeißelte Monument Luiſens ſelbſt (S. 270) errichtet wurde; jedes von ihnen auf cylindriſchem Sockel, welcher von einem breiten Frieſe ſchöner Reliefdarſtellungen idealen Genres umgeben wird. — An ſeiner Südſeite wird der Tiergarten von der Tiergarten-Straße — der eleganteſten, von den Glücklichen dieſer Erde geſuchteſten, Berlins, einer Reihe von prächtigen Villen inmitten von Gärten — eingefaßt. Sie haben die ehedem hier beſtandenen einfachen, halb ländlichen Vergnügungsorte, Kaffee- und Biergärten längſt völlig verdrängt.

Auch das ganze maleriſche Wieſen- und Buſchterrain, welches ſich noch bis vor 22 Jahren zwiſchen dem weſtlichſten Teil des Tiergartens, dem „Seepark“, nach Süden hin zur alten Waldwildnis der „Faſanerie“ erſtreckte (ſeit 1845 iſt letztere in den „Zoologiſchen Garten“ verwandelt), iſt längſt zu einem der luxuriöſeſten, an Meiſterwerken der Villenbaukunſt reichſten, vornehmſten Stadtquartiere geworden. Eben ſo tief eingreifende Umgeſtaltungen hat jener Zoologiſche Garten ſelbſt erfahren, ſeit im Jahre 1869 Dr. Bodinus aus Köln ſein Direktorat übernahm. Ihm iſt es gelungen, das Inſtitut in Bezug auf ſeine landſchaftlichen Reize wie auf den Reichtum und das Gedeihen ſeines Tierbeſtandes und den künſtleriſchen Charakter ſeiner Baulichkeiten, Tierhäuſer ꝛc. zum erſten derartigen Garten Europas zu erheben und zugleich zum beliebteſten ſommerlichen Rendezvousplatz und Konzertgarten Berlins zu machen. Für die originelle Art der Tierhäuſer, welche die Architekten Ende und Böckmann hier erbaut haben, gibt das auf unſerem Bilde dargeſtellte Dickhäuterhaus mit ſeinen mitraförmigen Kuppeln hinterindiſchen Stils, ſeinen Pfeilern mit Elefantenkopfkapitälen, — ſeine farbig gemuſterte Ziegel- und Kachelbekleidung ließ ſich allerdings nicht wiedergeben, — ein charakteriſtiſches Beiſpiel (S. 271).

Hier aber ſchließe ich für diesmal die Wanderung durch die landſchaftlichen Umgebungen der deutſchen Kaiſerſtadt. Die Leſer, welche meiner Führung bis hierher freundlich gefolgt ſind, werden hoffentlich die Erkenntnis gewonnen haben, daß auch in dieſer Hinſicht Berlin viel beſſer ſei als ſein Ruf.

Die Feſte der Pfingſtzeit in Deutſchland.

Von

Oskar Schwebel.

„Auf, der Mai kam in das Land,
Der da löſt der Sorgen Band;
Kinder, Kinder, ſeid gemahnt,
Seine Pracht zu ſchauen! —
Auf der lichten Heide breit
Sind die Blumen ausgeſtreut;
Wie ein Teppich, weit und breit
Schimmern Feld und Auen! —
Da hört man die Nachtigall
Auf dem blütenſchweren Reiſe
Singen Lenzes Lob mit Schall;
Berg und Thal
Grünen ihm zum Preiſe!
Freut euch, ihr Jungen,
Blumen ſind wieder entſprungen!
Nun ſchlinget den Reihen
Und jauchzet dem prangenden Maien!“

Mit dieſen jubelnden, jauchzenden Verſen hat ein Dichter des 13. Jahrhunderts, der ſchwä-

biſche Graf Konrad von Kirchberg, einſt ſeine Zeitgenoſſen aufgefordert, den Wiedereinzug der wonniglichen Tage des Sommers zu feiern. Faſt vermeinen wir bei den Worten des liederfrohen Ritters die Schellen an den Gürteln der Tanzenden klingen zu hören und die luſtige Schar um den Stamm der ehrwürdigen Dorflinde wirbeln zu ſehen, deren dichte Zweige das erſte ſaftige Grün ſchmückt! Wie ſchwer, wie furchtbar ſchwer war die lange Winterszeit geweſen; wie wenig hatte ſelbſt dem ritterbürtigen Manne oder der edlen Frau die düſtere Burg mit ihren engen, rauchigen Gemächern an Behaglichkeit geſpendet! Jetzt galt es, des Lebens ſonnige Tage, des Jahres ſchönere Hälfte in vollen Zügen zu genießen. „Kurz iſt das Leben! Die Blüten, die jetzt aus dem braunen Raſen der Heide hervorſprießen, — ſie welken nur zu ſchnell! Laſſet den Ernſt des Lebens denen, die hinter Kloſtermauern gegen den Genuß und die Enttäuſchungen dieſes Daſeins ſich abgeſchloſſen haben!“ Das waren die Gedanken, welche dem Jünglinge, dem Manne, der Maid und der Frau des deutſchen Mittelalters kamen, ſobald die Kirche das „Veni creator spiritus“, — „Komm, heil'ger Geiſt, Herre Gott!“ — zu ſingen anfing.

Und ſie, die einſichtsvolle Erzieherin der germaniſchen Völker, die Kirche, ſie verſchmähte es nicht, an der allgemeinen Freude teilzunehmen, welche die Pfingſttage bei ihrem Einzuge bewillkommnete. Das Gotteshaus ſelbſt ward mit Maien feſtlich geſchmückt; der Eſtrich wurde ſorgfältig gekehrt und ſelbſt die todesſtarren, in den Stein geſchnittenen Geſtalten der Biſchöfe oder der Ritter mit Kalmus zierlich beſtreut. Durch die Stille der Juninacht tönten, miteinander abwechſelnd, die helleren oder dumpferen Stimmen der Glocken, mit dem lauen Wehen ihren Friedens- und Freudensgruß tragend auch zu der ärmſten Hütte. Eine Fülle von Luſt durchwogte dieſe ganze Frühlingszeit bis zur Sommertages- und Nachtgleiche, dem hohen Feſte, welches die Miſſionare der Chriſtenheit dem heiligen Johannes dem Täufer geweiht hatten, und in einer faſt unüberſehbaren Menge treten Reſte der alten Feſtesluſt noch heute uns entgegen, wenn wir uns auch nur ein wenig in das Studium deutſcher Sitte und deutſcher Volksaltertümer vertiefen.

Um einen einigermaßen klaren Ueberblick zu haben, unterſcheiden wir bei den Gebräuchen der Pfingſtzeit ſolche, welche urſprünglich mit dem erſten Maientage verbunden waren, und ſolche, welche ſich an die Tage des Pfingſtfeſtes ſelbſt anlehnten. Wir bemerken jedoch, daß eine ſcharfe Sonderung faſt unmöglich iſt. Die Feſtesfreude dehnte ſich eben, wie wir bereits angedeutet haben, über einen längeren Zeitraum aus; ja, ſie fand ihren Höhepunkt wie zu gleicher Zeit ihren Abſchluß erſt in den hochfeierlichen Ceremonien der Mittſommernacht, des 24. Juni unſeres Kalenders. Demnach ergibt ſich für die alten Feſte der fröhlichen Zeit des Pfingſtcyklus von ſelbſt die Dreiteilung: Maifeſte, Pfingſtgebräuche und Johannisfeier, und, an ſie uns haltend, wollen wir's verſuchen, ein möglichſt farbenfriſches Bild des fröhlichen Frühlingslebens unſerer Altvordern dem Leſer zu entrollen.

Den Schlüſſel zu ſämtlichen Maigebräuchen unſerer Vorfahren, welche, wie bereits angedeutet iſt, ſich zum Teile ſpäter an das Pfingſtfeſt angeſchloſſen haben, wird uns der folgende Gedanke geben: Am Oſterfeſte war der lichte Gott des Sommers wieder in ſein Reich und Erbe eingezogen; er hatte den Winter beſiegt und die Erde von ihren Feſſeln befreit. Nachdem dies geſchehen iſt, wirbt der herrliche Held um die Holde. Dankbaren Herzens gibt ſie ſich am „Maientage“, dem erſten des Monats, ihm zum Eigentume hin. Der erſte Mai iſt demnach das Vermählungsfeſt von Himmel und Erde, des Sonnengottes und der alleszeugenden Beherrſcherin des mütterlichen Bodens. Es klingt dieſe hochpoetiſche Auffaſſung des Frühlingslebens und Frühlingswebens der Natur ſelbſt noch bei einem Dichter des 17. Jahrhunderts nach, denn Logau ſingt vom Mai:

„Dieſer Monat iſt ein Kuß,
Den der Himmel gibt der Erde!“ —

Eine Hochzeit aber muß zugerüſtet werden; deshalb fällt auch der Vorabend des Maifeſtes, der Tag der heiligen Walpurgis, in den Cyklus der Feier mit hinein. St. Walpurgis erſcheint ſelbſt nur als die chriſtliche Umdeutung der uralten Erdmutter und iſt, wie neuerdings nachgewieſen worden, bei der Bekehrung Deutſchlands an die Stelle einer Gaugöttin getreten, welche Walkürennatur beſaß und auf windſchnellem Roſſe über die Lande hinfuhr. Aus der Mähne ihres Tieres troff der Tau erfriſchend und belebend auf die in ſüßem Bangen harrende Erde herab; das heißt alſo: St. Walpurgis iſt die mittelalterliche kirchliche Perſonifikation der das Gefilde

erquickenden Wolke. An dem Vorabende des ersten Maientages, am späteren Walpurgistage, begaben sich ehedem die Priesterinnen Frouwas, der Erdmutter, zu den geheiligten Stätten in tiefer Waldwildnis oder auf wolkengeküßter Bergeshöhe, um hier ihre geheimnisvollen Opfer zu vollziehen, welche der Ehe Wuotans und Frouwas Segen verbürgen sollten. Jetzt verstehen wir's, warum der Volksglaube noch heute die Hexen in der Walpurgisnacht zum Blocksberge fahren läßt: der Aberglaube ist auch hier das finstere Zerrbild des herrlich schönen Götterglaubens einer früheren Epoche des Volkslebens.

Dieser germanische Glaube an die Vermählung des Götterpaares klingt uns deutlich noch aus Shakespeares Mit summer-nights Dream entgegen, hier sind Oberon und Titania an die Stelle von Wuotan und Frouwa getreten; dieser Glaube beherrscht und erklärt zugleich die sämtlichen älteren und jüngeren Maigebräuche Deutschlands.

Wohl überall auf deutschem Boden ward einst für die Feier des gesegneten Tages ein Maigraf, ein Maikönig gewählt; in einzelnen Teilen Deutschlands und bei den englischen Vettern jenseits des Oceans hat sich die schöne Sitte noch erhalten, in diesem irdischen Paare die hehren, himmlischen Vermählten abzubilden. So im oldenburgischen Vaterlande. Auch die hier heimischen Volkslieder der Pfingstzeit gedenken der Götterhochzeit, wenn sie jubeln:

„Freude, Freude über Freude!
Hört, was ich euch künden will:
Ich hab gefunden meinen Schatz, —
Macht auf, macht auf den Gartenplatz!"

Ueberall in Deutschland ward ferner einst dieser Maikönig festlich eingeholt und der erkorenen Jungfrau entgegengeführt. Bis zum Jahre 1782 z. B. hatte sich der feierliche Brauch des Mairitts zu Hildesheim erhalten. Am Pfingstabende zogen die Patriziersöhne dem vorher erwählten Maigrafen unter großem Jubel des Volkes in den Uppener Wald entgegen, sie brachten den Fürsten des Lenzes unter den Klängen rauschender Musik und dem Dröhnen der Böller zum Rathause, auf welchem dem mit Maienkränzen gezierten Jünglinge der Ehrentrunk gereicht wurde. In Erfurt hieß ein ähnlicher festlicher Brauch einst der „Walperzug", und die Sage deutete den festlichen Aufritt als ein Ehrendenkmal der tapferen Vorfahren, die einst auf dem Walperzuge die Burgen des feindlichen Adels gebrochen hätten, — grad' so, wie der einziehende König Mai die Zwingfesten der Winterriesen erstürmt. In dem heiligen Köln fand am Donnerstage nach Pfingsten, dem sogen. „Hölzgestage", einst die „Holzfahrt" statt. Die Bürger wählten einen Anführer, den „Ritter", welcher schwergewaffnet mit ihnen in den nahen Wald zog, in dessen kühlem Schatten man sich mit mancherlei Spielen erlustigte. Das Kränzlein dieses Ritters galt ehedem für ein Heiligtum der hehren Colonia Agrippina und ward den Bürgern bei großen Kriegsgefahren, wann das herrliche Stadtbanner aufgesteckt wurde, gezeigt, um ihren Mut anzufachen. Eine stattliche Kollation beschloß die Feier der Einholung des Ritters. Nun wußte zwar die Kölner Ortstradition zu berichten, daß die Holzfahrt zum Andenken jenes großen Sieges geschehe, welchen der Kölnische Stadtpräfekt Marsilius unter Kaiser Vespasianus gegen das die Stadt belagernde Heer eines Gegenkaisers erfochten hatte. Indessen ist Marsilius, welchen die Stadt sich später mit Agrippa zum Schildhalter ihres Wappens erkor, eine durchaus mythische Persönlichkeit, eine Versinnbildlichung des Zusammenhanges der römischen Colonia mit der südgallischen Massilia und eine Maske, unter welcher der altdeutsche Gott, der sommerliche Befreier, der Graf des Maien, sich verbirgt. Das Kränzchen des Maigrafen lebt übrigens, wie bekannt, noch heute in unserer Muttersprache fort; denn nach dem Schmucke des Maikönigs hieß an einzelnen Orten der ganze Zug in den Wald zur Maienfeier und schließlich jede festliche Versammlung ein „Kränzchen".

Natürlich fehlte der Feier des ersten Maientages auch der festliche Tanz unter dem feierlich aus dem Walde geholten und auf dem Dorfplatze aufgerichteten Maibaume nicht. Der lauten, oft ausgelassenen Freude des Maientanzes gelten unzählige Lieder unserer höfischen Dichter und die fröhlichsten Klänge unseres Volksgesangs. Eine höchst eigentümliche Sitte des deutschen Mittelalters, welche sich mit diesen Tänzen verknüpft, ist die des Mailehens. In vielen Gemarkungen Deutschlands wurden die Dorfmädchen an den Meistbietenden versteigert und den um sie werbenden Burschen zugeschlagen. Es hatte dann der Bursch seiner Erkorenen das Jahr über zu dienen und nur mit ihr, sofern sie selbst ihm nicht Erlaubnis und Freiheit erteilte, zu tanzen. In Hessen findet dies Lehnausrufen am Walpurgisabende statt; in dem Drömling

aber, der Heidegegend zwischen Gardelegen und Gifhorn, nennen die kleinen Hirtenjungen schon 14 Tage vor Ostern, am weißen Sonntage, den größeren ihre Braut; keiner indessen darf bis zum Pfingstfeste das Geheimnis ausplaudern. Unzweifelhaft geht diese Sitte, sowie der Name des Lehens darauf zurück, daß in ältester Zeit der Kaiser und wohl auch der Maigraf das Recht besaß, die Töchter seiner Unterthanen mit seinem Hofgesinde zu verehelichen. Frankfurt a. M. soll sich im Jahre 1232 die Befreiung von solchen Zwangsheiraten erwirkt haben. Angeblich verlangte ein Ministerial Friedrichs II. die schöne Tochter des reichen Patriziers Johann von Goldstein zur Gemahlin; der hochangesehene Vater wußte indes die unliebsame Heirat zu hintertreiben. Sonst war's auch hier Sitte gewesen, daß der Kaiser seinen Marschall vor das Haus der Bürgerstochter schickte und sie durch folgenden Ausruf seinem Dienstmanne verloben ließ:

„Hört zu, ihr Männer allzumal,
Was gebeut der König und sein Mareschal,
Was er gebeut und was muß sein!
Hier ruf' ich aus die Magd mit dem Mann;"

dann folgten die Namen, —

„Heut zum Lehen, morgen zur Ehen:
Ueber ein Jahr zu einem Paar!"

Noch im 18. Jahrhunderte fuhren in der Mainstadt die Kinder in maiengeschmückten Wägelein von Haus zu Haus und riefen mit hellen Stimmen diese hochaltertümlichen Verse aus.

Schon das Erwähnte wird gezeigt haben, daß, wohin wir uns auch wenden auf deutscher Erde, allüberall die Lust der Maien uns in eigentümlicher Gestaltung entgegentritt. Im Württembergischen hat fast jedes Städtchen eine kleine Stiftung zu einem jährlichen Feste für die Jugend welches im Mai gefeiert wird. In Nürtingen z. B. zogen die Kinder in Prozession durch die Straße. Merkwürdigerweise sangen sie bei diesem Umzug manchmal ein Totenlied. Wer gedenkt dabei nicht jener beiden Kölnischen Ritter, welche beim Durchreiten der sommerlichen Heide plötzlich so gewaltig von dem Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen ergriffen wurden, daß sie an der nächsten Klosterthüre anpochten, Lanze und Roß draußen ließen und als demütige Konventualen in den Konvent eintraten? Oft aber erklangen auf den Gassen Nürtingens auch die einfachen, herzinnigen Verse aus Paul Gerhards Sommerliede „Geh aus mein Herz und suche Freud'!" — die schlichten Worte:

„Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narcissen und die Tulipan,
Die ziehen sich viel schöner an
Als Salomonis Seide. —
Ich selber kann und mag nicht ruh'n;
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen.
Ich singe mit, weil alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen!"

Theatralische Belustigungen, hochkomische Darstellungen des Weißeschen Lustspieles: „Gute Kinder — der Eltern höchster Reichtum!" oder der „Erhebung Württembergs über alle Länder", selbst über China und Westindien, bildeten den Schluß des vielbesuchten Nürtinger Maientages, der endlich auch der Hand der hohen, das Volk väterlich bevormundenden Polizei erlag!

Natürlich knüpfte sich mannigfacher Aberglaube an den durch die Hochzeit des Götterpaares geheiligten Maientag. Leicht verstehen wir's, warum man am Walpurgisabende die Häuser, die Thore, die Thüren bekreuzt: Die häßlichen Hexen, zu welchen sich die heiligen Jungfrauen des Waldes, die hehren Idisinnen und Priesterinnen, gewandelt haben, sollen nicht eindringen. Besondere Heilkräfte haften am Maientage gewissen Kräutern, andere namentlich dem Wasser an. Maienwasser ist heilkräftig wie Osterwasser; dasselbe macht „rote, — gelbe — Haare" und rotes Haar war der königliche Schmuck unserer altheidnischen Götter und Fürsten; darum ist dasselbe später so sehr in Verruf gekommen. Als die Ungarnkönigin Maria von Oesterreich um ihres hingemordeten Gemahls Albrecht willen die 63 Männer von Fahrwangen richten ließ, da sprach sie das aus Schillers „Tell" wohlbekannte Wort: „Nun bade ich im Blute wie im Maientau!" denn den Maienbädern ward eine besondere Heilkraft für Leib und Seele zugeschrieben.

Doch wie gern wir auch noch unter dem schmucken, mit wallenden, wehenden bunten Bändern verzierten Maienbaume verweilen möchten, um in die tiefe, herzliche Freude und Mitfeier der Götterhochzeit einzudringen, wir müssen uns jenen Gebräuchen zuwenden, welche sich dem Pfingstfeste selbst anschlossen. Allezeit hat das Wunder der Ergießung des flammenden Geistes der Pfingsten auf die Jünger dem Verständnisse des Volkes und der gläubigen Aneignung ferner gelegen als jene Heilsthaten, welche

die Kirche zu Weihnacht oder zu Oſtern verkündete. Und dennoch mußte dem Volke, wie die weiſen Biſchöfe und Mönche wohl einſahen, auch zur Pfingſtzeit etwas Anheimelndes, Feſſelndes geboten werden. War nun nicht mit der Ausgießung des Geiſtes gewiſſermaßen der Frühling der Kirche angebrochen? Da lag es alſo nahe, altheidniſche Frühlings- und Maigebräuche auf das Pfingſtfeſt zu verlegen. Das heidniſche Volksleben bot eine Fülle ſolcher an den Frühling gemahnenden Spiele und Gewohnheiten dar: wir widmen ihnen zunächſt ein Wort der Betrachtung.

Als einſt nach der Ausgießung des heiligen Geiſtes die Zeugen Chriſti zur Erfüllung ihrer Apoſtelpflicht ſich anſchickten, da waren ſie des Kampfes harrende Männer. Die ganze Geſchichte der Kirche iſt ein Kampf; das Evangelium hat in Wahrheit das Schwert gebracht. Dieſe Gedanken wußten unſere Altvordern ſehr wohl aufzufaſſen, wie ſie denn mit Vorliebe den Erlöſer als einen Heerkönig in der Mitte ſeiner Degen ſich vorſtellten. Wir dürfen uns demnach nicht wundern, wenn die durchgehende Idee der Pfingſtſpiele die eines Kampfes iſt. Der Beſiegte verfiel dann dem Spotte, dem Gelächter; — daher auch ſo viel Scherz und Mummenſchanz in der Feier des Pfingſtfeſtes! Eine Betrachtung der Pfingſtſpiele nach ihrer örtlichen Verbreitung wird unſere Auffaſſung und Deutung derſelben beſtätigen.

In Bayern finden zur Zeit der Pfingſten an vielen Orten Wettrennen ſtatt, deren Zweck es iſt, zu entſcheiden, wem bei dem Frühlingsfeſte die ehrenvolle Rolle des ſiegreichen Sommers und wem die harte Aufgabe zufallen ſoll, ſich als Beſiegter allen Schimpf und Schabernack gefallen zu laſſen. Oft wird der Führer des Zuges der jungen Burſchen, welcher als Sieger aus dieſen Wettkämpfen hervorgegangen iſt, ſowie ſein Pferd und ſeine Fahne mit Goldpapier geſchmückt. Eine wie ärmliche Darſtellung der leuchtenden Hoheit des alten Sommergottes, dieſer Ausputz mit Flittertand und farbigen Bändern! An anderen Orten wird der „Pfingſtlümmel“, der „Pfingſtl“, der „Pfingſtquack“ mit Stroh umhüllt oder mit Waſſerpflanzen umwunden. Zu Niederpöring führen ihn Gewaffnete wie einen Gefangenen in ihrer Mitte. Oft wird ihm bei ſeinem Umzuge ein Hinterhalt gelegt; neckiſche Burſchen ſuchen ihn tüchtig mit Waſſer zu übergießen. In einzelnen Ortſchaften, ſo z. B. in Sauerlach in Oberbayern, wird der Beſiegte als Waſſervogel mit einem Schwanenhalſe geſchmückt. Dieſe Hineinziehung des feuchten Elementes läßt ſich ungezwungen nur dahin deuten, daß auch zu Pfingſten, ähnlich wie zu Oſtern, bei unſeren Vorfahren entweder der Repräſentant des Feindes der ſommerlichen Gottheit, — vielleicht als Puppe, — in den Strom geworfen oder daß um dieſe Zeit wirklich ein reichgeſchmücktes Opfer auch an die Beherrſcher der Fluten, die Elfen, tief unten im grünen Rhein oder in der bläulichen Donau, dargebracht worden iſt. Tiefbedeutſam, ſchön und wahrhaft poetiſch iſt der zu Münnerſtadt in der Rhön herrſchende Brauch, nach welchem zu Pfingſten buntfarbig gekleidete Buben mit dem Pfluge oder einem geſchnitzten Modell desſelben die Gemarkungen umziehen, und unwillkürlich werden wir hier an Herders Wort erinnert:

„Die Pflugſchar war es, die die Welt bezwang!“

Auch hier alſo die Feier des Sieges der Kultur über die Wildnis, des Lichtes über die Finſternis!

Der „Waſſervogel“, die komiſche Figur bei den bayriſchen Pfingſtſpielen, iſt alſo die Perſonifikation des Feindes, der beſiegt ſein muß, ehe der ſommerliche Gott ſeine Hochzeit begehen kann, oder das Opfer, welches den waltenden Mächten des Sommers fallen muß, ehe ſie herrſchen können. Was muß ſich der arme Burſch gefallen laſſen, welchem dieſe Rolle zugewieſen iſt! Schon bei dem voraufgehenden Wettrennen geſchlagen und ſeines grünen Schmuckes teilweiſe beraubt, wird er hier und da noch im Waſſer „gewargelt“ und kommt endlich in deſolatem Zuſtande im Wirtshauſe an. Jetzt aber iſt der Becher des Leidens für ihn geleert, und wohl vermag er's, ſich ſchadlos zu halten, denn er iſt zechfrei überall!

Das Spiel des Waſſervogels und der Pfingſtritt finden ſich auch auf ſchwäbiſchem Boden, obwohl ſie als eine Eigentümlichkeit des bayriſchen Stammes beſonders hervortreten. In der Rottweiler Gegend erſcheinen bei dem zu Roſſe ſtattfindenden Umzuge eine Menge von Geſtalten, aus denen ſich faſt ein volkstümliches Myſterium konſtruieren ließe: neben dem Hauptmanne und ſeinen Offizieren treten Goliath und David, die deutlichen Repräſentanten von Sommer und Winter, Mohrenkönige, Maienführer und Huſaren in buntem Gemiſche auf. Sie alle ſprechen bei dem Aufzuge langatmige, aber kurzweilige Reden in Knüttelverſen. Und der Refrain all

dieſer Reime? Der Leſer wird ihn wohl ahnen: „Gebt uns Wein! Wir ſind gar weit gefahren!“ Der Huſar aber als Lion und Incroyable darf ſich wohl auch ein Wörtlein erlauben, das an die derben Späße der Wachtſtube und des Feldlagers erinnert.

In all dem Vorſtehenden findet ſich der Grundgedanke der Pfingſtfeier vor, wenn auch vielfach verdunkelt. Wie aber die neckiſche Pfingſtluſtbarkeit der Heilbronner zu deuten ſei, das hat der Verfaſſer noch nicht zu enträtſeln vermocht. Zu Heilbronn wurden nämlich noch im Jahre 1806 die Kühe, welche der Hirt am Pfingſtmontag austrieb, feſtlich und zwar menſchlich ausgeſchmückt. „Da ſammelten ſich,“ wie ein Bericht von jenem Jahre ſagt, „die Kühe auf der Straße, geziert mit noch gangbarem oder bereits veraltetem Modeſtaat des ſchönen Geſchlechtes. Eines der Tiere trug auf den Hörnern einen Strohhut, ein anderes eine Haube, eine Perücke, einen Chignon, jenes ein modiſches Netz, einen Schleier, eine Schärpe, einen Cul de Paris, einen Blumenſtrauß. An dramatiſchem Leben fehlte es nicht. Hier ſtieß die eine, welche der Nachbarin in Freundſchaft ſich nähern wollte, der andern mit dem ungeheuerlichen Hut ins Auge. Ergrimmt fuhr dieſe auf; ein raſchgeführter Hornſtoß vernichtete das elegante Gebäude der Putzmacherin zu traurigen Trümmern. Hier fraß die eine der anderen den Blumenſtrauß von den Hörnern oder vom Schwanze, dort trug die Bleſſe mit dumpfem Gebrülle den Chignon ihrer Schweſter, der Schwarzen, im Maule!“

Im engſten Zuſammenhange mit dem Grundgedanken der altdeutſchen Frühlingsfeier ſtehen die Schützenfeſte, welche zu Pfingſten faſt in allen Städten Deutſchlands ſtattfanden, ſowie die Aufzüge einer durch das ganze Reich verbreiteten Fechtergeſellſchaft, der St. Marxbrüderſchaft. Der beſte Schütz wird König, und wahrſcheinlich fiel in älteſter Zeit, wie Simrock vermutet, Schützen- und Maikönig zuſammen. Bei allen Schützenfeſten finden wir den Maibaum aufgerichtet. Oft, wie z. B. zu Frankfurt a. M., wurden auch die im Freien zum Pfingſtfeſte aufgeſchlagenen Tanzhütten mit Maien geziert. In dieſer Stadt war das „Maienſtecken“ beſonders beliebt; bis zum Jahre 1496, ſo ſagen die Stadtchroniken, pflegten die jungen Männer faſt allgemein die Thür der Geliebten mit grünen Zweigen zum Pfingſtfeſte zu ſchmücken. Die Patrizier Frankfurts fügten ihrem Maien gewöhnlich noch ein Bild und eine Deviſe hinzu. So wählte ein Jüngling des Hauſes Knoblauch zum Bilde das Faß der Danaiden, offenbar eine Anſpielung auf die Sprödigkeit der Geliebten, mit der Umſchrift: „Ich thue, wie ich kann!“ ein anderer ließ eine Hand ein Gewicht in einen Brunnen ſenken und ſetzte den Spruch darum:

„Falſcher Grund
Iſt meinem Herzen unkund!“

Hier zu Frankfurt, wie im ganzen Frankenlande, ſteht jedoch im Vordergrunde des Feſtes der Pfingſttanz, eine deutliche Erinnerung an die alte Götterhochzeit. Geſondert wurde indeſſen der Reigen aufgeführt; das war ſtets ratſam bei den Zunftfeſten des Mittelalters; die Bäcker tanzten auf der Pfingſtwieſe, die Metzger auf dem Gutleuthofe, die Hirten, Flurſchützen und Viehmägde auf der Weide am Rüſterſee. Bald wurden dieſe Pfingſttanzplätze der beliebte Ort der Glücksſpiele.

Es würde zu weit führen, hier näher auf die Pfingfeſte der Schützenbrüderſchaften einzugehen, ſo intereſſant auch eine Darlegung der alten Gebräuche derſelben ſein würde. Wir gehen zur Pfingſtfeier im Sachſenlande über. Auch hier, ſo ſehr freilich in letzter Zeit die Pfingſtfeſte an friſchem Leben eingebüßt haben, bezeugt ſich noch immer die alte Freude an dem Hochzeitsfeſte von Himmel und Erde. Die Häuſer werden innen und außen mit dem duftigen, ſchimmernden Laube der friſchen Maien geſchmückt, die Dielen und die Wege werden mit Kalmus beſtreut. Im ſächſiſchen und ſlaviſch-märkiſchen Tieflande werden in den Häuſern Mai- und Pfingſtkronen aufgehangen, und nicht ſelten geht's auch den Erwachſenen mit dem welken Schmucke des Pfingſtfeſtes ſo, wie den Kindern mit dem Weihnachtsbaume: man ſcheut ſich, den ſalben Schmuck des Feſtes zu entfernen, und thut's endlich nur mit Bedauern. Der Kuh und dem Pferde wird die bunte Tauſchleife angebunden; das Tier ſoll draußen auf der Weide das heilkräftige Naß ſammeln und in Haus und Hof heimbringen. Der „Pfingſtkerl“, wohl der „Pfingſtrecke“, d. h. alſo der Maibräutigam, der „füſt'ge Mai“, d. h. ein zu einem Mädchen verkleideter und mit Blumen geſchmückter Knabe, die „bunte Kuh“, d. h. diejenige, welche zuletzt ausgetrieben worden iſt, ſowie ein prächtig geſchmücktes Roß, das heilige Tier des Sachſenſtammes, ziehen um. Mannigfache Sprüche be-

gleiten die Feſtlichkeiten; ſie heben oft echt poetiſch und hoch altertümlich an, wie z. B.:

„Guten, guten Tag ins Haus!
Unglück fahre zum Giebel hinaus!“

Im Königslaufe, dem Wettlaufe nach dem Pfingſtbaume, zeigt ſich ferner noch ein deutlicher Reſt der alten Frühlingsſpiele. Nicht fehlen endlich in dem an Roſſen ſo reichen Lande die Wettrennen; es gilt, vom Sattel aus einen reich mit Bändern geſchmückten Kranz von einer horizontal ausgeſteckten Stange herabzureißen; nicht die fröhlichen Pfingſttänze! In der brandenburgiſchen Altmark wird am Abende des zweiten Pfingſttages jedes Mädchen mit Muſik nach Hauſe gebracht; am andern Morgen aber beginnt der Tanz ſofort wieder. Gegen Mittag ziehen dann Tänzer und Tänzerinnen von Hof zu Hof. Die jungen Burſchen haben ſich für dieſen Umzug zum Teil mit Weiberkleidern vermummt und einer von ihnen trägt einen großen, gefüllten Bierkrug. Der letztere wird jedem Hofwirte und deſſen Frau gereicht. Unter der Leitung von Vortänzer und Vortänzerin beginnt dann noch einmal der Tanz und erſt um Mitternacht dürfen die müden Spielleute zum „Kehraus“ ſich rüſten.

Ein Reſt ſehr altertümlicher und bedeutſamer Sitte, welche einſt an das Pfingſtfeſt ſich anlehnte, hat ſich auch im deutſchen Norden auf dem Boden der Mark Brandenburg erhalten. Hier umziehen in einzelnen Dörfern Pfarrer, Lehrer und Schüler zu Pfingſten die Saatfelder und beten um reichen Ernteſegen. Mag der Umgang auch eine Erinnerung an die alten katholiſchen Prozeſſionen ſein, ſo iſt doch immer der Zeitpunkt bemerkenswert, zu welchem er geſchah: die Himmliſchen, denen ſelbſt die „hohe Zeit“ ihres Waltens und Daſeins gekommen war, mußten der zu ihnen aufſteigenden Bitte ja beſonders gnädig ſein! In Landen, welche dem römiſchen Bekenntniſſe huldigen, finden daher auch heute noch zahlreiche Prozeſſionen zur Pfingſtzeit ſtatt.

Es fehlt aber auf deutſchem Boden auch an ſcherzhaften Pfingſtgebräuchen nicht. Merkwürdigerweiſe ſind dieſelben von der Luſt des Feſtes in dem ſonſt ſo ernſten Marſchenlande Oldenburgs reich gezeitigt worden. Hier benutzt man die Nacht vor Pfingſten zu allerlei Schabernack. Was außerhalb des Hauſes los und ledig iſt, wird verſchleppt, Handwerkerſchilder werden vertauſcht, Bänke werden verſetzt, Wagen auseinandergenommen und in ihren einzelnen Teilen auf die Dächer geſchafft. Dem Mädchen, welches den Pfingſtmorgen verſchlafen hat, wird ein Strohmann ins Bett gelegt; die letzte, die zum Melken kommt, muß die Rolle des vielgehänſelten Pfingſtfuchſes auf ſich nehmen. Auch dieſe derbe Luſt des Feſtes erklärt ſich leicht aus jenem Hauche der Freude, welcher zu Pfingſten durch alle Lande weht.

Und dieſe Freude ließ ſich ſo ſchnell nicht auskoſten, oder vielmehr: Der Sterbliche ſuchte ſie in der Mühſal ſeines Lebens ſo lange aufzuhalten wie möglich; er wünſchte, die bannenden Kreiſe um ihren flüchtigen Fuß ziehen zu können. Wir deuteten oben bereits an, daß die Feierlichkeiten des altdeutſchen Pfingſtfeſtes und die Frühlingsluſt ihren Abſchluß erſt in der Sommerſonnenwende, dem ſpäteren Feſte des heiligen Johannes des Täufers, fanden. Ohne Zweifel war deſſen Tag, der 24. Juni, bei den heidniſchen Deutſchen dem herrlichen Sonnengotte Baldur geweiht, ihm, der alljährlich im Fluge der Zeit dem heimtückiſchen Geſchoſſe des Gottes der Finſternis erliegen mußte. Welch beſſeres kirchliches Gegenbild aber konnte für den ſtrahlenden Jüngling des Göttermythus gefunden werden als jener Prediger in der Wüſte, deſſen Auftreten der Morgenröte gleich das Kommen des Erlöſers geweisſagt hatte, — der frühe ſchon, gleich dem nordiſchen Götterſohne, ſeines Lebens Ziel erkannt hatte, der das düſtere Wort geſprochen hatte: „Ich muß abnehmen!“ und welchen ein gewaltſamer Tod mitten aus dem Laufe abberufen hatte! So trat St. Johann der Täufer an die Stelle des Sonnengottes; er erſetzte den ſommerlichen Wuotan. Hieraus erklärt ſich, warum St. Johann der Täufer bei den germaniſchen Völkern der Repräſentant alles Lichten, Edlen, Großen ward, und warum die idealſte Verbrüderung des Mittelalters, der ritterliche Orden vom Spitale zu Jeruſalem, ſich den Täufer zum Schutzpatron erkor.

Am 24. Juni ſchien die Sonne unſeren Altvordern den Höhepunkt ihrer ſiegerfüllten Laufbahn erreicht zu haben; von da ab ging es abwärts. Was Wunder, wenn nun zum Schluſſe der feſtlichen Zeit die Freude noch einmal hoch aufloderte, dem Feuer gleich, das die letzten Gluten hochrot aufflackern läßt und dann plötzlich in ſich zuſammenſinkt! Die Siegeshöhe der Sonne — das war natürlich — mußte Wunder wirken auch auf Erden: die Johanniszeit iſt des-

halb ſo reich an Gnade, ſo erfüllt mit Segnungen des Himmels, daß kein Mund es ausſprechen kann. Alle Geiſter, die gebannt ſind, werden zur Johannisnacht frei und rufen ſehnlichſt nach Erlöſung. Aus der Erde Schoße heben ſich die verſunkenen Schätze und ſonnen ſich. Im leuchtenden Scheine des Mittags, auf der Heide, in dem hohen Blütenkraute, um welches die Käfer ſchwirren, die Bienen ſummen, die Schmetterlinge gaukeln, ſowie im bleichen Lichte des Mondes, der durch die Zweige auf den Elfen im Farrenkraute des Waldes herniederlächelt und die Nixen küßt, wenn dieſe, nach dem ſchönen Jünglinge ſich ſehnend, aus der Tiefe des Weihers auftauchen, erſcheinen die Schlüſſeljungfrauen, die „weißen Frauen“ mit dem ſonnengoldenen Haar! Der Sommer hat in dieſer hochheiligen Zeit ſeine höchſte Pracht entfaltet; es blüht, wie Uhland ſo ſchön geſagt hat, das fernſte, tiefſte Thal: deshalb duften alle Pflanzen und entwickeln ihre heilſamen Kräfte. Jetzt iſt es Zeit, den Sonnenwendgürtel, den Beifuß, das Johanniskraut, das Johannisblut und andere Kräuter von hohen Gaben und Kräften zu brechen; jetzt muß die Wünſchelrute, der Sproß vom Haſelſtrauche geſchnitten werden, welcher den Zugang zu allen ſchlummernden Schätzen der Erdentiefe ermöglicht. Jetzt iſt das Waſſer heilſamer denn zu irgend einer anderen Zeit. Deshalb zogen, wie Petrarka aus eigener Anſchauung berichtet, die Frauen Kölns ſtill und geheimnisvoll in der Johannisnacht nach dem Rheine, um ſich Arme und Hände in dem jugendlichen Strome zu baden und unter dem Abmurmeln geheimnisvoller Worte, vielleicht altheidniſcher Zauberformeln, mit duftenden Kräutern die blühenden Glieder zu ſchmücken. „Ein Bad in der Johannisnacht“, ſagt man noch heute im Württembergiſchen, „nützt ſoviel als neun andere ſonſt.“

Der Tau der Johannisnacht ſchützt gegen jede Krankheit; man ſammelte ihn deshalb, um von ihm zu trinken oder mit ihm den Körper zu netzen. Grüne Kränze wurden um den Quell im Walde und den gotiſchen Brunnen auf dem Marktplatze gewunden, dem heilkräftigen Naß zu Ehren; auf allen Höhen aber flammten die Sonnenwendfeuer auf. Jünglinge und Jungfrauen entzündeten dieſelben, warfen vielerlei genau beſtimmte Kräuter in dieſelben, umtanzten ſie und ſprangen durch und über die Flammen. Für immer iſt die hohe Poeſie dieſer Johannisnachtfeier verſchwunden, aber im Geiſte ſchauen wir wohl noch die linde, wonnigliche Nacht des Jahres 1497, da zu Augsburg die ſchöne Patriziertochter Suſanna Neithardt dem Kaiſer Max das Johannisfeuer anzündete, und ſehen nach Ritter Schweinichens Erzählung den Herzog von Liegnitz mit ſeinem ganzen Hofhalte in jauchzender Fröhlichkeit um das lodernde Feuer im Burghofe des Kynaſt verſammelt. Und wenn zwei Herzen in alter Zeit ſich entgegenſchlugen, welche das Schickſal getrennt hatte und feindliche Mächte voneinander fern hielten, ſo erhob in der ſegensreichen Nacht der Jüngling den Becher und trank der Geliebten „St. Johannis Minne“ zu, Licht und Segen ihren Pfaden wünſchend und ein frohes Wiederſehen ſich erhoffend.

Mit dem Glockentone, welcher den Anbruch des neuen Tages nach Johannis verkündigte, legten ſich die ſchäumenden Wellen der Freude. Jetzt war die frohe Zeit abgelaufen, des Jahres ſchönſter Tag vorüber. Der volle Sieg des Lichtes war erkämpft; nach dem gemeinſamen Schickſal aller erſchaffenen Dinge fing nun der Erde Pracht und Hoheit an zu welken. Des Sommers Schwüle und verſengende Hitze lagerte ſich auf Wald und Feld und Flur; — dahin waren die ſchöneren, ſanften Tage, und nur in Wehmut mochteſt du denken an die verlorene Maienfriſche des Lenzes, an das junge Grün, an die knoſpende Blüte, an das linde, leiſe Frühlingswehen, das eine Welt von Seligkeit verheißen hatte, die nun erſchienen und ach! ſo ſchnell vergangen war.

Solcher Stimmen der Wehmut über dahingerauſchte Pfingſtesluſt ließen ſich viele ſammeln aus unſerer älteren Litteratur, aus dem Minnegeſange und dem Volksliede. Die elegiſche Klage um das ſo früh erſterbende Schöne klingt aus dem Munde aller Geſchlechter, und mit ihr eint ſich die Sehnſucht nach dem Bleibenden. Die hat in ſeiner ſchlichten Art auch der Dichter unſerer Tage auszuſprechen ſich nicht geſchämt, welcher nächſt Walter von der Vogelweide und Doktor Martin Luther der männlichſte ſeines Volkes geweſen iſt, und mit Ernſt Moritz Arndts Worten aus einem „Pfingſtliede“ ſchließen wir, — ſie atmen Pfingſtgeiſt und Pfingſtesſehnſucht:

„Gottes Liebe ziehe mich in dich hinein,
Daß ich hier ſchon blühe wie ein Himmelsſchein,
Daß ich gleich der Lerche flieg' ins Sternenhaus,
Ueber Thal und Berge und die Welt hinaus!“

Leonore.

Roman von August Becker.

(Fortsetzung.)

ls Herbig seine Verwunderung hierüber aussprach, hörte er von dem kleinen Aufwärter, daß es Familien aus der Stadt seien, die zumeist erst abends heraufkämen, besonders jetzt zur Zeit der Hirschbrunft, um — die Hirsche am Rennsteig schreien zu hören.

Lachend bemerkte der Fremde, man lasse wohl irgendwen durch ein Rohr in einen vollen Wasserkübel brüllen und sage, das seien die Waldhirsche am Rennsteig.

„O nein!“ erwiderte der Junge mit ernster Miene. „Erst gestern abend bei hellem Mondschein horchten Herren und Damen dort auf der Haustreppe oder hörten am offenen Fenster stundenlang zu. Da, nach der Weinstraße hin, stand ein Hirsch, der schrie mächtig, daß einem die Haare zu Berg standen; und dahin, auf dem Rennsteig gegen den hohen Saal, stand ein anderer, der trieb es noch bunter. Und heute morgen wurde ein großer Hirsch gleich da drüben auf dem Waldanger tot aufgefunden, der im Kampfe unterlegen ist.“

Wenn es sich wirklich so verhielt, so fehlte es nicht an Romantik oben am Rennsteig. In der That bestätigte denn auch ein hinzutretender Erwachsener, der Oberkellner oder Pächter, daß die Sache ihre volle Richtigkeit habe. Herbigs Teilnahme war geweckt, und da er sich bereits in sein Geschick einigermaßen gefunden, kam es ihm nicht mehr darauf an, hier etwa von der Nacht überrascht zu werden. Er hatte sich ein Abendbrot bestellt und ließ es sich schmecken, obwohl es ihn ärgerte, daß ihm wiederholt das Messer entglitt und zu Boden fiel. Indem er sich bückte, es aufzuheben, bemerkte er, daß unter einem der verschobenen Tischbeine ein kleiner Papierzettel oder vielmehr eine weißglänzende, zierliche Karte eingeklemmt war. Beim ersten Male hatte es ihn nicht weiter gekümmert. Dann aber stellte sich die Erwägung ein, daß es eine Visitenkarte sein möchte, verloren an dem Platze, wo die beiden Damen ihren Kaffee getrunken hatten!

Das Verlangen, sich hiervon zu überzeugen, regte sich. Mit einem Anflug von Neugierde hob er das kleine weiße Blatt auf.

In der That, es war ein steifes, glänzendes, goldrandiges Kärtchen, jedoch ohne eingestochenen Namen, sondern auf beiden Seiten beschrieben von einer weichen sympathischen Frauenhand, der Text in deutschen Zügen, die Unterschrift — zum Teil unleserlich, von feuchtem Sande beschmutzt und gelöscht — in englischer Schrift und mit einem schülerhaften Schnörkel, wie sie nur noch von Frauen als Namenszüge angewandt werden. Der Inhalt mußte dem Leser gefallen, denn er überflog ihn zweimal und lächelte jedesmal dazu. Er lautete — wörtlich und nach genauer Abschrift also:

„L. G. Ich habe dir etwas im Vertrauen
„mitzuteilen, denke dir heute morgen als ich
„meinen Zopf anstecken will, ist keiner zu finden
„bitte such doch mal, wo wir gestern gewesen
„sind; halt es aber geheim vor allen. Ich kann
„es kaum vor Lachen aufs Papier bringen.

Jenny No — — — se.“

Was hier im Namen durch Striche angedeutet wird, war im Original wegen eines Schmutzfleckes oder Kleckses unleserlich. Sehr ärgerlich. Gerade das Wichtigste, der Familienname blieb dem Finder damit verschlossen. Sonst war das Papier trocken, unverletzt, kein Buchstabe verwischt oder verblaßt, ein Beweis, daß das Kärtchen noch nicht lange hier lag, da die Tinte außer jener Stelle weder durch Tau und Nebel, noch durch das Sonnenlicht gelitten hatte. Es konnte nicht über Nacht hier am Boden gelegen sein, war sehr wahrscheinlich erst am Nachmittag verloren worden und zwar aller Vermutung zufolge eben von den beiden Damen,

die ihren Kaffee hier getrunken und dem Finder dann begegnet waren. Gerade auf den Familiennamen — wie ſchade! — mochte ein Waſſertropfen oder vielmehr ein Tropfen Milchrahms durch irgend einen Zufall geraten und das Kärtchen unbemerkt zu Boden gefallen und unterm Tiſchbeine eingeklemmt worden ſein, wodurch es an der einen Stelle beſchmutzt wurde.

Das drollige Billet war offenbar an eine vertraute Perſon, an eine Freundin oder einen Freund, vielleicht an den Gatten, möglicherweiſe an den Geliebten, im Grunde jedoch eher — und aller Wahrſcheinlichkeit nach — an die Schweſter gerichtet. L. G. hieß wohl „Liebe Guſte," „Gertrud" oder „liebes Gretchen!" Welche von beiden war nun die Abſenderin Jenny, die launige Schreiberin des Billets? Dasſelbe machte einen überaus anmutenden Eindruck auf den Leſer, deſſen Züge ſich freundlich aufgeklärt hatten, indem er ſich immer wieder in die Betrachtung dieſer weichen und doch ausdrucksvollen Mädchenſchrift verlor mit den klaren Haar- und den deutlichen Grundſtrichen, den keineswegs langgeſtreckten knappen Buchſtaben. Vor allem aber gefiel ihm der Inhalt, dieſe naive, ſich ſelbſt belächelnde Geſchämigkeit, welche die Bedeutung des Verluſtes, aber auch den Humor der Sache nicht verkennt. Mochte die Verfaſſerin ſein, wer ſie wollte, ſie mußte ihrer Handſchrift entſprechend ein gemüt- und charaktervolles, anſpruchslos heiteres und liebenswürdiges Weſen ſein.

Jenny war auch ein Name, der zum Ganzen paßte. Aber wie lautete nun der Familienname dieſes ſchalkhaften Mädchens? Daß auch gerade auf ihn der verhüllende Fleck fallen mußte!

Herbig ſah nochmals das goldgeränderte Kärtchen an, nachdem er ſich bis zur merklichen Dämmerung damit beſchäftigt hatte, und ſteckte es nunmehr in die kleine Mappe ſeines Notizbuches. Dann fragte er einen Vorüberkommenden, den er für den Wirt halten konnte, ob die Damen, welche nachmittags hier geſeſſen, aus der Stadt und wirklich Schweſtern ſeien.

Der Mann beſtätigte es, — er wiſſe nicht anders.

„Können Sie mir nicht den Namen ſagen?" forſchte Herbig weiter.

Der Mann beſann ſich; er fiel ihm nicht bei. Es ſei eine Familie mit zwei Töchtern, ſoviel er wiſſe, erſt vor einigen Jahren hergezogen und habe ſich jetzt eine Villa gebaut; ob ſie jedoch dieſelbe ſchon bewohne, wiſſe er nicht.

„Iſt eine der Töchter verheiratet?" erkundigte ſich Herbig weiter.

Der Mann verneinte; er bezweifle dies und wiſſe nur von den beiden ledigen Töchtern.

„Die eine Dame hier," miſchte ſich jetzt ein Mann ins Geſpräch, der ſeither unbeachtet in einer Laube geſeſſen war, „die ſchöne, große, vornehme, junge Frau war eine Fremde, aus Berlin oder eher noch aus dem Hannöverſchen. Sie wird wohl in Marienthal logieren."

Das klang ſehr beſtimmt. Der Mann hatte ſicher ſeine Gründe zu dieſer Behauptung und war wohl ſchon unbemerkt in der Laube geſeſſen, als die beiden Damen noch am Tiſche weilten und ihre Ausſprache, der Inhalt ihrer Reden ihm Anhaltspunkte für ſeine Annahme lieferten.

„Ich will es nicht beſtreiten," meinte nun auch der andere, während Herbig in den alten Zwieſpalt zurückgeworfen war. Sein Herz ſtimmte dem in der Laube zu. Doch richtete er keine weitere Frage an ihn. Raſch entſchloſſen, berichtigte er ſeine Zeche, brach auf, eilte die feierliche Dämmerung einer herrlichen Buchenhalle entlang, dann die Straße überſchreitend bald durch dichten, bald durch hellen lichten Wald allmählich zu Thal. Das Laub der dicken Eiche am Promenadenweg zeichnete ſich wie mit Tuſche ausgeführt an den lichtgrünen Himmel. — War ſie es? Waren die Zeilen von ihr und — an wen gerichtet?

Sein Herz pochte ungeſtüm, in qualvoller Ungeduld. In allen Reſtaurationen des Marienthals ſah er ſich noch abends beim Vorüberkommen um. Da ſaßen Frauen genug, doch keine wie ſie.

2.

Anderen Tags war Herbig früh auf und entſchloſſen, ſich Gewißheit darüber zu verſchaffen, ob er ſich geſtern getäuſcht oder ob das Weib, deſſen erſter Anblick auf der fernen Küſte ihm Herz und Sinne gefangen genommen, hier im Thüringer Wald wieder zu finden ſei. Es war ſeine beſtimmte Abſicht, nicht aus der Gegend zu weichen, bevor er zu jener Ueberzeugung gelangt war, und dann alles an ſeine Liebe zu ſetzen.

Allein mit dem feſten Entſchluß drängten ſich ihm auch ſofort die Schwierigkeiten der Durch-

führung auf. Als Fremder, ohne ſicheren Anhalt, ohne Anknüpfungspunkte — wie ſollte er ſeinen Zweck erreichen? Durch Nachfrage in den verſchiedenen Hotels? Viel zu umſtändlich, ohne Ausſicht auf Erfolg, wie ihn die Erfahrung im eigenen Gaſthof lehrte, da er bei ſeinen gelegentlichen Erkundigungen nicht einmal den Namen wußte. Allem Anſchein nach wohnte die ſchöne Unbekannte von der Oſtſee, wenn ſie überhaupt hier weilte, in einem Privathauſe. Wie ſollte er nun zum Ziele kommen! Durch Nachforſchungen auf der Polizei? Auch wenn ſie angemeldet war, verbot ſich das von ſelbſt und zwar nicht bloß deswegen, weil jeder Anhaltspunkt fehlte. Eine Fremde, eine ſchöne, große, junge Frau, die er liebte, — damit ließ ſich ohnehin vor einer Behörde, die auf das Poſitive hält, wenig anfangen. Oder war ſein Vorſatz beſſer durch eine Anzeige im Lokalblatt zu verwirklichen? Nein! Dieſes Mittel verwarf er ſofort. Und dennoch — das aufgefundene Billet, die beſchriebene Viſitenkarte bot einen paſſenden Anlaß, unter „Verlorenes“ oder vielmehr „Gefundenes“ mit leiſer Andeutung anzuknüpfen! Aber, vielleicht war der Verluſt der Karte gar nicht bemerkt worden, oder dieſe ging ganz andere Leute an, — und wenn eine der beiden Damen, ſo hinterließ ein ſolches Inſerat doch leicht den Eindruck arger Indiskretion; das Verfahren erſchien als ein Zwangsmittel, dem man ſich erſt recht nicht beugte. Mit Verletzung des Zartgefühls als ein Aufdringlicher erſcheinen, nein, dazu hatte er vorerſt keine Luſt, wenn auch zu vielem anderen.

Ein Ausweg blieb ja immer noch, um eine Begegnung herbeizuführen: in der ſchönen Umgebung ſich ergehen, was wohl auch ihr Zweck bei einem Aufenthalt hier war. Was geſtern geſchah, konnte ſich heute wiederholen. Freilich waren der Spaziergänge ſo viele, — wohin ſich wenden? Er mußte ſein gutes Glück wohl oder übel dem Zufall überlaſſen und machte ſich alſo auf die Beine in die herbſtliche Berglandſchaft hinaus, — ſchon vormittags, da er wußte, daß Damen gerne des Morgens wandern, wenn ſie Muße haben und keine Langſchläferinnen ſind.

Weiße Dämpfe ſtiegen aus den Thälern und zogen dann als lichte Wolkenballen am blauen Himmel über das Gebirge. Mit ſcharfem Ausblick verfolgte Herbig die ſchattigen Bergpfade um die Felſen, auf deren Folie ſich die maleriſchen Baumkonturen jetzt deutlicher abhoben. Jeder helle Rockſaum in der Ferne beſchäftigte ſeine Phantaſie, nährte und beflügelte ſeine Einbildungskraft, bis nähere Betrachtung die Enttäuſchung brachte. Im geſchloſſenen Nadelwalde, unter den lichten Pyramiden der Lärchen und den dunklen der Fichten; unter dem braungewordenen Laubgezelt einzelner Eichen und unter immergrünen Föhrenſchirmen am ragenden Geſtein; wo die Hainbuchen den bunten Blätterteppich über den Raſen am Waldſaum breiten, die Birke zartes Laubgold auf den Berganger ſtreut und der Ahorn als rieſiger Flammenbuſch an blauer Felswand leuchtet; in dunklen Buchengängen und herbſtlich gelichteten weiten Hallen — überall ſuchte er nach ihr und fand ſie nicht.

Jedem Kleide, das von ferne durch den Forſt ſchimmerte, war er nachgelaufen, um ſchließlich immer wieder ſeinen Irrtum zu gewahren. Auch hatte er nicht verſäumt, in allen am Wege liegenden Reſtaurationen die weiblichen Gäſte zu muſtern; mit demſelben ſchlechten Erfolge. Nach vergeblichem Abhetzen kehrte er müde zur Mittagstafel ſeines Hotels zurück, befand ſich jedoch nachmittags ſchon wieder auf den Beinen.

Jetzt galt es den Schloßberg ſelbſt zu beſteigen, von deſſen Halden weiße Gewänder in die Ferne blinkten. Rüſtig, die Mauern der erhabenen Landgrafenpfalz ſtets im Auge, klomm er hinan. Vor ihm trieb ein Schwarm von Engländern durch den Felſenweg empor, indem ſie mit Händen und Stöcken ihre ſchwanenhalſigen Ladies, ſchlaffe Figuren mit verdroſſenen Mienen, vor ſich her ſchoben und drückten. Nachdem Herbig in alle Räume der Reſtauration oben geblickt hatte, wählte er ſich ſeinen Platz in der Vorhalle ſo, daß er Kommende und Gehende im Auge behielt und zugleich des wunderbaren Ausblickes an den hochragenden Gebäuden der Burg vorüber auf den Bergwald genoß, der da ſeine Wogen bis über den Rennſteig hinaus ſchlug, hinter deſſen geſchwungener Linie die blauen Kuppen der Rhön auftauchten.

Obwohl die Jahres- und Tageszeit ihre ſchönſte Beleuchtung und den ſeltenſten Farbenreiz über die Landſchaft ergoß, bemerkte Herbig doch, daß die meiſten Beſucher ſofort zu den bunten Fenſtern im Hintergrunde eilten, um die Gegend in Blutrot, Violett, Blau und Schweinfurter Grün zu bewundern. Viele Damen kehr-

ten ein, zumeiſt aus der Stadt ſelbſt, in ganzen Zügen. Sie, die er ſuchte und erwartete, befand ſich nicht darunter. Nun erwog er doch ernſtlich bei ſich, ob er es hier — auch in dieſer ſchönen Umgebung — ohne paſſenden Umgang lange auszuhalten vermöchte!

Am nächſten Tiſche ſaßen einige junge Leute mit bunten Mützen und lebhafter Unterhaltung beim Bier. Einer erzählte den anderen von zwei frommen und fleißigen Mitſchülern, die erſt jetzt auf Geheiß des Direktors deutſche Dichter zu leſen begannen.

„Um nun ihren poetiſchen Sinn zu bekunden," lautete der Bericht weiter, „ſetzen ſich die Kamele vorgeſtern der Töchterpenſion im Johannisthal gegenüber auf eine Steinplatte und ſingen, bis der Vorſteher mit einem Knüppel erſcheint, ſchwärmeriſch hinüber: Wenn — ich — ein — Vööglein wär!"

„Das iſt noch gar nichts," meinte ein anderer, „gegen die Unterhaltung, die Löweke bei dem Balle geſtern mit ſeiner Tänzerin geführt hat. ‚Fräulein,' ſagt er, ‚Sie trinken gewiß gern Bier!' Blutrot fragt das arme Mädchen, warum er das von ihr glaube. Er darauf: ‚Na, wie viel Glas trinken Sie denn des Tags?' Halbweinend klagt ſie, wie er ſo fragen könne. ‚Ei,' ſagt er, ‚Sie ſehen ganz ſo aus, als tränken Sie gern und viel Bier!' Nun aber reißt ſie aus und kommt weinend zu ihrer Mutter, während Löweke ſteif und feſt der Meinung bleibt, er habe ihr nur Liebenswürdiges geſagt."

Herbig hörte nichts mehr von der laut geführten Unterhaltung, ſondern verlor ſich auf eine Weile wieder in den Anblick des Bergforſtes und der denſelben überragenden Burg. Vom Schauen müde, griff er nach einem Berliner Zeitungsblatt, das vielleicht von einem Gaſte zurück gelaſſen auf dem Tiſche lag. Er begann zu leſen, flüchtig, teilnahmelos bald da, bald dort, überflog die Lokalnachrichten und war im Begriff das Blatt wieder wegzulegen, als ihm eine bis dahin überſehene kurze Notiz in die Augen fiel. Schon nach der erſten Zeile blieb ſein Blick feſt an der Stelle hängen. Sie lautete trocken und kurz:

„Geſtern nachmittag wurde die Leiche eines unbekannten, anſcheinend den beſſeren Ständen angehörigen jungen Frauenzimmers aus dem Engelbecken gezogen und ins Obduktionshaus gebracht."

Herbig ließ das Blatt ſinken und ſtarrte betroffen ins weite. Lebhaft drängte ſich ihm die Erinnerung an das Mädchen aus der Fremde in der Hauptſtadt auf. Erſt jetzt ſah er nach dem Datum. Die Zeitung war ſchon einige Tage alt; der traurige Vorfall mochte an demſelben Nachmittag ſtattgefunden haben, an dem er ſelbſt abgereiſt war. Alſo Steubers verlaſſene Braut! Und dennoch, — was ſollte ſie zu ſo fürchterlichem Entſchluſſe getrieben haben! Zwar hatte ſich die junge Dame in Haltung und Auftreten ernſt, beſtimmt, entſchloſſen gezeigt, jedoch keineswegs den Eindruck eines verzweifelten Gemüts hinterlaſſen.

Die jungen Leute neben ihm fuhren in ihrer luſtigen Unterhaltung fort, welche ſich jetzt zumeiſt um einen Dr. Binſe drehte, wie es ſchien, ein Mitglied des Lehrerperſonals, der auch unter der Bezeichnung „der Floh" vorkam und ebenfalls auf dem Ball geweſen war. Wäre dabei nicht ein Frauenname genannt worden, der Herbigs Aufmerkſamkeit erregte, ſo würde er ſicherlich das ganze Geplauder überhört haben. Nun aber gewann es für ihn ein ungewöhnliches Intereſſe.

„Die Mazurka tanzte der Floh mit Fräulein Nordhaſe," fuhr nämlich einer der jungen Leute in ſeiner Mitteilung fort. — „In der Pauſe — ich ſtand gerade hinter ihnen, fragte er, warum denn ihre Schweſter Jenny nicht mitgekommen ſei; er habe ſie beim Vorüberkommen im Garten ihres neuen Hauſes ſtehen ſehen, aber kaum erkannt; Fräulein Jenny habe ganz anders ausgeſehen; mit veränderter Haarfriſur, ſcheine ſie auch ihren Sinn gewechſelt zu haben, denn ſie habe ſich bei ſeinem Gruß eiligſt zurückgezogen. Warum ſie denn nicht da ſei? — ‚Vermiſſen Sie denn Jenny ſo ſehr, Herr Doktor?', fragte Fräulein Nordhaſe. — ‚Ei ja,' ſagte der Floh das Bein hebend, ‚auch Ihretwegen.' — ‚Meinetwegen? Wie ſo?' — ‚Ei freilich!' ſagte der Floh, das andere Bein hebend; ‚in Leipzig ſagt man: nebeneinander ſehen Schweſtern nie übel aus.' —

„Und was ſagte denn Fräulein Nordhaſe darauf?" wurde von einem der jungen Leute am Tiſche gefragt, während Herbig bemüht war, ſich, ohne aufzufallen, kein Wort entgehen zu laſſen.

„Sie lachte," war die Antwort. „Sie lachte und meinte: Herr Doktor Binſe verleugne doch niemals den bewährten Takt, was er auch als bare Münze einſteckte. ‚Ich ſchmeichle mir!' ver-

ſetzte er mit ſeinem ſelbſtgefälligen Lächeln, indem er wieder ein Bein hob und ſich hierauf in Poeſie verlor. Denn, ihr wißt ja, der Floh dichtet.“

Geräuſchvoll erhoben ſich hierauf, nachdem ſie noch ausgetrunken hatten, die jungen Leute und zogen lachend weiter. Daß es die Namen ‚Jenny‘ und ‚Nordhaſe‘ waren, die Herbigs Aufmerkſamkeit erregt hatten, begreift ſich leicht. Ja — Jenny Nordhaſe — das ſtimmte. So lautete die Unterſchrift des Billets, und er wunderte ſich, daß er dieſe Entzifferung nicht ſchon ſelbſt gefunden, nachdem die Buchſtaben unter dem trocken gewordenen Klecks wieder etwas hervorgetreten waren. Alſo dennoch Schweſtern, und eine geſtern nach dem Spaziergang über die Berge noch auf dem Ball geweſen, Jenny daheim geblieben! Was half ihm nun, den Familiennamen zu wiſſen! Immerhin ſo viel, um konſtatieren zu können, daß er in einer Täuſchung befangen geweſen war.

Selbſt dieſe Gewißheit erſchien als Gewinn, wenn auch als ein ſchmerzlicher. Er wollte wieder zu der Zeitung greifen, um die Nachricht von dem ertrunkenen Mädchen nochmals zu leſen. Ein anderer hatte das Blatt weggenommen und las darin. Nun ſah Herbig nach der Uhr und brach auf, um nach der Stadt zurückzukehren und ſofort an Dräſow eine Anfrage wegen des Falls zu richten. Er bedachte nicht, daß er dies auch von der Burg ſelbſt aus, wo ſich ein Poſtſchalter befand, thun konnte, und begab ſich alſo den Berg hinunter. Allein, jener Vorſatz kam nie zur Ausführung und geriet in Vergeſſenheit, da Eindrücke und Erlebniſſe dazwiſchen traten, welche den Gedanken Herbigs einen anderen Gang und den Angelegenheiten eine neue Wendung gaben.

Indes hatte ſich der Abend eingeſtellt und das Wetter etwas geändert. Die Sonne war zwar noch nicht untergegangen, als Herbig die Hochterraſſe erreichte, ſtand jedoch hinter einer ruhigen, nur hin und wieder gebrochenen Wolkenſchicht, die den Himmel leicht, doch für den Sonnenblick undurchdringlich überzogen hatte. Die Luft war ruhig, mild, weich. Ein bläulicher Duft lag über den Bergen und den Feldhöhen draußen, alle Farben und Linien mildernd, in welchen das Gebirge hier maleriſch zur Stadt abfällt. Ueber den heraufſteigenden Häuſergruppen lag ſchon der Abendrauch, über dem Waldkolorit ein gleichmäßiger blaſſer Farbenton, und erſt beim Eindringen ins Gehölz fand Herbig wieder brennende Tinten hinter dunklen Buchenhängen an Hecken und Bäumen, die gleich blühendem Ginſter leuchteten. Kein Park war anmutiger, als dies Berggehölz unmittelbar über der Stadt. Bei einem Pavillon ſah er über einen Teil derſelben in ein ſchön geſchloſſenes Thal mit fernem, halb vom Abendnebel verhüllten Dorfe. Kartoffelfeuer rauchten auf dem vorliegenden Hochfelde und drüben überall; hier im Eſchenhain deckten große gefiederte Blätter — noch grün — den Pfad. Hundegekläff, Kinderlärm unten in der Stadt, unmittelbar über ihr Waldesdunkel, Bergeinſamkeit.

Raſch wäre er in der Gaſſe unten geſtanden; das ſchöne Gehölz, eine Miſchung aller deutſchen Baumarten, zog ihn jedoch wieder zurück. Die fein gezogenen Linien und Konturen, die reizenden Durchblicke, der wehmütig ſehnſuchtsvolle Eindruck des ſchon merklichen weichen Dämmerlichtes verfehlten ihre Wirkung nicht. Dann die herbſtlichen Lufttöne, der Laubabfall! — Ja, nochmals wollte er dieſe Pfade wandeln. Die ganze Naturſtimmung hier entſprach zu ſehr der eigenen Gemütsverfaſſung.

Als er dann auf anderem Stege über das Hochfeld zur Stadt hinunter ſtrebte, lauerte ſchon der graue Nachtnebel in den Hecken, die den Hohlweg ſäumten. Auf deſſen hohem Rande folgte er einer Pfadſpur vor eine Gitterthür in dichtem Zaun. Nur angelehnt, wich ſie ſeinem Druck, — und er trat hinein.

Wenn ihn nun auch das Gartenhäuschen auf der Höhe zur Umkehr mahnen konnte, um nicht weiter auf Privateigentum vorzudringen, — drüben im Gehölz war er übrigens auf ein ähnliches geſtoßen, — ſo war doch der zur Stadt abfallende Raſenhang mit einem lichten Beſtand von Waldbäumen — Birken, Fichten, Aſpen — beſetzt, gleichſam nur eine Fortſetzung des Bergforſtes, während allerdings weiter unten nach der Stadtmauer hin Obſtpflanzungen an die Stelle traten. Er fand ſich alſo nicht bewogen, umzukehren.

Da indes der eingeſchlagene Pfad umführte, folgte er ihm nicht weiter, ſondern ſchritt kurz entſchloſſen in gerader Richtung über den Raſen hinunter auf ein Laubgeheg los, wo er einen Ruheſitz vermutete, von welchem er in ſtillem Behagen noch des Ausblicks in den Abendfrieden genießen konnte.

Er hatte ſich nicht geirrt. Hinter dem Ge-

heg unter einer bereits gelichteten Linde ſtand eine Bank. Allein man war ihm zuvorgekommen. Eine Dame ſaß da, wie es ſchien, gedankenvoll, in tiefer Betrachtung. Sie hatte die nahenden Schritte, welche allerdings von dem weichen Raſen gedämpft, von dem heraufklingenden Lärm der nahen Gaſſen gedeckt wurden, nicht wahrgenommen und ſah, den Kopf auf die Hand geſtützt, über den Rauchſchleier der Stadt hinweg nach den jenſeitigen Feldhöhen, von welchen hin und wieder die Kartoffelfeuer bereits durch die tiefere Dämmerung ſchimmerten. Das Herz begann ihm zu pochen. Sie trug das helle Herbſtkleid, wie es die größere der beiden Spaziergängerinnen geſtern oben auf der Höhe des Gebirgs getragen, und eine ſtark duftende Roſe am Buſen.

Soviel hatte er bereits bemerkt, und auch die Figur entſprach ſeiner Vorſtellung. Das unbedeckte, dunkelblonde üppige Haar in einen Knoten geſchlungen, der tief im Nacken ſaß, wie er es an Frauen liebte, weil es ihnen — wenigſtens in ſeinen Augen — etwas beſonders Anziehendes verleiht.

Aber noch hatte er ihr Geſicht nicht geſehen. Unwillkürlich, mit angehaltenem Atem, ſchritt er behutſam etwas vor. Nicht zu frühe ſollte ihre Aufmerkſamkeit erregt werden. Und jetzt änderte ſie ihre Haltung, indem ſie die Hand von der Stirne herabſinken ließ und die Arme unter der ſchönen Büſte kreuzte. Mit geſenkter, von den üppigen Haarwellen beſchatteter Stirne ſaß ſie da, kummervollen und verſteckten Blicks, gleichſam unter den dichten Brauen hervorſchauend wie ein junges, ſchüchtern ſtolzes Mädchen. Der Ausdruck ihrer Züge war voll ſchwermütigen Ernſtes.

Herbig hatte an ſein Herz gegriffen, das faſt hörbar an die Bruſtwände pochte. Ja, das war das edle Profil der hohen Frau vom Oſtſeeſtrand, das ſchöne Oval ihres dunkelbleichen Antlitzes, die weiche Wange mit dem kleinen liebreizenden ſamtbraunen Muttermal überm Mundwinkel.

Allein, was nun? Unter keinen Umſtänden war es zu entſchuldigen, noch länger ein Weib zu belauſchen, das ſich einſam glaubte. Und doch konnte er nicht freiwillig ſich eines Anblicks entſchlagen, nach welchem er ſich all dieſe Tage her glühend geſehnt hatte. Wie nun ſollte er ſeine Anweſenheit zu erkennen geben?

Während er noch unentſchloſſen ſtand, raſchelte ſein Fuß, den er leiſe zurückzog, im welken Laube. Da ſah ſie langſam auf und richtete voll das Antlitz her.

Der Anblick Herbigs ſchien ſie erſt zu befremden, dann zu verblüffen. Zwar trat keine Röte in ihre Wangen, aber wie eine dunkle Wolke ſtieg es hinter ihrem Antlitz auf und lagerte ſich gewitterhaft in tiefen Schatten um ihre Augen. Herbig vermochte ſich die Bewegung ihres Gemüts und den Ausdruck ihrer Züge nicht zu deuten. Aber ihm wollte doch ſcheinen, als ob ſich durch Ueberraſchung, Verwunderung, Schreck und Aerger eine heimliche Genugthuung durchkämpfe.

Sie hatte ſich indes von der Bank erhoben, als wolle ſie den Platz, wo ihre Einſamkeit nicht mehr aufrecht zu erhalten war, unverzüglich verlaſſen. Auch Herbig trat näher und ihr in den Weg, wobei ihm wieder ein eigentümlich gewürzhafter Roſenduft entgegen wehte.

„Verzeihung, meine Gnädige,“ ſprach er ſich verbeugend, „ich wäre untröſtlich, wenn meine Gegenwart ſo läſtig fiele, Sie zum Aufgeben Ihres Ruheſitzes zu veranlaſſen. Ich wollte keineswegs ſtören.“

Einige Augenblicke verſtrichen, bis ſie antwortete.

„Wenn Sie jemand von der Familie beſuchen wollen, mein Herr,“ ſprach ſie dann mit dem ihm bereits bekannten Wohlklang ihrer etwas tief liegenden Stimme, — „die Herrſchaften befinden ſich unten im Hauſe.“ Und mit einer leichten und anmutvollen Handbewegung wies ſie ſeitwärts den Gang hinunter, wohin der Pfad lief und das Schieferdach eines Sommerhauſes mit Balkon und Veranda zwiſchen dem Laubwerk ſichtbar ward.

„Das liegt völlig außer meiner Abſicht,“ erwiderte Herbig. „Perſönlich bin ich hier gänzlich unbekannt, obwohl — —“ Er hielt inne, als fühle er noch nicht an der Zeit, was er ausſprechen wollte, griff aber dabei nach der Seitentaſche und enthob derſelben eine kleine ſchwarze Mappe, die unverkennbar Viſitenkarten enthielt. Als jedoch die Dame in nicht mißverſtändlicher Weiſe, wenn auch höflicher Form abwinkte, ſteckte er einigermaßen verlegen das Täſchchen wieder ein und fuhr mit fortdauerndem Erröten fort: „daß ich Ihre Einſamkeit unterbrach, meine Gnädige, geſchah wider meinen Willen und hat ſeinen Grund in der Unbekanntſchaft mit den Einzelpfaden. Wenn ich auch die Gegend von früherem Beſuch etwas kenne, ſelbſt anderen im

allgemeinen Auskunft zu geben imſtande bin" — er glaubte dies beſonders hervorheben zu müſſen, um ihrem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen, — „ſo kann ich doch im Einzelfall die Richtung verfehlen. Kurz, mein Eindringen hier kommt daher, daß ich mich verirrt habe. Das iſt mein ganzes Vergehen."

„Nur ein Verſehen," verſetzte ſie, und Herbig glaubte zu bemerken, daß ein leichtes Lächeln ihre Mundwinkel hob, „ein Verſehen, das ſich unſchwer wieder gut machen läßt, kein Vergehen, mein Herr, wenn nicht im allerwörtlichſten Sinne."

„Ich danke Ihnen, meine Gnädige, für dieſe freundliche Anſchauung der Lage," fing Herbig wieder an, der die leiſe Mahnung, welche in ihren Worten gelegen ſein konnte, wieder dahin zu gehen, woher er gekommen, nun einmal überhören wollte. „Ich bin fremd hier, das Verſehen konnte ſtattfinden, wenn mir auch die gangbarſten Pfade im Waldgebirge ſelbſt nicht unbekannt ſind, z. B. jener von der Weinſtraße und dem Drachenſtein herunter in die Landgrafenſchlucht, — den Sie doch gefunden haben, wenn ich fragen darf?"

„Er war nach Ihrer Beſchreibung nicht wohl zu fehlen, mein Herr."

„Und — geſtatten Sie die Frage — Sie fanden ihn ſchön?"

„Wie alle dieſe Waldpfade hier."

„Ach ja, ich entſinne mich," fuhr Herbig fort mit dem Bemühen, das Geſpräch in Schwung zu bringen. „Ein wunderbarer Gang, dieſes ſtete Herunterſteigen in den ſchönen Waldkeſſel mit den ſchroffen, bläulich angehauchten Felswänden, dann die Windungen der von Buchen herrlich überwölbten Schlucht entlang, dem rinnenden Waſſer nach ins Marienthal — ſehr ſchön!"

„Alle dieſe Waldpartieen haben ihren Reiz," erwiderte ſie ruhig, faſt kühl, indem ſie mit ihrem geſchloſſenen blauſeidenen Sonnenſchirm gleichſam in verhaltener Ungeduld die linke Handfläche klopfte. „Wenn Sie indes von Ihrer Irrfahrt wieder auf den rechten Weg zur Stadt gelangen wollen, ſo müſſen Sie, wie ich zu wiſſen glaube, oben durch die Gartenthüre zurück und den Hohlweg entlang gehen, der hier um den Zaun hinunter führt."

Dies ſagte ſie, ſelbſt im Begriff, dem Pfad innerhalb des Gartens nach dem Hauſe hinunter zu folgen. Allein Herbig fand es geraten, für jetzt noch von ihrem Vorhaben nichts zu merken. Ohne von der Stelle zu weichen, fragte er:

„Und der Pfad, den Sie ſelbſt, meine Gnädige, einſchlagen, iſt wohl nur ein Privatweg?"

Ein Ja! folgte als Antwort.

Etwas ärgerlich und gereizt, daß ſie ihn ſo kurz hielt, war er entſchloſſen, ſie keineswegs ſo leichten Kaufs wieder loszulaſſen und die lang erſehnte Gelegenheit möglichſt auszunützen. Entſann ſie ſich ſeiner wirklich nur von der letzten Begegnung auf der Weinſtraße her, oder wollte ſie ſich gefliſſentlich jener früheren nicht mehr erinnern? So zurückhaltend ihr Benehmen, ſo kühl ihre Haltung, lag dennoch etwas in ihrem Weſen, — er wenigſtens glaubte dieſe Beobachtung gemacht zu haben, — was ihn zuverſichtlich eine beſſere Verſtändigung ſchließlich noch hoffen ließ.

„Welche Gegenſätze!" begann er mit der Hand hinauszeigend, als es draußen ſchon mehr und mehr düſterte. „Wie ganz anders wirken dieſe ſchön abfallenden Vorhöhen des mitteldeutſchen Waldgebirges, als z. B. die Küſte, wenn Sie die Erinnerung nicht ſcheuen, meine Gnädige, der Oſtſeeſtrand auf Wollin, die Dünen jenſeits Misdroy . . ."

„Ja, es findet einige Verſchiedenheit ſtatt," lautete die Erwiderung.

„Hier," fuhr Herbig fort, „die wunderbare Zuſammenwirkung von Forſt und Fels . . ."

„Und am Meere das Waſſer," fiel ſie ein; doch ſagte ſie es in ernſtem Ton.

„Sie haben ſehr richtig bemerkt, meine Gnädige," meinte Herbig mit geheuchelter Naivetät, während er bei ſich dachte: So entkommt ſie mir nicht! dann laut fortfahrend: „Auf ein ſo wunderbares Zuſammentreffen hier im Thüringer Wald war ich in der That nicht vorbereitet. Dies iſt ja wohl derſelbe Schirm . . ."

„Ein blauer Sonnenſchirm."

„Den ich unter der Düne vor der Meerflut gerettet," fuhr Herbig fort, ohne die Unterbrechung gelten zu laſſen. „Ich freue mich wahrhaftig, ihn ſo unerwartet und wohlbehalten hier im Binnenland wiederzufinden."

„Nicht unmöglich," erwiderte ſie, „daß der Schirm ſich ebenfalls freut. Indes, mein Herr, nachdem Sie nun über den Weg nach der Stadt unterrichtet ſind, bitte ich, mir den meinigen frei zu geben."

Einem ſo beſtimmt ausgeſprochenen Wunſche gegenüber, war nichts weiter zu thun. Herbig wich raſch zur Seite und ließ ſie vorüber. Der feine, nelkenduftige Roſengeruch, der ſich dabei

wieder geltend machte, fiel nicht weiter auf, da Herbig bemerkte, daß noch mehrere Remontantſtöcke im Garten Blüten trugen und die ſchöne Frau eine ſolche am Buſen ſtecken hatte, wie ihm denn auch bekannt war, daß es Varietäten gab, denen dieſe Beimiſchung von Nelkengeruch eigen war.

Und nun ſah er ihr mit etwas verletztem Stolze, aber trunkenen Augen nach, wie ſie in anmutvoller Hoheit den abſchüſſigen Pfad und dann die eingerammten Stufen zurücklegte, bis ihre ſtolze Erſcheinung unten am Hauſe hinter dem Gebüſch verſchwand, nachdem ſie ſich nicht einmal mehr umgeſchaut hatte. Allerdings fühlte er ſich verletzt durch ihren kühlen Ernſt, durch ihre ablehnende Haltung. Es war wieder einmal die alte Erfahrung, daß ein erträumtes Glück, ſobald es eintritt, ſelten die erwartete hohe Befriedigung gewährt.

Allein, den Mut gab er keineswegs auf. Das Wichtigſte war nun doch erreicht: die Gewißheit, an demſelben Orte mit ihr zu weilen, die er vom erſten Anblick an ſchon geliebt, wie vor ihr keine. Und das ſollte kein vergeblicher Zufall ſein für ſein Lebensglück.

Er wußte allerdings nichts Weiteres von ihr, nicht einmal, wer ſie war. Doch war das Nebenſache und nunmehr leicht zu erfragen. Nachdem das meiſte gewonnen, indem er wußte, wo ſie weilte, kümmerte ihn weiteres vorerſt nicht mehr. Das andere wird kommen, meine Gnädige! meinte er halblaut und zuverſichtlich, als er ſich endlich der oberen Gartenthüre wieder zuwandte, um durch den Hohlweg und die Umzäunung entlang nach der Stadt zu gelangen.

Er eilte nicht zu ſehr. Mehrmals wandelte er noch den Pfad hin und her an der Außenſeite des Zauns, über welchen man zur Terraſſe des Hauſes empor ſah. Es war jetzt dunkler geworden, die Lichter brannten ſchon und verſchiedene Fenſter des Hauſes waren erleuchtet, als er zu bemerken glaubte, daß ein etwas unruhiger Schritt ſich näherte und plötzlich ſtille hielt. So viel er zu ſehen vermochte, war es ein junger Mann unter mittlerer Größe; eine Brille glänzte auf der dicken Naſe, — mehr war nicht zu unterſcheiden, einiges jedoch zu hören.

„Ei ja!“ ſeufzte der Menſch überlaut und hob dabei das Bein. „Holde Jenny!“ Und dann folgte wieder das ſeufzende „Ei ja!“

Der Name war deutlich ausgehaucht worden und gab den Gedanken Herbigs eine neue Richtung, während der Seufzende, da er bemerkte, daß er nicht allein hinterm Zaune ſtand, mehrmals mit mißtrauiſchen Blicken an Herbig vorüber ging.

„Bitte, mein Herr,“ fragte endlich dieſer, „wohnt hier Herr Nordhaſe?“

Der andere, über die plötzliche Anfrage etwas beſtürzt, zögerte eine Weile mit der Antwort, indem er den Fremden ſchweigend muſterte.

„Natürlich,“ verſetzte er dann, „wohnt er hier, indeſſen nur noch morgen oder übermorgen. Wollen Sie etwas von ihm?“

„O, nicht das mindeſte!“ beteuerte Herbig und begab ſich in die Stadt hinunter, indem er ſich Betrachtungen über das Erlebte hingab.

Für eine verheiratete junge Frau hatte er ſie gehalten. Aelter als fünf oder ſechsundzwanzig Jahre konnte ſie denn auch keineswegs ſein. Wenn noch ledig, um ſo viel beſſer. Das war eine unerwartete Gunſt des Schickſals. Und ſomit ein Fräulein Nordhaſe, vielleicht Jenny ſelbſt. Dem widerſprach nur, daß ſie nicht zopflos geweſen, ſondern im Gegenteil einen ſchönen ſtattlichen Haarknoten am Hinterhaupt trug.

Vielleicht verhielt es ſich auch anders. Das bewußte Billet konnte aus früherer Zeit ſtammen, der Zopf unterdes nachgewachſen oder wieder gefunden und — die geliebte ſchöne Frau dennoch eine andere ſein. Gleichviel! Das letzte Wort war noch nicht mit ihr geſprochen.

3.

Wenn Herbig ſich die Züge der geliebten Frau an jenem Abend recht lebhaft in die Vorſtellung zurückrief, mutete es ihn an, als ſei ihm dies Geſicht ſchon von einer viel früheren Begegnung her vertraut. Er mußte ſie ſchon als Kind gekannt haben, als wilde Hummel den Geſpielinnen voran, Gärten und Gaſſen durchtobend und den Knaben ſiegreich die Spitze bietend; dann umgewandelt, ſittig, ſtill, ſchüchtern, ſcheu beiſeite ſtehend, die ſchon in frühen Jahren erhabene Geſtalt über einen Zaun oder eine Barre gebeugt, hinter welcher froh geſpielt oder getanzt wurde. So wie er ſie heute getroffen, mit geſenkter Stirne, unter den Brauen hervorblickend, mußte er ſie ſchon vor Jahren beobachtet haben, oder doch eine ihr ſehr ähnliche mädchenhafte Erſcheinung. Allein, wie und wo? Das wollte ihm nicht einfallen. Die Erinnerung verſagte.

Und nun war wieder so ein sehnsuchtsvoller Herbsttag aufgegangen wie gestern, und wieder bestieg er die Berge. Dieselbe Luft, dasselbe milde Wetter. Man spürte, daß es allmählich zu Ende ging, daß bald Nebel kamen, kalter Regen, kalte Nächte und dann der Winter. Denn das Laub der wilden Reben an Mauer und Geländer ist längst schon dunkelrot, die Malve in den Gärten verblüht. Und doch noch so viel Schönheit in der Natur. Birken und Lärchen färben sich wie im Frühling. Der Wald prangt an vielen Stellen noch in sattem Grün, an anderen jedoch, wie Herbig meinte, als ob ein ganzes Heer langhaariger Koloristen über Nacht in den Baumkronen gesessen wäre, um alles Laubwerk in üppiger Künstlerlaune anzupinseln.

Dort stand alles in leuchtenden Tinten. Es sah aus, als brenne die Sonne die Blätter rot und gelb; und doch schien sie nicht, und das war gut. — Die Beleuchtung wäre eine zu grelle gewesen.

Schon früh am Nachmittag kam Herbig aus dem Bergforste auf denselben Stegen, wie gestern, über das Hochfeld vor die bewußte Thür im Gartenzaun. Er betrachtete sie und ihre Umgebung mit Aufmerksamkeit, warf auch einen Blick hinein, wo die Birken ihr Goldlaub auf den Rasen streuten. Es war alles noch wie gestern, keine besonderen Aenderungen hatten stattgefunden. Nur war die Thür heute nicht angelehnt, sondern lag im Schloß. Hob man sie jedoch etwas, so ging sie dennoch auf.

Und er hob sie, zögerte jedoch einzutreten. Weilte die schöne Frau wieder in jenem Laubgeheg, wie sollte er sein nochmaliges Eindringen erklären, begründen, entschuldigen! Etwas kleinmütig zog er die Thür wieder zu und betrachtete jetzt von außen nachdenklich die Umzäunung. Diese lief nach der einen Seite auf dem Hochrand des Hohlweges hin, nach der andern über einen kahlen schroffen Abhang hinunter in die Mulde, durch welche die Stadt mit einzelnen Häusergruppen in den Wald heraufstieg. Betrachtsam schritt er die Außenseite des Zaunes entlang. Auch dessen Laubwerk hatte der Herbst gelichtet und gefärbt, besonders warm die Ahornhecken, deren großen gefleckten Blätter in weithin leuchtendem Pommeranzengelb prangten.

Wie kam er nun hinein? Die Thür zwar bot kein Hindernis, und der Zaun wies Lücken genug auf, durch welche man den Kopf stecken, im Notfall wohl auch den Körper zwängen konnte. Und hinein mußte er, kam er auch, — aber unter welchem Vorwand?! Gedankenvoll, im Grunde gedankenlos, riß er Blätter vom Zaun, zerpflückte sie und sah dabei etwas seltsames in der Hecke baumeln. Zuerst dachte er an eine Schlange, die sich durch die Verzweigung emporwinde; doch war es keine Schlange. Es sah eher aus, wie das Nest einer Beutelmeise. Zwar war ihm ein solches Nest in der Wirklichkeit noch nicht vorgekommen; doch stellte er sich vor, so müsse das Nest einer Beutelmeise aussehen. Als er es näher betrachtete, war es jedoch zu seiner größten Ueberraschung ein Zopf. Ja, ein schöner, stattlicher, dunkelblonder Frauenzopf, — eine Täuschung war nicht möglich.

Beinahe hätte er vor Vergnügen laut aufgeschrieen, so groß war seine Freude über diesen wichtigen Fund. Jenny mochte gelegentlich ihr Köpfchen durch die Zaunlücke hier gesteckt haben, um zu gucken, was draußen vorgehe, — genug, in der Verzweigung des Heckenwerks hing deutlich vor seinen Augen der Zopf. Damit hatte die Not ein Ende. Der Anlaß eines Eintritts war gefunden. Zwar hätte er sich auch als Finder und Zurückbringer des Billets, das die Zopfangelegenheit besprach, vorstellen können; doch war fraglich, ob er bloß als Eingeweihter des Geheimnisses willkommen geheißen würde. Aber der Zopf selbst! Das war der Talisman, der mit der Wirkung einer Springwurzel Herzen und Thüren öffnete.

Nun ging er auch sofort daran, sich in dessen Besitz zu setzen, löste ihn vorsichtig aus der Verstrickung, streichelte mit der Hand das weiche Geflecht, das schon mehrere Nächte die Unbilden eines Obdachs im Freien erduldet hatte und barg es dann an seiner Brust. So ausgerüstet schritt er entschlossen auf die Gartenthüre los, öffnete sie, trat hinein und — über den Rasen eilend — zuversichtlich zu der Linde, wo hinter dem Laubgeheg der Ruhesitz sich befand. Und in der That, da saß sie wieder, die er suchte, im vollen Reize weiblicher Wohlgestalt.

Sie hatte ein Buch in der Hand, über welches sie nun erstaunt aufblickte, indem sie den Herrn von gestern wieder erkannte.

„Verzeihen Sie, meine Gnädige," begann er, sich verbeugend.

„Aber, mein Herr," unterbrach sie ihn mit großen Augen. „Haben Sie sich schon wieder verirrt? In diesem Falle möchte ich doch wün-

ſchen, daß Ihre Verirrungen eine andere Richtung einſchlügen."

„Nein, keineswegs iſt es eine Verirrung," erwiderte Herbig mit voller Faſſung. „Ich komme nur, wie Chidher, wieder desſelbigen Wegs gefahren."

„Doch nicht erſt nach fünfhundert Jahren, gleich dem ewig Jungen, wie mir däucht," warf ſie ein. „Kaum iſt ein Tag ſeitdem verfloſſen."

„Ich komme aber auch nicht mit leeren Händen, meine Gnädige," erwiderte Herbig, der gewillt war, ſich durch nichts aus Haltung und Gleichgewicht bringen zu laſſen. „Ich bringe etwas, das Sie vielleicht ſehr ſchmerzlich vermiſſen."

„Ich? Schmerzlich vermiſſe?"

„Ja wohl. Aber geſtatten Sie mir eine Vorfrage, ob nämlich Ihr Rufname, meine Gnädige, nicht Jenny lautet?"

Wenn die Angeſprochene die Wiederbegegnung bisher mit einigem Humor aufgefaßt hatte, ſo legte ſich jetzt ein tiefer Schatten über ihr Geſicht. Mit der Unbefangenheit war es vorüber, und ziemlich unmutig erwiderte ſie:

„Nein, ich heiße nicht Jenny."

Nur täuſchte ſie ſich über die Hartnäckigkeit des Mannes, wenn ſie etwa erwartete, damit das Geſpräch abzuſchneiden, indem ſie ſich wieder über ihr Buch neigte, als ob ſie leſe.

„Vielleicht doch!" ſagte er gelaſſen. „Entſchuldigen Sie meine dreiſte Vermutung: Sie wollen ſich augenblicklich nur nicht entſinnen, daß Sie dennoch Jenny heißen."

„Nun, das iſt doch gedenkwürdig!" äußerte die Schöne mit gerunzelten Brauen, indem ſie einen ungewiſſen Blick auf den Frager warf. „In der That mehr als drollig. Warum ſoll ich nun mit Gewalt Jenny heißen?"

„Aber, wie denn ſonſt, meine Gnädige?" meinte Herbig unerſchüttert und ließ eine Pauſe eintreten, als erwarte er Antwort. Da aber dieſe ſamt dem Aufſchluß ausblieb, fuhr er ſelbſt wieder in ſeiner Ausführung fort: „Jedenfalls bedingt die Natur meines Erſcheinens, daß ich mich erſt vergewiſſere, mit wem ich die Ehre habe. Das iſt meine Entſchuldigung. Ich fühle ſelbſt recht wohl das Aufdringliche meiner Fragen, das Wunderliche meines Benehmens; allein die Wichtigkeit der Sache läßt jeden Einwand, den die Schicklichkeit erheben könnte, verſtummen."

„Nun denn," entgegnete die Dame jetzt etwas ungeduldig mit dem Fuße auf die Laubdecke klappend, welche der Herbſt vor der Bank unter der Linde ausgebreitet hatte, — „wenn dem Zweck Ihres Beſuchs wirklich ſolche Bedeutſamkeit beiwohnt, daß man notwendig Jenny heißen muß, um über ihn aufgeklärt zu werden, ſo bitte ich, ſich gütigſt den Steg hier hinunter in die Wohnung zu verfügen."

Es iſt die Schweſter! dachte Herbig bei ſich. Oder ſie treibt die Verleugnung nur ſo auf die Spitze aus falſchem Schamgefühl über einen Verluſt, dem ſtets etwas Lächerlichkeit anklebt.

„Keineswegs heiſcht die Bedeutung der Sache ein Vorübergehen bei Ihnen, meine Gnädige!" begann Herbig wieder, der es bis jetzt nicht über ſich vermocht hatte, die Dame mit „Fräulein" anzuſprechen. Trotz ihrer Jugend machte ſie doch einen frauenhaften Eindruck, und ihm war, als habe er ſchon geſtern an ihrer Rechten den goldenen Reif bemerkt, welcher die Verheirateten ſchmückt. Indem er wieder nach dem Ehering an ihrem Goldfinger, wenn auch vergeblich, ſuchte, da das Buch andauernd ihre Hand verdeckte, fuhr er fort: „Jedenfalls ſind Sie in das Geheimnis eingeweiht und werden zugeben müſſen, daß es ſich um etwas handelt und daß ich etwas bringe, was eine Dame höchſt ungern verliert und ſtets ſchmerzlich vermißt."

Und damit holte er den Zopf hervor und reichte ihn hin, bevor die Dame, welche die Linke erhoben hatte, um ihn von ſeinem Vorſatze abzubringen, dies zu verhindern vermocht hatte. Beim Anblick des Zopfes klärte ſich das Antlitz der Schönen zu einem hellen Lächeln auf; ja, ſie lachte geradezu und zwar ſehr lieblich, ſo daß es ihren Zügen einen ungemein holdſeligen Ausdruck verlieh.

„Allerdings," ſprach ſie dann, „iſt das ein wichtiger Fund und keine Uebertreibung. Dieſe Genugthuung muß ich Ihnen widerfahren laſſen. Sie haben ſich damit um ein liebenswürdiges Mädchen ein großes Verdienſt erworben. Jenny wird ſich freuen, und ich ſelbſt fühle mich glücklich an ihrer Statt."

„Ich, meine Gnädige," verſetzte Herbig, „würde mich glücklicher fühlen, wenn es Ihr Zopf wäre."

„Und ich fühle mich zufrieden, daß er es nicht iſt," ſagte die Dame heiter. „Ich beſcheide mich noch immer, den eigenen Zopf zu tragen, den man, weil er zufällig angewachſen iſt, nicht verlieren kann, wenn er einem nicht unverſehens

abgeschnitten wird, — eine Eventualität, der man vorbeugt."

„Bitte, meine Gnädige," erwiderte Herbig, das schöne Weib gleichsam mit den Augen verschlingend, „daran zweifle ich nicht im mindesten. Und der Augenschein überzeugt in berückender Weise," fügte er hinzu, indem er die Blicke auf dem reizenden, vollen Haarknoten weilen ließ, der tief am Nacken sitzend der ganzen Erscheinung jetzt etwas hinreißend Ueppiges oder — um keinem Mißverständnis Nahrung zu geben — etwas besonders Anziehendes verlieh. „Nun aber," fuhr er mit einer verbindlichen Verbeugung fort, „darf ich mich doch vorstellen, — Privatdozent Dr. Herbig aus Königsberg, — nachdem ich Fräulein Jennys schöne Schwester — —"

Eine Bewegung der merklich in Unruhe geratenen Dame ließ ihn mitten im Satze inne halten. Doch rasch ihre Verwirrung bemeisternd, benützte sie die Unterbrechung, um ihm zu erklären:

„Bitte, mein Herr, Sie sind in einem Irrtum befangen. Ich bin nicht Jennys Schwester, keine Nordhase."

„Vergeben Sie," bat jetzt Herbig, jedoch keineswegs gesonnen, es dabei bewenden zu lassen. Er hatte sich vorgesetzt, nun einmal zu erfahren, wer sie war, und ließ sich nicht so leicht von dieser selbstgestellten Aufgabe zurückschrecken. Da die Gelegenheit gegeben war, sollte ihre Gunst auch ausgebeutet werden. „Ich habe zwar bereits einen Beweis erhalten," fuhr er fort, „daß Sie sich mit dem Namensaustausch wenig befreunden können. Da jedoch mit diesem liebenswürdigen Zopf ein freundlicher Verkehr eingeleitet worden ist und — wenigstens die Erinnerung sich nicht vermeiden läßt, erscheint es notwendig, zu wissen, wen ich in Ihnen verehre."

„Ist das denn wirklich so unumgänglich notwendig?"

Und sie schlug dabei die Augen groß und in so fragender Weise zu ihm auf, daß er sich nahezu bewogen fand, die seinigen zu senken. Er that es aber dennoch nicht, sondern hielt den Blick aus und sagte:

„Mir fehlt keineswegs die Befähigung zu dem Verständnis, daß unter Umständen ein romantisches Inkognito angenehmer sein kann, als der prosaische Namensaustausch. Allein — bitte, meine Gnädige," unterbrach er sich selbst in innigerem, fast flehendem Tone, da sie bei seinen Worten den schönen Kopf noch höher aufrichtete, — „mißverstehen Sie mich nicht! Ich wollte nur meinen Schmerz über die Laune aussprechen, daß Sie mir nicht gestatten wollen, zu wissen ..."

„Laune muß es nicht sein," unterbrach sie ihn, da er zögerte. „Wenigstens nicht Laune von mir." Und sie betonte das letzte Wort. „Es gibt hundert Veranlassungen, die den Wunsch rechtfertigen, einen kurzen Aufenthalt hier im Walde zurückgezogen, in Ruhe, mit Vermeidung aller Bekanntschaften, wenn Sie mir das Wort erlauben wollen, ersprießlich zu verbringen. Indes, was wünschen Sie denn so angelegentlich zu wissen?"

Etwas verdutzt bei dieser raschen Wendung äußerte Herbig, ob es denn ein frevelhafter Wunsch sei, ob er denn niemals ihren eigentlichen Namen erfahren dürfe.

„Warum denn nicht!" versetzte sie jetzt mit sorglosem Gleichmut. „Mein eigentlicher Name ist: Nora Wantrup."

„Nora," wiederholte Herbig mit einem dankbaren Blicke, „ist wohl die Abkürzung von Eleonore. Der Name ist schön, ich liebe ihn bereits. Und nun häufen Sie Güte auf Güte — wie darf ich Sie ansprechen?"

„Sie haben die Wahl, Herr Doktor!" sagte sie mit liebenswürdigem Lächeln, das wohl seiner umständlichen Förmlichkeit galt. „Wenn Sie mir übrigens den Titel einer Geheimrätin belassen wollen — und man geht selten fehl, wenn man jemand so anspricht, — so bin ich schon zufrieden für den Fall nämlich, als Sie sich nunmehr genügen lassen und alle weiteren Nachfragen in dieser Richtung einstellen wollen."

„Dessen mögen Sie versichert sein, gnädige Frau!" antwortete Herbig mit männlichem Freimut, der jeden Rückhalt ausschloß.

„Gut denn, so wäre dies in Ordnung," sprach sie fröhlich, indem sie, den Zopf in ihrer Hand wiegend, von der Bank aufstand. „Wir können mit dem gehobenen Schatze nichts besseres anfangen, als daß wir ihn unten ankündigen lassen. Komm' mal her Kind!" rief sie einem kleinen Jungen zu, der am Rasenhang Reisig sammelte und dazwischen hängen gebliebene Zweigchen vom Baume holte. „Lauf' mal hinunter und sage Fräulein Jenny, der schmerzlich Vermißte habe sich gefunden ... nicht doch, halt!" verbesserte sie sich, in einiger Verwirrung über sich selbst lächelnd. „Fräulein Jenny darf

nichts davon wiſſen, hörſt du, Kleiner. Wende dich mit der Nachricht an Fräulein Gretchen, und ob ſie nicht gelegentlich heraufkommen könne. So, Herr Doktor, haben Sie nun die Güte, Platz zu nehmen," wandte ſich die ſchöne Frau an Herbig, auf die Bank deutend, während der kleine Junge wie ein Wieſel über den Raſenhang hinunter dem Hauſe zu eilte. „Die Töchter des Hauſes" fuhr ſie fort, „ſind ſtark in Anſpruch genommen, und ich bin ihnen, fürchte ich, gerade jetzt etwas zur Laſt, wo der Umzug in das eigene neue Haus vorbereitet und zum Teil ſchon vorgenommen wird. Die Familie ſteht mit dem einen Fuß hier, mit dem anderen ſchon im neuen Wohnſitz, — ein unbequemer Zuſtand. Drum wird es noch geraume Weile dauern, bis die jungen Damen erſcheinen können."

„So fügen wir uns denn mit Ergebung einſtweilen in unſer Alleinſein," meinte Herbig heiter.

Und nun ſaßen ſie nebeneinander, rückwärts von dem Gebüſch geſchützt, unter der Linde, die Füße auf dem Laube am Boden, vor ſich zum Teil noch vollhängende Apfelbäume, die alte Stadtmauer, in ſchönen Konturen abfallende Baumgruppen, dahinter rauchende Schornſteine; jenſeits Feldhöhen, Haine und Heiden, ein anmutiger Thaleinſchnitt, kahle Berge und aus grünen Waldhängen leuchtende Villen. Die Luft war mild, und wenn auch die Sonne nicht ſchien, und ein bläulicher Nebel alles leicht umflorte, hatte die Landſchaft durch die warmen Töne des Herbſtes dennoch ein ſonniges Ausſehen.

„Und darf ich fragen," begann Herbig, nachdem der Charakter der Gegend beſprochen war, „welchem glücklichen Ungefähr ich es danke, Sie, gnädige Frau, hier zu finden, während ich Sie noch an der Oſtſee wähnte?"

„Der Grund iſt ſehr einfach," erklärte ſie. „Nach den Seebädern war mir vom Arzte ein ruhiger Gebirgsaufenthalt angeordnet. Eine Verwandte, die hier den Sommer verbracht hat, verriet mir die angenehme Gelegenheit hier im Hauſe, die ich um ſo lieber ergriff, als mir die Familie mit den liebenswürdigen Töchtern ſchon von meiner Heimat her bekannt war."

„Das traf ſich allerdings gut. Aber Sie werden doch die gewohnte Geſelligkeit am Badeſtrande vermiſſen."

„Keineswegs vermiſſe ich dieſelbe," war Eleonorens Antwort. „Gerade, was ich wollte, habe ich hier gefunden: unerkannt und in Ruhe noch wenige Tage dem Naturgenuß leben. Mit jedem Schritt aus dem Hauſe kann ich das, mit einem Schritt aus dem Garten bin ich auf den Bergen. Und da der Vater meiner jungen Freundinnen jetzt zur Jagdzeit ſelten daheim bleibt, ſind wir Frauen zwar auf uns angewieſen, können uns aber auch vollkommen frei bewegen — ſoweit es der bevorſtehende Umzug geſtattet. Ich ſelbſt bin indes durch letzteren Umſtand nicht beläſtigt, noch beengt. Zumeiſt ſitze ich hier, ſchaue hinaus und atme Luft, leider nur noch auf kurze Dauer."

„Inwiefern, gnädige Frau?"

„Noch wenige Tage," antwortete ſie ſeufzend, „und der Nacken liegt wieder unterm Joch ſocialer Pflichten."

Hierauf ließ Herbig die Bemerkung fallen, daß auch er nur noch wenige Tage zu freier Verfügung habe. Dann ſah er eine Weile in ihr edles Geſicht, das mit einem ernſten Ausdruck hinaus gerichtet war.

„Und nun, gnädige Frau," fing er endlich an, „wollen Sie mir auf eine offene Frage eine aufrichtige Antwort geben?"

Sie ſtutzte und ſah flüchtig zu ihm herüber. Er hatte doch ſoeben noch verſprochen, keine weiteren Nachforſchungen über ihre perſönlichen Verhältniſſe anzuſtellen. Hinter ihrem Antlitz ſtieg wieder die dunkle Wolke auf, während er ſelbſt mit dem ſchwanken Rohr in ſeiner Hand in dem welken Laube am Boden raſchelte.

„So aufrichtig will ich antworten, als die Frage verdient," ſagte ſie dann.

„Das iſt eine verfängliche Klauſel, die mich beklemmt. Indes, geſtatten Sie die Frage, ob Sie ſich meiner noch von der Oſtſee her erinnerten?"

„Das kann ich ohne Rückhalt bejahen," antwortete ſie. „Es iſt ja kaum eine Woche her."

„Allein die Begegnung am Strande war nur ein Moment."

„Sie ſtanden allein. Die fremde Erſcheinung am Schluß der Saiſon mußte auffallen. Oder wünſchten Sie, überſehen zu werden, Herr Doktor? Auch retteten Sie mir hier meinen treuen Begleiter," ſetzte ſie hinzu, den blauen Sonnenſchirm leicht ſchwenkend.

„Aber, ein anderer kam mir zuvor. Mich ließ man im Sande ſitzen, ihn zog man himmelan. Das ewig Weibliche verleugnete ſeine ihm vom Dichter zugeſchriebene Aufgabe in Bezug auf mich."

Die Erinnerung lockte wieder ein Lächeln auf ihr Gesicht. Vielmehr, sie lachte innerlich von Herzen, da sich ihr Busen jetzt lebhafter hob und senkte.

„Die Goethesche Reminiscenz ist hier nicht angewandt," sagte sie. „Nur das männliche Element in unserem Kreise zog am Tau. Indes konnte ich vom Dünengrat herunter Sie deutlich sehen. Zudem," setzte sie ihre Erklärung fort, da ihre Heiterkeit wieder gelassenem Wesen wich, „erschienen Sie mir beim ersten Anblick schon bekannt, Herr Doktor. Indes, man täuscht sich zuweilen. Sie haben unterdes wohl mehr erlebt, um sich solcher flüchtigen Begegnungen an fremdem Strande jederzeit zu entsinnen?"

„Ich? — O, gnädige Frau! Ich dachte all die Zeit her an nichts anderes," sprach er mit fast traurigem Ausdruck, und sein Blick bestätigte ihr die Wahrhaftigkeit seiner Worte, trieb ihr aber auch das dunkle Blut wieder bis unter die Augen.

Aber sie bezwang sich sofort und machte die trockene Bemerkung, in die jedoch kein Vorwurf gelegt wurde, daß er neulich auf der Weinstraße nichts davon verspüren ließ. Lebhaft gab er das zu, da er, von der Sonne geblendet, sie nicht sofort zu erkennen vermochte. Als sie darauf äußerte, daß sie wenig Gewicht auf diesen Umstand lege, wogegen ihr wichtig erscheine, wie er beim Funde des Zopfes im Zaune sofort zu erraten vermochte, wem er zugehöre, da griff Herbig wieder eiligst nach seiner Brusttasche, in welcher er sein Notizbuch verwahrte.

„Wie können Sie, Herr Doktor," fuhr sie fragend fort, „als Fremder, wie Sie sich selbst bezeichnen, den Namen der jungen Dame wissen, welche den bedauernswerten Verlust erlitten hat?"

„Das hängt," berichtete er, „mit einem jener Zufälle zusammen, durch welche uns das Schicksal zuweilen zu Hilfe kommt, wo wir selbst keinen Rat wissen. An dem Tische oben auf dem Gebirgsfirst, welchen Sie mit ihrer Begleiterin kurz vorher verlassen hatten, fand ich dies," fügte er hinzu, indem er die bewußte Karte seinem Notizbuch entnahm und ihr hinreichte, ohne zu bemerken, daß noch ein zusammengelegtes Blatt herausfiel. „Bitte, gnädige Frau, wollen Sie selbst lesen."

Und sie las mit leisem Lachen, wobei sich ihre Augen schalkhaft verkleinerten.

„Und ich wünsche das reizende Billet," fuhr er indessen fort, „als Andenken, meinetwegen als Finderlohn für die Entdeckung des Zopfes, behalten zu dürfen."

„So wandre es in diskrete Hände zurück," bemerkte sie, indem sie ihm das Kärtchen wieder überlieferte und zugleich mit ihrem Kleide das andere ihm entfallene Blatt deckte. „Zurückgabe an die Verfasserin oder Empfängerin hält ohnehin schwer. Die ganze Angelegenheit will mit Zartgefühl behandelt sein. Bedenken Sie, daß ich erst auf jenem Spaziergange unterm Siegel des Geheimnisses eingeweiht wurde, ohne daß dies jedoch Jenny selbst wissen darf. Sie läßt sich jetzt vor mir nur selten und dann nur stets im Hute sehen, wobei ihr der Umstand zu Hilfe kommt, daß sie bereits einige Nächte im neuen Hause schlief. Vor Gretchen, verstehen Sie, werde ich als Finderin des Zopfes erscheinen müssen, und Gretchen selbst muß vor Jenny dafür gelten, da diese nur die Schwester ins Vertrauen gezogen hat."

„Und ich?" fragte Herbig jetzt, der sie nicht unterbrochen hatte. Er hörte sie so gerne sprechen. Das deutliche, im Brustton angenehm schnarrende R klang so wohlthuend aus dem schöngebildeten vollen Halse und gab ihrer Rede einen eigenen Reiz, wie er vorzugsweise den Schönen des Lüneburger Landes zukommen soll.

„Sie, Herr Doktor," sprach Eleonore, „müssen sich bescheiden, auf die Lorbeeren des Entdeckers in diesem Falle verzichten und sich genügen lassen, einzig mit mir das Geheimnis Ihrer Mitwissenschaft zu teilen."

„Und das — ein Geheimnis mit Ihnen teilen zu dürfen — macht mich überglücklich!" versetzte er.

„Gut denn," bemerkte sie. „Wenn Sie es wirklich so hoch anschlagen, so möge Ihnen Jennys Billet belassen bleiben, obwohl Sie selbst," fuhr sie mit besonderem Nachdruck fort, „dergleichen wohl kaum in anderen Händen, etwa in den meinigen, wissen möchten."

„In den Ihrigen?" rief er. „O, gnädige Frau, mein Schicksal, mein ganzes Leben möchte ich Ihnen überlassen, alle Schätze der Erde, wenn Sie mein gehörten."

„Das wäre zu viel," erwiderte sie. „Es handelt sich um weniger, um einen papiernen Schatz."

„Von mir? In Ihren Händen?"

„Ja. Jedoch nicht Tausch gegen Tausch oder Wert gegen Wert. Hier haben Sie das Ihrige

ungeleſen zurück.“ Herbig nahm das Blatt entgegen und entfaltete es, indem er einen flüchtigen Blick hineinwarf.

„Sie beſchämen mich in der That!“ ſprach er. „Und dennoch, gnädige Frau, wäre mir erwünſchter geweſen, Sie hätten mir weniger Edelmut und mehr Neugier, damit mehr Teilnahme bewieſen. Mein Glück wäre es, von Ihnen nicht mehr als völlig Fremder angeſehen zu werden, und der Inhalt des Blattes kann als Beleg dienen, daß ich — —“

Eleonore ließ ihn nicht ausreden, ſondern ſtand auf, um Gretchen entgegen zu gehen, ihrer Begleiterin auf der Weinſtraße, die jetzt in Haſt, etwas erhitzt, im ſchlichten Hauskleide den Gartenſteg herauf kam. Nicht ohne Verlegenheit gewahrte ſie den Fremden, der ihr flüchtig als Verirrter vorgeſtellt wurde, und nach einigen gewechſelten freundlichen Worten, gab ſie der Frau Geheimrätin durch Winke zu verſtehen, was ſie herauf geführt: Jennys Zopf.

Mit einer an den Doktor gerichteten Entſchuldigung führte Gretchen die ſchöne Frau bei Seite, um ſich den Zopf zuſtecken zu laſſen, als deſſen Finderin nur ſie ſelbſt vor der Schweſter gelten durfte. Als dies unter heimlichem Lachen und Flüſtern in Ordnung gebracht war, ſprach Gretchen gegen den Herrn Doktor, der ſich in der Rolle des Arg- und Ahnungsloſen gefiel, die Erwartung aus, ſeine Bekanntſchaft fortſetzen zu können, entſchuldigte ſich mit notwendigen Geſchäften und eilte wieder den Steg hinunter, wobei ſie nicht unterließ, mit gehobenen Armen ihren eigenen Zopf wieder aufzuneſteln, als, er durch die heftige Bewegung in lange Strähne aufgelöſt, über den Nacken der ſchlanken Figur ſich entrollte. In ihrer Verlegenheit lachend ſah ſie dabei zurück, ob der fremde Doktor nicht nachſchaue. Wenn er dennoch etwas gemerkt hatte und Verdacht ſchöpfte! Nun, ſo konnte er jetzt die Beobachtung machen, daß wenigſtens ſie ſelbſt keinen falſchen Zopf trug.

Allein Herbig hatte nur Augen für das ſchöne Weib, das wieder Platz neben ihm genommen hatte, nun aber, in Betrachtungen verloren, ihn völlig vergeſſen zu haben ſchien. Ihre Haltung verriet, daß ſie das Geſpräch nicht anzuknüpfen wünſchte. Erſt als Herbig ſich unmittelbar an ſie wandte, um Entſchuldigung bittend, wenn er ſie in ſchönen Träumen unterbreche, ſagte ſie mit einem Lächeln, das ihm wie ein umflorter Sonnenblick ins Herz fiel:

„Vergeben Sie. Man vergißt ſo leicht im Anblick dieſer Natur ſich ſelbſt, Gegenwart und Zukunft. Sie beklagen ſich über Mangel an Neugier,“ fuhr ſie dann fort. „Wäre es Ihnen wirklich gleichgültig geweſen, wenn ich den Verſuch gemacht hätte, den Inhalt des Papierblattes kennen zu lernen?“

„Gleichgültig?“ wiederholte Herbig. „Nein! Erwünſcht, von Herzen erwünſcht, obgleich es nur Verſe ſind.“

„Nur? Ich dächte doch,“ hielt ſie entgegen, „Verſe könnten unter Umſtänden wertvoll genug ſein.“

„Unſeren Frauen von heute gelten ſolche Umſtände nichts; die ſagen: wir dichten ſelbſt!“

Hierüber konnte Eleonore herzlich lachen.

„Nun,“ ſprach ſie, „damit Sie ſehen, daß es noch nicht die Regel iſt, bekenne ich, daß ich gern Verſe leſe und keine dichte. Dieſer Band Goethe ſei mein Beweis.“ Und ſie legte ihre Hand auf das Buch. „Halten Sie mich nach dieſem Bekenntnis eines Blickes in Ihren Schatz für würdig? Darf ich die Verſe leſen?“

„Sie beſchämen mich in der That durch ſo viel Güte,“ war ſeine Antwort.

Aber mit Herzklopfen reichte er ihr das Blatt hin. Und ſie las:

„An der Oſtſee Strand ...“

„Ach,“ unterbrach ſie ſich nach der erſten und bei der zweiten Strophe, „das iſt ja ganz aktuelle Lyrik! Ich gebrauche gefliſſentlich dieſen modiſchen Kunſtausdruck, weil Sie mich verſtehen werden.“ Und nun las ſie weiter, anfänglich halblaut, dann nur noch ſtumm für ſich, blos mit den Augen.

Herbig beobachtete ſie beklommenen Mutes. Daß etwas in ihr vorging, konnte er wohl wahrnehmen. Die innere Bewegung ließ ſich nicht verkennen. Der Ausdruck ihrer Züge ward ernſt, faſt trauervoll verklärt. Und plötzlich hielt ſie inne und ließ das Blatt mit den Verſen in ihren Schoß ſinken. Er wagte nicht das Schweigen zu unterbrechen. Dann hob ſie das Blatt nochmals, wiederholte für ſich einige Zeilen und reichte es ihm mit abgewandtem Geſichte wieder hin. Ihre Hand zitterte merklich hierbei. Als er endlich fragte, welchen Eindruck das Lied auf ſie gemacht, wie ihr die Verſe gefallen haben, antwortete ſie geſammelt und gelaſſen, ohne daß ihre Stimme beſondere Erregung verriet:

„Es iſt Stimmung und Wohllaut darin. Wer iſt der Verfaſſer?“

„Unbekannt.“

„Iſt es eine Abſchrift oder das Original?“

„Original.“

„Es iſt viel Schwärmerei in dem Gedicht,“ begann ſie wieder, nachdem ſie eine Weile vor ſich hingeſchaut hatte, in derſelben ruhigen Weiſe.

„Das hätte ich Luſt zu beſtreiten,“ hielt er entgegen, „und Sie würden wohl anders urteilen, wüßten Sie, wen die Verſe beſingen.“

„Ich bezweifle.“

„Mit einiger Gerechtigkeit gegen ſich ſelbſt, dürfen Sie das nicht, gnädige Frau.“

Das ſchien ſie überhört zu haben bei dem Verſuch, das Geſpräch aus dem beſonderen Falle zu allgemeinen Geſichtspunkten hinüber zu leiten. Ihre Züge hatten wieder den ernſten Ausdruck.

„Die Zeit iſt der Poeſie nicht günſtig,“ äußerte ſie, tief aufatmend, „und ich weiß nicht, ob es zu beklagen.“

„Es iſt zu beklagen!“ ſprach er mit Nachdruck.

„Oft widerſtrebt es auch mir,“ fuhr ſie unerſchüttert durch dieſen Widerſpruch fort, „dieſes Spiel in Verſen mit Empfindungen und Gefühlen, denen der Ernſt fehlt.“

„Wie? Ein Spiel? Dies?“

„Ich wollte nicht verletzen, Doktor,“ verſicherte ſie. „Allein, das Leben bietet ſo tiefe und ernſte Seiten, ſo viele wirkliche Leiden, ſo viel geheimen Gram und verborgenen Kummer, daß die eingebildeten und erfundenen kalt laſſen, ja als Hohn erſcheinen.“ Und ſie wandte bei den letzten Worten voll Unmuts das Antlitz ab.

„Unter die eingebildeten und erfundenen bitte ich nicht die hier ausgeſprochenen zu begreifen,“ hielt er entgegen, ebenfalls ernſt geworden. „Ich gebe zu, daß in einer Zeit nackter Selbſtſucht, im ausgeſprochenen Kampfe ums Daſein, der Poet wenig Raum mehr findet. Auch ſoll er ſich nicht aufdrängen. Wo ſo viel niedere Leidenſchaften erregt ſind, wer hört ihn! Wer fragt nach ihm, wo es nur darauf ankommt, im Daſeinskampfe der rüſtigſte Streiter zu ſein, ein Hecht im Teich, der Hai im Ocean. Unſer Kulturzug iſt auf der ſchiefen Ebene angelangt, wie ſchon einmal, da Walther von der Vogelweide im Vorgefühl ſang: ‚Ich hört' ein kleines Vögelein dasſelbe klagen, das verſteckte ſich und ſprach: Ich ſinge nicht, erſt muß es tagen!‘ Wir mögen der Hoffnung leben, daß auch dieſe Aera mit Dampf- und Telegraphenſchnelle dahinſauſt und daß es zum Ablauf einer roh vernüchterten Welt nicht wieder der fünf Jahrhunderte bedarf. — Inzwiſchen mag ſich die Idee in die Form ſchmiegen, die eben gilt. Unſer Wahlſpruch wird wohl ſein müſſen: Mehr Realismus in der Kunſt, mehr Idealismus im Leben! — Dem aber will ich entſchieden widerſprechen, daß Frauen den Glauben an die Poeſie je verlieren, ſie der Verlogenheit anklagen dürfen. Auch dieſe Verſe hier ſind dem Drange entſprungen, wilder, gährender Leidenſchaft goldene Feſſeln anzulegen.“

Sie hatte wieder die Stirne geſenkt und ſah ihn unter den Brauen hervor etwas verhohlen an, — wenn der Ausdruck im Gegenſatz zu unverhohlen erlaubt iſt, — während Herbig mit Wärme und erregt ſprach. Sie ſelbſt verhielt ſich ſchweigend, hatte auch zu einer Entgegnung um ſo weniger Luſt, und kaum auch mehr die Zeit, als ſie mit einigem Staunen die Wahrnehmung machen konnte, daß eben der Vater der beiden Schweſtern, von zwei Herren begleitet, den Pfad heraufſtieg und daß der kleinen Männergeſellſchaft auch die Töchter des Hauſes, Gretchen und Jenny, nach einander mit dem Dienſtmädchen folgten, welches Gedeck und Kaffeegeſchirr herauftrug.

4.

Die beiden jungen Herren, welche mit dem Hausvater daher kamen, ein ſchnurrbärtiger Referendar und Doktor Binſe, ein etwas zappeliger Lehrer an einer höheren Bildungsanſtalt, waren der Frau Geheimrätin ſchon einmal vorgeſtellt worden. Es galt alſo nur noch den Namensaustauſch mit Herbig. Stühle wurden herbeigetragen, und man nahm um den kleinen Tiſch Platz, auf welchem die Schweſtern nun geſchäftig für den Nachmittagskaffee unter der Linde deckten. Jenny war eben ſo hübſch als Gretchen; der wieder erlangte Zopf machte ſie glücklich, und ihre ſchalkhaft lächelnden Züge paßten gut zum Inhalt jenes Billets. Manchmal allerdings kam einige Befangenheit über ſie, und argwöhniſch ſah ſie auf, wenn ſie meinte, die Blicke des fremden Herrn ruhten mit beſonderem Ausdruck auf ihrer Coiffure. Doch tröſtete ſie ſich mit dem Bewußtſein, niemand in das Geheimnis eingeweiht zu haben, als die Schweſter, und ſo bewahrte ſie ſich gleich dieſer ihre wohlthuende Freundlichkeit.

Man trank alſo Kaffee, und die Männer rauchten, da der Vater mit der ihm eigenen freimütigen Ungezwungenheit Cigarren umherbot. Eine Weile neckte er ſich dann mit Doktor Binſe, der im artikulierten oberſächſiſchen Idiom merkwürdige Ausſprüche mit großer Selbſtgefälligkeit hören ließ und dazwiſchen zuweilen ein „Ei ja!“ herausſeufzte, daß, wie der Hausherr bemerkte, die Cigarrenaſche im Garten umherflog. Es war ein ſeltſam unfertiges und verdrehtes Mannsbild, dieſer Binſe. Das Antlitz grüngelb, von ſorbiſchem Schnitt; die Haare kurz und mausfahl, weit abſtehende Ohren, eine Naſe, als wolle er mit ihr die Sterne am Himmel löſchen, auf deren breitem Rücken eine ſilberne Brille und unter ihr ein ſchwappeliger Mund, dem das Stillſtehen ſchwer ward. Plauderte er nicht, ſo lächelte er vergnügt über ſich ſelbſt oder die Zunge leckte die blauen Lippen. Mit dem Referendar ſchien er auf dem Fuße mißgünſtiger Bekanntſchaft zu ſtehen, denn keiner von beiden konnte auch nur drei Worte ſprechen, ohne daß der andere drein- und widerſprach.

Eleonore und Herbig nahmen wenig Teil an der Unterhaltung, wechſelten jedoch gelegentlich unter ſich Meinungen und Blicke. Die Anweſenheit fremder Perſonen förderte eine gewiſſe Vertrautheit, wenn nicht Vertraulichkeit, zwiſchen beiden in viel höherem Grade, als ſelbſt längeres Beiſammenſein unter vier Augen. Und wenn Doktor Binſe ſich etwa zu dem Ausſpruch verſtieg: „Nur ein Herz und eine Hütte!“ und Herr Nordhaſe ergänzte: „nebſt Roſtbraten und Bordeaux!“ ſo konnten ſie ſich mit verſtändnisinnigem Lächeln anſehen, wo die Töchter ihrer Heiterkeit keinen Zaum anlegten.

Der Vater brachte die Rede auf die Jagdzeit und ſprach in aller Harmloſigkeit eines Jägers von der Brunſt, den ſchreienden Hirſchen am Rennſteig und den nächtlichen Kämpfen, die es jetzt im Bergforſt abſetze. Um dem Geſpräch eine Wendung ins Allgemeine zu geben, begann der Referendar (der übrigens bald einer Anſtellung entgegen ſah), von der unverfänglicheren Gefährlichkeit wilder Hirſche für einſame Wanderer zu ſprechen. Er erzählte eine merkwürdige Geſchichte von einem Freunde, der eines Tages in der Uniform eines Reſerveoffiziers an der „wilden Sau“ vorüber dem Rennſteig entlang zur „hohen Sonne“ hinaufgeſtiegen ſei.

„Mein Freund,“ fuhr er ſeinen Schnurrbart ſtreichelnd fort, „mein Freund geht alſo ſo dahin in ſein Buch vertieft. Um nicht auf dem Wege von der Langeweile geplagt zu werden und ſeinen Offizershorizont zu erweitern, hatte er ſich nämlich einen Band Militärlitteratur eingeſteckt . . .“

„Humoresken von Lenz, Reklams Groſchenbibliothek,“ ſchaltete Binſe ein.

Mit einem zurechtweiſenden Blick fuhr indes der Referendar fort: „Wie er nun an die erſte Eiche kommt, die dort als Richtbaum ſteht, wendet er eben wieder, an weiter nichts denkend, ein Blatt . . .“

„Des Buchs,“ ergänzte Binſe.

„Natürlich des Buchs und nicht des Baums,“ erwiderte der Referendar weiter erzählend. „Er lieſt. Ihm iſt, als ob jemand des Wegs komme, aber er lieſt. Nur zufällig ſieht er auf. Und wer ſteht da? Ein Zwölfender ſteht da, ein ſtattlicher Hirſch mit zum Stoß eingelegtem Geweihe. Raſch zieht er —“

„Wer zieht?“ fiel Binſe ein.

„Mein Freund zieht, doch nicht der Hirſch! Alſo raſch zieht er ſeinen Degen . . .“

„Aus der Scheide,“ ergänzte Binſe wieder, der keine Ruhe geben konnte.

„Das iſt doch ſelbſtverſtändlich, daß ein gezogener Degen aus der Scheide kommt!“ brauſte jetzt der Referendar gereizt auf.

„Bitte recht ſehr, ſehr! durchaus nicht! Deutlichkeit, die jedes Mißverſtändnis ausſchließt, iſt das erſte Erfordernis eines guten Stils. Ei ja!“

„Gut denn,“ verſetzte der Referendar. „Er zog ſeinen Säbel nicht aus der Weſtentaſche oder ſonſt woher, wie vielleicht jemand unter den anweſenden Herrſchaften vorausſetzen möchte, ſondern aus der ſchwarzledernen Patentſcheide an ſeiner linken Seite und ſuchte ſich damit — nicht mit der Scheide, ſondern mit dem Degen — des wütenden Tieres zu erwehren, was ihm jedoch kaum gelungen wäre, wenn nicht Waldfuhrleute herbeigeeilt und mit ihren klatſchenden Peitſchen dasſelbe in die Flucht getrieben hätten.“

„Juſt keine Heldenthat,“ verſicherte Binſe. „Ich war doch auch ſchon auf der Jagd. Ei ja!“

„Und da war unſer Doktor Binſe ſo kühn, einen Haſen in die Flucht zu treiben,“ fiel der Hausherr ein. „Ja, er hätte ihn vielleicht ſogar getötet . . . Aber, lieber Doktor, die Damen warten ſchon ungeduldig auf das jüngſte Kind Ihrer Muſe. Heraus damit, wenn es nicht zu lang iſt.“

Binſe zierte ſich ein wenig, griff in die Bruſttaſche und meinte, er habe es nicht bei ſich.

„Welches Unglück!“ dachte Herbig überlaut.

„Doch, da ſteckt's!“

„Welches Glück!“ flüſterte Eleonore.

„Heiter iſt meine Muſe nicht, das muß ich vorausſchicken,“ begann der Dichter. „Wenn ich auch meinen Quartanern humoriſtiſche Poeſie zur Lektüre empfehle, z. B. Reineke Fuchs, ſo iſt doch der eigentliche Grundzug meines Weſens ernſt, ei ja! ſogar tief melancholiſch. Alſo: die Thräne.“ Und das Taſchentuch einſteckend las er:

„Schmerzensthräne, ſtill entſprieße,
Trauerzähre rinne!
Leiſe meinem Blick entfließe,
Aber — nicht zu dünne.
Wenn die Seele voller Demut,
Iſt's zu unſerm Glücke.
Leer' dein Füllhorn, komm' o Wehmut,
Aber —“

„Nicht zu dicke!“ ergänzte der Referendar, das Richtige treffend, obwohl alle auflachten.

„Ein hübſcher Gedanke,“ meinte Herbig, „der auch in Thränen ein Mittelmaß empfiehlt, — ganz moderner Anforderung entſprechend. Schade, daß der Reim nicht durchaus rein.“

Dies ließ jedoch Binſe nicht gelten und behauptete widerborſtig, man ſpreche nicht ‚rünne‘ und ‚dücke‘, ſondern ſo wie er leſe; und ſolche pointenreiche Sächelchen ſchüttle er nur ſo aus dem Aermel. Allein man wartete dieſe Genialität nicht weiter ab und ging zu anderem über. Da die nunmehr reif gewordenen Aepfel auf den Bäumen die Aufmerkſamkeit auf ſich zogen, ſprach man davon, daß es Zeit ſei, ſie abzumachen. Binſe, der nicht lange auf einem Sitze bleiben konnte, machte ſich daran, den höchſten Apfelbaum zu erſteigen, um den Damen das Obſt friſch vom Zweige zuwerfen zu können, wogegen Jenny die ernſthafte Mahnung richtete, es ſein zu laſſen.

„Glauben Sie denn, Fräulein Jenny, daß ich falle?“ fragte er.

„Wenn Sie nicht in der Luft hängen bleiben, gewiß.“

Aber nun folgte ein glorreicher Bericht vollbrachter Heldenthaten in dieſem Fache. Er ſei ſchon ohne Schwindel rittlings auf der Firſt eines Kirchendachs geſeſſen; er habe einmal einen eingeſeiften Maſtbaum bis zur Spitze erklettert, und er habe eine morſche Ruinenmauer rücklings beſtiegen und droben ein Rad geſchlagen. Ja, er mache ſich anheiſchig, minutenlang mit einem Arm und einem Bein am Baumaſt zu hängen und dabei einen Choral zu ſingen, ohne heiſer zu werden. Zuletzt bot er dem Referendar Wetten an, wer am längſten eine Leiter frei auf dem Kinn im Gleichgewicht halten oder mit der Cigarre im Mund über Tiſch und Stuhl ſpringen könne, ohne ſie ausgehen oder fallen zu laſſen. Der jedoch wollte ſich mit einem Univerſalgenie nicht darauf einlaſſen und ſeine Ruhe haben. Die Sache wurde fad, und da der Abend herangekommen war, brach man auf.

„Herr Profeſſor,“ wandte ſich der Hausvater beim Abſchied treuherzig an Herbig, indem er deſſen Hand drückte, „beſuchen Sie uns wieder und nehmen Sie ſich der armen jungen Frau ein wenig an. Schade um das liebe Weibchen! Ich will nicht ſagen, daß ſie unglücklich verheiratet ſei; ſie hätte es ſchlimmer treffen können und darf ſich ja inſoferne glücklich ſchätzen, als ſie in guten Verhältniſſen ſorgenlos der Zukunft entgegenſieht und alle Mittel beſitzt, ihr Herz einzuſchläfern, wenn ſie es nötig findet. Ich fürchte nur, ſie langweilt ſich auch bei uns. Ich kann ihren Leiter und Begleiter nicht machen, habe weder Zeit noch Talent dazu, und auch meine Mädchen ſind durch den leidigen Umzug abgehalten, ihr die nötige Unterhaltung zu widmen. Alſo, kommen Sie Morgen wieder; und Sie ſind willkommen, auch wenn ich nicht zu Hauſe bin.“

Herbig hielt ſich nach der Verſicherung, welche er Eleonoren gegeben, nicht für berechtigt, bei dieſer Gelegenheit weitere Nachfragen über die Verhältniſſe der ſchönen Frau anzuſtellen. In ſeiner Vorſtellung war der Gemahl der jungen Strohwitwe jener kleine, feingekleidete, glattraſierte Glatzkopf, der allerdings eher einem Kommerzienrat denn einem Geheimenrat ähnlich ſah, unter welchem man ſich zumeiſt einen Herrn mit Gelehrtenanſtrich vorzuſtellen pflegt. Eleonore ſelbſt verhielt ſich ſchweigend. Dagegen ließen es die Töchter ebenſowenig als der Vater an dringender Einladung fehlen. Waren doch auf den nächſten Nachmittag Freundinnen zum letztenmal in dieſen Garten, gewiſſermaßen zu einem Abſchiedsfeſt, geladen, und die gnädige Frau wäre ſicherlich froh, jemanden zu haben, mit dem ſie in ihrer Weiſe ſprechen könne. Er werde zwar der einzige Herr unter vielen Mädchen ſein, doch dürfe ihn dies nicht abhalten.

Und er ließ ſich denn auch in der That nicht

abhalten, da er ſich zur beſtimmten Zeit richtig einfand.

Die Sonne brach heute immer wieder durch das leichte Gewölk, einen Schwarm hellgekleideter Mädchen beſcheinend, die ſich auf dem Raſenhang des Berggartens tummelten. Den gelehrten Profeſſor aus Königsberg gingen die hübſchen Kinder jedoch wenig an; der hielt ſich, wie man nicht anders vorausſetzte und erwartet hatte, an die ſchöne, vornehme Frau, deren Gegenwart nur geeignet war, die frohmütigen Mädchen befangen und wortkarg zu machen. Nachdem dieſe ſich gegenſeitig ihrer drückendſten Mädchengeheimniſſe entledigt hatten, rotteten ſie ſich zuſammen, um zu beratſchlagen, was vorzunehmen ſei. Am liebſten hätten ſie ſich völlig und uneingeſchränkt der Freude überlaſſen, geſpielt und auf dem Bergraſen umhergetollt, wie und wo es ſich traf. Zum Glück war der Garten groß genug; man konnte ſich ausweichen und am einen Ende ſchreien, rutſchen und rollen, ſingen und ſpringen, ohne vom andern geſehen oder gehört zu werden.

Und man überließ ſich der harmloſen Luſt. Plötzlich aber ſtob der ganze Schwarm auf und auseinander, wie ein Flug Tauben, unter welche der Geier gefahren.

„Der Floh, der Floh!“ ſchrieen ſie lachend und flogen den Berg herunter, um ſich hinter deſſen Abhang, Hecken und Bäumen zu bergen.

Eleonore und Herbig, welche in ruhigem Geſpräch den Gartenweg auf und ab wandelten, glaubten bei dem anhebenden Geſchrei an eine unvorhergeſehene Gefahr. In der That umkreiſte denn auch die Umzäunung außen — als Wolf im Schafspelze — des Doktor Binſe fragwürdige Erſcheinung. Jetzt ſtand er oben auf dem Bergwege überm Zaun und ſah ſchwärmeriſch in den Garten herein oder über ihn hinweg in die Landſchaft; dann erſcholl an einer andern Stelle des Zauns ſein ſeufzendes „Ei ja!“, und wieder grüßte er mit geſchwenktem Strohhute über die Hecke, wo ſie am niederſten war und niemand ſich ſeiner verſehen hatte. Aber all ſein Mühen war vergebens; man lachte, ſchien ihn nicht zu bemerken, lud ihn noch weniger ein, herein zu kommen, und kümmerte ſich zuletzt nicht weiter um ihn.

Zuweilen trafen die Mädchen im Verlaufe des Nachmittags mit dem Herrn Profeſſor und der gnädigen Frau zuſammen; es wurden einige freundliche Worte gewechſelt, dann ging man wieder ſeines Wegs. „Gott, wie gar hübſch dieſe Herrſchaften ihre Worte ſetzen können! Jerum, was das niedlich iſt, ſo miteinander zu plaudern!“ Und dabei ſteckten ſie gar anmutig die Köpfchen zuſammen, reckten die Hälschen und gackerten allerliebſt.

Inzwiſchen hatte ſich Jenny für eine Weile zu Herbig und der jungen Frau geſellt und mit derſelben Platz neben einer Birke auf dem trockenen, thymianduftigen Raſen genommen. Auch Herbig ſtreckte ſich neben ſie hin. Ringsum war der Raſen wie mit Goldſtücken beſtreut, ſo leuchteten die abgefallenen Birkenblätter in der Sonne. Nach dem Pfade hin war die Gruppe teilweiſe durch einen Haſelbuſch gedeckt. Zur Seite hob im Sande ein ſogenanntes Ruhrkraut die gelben Blütenköpfchen, und wilder Quendel von balſamiſchem Geruch bildete das Thymianbeet, in welchem die drei ſich zuſammengefunden hatten.

Jenny hatte jetzt wohl eine Ahnung davon, wer eigentlich ihren Zopf wieder gefunden, und wußte dem fremden Herrn großen Dank für ſeine diskrete Haltung.

„Sagen Sie mir doch einmal, Herr Doktor Herbig,“ fing ſie nach einem mit Eleonoren gewechſelten Blick an, „ſind Sie nie in die Gegend von Catlenburg gekommen? Es liegt ſeitwärts an der Bahn von Nordheim nach Herzberg.“

„Doch!“ erwiederte er. „Einmal in meiner Studentenzeit, da ich zwei Semeſter in Göttingen Geſchichte hörte. So viel ich mich entſinne, fuhren wir eines Sommertags hinaus nach Catlenburg, das mit Mauern und Türmen auf grüner Höhe liegt, und zogen von da auf ein einſames Pfarrdorf, wo unter Eichen unfern der Kirche ein Tanzboden aufgeſchlagen war. Ein fröhlicher Tag!“

(Fortſetzung folgt.)

Spruch.

Von

Hugo Lillauer.

Gar oftmals bringt ein kurzer Spruch
Mehr Nutzen als ein dickes Buch.
Könnt' nur der Umfang Wert verleih'n;
Mühlſtein wär' mehr als Edelſtein.

es doch freiwillig, als dem englischen Bischof eine Pagode als Wohnung mietweise überlassen wurde, oder wenn solche der göttlichen Verehrung geweihte Räume gar an Theehändler abgetreten werden. Das geschieht gar nicht selten und man kann, während die Götter und Götzen von ihren Plätzen genommen und ihre Augen mit roten Papierstreifen überklebt werden, dort dann Hunderte von Arbeitern mit dem Trocknen und Verpacken der gewürzigen Blätter beschäftigt sehen, zugleich auch die Beimischung von gepulvertem Indigo und Gips wahrnehmen, ohne welchen der Thee in England und Amerika nicht verkäuflich ist. — Zu einem Ausfluge nach dem etwa 20 Meilen von Ningpo entfernten großen Buddhistenkloster Tien Dong, d. i. der göttliche Knabe, vereinigte sich Miß B. mit der oben erwähnten englischen Lehrerin Miß L. Man mietete ein gewöhnliches überdachtes Boot, ein sogenanntes Hausboot, welches neben dem Schlafraume eine kleine Küche besaß (S. 304). Zunächst ging es einige Zeit flußaufwärts, dann wurde in einen der zahlreichen, das Land durchschneidenden Kanäle eingebogen. Das Niveau der Kanäle liegt höher als der Wasserspiegel des Flusses und es sind deshalb besondere Einrichtungen zur Ueberführung der Schiffe erforderlich. Durch hochaufgemauerte Wände wird eine enge Schleuse (S. 300) hergestellt, ein Tau am Spiegel des Schiffs durchgezogen und große, von Menschenhand bewegte Winden an beiden Seiten heben das Schiff in die Höhe. Die Grundfläche der Schleuse besteht aus einer nach beiden Seiten geneigten Fläche und das Schiff gleitet langsam in das andere Wasser hinüber, sobald es den höchsten Punkt dieses Winkels erreicht hat (S. 300). Hunderte von Booten passieren oft täglich eine solche Schleuse und da diese nur Raum für die gleichzeitige Beförderung eines Bootes bietet, so ist mit diesem Uebergang fast immer großer Zeitverlust verknüpft und für die Mannschaft an den Winden entsteht eine harte Arbeit. Langsam ging die Tagfahrt von statten, Abwechselung gewährten nur die zahlreichen über den Kanal gespannten Brücken. Abends ankerte das Schiff bei Siao Bah, und am anderen Tage in der Frühe bemächtigten sich kräftige Träger der mitgebrachten Weidenstühle, um ihre schöne Last auf

Brücke von Tyn-chee, dicht bei Ningpo (S. 309).

langsam ansteigendem, gewundenem Pfade zu dem noch etwa fünf Meilen entfernten Kloster zu befördern. Das anmutige Hügelland wurde belebt durch die in allen Farben schillernden, prächtigen Azaleen. Die gut gehaltene gepflasterte Kunststraße führte abwechselnd durch grüne Felder, mächtige Bambusdickichte, oder war mit einer Doppelreihe von Nadelbäumen besäumt. Als man sich dem Kloster näherte, zeigten sich an der Wegseite seltsam geformte rote und graue Steingefäße, welche bestimmt sind, die Asche aufzunehmen, die von dem im Kloster verbrannten Weihrauch zurückbleibt (S. 307), und jeder 29ste Wegstein war mit einer eingehauenen Lotosblume geschmückt. Hinter dem klaren Spiegel eines kleinen Sees erhoben sich die Steinmassen des Klosters, das mit den ursprünglich roten, von der Zeit zu einem matten Grau gebleichten Mauern und dem hohen, schweren Strohdache einen angenehmen, harmonischen Eindruck macht.

Beim Eintritt in das Heiligtum, einer weiten, von mächtigen Pfeilern getragenen Halle, findet man sich drei gewaltigen vergoldeten plastischen Bildern des Gottes Buddha gegenüber, (S. 301) welche von einem gleichfalls vergoldeten Wolkenhimmel überragt werden. Die Figuren sind mindestens 40 Fuß hoch und befinden sich auf einem Untergestell von vielleicht zehn Fuß Höhe. Zwischen ihnen sind zwei kleinere Bildwerke,

putiert hatte. Nun war Caſtelli der eigentliche Matador der Ludlamshöhle; ſich dieſen harmloſen Oeſterreicher, welcher den beſchränkten Unterthanenverſtand für den Bedarf eines despotiſchen Regimes gehabt hätte, als Umſturzmann zu denken, konnte nur in einem abnorm organiſierten Kopfe als Unkraut wuchern. Ganz Wien ſchüttelte ſich vor Lachen über dieſen Schwabenſtreich der Polizei, welche die Schellenkappe der Ludlamiten mit einer unverdienten Gloreole umgeben hatte.

Nicht unerwähnt darf ich laſſen die Ritter von „Karls Tafelrunde“. Dieſen Namen, zu dem ſie auch nicht den geringſten Rechtstitel hatte, führte eine litterariſch-künſtleriſche Geſellſchaft, die zu Anfang der vierziger Jahre allabendlich in einem Gaſthauſe hinter dem ungariſchen Gardegebäude Einkehr hielt. Dem Wirte, der eine gute Hausmannskoſt beiſtellte und unverfälſchten Wein ſchenkte, wurde für die Atzung die Ehre erwieſen, daß man die Tafelrunde nach ſeinem Zunamen taufte. Mit der Tafelrunde ſelber hatte es wieder ſeine vier Ecken, denn der Tiſch, um den man ſaß, nahm die ganze Länge eines engen Extrazimmers ein, das jeden Abend für die Ritter reſerviert blieb, und in das kein Profaner Zutritt hatte. Mit den Rittern war es gleichfalls nicht haarſcharf genau zu nehmen, denn es befand ſich nur ein einziger in dieſem Konklave, der auf dieſen Adelstitel Anſpruch erheben konnte, und der war der Ritter von Levitſchnigg, eine hochbegabte Poetennatur, die aber ſpäter auf Abwege geriet und jetzt für die Litteratur verſchollen und vergeſſen iſt. Den Vorſitz an dieſer Tafelrunde führte der Lieder- und Balladendichter Johann Nepomuk Vogl, nicht etwa, weil er ein Meiſter der Rede und ein virtuoſer Ordner der Debatten geweſen wäre, ſondern, weil er dieſen ſtillen Winkel auf ſeinen Entdeckungsfahrten nach einem köſtlichen Tropfen ausgekundſchaftet hatte. Ich nenne außer den beiden Erwähnten nur einige, und zwar die Komponiſten Conradin Kreutzer, Adolf Müller und Emil Titl; die Poeten Moritz Hartmann, Ferdinand Sauter, Alexander Julius Schindler, Ludwig Foglar und Carl Rick; den Muſikſchriftſteller und Gründer des Wiener Männergeſangsvereines Auguſt Schmidt und Athanaſius Groß; den Bildhauer Hirſchhäuter und ein ganz ſeltſames Menſchenexemplar, Menk von Mekarski. Von den voluminöſen Kollektaneen, welche dieſer emſige Sammler in Jahren aus allen Fächern eingeheimſt hatte und die nach deſſen Ableben als Makulatur verſchleudert wurden, hätte ein Dutzend Gelehrter ſein Daſein friſten können. Manches Glied iſt ſeither aus dieſer Kette, die ſich nachgerade ſelbſt gelockert hatte, durch den Tod geriſſen worden. Es wäre vergebliche Mühe, den einen und andern aus dieſer Geſellſchaft zu charakteriſieren, da ja doch ſchon alle Verbindungsfäden zwiſchen damals und heute fehlen. Die Namen, die ein ganzes Menſchenalter überdauert, dankten dies einer hohen Begabung; daß aber das Gedächtnis des armen Sauter nicht für eine kommende Zeit gerettet werden konnte, daran iſt eine unkundige Hand ſchuld, die ſeinen litterariſchen Nachlaß herausgegeben hatte. Es ſpricht für den Wert dieſes Poeten, daß ihn Nikolaus Lenau, der kein Lobverſchwender war, hochgehalten hatte; ſelbſt ohne dieſe Bürgſchaft aber blieben Verſe, wie die folgenden, ſtets im Gedächtniſſe haften:

„Eines doch bedenke jeder,
Was er immer thut und treibt,
Ob mit Hammer oder Feder
Brot er ſchmiedet oder ſchreibt,
Daß die Mühſal des Erwerbens
Uns das beſte untergräbt,
Und am Tage unſres Sterbens
Niemand weiß, ob wir gelebt.“

Solche Verſe haben den Goetheſchen Wurf und wiegen ſchwerer als manche langatmige Produkte moderner Poeten, die mit vornehmer Geringſchätzung auf den armen Sauter, lebte er noch heute, herabſehen würden. Lenau, wie ich erwähnt, hatte dies nicht gethan, und auch Ludwig Uhland nicht, ein Meiſter des Liedes, wie ſeit ſeinem Ableben kein zweiter erſtanden iſt. Es war ein großer Feſtabend für „Karls Tafelrunde“, als der berühmte Schwabe bei dem Sympoſion der Ritter erſchien. Das hatten ſie Johann Nepomuk Vogl zu danken, der ſeine Freunde der Ehre teilhaftig machen wollte, die ihm von Uhland widerfahren war. Keinen anderen, als den Dichter des „Wanderburſchen“ hatte er aufgeſucht, und er that noch ein übriges und opferte in liebenswürdiger Weiſe einen Abend für deſſen Genoſſen. Bei Uhland waren bekanntlich die Worte teuer; ſchweigſam alſo, aber mit ſichtbar innigem Behagen ſaß er an der Tafelrunde, welche die richtige Parole hatte und einhielt, dem Gaſte nicht durch eitle und überſchwengliche Lobreden zu hofieren. Uhland war während ſeiner kurzen Anweſenheit in Wien auch zu Hof geladen; man fand ſich mit dem

ſchweigſamen Manne nicht zurecht und wußte nicht den Henkel zu finden, um ihn anzufaſſen und zum Sprechen zu bringen. Schließlich forderte man ihn auf, eines ſeiner Gedichte zu recitieren; und damals ſoll er in wahrhaft ergreifender Weiſe „Des Sängers Fluch“ vorgetragen haben.

Am glücklichſten und förmlich aus dem Häuschen über den Beſuch bei den Rittern war der arme Sauter, und er gönnte dem Wirte nicht die Ehre, einen ſo illuſtren Gaſt zu bedienen. Wie er dies fertig brachte, bei dem alles, was er anfaßte, in Scherben ging, und der Tiſche und Stühle umrannte, wenn er in eiliger Bewegung war, iſt mir heute noch ein Rätſel. Pudelnärriſch und immer in fieberhafter Aufregung, wie er war, hatten ſeine Freunde ſtets zu beſorgen, daß ihm ein Unfall widerfahren könnte. Das traf unglücklicherweiſe wirklich ein: bei einem Ausfluge im nächſten Sommer, nach ſeiner ſeligen Begegnung mit Uhland, brach er durch einen Sturz vom Felſen das Bein und hatte von da an zeitlebens zu hinken. Um eine Blume zu pflücken, hatte er, nach ſeiner Ausſage, den Felſen erſtiegen; das Unglück widerfuhr ihm aber bei einer weniger poetiſchen und ganz menſchlichen Verrichtung, für die er ſich in ſeiner Narrheit den erhabenen Standpunkt ausgeſucht hatte. Nikolaus Lenau und die Sängerin Unger-Sabatier pflegten ihn während ſeiner Krankheit in Iſchl; das Bein war ſchlecht eingerichtet worden und er kam von dort zu ſeinen Freunden nach Wien als „hinkender Teufel“, der nun erſt recht nicht den Humor verloren und ſein Unglück noch ſegnete, das ihm die treue Pflege ſo herrlicher Menſchen vermittelt hatte.

Es wäre nach allem, was ich bisher von der Tafelrunde erzählt, gewiß der Einwand und die Bemerkung ſtatthaft, daß dieſe eben nichts anderes als eine gewöhnliche Wirtshausgeſellſchaft von Stammgäſten war, die nur ab und zu durch vornehme Beſuche ein gewiſſes Luſtre erhielt. Sie war aber doch anders und beſſer geartet. Anſtatt ſchon vorwegs mit einem Programm von beſtimmten Produktionen zu prunken, wie dies heutzutage Brauch oder Mißbrauch von zahlloſen Kränzchen und Singvereinen iſt, wurde dort ſpontan und aus dem Stegreif produziert. War der Humor dazu vorhanden oder das Loſungswort gefallen, dann hieß es eben: Freiwillige heraus! und die ganze Geſellſchaft war ſofort in voller Thätigkeit. Themata zu einem Liede wurden in einem Hute geſammelt, der beſte Titel daraus gewählt; die Poeten hatten ſich jetzt zu rüſten und fixfingerig bei der Arbeit zu ſein, denn es war ihnen nur eine Viertelſtunde gegönnt; wem die klingendſten Verſe gelungen, der hatte die Ehre, von den Komponiſten in Muſik gebracht zu werden, denen man wieder nur eine Galgenfriſt für ihre Satzweiſe einräumte. Eine flüchtige Durchſicht des Meiſters Conradin Kreutzer genügte, um zu beſtimmen, wer es am beſten gemacht hatte, und es kam nicht einmal, ſondern wiederholt vor, daß er, obgleich ſelber Konkurrent, ſeinen mitbewerbenden Kollegen den Vorrang gab. Ebenſo ſchnell wurde die Kompoſition nach Stimmen verteilt und notenkundigen Schreibern zur Kopiatur zugewieſen. Nun kamen die Sänger an die Reihe, die friſch vom naſſen Blatte ein Lied ſangen, das vor einer Stunde noch in dem Embryo eines dürftigen Titels gelegen war. Auf dieſem Wege der kürzeſten Produktion mit vereinten Kräften entſtanden die herrlichſten Lieder, die noch heute allerorten geſungen werden. Das alles war nicht mühſam ausgeklügelt, ſondern ſprang wie ein luſtiger Bergquell aus den Felſen. Der Greis Adolf Müller, der noch vor kurzem im Theater an der Wien dirigierte, war jener Zeit ſeinen Kollegen um eine ſtarke Kopflänge voraus, und Johann Nepomuk Vogl hatte die Verſe wie Perlen ſchon am Schnürchen gereiht, während die andern ſich die Fingerknöchel wund ſkandierten.

Dieſer Dichter iſt noch lange nicht nach ſeinem Verdienſte gewürdigt; Oeſterreich hat nicht einen einzigen von ſo urſprünglicher Begabung aufzuweiſen. Mit ſeiner Bildung hinkte es allerdings, und darin wurde er von den Talentloſeſten gemeiſtert, die das Handwerk der Poeſie aus dem Buche erlernt hatten. Der Gott aber war in ihm, und wenn er ſeine Stunden der Begeiſterung hatte, brachte er Verſe zuwege, wie ſie in des „Knaben Wunderhorn“ nicht prächtiger und wohlklingender zu finden ſind. Die Vielſchreiberei rächte ſich an ihm in ſo bedauerlicher Weiſe, daß ſein Name, der die eingeborene geniale Kraft hatte, ein Jahrhundert zu überdauern, nur mehr von wenigen genannt wird. Er ſchrieb Tauſende von Liedern und Balladen, von denen etwa ein Hundert einen bleibenden künſtleriſchen Wert hat, und das ſozuſagen das ſpezifiſche Gewicht ſeiner voluminöſen Produktionen bildet. Von ähnlichem Schlage, wenn auch

nicht ſo urſprünglich geartet, aber auf einer höheren Bildungsſtufe ſtehend, war Johann Gabriel Seidl, der menſchenſcheu nur ſelten an der Tafelrunde erſchien. Letzterem iſt in jüngſter Zeit die Ehre widerfahren, daß eine Geſamtausgabe ſeiner Schriften gemacht wurde, während ſich für Johann Nepomuk Vogl noch immer nicht die pietätvolle Hand gefunden hat, die ein inhaltſchweres Aehrenbüſchel aus den reichen, allerwärts verſtreuten Garben ſammeln würde. Ein ſolches auserleſenes Buch hätte das volle Anrecht, in der nächſten Nachbarſchaft von Uhland und von den beſten Dichtern zu ſtehen.

Außer dieſen geiſtigen Geſellſchaftsgruppen waren gleichſam wilde litterariſche Vereinigungspunkte einige Gaſt- und Caféhäuſer, in denen zuſammenkam, was ſich gerne ſuchen und finden wollte. Das Neunerſche oder „ſilberne Caféhaus" in der Plankengaſſe war ein ſolches Stelldichein; ſeine eigentliche Anziehungskraft übte es dadurch, daß dort faſt tagtäglich Nikolaus Lenau erſchien. Eine virtuoſe Schilderung des litterariſchen Lebens, welches darin herrſchte, gab ſeiner Zeit ein reichbegabter öſterreichiſcher Schriftſteller, Andreas Schumacher, in einem Novellen-Almanache. Verloren iſt dieſe Charakteriſtik, und deren Verfaſſer iſt vergeſſen, trotzdem er wahrlich ein beſſeres Los verdient, doch ſein Schickſal ſelber dadurch verſchuldet hatte, daß er ſein Talent nicht nach Einem Zielpunkte lenkte, ſondern es nach den verſchiedenſten und heterogenſten Richtungen verzettelte. Die Litteratur war das Ackerfeld, das er zeitlebens hätte pflügen müſſen; er traute ſich im Jahre 1848 zu, noch Schießbaumwolle fabrizieren zu können. Daß er in dem Laboratorium, in dem er die Leitung hatte und mit brennender Cigarre promenierte, nicht in die Luft flog, war ſein Glück; ſein Unglück aber war, daß man ihn nach dem Oktober abfaßte und zur Kerkerhaft in Kufſtein verurteilte. Von dort kam er als phyſiſch und geiſtig zerrütteter Mann zurück und verlebte noch wenige Jahre ſiech und elend in ſeiner Familie, bis ihn der Tod erlöſte.

In der Singerſtraße und zwar im Gaſthauſe „Zum Amor" kamen gleichfalls Künſtler und Schriftſteller allabendlich zuſammen, und es ging dort meiſtens ſehr lebhaft her. Das belebende Element war Dr. Julius Becher, Muſikus ſeines Zeichens. Gefürchtet für ſeine beſten Freunde war, was er in Noten produzierte; doch galt in muſikaliſchen Dingen ſeine Kritik als unantaſtbar. Haarſträubend war, was er als Komponiſt zu leiſten vermochte; und wir verlebten im Muſikvereinsſaale unter den Tuchlauben die wahre Marterſtunde eines Streichquartettes ſeiner Faktur, für das wir jedoch ſpäter durch ein Werk Beethovens ſchadlos gehalten wurden. Während dieſes Konzertes fiel noch ein kurzer Dialog, von dem ich nebenher berichte, weil er den genialen Dichter Friedrich Hebbel, deſſen Selbſtüberhebung eine maßloſe war, in ſeinem ganzen Weſen kennzeichnet. Hinter dem Dichter der „Maria Magdalena" ſaß Karl Bauernſchmid, einer der liberalen Reviſionsbeamten, von denen eingangs geſprochen wurde, und nach dem Jahre 1848 einer der beſten Publiziſten, die Oeſterreich aufzuweiſen hatte. Dieſer glaubte ſeinem berühmten Vordermanne eine liebenswürdige Aufmerkſamkeit damit zu bezeigen, daß er die Bemerkung fallen ließ: es müſſe für ihn ein ganz beſonderer geiſtiger Genuß ſein, das Werk eines ſo verwandten Genius anzuhören. Darauf erwiderte der Angeredete: „Friedrich Hebbel hat nicht Urſache, Beethoven aufzuſuchen, er geht ihm aber nicht aus dem Wege, wenn er ihn zufällig begegnet."

Der arme Muſikus Becher brachte mich auf dieſe flüchtige Reminiscenz, und er veranlaßt mich gleichzeitig, von einem anderen Manne zu ſprechen, der ebenfalls ein Stammgaſt im „Amor" war und im Oktober 1848 eine hervorragende Rolle geſpielt hatte: der war der Oberlieutenant des Regiments „Hoch- und Deutſchmeiſter", Wenzel Meſſenhauſer. Weniger lebhaft als ſein Wirtshausgenoſſe Julius Becher, mit dem er das tragiſche Schickſal teilte, nach dem Oktober im Stadtgraben erſchoſſen zu werden, war er doch allen eine ſympathiſche Perſönlichkeit. Ich erfreute mich ſeiner ganz beſonderen Zuneigung, und er ließ ſich von mir gefallen, was kein anderer Schriftſteller ſeinem Kollegen geſtattet hätte. Anders geartet als ſeine Kameraden im Regimente hatte er den heftigen Drang zu ſchriftſtellern, und er entwickelte für dieſes Streben einen Eifer, den ich ſeither bei niemanden meines Berufes angetroffen habe. Die Manuſkripte, die er leiſtete, ſchwollen voluminös an; die unbeſtreitbare Begabung für die Schriftſtellerei war bei ihm in vollem Maße vorhanden, ſie wurde aber durch eine ermüdende Weitwendigkeit geſchädigt. Da er mich zum Vertrauten ſeiner Schaffensluſt gemacht und mein ſtrengſtes Urteil über ſeine Produktionen herausgefordert hatte,

wirtschaftete ich in diesen wahrhaft unbarmherzig. So erinnere ich mich, daß ich einen dreibändigen Roman mit dem Titel: „Moderne Argonauten" durch seiten- und kapitellange Striche auf ein gutes Drittel reduziert und so druckfähig gemacht hatte. An einem anderen, weniger umfangreichen Roman aber, der „Zwei Möwen" betitelt war, hatte ich fast gar nichts zu ändern. Dieser kleine Roman behandelte das tragische Schicksal der Söhne Attilio und Emilio des österreichischen Kontreadmirals Bandiera, die, seit 1842 im geheimen Briefwechsel mit Mazzini, die Zeit für eine gewaltsame Umwälzung in Italien reif hielten und nach mißglückten Aufstandsversuchen zwei Jahre später in Cosenza erschossen wurden. Ich behaupte noch heute, daß dieser Roman, nicht etwa seines revolutionären Inhalts wegen, sondern kraft seiner künstlerischen Anlage und Durchführung zu den besten litterarischen Produktionen in Deutschland zu zählen wäre. Ich habe ihm trotz wiederholter und eifriger Nachforschungen nicht mehr auf die Spur kommen können, und stehe nicht an, diesen Verlust als einen beklagenswerten Ausfall für die Litteratur zu bezeichnen. Der Oberkommandant der Nationalgarde im Oktober des Sturmjahres bleibt für die Zeitgeschichte unverloren, mit jenem Werke wäre aber auch sein Schriftstellername gerettet geblieben.

Eine Karawanserei für litterarische Begegnungen war noch das Café Adami mit dem Eingange im Durchhause des Regensburger Hofes und von der Langseite der heutigen Sonnenfelsgasse. Der Besitzer dieses Cafés war ein seltsamer Kauz, der nie das Deutsche erlernen konnte und schließlich auch seine Mutter-, die italienische Sprache verlernt hatte, so daß er, namentlich im Jahre 1848, in dem er gleichfalls gerne mitgesprochen hätte, förmlich hilflos war. Die Nähe der „Aula" bedingte, daß alles, was sich einigermaßen mit der Litteratur im Kausalnexus glaubte, dort zusammenströmte. Selbstverständlich wurden so die alten Hausfassen in den Hintergrund gedrängt; sie wagten nicht, sich darüber verdrießlich zu gebärden, wenn sie auch bedauern mußten, daß die frühere gemütliche Ruhe bedenklich gestört war. Der geheime Aerger wurde aber hinwieder durch manche lustige Zwischenfälle wett gemacht. Zu diesen gehörte, daß eines Tages ein junger Mann atemlos mit der Meldung hereinkam: „Die eine Kammer haben wir glücklich durchgesetzt, wir lassen aber nicht nach, bis wir noch die zweite Kammer ‚herausgekitzelt' haben." Diese politische Unreife erinnert an die Badenser, die, nachdem in den Jahren 1848 und 1849 alles in Deutschland auf und los war, durchaus „eine Republik mit dem seligen Großherzog an der Spitze," oder an die Leipziger, die, nachdem in Berlin und Wien das Straßenpflaster locker geworden war, ebenfalls eine „einzige und unteilbare Barrikade" haben wollten.

So wäre ich denn bei meiner litterarischen Wanderung, die eigentlich zwischen den Rosenhecken der Poesie und den Fruchtbäumen der Prosa führen sollte, unwillkürlich auf die Wildbahn des Jahres 1848 geraten, dessen Andenken die Mitlebenden, obgleich sie von seinen Stürmen durchrüttelt wurden, und auch die Nachlebenden zu segnen haben, welche durch dieses Jahr frei gemacht wurden. Dreißig Jahre und darüber sind bereits voll geworden, die seit dem 13. März, an welchem, wie sich damals Dr. Alexander Bach ausdrückte: „Dem Weltgeiste die Thore angelweit geöffnet wurden," in das Land gegangen sind. Der fieberhaften Aufregung, die sich in jenem Jahre von dem 13. März an aller Geister bemächtigte, konnten sich nicht die Besonnensten erwehren; wie ein elektrischer Schlag ging der zündende Freiheitsfunken weit über den Herd der Revolution hinaus an die äußersten Grenzmarken des Reiches. Die zahmsten und friedliebendsten Leute traten unter Waffen; deshalb sahen sie aber noch lange nicht martialisch aus. Fast rührend, wenngleich etwas drollig, gebärdeten sich Männer wie der Akademiker Karajan und der gründliche Kenner der spanischen Litteratur, Ferdinand Wolf, von denen ich als von Bündnern der Gesellschaft der „Namenlosen" gesprochen, und die sich gleichzeitig mit mir durch einen „ausgedienten" Korporal zum Kriegsdienste abrichten ließen. Ein richtiger Oberst würde mich selber mindestens auf acht Tage zum Profoßen geschickt haben, hätte er ansehen und anhören müssen, wie ich eines Mittags als Kommandant mit meiner Truppe die Wache des Staatsschuldenamtes in der Singerstraße bezogen hatte. Fehlte auch die Routine des Kriegshandwerkes, so fehlte doch nicht der Feuereifer. Unter meinen Garden befand sich damals ein Enkel Goethes, gleichfalls Wolfgang wie sein Großvater genannt. Dieser Jüngling war mit dem einmaligen Postenstehen nicht zufrieden und bat mich während vierundzwanzig Stunden wiederholt, ihn für einen

anderen, auch nächtlicherweile Wachedienst leisten zu lassen.

Ich würde mich zu tief in das Dickicht meiner Reminiscenzen verirren, wollte ich aus jenem denkwürdigen Jahre Erlebtes erzählen. Das lag nicht in Plan und Absicht dieser Mitteilung, mit der ich nur die Anfänge des Vereinslebens in Oesterreich vor dem Jahre 1848 kennzeichnen wollte.

Der Gesang der Vögel.

Eine ornithologisch-ästhetische Betrachtung

von

Adolf Müller.

Gibt es wohl eine herrlichere, herzerhebendere Naturpoesie, als der Gesang der Vögel! In diesen Naturlauten spricht der Weltgeist am unmittelbarsten zu unserer Seele, hier entfaltet er sich am schönsten. Wohl rauscht er vorüber in den wolkenjagenden Orkanen und braust auf in dem wogengepeitschten Meere; wohl dröhnt er in den Gewittern mit dem Riesenhall der Donnerschläge und läßt das Tiergeheul erschallen durch die Einsamkeit der Wälder als eine urkräftige symphonische Sprache: — aber die eigentlichste Seele der Natur bleibt das Lied unserer befiederten Wesen.

Wie den merkwürdigen „Boten des Himmels“ schon ein Vorzug vor anderen Tieren in ihrem leichtbeschwingten Kleide geworden, so empfingen diese Kinder der Lüfte von der gütigen Mutter Natur weiter noch die lieblichste, herrlichste Mitgift der lebenden Wesen der Erde, die Gabe des Gesanges. Selbst vor dem Menschen haben sie dies Himmelsgeschenk voraus, der sich erst künstlich auf den Stufen des Kulturlebens das erwerben muß, was der Vogel von vornherein ererbt hat.

Lebendig widerlegt das Lied des Vogels das Bestreben der Zweckmäßigkeitslehre, welche dem Tiere die Seele absprechen will und seine Lebensbethätigung mit dem leeren, begriffslosen Worte „Instinkt“ bezeichnet. Gesang ist das Produkt des Gemütes, die vornehmste Thätigkeit des Seelenlebens; er ist die wahre Urpoesie. Wo aber Empfindung in einem so hohen Grade zum Ausdruck gelangt wie im Gesange der Vögel, da ist auch Seele, Bewußtsein, Geist. Wenn die Tierseele aber existiert und selbstthätig auf die Bühne tritt, dann beseelt und belebt sich das All, dann ist die Natur mit ihren Wesen keine tote Staffage mehr, sondern der Mensch steht mitten in ihr als ein Glied jener unendlichen Kette der Individuen unter warmer Beziehung und Wechselwirkung.

Es ist gewiß von hohem Interesse, dieser prächtigen Gabe des Vogels nachzusinnen. Der Naturforscher weiß, daß da, wo in lebenden Wesen ein Trieb herrscht, auch Mittel und Werkzeuge vorhanden sind, diesen Trieb auszuführen oder zu bethätigen. Wollen wir also die Grundlagen des Vogelgesanges erkennen, so müssen wir den Leib des Vogels untersuchen, der die Organe für jene hervorragende Leistungsfähigkeit birgt.

Da die gemäßigten Zonen unserer Erde, also auch unser Vaterland, vor den kalten und heißen die gefiederten Sänger besitzen, so bieten uns die heimischen Singvögel das beste Material zu unserer Untersuchung.

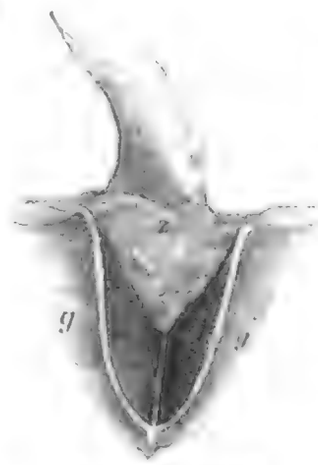


Fig. 1. Vogelbrust.

Betrachten wir die vorzüglicheren unter diesen, so fällt uns schon im Aeußeren ein gestreckter, geschmeidiger Hals und eine freie, räumliche Brust auf. Die Oeffnung dieser legt uns über dem Brustbeine zwei gabelförmige Knochen bloß, das sogenannte „Gabelbein“, das dem Schlüsselbeine der Säugetiere entspricht. Hinter diesem Gabelbeine zeigt sich ein ungemein feinverzweigtes, sackartig gepaartes, transparentes, blasenartiges Hautgewebe, das zur Aufnahme von Luft sehr geeignet ist. In der beigegebenen Zeichnung 1 einer secierten Vogelbrust ist bei g—g das Gabelbein und bei z das Zellengewebe zwischen den Aesten des Gabelbeins sichtbar. Entfernt man diese Luftbehälter vorsichtig, so enthüllt sich ein merkwürdiges Organ in der tief- und weitgespaltenen Brusthöhlung. Es ist dies die in der Figur 2 dargestellte sogenannte „Trommel“ (T) oder der „untere Kehlkopf“ mit seiner Verzweigung in

zwei Aeste, der Luftröhrengabel (g′—g′), die unterseits in die Lungen einmünden. Ueber der Trommel setzt sich die Luftröhre (L) nach oben fort, welche in der Zunge mit dem „oberen Kehlkopfe“ oder der „Stimmritze“ (St, Fig. 3 und 3b) zwischen den beiden Aesten des Zungenbeines (b—b, Fig. 3b) endet. In der Zeichnung 3 ist die Zunge aus der Rachenhöhle und von dem Unterkiefer abgelöst und heruntergeschlagen; man muß sich dieselbe also beim lebenden Vogel in die entsprechende Lücke darüber so eingefügt denken, daß die Stimmritze (St) dem tiefen, vielfach mit Warzenhärchen versehenen Einschnitte (w) in der Rachenhöhle oder dem Gaumen des Oberkiefers gerade gegenüber zu stehen kommt.

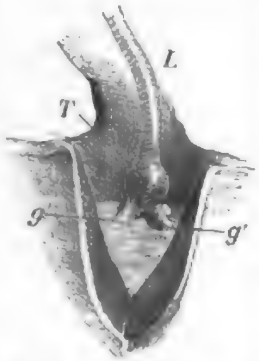


Fig. 2. Der untere Kehlkopf.

Bei näherer Untersuchung zeigt sich die Stimmritze als eine lippenförmige Oeffnung, welche auf beiden Randseiten von sehr elastischen, aus ringförmigen Gebilden bestehenden Bändern umgeben ist. Diese Bänder der Stimmritze können durch entsprechende Zungenmuskeln quer zu ihrer Längenachse geöffnet oder aber zusammengezogen werden, wie wir nachher darthun werden. An dem einen, der hinteren Rachenhöhle und der Kehle zugekehrten Ende ist die Stimmritze bei vielen Sängern, wie z. B. den Drosseln und der Amsel, dem Stare, dem Pirole u. a. m., mit einer Reihe Warzen versehen (h, Fig. 3), welche sich in hornige, haarförmige Gebilde zuspitzen. Man bemerkt diese Warzenhaare meist bei den insektenfressenden Sängern, während bei einigen anderen, z. B. den Finken, sowohl in dem Einschnitte der Rachenhöhle als auch an der Stimmritze die haarartigen Spitzen fehlen. In der Mitte der Seitenbänder der Stimmritze entdeckt sich bei genauerer Betrachtung auch noch eine gelenkartige Erhöhung, eine Art Gliederung, welche das Oeffnen der Stimmritze fördert.

An die Stimmritze, welche bei allen Vögeln bekanntlich des Kehldeckels entbehrt, reiht sich unmittelbar die Luftröhre (L, Fig. 2 u. 3). Diese bildet bei sämtlichen Vögeln schon ein sehr auffallend gestrecktes, bei den Singvögeln aber, gegenüber den ungelenkeren, härteren der Großvögel, eine hohle Säule, deren fast durchsichtige Wandung aus einer Menge zarter, weicher, ausnehmend geschmeidiger Knorpelringe besteht. Vor ihrer Verzweigung in die beiden Aeste der Gabel erweitert sich die Luftröhre in das schon berührte rundliche Gebilde, die Trommel oder den unteren Kehlkopf. Dieses letztere Organ ist im Querschnitte (Fig. 4) durch Abbildung eines vergrößerten Kehlkopfes von einer männlichen Schwarzamsel kenntlich gemacht. Hier tritt in der Trommel hin und wieder eine scheidewandartige Erhöhung (S) auf, welche über dem Delta (d) der Luftröhrengabel-Verzweigung bei verschiedenen Sängern in den hohlen Raum der Trommel mehr oder weniger merklich eintritt.

Fig. 3a. Kopf eines Edelfinken.

Die Trommel ist zwar bei allen Singvögeln übereinstimmend ein mehr oder minder kugelig gestalteter Körper, der ähnlich wie die Luftröhre von dehnsamen Knorpelringen umgeben ist. Doch weicht sie in ihren einzelnen Teilen vielgestaltig ab. In der Mitte zwischen der Gabelverzweigung findet sich nach oben zu öfters schon mit bloßem Auge sichtbar die Trommel nach innen mit einem Riefen versehen, der sich nach der oberen Wölbung der Trommel zuweilen teilt, wie an dem betreffenden Organe der Singdrossel in Figur 3 b bemerkbar. Bei der Schwarzdrossel u. a. m. erscheint die Trommel mehr als rundes Gebilde (T, Fig. 2), an dem Stare seitlich plattgedrückt, eiförmig (Fig. 5). In der Regel nimmt dieser Teil des Singapparates an der hinteren, dem Schlunde Sch (Fig. 3b) zugekehrten Seite eine abgeplattete Form an. Bei allen besseren und vielseitigen Sängern entdeckt sich außerdem um den unteren Kehlkopf eine bedeutende Anlagerung

Fig. 3 Stimmritze.

von bandförmigen Muskeln. Ganz besonders ist dies der Fall bei unserem Stare, worauf wir nochmals zurückkommen. Die Trommel des Kuckucks zeigt sogar eine deltaartige Einstülpung am unteren Teile zwischen den Gabeläſten und eine ausnehmend starke Knorpelringbildung der Wandung,

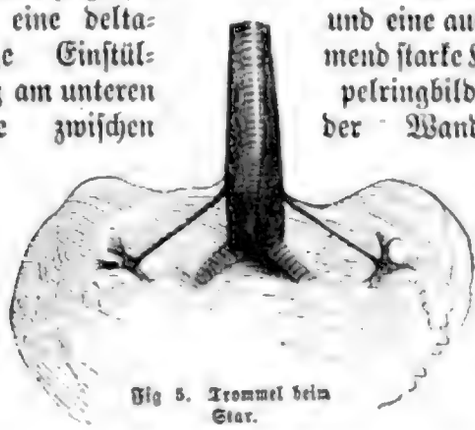


Fig 5. Trommel beim Star.

während dieses Gefüge an vielen Sängern nur nach innen oder nach vorsichtigem Abheben der Bändermuskeln und Fasern sichtlich hervortritt.

Gerade bei den besten Sängern, der Nachtigall, dem Sprosser, den Grasmücken und anderen kleinen Insektenfressern, unseren Lerchen, dem Edelfinken, bei der Singdrossel, dem Pirole finden wir den unteren Kehlkopf sichtlich vortretend und sehr ausgebildet, an dem Kuckuck aber dermaßen durch die schon angedeutete merkwürdige Formung und Gliederung der Luftröhrenringe um die Trommel eingerichtet, daß daraus mit Recht geschlossen werden muß, diese Vorrichtung diene zur Verstärkung, zur Resonanz der Töne.

Ebenso wie in Form und Einrichtung variiert dies Gebilde in der Größe. Die Trommel einer männlichen Schwarzamsel zeigt sich z. B. in der natürlichen Größe ihrer Abbildung (T, Fig. 2) = 5,1 mm, die einer Singdrossel mindestens gleich groß (T, Fig. 3b); die Nachtigall und der Sprosser besitzen verhältnismäßig sehr weite, bis über 4 mm im Durchmesser haltende Trommeln; die des Edelfinken ist kaum von geringerer Ausdehnung, weshalb auch sein Schlag so raumbeherrschend. Graue Grasmücke, Mönch und Bastardnachtigall, sowie unsere Feldlerche weisen Trommeln auf von ziemlich gleicher Größe, wie der Edelfinke. Der Ruf des Kuckucks — welchen Vogel wir hier nur wegen seiner hervortretenden lauten und schönen Stimme erwähnen — erhält seinen hallenden, hohlen, mysteriösen Schall eben wohl von der eigentümlichen Bildung seines unteren Kehlkopfes.

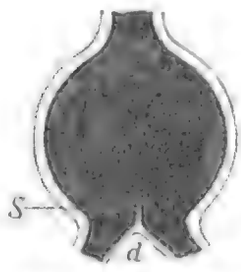


Fig. 4. Unterer Kehlkopf einer männlichen Schwarzamsel im Querschnitt.

Schon die Bildung des Schnabels, insbesondere sein bei den meisten und besten Sängern so ausgebildetes Oeffnungsvermögen, die vorherrschende Weichheit seiner Substanz, sowie

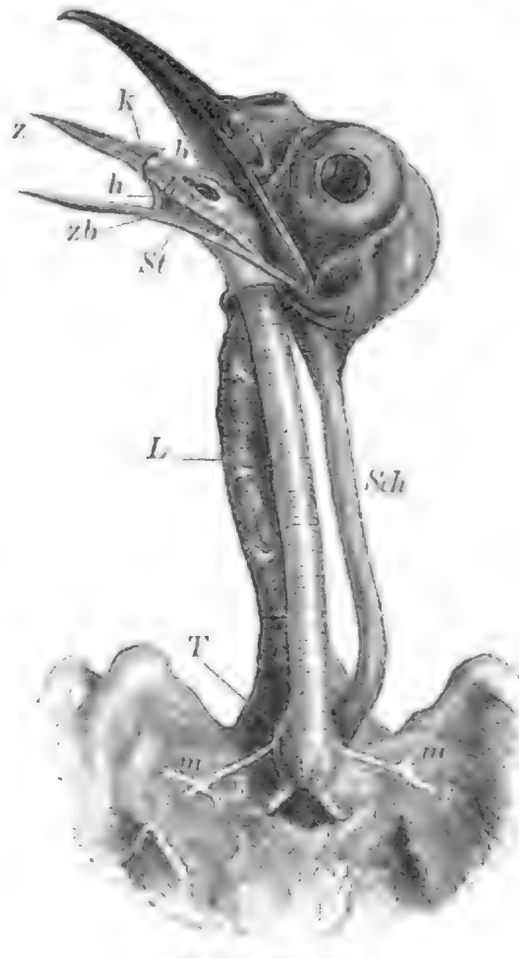


Fig. 3b Singdrossel.

die Dehnsamkeit der Verbindungshaut zwischen dem Ober- und Unterkiefer machen den Vogel geschickt zu seiner musikalischen Fertigkeit. Diese wird nun noch ganz besonders erhöht durch die ungemeine Glätte und Schlüpfrigkeit der Mundhöhle und des Zungenkörpers, womit diese Gebilde die reichliche Absonderung der Speicheldrüsen durch ihre Flüssigkeit gerade in dem Zeitraume des Singens, d. i. in der Periode des Nistens, versorgt. Bei vielen Sängern, namentlich den kerffressenden, zeigt sich die Verbindungshaut zwischen Ober- und Unterschnabel mit ihrer Fortsetzung ins Innere des Mundes, der Mundschleimhaut, ganz besonders dehnsam und breit; an dem Kopfe des Kuckucks erweitert

sie sich dermaßen, daß die Spaltung des Schnabels sich in der Ruhe (bei zusammengelegtem Schnabel) krümmt oder in einem Bogen nach unten faltet. Kraft ihrer Elasticität vermag diese Verbindungshaut beim Oeffnen des Schnabels sich entsprechend auszudehnen. Die kerffressenden Sänger und der Kuckuck vermögen, der letztere bei seiner Lachstrophe, die anderen beim Produzieren ihrer lauten Rufe, den Schnabel über einen halben rechten Winkel aufzureißen. Durch diese hervorgehobenen Eigenschaften des Schnabelgebildes wird die einseitige, bloß auf- und niedergehende Scharnierbewegung der Kiefern bei allen Sängern von vielseitiger musikalischer Ausprägung modifiziert.

Gehen wir nun vom Inneren des Schnabels abwärts, der Singvorrichtung folgend, bis zum Brustkorbe und in die Lungen, so entdeckt sich unter Zuhilfenahme der bildlichen Darstellungen stufenweise folgendes:

Die Zunge aller Singvögel hat einen außerordentlich beweglichen Zungenkörper, dessen Motion eine ausgebildete Muskulatur bewirkt. Betrachtet man vorerst den äußeren Teil des Zungenbeines an dem Kopfe eines vom Federbalge entblößten Edelfinken (Fig. 3a), so gewahrt man die beiden Zungenbeinhörner (aa—bb). Diese verteilen sich von ihrem Ursprunge am Zungenbeine (Z) aus beiderseits unter den Geweben des Unterkiefers und ziehen sich von da am Rande des Hinterschädels herum, um sich neben dem Genicke rechts und links anzusetzen. Die Figur 3b zeigt uns den ganzen Muskelapparat am Zungenkörper um die Stimmritze oder den oberen Kehlkopf. Wir finden daselbst den Zungenbeinheber (h) während des Singens thätig, indem er die Zunge lüftet; zugleich zieht der mit dem außerordentlich geschmeidigen Zellengewebe verwachsene und mit dem Kopfe der Zungenbeinhörner (bei k) verbundene Cuviersche musculus ceratohyoïdeus (Muskel der Zungenbeinhörner) (b—b) die Zungenspitze (Z) ein wenig abwärts und zugleich den mittleren Zungenteil etwas zurück, wodurch sich die Stimmritze in dem Zungenkörper etwas öffnet. Durch stärkeres Heben der Zunge mittelst des entsprechenden am Unterkiefer verzweigten Muskels wird hingegen ein Vorschieben der Zunge und hierdurch ein Verengern der Stimmritze bewirkt. Es entdeckt sich hier dasselbe Gesetz, wie an den Einschnitten der Orgelpfeifen. Je feiner und enger die Einschnitte an denselben konstruiert sind, desto höher steht der Ton derselben. An der Nachtigall und Singdrossel sind die Muskelvorrichtungen zur Zusammenziehung oder Verengerung der Stimmritze stark ausgeprägt. In der That gewahren wir in dem „Ziehen" der Nachtigall auch jene prägnante Höhe der Töne, und der Drosselschlag zeichnet sich aus durch silberhelle hohe Laute und Passagen.

Bei diesen und anderen Hauptsängern spielt die ganze Muskelvorrichtung der fein organisierten Zunge alle Augenblicke durch heftiges Vibrieren, Heben, Vor- und Zurückschieben dieses beweglichen Organes. Aber an dasselbe schließt sich ferner die Luftröhre mit der beschriebenen Trommel und der Gabelverzweigung ebensowohl dienstbar als selbstthätig und musikalisch fördernd an. Um nun das Movens dieser Vorrichtungen kennen zu lernen, müssen wir vorerst die Zeichnung Fig. 3b nochmals einer näheren erklärenden Betrachtung unterziehen.

An den Bändermuskeln um den unteren Kehlkopf oder der Trommel (T, Fig. 3b) befinden sich beiderseits sehnenförmige Muskeln (m—m), von welchen rechts und links je einige am Brustbeine anhaften und sich in schmaleren (b—b) verzweigen. Mittelst Zusammenziehens dieser Muskeln vermag der Vogel die Luftröhre zu verkürzen resp. abwärts zu ziehen und unter Hilfe der bänderförmigen Muskeln unmittelbar an der Trommel diese zusammenzudrücken.

Neben den besseren unserer Singvögel ist diese Muskelvorrichtung ganz besonders ausgeprägt bei unserem Stare. In Figur 5 habe ich diese merkwürdige Vorrichtung in ihrer breiten Muskulatur um den unteren Kehlkopf in natürlicher Größe abgebildet. Hier sehen wir die Kontraktionsmuskeln eine Strecke weit an der Luftröhre hinauf angelegt und eine ebenso starke Muskelvorrichtung wie bei der Singdrossel sich einerseits ansetzen an diese Bänder, anderseits an dem Brustbeine sich verzweigen.

In dieser Vorrichtung erklärt sich der eigentümliche Gesang oder vielmehr das Balzen dieses einheimischen Vogels, sowie — nebenbei bemerkt — das Schwatzen vom Häher (Corvus glandarius). Wenn der Star seine absonderlichen Balztouren mit dem Knarren, Knappen und Kneifen, das Blaukehlchen (Cyanecula suecica) sein dudelsackartiges Schnurren, sowie der Häher die mysteriösen Schwatzlaute anheben, so ziehen sich die kurzen sehnigen Muskeln an der Trommel mit den starken an den faden-

förmigen zuſammen, verkürzen die Luftröhre, verengern die Trommel und preſſen die Luft aus der letzteren abwärts in die Lungen und in die mit derſelben verbundenen Luftzellen der Bruſthöhlung zwiſchen dem Gabelbeine. Umgekehrt wird die ſo zuſammengepreßte Luft einerſeits durch Verlängern der Luftröhre während des In-die-Ruhe-Kehrens oder der Ausdehnung der Kontraktionsmuskeln, andernteils durch Zuſammenziehen der Bauchmuskeln teilweiſe wieder in die Trommel und Luftröhre vorgetrieben. Durch dies abwechſelnde Spiel des Muskelapparates entſteht das charakteriſtiſche myſtiſche Geflüſter der genannten Vögel. Beim Stare vornehmlich iſt dieſe Thätigkeit der Singmuskelvorrichtung auch äußerlich ſchon ſichtbar. So lange ſein heimliches, täuſchend bauchredneriſches Balzen währt, ſitzt er mit gekrümmter, eingezogener Kehle und aufgeblaſener Bruſthöhlung, erſchallt aber das ſtoßweiſe kräftigere Knappen, Kneifen und Schnalzen oder die nachahmenden vernehmlicheren Rufe und Strophen, ſo biegt er den Hals vor unter Aufblähung der Kehle und Einzwängen des Schwanzes und unter gleichzeitigem Zuſammenziehen der Bauchmuskeln; wogegen er entſchiedener den Hals reckt und den Schnabel weit öffnet, ſobald die lauten Töne, wie der Schäferpfiff oder die grellen Zankſtrophen hörbar werden.

Dieſer Vorgang des Zurückpreſſens und Vordrängens der Luft in Lungen und der Kehlvorrichtung bringt uns zu einer anderen merkwürdigen Eigentümlichkeit des Vogelorganismus. Nicht allein, daß ſich in den kleinen, mit der hinteren Bruſtwand verwachſenen, ſtark- und weitzelligen Lungen neben den vielfachen hohlen Räumen, ſowie dem ſackartig gebildeten Zellengewebe des Bruſtraumes wahre Luftreſervoire bilden (die ja neben den teilweiſe noch luftführenden, markloſen Knochen den Vogel zu einem wahren Tiere des leichten Elementes geſtalten), ſondern der Atmungsprozeß geht auch noch ohnedies in einer umgekehrten Weiſe von ſtatten, wie bei den Säugetieren. Indem der Vogel durch Kontraktion ſeiner Bauch- und Bruſtmuskeln ein Ausſtoßen der Luft aus Lungen und Luftzellen bewirkt, erfolgt das bei den Säugern mit Anſtrengung verbundene Einatmen im Vogelkörper mühelos, indem die zuſammengezogenen Muskeln durch Ausdehnung wieder zur Ruhe kehren. Unſer erſtauntes Ohr hört auch deswegen die Nachtigall das berühmte „Ziehen“ und „Tiefen“ in ihrem Geſange oft mehr wie ein dutzendmal, die Himmels- und Waldlerche ihre Konzerte bei halbſtündigem Schweben und Kreiſen in der Luft unermüdlich ausführen.

Wir können nach dieſen zergliedernden Voruntersuchungen und erläuternden Erklärungen jetzt übergehen zur Schilderung des Charakters des Vogelgeſanges.

Dieſer prägt ſich, da er nach der Auseinanderſetzung eingangs unſerer Betrachtung ein Produkt ſeeliſcher Empfindung iſt, je nach der Gemütsſtimmung des Individuums ungemein verſchieden, mannigfaltig aus. Im Hinblicke darauf läßt ſich der muſikaliſche Vortrag der Vögel der äußeren Form und dem inneren Charakter nach verſchieden betrachten und benennen. Man unterſcheidet demnach die Produktion dieſer Naturkinder muſikaliſch-begrifflich als Schlag, Lied und Gezwitſcher.

Der Schlag iſt ein muſikaliſcher Vortrag von kurzer, abgebrochener, merkbar gegliederter und ſprechender Ausprägung auf der Grundlage einer entſchiedenen Leidenſchaftlichkeit, eines lebhaften, ſtarken Temperamentes. Die Nachtigall, der Sproſſer, unſere Droſſeln, die Heide- oder Waldlerche, der Pirol, der Edelfinke, Hänfling und Stieglitz beſitzen in dieſem Sinne einen Schlag. Dem Schlag zur Seite ſteht das Lied, eine mehr zuſammenhängende, fließende, ſingbare Form, getragen von einer ruhigeren, ſanfteren Gemütsbewegung. Das Lied iſt vorherrſchend lyriſchen Charakters, während der Schlag oder ſchlagartige Geſangesſtrophen ſich einer dramatiſchen Ausprägung nähern. Von minderer muſikaliſcher Bedeutung iſt das Gezwitſcher. Es entbehrt einer merkbaren Gliederung, nimmt alſo durch vielfach verworrenes Ineinandergreifen von Tönen eine unbeſtimmte, verſchwommene Form an, welche ſich noch erhöht durch den Vortrag leiſer, gewöhnlich auch höherer Laute. Kommt hier die Gemütsbewegung nur ſchwach und undeutlich zum Vorſchein, ſo erhebt ſich Lied und Schlag auf den geſteigerten Wellen der Empfindung zum deutlich muſikaliſchen Ausdrucke, Entzücken verkündend und ein Gleiches in unſerer Seele erweckend.

Es iſt dargethan, daß das Geſangsvermögen des Vogels eine freie Mitgift der Natur ſei, ähnlich wie das Talent und Genie des Muſikers und Dichters unter der Menſchheit ſich offenbart. Nur erſcheint die Himmelsgabe der gefiederten Weſen noch mehr von dem Hauche

des Unmittelbaren durchweht. Sie iſt deshalb auch unveränderlicher, ein reines, unberührtes und unverfälſchtes Etwas, das keine „Kultur beleckt“. Aus dem reinen Borne der Natur geſchöpft und fortwährend von ihm genährt und erfriſcht, erbt ſich die Begabung fort und fort von der Art zur Familie, von dieſer zu Geſchlechtern und Generationen als ein einiger, ewig ſich verjüngender Geſang, als ein unſterbliches Lied. Aber nicht etwa bloß vom Vater erlernt der Sohn ſeine Weiſe; nein, dieſe eben iſt das ewig Unveränderliche, Urſprüngliche, das in und aus ſich ſelber ſo wunderbar und erſtaunlich ſich in ſeiner Reinheit erhält. Doch nur in der freien Natur beſteht dieſe Gabe der Unmittelbarkeit, nimmermehr in der Gefangenſchaft. In dieſer ſtirbt der Keim des Urſprünglichen. Kein junger, dem Neſt entnommener Vogel gelangt je auch unter der ſorgfältigſten Pflege und Erziehung nur annähernd zur Vollkommenheit ſeines charakteriſtiſchen Geſanges, deſſen Element allein der Odem der Freiheit iſt. Der Zögling der Stube und des Käfigs verkommt und ſinkt herab zum talentloſen Stümper.

Der Vergleich unſerer Naturweſen mit menſchlichen Geiſtesgaben und Verhältniſſen rückt immer und immer wieder dem Forſchenden nahe. Dieſer erkennt, wie bei ſeinesgleichen, ſo auch bei ſeinen Brüdern in der Natur die Thatſache, daß der Zuſtand des beglückenden Behagens, das höhere Stadium der Angeregtheit Grundbedingung zur Erweckung des Geſanges ſei. Wie der begeiſterte Muſiker oder Dichter erhebt ſich der Vogel auf den Wellen leiblicher und ſeeliſcher Harmonie im Jubel ſeiner ſingenden Kehle, ein gottbegabtes Weſen. Das Bild der von der Erdſcholle aufſteigenden Lerche gibt ihm beredt die Wahrheit kund: der Körper folgt aufwärts dem Wonne- und Jubelgefühle der Seele mit den himmelhellen Weiſen zur Wolkenhöhe.

Wir ſahen, wie der Charakter des Vogelgeſanges nach dem Grade der individuellen Gemütsverfaſſung, dem Temperamente, ſich als Schlag, Lied oder Gezwitſcher kennzeichnet. Aber auch nach dem Tempo, dem Rhythmus, der Beugung und Form des Vortrages charakteriſiert ſich der Vogelgeſang, was nachher eingehender erörtert werden mag.

Verfolgen wir die Ausprägung der Geſänge bei den verſchiedenen Sängerarten, ſo treffen wir hier eben wohl wieder auf viel Analoges mit menſchlichen Kunſtzuſtänden. Wir ſtehen auf Grund dieſer Wahrnehmungen deshalb gar nicht an, auch hier wieder in dem Rahmen unſerer Betrachtung Menſchliches mit Thatſächlichem im Tierreiche in lebendigen Vergleich zu bringen.

Alle Muſiker der Natur laſſen ſich in zwei großen Gruppen vereinigen und betrachten. Die eine repräſentiert durch ihre ureigene Gabe die Originale, und wir bezeichnen ſie durch dieſe ausgeprägte Selbſtändigkeit in ihren Kunſtleiſtungen naturgemäß und folgerichtig als Originalſänger. In ihre Bruſt iſt der Götterfunken des Urgeſetzmäßigen gelegt, aus dem heraus ſich bei jeder Art das beſondere Eigentümliche zur höchſten Vollkommenheit der Naturpoeſie entfaltet. Die Vertreter der anderen Gruppe charakteriſieren ſich entſchieden in der Fertigkeit, Fremdes entweder durch treue Nachahmungsgabe oder vermittelſt geſchickter Verſchmelzung und Verarbeitung ſich anzueignen. Gemahnt uns dieſe Gabe nicht an das Potpourri in unſerer menſchlichen muſikaliſchen Sphäre? Gewiß, es ſind dieſe Künſtler den Reproduzenten in den Reihen unſerer Muſiker vergleichbar. Sie ſind Virtuoſen, geſchickte Verarbeiter des Eigentümlichen, das ſie den Originalmuſikern, dieſen Götterbegünſtigten, abgelauſcht haben. Sie ſind gegenüber ihren begabteren Brüdern, den Originalgenies, bloßen Talenten oder Routiniers gleichzuachten. Man könnte ſie Potpourri-Sänger oder Miſcher nennen. Das Volk hat ſie bereits mit dem Namen Spötter oder Spottvögel getauft.

Aus den Reihen unſerer beſſeren heimiſchen Sänger treten in die Gruppe der Originale die Nachtigall, der Sproſſer, die Sing-, Schwarz- und Miſteldroſſel, der Pirol, die Feld- und Waldlerche, einige Grasmückenarten, das Rotkehlchen, der Fitis oder große Laubvogel (Sylvia fitis, Bechſt.), der Baumpieper (Anthus arboreus), der Zaunkönig, der Edelfinke, Stieglitz und Hänfling. In der Gruppe der Potpourrifänger ſind die hervorragendſten einige einheimiſche Würger, beſonders der rotrückige oder Dornbreher (Lanius spinitorquus v. collurio), die Baſtardnachtigall (Sylvia hippolais), der Sumpfſchilfſänger (Calamoherpe palustris) und unſer Star.

Zwiſchen dieſen beiden Abteilungen befinden ſich wohl Uebergänge, Hinneigungen von dem einen zum anderen Genre. So mengen die im

ganzen überwiegend eigentümlichen Sänger, die ſchwarzköpfige und graue Grasmücke (Curruca atricapilla et hortensis), in ihr Gezwitſcher Geſangstouren und Rufe anderer Vögel, wie von der Singdroſſel, der Schwarzamſel, des Pirol u. a. m., während wiederum z. B. dem Stare bei ſeiner vorherrſchenden Neigung zur Nachahmung das Balzen eigentümlich iſt. Doch alles in der Hauptſache betrachtet, ſondern ſich die genannten Vogelarten in die geſchilderten Grenzen.

Verſuchen wir nun den Reichtum der Vogelgeſänge nach der charakteriſtiſchen Ausprägung, den Tonbeugungen, den Schattierungen und Nuancen nach Form und Inhalt zu kennzeichnen.

Jede Original-Sängerart hat ihre ureigene Weiſe, ihre Liedesform. Meiſt und treffend ſpiegelt ſich in der muſikaliſchen Ausprägung das Weſen des ſingenden Vogels ab, und da das Temperament hauptſächlich den Grundton für den Geſang abgibt, ſo kommt die vorherrſchende Eigenheit des Weſens, das Gepräge des Gemütes bei vielen Vertretern der Sippen, ja ganzer Familien zum Ausdruck. Die rapiden, feurigen Finken kennzeichnet der Geſang als Allegro- und Preſto-Sänger. Die bedächtige, einſame Schwarzdroſſel wählt zu ihrem Liede mit wehmütigem Anhauche das Andante, die gewichtige, ſchwerfällige Miſteldroſſel das Largo oder Larghetto, das zarte Rotkehlchen hält ſeine feierliche Weiſe ebenfalls in ruhigem Tempo und Rhythmus, der ſich in rührendem Tremulo dem Charakter der Elegie nähert. Der ſentimentale Baumpieper und der liebliche, ſanfte Fitis verſinken in der Wonne ihres Frühlingsliedes in ein hinſterbendes Diminuendo der Seligkeit. Der Pirol und die Singdroſſel rufen ihre melodiſchen, echoweckenden Rufe recitativiſch in die Wälder, während die letztere auch wieder mit den Meiſterſängern unſerer heimiſchen Fluren und Wälder ſich an gar kein beſtimmtes Tempo oder irgend einen gleichmäßigen Rhythmus bindet, ſondern ihre reiche muſikaliſche Empfindung in den abwechſelndſten, überraſchendſten Formen und Schattierungen entſtrömen läßt. So die Königin des Naturgeſanges, die ſich in der Begeiſterung durch den Schwung der Ode bis zur dramatiſchen Entfaltung erhebt; ſo der Sproſſer, der in der ſprechenden Weiſe ſeines Vortrages das gewichtige Pathos des Kothurns erklimmt; ſo die Singdroſſel, die ſich aus dem Recitativ in das Uebermaß der Dithyrambe verſteigen kann; ſo die herrliche Feldlerche, deren Geſang die Lieblichkeit der Idylle wie den Strahlenglanz des Hymnus beherrſcht. — Selbſt in den unteren Stufen unſerer Singvögel behaupten viele typiſche Selbſtändigkeit. Wir erwähnen hier nur die braven, draſtiſchen Muſikanten, die Meiſen, mit deren beſtimmtem, heiterem Weſen Rufe und ſangartige Partieen treffend übereinſtimmen.

Ein bedeutender Abſtand von den Meiſterſängern der Natur bildet der Uebergang zu den Vertretern des Potpourri. Hier begegnen wir der Produktion zweiten Ranges oder vielmehr der Reproduktion. Wir empfangen die Weiſen nicht aus der Urquelle, ſondern ein Erborgtes, und hierzu geſellt ſich auch noch der regenbogenfarbige Charakter des Potpourri, der Miſchmaſch eines bunten Allerlei. Zwar iſt die Nachbildung bei dem hervorragendſten Vertreter des natürlichen Potpourri erſtaunenswert treu. Der rotrückige Würger zaubert uns aufs täuſchendſte aus ſeinem oft bedeutend reichhaltigen Repertoire von entliehenen Liedern, Geſangsſtrophen, Lockтönen und Naturlauten ein wahres muſikaliſches Panorama vor die Seele: denn mit den Eindrücken, die das Gehör empfängt, verkörpern ſich auch unſerem inneren Auge die Weſen, deren Stimmen ſo ſprechend ähnlich wiedergegeben werden. Rein und äußerſt wohlklingend läßt auch der Sumpfſchilfſänger ſeine reichen Reminiscenzen vor unſerem Gehöre vorübergehen; aber es iſt dieſes Reproduzieren einem Schattenſpiele vergleichbar, das Bild an Bild in einer ununterbrochenen Reihe ohne Raſt und Ruhe flüchtig hinwirft, um es ſogleich durch anderes zu verdrängen. Die Baſtardnachtigall verdirbt nicht wenig durch das Störende ihrer kreiſchenden Laute, die ſie plötzlich in den Schmelz ihrer ſchönen, harmoniſchen Paſſagen bajazzoartig hineinwirft. Der Star endlich iſt ein bauchredneriſcher Künſtler, ein Muſikant, der den Eindruck geteilt hält zwiſchen treuer Nachahmung und dem beharrlichen Beſtreben, ſeinem ſchwachen Organe über die Schwierigkeiten, die ihm die Nachbildung ſo mancher Tonweiſen bereitet, hinauszuhelfen, wobei er durch die großen Anſtrengungen, die er aufwendet, durch Aufblaſen der Kehle, Einkneifen des Schwanzes, Schlagen der Flügel und in der Ekſtaſe auch bisweilen durch einen Liebestanz, eine komiſche Seite bietet.

Aus dieſer Skizzierung ſchon läßt ſich er-

ſehen, daß der Vortrag eines Potpourrisängers wohl unſere Bewunderung und unſer Erſtaunen erregen kann; wie der Geſang eines Originalſängers aber vermag er uns nimmer zu rühren und zu begeiſtern. Die Nachahmung feſſelt uns jedoch immer noch durch das Intereſſe, welches wir an den Weſen nehmen, deren Weiſen uns ſo täuſchend vorgetragen werden, um ſo regeres Intereſſe, weil die Vortragenden eben wohl ſelbſt noch wahre Kinder der Natur ſind. Darum berühren uns dieſe Reproduktionen auch unendlich viel angenehmer als z. B. die Künſtelei eines menſchlichen Mundes, der Strophen einer Nachtigall oder Singdroſſel, wenn auch gut, nachzubilden verſteht.

So außerordentlich mannigfaltig und abwechſelnd in Melodie und Harmonie, in Tempo und Rhythmus, in individueller Nuancierung und Tonfarbengebung der Geſang der Vögel ſich erweiſt, nichtsdeſtoweniger läßt ſich doch ein Uebereinſtimmendes in allen dieſen Geſängen darthun: die Thatſache nämlich, daß ſich dieſelben ſtets in Quinten und Terzen bewegen, weil ſie eben aus den natürlichen Grundtönen ſich zuſammenſetzen. Am deutlichſten ſpricht ſich dieſer Charakter in den einfacheren Liedesfiguren, Sätzen und Rufen unſerer gefiederten Muſiker aus. Viele dieſer Weiſen ſind wegen ihrer treffenden Eigenheit auch populär geworden. Der Volksmund hat ſie überſetzt, ihnen Worte verliehen. Wer kennt nicht den Text zu dem einfachen Liedchen des Goldammers: „Weißt nicht, wo mein Neſtchen ſteht?“ Wer hört nicht aus dem Minneklang der Kohlmeiſe die Worte heraus: „Spitz' die Schar?“ Dieſe beiden Klangfiguren mögen beiſpielsweiſe genügen; aber beide geben deutlich und treffend den Tonfall abwärts in die Terze an bei den Worten „ſteht“ und „Schar“.

Obgleich bei einer und derſelben Vogelart das Individuelle in verſchiedener Beugung, Abwechslung und Tonfärbung, ſelbſt im Rhythmus ſich kennzeichnet, ſo hört ſich doch der Grundcharakter der Weiſe deutlich heraus. Wir bemerken dieſen Grundtypus noch bei zuſammengehörigen Vogelarten, bei den Vertretern ganzer Vogelſippen und Familien, wohl ein Fingerzeig, daß ſich in großen Zeiträumen aus einer primitiven muſikaliſchen Anlage heraus allmählich die Mannigfaltigkeit gebildet und verzweigt hat, welche uns jetzt innerhalb vieler Sippen und Familien im Geſange zu Gehör bringt. Denn der Vogel iſt — wie wir wiſſen — ein Individuum, ein ſeeliſches Weſen, und da ſchon die Leibnizſche Behauptung wahr iſt, daß kein Blatt dem anderen gleich ſei, wie viel weniger gebunden an eine Schablone, eine ſtarre Regel erſcheint das freie organiſche Einzelweſen. In der That variiert und moduliert der Geſang mehr und weniger individuell bei jeder Sängerart. Ja, es gibt beſonders bevorzugte Individuen, die es in ihren Leiſtungen weit über das gewöhnliche Niveau der Fertigkeit ihrer Artbrüder bringen, die kraft ihrer größeren Begabung ſich zur Höhe der Erfindung erheben und neue Bildungen und Formen im Geſange erringen. Die merkwürdigen „Doppelſchläger“ unter den Edelfinken ſind bekannt, und ein bevorzugter Urahne derſelben war gewiß Bildner dieſer ausgezeichneten Form geweſen, ſowie wir ſelbſt einſtmals einen originellen Edelfinken gehört haben, der, ganz abweichend von dem oft beſchriebenen gewöhnlichen Doppelſchlage, einen ganz eigentümlichen Schluß ſeinem Geſange verlieh, indem er das ſchöne, ſprechende, oft abwechſelnde Ende ſeines Schlages drei-, auch viermal hintereinander in vollem Crescendo wiederholte. Hören wir doch den Kuckuck in ſeinem erotiſchen Eifer ſich wahrhaft überſtürzen, ſo daß ſtatt des zweiſilbigen „Kuckuck“ ein mehrſilbiges, bald zuſammenhängendes, bald abgebrochenes, verſchieden betontes und gefärbtes „Kuckuckuck“ erſchallt. Welcher Kenner des Vogelgeſanges hätte nicht ſchon eine überraſchend neue Wendung oder Beugung, eine ganz neue, noch nie gehörte Strophe, eine Paſſage bei einer Meiſterſängerin Nachtigall plötzlich entdeckt? Das iſt das Produkt der Begeiſterung, der Hauch vom Augenblick des freien Schaffens, der ſich auch in das kleine Vogelherz ſenkt, um neue Blüten des Geſanges zu wecken. Gewiß, dem aufmerkſamen Naturkundigen iſt es zweifellos, daß der Vogel in beſonders erregten Momenten ſelbſtthätiger Produktivität fähig iſt.

Neben der natürlichen Begabung iſt es auch die landſchaftliche Umgebung, die Natur ſeiner Heimat, die bildend und umwandelnd auf das leicht empfängliche Weſen des Vogels wirkt. Und ſo kommt ein Aehnliches in dem muſikaliſchen Vortrage des Vogels zum Vorſcheine, wie bei der menſchlichen Sprache: der Dialekt. Der Vogel des Gebirges ſingt thatſächlich oft anders als ſein Artbruder in der Ebene. Die tiefe Einſamkeit, die abgeſchloſſene, reine Natur

der Gebirgsgegenden ſind ein anderes Medium als die unruhigen, lauten Striche des Flachlandes. Hier tritt die Wahrheit des Goetheſchen Spruches in Aktion: „Es bildet ein Talent ſich in der Stille“. Und in der That, die Singdroſſeln der Gebirgshöhen haben dies uns deutlich bewieſen, und in herrlicher Weiſe vervollkommnet, tönte uns daſelbſt das Lied der Feldlerche zu Gehör.

Noch iſt ſich über die Zeit der Höhe des Vogelſanges zu verbreiten.

Wir haben im allgemeinen behauptet, daß zur Erweckung des Geſanges das höhere Stadium der Anregung, der Begeiſterung gehört. Dieſe Anregung kann aus verſchiedenen Urſachen entſpringen. Es wird mancherſeits von der Teleologie ſogar behauptet, daß die Regung des Geſchlechtstriebes einzig und allein die Urſache des Geſanges ſei. Dieſe materialiſtiſche Anſicht par excellence widerlegt der Vogel durch ſein Weſen und ſeinen Wandel ſelbſt. Dieſe beweglichen, hochlebigen Kinder des Augenblicks, dieſe Tiere des Lichtes und der Wärme — fördert nicht ein milder Blick der Sonne, das Behagen nach einer reichlichen Mahlzeit ihren Geſang, wie gegenteilig ein rauher oder trüber Regentag, Mangel an Nahrung das Lied verſtummen läßt? Singen nicht unſere Zugvögel, alt wie jung, beim herbſtlichen Scheiden in die Fremde? Aber freilich anders iſt da das Vogellied gefärbt. Es ſind Grüße des Abſchieds, ein leiſer Hauch der Wehmut ſpielt durch die Saiten der Bruſt, und die Liedesweiſen ertönen leiſe, gedämpft und abgebrochen gleichſam als Reminiscenzen an die entſchwundene ſchöne Sommerzeit; — oder es ſind Klänge der erwachenden Wanderluſt, die ſich in die Strophen des Abſchiedes von der Heimat belebend miſchen. Doch gleichviel, welche Empfindung die vorherrſchende ſei, die Urſache des Geſanges zur Herbſtzeit kann keine geſchlechtliche Erregung ſein. Sagen's doch auch manche unſerer Standvögel, wie der Stieglitz und Hänfling, der Zaunkönig und der Waſſerſtar mit anderen, die mitten im Winter bei freundlichen Sonnenblicken ihre lieben munteren Stimmen erheben!

Gleichwohl — erklären wir nach dieſer Widerlegung irrtümlicher extremer Behauptungen auf Grund der ſprechenden Thatſachen — gleichwohl iſt das allgewaltige Gefühl der Liebe das Hauptmotiv des Vogelgeſanges. Und was Wunder, wenn hier eine ſelige Empfindung die andere weckt! Des Frühlings ſiegende Macht führt den befiederten Wanderer aus der Ferne in die ſehnſüchtig erwartete, lang entbehrte Heimat, die Liebe erwacht mit ihrem überwältigenden Zauber, und dieſe Gefühle vereinigen ſich zu einer hohen Seligkeit — wie natürlich, wenn dieſe die herrlichſten Blüten des Geſanges erzeugt!

In lebendiger Erinnerung an dieſe zauberiſche Epoche der Natur wiederholen wir unſere eigenen, ſchon früher ausgeſprochenen Worte über dieſen Gegenſtand: „Eine der herrlichſten Entfaltungen des Naturlebens iſt der Geſang der Vögel. Oeden beleben ſich durch ſeinen Zauber, und oft ſtrömt Troſt und Frieden in die kranke Seele des Menſchen bei dem Klange der Melodieen dieſer Himmelskinder. In jedem empfänglichen Gemüte klingen deshalb auch die Saiten ſympathetiſcher Liebe auf für dieſe herrlichen Geſchöpfe. Dieſe Liebe, pflegen und hegen wir ſie fort und fort zur Erhebung und Läuterung unſerer Seelen!“

„Und wie nach hoffnungsloſem Sehnen,
Nach langer Trennung bittrem Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich ſtürzt an ſeiner Mutter Herz;
So führt zu ſeiner Jugend Hütten,
Zu ſeiner Unſchuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Geſang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.“

Im finſtern Wald.

Von

Heinrich Noë.

Als dem Menſchen noch kindliches Bewußtſein innewohnte, lebten ſeine Götter nicht in Häuſern, die er ſelbſt gezimmert hatte. Er erblickte ſie auf den Höhen der Berge, wo ſie dem Himmel nahe waren, von deſſen Erſcheinungen oft ſein Wohl und Wehe abhing. Die Wolken der Gipfel dienten ihnen als Sitz und Vorhang. Oder ſie wohnten in der Nacht der Erde, in unnahbarem Dunkel der Höhlen, von wo ſie wunderliche Stimmen vernehmen ließen.

Oft auch dachte er sich dieselben in der Dämmerung der Wälder.

Er scheute, verehrte die Gewalten, die ihm Götter waren, zu sehr, als daß er sie sich in der Beschränkung von vier Mauern und einem darüber gesetzten Dache hätte vorstellen können. Insbesondere mochte er das Anrühren des Menschen an die Behausung freier und mächtiger Wesen als Schändung betrachten. Das Anfassen der Natur durch den Menschen, welcher Zwecke der ihm vorschwebenden Nützlichkeit verfolgt, ist unreine Berührung. Ob diese Berührung notwendig ist oder nicht, wird nicht in Berücksichtigung gezogen. Noch heute regt sich ähnliche Empfindung in jedem Menschen, der von der Bildung noch nicht um altes Erbe gebracht ist. Eine Bergspitze, auf welche noch niemand seinen Fuß gesetzt, eine Höhle, deren atlasschillernde, blühweiße Stalaktiten nie der Rauch der Fackel einhüllte, einen Wald, dessen Wachstum nie durch die Schärfe des Eisens unterbrochen wurde, schaut er anders an, als überlaufenen Boden.

Humboldt schildert uns den Eindruck des Urwaldes der neuen Welt als einen mächtigen, weil ungezählte Meilen weit in der Runde sich kein Mensch befindet. Es drängt sich in der Unabsehbarkeit dieses grünen, wuchernden Lebens dem Wanderer die Ahnung auf, als ob der Mensch, der sich als den Mittelpunkt der Welt hinstellt, nicht notwendig in deren Ordnung gehöre, oder, anders gesagt, daß ein end- und, nach unserer Weise zu denken, auch zweckloses Weben und Gestalten fortgeht, ob es Leute gibt oder nicht. Uebrigens lernen wir ja das auch aus der Geschichte der Erde, sowohl der Vergangenheit, als der voraussichtlichen Zukunft, daß die Erscheinung des Menschengeschlechtes auf derselben nur als Episode, als ein Traumumriß unter zahllosen anderen zu betrachten sei.

Wie im Angesichte des Urwaldes, so auch in dem des Meeres zeigt es sich, daß der Eindruck auf der Herrlichkeit der Natur besteht, an welcher der Mensch nichts geändert hat. Denn

.... ten thousand fleets sweep over thee in vain.

Darum spricht man von der heiligen Salzflut und darum auch vom heiligen Wald.

Es ist wunderlich zu sehen, wie nach unbeschreiblich langen Zeitläufen die Menschen in alte Neigungen zurückfallen, wenn gleich sich ihre Gepflogenheit und Sinnesart mittlerweile gänzlich umgeändert hat.

In uralten Zeiten pilgerten Andächtige den Wohnungen der Götter, hohen Gipfeln, entgegen. Von den „vier Yo“, den vier Bergen in China an, auf welchen der Kaiser alljährlich dem Schang Ti opfert, bis zum Tempel des Poseidon auf schwindelndem Vorgebirge hellenischer Küste und den Klüften des hohen Büßerberges Montserrat, gingen ungezählte Scharen nach weihevollen Höhen, um dem Ueberirdischen näher zu sein. Der moderne Mensch, solcher Empfindung ledig, hat das Erklimmen der Höhen als Belustigung wieder aufgenommen. Er freut sich des weitern Blickes und der vielen Gipfel, des großen Stückes von Erdenrund, welches er überschaut. Ihn bewegt der Gegensatz zwischen der alltäglichen Einschränkung in der Tiefe und dem großen Bild, das er leibhaftig schaut. Mag sich die Form des Denkens verändert haben wie immer, Höhendienst ist auch dies. Der Unterschied zwischen dem Tiroler Bauern, der nach dem herrlichen Weißenstein empor pilgert und dem Touristen, der irgendwo auf einem Gipfel seine Landkarte entfaltet und seinen Kompaß zurecht legt, um das „Panorama festzustellen“, geht nicht bis in das innerste Wesen der Sache.

So verhält es sich auch mit der Verehrung des Waldes. Nach einem Kreislaufe vieler Jahrhunderte leben abermals für viele Menschen, welche der gebildeten Welt angehören, die Götter nicht in Kirchen, das heißt Häusern. Viele Naturverehrer unserer Tage, welche ihre freie Zeit auf Spaziergängen über Berge und durch Wälder hinbringen, äußern sich oft darüber, nicht ohne eigenes Selbstbewußtsein, das an die superbia spiritualis des Betbruders erinnert. In Aufsätzen und Gedichten, in Eintragungen in Fremdenbüchern beliebter Sommerfrischorte liest man, daß die Verfasser „ihren Gott nicht in finstern Kirchen suchen“. Auch der „deutsche Gott“ wohnt, wie wir von unseren Lyrikern wissen, „nicht in Tempeln dumpf und tot“.

Kehren wir zur Betrachtung der Empfindungsweise des einfachen, unverkünstelten Menschen zurück.

Die ältesten Götter sind elementare Gewalten. Wenn man sie verkörpert, so ziemt ihnen der Aufenthalt im ungebändigten Raum, die Freiheit.

Darum vernahm der Menſch ihre Gegenwart, ihren Atemzug im Rauſchen der Blätter des Waldes, welcher vom Wind bewegt wird. Sein Dunkel war es beſonders auch, welches zum Eindruck geheimnisvollen und unnahbaren Waltens beitrug. Wir Europäer können uns dasſelbe nicht ohne weiteres vorſtellen, weil wir in unſeren Ländern hinſichtlich des Waldes faſt nur Beiſpiele einer ausgebeuteten Natur vor Augen haben. Um uns eines derſelben vorzuhalten, ſteht dort der Markt Landeck in Tirol, wo vor ſechshundert Jahren das Heiligtum von „Unſer Lieben Frau im finſteren Wald“ im Dunkel der Aeſte von Fichten geborgen war, deren Dickicht Wölfen und Bären ein Obdach bot.

So galt der Wald als Stätte der Götter, als dieſe noch formloſe Gewalten, Weſen ohne Umriſſe waren. Aber auch ſpäter, nachdem ſie ſchon beſtimmte tier- oder menſchenähnliche Geſtaltung angenommen hatten, ließ man ſie noch immer ihre Lieblingswohnungen in Wäldern aufſchlagen.

Waldraſt.

Im hartnäckigen Feſthalten dieſer Vorſtellung erkennt man gleichwohl ſchon den Uebergang vom Pantheismus zur Vielgötterei.

Der erſtere iſt in Erinnerungen noch keineswegs völlig verweht. Die Ueberlieferungen desſelben ſind allerdings verkümmert und zuſammengeſchrumpft, aber nicht vertilgt. Ja, als die vielen Götter zu gunſten eines einzigen verbannt worden waren, iſt die Spur ſolcher Vorſtellung noch immer nicht verwiſcht. In Tirol und Bayern allein befindet ſich noch heute ein Dutzend chriſtlicher Wallfahrtsſtätten, die vereinſamt mitten im Walde ſtehen. Von ſolchen ſeien erwähnt: St. Georgenberg, Maria Tax (Fichte), Maria Larch (Lärche), Waldraſt, Weißenſtein, San Romedio, Unſer liebe Frau im Walde, Maria Eich bei München.

Noch in ſpäteren Zeiten, als die einſt unfaßbaren Elementargötter ſich insgeſamt ſchon in eine oder mehrere ganz beſtimmt umſchriebene Perſönlichkeiten umgewandelt hatten, begegnete man ihnen noch immer in Wäldern.

Vielleicht hält man das für zufällig. Daß dem nicht ſo ſei, erkennt man aus dem Zorne der Monotheiſten über die Andachten im Walde. Dieſe fühlten, daß es ſich hierbei um einen Nachklang von etwas Heidniſchem, des Glaubens an die Einheit von Welt und Gott, oder der ſpäterhin aus ihm hervorgegangenen Verkörperlichung der Naturgewalten, alſo der heidniſchen Vielgötterei, handle.

Wir finden in den heiligen Büchern der Menſchheit manchen Beleg hierzu.

Der Prophet Heſekiel läßt Jehovah allen denen ihr Verderben ankündigen, welche „unter grünen Bäumen und dicken Eichen“ ſüße Rauchopfer darbringen. Dem Volke Iſrael lieſt Jeremias den Text, weil es „unter grünen Bäumen“ der Ausſchweifung nachgehe. Jeſaias ſagt: „Die Sünder müſſen zu ſchanden werden an den Eichen, an denen ſie Luſt haben.“

Wir werden uns nicht täuſchen, wenn wir auch den Eifer mancher Prieſter bei uns, mit welchem ſie ſonntägliche Spaziergänger tadeln und diejenigen für Sünder erklären, die ſich in Feld und Wald ergehen, ſtatt in der Kirche zu ſitzen, für einen im Weſen verwandten Zug halten. Dieſes Eifern ſtammt aus gleichartigen Beweggründen.

Die Vorſtellung, welche das unüberſehbare Leben eines unverſtümmelten Waldes mit der Macht der Gottheit, der Weltſeele oder dämoniſcher Einzelweſen in Verbindung brachte, geht ſicherlich aus einer Auffaſſung der Dinge hervor, welche eine urſprüngliche iſt und ſich einem naiven Sinn unmittelbar aufdrängt. Es begreift ſich leicht, daß ein ſolcher die mächtigſten Herren im undurchſchnittenen, ungebändigten, vielſtimmigen Wald wohnen läßt.

Unter den europäiſchen Völkern hat ſich

Digitized by Google

Georgenberg

pantheiſtiſches Fühlen am ſtärkſten und längſten in Germanen und Slawen und den mit ihnen verwandten Preußen und Litauern erhalten. Unter dieſen Völkern finden wir im Altertum die meiſten heiligen Wälder und in unſeren Tagen am ausgeſprochenſten die Feſtfreude am Grünen. Als die Völker Italiens in Tempeln opferten, ſchritten dieſe ins Dunkel ihrer Wälder und wenn der heutige Italiener, um ſpazieren zu gehen, ſeinen Weg nach dem Korſo einſchlägt, ziehen die Nachkommen jener mit Kind und Kegel in die Ueberreſte des Eichen-, Buchen- oder Tannen-Standes, den der Fortſchritt bis heute noch mit ſeiner Axt verſchont hat.

Dort, wo der Pegelfluß der Oſtſee zuſtrömt, waren ſchattendunkle Laubwälder. Als über den Süden von Deutſchland ſchon die lateiniſche Kultur hereingebrochen war, als am Rhein ſchon Dome prangten und Kaiſer in der dämmerigen Glorie der Münſter vor byzantiniſchen Idolen knieten, enthielt dort, dem preußiſch-litauiſchen Stamm, der Wald noch ſämtliche Heiligtümer. — Zu Rikaita im Samland war ein hochberühmter Götterwald, ein Dickicht von Eichbäumen. Mitten unter ihnen hauſten die Götter. Einen Tempel barg der Wald nicht und die Scheu, die der Menſch jenen entgegen bringen ſoll, war dadurch verſinnbildlicht, daß das Betreten des Waldes mit Tod beſtraft wurde.

Am langen Aſte einer Eiche hing das Holzbildnis des Perkunos. Zwölf mit roter Farbe gemalte Flammen waren ſeine Krone. Den roten Blitzſtrahl hielt er in der Hand. Unter ihm brannte unabläſſig ein Feuer, genährt mit dem Holze von Eichen. Ihm zugewendet trug ein anderer Aſt die freundlichere Geſtalt des Potrimpos, dem Aehrenopfer gefielen. Unter ihm nährten ſie eine Schlange, die mit Aehren bedeckt war. Am dritten Aſt befeſtigten ſie das bleiche Geſicht des Pikullos.

Das Blut der geopferten Menſchen und Tiere erhielt die Eiche grün. Wer nun aber ſah die Geheimniſſe der Waldnacht? Weder das Volk noch der Fürſt. Nur der Prieſter. Als Opfer fiel, wer den Fuß über den Waldſaum ſetzte. Nicht einmal die Guze, die wohlwollende Göttin, welche den Wanderer in den Waldſchrecken des finſtern Preußenlands geleitete, vermochte den Verwegenen zu retten.

In allen deutſchen Landen waren Götterwälder, wenn gleich, im Gegenſatze zu denen der Preußen, ohne Bilder. Wir erinnern uns aus Tacitus der heiligen Haine, der Semnonen und Nahenarvalen. In Ortsnamen hat ſich ihr Andenken bis auf den heutigen Tag erhalten. Keine Axt durfte ſich ihren Stämmen nahen. Die Freiheit der Natur, die ſich hier in unabſehbarer Fülle geſtaltet, galt als heilig.

Dem Germanen deuteten Saftfülle und Blättergewölbe und Dunkel das Leben und zugleich das Geheimnis an, in welchem es aufkeimt und vergeht.

Wer einen Gegenſatz zwiſchen den Vorſtellungen jener alten Völker und unſerer Gepflogenheit ſehen will, ſtellt ſich folgendes vor.

Auf einem Eiland der Oſtſee iſt der Boden von dichten Wäldern beſchattet. Sie ſind ſchneebedeckt. Durch die weißen, winterlichen Gewölbe dringt Fackelglanz. Es knarrt ein mächtiger Wagen. Auf dieſem ſitzt, menſchlichen Blicken nicht erkennbar, die den Abionen und Angeln heilige Nerthus. Prieſter mit Lichtern und Miſtelzweigen begleiten die Herrliche auf ihrem Ausfluge zu den Menſchen. Auch hier naht nur das Geweihte dem Walde.

Zwanzig Jahrhunderte ſpäter. Niemand ſcheut ſich vor dem heiligen Walde der Nerthus. Tritt man ihm nahe, ſo erblickt man (vor 20 Jahren war es ſo, vermutlich auch noch heute) eine Tafel, auf welcher folgende „Warnung“ geſchrieben ſteht:

„In dieſem Walde darf man nur in Begleitung eines Fürſtlich Putbusſchen Forſtaufſehers zu fünf Silbergroſchen die Stunde umhergehen.“

Als merkwürdig kann gelten, daß die Wohnungen, welche ſpäterhin von Menſchenhänden den Göttern errichtet wurden, nicht (wie es ſonſt in Geſtalt, Rede und Handlungsweiſe der mächtige Anthropomorphismus that) nach dem Urbilde der Menſchen, die menſchlichen Wohnungen nachahmten, ſondern die Höhle und den Wald. Ein Ueberreſt alter Anſchauung hat hier, gewiß unbewußt wirkend, die Baumeiſter geleitet.

Man hat es geleugnet, daß der gotiſche Bauſtil als Nachahmung des Waldes zu deuten ſei. Wie man aber bei den Bauten zu Elefanta an die Höhle dachte, ſo muß im Gehirn deſſen, der für jenen erſann, ob er ſich die Empfindung klar zurecht legte oder nicht, das Bild des Waldes vor allem anderen deutlich geweſen ſein. Das iſt augenſcheinlich. Wir finden im Säulenwerk Schäfte, Baumſtämme, Blumen, Ranken. Oben ſchließen ſie ſich zum Gewölbe des Urwaldes zuſammen. Zu den Fenſtern kommen Streiflichter wie durch die Zwiſchenräume hohen Geäſtes in den Wipfeln herab. Die wenigen Strahlen, die eindringen, werden durch farbige Gläſer gedämpft. Die Menſchen draußen, die ſich mit der Welt abmühen, haben das gewöhnliche Tageslicht, damit ſie ihre Arbeit verrichten können. Dieſes iſt aber nichts nütze zur Ergründung der tiefſten Geheimniſſe. Die Myſtik, worunter man einſt das Erfaſſen verborgenſter Wahrheiten und das Schauen in die Urquellen der Dinge verſtand, hat ihre Bezeichnung von einem Worte, welches an die Hinwegnahme des gemeinen Tageslichtes erinnert, μύω, ich verſchließe die Augen.

Die Götter wohnen dort gern, wo es keine Menſchen gibt. Wo ſie ſich niederlaſſen, gibt es den Begriff des Nutzens nicht, der über den Menſchen Gewalt hat. In ihren Wäldern wird man deshalb weder Bauholz ſchlagen noch Kohlen brennen können.

Noch mehr. In jenen Ländern des Südens, in denen es aus mancherlei Gründen mit dem Waldwuchs nicht ſo üppig beſtellt war, wie im quellenfriſchen Norden, ſchuf man den Göttern Haine, pflanzte Wälder um ihre Heiligtümer herum. Asklepios und Demeter wohnten ſtets unter Bäumen, ebenſo Artemis, die Furien, die Eumeniden. Aber die Bäume dieſer Haine waren niemals fruchttragende, nutzbringende. Nur auf Schönheit und Schatten wurde geſehen. Es ziemt dem Hauſe eines Gottes nicht, daß es Zinſen trägt.

Als ſich die Kamönen auf der Erde niederließen, wählten ſie einen Wald beim Quell Egeria, der nur aus Palmen und Lorbeer beſtand. Der Nutzen blieb ſtets von der Vorſtellung des Göttlichen getrennt, weil es der Menſch iſt, der ihm nachjagt.

So war es überall. Hingegen wußten die Perſer von einem ſehr nutzbringenden Baum zu erzählen. Derſelbe hieß Gogard. Aber er veredelte die Menſchen nicht, wie der unfruchtbare Lorbeer die Stirne, die er umſchlingt, zu den Himmliſchen hinanhebt, ſondern befriedigte alle Bedürfniſſe und Wünſche ſeiner Beſitzer. Dieſe aber wurden dadurch blöde und ſtumpfſinnig.

Wir ſehen im Verlaufe der geſchichtlichen Entwickelung folgendes. Der Menſch „verfeinerte“ ſich allgemach. Alsdann ſuchte er die Wohnungen ſeiner Götter nicht mehr in den Schauern unberührter Wälder. Er baute ihnen Paläſte, ſchmückte ſie mit Koſtbarkeiten und ahmte den Wald in ſteinernen Säulen nach. Von Prieſtern wurde er gelehrt, Edelſteine und Goldplatten zu verſchwenden. Man nimmt es jedoch wohl wahr, daß die alten Vorſtellungen auch dann noch nicht ſich völlig verflüchtigt hatten. In ſeinem Innerſten trennte der Menſch noch immer nicht das Göttliche von der grünen

Welt, die beſtändig zu ſchlafen ſcheint und doch beſtändig blüht, zeugt, ſtirbt und aufkeimet.

Nachdem es in Indien ſchon jahrhundertelang Tempel gegeben, die wir als Uebereinanderhäufungen von ſteinernen Pilaſtern, Pyramiden, Elefanten, Lotosblumen, Niſchen, ſitzenden und ſtehenden Göttern kennen, ſuchte das Volk ſeine heiligſten und weiſeſten Männer doch nicht innerhalb ſolchen Gemäuers. Die Büßer und Anachoreten, welche durch die Macht ihrer Askeſe ſelbſt den Urbildern der ſteinernen Götter gefährlich werden, ſo daß dieſe ſich vor den Büßern und ihrer Gewalt fürchten, halten ſich in Wäldern auf.

Der weiſe Nârada iſt ein Waldheiliger und Râma, die berühmteſte Verkörperung des Gottes Wiſchnu ſelbſt, ging in den Wald. Sehr verwandt damit ſind manche Vorſtellungen der Einwohner unſerer Gebirge.

Hier und dort, beiſpielsweiſe auf Brettfall im Zillerthal, in der Naifſchlucht bei Meran, auf dem Monte Baldo, führen noch ehrwürdige Waldbrüder ein paläontologiſches Daſein. Sie ragen als verlorene Spätlinge aus einer vergangenen Welt in dieſe unſerige herein. Mit dem Genuß des murmelnden Quells, dem Lager auf duftigem Moos, der Nahrung von Wurzeln und Kräutern und dem Wohnen in einer aus Baumrinden gebauten Hütte, welche ſchönen Sachen wir aus manchem Ritterroman kennen, nehmen ſie es freilich nicht allzu genau. Gleichwohl haben ſie Zulauf von Männern, noch mehr aber von Weibern. Man übertreibt nicht, wenn behauptet wird, daß wenig Prälaten ſolche Ehren zu teil werden, wie dieſen vermeintlichen Betern des Waldes.

Aber auch viele dieſer Tempel ſelbſt hat man, wie oben angeführt, wieder in Wälder und Haine geſtellt. Insbeſondere gilt dies von Asklepios, dem Gott der Geſundheit, der ſtets außerhalb der Städte, in dichtes Laubwerk hinein, angeſiedelt wurde. Dies iſt ein Wink, der in anderer Hinſicht auch an uns nicht ganz verloren ſein ſollte.

In der ſpäteren geſchichtlichen Zeit hatten die Völker nicht einmal vor Tempeln ſo viel Scheu, als in den älteren Tagen unſeres Geſchlechtes vor den gottbewohnten Wäldern auch der Barbaren.

Deutſche Landsknechte beſudelten die goldglänzenden Kirchen Roms. Franzoſen ſpielten im ehrwürdigen deutſchen Dome mit den Köpfen der Kaiſer Kegel und ſchleppten Dirnen in Notredame als Göttinnen vor die verachteten Altäre. Dem gegenüber ſoll daran erinnert werden, wie die Römer vor geweihten Wäldern barbariſcher Völker Furcht empfanden. Die nämlichen Römer, welche die Tempel von Karthago und Korinth niederbrannten und den der Epheſiſchen Artemis plünderten, wagten es nicht, die Axt an Bäume zu legen, mit welchen eine ihnen unverſtändliche Gottesverehrung verbunden war. Als Cäſar, der in der Nähe von Maſſilia ſtand, ſeinen Soldaten befahl, Brennholz in einem Walde zu holen, welcher einer der Gottheiten eines galliſchen oder liguriſchen Stammes geweiht war, verweigerten ſie den Gehorſam.

Sehr merkwürdig muß es uns erſcheinen, daß ſchon die Mythe der Alten den Fluch vorausſah, welcher auf die Verwüſtung der Wälder geſetzt iſt. Die Erzählung vom Schickſale des Eryſichthon ſtellt uns dieſen Fluch wie in einem Geſichte vor Augen.

Eryſichthon will einen Hain der Demeter zerſtören. Schon hat er eine Eiche niedergeſtreckt und das Blut der Dryade fließt. Demeter, die Göttin der fruchtbaren Erde, des Landbaues, ſtraft ihn alsbald, indem ſie den Hunger aus ſeinen Schlüften im kahlen Gebirge herbeiruft. Dieſer weht mit ſeinen fledermausähnlichen Flügeln den Frevler an. Er iſt ihm verfallen. Derjenige, welcher dieſe Geſchichte erſonnen hat, ſchildert uns, gewiß ohne eine Ahnung von der ſchrecklichen Wahrheit ſeiner Fabel zu haben, das Schickſal ſo vieler Länder der alten Welt, das von Nord-Afrika, von Sizilien, von Paläſtina, von Spanien und das Elend der Karſtländer vom Laibacher Moor bis nach Albanien hinab.

Dem Auge des Dichters gehören klare Flut und dichter Wald zuſammen. Aber nicht nur für die Viſionen eines Schwärmers beſteht dieſes Nebeneinander. Die beiden Erſcheinungen ſind auch durch den geſetzmäßigen Zuſammenhang, der zwiſchen Urſache und Wirkung beſteht, miteinander verbunden.

Umſtände, die auch von unſerer Nutzſtrebſamkeit nicht aus dem Geſichte verloren werden dürfen, bedingen dieſelben wechſelſeitig. Sie gehören zuſammen wie Fichtendickicht und Waſſerfälle in den Gemälden Alberts von Everdingen oder Baumwildnis und mondbeſchienene Bachwellen in den Schöpfungen des Ruysdael.

jährlicher Zuwachs an Kubikmetern ſich auf Tabellen überſehen läßt. Sehr viele Engbrüſtige (worunter nicht Aſthmatiker zu verſtehen ſind) halten die ſtädtiſche Anlage für ſchöner. Der Wald kommt in Bezug auf Holz-„Induſtrie“ in Betracht. Vielleicht auch noch, da die Menſchheit immer mehr aus Kranken zu beſtehen anfängt, erſcheint er zur Fichtennadel-Inhalation tauglich.

Indeſſen hält man jetzt zur Heilung der Lungengewebe, welche durch die Mühen und Thorheiten des Lebens in civiliſierter Luft vereitert ſind, den Aermſten als Surrogat der Waldluft „Koniferenſprit“ unter die Naſe. Bald wird man den Atem des deutſchen Waldes, deſſen Stimmen, als denen der grünen Wohnung der Götter unſere Ahnen ehrerbietig lauſchten, in der Weſtentaſche herumtragen. Dann blickt man nicht mehr auf den rohen Boden, den Blumen, Moos und Farnkräuter oder die bunten Schwämme, die „Elfenſtühle“, bedecken, ſondern auf das aus dem Eſſenzenfläſchchen getränkte Taſchentuch. Der Wald will dem Polizeimenſchen nicht mehr zu Geſicht ſtehen, er ſchaut veraltet dieſes Geſchlecht mit ſeiner eingeſchrumpften Einbildungskraft an, welches ihn für ein Ueberbleibſel roher und unbetriebſamer Zeitläufe halten möchte.

Was geſchieht jedoch im Angeſicht dieſes aufgeklärten Geſchlechtes?

Seine Gelehrten beginnen ihm vorzurechnen, daß immer weniger und weniger Waſſer ſeinen Rädern und Walzen zuläuft. An allen Flüſſen unſerer Kulturländer wird die gleiche Erfahrung gemacht. Schwindendes Vermögen der Rinnſale und plötzliches Ueberſtrömen derſelben, magere Flüſſe und mächtige Ueberſchwemmungen: das iſt das Vermächtnis der verſcheuchten Waldgeiſter.

Die geduldige und mißhandelte Natur hebt aus zum Schlag gegen die Kalkulatoren.

Wie aus den Göttern Helden, aus den Helden, den Halbgöttern, Kriegsmänner und Vorkämpfer geworden ſind, ſo blieb, nachdem das Göttliche des Waldes geſchwunden, ihm ein ariſtokratiſcher Anhauch.

Bei jeder Umwälzung richtet ſich die Wut der Zerſtörer gegen den Wald und ſeine Inſaſſen, das Wild. Oft hat man ausgerechnet, wie viele Familien auf den Gründen Englands leben könnten, welche dermalen mit Eichen und Buchen bedeckt ſind, von denen mancher Wipfel die Normannen Wilhelms des Eroberers beſchattet hat. Sicherlich wird der Fortſchritt die Zeit herbeiführen, in welcher das alles zu Gunſten der Kartoffel parzelliert wird.

Das iſt der Sieg der Aufklärung über die Werthaltung des Waldes. Aber mit der Kartoffel und dem Branntwein bricht das Geſpenſt des Eryſichthon aus dem entwaldeten Gebirge.

Gleichwohl dürfen wir nicht ableugnen, daß ſich hier und dort Spuren einer Empfindung davon erhalten haben, wie mit dem Walde Herrliches zu Grunde gehe. Allerdings vielmehr unter dem Volke, welches freies Land bewohnt, weniger unter den Städtern. „Seit ſo viele ſtudierte Leute zu uns kommen, wird das Holz immer weniger und die Armut nimmt zu,“ hört man von den Leuten des Berges ſagen. Oft vernimmt man beim abendlichen Feuer Erzählungen, welche an die verſchollenen Waldſchmieden der deutſchen Sage erinnern. Man glaubt Funken ſprühen zu ſehen und den Bach und Wald rauſchen zu hören. Da klingt es wie Nachhall des Sanges von Widlane, dem Schmied, dem Treiben der Zwerge in der Wildnis und dem Sturze der Waſſer, welche den Rieſenbalg in Bewegung ſetzen.

Gerne wenden ſich die Geſtalten des Märchens dem Walde zu. „In einem großen Walde war's“ — ſo beginnt die Erzählung. Wir fühlen, daß, den Gemütern des Erzählers und der Zuhörer unbewußt, Heimweh die Worte durchzittert.

Hier iſt ein entblößter Berghang, eine ſchattenloſe Oede. Wir ſehen mitten auf einem Felde, neben einem breiten, überſtaubten Wege, auf dem Menſchen und Tiere im Sonnenbrand gehen, einen einzigen, mächtigen Baum, eine Buche, eine Rottanne, eine Sommereiche. Es iſt der letzte Ueberreſt eines vernichteten Waldes. Daß es ein ſolcher iſt, erfahren wir aus alten Büchern, Land- und Flurkarten.

Das „ungebildete“ Volk hat aber ein anderes Anzeichen. Es bemerkt irgend ein frommes Bild am Stamme. Unſere Liebe Frau zur Buche, zur Lärche, zur Tanne (die „Hohe Larch“ bei Pians am Arlberg) — das ſind Verquickungen des unvertilgbaren Andachtsbedürfniſſes mit undeutlichen Erinnerungen, die ſich im Sinne der Menſchen erhalten haben.

Oft findet man ein ſolches Bild mit friſchen Blumen des Feldes geſchmückt. Es iſt dies der letzte Tribut, den das ſpäte Geſchlecht den Mächten des Waldes bringt.

Kein Opferrauch erhebt ſich mehr gegen die Wipfel, die in ihrer Bewegung höheren Willen verkünden. Aus ſtarren Schloten fällt der Ruß herab auf die ſchwer beſteuerte Erde.

So iſt der Wandel der Dinge. Wer weiß aber, ob nicht wieder auf jenem Ziegelwerk mit ſeiner armſeligen, nackten, gemütloſen Außenfläche ſich Erde anſammeln und Wälder grünen werden? Das Menſchengeſchlecht hat derlei geſehen.

Denn „bunt“, wie ein Sprichwort des in der Einſamkeit ſeiner Wälder, Seen und Granitberge verlorenen Finnenvolkes ſagt, „erſcheint der Specht im Walde, aber bunter noch das Schickſal der Menſchen.“

Die Caldaria.

Von

Maurus Jókai.

Ueberſetzt von Lud. Wechsler.

Johanna, die Gemahlin Philipp des Schönen von Spanien, war eine leidenſchaftliche Malerin.

Man hatte von der armen Königin ausgeſprengt, daß ſie gehirnleidend ſei, aus welchem Grunde ihr die Malerei als Zerſtreuung empfohlen war, welche Kunſt ſie ſpäter auf eine ſehr hohe Stufe brachte. Sie vermochte jedwedes Geſicht, ſelbſt nach einmaligem Sehen, ſo getreu zu malen, daß es jedermann erkannte.

König Philipp gefiel es einſt, Johannas Album zu durchblättern, worin ſich bloß eigene Handzeichnungen ſeiner Gattin befanden.

(Johanna hatte damals noch den Titel: Majeſtät; ihr Gatte, weil aus einer fremden Herrſcherfamilie ſtammend, beſaß bloß den Titel: Hoheit, und auf amtlichen Dokumenten ſtand zuerſt: Johanna regina, nachher: Philipp rex.) König Philipp fand nun in Johannas Album wiederholt das Geſicht eines Mannes, welches in verſchiedenen Variationen wiederkehrte, bald als ſiegreicher Held, bald als betender Pilger, bald als ein vor der Geliebten knieender Verehrer. Das Geſicht mußte die Phantaſie der jungen Dame ſehr beſchäftigen, da ſie es ſo oft und in ſo vielen Veränderungen ſich ins Gedächtnis rief, und die zarte Malerei, die künſtleriſche Sorgfalt, die Andacht, womit jedes Bild, auch wo die ganze Staffage hinweggelaſſen worden, ausgeführt war, bewies, daß hier das Herz der Hand geholfen hatte.

Dieſes Bild ſtellte nicht die Züge König Philipps vor.

Vielleicht noch ein Traum aus der Jugendzeit, ein verliebter Troubadour, ein Turnierheld, welchen die junge Königstochter mit klopfendem Herzen, mit den Farben ſeiner Herrin am Helme, kämpfen und ſiegen ſah, und welchem ſie nachher mit zitternder Hand das geſtickte Band um den Hals hing und nimmer wieder zu vergeſſen vermochte? — oder vielleicht nicht einmal ſo viel. Vielleicht nur ein eingebildetes Ideal, welches junge Damen in ihren Träumen zwiſchen Wolken zu erblicken glauben; ein Mann, welchen noch niemals jemand geſehen, der niemals exiſtierte. Auch das iſt ja möglich.

Philipp der Schöne war von Geburt kein Spanier; er beſaß jedoch edle Triebe, welche ihn würdig machten, ein ſolcher zu ſein.

Eine Frage an den Großinquiſitor Deza, wer in Spanien jener Ritter ſei, welcher dieſem Bilde ähnlich ſehe? ein Wink an die hundertäugigen Spione der heiligen Hermandad und nach zwei Wochen lief die Antwort ein. — Jener Ritter mit dieſem länglichen braunen Geſichte, mit dieſen eigentümlich lächelnden Lippen, mit dieſen großen ſchwarzen Augen unter dichten ſchwarzen Brauen, war niemand anderer als Don Jayme d'Avila — ein Marrano?

Zur Zeit der ruhmwürdigen Inquiſition nannte man jene mauriſchen Ritter Marranos, welche zum chriſtlichen Glauben übergetreten waren und welche man damit verdächtigte, daß ſie im geheimen die Ceremonieen des Islams beobachteten. Langſam aber ſtetig wurden ſie ausgerottet, trotzdem ſie die Blüten der andaluſiſchen Ritterſchaft bildeten. Uebrigens bedeutet „Marrano“ in ſpaniſcher Sprache ſo viel als: Schwein.

Es kann ja wohl ſein, daß es nicht eben Don Jayme d'Avila geweſen, welcher den Bildern der Königin am meiſten ähnlich ſah; ſo viel iſt jedoch gewiß, daß er der reichſte unter den damaligen Adeligen war und das wiſſen wir ja, daß die wackeren Richter der Inquiſition das Vermögen des Verurteilten brüderlich unter ſich teilten.

Damals lebte ein berühmter Maler in Kaſtilien; nicht eben davon berühmt, daß er eine

neue Malerſchule gegründet oder großartige Meiſterwerke hinterlaſſen hätte, ſondern eher davon, daß er ungemein raſch zu zeichnen verſtand, die lächerlichſten Karikaturen in einer Sekunde aufzufaſſen und binnen wenigen Augenblicken aufs Pergament zu bannen imſtande war. Im übrigen hieß er Luis de Lucero, in Rom hatte man ihn jedoch „Frapreſto“ (eile dich!) genannt, welcher Name ihm auch geblieben war.

Als König Philipp erfuhr, daß das Urbild jenes rätſelhaften Geſichtes aufgefunden worden, ließ er Lucero vor ſich rufen.

„Maeſtro,“ ſprach er zu ihm, „du mußt von einem lebenden Geſichte mehrere Abbildungen hintereinander verfertigen, zwei Stunden wird der Studienkopf dir zur Verfügung ſtehen; was glaubſt du, wie oft könnteſt du ihn während dieſem Zeitraume abzeichnen?“

„So oft es Eure Majeſtät befiehlt.“

„Schmeichle nicht. Vor allem heiße ich nicht Majeſtät, zweitens kann niemand dem Künſtler befehlen. Aber was glaubſt du, könnteſt du ein Geſicht binnen zwei Stunden zehnmal zeichnen? Für jedes Bild erhältſt du tauſend Realen.“

„Wenn Eure Majeſtät mir für jedes Bild zweitauſend Realen zuzuſichern geruhen, zeichne ich wen immer binnen zwei Stunden fünfzehnmal.“

„Gut; du erhältſt die verlangte Summe. Wird es dich aber nicht verwirren, wenn das abzuzeichnende Antlitz ſich von Zeit zu Zeit verändert, wenn die Züge desſelben einen anderen Ausdruck gewinnen? wenn du ſtatt des gewöhnlichen, alltäglichen Geſichtes ein außerordentliches, ungewohntes zu bekämpfen haben wirſt?“

„O Majeſtät, das ungewöhnliche Antlitz iſt das Studium, der Genuß des Künſtlers! Wenn ein ſolches Vergnügen meiner harrt, zeichne ich das Stück für fünfzehnhundert Realen.“

„Laß das; im Eskurial feilſcht man nicht mit Dienern. Jetzt begebe dich in den Saal der Alquazilos, welche dich nach einer Stunde zur Stelle führen werden. Bis dahin wird man dich mit den nötigen Zeichnenrequiſiten verſehen.“

Nach einer Stunde übergab man Lucero ſeine Stifte und Pergamentblätter, dann ließ man ihn eine verdeckte Sänfte beſteigen. Lange Zeit wurde er durch wiederhallende Korridore, Treppen auf und ab getragen; endlich hielten die Träger in einem Raume, wo die Schritte keinen Wiederhall erregten. Entweder war der Raum ſehr niedrig, oder befanden ſich zahlreiche Perſonen darin.

Hier öffnete man die Thüre der Sänfte und hieß ihn ausſteigen.

Auf den erſten Blick gewahrte der Künſtler, wo er ſich befinde.

Die weite, in niedrigen Bogen zuſammenlaufende Halle war ringsum mit ſchwarzem Tuche überzogen. An den in den Säulen befeſtigten Ringen hingen Ketten und Stricke, welche alle jene eigentümliche Roſtfärbung zeigten, welche getrocknetes Blut hinterläßt. In den Ecken waren eiſerne Zangen, ſonderbar geſtaltete Löffel und dreieckige Schrauben in ganzen Haufen übereinander geworfen, während im Hintergrunde auf einer Erhöhung in ſchwarze Gewänder gehüllte Geſtalten ſaßen. Ueber die Köpfe hatten ſie ſpitzige Kapuzen gezogen und das Geſicht mit dichten Schleiern verdeckt. Die ganze Halle war von einer einzigen Lampe beleuchtet, welche von der Mitte der Decke herabhing. Das in dieſelbe gefüllte Mohnöl warf ein bleiches gelbes Licht auf jeden Gegenſtand.

Dies war der Inquiſitionsſaal.

Nur der Großinquiſitor hatte das Geſicht unbedeckt; er ſaß auf einem hohen Stuhle inmitten der übrigen Richter und ſein ſchwarzes Samtkleid ſtach ſeltſam von den einfachen Gewändern der anderen ab.

An einer Seitenwand des Saales befand ſich ein Tiſch, an welchem bereits zwei Männer ſaßen. Der eine verſchleiert, während der andere eine Samtmaske vorgebunden hatte. Jener war der Notar der Inquiſition, welcher eben ſeine Feder am Daumennagel probierte, der andere winkte Lucero, am Tiſche ſich niederzulaſſen.

Niemand ſprach ein Wort.

Jetzt gab der Maskierte dem Inquiſitor ein Zeichen, worauf zwei Diener der Hermandad in die Mitte der Halle ſchritten und von dort ein ſchwarzes Tuch emporhoben, unter welchem ſich der Kopf befand, welchen der Künſtler zeichnen ſollte.

Kein abgeſchnittener Kopf; — nein: ein lebendes Haupt mit lebhaftem, zornigem Blicke, mutiger Stirne, Verachtung ausdrückender Lippe und mit blitzenden, großen Augen. Der ſchönſte Kopf, wovon jemals ein Weib geträumt, und vor welchem jemals ein Mann gezittert.

Der wackere Torquemada, von welchem lobend erwähnt ſei, daß er während elf Jahren

hunderttauſend Menſchen auf die Folterbank gebracht, hatte unter anderen äußerſt zweckmäßigen Inſtrumenten, mit welchen die Geheimniſſe der Menſchen zu erfahren ſind, auch die Caldaria erfunden.

Die Operation beſteht darin, daß ein großer, zehn Eimer faſſender Meſſingcylinder mit Oel gefüllt und in dasſelbe der verſtockte Sünder geſtellt wird, ſo daß eben nur der Kopf ſichtbar iſt. Dann wird dieſer Kopf durch eine gerade paſſende Oeffnung in den Unterſuchungsſaal emporgeſchoben, der Cylinder ſelbſt bleibt in der Offizin, wo man ein langſames Feuer darunter anzündet und je nach dem Grade der Verſtocktheit wird das Feuer gedämpft oder angefacht, bis ſich das Oel langſam durchwärmt, immer mehr, immer mehr, und das Opfer entweder geſteht oder ſtirbt.

Dies iſt die Caldaria.

Der Studienkopf ſtand alſo dort in der Mitte des Saales, in guter Beleuchtung, der Lampe gerade gegenüber. — Lucero hätte ſich es nicht beſſer wünſchen können.

Stolz ließ der Kopf ſeine Augen über die Vermummten hingleiten und die gerunzelten Brauen drückten unabänderlichen Trotz aus.

Dieſes Bild war gut als erſtes.

Jetzt ſprach der Großinquiſitor den Angeklagten an.

„Don Jayme d'Avila, geſtehe deinen Richtern, wann du mit Johanna — der Tochter Hernandos, zum erſten- und letztenmal geſprochen?“

Das Haupt begann zu ſprechen.

„Ich habe ſie ſtets nur in der Ferne geſehen und niemals mit ihr geſprochen.“

„Don Jayme d'Avila, du hatteſt ein unerlaubtes Verhältnis mit Johanna; geſtehe, welche Beweiſe ihrer ſündhaften Liebe ſich bei dir befinden?“

Bei dieſen Worten rötete ſich das Antlitz des Helden vor Zorn, die Augen blitzten den Frager an. Er war überaus ſchön in dieſem Augenblick.

„Deine Frage beleidigt jene, die zu ehren deine Unterthanenpflicht iſt. Ich wäre ein Majeſtätsbeleidiger vor mir ſelbſt, wenn ich dieſe Frage einer Widerlegung wert achtete. Die Königin iſt rein und unſchuldig.“

Lucero wollte auch dieſes Geſicht zeichnen; der neben ihm ſitzende Vermummte erfaßte ſeine Hand und hielt ſie feſt.

„Laß das; du wirſt gleich ein ſchöneres ſehen.“

Der Inquiſitor winkte zwei Häſchern, welche ſich entfernten; bald begann ſich der Studienkopf zu verändern, man hatte das Feuer unter ihm entzündet.

„Jetzt ſieh' hin, Frapreſto!“

Anfänglich begannen die Augen zu funkeln, die Stirnadern anzuſchwellen; die Geſichtsmuskeln zuckten krampfhaft; die Verzagtheit des erſten Entſetzens verunſtaltete das ſchöne Mannesantlitz.

Dies war gut als zweites Bild.

„Wirſt du unſere Fragen beantworten, Don Jayme d'Avila?“ ertönte neuerdings die trockene dumpfe Stimme des Inquiſitors.

Bei dieſen Worten wandte ſich ihm das Haupt zu und wie wenn ſeine heldenmütige Entſchloſſenheit wiederkehrte, antwortete es trotzig:

„Verflucht ſei die Zunge, welche auf deine Fragen nur ein Wort erwidern wird.“

Damit preßte der Kopf die Lippen zuſammen und blickte mit heraustretenden Augen vor ſich hin, jeden Schmerzenslaut zurückdrängend.

Dieſes Bild war gut als dritte Studie.

Das Feuer ward fortwährend angefacht.

Auf dem Geſichte ſtehen große Schweißperlen, der ſchwere Kampf des körperlichen Schmerzes mit dem Manneswillen ſpiegelt ſich ab auf demſelben. Plötzlich brüllte der Kopf ſchmerzlich auf, die Augen ſchließen ſich qualvoll und das entſtellte Geſicht, deſſen Züge auf einmal der hölliſche Schmerz ſich bemächtigt, emporhebend, iſt er unfähig, ſeine Qualen länger zu verbergen. Er brüllte wie die Verdammten in der Hölle.

„Jetzt, jetzt ſieh' hin, Frapreſto!“

Jeder Zug verläßt ſeine urſprüngliche Geſtalt, die Seele iſt nicht mehr Herr über ſich, die Augen rollen wild in ihren Höhlen, die Lippe ſchäumt und flucht Gott und den Menſchen! Ah, Frapreſto, wenn dir dies gelingt, wie ſchön wird die vierte Studie ſein!

Unten facht man das Feuer immer mehr an.

„Willſt du auf unſere Fragen antworten, Don Jayme d'Avila?“

Der Kopf antwortet nicht mehr, ſchreit nicht mehr, ſondern beginnt zu lächeln. Die Todesqualen zwingen ihn zum Lachen, er lacht laut auf; und dieſes Lachen iſt das Entſetzlichſte, was man jemals geſehen.

Lucero zeichnet eilig; dies iſt ſchon die fünfte Studie.

Der Vermummte winkt, das Feuer abzuſchwächen. Er fürchtet, d'Avila könnte früher ſterben, als es erwünſcht iſt.

Das Geſicht verliert allmählich die qualvolle Hitze, ſtatt derſelben breitet ſich eine blaſſe, matte Färbung über dasſelbe; die vom Lachkrampf entſtellten Züge erhalten allgemach eine geringe Spannung, trotzdem ſcheinen ſie ganz gebrochen, ruiniert. Luceros ſechſte Studie iſt fertig.

Jetzt fragt der Inquiſitor wieder:

„Willſt du antworten, Don Jayme?"

Langſam hebt hierauf der Ritter den Kopf empor, weit öffnen ſich ſeine Augen, daß das Weiße ſichtbar wird; das blaſſe, farbloſe Antlitz verlängert ſich: es iſt dies kein menſchliches Geſicht mehr, ſondern das eines Geſpenſtes, welches ſich aus dem Grabe erhebt und von dort zu ſprechen beginnt, den verſtörten Blick auf den Vermummten heftend. Oh, es iſt ein entſetzlicher Anblick!

„Nun, Frapreſto, weshalb zögert der Stift in deiner Hand? dies iſt die intereſſanteſte Studie! — Sieh' hin!"

Das geiſterhafte Haupt beginnt zu ſprechen mit ſchwerer, röchelnder Stimme:

„Philipp! — Nach ſieben Tagen — werde ich dir — antworten — vor Gott."

Damit verdrehen ſich die Augen, die Lippen bleiben offen ſtehen, das Haupt neigt ſich zur Seite und legt ſich matt auf den Boden; jeder Zug iſt ſtarr geworden.

„Verlöſchet das Feuer!" ſchrie der Inquiſitor den Dienern zu.

„Iſt dies kein intereſſanter Studienkopf?" fragte der Vermummte den Maler; „du kannſt ihn ruhig zeichnen, denn er iſt ohnmächtig geworden. Man wird ihn gleich erwecken und dann können wir fortfahren."

Der Vermummte täuſchte ſich indeſſen, denn der Ritter war nicht ohnmächtig geworden; — ſondern war geſtorben und lieferte keine Studienköpfe mehr für Lucero.

„Der Verfluchte!" rief Lucero aus; „ſtirbt beim achten Bild! und ſtiehlt mir wenigſtens zehntauſend Realen aus der Taſche."

„Fürchte nichts, du erhältſt die ganze Summe für die acht Bilder, da ſie wohlgelungen ſind;" tröſtete ihn der Vermummte; „jetzt gehe heim und arbeite ſie gut und aufmerkſam aus."

Nach vier Tagen waren die acht Studienköpfe fertig und mit entſetzlicher Lebenstreue ausgearbeitet. Philipp ſchenkte ſie alle ſeiner Gemahlin. . . . . .

Am fünften Tage verbreitete ſich die Nachricht im Lande, daß Königin Johanna den Verſtand verloren habe. . . . . .

Am ſechſten Tage ließ Philipp der Schöne die Granden von Kaſtilien zuſammenrufen und unterbreitete ihnen die Nachricht des Unglücksfalles, daß Johannas Gehirnkrankheit mit voller Wut ausgebrochen ſei. . . . . .

Am ſiebenten Tage nannten die Granden von Kaſtilien Philipp den Schönen Majeſtät und ſchrieben ſeinen Namen voran und nachher den Johannas. . . . . .

Am achten Tage lag Philipp der Schöne — auf der Totenbahre. — Man ſagte, daß er vergiftet worden ſei. . . . . .

Gott ſei jenen ein gnädiger Richter, die geſtorben ſind. . . . . .

Sommernacht.

Von

A. Frey.

Längſt war das Abendrot verblaßt,
Als ich geſucht des Lagers Raſt.
Erſt lag ich da und mußte lauſchen
Des Blutes ungeſtümem Rauſchen.
Aus dem des Tages Ruf und Sang
Mit ſtarkem Schall noch wiederklang.
Dann ſtrebt' ich in ein Lied zu bannen,
Was meine Geiſter heimlich ſannen,
Doch auf der Mittnachtgleiſen Schatten
Entrannen metriſch mir die Weiſen.
Drauf hat vom Schlaf mich fern gehalten
Der Sterne ſtilles Thun und Walten,
Der Winde ſachter Weg und Gang
Und Quellenruf vom Hügelhang.
Und heimlich fiel mit Allgewalten
Der Liebe ſehnendes Geſtalten
Die ſchlummerloſe Seele an:
Auf Geiſterfüßen hört' ich nah'n
Das ferne Kind, das all ſein Minnen
Auf mich gewandt in reinem Sinnen.
Den Atem fühlt' ich, feucht und warm,
Und um den Nacken ihren Arm,
Ihr Flüſtern war's und war ihr Mund,
Er that mir all ihr Lieben kund,
Ihr ſcheues Hoffen und Verlangen.
So lag ich da mit heißen Wangen,
Und immerfort und immerfort
Quoll Liebeswort auf Liebeswort.
Es ſchwanden Sinn mir und Gedanken
Und meine matten Lieder ſanken:
Mir war, ich hörte Wellen geh'n
Und fern im Winde Wipfel weh'n — —
Die Stirn ſank ſchwer ins Kiſſen nieder
Und ſüßlos löſten ſich die Glieder.

Journal of Applied Psychology
1977, Vol. 62, No. 2, 237-242

Relationship of Job Satisfaction to Job Performance, Job Effort, and Perceived Effort-Performance Contingency for Hourly Workers

Edward E. Lawler III
University of Southern California
Lyman W. Porter
University of California, Irvine

Abstract

Data from 1,000 hourly workers in 13 organizations were used to test the relationship between job satisfaction and job performance, job effort, and perceived effort-performance contingency. Job satisfaction was found to be related to job performance, job effort, and perceived effort-performance contingency. The relationship between job satisfaction and job performance was found to be stronger when the perceived effort-performance contingency was high than when it was low.

Most of the research on the relationship between job satisfaction and job performance has been conducted with managerial personnel. Studies of hourly workers have been relatively few in number and have generally found little relationship between job satisfaction and job performance (Brayfield & Crockett, 1955; Herzberg, Mausner, Peterson, & Capwell, 1957; Vroom, 1964). Recently, however, Lawler and Porter (1967) have suggested that the relationship between job satisfaction and job performance is a complex one and that it is likely to be found only under certain conditions. Specifically, they have suggested that the relationship between job satisfaction and job performance is likely to be found when the perceived effort-performance contingency is high. Lawler and Porter (1967) have also suggested that job satisfaction is related to job effort and that job effort is related to job performance.

The purpose of this study was to test the relationship between job satisfaction and job performance, job effort, and perceived effort-performance contingency for hourly workers. The data were collected from 1,000 hourly workers in 13 organizations.

Method

Subjects

The subjects were 1,000 hourly workers in 13 organizations. The organizations were chosen to represent a variety of industries and geographical locations. The subjects were predominantly male and ranged in age from 18 to 65.

Measures

Job satisfaction was measured by the Job Descriptive Index (JDI) (Smith, Kendall, & Hulin, 1969). The JDI measures satisfaction with five facets of the job: work, pay, promotion, supervision, and coworkers. A total job satisfaction score was obtained by summing the scores on the five facets.

Job performance was measured by supervisory ratings. Supervisors were asked to rate the performance of each subject on a 7-point scale. The ratings were made on the basis of the supervisor's knowledge of the subject's performance.

Job effort was measured by a self-report item. Subjects were asked to indicate how much effort they put into their job on a 7-point scale.

Perceived effort-performance contingency was measured by a self-report item. Subjects were asked to indicate how much their performance depended on the amount of effort they put into their job on a 7-point scale.

Results

The correlation between job satisfaction and job performance was .31 ($p < .01$). The correlation between job satisfaction and job effort was .28 ($p < .01$). The correlation between job satisfaction and perceived effort-performance contingency was .35 ($p < .01$). The correlation between job effort and job performance was .24 ($p < .01$).

To test the hypothesis that the relationship between job satisfaction and job performance is stronger when the perceived effort-performance contingency is high than when it is low, the subjects were divided into two groups on the basis of their perceived effort-performance contingency scores. The correlation between job satisfaction and job performance was .42 ($p < .01$) for the high perceived effort-performance contingency group and .18 (n.s.) for the low perceived effort-performance contingency group. The difference between these correlations was significant ($p < .05$).

Discussion

The results of this study support the hypothesis that the relationship between job satisfaction and job performance is stronger when the perceived effort-performance contingency is high than when it is low. They also support the hypothesis that job satisfaction is related to job effort and that job effort is related to job performance.

These findings suggest that the relationship between job satisfaction and job performance is a complex one and that it is likely to be found only under certain conditions. They also suggest that job satisfaction is related to job effort and that job effort is related to job performance.

References

Brayfield, A. H., & Crockett, W. H. (1955). Employee attitudes and employee performance. *Psychological Bulletin, 52*, 396-424.

Herzberg, F., Mausner, B., Peterson, R. O., & Capwell, D. F. (1957). *Job attitudes: Review of research and opinion*. Pittsburgh: Psychological Service of Pittsburgh.

Lawler, E. E., III, & Porter, L. W. (1967). Antecedent attitudes of effective managerial performance. *Organizational Behavior and Human Performance, 2*, 122-142.

Smith, P. C., Kendall, L. M., & Hulin, C. L. (1969). *The measurement of satisfaction in work and retirement*. Chicago: Rand McNally.

Vroom, V. H. (1964). *Work and motivation*. New York: Wiley.

Interesse und erst jetzt wieder bereitet einer der bekanntesten französischen Geographen V. A. Malte-Brun ein umfassendes Werk von vier Quartbänden zu je 800 Seiten und 400 Holzschnitten vor, welches sich „l'Allemagne illustrée“ betiteln und Deutschland nach allen Richtungen hin behandeln wird.

Das sehr bestimmt aufgetretene Gerücht: die Gräfin d'Aubigny sei Verfasserin des Pamphlets „**la société de Berlin**“, ist ernstlich widerlegt worden. Die Mgdeb. Ztg. weist auch auf folgenden Satz der skandalösen Schrift hin, der kaum von der Frau Gräfin niedergeschrieben worden sein dürfte: Le comte d'Aubigny a pour épouse une femme un peu originale qui ne manque pas d'esprit, mais qui, par crainte d'être banale, est tombée dans la plus complète impolitesse.

Heilwissenschaft.

Unser Mitarbeiter Sanitätsrat Baer hat in einem Vortrage über die **Sterblichkeit der Gefangenen** nachgewiesen, daß die Wahrscheinlichkeit baldigen Todes bei diesen Unglücklichen 3—5mal größer ist, als die der Freien. 1878—80 starben fast 31 vom Tausend und von den dem Tode Geweihten verfallen wieder die meisten der Schwindsucht. Baer macht dafür neben der unnatürlichen Lebensweise vor allem physische Einflüsse verantwortlich.

Militärisches.

Die **französischen Militärverhältnisse** gehen einer eigentümlichen Wendung der Dinge entgegen. Das s. Z. von Deutschland übernommene Institut der Einjährig-Freiwilligen hat sich in Frankreich durchaus nicht bewährt, weil es unter ganz anderen Verhältnissen zu Tage trat als bei uns. Wer 1500 Frs. zahlen konnte, wurde zu dem Einjährigendienst zugelassen, das Examen war eine Formel ohne tiefere Bedeutung und so kamen Leute in diese bevorzugte Klasse, welche in keiner Weise den gestellten Anforderungen entsprachen. Nach dem neuesten Programm soll nun die Dienstzeit wieder für alle Dienenden gleichgemacht und auf drei Jahre statt fünf resp. ein Jahr festgesetzt werden. Eine Ausnahme von dieser Regel wird die Kolonialarmee machen, für welche die fünfjährige Dienstzeit beibehalten bleibt. Viel verspricht man sich von der Erhebung eines „Wehrgeldes“ derjenigen Dienstpflichtigen, die nicht einberufen werden, das man zur Gewinnung von Fünfjährig-Freiwilligen und eines Stammes von Unteroffizieren verwenden will. Der eminente Schaden, der allen denen aus der dreijährigen Dienstzeit erwächst, die dem Studium, überhaupt den höheren Berufsarten sich hingeben, scheint nicht voll gewürdigt zu werden, um die beabsichtigte Heeresorganisation zu hintertreiben.

Der Drang der **Japanesen**, europäische Kultur bei sich einzuführen, macht sich auch darin wieder geltend, daß eine aus 20 Personen bestehende japanesische Kommission unter Führung des Generals Oyama eintreffen wird, um die militärische Organisation der Großmächte genau kennen zu lernen. Eine andere Kommission will in den Hauptstädten Chemie und Medizin studieren.

Die **englische Flotte** zählt zur Zeit 531 Fahrzeuge, von denen 235 im Dienste sind. Die gesamte Mannschaftsstärke beläuft sich auf 57250, von denen 16000 zum Dienst bei der Marine erzogen sind und zehn bis zwölf Jahre bei ihr gedient haben. 33006 Personen sind im aktiven Dienst, davon 19371 in fremden Gewässern stationiert und zwar im Mittelmeer, Nord- und Südamerika, Westindien, Kapstation, Großen Ocean und China. Marineoffiziere gibt es 4079.

Unglücksfälle.

Der Bauunternehmer **Wehner** in Elberfeld ist jüngst in Barmen auf eine schreckliche Weise verunglückt. Er steckte einige Dynamitpatronen zu sich, die in der Restauration, wohin er sich, um den Kaffee zu nehmen, begeben hatte, explodierten. Er wurde buchstäblich in zwei Stücke zerrissen.

In der Seehafenstadt **Bowen** in Queensland hat im Februar ein solcher Orkan geherrscht, daß kein Haus der Stadt unbeschädigt blieb und auch mehrere Menschen ihren Tod fanden. — Bei der Gelegenheit mag erwähnt sein, daß jetzt festgestellt wurde, daß bei dem Ausbruch des Vulkans Krakatana 40000 Menschen auf Java und Sumatra ihr Leben verloren. — Aus den Vereinigten Staaten wird ebenfalls von heftigen Stürmen gemeldet, die namentlich in Nordkarolina und Ohio wüteten und schwere Opfer an Menschen und Sachen forderten.

Im Staate Virginia und zwar in Pocahontas bei Lynchburg hat im März ein durch Explosion schlagender Wetter hervorgerufenes **Grubenunglück** 150 Bergleuten das Leben gekostet. Zu allem Unglück fing auch noch der Kohlenflöz Feuer, so daß man schließlich den Schacht vermauern mußte, um den Brand zu dämpfen.

Völkerkunde.

Nach einer amtlichen Statistik betrug die **Zahl der in Russisch-Polen lebenden Deutschen** 1881: 199305, die sich seitdem stetig vermehrt hat, ihr Grundeigentum 1695961 Morgen, zu dem 187415 Morgen Pachtgüter kommen.

Handel und Verkehr.

Bei dem Interesse, welches man gerade jetzt **amerikanischer Aus- und Einfuhr** entgegenbringt, wird es nicht uninteressant sein zu hören, daß im letzten Jahr von Deutschland nach den Vereinigten Staaten für mehr als 228 Mill. Mk. Artikel exportiert wurden, darunter für 8710077 Dollars Baumwollwaren, für 6497996 Dollars Wollwaren, für 4227106 Dollars Seidenwaren, für 3158973 Dollars Eisen- und Stahlwaren, für 3114981 Dollars Leder und Lederwaren, für 2332090 Doll. Knöpfe und Knopfmaterial, für 2332684 Doll. Galanteriewaren.

Eine der wenigen existierenden elektrischen Eisenbahnen wird ihren Betrieb einstellen. Es ist dies die kurze Strecke **Groß Lichterfelde-Kadettenhaus**, welche wegen mangelnder Rentabilität aufgegeben werden muß. Die elektrische Bahn Westend-Spandauer Bahn ist ihr bekanntlich schon früher hierin vorausgegangen.

Verbrechen.

Wir scheinen in eine nicht enden wollende Periode grausiger Mordthaten eingetreten zu sein, denn während kaum erst die Nachricht von der Verurteilung Schenks und Genossen zum Tode eingetroffen ist, wird schon wieder von einem dreifachen Mord aus **Berlin** gemeldet. Dort hat der Arbeiter Grunack im Affekt seine Frau, mit der er im Unfrieden lebte, ferner seine Schwester und den zu Hilfe herbeieilenden Vicewirt niedergestochen. — Am 27. März wurde der berüchtigte Bandit Algeriens **Ben Bahi** wegen 30fachem Mord mittels der Guillotine hingerichtet. Kurz bevor ihn der Todesstreich traf, sagte er: „Alle, welche mich achten, mögen für mich beten, alle, welche mich verachten, möge Gott strafen an ihren Erstgeborenen.“ — Nette Verhältnisse mögen in Berrelli herrschen, wo jüngst der Bürgermeister und zwei Gemeinderäte wegen begangenem Raubmord zum Tode verurteilt wurden.

Totenschau.

Prinz Leopold Georg Duncan Albert, **Herzog von Albany**, Graf von Clarence und Herzog von Sachsen, der jüngste Sohn der Königin Viktoria von England, der das lebhafteste Interesse für Kunst- und Wissenschaft hatte, starb am 28. März zu Cannes. Der Herzog, geb. 7. April 1853, seit 1882 Gatte der Prinzessin Helene von Waldeck, hat durch eine Blutergießung ins Gehirn sein Leben verloren, deren Ursache in einem Sturz beim Treppensteigen zu suchen ist. Die Leiche des Herzogs wurde, begleitet von einer Reihe fürstlicher und sonst hochgestellter Persönlichkeiten, über Paris in die Heimat gebracht und mit feierlichem Gepränge in Windsor beigesetzt.

Aze, Adolphe, der bekannte französische Historienmaler, geb. 4. März 1823 zu Paris, starb daselbst im März. Er war ein Schüler Rob. Fleurys.

Behm, Chefredakteur der Petermannschen Mitteil., starb im März zu Gotha.

Carlo Tocco, Fürst von Montemiletto, der letzte Nachkomme der Stuarts, starb 54 Jahre alt in Montemiletto.

Colban, Marie Sophie, beliebte norwegische Romanschriftstellerin, starb am 27. März zu Rom.

Deubler, Konrad, der intime Freund Lud. Feuerbachs, starb Ende März zu Golfern bei Ischl.

Formes, Wilhelm, einst gefeierter Baritonist, starb in New York, erst 50 Jahre alt.

Geibel, Emanuel, einer unserer gefeiertsten Lyriker, geb. 18. Okt. 1815 zu Lübeck, starb daselbst 6 April. An anderer Stelle dieses Blattes ist dem unvergeßlichen Dichter, dessen Mitarbeiterschaft sich auch unsere Zeitschrift rühmen durfte, ein poetischer Nachruf gewidmet. Geibel kränkelte schon lange und wurde bereits drei Wochen vor seinem Tode von einem Schlaganfall getroffen, der sich wenige Tage vor seinem Ende wiederholte und dieses herbeiführte. Nach diesem letzten Anfall gelangte er nicht mehr zum Bewußtsein.

Jerrold, Blanchard, Schriftsteller und langjähriger Redakteur von „Lloyds Weekly Newspaper“, starb am 10. März zu London.

v. Leutrum, Geh. Rat Graf Hugo, einst Staatsanwalt in dem großen Hochverratsprozeß Becher und Genossen (1851), starb im März zu Stuttgart.

Richter, Gustav, ausgezeichneter Maler, namentlich auf dem Gebiete der Porträts, geb. 1823 zu Berlin, starb daselbst am 3. April.

Sella, italienischer Abgeordneter, vorzüglicher Finanzmann, starb am 14. März.

Trübner, Nikolaus, verdienter Verleger, namentlich auf dem Gebiete der indisch-orientalischen Litteratur, Gründer und Besitzer der Firma Trübner u. Co. in London, starb daselbst im März. Geb. 1817 zu Heidelberg.

Personalien.

François **Coppé** und Ferd. **Lesseps** sind zu Mitgliedern der französischen Akademie ernannt worden.

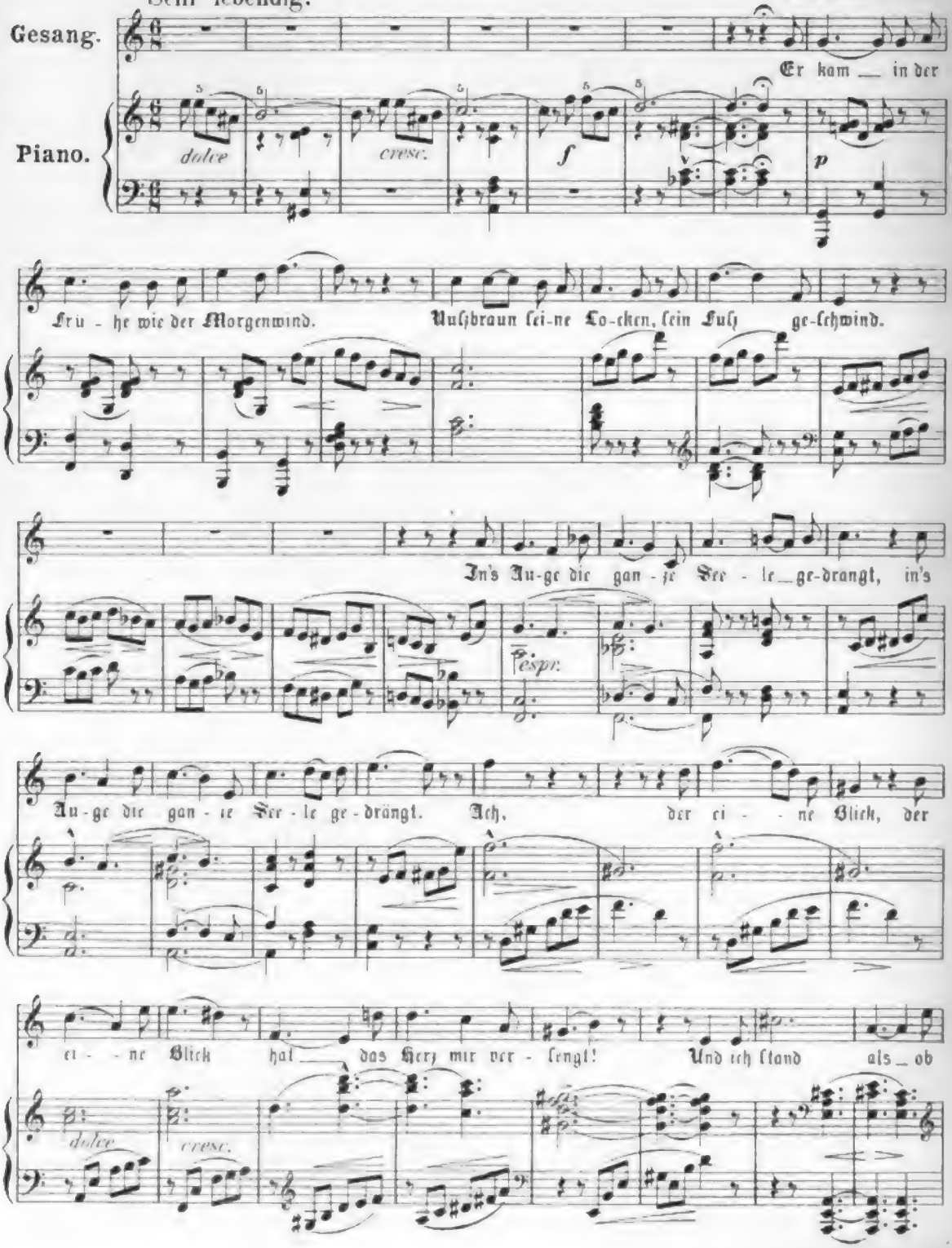
Wilhelm **Scherer** wurde zum Mitglied der königlich preußischen Akademie in Berlin ernannt.

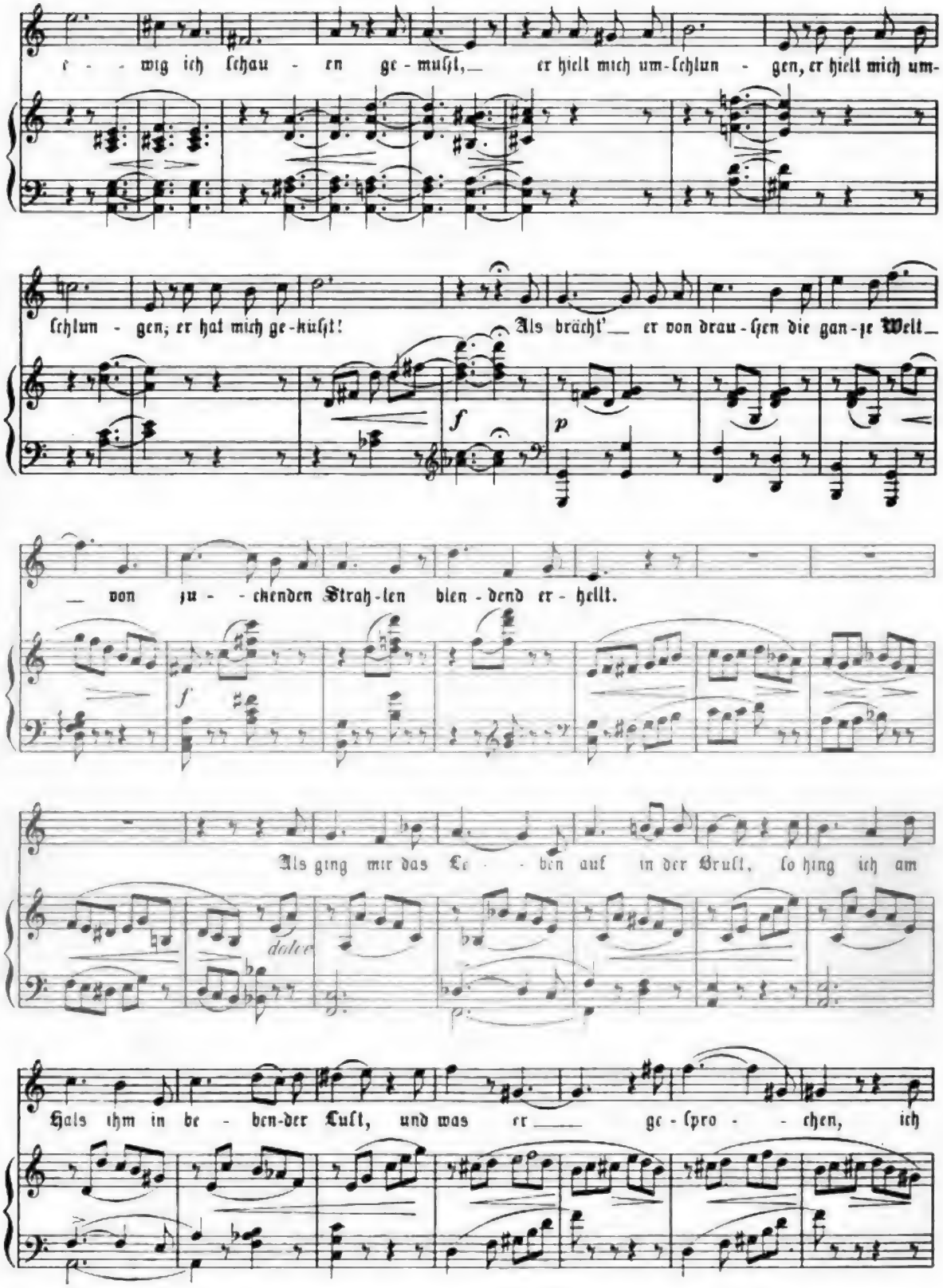
Morgens.

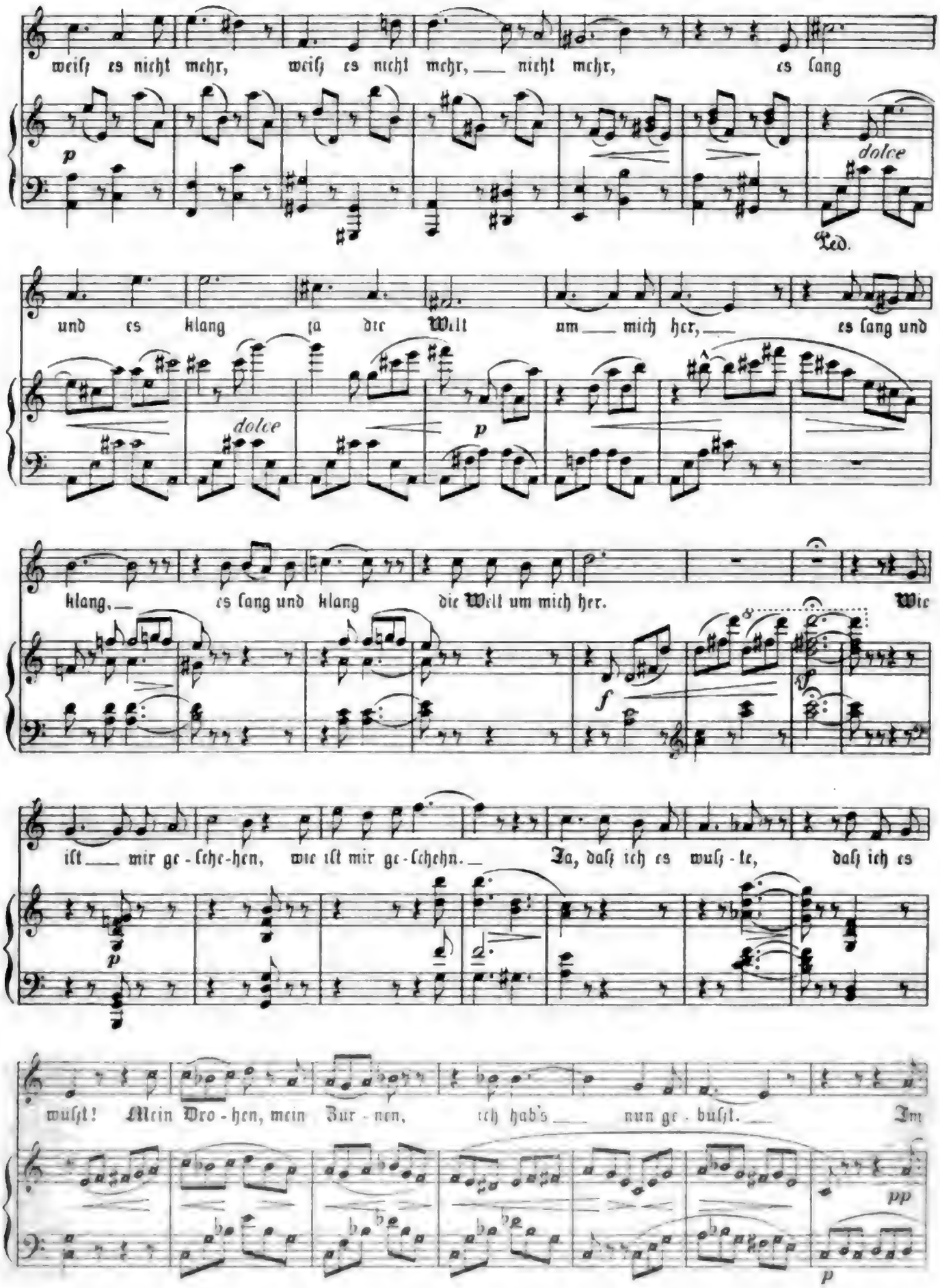
Gedicht von Otto Roquette.

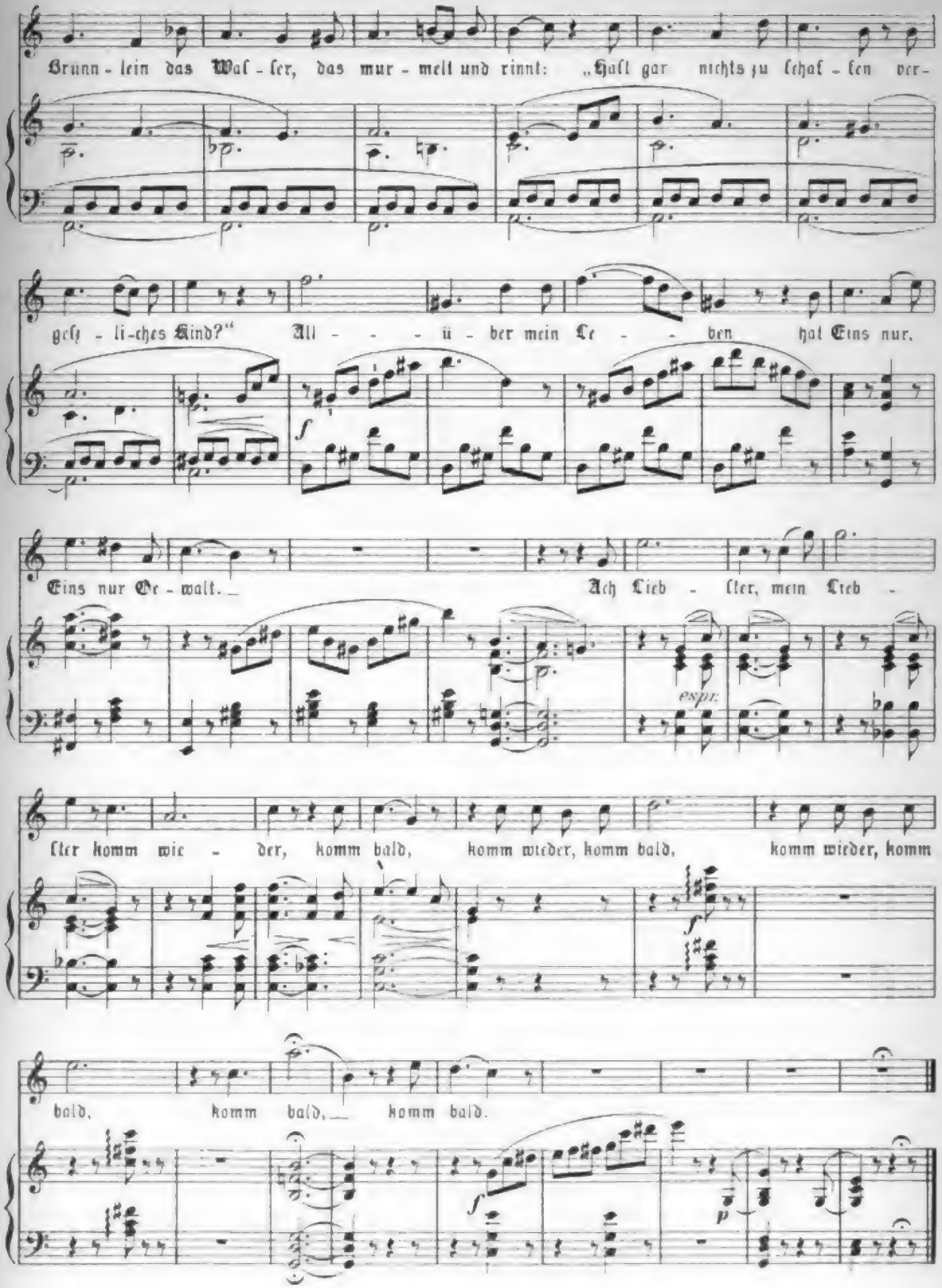
Sehr lebendig.

Ferdinand Hiller.




e - - wig ich ſchau - en ge - muſt, er hielt mich um-ſchlun - gen, er hielt mich um-
ſchlun - gen; er hat mich ge-küſt! Als brächt' er von drau-ſen die gan-ze Welt
f
p
von zu - - ckenden Strah-len blen - dend er - hellt.
f
Als ging mir das Le - - ben auf in der Bruſt, ſo hing ich am
dolce
Hals ihm in be - ben-der Luſt, und was er ge - ſpro - - chen, ich


weiß es nicht mehr, weiß es nicht mehr, nicht mehr, es sang
p
dolce
Ped.
und es klang ja die Welt um mich her, es sang und
dolce
p
klang, es sang und klang die Welt um mich her. Wie
f
ist mir ge-sche-hen, wie ist mir ge-schehn. Ja, daß ich es wuß-te, daß ich es
p
wußt! Mein Dro-hen, mein Zür-nen, ich hab's nun ge-büßt. Im
pp
p


Brunn - lein das Waf - fer, das mur - melt und rinnt: „Hat gar nichts zu fchaf - fen ver-
geft - li-ches Kind?“ All - - - ü - ber mein Le - - ben hat Eins nur.
Eins nur Ge - walt. Ach Lieb - fter, mein Lieb -
espr.
fter komm wie - der, komm bald, komm wieder, komm bald, komm wieder, komm
bald, komm bald, komm bald.

Unser Hausgarten.

Von O. Hüttig.

Der Weinstock im Garten.

Wenn in Mitteldeutschland die Weinstöcke im März, in Nord- und Ostdeutschland im April von ihrer Winterdecke befreit werden (in Süddeutschland bleiben sie unbedeckt), dann sollte man sie zusammengebunden noch einige Zeit auf dem Erdboden liegen lassen und Deckmaterial bereit halten für den Fall, daß ein gewöhnlich nur kurzer Spätwinter oder einzelne Frostnächte eine leichte Deckung nötig machen sollten. Aber in diesen ersten Frühlingsmonaten sollten bei alten, festeingewurzelten Weinstöcken die obersten Wurzeln von Erde entblößt und abgeschnitten werden, damit die Pflanzen in ihrer Ernährung hauptsächlich auf die unteren tiefgehenden Wurzeln angewiesen bleiben und dadurch dem Einflusse des Wechsels der Lufttemperatur und der Niederschläge entzogen werden; bei jungen, erst kurze Zeit auf ihrem Platze stehenden Weinstöcken ist dies Verfahren aber nicht anwendbar. Zur Beschleunigung des Wachstums und der daraus folgenden früheren Reife der Trauben wendet man bei dem in den ersten Monaten notwendigen Begießen der Weinstöcke bis 35° R. erwärmtes Wasser, auch Dungwasser an.

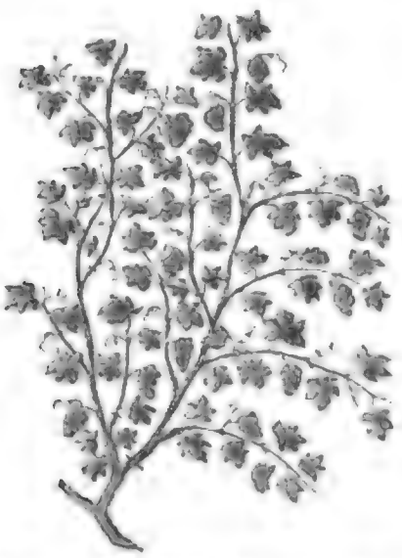


Fig. 1. Schenkel des Weinstocks in Fächerform. Links gekappte „Zuchtrute" mit gekappten Ableitern, rechts Fruchtrebe mit gekappten Fruchtruten. Die Striche bezeichnen die Stellen, wo im Herbst geschnitten wird.

Ueber das Wachstum des Weinstocks und seiner einzelnen Teile haben wir schon im 1. (Oktober-) Hefte dieses Jahres ausführlich gesprochen und bitten wir, heute darauf hinweisen und noch einmal in Erinnerung bringen zu dürfen, daß wir eine ausführliche Anweisung für die Pflege des Weinstocks und für die einzelnen Handgriffe beim Heften der Reben, beim „Ausbrechen" der Ruten u. s. w. in der 16. vollständig umgearbeiteten Auflage von „Rechts praktischem Weinbau" (Leipzig 1881. L. Fernau) und in O. Hüttig „Wredows Gartenfreund" (Berlin 1881. Siegfr. Cronbach. Preis 4 M.) gegeben und dabei die neuesten Erfahrungen in Wissenschaft und Praxis benützt haben. Die vorstehende Abbildung ist nach dem erstgenannten Werke hergestellt; sie zeigt einen im Herbst durch das Beschneiden des Weinstocks in Fächerform gewonnenen „Schenkel", dessen sämtliche Augen gewachsen sind und junge Triebe, sog. Ruten geliefert haben, von denen die unterste zum Fruchttragen im nächsten Jahre bestimmt ist und deshalb „Zuchtrute" genannt wird, während die sieben über ihr stehenden Triebe im laufenden Jahre Früchte tragen und deshalb „Fruchtruten" genannt werden.

Hier möchten wir heute den geneigten Leser nur für die Stärkung jener Zuchtrute interessieren, die im nächsten Jahre nur dann unsere Hoffnungen auf zahlreiche Trauben erfüllen wird, wenn ihr hauptsächlich der Saft und damit der dem Erdboden entnommene Nahrungsstoff der ganzen Rebe zugeführt wird; die Fruchtruten haben eine solche Stärkung nicht nötig, denn die im vorigen Jahre vorgebildeten Trauben werden durch Vermittlung der Blätter genügend ernährt, ihre einzelnen Beeren aber durch Anwendung einiger Hilfsmittel bedeutend vergrößert, von denen wir weiter unten sprechen werden.

Die jungen Blätter des Weinstocks ziehen vermöge ihrer Ausatmung überflüssigen Wassers mit dem Sauerstoff u. s. w. den von den Wurzeln aufgenommenen Nahrungssaft hauptsächlich nach oben und zwar zum Nachteil besonders der untersten Augen; es sind aber gerade die unteren (nicht untersten) Augen, welche allein imstande sind, Fruchtruten und mit ihnen Trauben zu liefern. Bei den starkwüchsigen Sorten hört die Fruchtbarkeit über dem fünfzehnten, bei den schwachwüchsigen über dem zwölften Auge auf und sind bei letzteren die unteren zwei bis drei, bei ersteren drei bis fünf Augen unfruchtbar. Wird jenen zwölf bezw. fünfzehn Augen nicht genügend Nahrung zugeführt, weil die Ruten zu stark nach oben wachsen, so bleiben sie sämtlich mehr oder weniger unfruchtbar. Nur wenn der Zufluß der Nahrung auf diese zwölf bis fünfzehn Augen der Zuchtrute konzentriert wird, erfüllt sie unsere Erwartungen, an jeder der von der Natur dazu bestimmten neun Ruten zwei bis fünf (im Durchschnitt drei) Trauben vorzubilden. — Wir bewerkstelligen dies, kurz angedeutet, in folgender Weise:

Fig. 2. Frankenthaler Traube.

Wir entspitzen, „kappen" die Zuchtruten in einer ihrer künftigen Bestimmung angemessenen Länge, den werdenden Zapfen an dem sechsten, den künftigen Schenkel an dem zehnten bis zwölften und die nächstjährige Fruchtrebe an dem fünfzehnten bis achtzehnten Knoten, je nach dem mehr oder weniger starken Wachstum der Sorte bezw. des betreffenden Weinstocks. — Nach dem Kappen, das ausgeführt wird, sobald die Ruten die nötige Länge erreicht haben, bemerken wir zweierlei: das rasche Wachstum der „Ableiter" (vergl. Oktoberheft 1883, S. 116) mit dem gleichzeitigen Anschwellen der schlafenden Augen oder, wie sie auch, nicht ganz richtig, genannt werden: der Tragknospen (die Knospen blühen nicht und tragen nicht Früchte, sondern die aus ihnen sich entwickelnden Ruten), und das Austreiben der obersten zwei, selten drei Augen neben den Ableitern; diese Augen gehen also fürs nächste Jahr verloren und deshalb ließen wir die Zuchtruten beim Kappen je drei Augen länger, als wir sie beim Beschneiden im Herbst brauchen.

Es ist wohl wahr, daß bei den Ruten, welche gekappt wurden, die Ableiter durch ihr kräftiges Wachstum bald unbequem werden; dann aber kappt man auch diese über dem dritten Knoten und jede Verwirrung im Weinstock ist beseitigt; die drei Augen jeden Ableiters treiben nun allerdings ebenfalls aus, aber diese Triebe werden durch ihre niemals bedeutende Länge nicht stören; die fürs nächste Jahr nötigen Augen der Zuchtruten bleiben schlafend, aber die Anzahl ihrer Blätter wurde durch das wiederholte Austreiben der Ableiter vermehrt, und die Wurzeln gedeihen darnach um so besser, weil, wie hier mehrmals angedeutet wurde, die Blätter von größtem Einfluß sind auch auf die Ausdehnung der Wurzeln und damit auch auf die Ernährung der ganzen Pflanze.

Die Fruchtruten haben nur den Zweck, Trauben zu bilden, zu ernähren und zur Reife zu bringen; alle Ruten außer der Zuchtrute, welche Trauben bis zum fünften Knoten nicht zeigen (höher hinauf ist niemals die erste Traube zu erwarten), werden einfach ausgebrochen. An der Fruchtrute mit Trauben geschieht die Ernährung dieser wie des ganzen Weinstocks durch Vermittlung der Blätter; da nun erfahrungsmäßig drei Blätter, eins der Traube gegenüber, zwei über ihr, außer denen unter ihr, zur Ernährung derselben genügen, so kappt man jede Fruchtrute an dem dritten Knoten über der obersten Traube. Gleichzeitig drückt man mit dem Fingernagel alle in den Blattwinkeln vorhandenen Ableiter und schlafenden Augen aus, um auf diese Weise jedes weitere Wachstum an den Fruchtruten zu unterdrücken — immer zu Gunsten der Zuchtruten, die aber, auch wenn sie Trauben haben, was bei gut gepflegten Weinstöcken häufig vorkommt, ihre Ableiter bis zur Reife behalten müssen. — An den Fruchtruten bilden sich nach dem Kappen und Ausbrechen bald neue Ableiter, neue Augen und diese sind stets, sobald man sie bemerkt, immer wieder zu entfernen.

Wir müſſen aber wiederholt auf die Bedeutung der Blätter überhaupt und der Ableiter an den Zuchtruten aufmerkſam machen und vor ihrem Ausbrechen an unrechter Stelle warnen. Das dem Sonnenlicht ausgeſetzte Blatt bedingt das Wachstum des Weinſtocks (der Pflanze überhaupt), die Traube dagegen ſoll vor dem direkten Sonnenlicht geſchützt ſein. Wenn man das der Traube gegenüber ſitzende Blatt wegbricht in der Meinung, daß man bei zweifelhaftem oder kühlem Wetter die Beeren mit Hilfe der Sonne ſchneller reif bekommen könne, dann bleiben die Beeren ſauer, weil das Blatt fehlt zum Ausſcheiden des Sauerſtoffs und die Traube welkt. Die Beeren bereiten oder ſammeln nur den Zucker aus der vom Blatt vorgebildeten organiſchen Subſtanz; die dem Sonnenſtrahl direkt ausgeſetzte Traube wird krank, ſie bekommt den „Sonnenſtich“. Aber es iſt beim Heften der Ruten darauf zu ſehen, daß alle Blätter vom Sonnenlicht getroffen werden, alſo nicht übereinander zu liegen kommen, denn die im Schatten ſitzenden Blätter entziehen, wie auch Herm. Müller-Thurgau in den „Ampelographiſchen Berichten“ ſagt, durch ihre Atmung dem Stock und damit der Traube mehr Zucker, als ſie an dieſe abgeben.

Die Ableiter an den Zuchtruten — wir wiederholen dieſe Hauptregel für die Behandlung des Weinſtocks — dürfen wohl verkürzt werden, wenn ſie durch ihre Länge unbequem werden, man entferne ſie aber niemals eher, als bis die Ruten braun, d. h. reif geworden, was bei günſtigem, warmem und trockenem Wetter im Auguſt, bei naſſem oder ſonſt ungünſtigem Wetter auch erſt im September der Fall ſein wird. — Ausführlicher haben wir die Sommerbehandlung des Weinſtockes, auch der Düngung, in den oben angezogenen Werken beſprochen, die wir deshalb der Beachtung aller Freunde des Gartenbaus beſtens empfehlen.

Schließlich möchten wir hier auf ein Verfahren aufmerkſam machen, wodurch man ungewöhnlich großbeerige Trauben, wahrhafte Ausſtellungstrauben, erzielen kann. In der Hauptſache nach Herrn von Babo, Direktor des önologiſchen Inſtituts in Kloſterneuburg bei Wien, beſteht das Verfahren, ausführlicher in der „Weinlaube“ dargeſtellt, 1) in der entſprechenden Auswahl großbeeriger Sorten; 2) im Beſchneiden der Trauben während oder eigentlich ſchon beim Beginn ihrer Entwickelung und 3) im „Ringeln“, wozu noch die Beigabe des nötigen Düngers kommen müßte.

Großbeerige Sorten ſind der Frankenthaler, das blaue Ochſenauge, der blaue Damascener, der frühe weiße Damascener, die Kalebstraube, die große rote Dinka von Ungarn, Golden Champion von Thomſon, auch wohl der weiße Gutedel u. a. m.

Das Beſchneiden der Trauben geſchieht zur Zeit der erſten Entwickelung, d. h. wenn die Beeren die Größe groben Schrots erreicht haben, alſo jedenfalls viel früher, als obige Figur es andeutet, mit der wir auch ein Bild der Sorte geben wollten, die ſich beſſer als andere zum Treiben eignet (Fig. 2). Man ſchneidet die untere Hälfte der Traube einfach ab, wonach der Reſt ſich außerordentlich raſch entwickeln wird — aber nur während der erſten 14 Tage; nach dieſer Zeit und wiederholt von 14 zu 14 Tagen werden von den ſtehengebliebenen Beeren einzelne, und immer die kleinſten, vermittelſt einer ſtumpfen, d. h. nicht ſpitzen Scheere herausgeſchnitten, und erhält man ſchließlich zwar wenige, aber unglaublich große Beeren; Hauptſache dabei iſt das allmähliche Entfernen eines Teils der einzelnen Beeren.

Das Ringeln verurſacht nicht nur ein ſtarkes Anſchwellen, ſondern auch ein frühes Reifen der Beeren, darf aber nur bei Trauben angewendet werden, welche an den eigentlichen Fruchtruten, nicht bei ſolchen, welche an den Zuchtruten ſitzen. Letztere, von denen die meiſten, wie oben ausgeführt wurde, im nächſten Jahre Fruchtruten mit Trauben bringen ſollen, würden dadurch geſchwächt und verdorben; erſtere dagegen, die Fruchtruten, werden in der Regel im Herbſt abgeſchnitten, brauchen alſo Reſerveſtoffe nicht anzuſammeln.

Die genannte Operation wird ausgeführt, wenn die Beeren die Größe kleiner Erbſen erreicht haben, und zwar an der Rute unterhalb der Traube, indem man durch ein ſcharfes Meſſer (beſſer noch mit der ſog. Ringelzange, die in allen beſſeren Samenhandlungen vorrätig ſein wird) einen höchſtens 15 mm breiten Ring der Rinde bis auf das grüne Holz ablöſt und vollſtändig entfernt. Die vermehrte Zufuhr von Saft in die Traube, welche durch dieſes Ringeln verurſacht wird, iſt begründet in dem Rückfließen des Bildungsſaftes in den äußeren Schichten der noch grünen weichen Rute. Der abſteigende Saft wird durch die Wunde gehindert weiterzufließen, er wird in die Traube geleitet und vergrößert die Beeren um ſo ſicherer, je mehr auch das allmähliche Ausſchneiden einzelner derſelben damit verbunden wird.

Trachten der Zeit.

Von Ida Barber.

Wohl in keiner Zeit des Jahres iſt das Intereſſe für neue Moden ſo rege, als in der jetzigen. Man ſieht in den größeren Geſchäften einen Andrang, als fürchteten die Kaufenden, es würden Verkaufsverbote erlaſſen oder die neu eingetroffenen Modeartikel bald geräumt werden.

Der oft und nicht mit Unrecht beklagte ewige Wechſel in der Mode ſcheint der Mehrzahl der Damen eine Art Naturgeſetz zu ſein. Da gegen Geſetze ſich auflehnen ſtrafwürdig ſein würde, macht man es ſich zur Pflicht, jährlich ſo und ſo oft und wohl öfter, als es einem nicht reich dotierten Budget zuträglich iſt, den Modediktaten Folge zu leiſten. Daß viele in dieſer Pflichterfüllung zu weit gehen und gar oft als Modenärrinnen angeſehen werden, ſoll uns nicht hindern, auch unſrerſeits den Nouveautés Beachtung zu ſchenken und ſie einer geeigneten Prüfung zu unterziehen. Abſehend von vielem Unſchönen, das als neu empfohlen wird, möchte ich die Aufmerkſamkeit der geehrten Leſerinnen auf einige für die diesjährige Sommermode beſtimmende Modelle lenken, die in unſeren Illuſtrationen anſchaulich dargeſtellt ſind. Da iſt z. B. das ganz reizende Koſtüm Stephanie aus lichtem Sommerlodenſtoff gefertigt, Rock und Taille vorn gefaltet, die Taille mit breitem Hüftgurt von Samt abſchließend, der Rock vorn fächerartig ausſtrahlend, die Falten oben dicht zuſammengeſchoben, nach der Seite wagerecht drapiert, hinten volle Stoffpuffen mit Samtmaſchen. Derartige Koſtüme werden ſtatt des bereits bis zum Ueberdruß geſehenen Redingote auf der Straße getragen; ſie erweiſen ſich für ſchlanke Figuren von unübertroffener Schönheit. — Wer mehr einen vollen Faltenwurf liebt, dürfte in Fig. 2 (Koſtüm Chaumont) ein ebenſo kleidſames, wie gut ausgeführtes Modell finden. Die Taille iſt vorn ſhawlartig drapiert, der Latz zwiſchen den beiden Shawlenden gekraust, dem entſprechend eine gleichfalls reich gekrauſte, kurze Tunique, die in breiten, durch eine Stahlſchnalle gezogenen Shawls endigt; den Rock decken drei breite Pliſſés, deren hohlſtehende Falten ein längs des Saumes angebrachtes farbiges Futter durchblicken laſſen. Gleichfalls ſhawlartig garniert iſt das jetzt ſehr beliebte Koſtüm Wilſon, das einem on dit zufolge die Tochter des Präſidenten Grévy in der Abſicht, etwas Apartes zu haben, eigens für ſich komponiert hat. Die junge Dame, obſchon dem großen Diplomaten ſo nahe verwandt, ſcheint ſich indes ſchlecht auf Wahrung von „Staatsgeheimniſſen“ zu verſtehen; wenige Tage, nachdem ſie ſich in dem ſelbſtgeſchaffenen Koſtüm photographieren ließ, waren Kopieen deſſelben in allen Pariſer Schaufenſtern zu ſehen und haben ſeitdem auch (wenn man ſchon von einem Strike der Pariſer Konfektionäre, einem Ausfuhrverbot, daß kein Modell hinfürder nach Deutſchland gelangen ſolle, ſprach) Eingang bei uns gefunden.

Fig. 1. Koſtüm Stephanie.

Die dem Koſtüm Wilſon zu Grunde liegende Idee iſt in Fig. 3 veranſchaulicht; die Taille iſt mit zwei Shawlenden drapiert, die an der Schulter einer breiten Samtpaſſe angenäht ſind; ſelbe werden kreuzweis geſchlungen, an der Taille durch einen Gurt befeſtigt und bilden unterhalb derſelben eine Art kurzer, ebenfalls kreuzweis geſchlungener Tunique, die auf der Tournüre in einem Knoten oder einer großen Maſche endigt; dazu ein durchweg geſtickter Rock, oben mit leichtem Gazeſtoff drapiert, geſtickte durchſichtige Aermel mit Samtmaſchen; recht betrachtet iſt die Shawltaille eine Art Fichu, das zu jedem Kleide getragen werden kann; für ſchlanke, jugendliche Erſcheinungen wird es ſich jederzeit ſehr kleidend erweiſen. Obſchon man die Parole ausgab, daß hinten

trouſſierte Röcke nicht mehr modern ſeien, ſieht man doch viele der neueren Modelle in den Hinterbahnen ſo reich gefaltet, daß etliche Meter Stoff gut fehlen könnten, ohne das Arrangement faltenlos erſcheinen zu laſſen. Fig. 4 ſtellt ein derartiges aus écrufarbigem Kanevasſtoff gefertigtes Koſtüm dar: der Rock, ganz glatt, iſt aus braunem Broché gefertigt, darüber eine vorn kurz gerafft Polonaiſe, deren reich gepuffte Hinterbahnen durch eine aus Stoff gefertigte Schnalle gezogen ſind. Für Reiſe- und einfache Stadttoilette iſt dieſe Form ſehr zweckentſprechend. Eleganter gibt ſich das in hübſchen Bogen geſchlungene Koſtüm Satanella; es bedingt einen farbigen, durchweg pliſſierten Rock von Seide oder Samt, breite, mit Goldſpitzen abgegrenzte Seitenbahnen von hellerem Stoff, darüber eine geſchlungene Doppeltunique von zweierlei Stoffen, Taille und Kragen ebenfalls gemiſcht, die Taille vorn mit einem Jabot von Goldſpitzen, der Kragen mit breiter Maſche abſchließend.

Fig. 2. Koſtüm Chaumont.

Unter den Modeſtoffen, die wir in dem ſtets wohl aſſortierten Lager der Gebr. Pollitzer (Wien) zu ſehen Gelegenheit hatten, ſcheinen die neuen krepppartigen Wollgewebe, „Parcival“ genannt, die in Art der Leinwand gewebten Wollſtoffe (Sommerloden), die halbſeidenen Bourrettes und klein gemuſterten Brochés und etliche andere, die wir nachſtehend ſkizzieren, das Neueſte des Neuen. Die Sommerloden ſind ein echt engliſches Gewebe von gediegenem Wert und ſolidem Anſehen; ſie dürften bald die kaſchmir- und kanevasartigen Stoffe, die ſeit Jahren ihren Platz in der Damentoilette behaupteten, verdrängen; der Parcival hat einen faſt ſeidenartigen Glanz, iſt in braun, grau, olive bordeau und dem jetzt mehr als je beliebten écru vorrätig. Zu engliſchen Koſtümen gut verwendbar ſind die neuen Belges lacés mit Luftreſchuß und meliertem Fond. Lulaine rayé nennt ſich ein Seidenſtoff mit wollartiger Decke, der zu den eleganteſten Beſuchstoiletten verarbeitet und auf der neuen Fächermaſchine pliſſiert wird. — Ein großer Konſumartikel dürften die ſehr praktiſchen, weil unfleckbaren Vigognes mit chiniertem Grund werden; ſie ſind mit Peluche-Sternen oder kleinen Früchtemuſtern broſchiert, elegant, leicht und, dem Gewebe nach zu urteilen, haltbar. Der Fond iſt zumeiſt aus blauen, roten, grünen, braunen Fäden gebildet, der Schuß grau, ſo daß das Ganze grau erſcheint und das unterliegende Ombré nur wenig durchſchimmert.

Fig. 3. Koſtüm Wilſon.

Die neuen Foulés, in Art der Longſhawls mit buntfarbigem Muſter durchwebt, finden vielen Beifall; ſie entſprechen mehr dem lebhaften Genre; ſolid in Farbe und Kompoſition iſt dagegen ein wollreicher, atlasartiger Stoff, der, da er keinen Speckglanz annimmt, den ſeither beliebten Kaſchmirs wirkſame Konkurrenz machen dürfte.

In der Reihe der im Tapiſſeriegenre gewebten Stoffe, deren Fond kanevasartig mit Blumen und Früchten gefüllt iſt, nimmt der neue Grenadine de laine einen hervorragenden Rang ein. Er gehört zu jenen leichten, kleidſamen Geweben, deren Faltenwurf eleganter als der der teuerſten Stoffe iſt.

Im Seidenfach ſind wenig nennenswerte Neuheiten. Die Carreaux brochés ſind in hübſchen Farbſtellungen vertreten (kleine Roſenknoſpen auf kariertem Grunde), die ſtark gerifften Ottomanes mit Samtpleins, die traversgeſtreiften Ripſe und matt chinierten Stoffe werden viel mit Samt, Merino oder durchweg geſtickten Stoffen verarbeitet.

Für den Hochſommer empfiehlt man geſtickte Batiſtſtoffe (Rohſeide), geblümte Foulards und abgepaßte Muſſelinroben, die mit Irish Guipure oder engliſcher Stickerei garniert werden. —

In der Wahl der Kindergarderobe ſind unſere ſehr beſorgten Mütter, die ſich auf ihr pädagogiſches Verſtändnis viel zu gute thun, nicht immer ſonderlich vorſichtig. Die kleinen Leutchen werden in allerhand buntfarbige, mit weißen Spitzen und Stickereien beſetzte Samtkoſtüme geſteckt, deren Form ſo kokett und auffallend iſt, daß man ihnen dermaleinſt, wenn Dämon Eitelkeit ſich in die jungen Herzen einniſtet, keine Vorwürfe wird machen können. Gar zu viel der Falten und Fältchen, zu viel der bunten Bänder und eleganten Aufputzſtoffe! Die Kleider der kleinen Mädchen ſind wie die der Damen garniert, gerafft, gepufft, die Knabenanzüge gleichfalls mehr als elegant ausgeſtattet. Im Gegenſatz zu dieſem Zuviel ſind die engliſchen Kinderkoſtüme ſehr empfehlenswert. Fig. 6 ſtellt beiſpielsweiſe einen aus lichtgrauem Tuch gearbeiteten Knabenanzug dar, der ohne viel Beſatz und Schnörkel trefflich kleidet; der Paletot iſt unten durch ein paſſepoiliertes Bandeau abgegrenzt, die Beinkleider in gleicher Art geſchloſſen, oben halboffener Kragen mit paſſendem Paſſepoil. Das Mädchenkoſtüm (Fig. 7) iſt in Paletotform gehalten, vorn mit farbigem Falteneinſatz, der durch Metallſchleife überbrückt iſt, hinten mit breitem Faltenſtück.

Fig. 4. Koſtüm mit trouſſiertem Rock.

Fig. 5. Koſtüm Satanella.

Das Nonplusultra des Einfachen ſind die von Magnet (Wien) eingeführten Trikotanzüge (Fig. 8), die in der Art wie die Jerſeytaillen feſt anſchließen und jede Körperform plaſtiſch hervortreten laſſen. Man verkauft dieſe Koſtüme für Mädchen wie für Knaben in Wolle und Seide; allem Anſchein nach dürften ſie ein bedeutender Konſumartikel werden.

Die neuen Frühjahrs- und Sommerhüte sind zumeist in bunten Farben vorrätig. Weißes und schwarzes Stroh ist wenig beliebt, auch die Tüll- und Krepp-Façons werden mit Bunt bezogen, reich mit farbigen Schleifen, Blumen, Aehren, Goldnadeln ꝛc. garniert. Sieht man solch einen mit Nadeln geputzten Hut, so scheint es, als habe die Modistin nur das Arrangement entworfen, die Puffen und Schleifen gesteckt und beabsichtige,

Fig. 7. Fig. 8. Fig. 6.

nachdem sie diese genäht, die Nadeln herauszuziehen; in Wirklichkeit sind aber diese wohl 3 cm langen Goldnadeln der eigentliche Schmuck vieler Hüte.

Die Capotes haben vorn auf der Passe rings herum eine fast handbreite Blumenrüsche, oben hohen Touff von Schleifen und Federn; selten begnügt man sich, entweder nur Federn oder nur Blumen zum Aufputz zu nehmen. Fig. 9 stellt einen solchen aus sonnverbranntem Stroh gefertigten Hut dar, der vorn mit dichtgesetzten samtartigen Aehren garniert ist; den Kopf decken Touffs gelber Straußfedern, seitwärts breite Ottomanschlupfen.

Junge Mädchen tragen vorwaltend die hohen in Fig. 10 und 11 skizzierten Cylinderformen; Fig. 10 ist seitwärts aufgebogen, den Kopf umgibt ein handbreites stark gerafftes Band, oben Mohnblumengarnitur mit Spitzen, die längs des Einschnittes in tiefe Tollfalten gelegt sind. Fig. 11 zeigt eine mehr breite, das Gesicht beschattende Krempe, vorn ein volles Aehren-

Fig. 9. Fig. 10.

Fig. 11.

bouquet, ringsherum reich gefaltete Tülldraperie, die den Kopf bis oben hinauf deckt.

Vorgenannte Hutmodelle sind dem Hause Beutom & Groß (Wien) entnommen.

Befremdend ist es, daß die schon im Vorjahre abgelehnten roten Schirme wieder einmal in allen Modegeschäften aufstiegen und noch befremdender, daß sie, obschon Aerzte und alle diejenigen, die sich auf naturgemäße Behandlung der Augen verstehen, sich gegen diese außerdem auch unschön-auffallende Tracht aussprachen, gekauft werden. Die von Aerzten so viel empfohlenen Schirme mit blauem und grünem Futter sind nie ein Modeartikel geworden. Ist es nicht bedauerlich, daß man so wenig rationell in der Wahl dieser und jener Toilettegegenstände vorgeht und dem Zufall oder irgend einer Modelaune überläßt, was im Interesse unseres körperlichen und damit auch seelischen Wohlbefindens wohl erwogen werden sollte?

Bicycling.

Von

Hermann Vogt.

Die regelmäßige Benutzung des Velocipeds als Mittel zur Fortbewegung, eine Funktion, für welche die praktischen Engländer schon längst den Namen Bicycling bezw. Tricycling erfunden haben, während wir noch immer zwischen dem „Reiten“ und „Fahren“ auf dem Velociped schwanken, diese Benutzung hat im Laufe der letzten Jahre so an Ausdehnung gewonnen, daß dem Leser dieser Zeitschrift einige theoretische Winke über deren praktische Erlernung vielleicht nicht unwillkommen sind.

Um sein Pferd beherrschen zu können, muß der angehende Reiter zunächst lernen, sich auf dem Rücken desselben fortwährend im Gleichgewicht zu erhalten. Dieselbe Anforderung hat der Anfänger als erste Vorbedingung an sich zu stellen, wenn er das Velociped „reiten“ will. Namentlich bei der zweirädrigen Maschine kommen in diesem letzteren Falle aber außerdem noch besondere Schwierigkeiten in Betracht, denn der breitere Rücken des Pferdes erleichtert die Haltung und der Reiter des Velocipeds, um diesen Ausdruck der Einfachheit wegen hier festzuhalten, bringt sich bei jeder Trittbewegung zur Drehung der Kurbeln selbst aus dem Gleichgewicht. Mit dem Heben und Senken des Beins muß der Reiter also stets eine Bewegung verbinden, um das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. Dies geschieht mittels eines Druckes der Hand auf die Lenkstange, welche nach derjenigen Richtung gedreht wird, wohin das Gleichgewicht verloren geht. Umgekehrt muß der Reiter, wenn er mit dem Velociped eine Wendung vollführen will, das Gewicht des Körpers nach der entsprechenden Richtung legen und die Lenkstange ebendahin drehen. Dieser Fundamentalsatz ist bei den ersten Uebungen, welche lediglich den Zweck verfolgen, Balance halten zu lernen, stets und unverrückt im Auge zu behalten. Die Lenkstange darf aber, und dies mag hier vorweg bemerkt werden, nie so scharf gedreht werden, daß vorderes und hinteres Rad in einem rechten Winkel gegeneinander stehen, weil sonst die Maschine notgedrungenerweise umklappt.

Selbstverständlich kann man Velocipedreiten ebensowenig in einem Tage lernen, wie das Reiten eines Pferdes. Leicht und geschickt Balance zu halten, erfordert Uebung und die erforderlichen Druckbewegungen der Hand auf die Lenkstange müssen dazu völlig absichtslos und gleichsam instinktiv ausgeführt werden.

Zu den ersten Reitversuchen beschafft man sich am besten ein Velociped, welches nicht höher ist, als um dem im Sattel sitzenden zu gestatten, noch gerade mit den herabhängenden Fußspitzen auf beiden Seiten den Erdboden zu berühren. Eine solche Maschine ermöglicht leichteres Besteigen und gestattet auch, in der ersten Zeit mit Hilfe der Füße das Umstürzen zu verhindern. Am besten wird damit begonnen, das Velociped führen zu lernen, indem der Anfänger mit der linken Hand die Lenkstange ergreift, die Rechte schiebend in den Sattel legt und die Maschine durch geringes Herüberneigen zu sich davon abhält, das Uebergewicht nach der entgegengesetzten Seite zu bekommen. Darauf wird das Velociped wie ein Reitpferd von der linken Seite bestiegen. Der „Cyclist“ schlägt das rechte Bein über den Sattel, umfaßt mit beiden Händen die Lenkstange, Daumen nach unten, und läßt vorläufig die Beine lang herunter hängen, ohne die Füße auf die Tritte der Kurbeln zu setzen.

Zweckmäßig ist es, wenn eine zweite Person bei diesen ersten Manipulationen das Velociped durch Festhalten hinten an der Stange im Gleichgewicht hält, und dieselbe kann sich auch dadurch nützlich machen, daß sie nun die Maschine durch Schieben in Gang setzt. Der Reiter läßt die Beine ruhig seitwärts herabhängen und ist nur bemüht, bei der langsamen Vorwärtsbewegung durch Aufstützen auf die Lenkstange und durch deren Drehung die Balance zu halten. Diese Art der ersten Uebung kann auch ohne anderweite Hilfe angestellt werden, wenn der angehende Reiter sein Gefährt eine sanft geneigte Ebene von selbst herabrollen läßt. Wahrscheinlich wird er auf solche Weise öfter zu Fall kommen, aber jedenfalls auch von vornherein dreister werden und wie nach dem alten kavalleristischen Sprichwort niemand als guter Reiter gilt, bevor er nicht hundertmal vom Pferde gefallen ist, so wird auch der Velocipedist schwerlich seine Kunst erlernen, ohne anfängliche Mißerfolge und einige blaue Flecken.

Nach den auch im Drucke niedergelegten Erfahrungen eines bewährten Anhängers des Velocipedreitens werden wenige Stunden genügen, um sich im Gebrauche der Lenkstange zum Balancieren sicher und damit gewissermaßen nun als Herr über die Maschine zu fühlen. Doch ist es gut, diese ersten Uebungen trotz der Unbequemlichkeit der herabhängenden Beine nicht zu früh abzubrechen. Die auf solche Weise anscheinend verlorene Zeit wird reichlich eingeholt durch die größere, dadurch erworbene Sicherheit

Hatte man ſich während dieſer Zeit zugleich gewöhnt, gelegentlich die Beine unabhängig vom Oberkörper und ganz ſelbſtändig zu bewegen, ſo iſt die größte Schwierigkeit überwunden, und der Reiter kann ſich der zweiten Aufgabe zuwenden, dem Treten des Pedals, um das Velociped in Gang zu ſetzen und zu erhalten.

Am beſten beginnt man mit einem Fuße, deſſen vorderer Sohlenteil mit gleichmäßigem Drucke auf das Pedal geſtellt wird. Die Kurbel dreht ſich, das Pedal geht in einer Kreisbewegung nach unten, bis es den niedrigſten Punkt erreicht hat. Kurz vor dieſem Moment gibt der Fuß einen elaſtiſchen Stoß, um die Aufwärtsbewegung des Pedals zu bewerkſtelligen, und muß ſich nach oben natürlich heben, ohne doch die Fühlung mit dem Pedal zu verlieren. Nachdem das richtige Gefühl für eine gleichmäßige Kurbeldrehung mit dem einen Fuße gewonnen, ſucht der eifrige Schüler dieſelbe Geſchicklichkeit mit dem anderen Fuße zu erreichen, und geht dann dazu über, beide Füße abwechſelnd zu gebrauchen. Der Oberkörper wird ruhig aufrecht gehalten, die Ellbogen liegen leicht am Leibe, die Lenkſtange dient als Stütze und übt fortwährend den zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts nötigen Gegendruck.

Sobald im langſamen, methodiſchen Fortſchreiten der werdende Cycliſt nach dieſen allgemeinen Regeln einmal ſo weit gekommen iſt, um ohne erhebliches Hin- und Herſchwanken das Velociped einigermaßen geradeaus reiten zu können, ſo darf er ſich getroſt des bequemen Vehikels zu den Zwecken des täglichen Lebens bedienen. Unausgeſetzte Uebung befeſtigt dann die Sicherheit fort und fort. Man lernt raſch die Lenkſtange auch mit einer Hand zu regieren, abwechſelnd die Füße auszuruhen, indem man dieſe über die zu beiden Seiten des Pedals angebrachten Unterſtützungen ſchlägt, oder gar nach Amazonenart im Sattel zu ſitzen, ohne die Balance zu verlieren. Ja, wer weiß, ob nicht in verhältnismäßig kurzer Zeit der Name des früher ſo unſicheren und etwas ängſtlichen Anfängers gar als der des Siegers in einem Velocipedrennen genannt wird, oder die Sportblätter von einem neuen Matador zu berichten wiſſen, welcher in voller Beherrſchung ſeines Inſtruments die ſchwierigſten und künſtlichſten Wendungen und Figuren mit vollendeter Eleganz und Sicherheit auszuführen verſteht.

Dazu iſt dann übrigens ein anderes Velociped erforderlich, welches höher, von neuerer Konſtruktion, überhaupt eleganter iſt, als das unſcheinbare Fuhrwerk, auf dem die Studien begonnen haben. Als Anhaltspunkt bei einem etwa beabſichtigten Kauf in dieſer Richtung können die Dimenſionen gelten, die das für die meiſten Perſonen brauchbare Velociped nach den Angaben eines Kenners etwa haben ſoll, wenn dieſelben ſich nach der Körperbeſchaffenheit des Kaufenden auch vielfach ändern müſſen:

Durchmeſſer des vorderen Rades	95	cm.
Durchmeſſer des hinteren Rades	85	„
Länge der Kurbel	15	„
Höhe der Lenkſtange über der vorderen Achſe	75	„
Länge der Lenkſtange	62	„
Direkte Entfernung der beiden Achſen	96	„
Größte Entfernung der Pedale bis zur Sattelſpitze	85	„

Zu dieſen Maßen iſt indes zu bemerken, daß die Hinterräder bei den Fuhrwerken neuerer Syſteme durchſchnittlich viel niedriger im Verhältnis zu den Haupträdern zu ſein pflegen, als hier angegeben.

Eine beſondere Uebung iſt erforderlich, um bequem und ſicher in den Sattel zu gelangen. Wo an der Verbindungsſtange hinter dem Vorderrad ein Tritt angebracht iſt, ergreift der Reiter die Lenkſtange mit beiden Händen, ſtellt den linken Fuß auf dieſen Tritt, ſetzt ſein Vehikel langſam in Bewegung, und durch den Abſchwung mit dem rechten Fuße gewinnt er von hinten ſeinen Sitz. Sonſt ſtellt er die beiden Räder in einem ſtumpfen Winkel gegeneinander, faßt die Lenkſtange nur mit der Linken, ſchlägt das rechte Bein über den Sattel, ſetzt mit dem rechten Fuß durch Treten des Pedals das Velociped in Bewegung, und zieht dann auch den anderen Fuß hinauf. Den Eindruck überraſchender Kraft und Gewandtheit macht es aber, wenn der Reiter die Maſchine in raſche Bewegung ſetzt, ſich mit der Linken auf die Lenkſtange, mit der Rechten auf den Sattel ſtützt und dann mit einem Sprunge in den Sitz voltigiert.

Wie der einzelne Reiter natürlich nach ſeiner Individualität und der erlangten Sicherheit dieſe Methoden zum Aufſitzen noch durch die verſchiedenſten Feinheiten ausſchmücken kann, ſo geſchieht auch das durchaus nicht leichte Abſitzen auf mancherlei Art. Der Reiter ſetzt den linken Fuß auf den oben erwähnten Tritt, hebt ſich im Sattel und läßt im Niederſetzen des rechten Fußes auf den Boden die Maſchine unter ſich durchlaufen; er ſchwingt, wenn zu dem erſten Verfahren das hintere Rad zu hoch iſt, das rechte Bein rückwärts oder vorwärts über den Sattel und tritt mit dem linken Fuße ab, wenn die Kurbel den niedrigſten Punkt der Drehung erreicht hat, oder aber er ſtützt beide Hände auf und ſchwingt ſich nach Art der Uebung am Voltigierpferd gleichzeitig mit beiden Beinen nach rückwärts ab.

Vielfach wird die Frage ventiliert, wie die Geſchwindigkeit, mit welcher man auf dem Tricycle fortkommen kann, ſich etwa zu den möglichen Leiſtungen des Bicycles verhält. Beſtimmte, durch ziffermäßig feſtgeſtellte Leiſtungen beglaubigte Angaben laſſen ſich darüber ſchwer machen, da unſeres Wiſſens in einem Rennen beide Arten von Velocipeds noch nicht gegeneinander ausprobiert worden ſind. Im allgemeinen muß man feſthalten, daß die Geſchwindigkeit, die mit einem Räderfuhrwerk zu erreichen iſt, in demſelben Maße zunimmt, wie die zu überwindende Reibung gegen den Boden geringer wird. Wo es ſich deshalb um eine möglichſt große Geſchwindigkeit handelt, wählt man Fuhrwerke mit wenigen und hohen Rädern, welch letztere leichter über kleine Unebenheiten der Erdoberfläche fortrollen. So ſind bereits „Einräder“ mit einem Durchmeſſer von 12 Fuß entſtanden, bei denen der Reiter hoch in der Luft thront, oder innerhalb des Rades ſeinen Platz findet. Praktiſche Verwertung haben dieſe Konſtruktionen wohl noch nicht gefunden, wenn auch die Erfinder behaupten, mit ihnen die Schnelligkeit eines gut gehenden Pferdes erreichen zu können.

Für Rennzwecke erſcheinen jedenfalls zweirädrige Velocipeds als die beſten und erfordern auch wohl den verhältnismäßig geringſten Kraftaufwand bei der Benutzung. Die Tricycles dagegen gewähren einen bequemeren Sitz und wenn man unter ſonſt gleichen Vorbedingungen mit ihnen auch nicht eine gegebene Strecke in derſelben Schnelligkeit durcheilen kann, wie der Bicycliſt, ſo ſind ſie auf der anderen Seite leichter im Gleichgewicht zu halten und eignen ſich deshalb beſſer für ältere und bequemere Perſonen, wie denn zu gleicher Zeit verſchiedene, auf oder in ihnen auch von Damen unternommene weite Fahrten von wochenlanger Dauer den beſten Beweis liefern, daß der notwendige Kraftverbrauch durchaus nicht vernünftige Grenzen überſteigt. Für den täglichen Gebrauch in der Stadt oder bei kurzen Touren über Land gewährt deshalb das dreirädrige Velociped manche Vorteile, doch bleibt die Wahl zwiſchen Bicycle und Tricycle immer Sache des Geſchmacks, der Individualität überhaupt.

Vergleich
des jungfräulichen Alters mit einigen Kirchenliedern.

im 15. Jahr: Vom Himmel hoch da komm ich her ꝛc.
„ 16. „ Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern ꝛc.
„ 21. „ Herzlich thut mich verlangen ꝛc.
„ 25. „ Es iſt gewißlich an der Zeit ꝛc.
„ 28. „ Ach, wann wird es dahin kommen ꝛc.
„ 30. „ Herr, wie du willſt ꝛc.
„ 33. „ Ich hab' mein Sach' Gott heimgeſtellt ꝛc.
„ 34. „ Aus tiefer Not ſchrei ich zu dir ꝛc.
„ 40. „ Hinunter iſt der Sonnenſchein ꝛc.
„ 48. „ Nun ruhen alle Wälder ꝛc.
„ 50. „ Nun laſſet uns den Leib begraben ꝛc.

Der geſtirnte Himmel im Monat Juni.*)

Die Pracht des Sternenhimmels iſt in dieſem Monat durch die Dämmerung, welche es faſt zu keinem eigentlichen Nachtdunkel kommen läßt, weſentlich beeinträchtigt.

Auch von den Planeten iſt wenig zu ſehen, doch erreicht Venus zu Anfang des Juni ihren größten Glanz als Abendſtern, ſo daß ihr ſtrahlendes Licht unter günſtigen Verhältniſſen ſogar ſchwache Schatten erzeugt.

Mars kann man nur noch am weſtlichen Horizont ſehen und auch Jupiter geht gegen Mitternacht unter.

Saturn ſteht hinter der Sonne, daher alſo unſichtbar. Was den Mond anbelangt, ſo tritt am 8. Vollmond, am 16. das letzte Viertel, am 23. Neumond und am 30. das erſte Viertel ein.

Am 7. ſteht der Mond in der Erdferne, am 22. in der Erdnähe.

*) Auf viele Anfragen teilen wir hierdurch mit, daß die Sternkarte, welche dem erſten Hefte beigegeben war, auch für neueintretende Abonnenten oder Solche, denen das Blatt abhanden gekommen iſt, gegen Einſendung von 30 Pfennig in Briefmarken durch die Verlagshandlung dieſer Zeitſchrift zu beziehen iſt.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Kopf und Fuß.

Mit Kopf und Fuß ein bekannter französischer Vorname, ohne Kopf und Fuß der Name eines allbekannten Schiffes.

Mit Kopf und Fuß eine Dichtung, ohne Kopf und Fuß ein Fluß in Italien.

Mit Kopf und Fuß der Gründer eines großen Reiches, ohne Kopf und Fuß ein Schweizer Kanton.

Silbenrätsel.

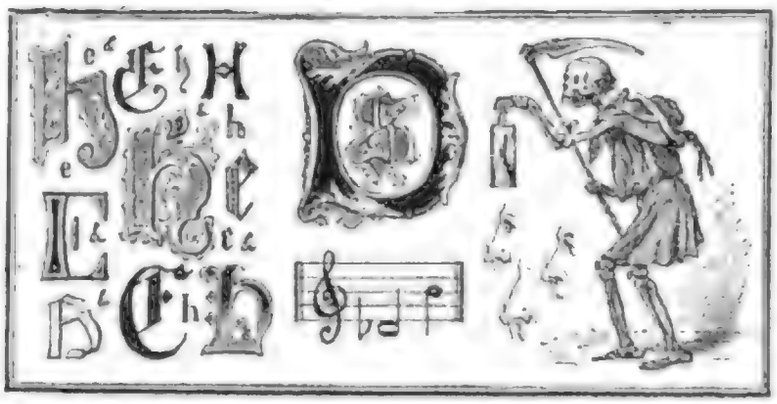
Aus folgenden 28 Silben sind 13 Worte zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, sowohl von unten nach oben, als auch von oben nach unten, den Namen eines architektonischen Gebildes geben: al co be be bi eb el eg e fall fünf ge ja ju le le li li lipp mer ner ne phi rai roe staff scho well.

1) Ein männlicher Vorname; 2) ein großer Fluß in Deutschland; 3) ein Zeicheninstrument; 4) der Name eines Monats; 5) eine Meereserscheinung; 6) eine Zahl; 7) ein männlicher Vorname; 8) ein berühmter Lump; 9) ein Laubbaum; 10) der Erfinder der Galvanoplastik; 11) ein polnischer Dichter; 12) ein Feldgerät; 13) ein tapferes Volk.

Geographische Aufgabe.

Durch Verbindung verschiedener Städte sollen zwei Ziffern gebildet werden, deren Summe die Zahl 11 ergiebt. Die Verbindungspunkte bilden: 6 österreichische Hauptstädte und 1 Festung; 1 österreichische und 1 italienische Hafenstadt.

Rebus.



Scherzfrage.

Welcher Unterschied ist zwischen der Wahrheit und einem Hasen, dem das Fell abgezogen ist?

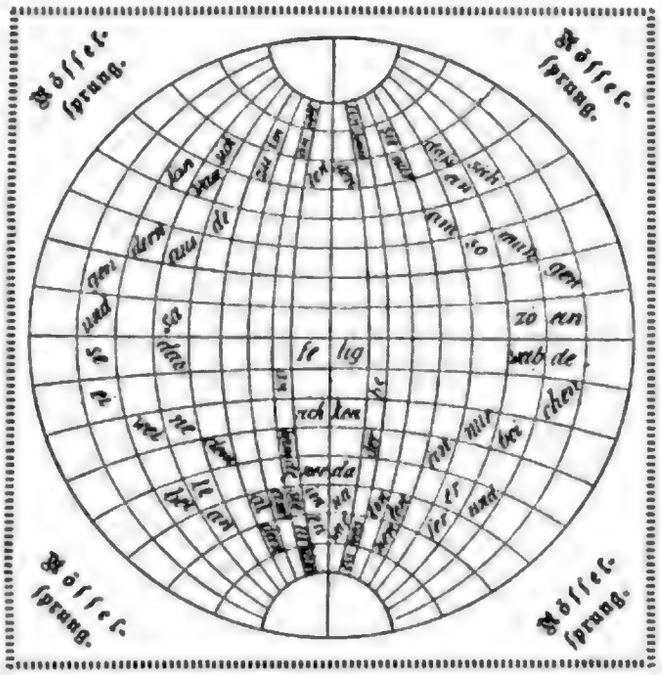
Rätsel.

Wie viel wir sind, kannst leicht du zählen, — Wenn an der Hand nicht Finger fehlen. — Verschieden und doch gleich benannt — Sind wir als Brüder dir bekannt. — Fehlt einer oder gar noch mehr, — So dauert solch ein Mensch dich sehr; — Doch wer uns Brüder alle hat, — Der braucht nicht fremde Hilf' und Rat; — Weiß selbst, wenn ihn das Röslein sticht, — Ob gut es oder gar nicht riecht, — Ob Röschen weiß, ob gelb, ob rot, — Ob sauer oder süß ein Brot, — Vernimmt des Glöckleins hellen Klang, — Ob schön, ob falsch ist dein Gesang. — Unsichtbar sind wir Brüderlein, — Doch müssen wir bei dir stets sein. — Willst wissen, wer wir Brüder sind, — Errat' das Rätsel dir geschwind.

Chinesisches Rätsel.

Uebersetzt von C. Arends in Peking.

Weißschwesterchen heiß ich, — Bin schlank und zart, — Mein Schicksal ist traurig — Mein Schicksal ist hart. — Allabendlich steh' ich dem Jüngling zur Seite, — Wenn er liest und studiert und sich plaget genug, — Dann schau' ich mit flammendem Blick ihm ins Buch, — Von den bleichen Wangen ohn' Unterlaß — Rinnt nieder der quellenden Thränen Naß, — Doch er merkt von nichts, sein Herz bleibt kalt, — Und die Stunde verrinnt, es ist Mitternacht bald, — Da erhebt er zu mir schlaftrunken sein Aug! — Da berührt mich sein Odem, sein warmer Hauch, — Da durchschauert mich Wonne, nachläßt die Glut — Und die Flamme verlischt, — Weißschwesterchen ruht. — So geht es Tag für Tag — Weißschwesterchen ach!



Silbenrätsel.

Die Erste strebt auf langem Wege — Zum fernen Ziele machtvoll hin, — Die Zweite braucht der langen Pflege — Bis sie zu ihrem Zweck gedieh'n. — Sie lebt der Jugend sonn'ge Stunden — An meiner Ersten breiter Brust — O! wo wird wohl ein Paar gefunden — Das sich vereint zu solcher Lust, — Sie beide sind dem Deutschen teuer, — Die Erste weckt' schon manchen Streit, — Die Zweite gibt ihm Mut und Feuer, — Das Ganze macht berühmt ihn weit.

Rätsel.

Wer Lampen kennt, kennt auch die ersten Zwei; — Die Andren holt man gern zum Siegesfest herbei. — Wer keine Rettung weiß vor Zänkerei und Keifen, — Dem mag's gestattet sein, das Ganze zu ergreifen.

Zahlenrätsel.

```
      5 2 9 2   Stadt in Dalmatien.
    3 4 3 3 8   Des Kindes Spielzeug.
      2 7 7 2   Weiblicher Taufname.
    5 9 6 7 8   Berühmter Feldherr.
      7 8 4 7   Eine Zahl
      3 8 9 4   Freistaat in Amerika.
      1 6 7 7   Teil des menschlichen Körpers.
  1 9 8 4 5 8 9 Eine Kupfermünze.
  3 2 3 9 6 1 2 Ein Gewürz.
      4 9 7 8   Ein Gefäß.
1 2 3 4 5 6 7 8 9 Ein Ordenspriester.
```

Versetzrätsel.

Durch Umstellung der Buchstaben der beiden Wörter Erde grob soll man eine Stadt in Schlesien erhalten.

Silbenrätsel.

Drau an folg le le ler mau ne o on sam so schil tanz te ti um veits. Von diesen 18 Silben sind 7 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen den Namen einer sehr beliebten, erst seit kurzer Zeit erschienenen Zeitschrift geben: 1) eine Krankheit; 2) Stadt in österr. Schlesien; 3) ein Grabmal; 4) eine Eigenschaft, die alle Kinder haben sollen; 5) Schwimmvogel; 6) weiblicher Vorname; 7) großer verstorbener Dichter.

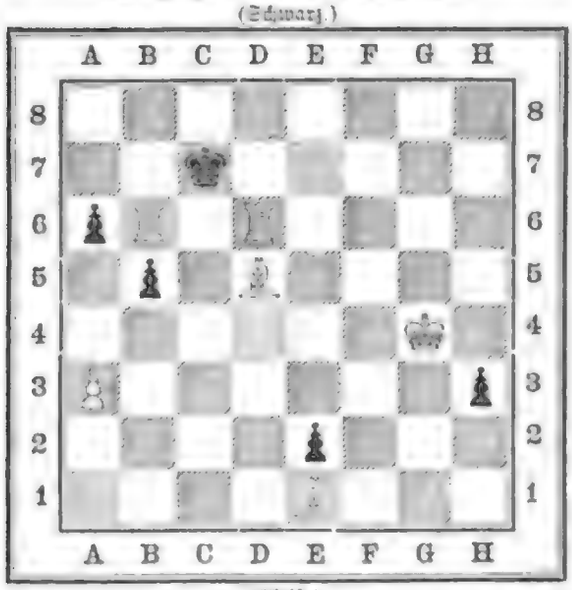
Auflösungen zu Heft 8, S. 226.

Rebus: Eigener Herd — Ist Goldes wert — Ist er gleich arm — Hält er doch warm. — **Rätsel Goethes:** Augenlid. — **Rätsel:** Allerliebst; Aufgebrochen; Nichts; Schuhhorn. — **Versetzrätsel:** Lotte — Lotto.

Schachaufgabe Nr. 5

von J. Barsdorf in Crefeld.

(Schwarz.)



(Weiß.)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen. I.

Von A. Handelth in Paris.

Weiß. Kal. Dh1. Tb6, e4. Lc3. Sf4, c8. Bc6, h4, h5.
Schwarz. Kf5. Ld5. Sc8, f3. Bc4, c6, g3, g4.
Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Eingelaufene Lösungen.

Nr. 3 wurde gelöst von Frau J. O. in F., Alfred Zimmermann in Wien, H. Sahl in London, Fr. Saukner in Nürnberg, H. Boltze in Potsdam, Friedrich Pregler in München, Karl Wanck in Gmunden, G. F. in Frankfurt a. M., C. Gardo A. Codazzi in Mailand, G. von der Osten in Verden, W. Pravne in Smichow, K. Fr. in Budweis, Th. L. in Hamburg, Karl Janiczeka in Prag, Stef. Mauch in St. Petersburg, H. Vogt in Ludwigshafen, Franz Schreiber in Horitz, Adolf Fehrmann in Höngen, Paul Renner in Leipzig.

Briefwechsel.

L. W. in H. Dem Erfinder des Schach werden verschiedene Namen beigelegt, wie auch der Ort und das Land der Erfindung nicht bekannt sind und bald in Persien, bald in Indien gesucht werden. Die Sagen darüber sind verschieden. Nach den einen hieß der Erfinder Sissa, auch Nassir genannt; nach andern Xerxes. Eine mythische Schachgöttin heißt Caissa. Vergl. darüber Dr. v. d. Lindes Geschichte des Schachspiels oder Dr. M. Langes Lehrbuch des Schachspiels. Ihre zweite Frage zu beantworten, sind wir nur insofern in der Lage, als auf mathematischem Wege in dieser Hinsicht mehrfach Versuche gemacht worden sind, welche jedoch bei der Mannigfaltigkeit des Schach als müßig betrachtet werden müssen.

Zeitgemäßes aus Küche und Haus.

Von L. von Pröpper.

Rezepte für den Juni.

Hummersalat. Man nimmt dazu meistens in Büchsen eingelegten Hummer, wo dann der amerikanische besonders zu empfehlen ist und schneidet ihn in Stückchen, vermischt ihn mit folgender Sauce und serviert ihn in einer Schale oder in Ragoutmuscheln (Coquilles), vor der Suppe.

Zur Sauce hacke man sechs ganz hart gekochte Eier, 60 g Sardellen und eine Schalotte und menge es mit Oel und Essig an.

Kalbsleibersuppe. Man hacke eine Kalbsleber mit 60 g ungeräuchertem Speck und drei mittelgroßen Zwiebeln, dämpfe dies nebst einer handgroßen Brotrinde in 60 g Butter, gieße Fleischbrühe oder sonst gute Brühe daran (hier z. B. Kalbskopfbrühe) und thue etwas geriebene Muskatnuß und ein paar gestoßene Gewürznelken dazu, und wenn dies alles zusammen recht gekocht hat, so treibe man es durch ein Sieb und lege in Butter geröstete Weißbrotschnittchen hinein, kann die Suppe auch noch mit ein paar Eidottern abziehen und wenn man ihr, nebst dem andern Gewürz, noch einige gequetschte Wachholderbeeren zusetzt, so bekommt sie den Geschmack von Krammetsvögelsuppe.

Abgekochter Aal mit Kartoffeln. Man stecke einem schönen Aal den Schweif in den Rachen, so daß er einen Ring bildet, salze ihn etwas und koche ihn in gesalzenem Wasser ab; richte ihn auf einer erwärmten runden Schüssel an, gebe in die Mitte schön rund geschälte Salzkartoffeln und übergieße das ganze mit feingeschnittener, in heißer Butter eben aufgekochter Petersilie. — Besonders gut mit neuen Kartoffeln.

Gurkengemüse mit Kalbskopfkuchen. Man schneide schöne geschälte Salatgurken der Länge nach in vier Teile, nehme die Krone heraus und teile jedes Viertel der Quere nach in drei Stücke, schäle auch so viele kleine Zwiebeln, als man Gurkenstücke hat und lege beides zwei Stunden lang in eine Marinade aus halb Essig, halb Wasser, Pfeffer und Salz; gieße dann die Marinade ab und so viel Bouillon an die Stelle, daß Gurken und Zwiebeln bedeckt sind und koche sie nun so lange, bis alle Brühe verkocht ist, wonach man noch etwas Bouillon, den Saft einer Citrone und ein wenig Zucker daran thut und damit aufkochen läßt.

Kalbskopfkuchen. Man koche einen abgezogenen Kalbskopf, wie man ihn mit dem sogenannten Kalbsgelünge bekommt, in Wasser mit Salz, Gewürz und Wurzelwerk gar, lasse ihn auf einem Sieb abtropfen, löse sogleich alles Fleisch aus und lege es, in hübsche Stücke zerteilt, noch warm dicht zusammen, auf einen großen flachen Teller, daß es wie ein Kuchen ist, der, erkaltet, auch wie ein Kuchen zusammenhält. Man bestreicht ihn dann mit verklopftem Ei, bestreut ihn mit geriebenem Weißbrot und backt ihn, mit halb Butter, halb Schweinefett, wie einen Pfannkuchen, auf beiden Seiten schön braun.

Die Brühe kann man zu Suppe, hier zur Kalbsleibersuppe, benutzen und ich möchte dabei aufmerksam machen, wie nützlich das so wohlfeile Kalbsgelünge (Kopf, Leber, Herz und Lunge) für den Haushalt ist, da jedes, in verschiedenster Weise, vier sehr gute, ja selbst feine Speisen zu liefern vermag, worauf wir später noch einmal zurückkommen werden.

Rehschlegel im Blute (französische Küche). Man bestreiche den Schlegel von einem schönen jungen Reh leicht mit frischer feiner Butter, stecke ihn an den Spieß und wenn die Butter zu dampfen beginnt, so steche man mit einer silbernen Gabel hin und wieder in den Schlegel und gieße, wenn aus diesen Stichen Blut tritt, reichlich Chablis darüber: dann folgt wieder Butter-Ueberstrich und wenn die Butter danach in roten und rauchenden Tropfen herab fällt, abermals ein Chablis-Ueberguß und so wird fortgefahren, bis das Blut häufiger und dichter heraustritt und herabträufelt, der Schlegel nun fertig ist und nach fünf Minuten vom Spieß genommen, vorher aber noch mit einem Glase Chablis begossen wird.

In Frankreich gibt man diesen eigentümlichen Braten natürlich ohne weitere Zuthat, ich habe aber, und mit Beifall, Kartoffelsalat und Johannisbeerkompott dazu servieren lassen.

Kartoffelsalat. Man schäle die mit der Schale gekochten Kartoffeln, schneide sie, noch warm, zu Scheiben und übergieße sie mit fettloser, durch ein Tuch gegossener, kochender Fleischbrühe (etwa 1/4 l für einen gehäuften Suppenteller Kartoffeln), schwenke sie einigemal in der Schüssel um und lasse sie erkalten. Dann bereite man aus zwei rohen Eidottern, 1/8 k Oel, fünf bis sechs Löffeln Essig, etwas kalter Fleischbrühe und fünf bis sechs Löffeln süßem oder saurem Rahm eine Mayonnaisesauce und mische die Hälfte davon unter die Kartoffeln, welche man in Bergform anrichtet, mit dem Reste der Sauce überstreicht und mit Mixed Pickles verziert.

Johannisbeerkompott. Man gebe 1/2 k abgebeerte rote Johannisbeeren oder halb rote, halb weiße, mit 180 g Zucker und vier Eßlöffeln Wasser in die Kompottschale, schwinge sie so lange, bis der Zucker ganz geschmolzen ist und lasse sie ein paar Stunden stehen, worauf sich dann, wenn sie gehörig geschwungen worden, der Saft zur Gelee gebildet haben wird.

Englische Obstpastete (Fruit-Pie). Man hat dazu in England eigene Schüsseln (Pie-Dishes), die auch hierzulande wohl zu haben sind, indessen thut eine etwas tiefe Schüssel, welche das Feuer erträgt, dieselben Dienste, nur ist es ratsam, sie auf ein Blech über Salz zu stellen.

Diese Schüssel nun fülle man gehäuft (kuppelförmig) mit beliebigem, mit Zucker gut vermengten Obste, wo für diese Saison

ein Gemiſch zu gleichen Teilen von Erdbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren und ausgekernten Kirſchen ſehr zu empfehlen iſt, habe dann ¼ k mürben Teig, rolle ein Stück davon zu einem etwa 3 c breiten Streifen und lege ihn auf den mit Waſſer befeuchteten Rand der Schüſſel; rolle jetzt den übrigen Teig zu einer Platte von der Größe der Schüſſel und lege ſie über den, ebenfalls mit Waſſer befeuchteten Streifen, drücke die Ränder aneinander und ſchneide ſie mit der Schüſſel gleich, mache oben in der Mitte eine kleine Oeffnung und beſtreiche das ganze mit Ei, backe die Paſtete eine Stunde lang in einem mäßig heißen Ofen und ſerviere warm oder kalt.

Erdbeer-Bowle, nach Baron Briſſe, im Figaro, Paris. Man vermiſche 1 k Erdbeeren mit 1 l Zuckerſyrup, zu dem man ½ k Zucker in Waſſer kalt aufgelöſt hat und zwei Flaſchen Chablis, ſtelle es auf Eis und gebe, eben vor dem Serviren, einen, vorher ebenfalls kalt geſtellten Krug Selterswaſſer hinzu. — Sehr erfriſchend.

Aus der Technik.

Neueſte Patentanmeldungen.

1. Reliefkarten für Kriegſpielzwecke. Das in Offizierkreiſen wohl aller europäiſchen Armeen viel geübte Kriegſpiel leidet bis jetzt noch an einem Uebelſtand, nämlich, daß dasſelbe auf einer großen Plankarte ausgeführt werden muß und daß eine nicht jedem Offizier genügend geläufige Fertigkeit dazu gehört, ſolche Karten auch leicht und zuverläſſig leſen zu können. Der Beſeitigung dieſes Uebelſtandes durch Anwendung von Reliefkarten ſteht der hohe Preis für ſolche und der Umſtand entgegen, daß man Kriegſpiele auf häufig wechſelndem Terrain ausführen muß, was nur die billigen Plankarten geſtatten. Der königl. ſchwediſche Garde-Kapitän von Ridderſtad hat nun eine Reliefkarte zur Patentierung eingereicht, welche ſowohl faſt ebenſo billig hergeſtellt werden kann, wie die bisher gebräuchlichen Plankarten, als auch zugleich einen mehr als ausreichenden Wechſel der Terrainformationen geſtattet. Herr v. R. hat dies in nachfolgender Weiſe erreicht: Die Reliefkarte beſteht aus vier bis acht quadratiſchen Teilen (Fig. 1, I—IV), welche ſo eingerichtet ſind, daß ſie ſich in ganz beliebiger Weiſe aneinander ſetzen laſſen und doch immer ein zuſammenhängendes Ganzes bilden (z. B. I an IV).

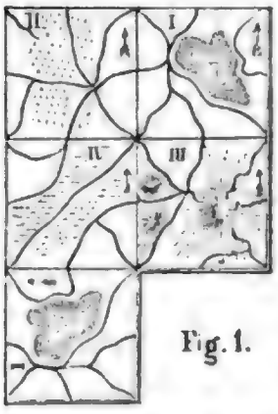


Fig. 1.

Es münden nämlich alle Flüſſe, Wege, Höhenzüge u. ſ. w. auf jeder Kartenſeite genau auf demſelben Punkte aus, auf dem dies auf jeder anderen Kartenſeite geſchieht, und iſt darum der Leiter eines Kriegſpiels imſtande, durch Variationen mit vier Kartenſeiten mehr als 10000 verſchiedene Terrainformationen zur Darſtellung zu bringen. Herr von Ridderſtad hat die anfangs in Gips modellierten Karten in Papiermaſſe vervielfältigen laſſen, ſo daß dieſelben jetzt für den bedingten billigen Preis erſtanden werden können. Die Karten ſind in einem Horizontalmaßſtab von 1:2500 und in einem Vertikalmaßſtab von 1:1000 hergeſtellt worden. Leider iſt es nicht thunlich, daß für Höhen und Grundriß derſelbe Maßſtab angewendet werden kann, da die dann entſtehenden Höhendifferenzen dem Auge nicht deutlich genug erkennbar ſein würden; in dieſem Umſtande wird nun von mancher Seite ein großer Fehler dieſer Karten gefunden: doch erſcheint es zweifellos, daß dieſer Fehler geringer iſt, als das Erfordernis gehöriger Uebung im Kartenleſen, ohne welches ein Kriegſpiel überhaupt nie möglich wird.

2. Ein Militär-Torniſter. Herr Franz Jaſſer in Düſſeldorf hat in richtiger Erkenntnis der mit dem bisher gebräuchlichen Militärtorniſter verbundenen Uebelſtände nachfolgende Veränderungen an denſelben in Vorſchlag gebracht: Das nach wie vor aus Pelzwerk angefertigte Gehäuſe erhält eine Geſtalt, derzufolge ſich die dem Rücken des Mannes zugekehrte Fläche günſtiger der Form desſelben anpaßt, und ſodann wird der obere Teil des Torniſters dachförmig zugeſpitzt. Dieſe letztere Abänderung bewirkt einen leichteren Abfluß des Regenwaſſers, und geſtattet ferner auf der nach auswärts geneigten Dachfläche ein Anbringen des Kochgeſchirrs, durch welches der Mann weder beim Schießen im Liegen, noch bei irgend welchen Kopfbewegungen gehindert wird; — ſämtlich Uebelſtände, die ſich bisher in höchſt ſtörender Weiſe bemerkbar gemacht haben. Als wichtigſte Verbeſſerung ſoll die Anbringung zweier ſtählerner Tragebügel (T) oder Tragefedern dienen. Dieſe vertreten den oberen Teil der bisherigen Parade- und Trageriemen, zeichnen ſich jedoch vor dieſen dadurch aus, daß ſie feſt auf der Schulter ruhen, ſo daß erſtlich die Laſt allein von dieſer getragen wird, die Bruſt, frei von jedem Druck, leichter atmet, und daß ferner ſich der Torniſter nicht mehr allmählich ſenken kann, wodurch bekanntlich Beſchwerden der verſchiedenſten Art erzeugt werden. Die Tragebügel ſind nach innen leicht gefüttert und können für Paradezwecke nach außen mit einem dem übrigen Lederzeug des Mannes entſprechenden Hakenriemen (H) bekleidet werden. Die bisher üblichen kleinen Trageriemen (x) werden, direkt an die Tragefedern befeſtigt, beibehalten, damit ein Abgleiten dieſer letzteren beim Laufen oder bei anderen lebhaften Bewegungen verhütet wird. Da ein Sichſenken des Torniſters nicht mehr zu befürchten ſteht, ſo kann der Mantel in Geſtalt einer einfachen, leicht herſtellbaren Rolle an die unterſte Fläche des Torniſters geſchnallt werden, wodurch ſich noch der Vorteil ergibt, daß der Mann beim Ausruhen mit umgehängtem Torniſter eine weiche Unterlage findet. Die eben beſchriebenen Veränderungen laſſen ſich ohne erhebliche Mühe und Koſten an dem bisherigen Torniſter anbringen. Da die Vorzüge derſelben ziemlich klar in die Augen fallen, ſo iſt wohl anzunehmen, daß die Militärverwaltung ſich der Sache annehmen und die praktiſche Verwendbarkeit des neuen Modells auch eingehend prüfen wird.

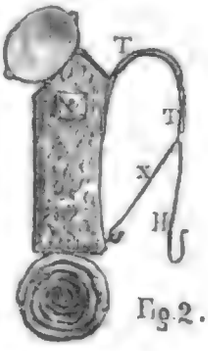


Fig. 2.

3. Zuſammenlegbarer Kinderwagen. Raumerſparnis iſt oft Zeit- und ſomit auch Gelderſparnis, beſonders auf Reiſen und in engen Wohnungen, demzufolge verdient die Herſtellung von Gegenſtänden, welche bei der Aufbewahrung einen bedeutend geringeren Raum beanſpruchen als beim Gebrauch, jederzeit Beachtung. Zu den neueſten Erfindungen dieſer Art gehört der Kinderwagen von William Erichſon in Hamburg. Derſelbe beſteht aus drei Hauptteilen, nämlich: zwei eiſernen Rahmen als Radträger und dem Behälter zur Aufnahme des Kindes. Die beiden Rahmen (R und r) ſind — um eine gemeinſame Achſe (x) drehbar — miteinander verbunden, ſo daß ſich dieſelben leicht zuſammenklappen laſſen. Der Rahmen R hält an einer Achſe die kleineren Vorder-, der Rahmen r die Hinterräder. Die erſteren haben eine geringere Spurweite als die letzteren, ſo daß ſich die vier Räder beim Zuſammenklappen der Rahmen zwiſcheneinander ſchieben. Bei a und 'a ſind die Rahmenſchienen durch ſtarke Bolzen verbunden. Der Rahmen R iſt über den Bolzen hinaus verlängert und bildet dann mit dem Bolzen b die Einrichtung zum Schieben des Wagens. Damit die auseinandergeklappten Rahmen nicht freiwillig ſich wieder zuſammenklappen können, befindet ſich bei c ein Haken und bei 'c eine paſſende Oeſe. Zwiſchen den beiden Enden der Bolzen a und 'a ſind ſtarke Gurte (g) befeſtigt, an welche mittels Schnüren das eigentliche Lager nach Art einer Hängematte eingehängt wird. Das Lager iſt aus ſtarker Segelleinwand gefertigt und enthält einen aus Leiſten gebildeten und ſomit aufrollbaren Boden. Als Lichtſchutz iſt noch an den Rahmen R ein Verdeck mit drei gebogenen Schienen (s 's "s) beweglich angebracht. Damit dieſe beim Auseinanderklappen des Wagens ſich ebenfalls öffnen, geht von 'a über s 's "s nach a eine ziemlich ſtraff gezogene Schnur.

Fig. 3

Will man den zum Gebrauch fertigen Wagen zum Transport oder zur Aufbewahrung zuſammenklappen, ſo löſt man nur den Haken bei 'c und drückt die oberen Enden der Rahmen zuſammen.

4. Ein Kaminofen zum Heizen zweier aneinander liegenden Zimmer von James Henry Burnam. Die bisher in Gebrauch befindlichen derartigen Kaminöfen waren meiſt in der Weiſe konſtruiert, daß eine in Angeln gehende Hinterwand die Feuerung nach dem einen oder anderen Zimmer hin abſchloß, was häufig Einklemmen und Beſchädigungen der

Hinterwand herbeiführte. Burnam wendet deshalb, um diesen Uebelstand zu vermeiden, eine in einem Rahmen gehende, durch Federn festgestellte, gebogene Eisenplatte an, die nach Belieben ebenso wie auch der Rost von der einen oder anderen Oeffnung des Kamins in diesen eingesetzt wird. Die Heizung des anderen Zimmers wird durch die erhitzte Rückwand der Eisenplatte bewirkt.

Vom Büchertisch.

Die ersten Boten der Reisesaison beginnen sich bereits einzustellen — die Reisehandbücher. Wer sich zu einer Romfahrt rüstet, dem können wir nicht warm genug die beiden stattlichen Bände, sauber in Leder gebunden, tadellos gedruckt, empfehlen, die hier vor uns liegen. Der eine derselben behandelt „Oberitalien", der andere „Rom und die Campagna", beides neue Auflagen der uns längst vertraut und lieb gewordenen Italienführer von Dr. Gsell-Fels. Das Bibliographische Institut, dessen Eigenheit gerade darin besteht, alles praktisch zu erfassen und jede Idee in der brauchbarsten Form dem Publikum zu bieten, hat in diesen beiden Bänden musterhafte Proben seines Könnens abgelegt. Sowohl in der litterarischen Gruppierung des Stoffs, wie in der typographischen zeigt sich das volle Verständnis für die Bedürfnisse der Reisenden, nichts zu viel, nichts zu wenig, auf jede Frage eine Antwort. Dabei aber entbehren diese Bücher auch nicht künstlerischen Schmuckes, und wie „Oberitalien" neben 6 Karten, 29 Plänen rc., einem Panorama und 45 Ansichten in Holzschnitt, 16 Stahlstiche bietet, so das in der äußern Form einer großen Brieftasche nachgebildete „Rom" neben 4 Karten, 49 Plänen rc., 18 Stahlstiche. Ein weiteres Buch gibt dieser Verlag den Reisenden mit auf den Weg in dem niedlichen in Duodez hergestellten „Italienischen Sprachführer" von Dr. Rud. Kleinpaul, der es jedem ermöglicht, sich in allen Fällen in Italien verständlich zu machen. – Den längst beliebten Schöpfungen harmlosen Humors, der so recht dazu angethan ist, ohne geistige Anstrengung über eine Mußestunde hinwegzuhelfen, Hackländers „Bilder aus dem Soldatenleben", hat ihr Verleger Carl Krabbe in Stuttgart einen neuen Reiz zu geben verstanden durch Beifügung höchst gelungener origineller Illustrationen. Der junge Künstler Emil Rumpf begleitet den Erzähler auf Schritt und Tritt mit seinem Griffel und versteht es vortrefflich, Situationen und Persönlichkeiten mit wenigen Strichen zu fixieren. Ganz köstlich ist z. B. der Bombardier Tipfel auf der Wache vor den ihn musternden Offizieren. Bei alledem kostet die Lieferung nur 40 Pfennige, so daß sich jeder mit wenigen Mitteln frohe Stunden herbeizaubern kann. — Von einem Mitarbeiter, den die meisten unsrer Leser liebgewonnen haben, dem gemütvollen Schilderer des Bayern-Landes, Maximilian Schmidt, erscheinen jetzt „Gesammelte Werke" bei G. D. W. Callway in München, deren erster Band in schmuckem äußern Gewande uns soeben zugeht. Er enthält zwei Erzählungen, die zuerst in „Vom Fels zum Meer" das Licht erblickten, also wohl bei unsern Abonnenten keiner Empfehlung mehr bedürfen: die anmutige Erzählung aus dem Berchtesgadnerlande „Die Schwanjungfrau" und das tiefergreifende „Almstummerl". Beigegeben ist außer einer biographischen Einleitung ein vortrefflich gelungenes Holzschnittbild des Verfassers, dem wir ebenso wie uns wünschen, seine „Gesammelten Erzählungen" noch recht lange durch immer neue Schöpfungen vermehrt zu sehen.

Athletischer Sport.

Der deutsche Knabe übt und stählt den frischen Mut und die jugendlichen Kräfte im fröhlichen Tummeln mit seinen Altersgenossen, und eine systematische Ausbildung erfahren Muskeln und Lunge nur auf dem Turnplatze. Die englische Jugend dagegen verlegt bereits die Anfänge des Sports auf den Spielplatz, unterwirft die Spiele gewissen ganz bestimmten Regeln und legt auf die Ausbildung des Körpers zu diesen Uebungen, dem regelmäßigen sogenannten „training", besonderen Wert. Naturgemäß wird der „training" bei Knaben von 12 bis 15 Jahren nicht mit gleicher Konsequenz durchgeführt, noch mit solchem alle anderen Interessen absorbierenden Ernste betrieben, wie bei den gewerbsmäßigen Athleten, welche durch öffentliche Schaustellung ihrer Kraft und Geschicklichkeit das Leben fristen; immerhin finden sich die Grundzüge solcher systematischen Kräftigung des Körpers indes schon in der Art und Weise wieder, wie die Knaben sich zu ihren Spielen vorbereiten. Nicht jeder Knabe findet Gefallen an solchen Leibesübungen und nicht jeder junge Mann setzt den Sport fort, zu dem er in frühester Jugend den Grund gelegt hat; doch ist die Zahl derjenigen Besucher englischer Hochschulen, welche ihre freie Zeit der sportlichen Ausbildung irgend einer körperlichen Uebung widmen, verhältnismäßig sehr bedeutend, und wenn es auch in keiner Weise unsere Aufgabe an dieser Stelle sein kann, eine Parallele zwischen englischen und amerikanischen Universitäten und deutschen Hochschulen zu ziehen, so ist die Bemerkung doch kaum zu unterdrücken, daß es für das heranwachsende deutsche Geschlecht gewiß nur von Vorteil sein könnte, wenn ein größerer Prozentsatz der Jünglinge aller Klassen, namentlich auch der sogenannten gebildeten Kreise der Ausbildung des Körpers größere und rationellere Pflege angedeihen ließe.

Die Grundregeln jedes „trainings" beruhen auf regelmäßiger, sich stetig steigernder Arbeit zur Stärkung der ganzen Muskulatur und zur besonderen Entwickelung derjenigen Muskelpartieen, welche bei dem in Frage kommenden Sport besonders in Anspruch genommen werden. Diese Arbeit zerfällt in das allen Sportzweigen gemeinsame Marschieren, die „walking-exercise", und die Uebung in der Specialität, für welche man trainiert, sei dies Laufen, Springen, Rudern oder was immer. Ausreichender Schlaf soll in mindestens neunstündiger Dauer die absorbierten Kräfte wieder ersetzen und wird darin durch eine kräftige Diät unterstützt, welche reichliche Fleischportionen und den ausgiebigen Genuß leichter Gemüse verordnet, Gewürze wie fette und überhaupt schwere Speisen ganz verbannt und den Genuß von Spirituosen auf ein Minimum beschränkt. Verdauungsstörungen, die nicht ganz zu vermeiden, werden durch bestimmte, allgemein bekannte Arkana gehoben. In der Art der Anwendung solcher Regeln für das „training" findet dann allerdings ein bedeutender Unterschied statt, je nachdem es sich um einen Knaben, einen „Amateur" oder den „gewerbsmäßigen", „professional" handelt. Zu dem allgemein üblichen Anzuge, welcher in einem wollenen Kamisol, Kniehosen, die nicht zu eng sein dürfen, um dem Knie ungehinderte Bewegung zu gestatten und langen Strümpfen besteht und in dieser Gesamtheit „Jersey" genannt wird, tritt für die Zeit des „training" für den erwachsenen Mann ein wollenes Gewebe, „guernsey" genannt, und eventuell noch ein dicker Ueberrock, welche in der Bewegung die nötige Transpiration hervorbringen.

Unter den athletischen Sportübungen versteht man in England und Amerika das Wettgehen, Wettlaufen, das Hoch- und Weitspringen mit Anlauf oder aus dem Stande, das Springen mit der Springstange, das Heben schwerer Gewichte und das Schleudern mit Stein oder Ball. Soweit es sich um Rennen zu Fuß handelt, widmet man der Pflege des Fußes ganz besondere Sorgfalt und richtet das Hauptaugenmerk auf einen gut und bequem sitzenden, aber anschließenden und nicht drückenden Schuh mit breiter Sohle, ohne Absatz. Fünf kurze, aber scharfe Nagelspitzen unter den Zehen verhindern das Ausgleiten auf schlüpfrigem Boden, ohne doch die Schnelligkeit des Laufenden durch Festhalten in der Erde zu beeinträchtigen. Beim Laufen selbst sollen nur die Ballen des Fußes den Boden berühren, die Kniee sind gekrümmt, die Arme werden im rechten Winkel gebogen an die Seite gedrückt, die Hände zur Faust geballt und durch das Vorlegen des Oberkörpers erhält die Vorwärtsbewegung den nötigen Schwung.

Das gebräuchlichste Rennen dehnt sich über eine englische Meile (rund 1600 m) aus, doch rechnet man Rennen auf größere Distanz bis zu 100 Meilen noch zum athletischen Sport. Abarten dieser Rennen sind Hürden-Rennen, Steeplechases und Rennen auf ganz kurze Distanz, 100—220 yards (1 m = 1,094 yards). Letztere sind namentlich in England sehr beliebt und der „training", der „sprinter" verlangt außer der gewöhnlichen Arbeit noch eine besondere Uebung, um auf das gegebene Zeichen zum Ablauf im Rennen ohne Zeitverlust die größtmöglichste Schnelligkeit entwickeln zu können, da bei der Kürze der zu durchmessenden Distanz der Bruchteil einer Sekunde über den Sieg entscheiden kann.

Unseres Wissen existiert in Deutschland lediglich der Hamburger Sportklub, dessen 50 Mitglieder sich seit einigen Jahren zu athletischen Uebungen und öffentlichen Wettrennen versammeln. Der Klub hat zuerst unter dem allgemeinen Mißtrauen sehr zu leiden gehabt, und wenn, wie es scheint, seine Bestrebungen jetzt mehr Anklang finden, so hat er dies wohl vorzugsweise der für alle Herrensportbestrebungen nachahmungswerten Einrichtung zu verdanken, welche, einen Geldgewinn von vornherein ausschließend, den Siegern in den ausgeschriebenen Konkurrenzen nur ehrende Andenken überreicht. H. V.

Die Kunst im Hause.

Von F. Luthmer.

Der Bauer und das Kunsthandwerk.

Was uns die Dorfgeschichten eines Jeremias Gotthelf, eines Fritz Reuter so lieb und wert macht, was uns zur köstlichen Ferienzeit hinaustreibt aus den Städten und uns mit Vorliebe in den kleinen Verhältnissen des Schwarzwald-Dorfes, der Nordsee-Fischerhütten wochenlang weilen läßt: es ist ein und dasselbe Gefühl, die Reaktion gegen unsere städtische Ueberkultur. In uns allen lebt die dunkle Rückerinnerung, daß unser Geschlecht von der

Bearbeitung des Bodens ausgegangen ist; und wir hoffen, wie der Riese Antäus, unsere Kraft zu erneuern, wenn wir unseren Fuß auch nur für einen Moment wieder auf die urtümliche Ackerscholle setzen. Wir lieben es, den Menschen, welche wir da draußen finden, alle möglichen guten und edel-naiven Eigenschaften anzudichten; und wenn einer, der mit ihnen lebt, ein Geistlicher, Amtsrichter oder Forstwart, uns an Beispielen beweist, daß es unter den barfüßigen Bauern ebensoviel Verbrechen und Vergehen, Strebertum und raffinierte Gaunerei gibt, wie bei den pflastertretenden Städtern, so werden wir gemeiniglich sehr böse. Wozu haben wir auch nötig, uns unsere selbstgeschaffenen Phantasiebilder stören zu lassen, ist doch so manches, was uns wirklich bei den Bauern erfreuen, ja was uns Belehrung und Anregung gewähren kann, zumal auf dem Gebiet, mit dem wir uns beschäftigen. Betrachten wir uns also einmal die Kunst im Bauernhause. Du lächelst, verehrte Leserin, wenn du dies vielleicht in der Stube einer Schwarzwald-Bauernhütte liesest und läßt dein Auge einen Moment auf dem einzigen Zimmerschmuck der schauerlichen kolorierten Lithographie „des Hirsches Begräbnis“ oder auf den gänzlich schmucklosen Möbeln ruhen; aber die häusliche Kunst des Bauern ist thatsächlich ein wichtiges Kapitel in der Geschichte der modernen Kunstindustrie geworden, und die größten Museen legen sich Sammlungen derselben an. Unter den vielen guten und schlechten Eigenschaften des Bauern ist nämlich eine, die ihn hier für uns besonders wichtig macht: er ist enorm konservativ. Während die ganze Welt mit einer Ueberstürzung, die mit jedem Tage wächst, Neues schafft und das Gestrige abstößt, ehe es nur halb ausgereift ist, hat sich im Bauernhause Urväterhausrat und nicht selten auch die alte Geschicklichkeit in der Herstellung desselben erhalten. Und wie lange erhalten! Weil der Bauer sich in bewußte Opposition zur Mode stellt, weil er ferner das meiste seines Bedarfs selbst macht und sich dazu ziemlich primitiven Handwerkszeuges bedient, so gehen nicht nur Generationen, nein, Jahrhunderte an dem Schmuck und Gerät des Landvolkes spurlos vorüber. Die silberne Nadel aus Holstein, welche wir noch finden, entstammt vielleicht dem Anfang dieses Jahrhunderts; die Form aber wird jeder Stilkundige ins frühe Mittelalter setzen. Ein anderes Beispiel: in den unteren Donauländern finden wir rohe Töpferarbeiten, Vorrats- und Wasserurnen, die auf dem Dorfe selbst gefertigt werden, in genau denselben Formen, welche die griechischen, über zwei Jahrtausende alten Gräberfunde aufweisen.

Oberbayerisches Bauernstübchen.

An der ganzen Nord- und Ostseeküste Deutschlands wird zur Verzierung von Holzmöbeln sogenanntes Kerbschnitt-Ornament angewandt, dessen Charakter durchaus romanisch ist, ebenso wie Bauernstühle aus Nordfriesland und aus Skandinavien vollständig die Formen des 13. Jahrhunderts tragen.

Aber auch wenn wir nicht für diese uralten Reste und ihre herbe eigentümliche Schönheit Interesse mitbringen, so sind es die Spuren einer jüngeren, uns Heutigen besonders naheliegenden Zeit, die wir bei den Bauern studieren können. Die Renaissance hat uns in den Bauernhäusern oft sehr beherzigenswerte Vorbilder zurückgelassen. Es muß als ein entschieden gesunder Zug unserer schon jetzt so oft angefeindeten und verlachten Renaissancebewegung bezeichnet werden, daß sie auf die ländlich-einfachen Reste der Vergangenheit ihre Aufmerksamkeit zu richten beginnt. Das oberbayerische Bauernstübchen der deutschen Ausstellung in München war in dieser Beziehung ein äußerst lehrreiches Beispiel.

Mögen sich auch die Bildungsgesetze des Renaissancestils in den Fürstenpalästen Italiens, in den Prunkstuben nordischer Rathäuser am klarsten ausgesprochen haben: studieren mögen wir sie dort; die direkte Nachahmung dieser Dekorationswunder, wie sie lange Zeit beliebt war, führt auf Abwege. Was vor drei Jahrhunderten das Edelste und Vornehmste, für die Großen der Welt Aufgesparte war, kann heute nicht für Hinz und Kunz verwendet werden, wenn man nicht zu einem ganz schnöden Surrogatenkrame seine Zuflucht nimmt. Für die bescheideneren Bedürfnisse unseres soliden Bürgerhauses gibt es auch solide und bescheidene Vorbilder aus dem 16. Jahrhundert in dem dürftigen Bauernhause jener Zeit, wie sie noch in Tirol, Vorarlberg und sicher auch noch in unserem deutschen Vaterland an mancher Stelle zu finden sind.

Sind doch die Möbel, die in Tölz in Oberbayern nach uralten Mustern angefertigt werden, längst beliebte Ausstattungsstücke geworden. Und gerade diese Möbel bringen uns noch ein anderes zum Bewußtsein, was wir bei den Bauern lernen können: die Lust an der Farbe. Blau und grün mit schönen Blumen streicht der Bauer seine Truhe, sein Bett an, rot färbt er seinen Wagen, ja die Balken und Pfosten seines Hauses. Die Maler haben längst gewußt, welcher Reiz in dieser Buntheit liegt: sie wissen ganz genau, warum sie ihre Modelle so gerne unter den oberhessischen Bauerndirnen mit rotem Rock und rotem Kopftuch suchen; aber auch im großen Publikum erwacht das Verständnis; „bäuerisch“ und „bunt“ sind nicht bloß im schlechten Sinne sich deckende Begriffe.

Wir können überhaupt aus verschiedenen Symptomen erkennen, daß der Geschmack unserer gebildeten Klassen in der oben angedeuteten Weise es nicht verschmäht, bei den Bauern in die Schule zu gehen.

Und diese Erkenntnis kommt zur rechten Zeit. Denn unsere raschlebigen Gewohnheiten, die massenhafte Berührung, in welche unsere Verkehrsmittel den Bauern mit dem Städter bringen, sie fangen an, viel von den Eigentümlichkeiten des Landvolks zu verwischen.

Manches mag denn unbeweint zum Orkus fahren; aber für manche Kunstübung, die sich vom Urahn her vererbt hat, und die sich im Schmuck der Frauen, ja im Geschirr der Pferde und Kühe erhalten hat, wäre es zu bedauern, wenn sie ausstürbe.

Und nichts kann dem so kräftig entgegenwirken, als wenn die Gebildeten unseres Volkes diesen vorhandenen Resten Beachtung schenken.

Der Bauer wird sie dann selbst wieder achten lernen und seine alten Kunstübungen konservieren, ob aus Spekulation oder aus Pietät, ist schließlich einerlei.

Digitized by Google

Unter Benutzung der vorliegenden wissenschaftlichen Untersuchungen, und sorgfältiger Erwägung aller bekannten Verhältnisse, ist nun in den menschlichen Nahrungsmitteln ein Verhältnis zwischen Kohlehydraten, Fetten und Eiweißkörpern wie 1:3:5 angenommen worden, und man kann mit Hilfe desselben zu einer nach unserem jetzigen Ermessen genügenden Beantwortung der Frage gelangen, welches Nahrungsmittel zur Zeit das preiswürdigste ist. Wie Prof. König in seinem Werk: „Die Chemie der menschlichen Nahrungs- und Genußmittel“ näher ausführt, ist zu diesem Zweck der Gehalt der Nahrungsmittel an Eiweiß mit 5, dem an Fett mit 3 und dem an Kohlehydraten mit 1 zu multiplizieren. Die zusammengezählte Summe repräsentiert die Nährwerteinheiten. Der Gehalt der Nahrungsmittel an Eiweiß, Fett und Kohlehydraten ist aus vorhandenen zahlreichen und weitverbreiteten Tabellen leicht zu ersehen. Nach diesen Grundsätzen hat König nachstehende Zusammenstellung gegeben.

Animalische Nahrungsmittel:

	Summe der Nährwerteinheiten in 1 Kilogr.	Marktpreis für 1 Kilogr. Durchschnitt pro 1878-80. Pfennige	1000 Nährwerteinheiten kosten Pfennige	Oder für 1 M. erhält man Nährwerteinheiten
Magermilch	216	9	41,7	2400
Magerkäse	1914	82,7	43,2	2314
Milch	320	15	46,8	2133
Speck	2767	172	62,1	1608
Fettkäse	2315	161,7	69,4	1432
Schweinefleisch	1836	131	71,4	1401
Halbfetter Käse	1970	141,7	71,9	1319
Butter	2610	213,3	81,7	1223
Kalbfleisch	1157	112	96,8	1033
Rindfleisch	1168	128,3	109,8	911
Vegetabilische Nahrungsmittel:				
Bohnen	1755	22,5	12,8	7800
Erbsen	1713	28,9	16,8	5927
Linsen	1842	37	20,1	4979
Kartoffeln	304	6,1	20,1	4982
Roggenmehl	1328	31,3	23,5	4243
Weizenmehl	1328	23,7	29,1	3431
Reis	1177	58	49,3	2029

Diese Zahlen bedürfen kaum einer Erklärung; sie lassen deutlich erkennen, welche Nahrungsmittel bei den während der Jahre 1878—80 herrschenden Marktpreisen die preiswürdigsten waren und gestatten eine direkte Anwendung auf alle Verhältnisse. Mit der Summe der Nährwerteinheiten braucht man nur in den zur Zeit herrschenden wirklichen Marktpreis pro 1 Kilogr. zu dividieren, um den Preis für die Nährwerteinheit zu erhalten. Aus dieser kann man unmittelbar ersehen, welche Nahrungsmittel am billigsten sind und sich vorzugsweise zum Ankauf empfehlen.

Gehäkelter Stern.

Der nebenstehend abgebildete Stern eignet sich zu Schutz- und Tischdeckchen u. dgl. Er wird mit feinem Häkelgarn in folgender Weise ausgeführt.

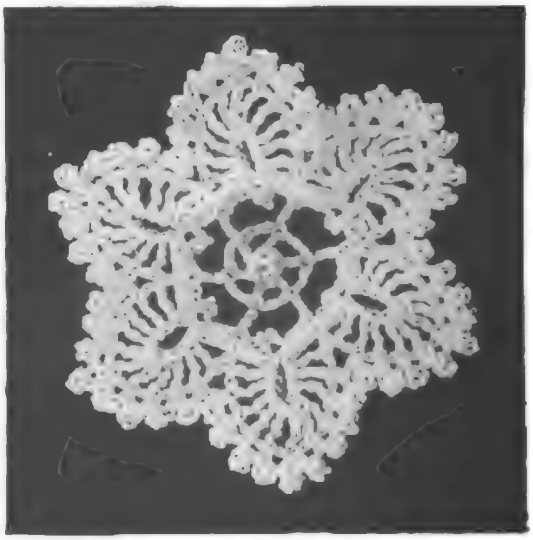
1. Reihe: Man legt sechs Luftmaschen an und verbindet sie zur Rundung.

2. Reihe: Sechs Luftmaschen; * ein einfaches Stäbchen in die nächste Masche, drei Luftmaschen; vom * noch viermal wiederholen, so daß sechs Abteilungen entstehen. Die letzte der drei zuletzt gearbeiteten Luftmaschen wird an die dritte der sechs Luftmaschen angeschlossen, die zu Beginn der Reihe ausgeführt wurden, wonach die drei ersten Luftmaschen die Höhe eines Stäbchens erhalten und auch als solches gelten.

3. Reihe: Elf Luftmaschen; die Nadel aus der Schlinge herausziehen, in die siebente der eben gearbeiteten elf Luftmaschen führen, die freigelassene Schlinge fassen und durch die Masche durchziehen. Dadurch entsteht ein nach abwärts gerichtetes Picot; drei Luftmaschen; * ein einfaches Stäbchen über das nächste Stäbchen, acht Luftmaschen, aus den fünf letzten derselben ein Picot bilden wie oben; drei Luftmaschen; vom * noch viermal wiederholen. Die letzte Luftmasche der sechsten Abteilung wird an die dritte der ersten Abteilung angeschlossen.

4. Reihe: Eine feste Masche in die oberste der drei Luftmaschen, welche das erste Stäbchen der vorhergehenden Reihe bilden; * über jede der drei folgenden Luftmaschen je eine feste Masche; in das Picot ebenfalls eine feste Masche, neun Luftmaschen, eine feste Masche in dasselbe Picot, in jede der drei folgenden Luftmaschen und in das nächste Stäbchen je eine feste Masche; vom * noch fünfmal wiederholen. Die letzte feste Masche wird an die erste dieser Reihe angeschlossen.

5. Reihe: Eine feste Masche über die erste feste Masche der unteren Reihe; * ein doppeltes Stäbchen in die erste Luftmasche des nächstliegenden Bogens, eine Luftmasche. Man arbeitet nun weiter, indem man in jeder der folgenden Luftmaschen ein Doppelstäbchen ausführt und nach jedem derselben eine Luftmasche häkelt; in die Mittelmasche des Bogens werden jedoch drei solche, durch je eine Luftmasche getrennte Doppelstäbchen gearbeitet; die vier letzten



Maschen des Bogens werden wie die vier ersten abgehäkelt, so daß in dem ganzen Bogen elf je durch eine Luftmasche getrennte Doppelstäbchen stehen; drei Maschen übergehen, eine feste Masche in die nächste Masche; vom * noch fünfmal wiederholen und das letzte Stäbchen an die erste feste Masche dieser Reihe anschließen.

6. Reihe: Man schleift die Maschen bis zu dem zweiten Stäbchen des folgenden Bogens, macht sechs Luftmaschen und häkelt in die erste derselben eine feste Masche, wodurch ein nach aufwärts gerichtetes Picot entsteht; eine feste Masche in das nächste Stäbchen. Es wird nun stets zwischen je zwei Stäbchen ein Picot gearbeitet, das mittlere Stäbchen ausgenommen, in welches zwei feste Maschen gearbeitet werden, damit über dieses Stäbchen ein Picot zu stehen kommt. Ueber die zweite Hälfte des Bogens werden ebenfalls vier Picots ausgeführt, dann arbeitet man eine Luftmasche und eine feste Masche in das zweite Stäbchen des nächstliegenden Bogens, umhäkelt alle folgenden Bogen in derselben Weise wie den ersten und schließt den Stern ab. G. Hillard.

Elektrischer Fidibus.

Das sorglose Wegwerfen glimmender Zündhölzchen ist nicht selten die Ursache von Brandschäden gewesen, und schon lange hat man danach gestrebt, Mittel zu finden, welche bei gänzlicher Gefahrlosigkeit doch das Anzünden auf leichte Weise sichern. Die wenigsten der dahin zielenden Vorschläge erwiesen sich aber auch nur annähernd zweckentsprechend, während bei Anwendung

dieser Vorrichtung, welche keine freie Flamme an sich trägt, Feuersgefahr absolut ausgeschlossen ist. — In einem ca. 20 cm langen Hartgummirohr ist ein konstantes Element nach Marie-Davy und zugleich eine Induktionsspirale untergebracht. Das Hartgummirohr endet in ein dünnes Metallrohr, in dessen Spitze die Pole der elektrischen Leitung lagern und zwischen welchen, sobald auf einen am unteren Teile des Apparats befindlichen Knopf gedrückt wird, ein kleiner Funke überspringt, der das aus einem Gasbrenner ausströmende Leuchtgas entzündet. Der (patentierte) Apparat ist leicht zu handhaben und behält seine Zündkraft für längere Zeit; erst nach etwa 2500 Zündungen ist es notwendig, das erschöpfte Element abzuschrauben, um es gegen ein neues auszuwechseln. M.

Digitized by Google

Der luſtige Geſellſchafter.

(Freiwillige und unfreiwillige Mitarbeiter willkommen!)

Ein zärtlicher Gatte.

Der Hotelbeſitzer H. in einem größeren Badeorte ſieht ſich mit ſeiner Frau die Tanz-Reunion im Kurſaale von der oberen Galerie aus an. Die Frau biegt ſich weit über die Brüſtung, um recht gut zu ſehen.

„Gib doch acht, daß du nicht hinunterfällſt," ſagt der Gatte ängſtlich zu ihr.

„Ach, es paſſiert mir nichts," meint ſie.

„Es iſt mir ja nicht um dich, aber du könnteſt einen Kurgaſt erſchlagen."

Auf dem Schriftſtellerball.

„Nun, mein Fräulein, wie gefiel Ihnen denn unſer berühmter Lyriker Herr X., den ich Ihnen ſoeben vorgeſtellt habe?"

„Offen geſtanden, ich hatte ihn mir ganz anders vorgeſtellt."

Wünſchenswert.

Daß doch im Weltgetriebe
Hymen ſtets alſo walte:
Er — ihre alte Liebe,
Sie — ſeine liebe Alte.

Im Atelier.

Kommerzienrat: „Wenn ich Ihnen ſitze, werde ich natürlich meine ſämtlichen Orden anlegen, Herr Profeſſor."

Maler: „Dann möchte ich Ihnen raten, ſich doch lieber an einen Dekorationsmaler zu wenden."

Was iſt ein Kellner?

Frack tragendes
Trinkgeld jagendes
Gäſte plagendes
Viel fragendes
Doch nichtsſagendes
Individuum.

Muſikaliſche Krankheit?

Hauptmann (zu dem rapportierenden Feldwebel): „Zwei Spielleute fehlen?! Weshalb der Tambour?"

Feldwebel: „Dem iſt das Trommelfell geplatzt."

Hauptmann: „Und was fehlt denn dem Horniſten?"

Feldwebel: „Blaſenkatarrh."

Uebertrieben.

Emma erzählt ihrer Freundin Anna: „Denke dir, neulich legte ich die Briefe meines Arthur in meine ſchöne japaneſiſche Schatulle, und nach ein paar Tagen war der ganze Lack aufgezogen, ſo glühend waren ſie!"

Aus der Inſtruktionsſtunde.

Unteroffizier: „Artilleriſt Bombe, wenn das Geſchoß auf irgend einen Gegenſtand ſtößt, was geſchieht dann?"

Artilleriſt Bombe: „Es platzt."

Unteroffizier: „Die Bezeichnung iſt viel zu oberflächlich, Sie ſollen für dieſen Vorgang einen guten deutſchen Ausdruck nennen, worin alles, was das Geſchoß macht, zuſammengefaßt iſt! Wenn zum Beiſpiel ein Pferd in den letzten Zügen liegt, was ſagt hierzu jeder gebildete Menſch?"

Gefreiter Splitter: „Es ſtirbt."

Unteroffizier: „Nein, Sie Tölpel! Da ſagt man: Es krepiert. — Na, wenn nun ein Geſchoß platzt, wie nennt ihr das als gebildete Menſchen?"

Alle: „Es krepiert."

Durch die Blume.

Profeſſor: „Sie ſehen, mein lieber Senf, ich trage Sie mit großer Geduld."

Senf: „Verzeihen Sie, Herr Profeſſor, ich bin kein Mehlſack."

Verkehrte Reihenfolge.

Baptiſt, ein böſes Weib genommen habend,
Hat nach der Hochzeit täglich Polterabend.

Troſt.

„Mit meiner Frau iſt jetzt gar kein Auskommen mehr, ſie iſt rein wie vom Teufel beſeſſen."

„Seien Sie unbeſorgt! Das wird bald vorübergehen."

„Meinen Sie?"

„Ich halte den Teufel für viel zu klug, um ſich mit ſolchem Beſitz lange aufzuhalten."

Lehre.

Nicht zu jeder Stund'
Iſt ein Schatz zu graben,
Nicht von jedem Mund
Iſt ein Schmatz zu haben.

Neues Leiden.

„Nun, wie iſt Ihnen der vierzehntägige Aufenthalt in der Hauptſtadt bekommen, meine Gnädige?"

„Sehr ſchlecht: Ich bin ſehkrank."

Ein vorſichtiger Mann.

Frau: „Was haſt du da in dem Päckchen?"

Mann: „Etwas zum Rauchen."

Frau: „Und in dem anderen?"

Mann: „Etwas zum Räuchern."

Revanche.

Dame: „Der Kuß, den Sie mir ſoeben geraubt haben, iſt eine Beleidigung, mein Herr."

Herr: „Geben Sie mir die Beleidigung zurück, mein Fräulein."

Oekonomiſch.

Ueber dem Eingang zu einem Berliner Vorſtadtkeller befindet ſich eine Tafel mit der Inſchrift: Hier ſind Kar- und Pantoffeln zu haben.

Mißverſtändnis.

(Nach mündlicher Mitteilung.)

Eiſenbahnſchaffner (die Waggonthür öffnend): „Prauſt!" [Eiſenbahnſtation bei Danzig].

Polniſcher Jude (der eben geniest hat): „Ich danke!"

Aus der lateiniſchen Stunde.

(Nach mündlicher Mitteilung.)

Lehrer: „Wie heißt der Genitiv von homo?"

Schüler ſchweigt.

Lehrer: „Was hat homo für ein Geſchlecht?"

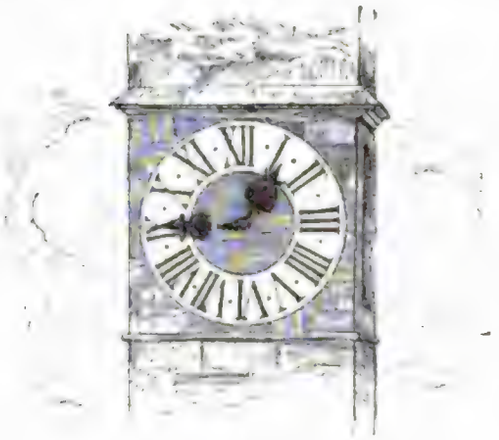
Schüler: „Neutrum."

Lehrer: „Wieſo Neutrum?"

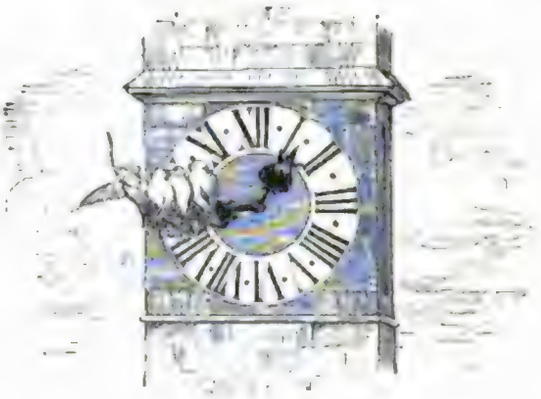
Schüler: „Was man nicht deklinieren kann, das ſieht man als ein Neutrum an."

Digitized by Google

Warum in Posemuckel die Turmuhr nachgeht.

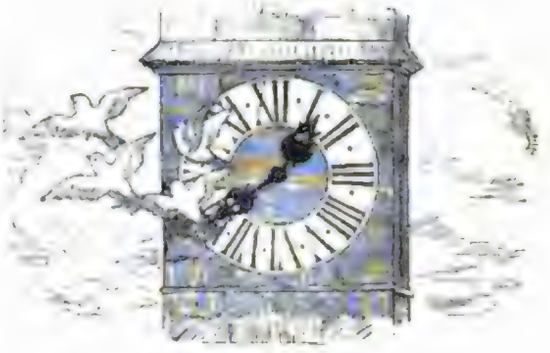


I.



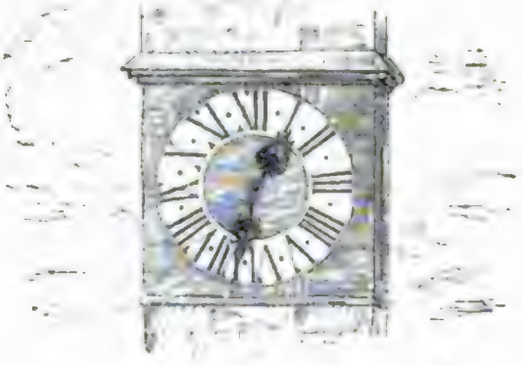
IV.

II.



V.

III.



VI.

Im Kasino.

Lieutenant: „Fähnrich, machen Sie einmal einen Witz!“

Fähnrich: „Entschuldigen der Herr Lieutenant, ich bin Portepee-Fähnrich, aber nicht Witze-Feldwebel“ (Vicefeldwebel).

* * *

Lieutenant A.: „Nun, Herr Kamerad, werden Sie sich auch am Prämien-Schießen beteiligen?“

Sekonde-Lieutenant B.: „Natürlich! Es ist ja die einzige Aussicht, bei diesen schlechten Zeiten überhaupt noch Prämie-Lieutenant (Premier-Lieutenant) zu werden.“

Vom Pumpen.

Studiosus Bierfreund (seinen kranken Freund besuchend): „Thut mir unendlich leid, dich in solcher Verfassung zu finden! Ganz besonders aber muß ich dich beklagen, daß du nichts als Wasser trinken darfst.“

Studiosus Borgius: „Was hilft's, man muß sich darein finden. Es wird mir dies um so leichter, nachdem ich bemerkt, daß das Wasser auf die Dauer einen ganz vorzüglichen Beigeschmack gewinnt und hierdurch vor allen anderen Getränken den Vorzug verdient: denn man bekommt es gepumpt, ohne daß man es jemals zu bezahlen braucht.“

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Nachdruck, auch im Einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Weltpost.

Die Verteilung der Preise des Preisrätsels ist endgültig bis zum 15. Mai verschoben worden und werden alle bis dahin eingehenden Lösungen noch berücksichtigt. Nachstehend geben wir wenigstens einen Teil der bis jetzt eingelaufenen Lösungen, der Rest folgt im nächsten Heft.

J. W. in N., Sch. in B., P. Sp. in P., E. K. in W., Frau L. in St., A. H. in N., Dr. S. B. in B., W. Sch. in S., F. L. in G., Frau St. in M., O. M. in L., A. D. in L., H. O. in K., Bankdirektor H. in Z., P. H. in B., Direktor H. in M., M. P. in K., R. J. in N., G. K. in P., P. M. in G., Frau K. in E., Frau P. in G., H. H. in M., G. G. in M., Regierungsrat G. in M., A. M. in W., C. v. W. in W., J. K. in P., H. Sch. in B., G. M. H. in Z., A. H. in M., W. v. P. in S., Exzellenz v. H. in St., H. Sch. in U., A. v. S. in M., B. in K., B. in D., G. B. in D., J. L. in K., R. G. in K., G. L. G. in W., M. Z. in K., B. Sch., K. L. in W., F. P. in W., Fräulein M. M. in F., D. in K. W., M. H. in W., L. in Sch., J. L. in C., W. H. in W., Sch. in K., W. F. in P., F. H. in K., L. in B., F. B. in P., L. G. in F., C. W. in P., G. O. in D., K. B. in W., A. L. in St., H. B. in A., St. in K., K. K. in A., B. in G., K. in A., Gräfin S. in J., Sch. in G., M. K. in St., Th. L. in F., K. G. in W., S. P. in B., F. R. in W., G. S. in F., L. M. in B., B. in C., C. L. in B., J. Sch. in H., K. in K.,

Fortsetzung siehe nächste Seiten.

Die Collection Spemann

Preis des gebundenen Bandes M. 1., franko per Post M. 1. 25.

brachte inzwischen folgende neue Bände:

Band 61. **Vor hundert Jahren.** Elise von der Recke's Reisen durch Deutschland 1784—86 nach dem Tagebuche ihrer Begleiterin Sophie Becker. Herausgegeben und eingeleitet von Lic. Dr. **G. Karo** und Dr. **M. Geyer.**

„ 122. **Vergil's Werke.** Band 2. **Aeneis.** Mit Einleitung und Anmerkungen von **Dr. Hans Dütschke.** (Im vorigen Hefte ist dieser Band irrtumlich mit Nr. 61 bezeichnet.)

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer. — Neueste Verzeichnisse sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bad Reinerz.

Klim. Geb.-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt,** in der Grafsch. Glatz, Pr.-Schl.* ***Saisondauer: Anfang Mai — Ende Oktober.

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Eine kleine Druckerei,

bestehend aus Kautschuk-Drucklettern nebst Zubehör zum Selbstdrucken von Etiquetten, Adressen, Circularen, Preis- und Nummer-Verzeichnissen empfiehlt von 10 M. an, Preisverzeichniß u. Schriftproben frco.

H. J. Offenbacher,
Nürnberg. [949]

Rein seidene Stoffe Mk. 1.80 pr. Meter

(direct — ohne Zwischenhändler)

sowie à Mk. 2.20 versende **in einzelnen Roben** und **ganzen Stücken** zollfrei in's Haus. Beide Posten bestehen aus: einfarbigen, gestreiften und carrirten Dessins und eignen sich die Stoffe vorzüglich zu **Gesellschafts-, Promenaden-** und **Reisekleidern.** Muster zu Diensten. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz. [780]

Zürich (Schweiz).

G. Henneberg's
Seidenstoff-Fabrik-Dépôt.
Königl. Hoflieferant.

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung
hervorragender Germanisten
herausgegeben von

Joseph Kürschner.

Verlag von
W. Spemann, Berlin u. Stuttgart.

Die neuesten Bände enthalten:
Bd. 32. Goethes Gedichte. Bd. 2. Hrsgb. von Dr. H. Düntzer.

Inhalt der Bände 1—31:

1u. 6. Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus". (Werke 1. u. 2. Bd.) 2. Goethes „Faust". (Werke 12. Bd.) 3. Schillers „Räuber und Fiesko". (Werke 3. Bd.) 4. Kortums „Jobsiade". 5. Lessings „Lieder, Oden, gereimte Fabeln etc., Jugenddramen". (Werke 1. Bd.) 7. Wielands „Oberon etc." (Werke 2. Band.) 9. Grimmelshausens „Simplicianische Schriften". Bd. 11. Günthers Gedichte. Bd. 8, 10 u. 12. Stürmer und Dränger. Bd. 1—3. Enthalten Klinger, Leisewitz, Lenz, Wagner, Maler Müller, Ch. F. D. Schubart. Bd. 13. Gryphius Werke. Bd. 14. Lessings Jugendfreunde. Bd. 15. Moscherosche Gesichte Philanders von Sittewald. Bd. 16. Goethes Dramen. Bd. 1. (Der Werke 6. Band.) Bd. 17. Lessings Jugenddramen u. dramatische Meisterwerke. Bd. 2. 18. Schillers „Kabale und Liebe" und „Don Karlos" (in 3 Ausgaben). (Der Werke 4. Bd.) 19. Simon Dach und seine Freunde, Joh. Rösling. 20. Goethes Gedichte. Bd. 1 (Der Werke 1. Bd.) Bd. 21. Zieglers Asiatische Banise. (Der Schles. Schule 2 Bd.) Bd. 22. Hebels Alemanische Gedichte. Bd. 23. Hebels Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Bd. 24 u. 25. Lessings dramat. Nachlaß u. dramat. Meisterwerke. (Werke 2 Bd.) Bd. 26. Die Gegner der zweiten schlesischen Schule. 2 Bd. Bd. 27. Goethes Naturwissensch. Schriften. 1 Bd. Bd. 28. Albertinus Lucifers Königreich und Seelengejaidt. Hrsgb. von R. Frhr. v. Liliencron. (Erster Neudruck!) Bd. 29. Abraham a S. Clara „Judas der Erzschelm". Hrsgb. v. F. Bobertag. Bd. 30/31. Bürgers Gedichte. Hrsgb. von Sauer.

Die „Deutsche National-Litteratur" ist die einzige nach einheitlichem Plane angelegte wissenschaftliche Ausgabe der gesamten deutschen Litteraturschätze von ihren Anfängen bis zur Neuzeit.

Die „Deutsche National-Litteratur" zeichnet sich dabei durch musterhafte Ausstattung und eminent billigen Preis aus (die Lfg. à 6—7 Bogen nur 50 Pf.!)

Die „Deutsche National-Litteratur" ist ein nationales Unternehmen von so hervorragender Bedeutung, daß mehr als irgend eines Gemeingut der wahrhaft Gebildeten werden sollte.

BADEN-BADEN.

Längst bekannte alkalische Kochsalzthermen von 44—69° C.
Chlorlithium-Quelle von hervorragendem Gehalte.

Neue Grossherzogliche Badeanstalt „Friedrichsbad"

während des ganzen Jahres geöffnet.

Musteranstalt einzig in ihrer Art in Vollkommenheit und Eleganz.

Mineral- und medizin. Bäder jeder Art. — Privat-Heilanstalten mit Thermalbädern. Trinkhalle für Mineralwasser aller bedeutenden Heilquellen. Pneumatische Anstalt mit 2 Kammern à 4 Personen. — Molkenanstalt. Milchkur. Versandt des an Lithium reichsten Wassers der Hauptstollenquelle durch die Trinkhalle-Verwaltung. [1201]

Conversationshaus mit prachtvollen Concert-, Ball-, Lese-, Restaurations- und Gesellschafts-Sälen während des ganzen Jahres geöffnet. — Ausgezeichnetes Kur-Orchester. — Zahlreiche Kunstgenüsse jeder Art. — Jagd und Fischerei. — Grosse Pferderennen. — Reizende Spaziergänge und Ausflüge. — Vorzügliches Klima. — Herrliche Lage. — Mittlere Jahrestemperatur: + 7,4° R.

Bad Landeck in Preuss. Schlesien.

Bahnstationen: Glatz, Camenz, Patschkau. Seit Jahrhunderten bewährte **Schwefel-Natriumthermen** von 28½° R., besonders angezeigt bei **Frauen- und Nervenkrankheiten. Trinkquellen, Wannen-, Bassin-, Moorbäder, innere, äussere Douchen, Appenzeller Molkerei, irisch-römische Bäder;** alle fremden **Mineralwässer.** 1400' Seehöhe; gegen **Norden** und **Osten** durch Höhenzüge geschützt. Klimatischer Kurort. Herrliche, ausgedehnte **Waldpromenaden** dicht am Bade. — Besuch über **6000.** Concert, Theater täglich. Réunions wöchentlich. — Kurzeit: 1. Mai bis Oktober. [1256]

BAD WILDUNGEN.

Gegen **Stein, Gries, Nieren- und Blasenleiden, Bleichsucht, Blutarmuth, Hysterie** etc. sind seit Jahrhunderten als specifische Mittel bekannt: **Georg-Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle**, Wasser derselben wird in stets frischer Füllung versendet. — Anfragen über das **Bad**, Bestellungen von **Wohnungen** im **Badelogirhause** und **Europäischen Hofe** etc. erledigt: [1245]

Die Inspection der Wildunger Mineralquellen-Actiengesellschaft.

Bad Nauheim

bei Frankfurt a/M.
Station der Main-Weser-Bahn.

Naturwarme, kohlensäurereiche und **gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen** und **alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon,** ozonhaltige **Gradirluft, Ziegenmolke. Sommersaison** vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit. [1246]

Grossh. Hess. Badedirection Bad Nauheim.
Jäger.

Haardtgebirgsweine.

Naturreine weisse u. rothe Haardtweine eigener Kelterung, fein, mild und blumig, offerire von M. 60 resp. M. 80 p. 100 L. ab. [1001]

Probekiste 10 Fl. sortirt M. 12.

Spezielle Preisliste franko.
H. Schwartziger, Heidelberg.

Bäder von Baden

bei Zürich (383 m ü. M.)

Alkalisch-salinische Schwefeltherme, 46—48° C. — 20 Bade-Hotels mit 650 Bädern, auch für Winterkuren vortrefflich eingerichtet. — Indizirt bei Gicht, Rheumatismus, Lähmung, Schwäche der Verdauungsorgane, Hämorrhoiden, Reconvalescenz, sexualen Krankheiten. — Reizende und geschützte Gebirgslage. Vorzügliche Zwischenstation für Sommerfrischler. Gesellschaftshaus mit modernem Comfort; Kurorchester, Theater, Réunions dansantes. [1250]

Städtische Kurhaus-Commission.

Dr. Brehmer's Heilanstalt für Lungenkranke

in Görbersdorf (Schlesien)

gegründet 1854, ist das ganze Jahr hindurch geöffnet. Auf Wunsch Prospecte gratis und franco. [1226]

Bad Ems.

Curhôtel u. Pension Schloss Langenau. In schöner freier Lage m. gross. schattig. Garten u. dem Cur-Park verbunden.
Curhôtel und Pension Villa Bella Riva. Vom Park u. Wald umgeb. m. herrlicher Aussicht ins Gebirge und Lahnthal.
Schloss Balmoral und Villa Diana. Elegantes Curhaus-, Privat- u. Familienhôtel I. Rang. m. grossartig. Terrassen u. Parkanlagen. Nahe d. Quellen u. Bädern.

Die genannten Etablissements empfehlen sich als vorzügl. Curaufenthalt zu mässigen Pensions- und Logispreisen. Ausführliche Beschreibung im Bäder-Almanach der Aerzte, sowie durch die Besitzer:
[1210] *G. & C. Lang.*

Digitized by Google

Weltpost.

F. K. in S., F. P. in K., K. in R., J. R. in K., Sch. in R., H. Sch. in K., P. L. in L., R. B. in Z., H. St. in H., G. S. in C., P. N. in B., L. R. in M., W. S. in H., J. W. in L., H. St. in D., G. K. in P., Th. W. in W., A. v. St. in O., H. in B, M. B. in D., Prof. Dr. H. in L., G. F. in W., Assessor R. in B., P. Sch. in H., W. M. in H., Major v. J. L. in A., A. B. in H., H. G. Pf. in B., K. in G., W. St. in A., F. Sch. in M., P. Sch. in M., H. Sch. in Z., E. Sch. in St G., Th. H. in B., F. M. in B., F. Sch. in F., A. L. in B., H. B. in H., C. Pf. in H., F. B. in P., F. Sch. in H., P. M. in C., K. L. in W., Dr. B. in D., F. S. in H., F. L. in W., G. H. in C., O. W. in F., B. in C., A. P. in F., G. v. d. G. in M., Frau B. in G., O. G. in S., W. S. in W., E. D. in D., P. in E., L. L. in J., M. in D., A. Sch. in H., Th. H. in K., E. M. B. in H., A. St. in C., L. P. in H., J. S. in L., F. M. in B., A. in K., H. J. in P., E. G. in A., G D. in W., E. G. in S., J. Th., O. K. in B., K. in B., R. B. in K., C. G. in B., A. St. in K., F. P. in K., E M. in B, Expedition d. O. A. u. d. T Z., J. G. in H., J. K. in S., J. B in C., J. M. in D., F. S. in W., G E. in W., Frau Th. in Ue., R. G. in S., C. H. in J., Frau B. in B., Fräulein Th. in K., E. F. in W., J. Z. in F., O. P. in B., F. S. in W., J. R H. in L., J. P. in L., J. W. in G., K. G. in W., A. L. in W., R. Sp.-E in W., Oberstlieutenant v. W. in L., O. B. in L., H. K. in L., W. H. in R., M. B. in St., Frau Dr. B. in St., M. Sp. in M., H. S. in M., A. v Sch. in B., K. in H., Th. K. in W., Dr. R. R. in B., G. R. in A., W. M in D., A. K. in H., M. in D., W. A. in G., W. G. in B., R. B. in M., G R. in C., H. R. B. in D., B. H. in M., Oberzollinspektor B. in J., J. L. in F., J. W. in R., A. F. in K., H. Sch in H., B. in G., F. E. in W., H. K. in C., M. B. in C., P. St. in S., G W. in F., H. M. in L, E. F. in D., A. K. in E., M. R. in M., G. B. in Z., K. R. in A., Director H. in Sch., H. H. in St, Frau W. in G., A. A. in W., F. A. in W., A. M. in W., Dr. S. in D., C. W. in O., Frau v. B. Z. in D., Frau O. W. in E., A. H. in G., Justizrath St. in G., W. H in B., P. F. in K., E. G. in St., B P in B., O L. in P., P. P. in L, M. F in St., A. B. in L., F. H. in R., Dr. P. E. in R., Th. R. in H., G R. in S., B Sch. in C., A. H. in R., A. L. in G., W. B. in K., F. C. in G, H. R. in H., H. in E., Frau O. B in F., H D. in L., Dr. R. in St., Dr E. in G, P. in Z., K. in M, J. B in W., K. in M., D. in J., A. H. in G., K. G. in M, C. in Th., G. B. in M., F. B. in M., L. in C., R. W. in G., W. B. in R., J. Sch. in M., Sch in F., O. B in D., B Sp. in B., A K. in R, F. D., F B. in G, M. D in W., F. R. in M., P. B. in M., M in D., R. P. in R, H. B. in F, E P. in St, A. F. in St, G K. in Pf., E. B. in M., M. K. in A., F J. in K., L. F. in K., R. S. in W., K. H. in W., H. J. in L., E. St. in M., A. K. in R., L. L. in L., F. H. in R., H. P. in L., L. P. in St., R. F. in St., L. W. K. in B., E. K. in St., B P. in C., G. H in B., E. H. R. in St.,

Bd. I, Liefrg. 117 soeben erschienen.

In 125 Lief. à 50 Pf. = 30 kr. = 70 Cts. oder in Abt. à 3 ℳ zu bez.

Mit 3500 Text-Abbildungen, Tonbildern, Farbendrucktafeln etc.

Buch der [1207] Erfindungen, Gewerbe und Industrien.

Achte Auflage.

Unter Oberleitung des Geh. Reg.-Raths Professor F. Reuleaux.

Verlag von Otto Spamer Leipzig und Berlin.

Prospekte überallhin gratis.

Anlehensloose.

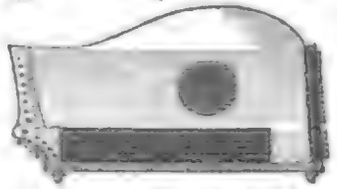
Preisliste gratis. [906]
Homberger's Börsen-Comptoir, Frankfurt a. M.

Alle Pfeifenraucher sollten d. Tabak Holländ. versuchen, welcher ganz vorzüglich schmeckt u. riecht. 10 Pfd. frco. kosten 8 Mk. bei [1142] B. Becker, Seesen a. H.

6mal prämiirt mit ersten Preisen!
Violinen
sowie alle sonstigen Streich-Instrumente.
Stumme Violine zum Studiren
Zithern, Guitarren und Blas-Instrumente, Bandoneon's, Concertina's, Accordeon's. — Reparatur-Atelier. Schulen zu allen Instrum. Preiscour. frc.
Gebrüder Wolff, Instrumentenfabrik, Kreuznach. [1035]

Zum Einjährig-Freiwilligen-, Fähnrich-Examen rasche und sichere Vorbereitung im Institut Rhuen in Straßburg i. E.

Münchener
Zithern,



Preisgekrönt. Export.

nur ganz vollendete Arbeit,
eigenes Fabrikat
mit 30—37 S. rein nebst Schulen z. Selbsterlernen d. Instrum. à 21, 30, 45—400 ℳ
Beste Zitherseiten auf Seide und Metall.
Preiscourant gratis franko.
Josef Thumhart, München.
k. bayer. Hoflieferant.
Firma: Xav. Thumhart,
Instrumenten- und Saitenfabrik

Weltpost.

F. L. in W., J. P. Th. in A., Lesevereen A. in G., F. Sch. in R., W. W. in W., C. E. in L., Dr. K. in F., W. D. in G., G. F. in Z., P. L. in D., W. Sch. in B., W. B. in B., H F. in F., H. M. in C., A. K. in R., J. v. K. in M., M. G. in K., W. B. in R., W. J. in B., K. D. in R., W. in B., H. F. in St., E. in R., Gh. H. in M., R. W. in G., B. in S., J. B. in K., G. W. in D., H. D. in M., Ph. v. K. in R., A. Sch. in F., K. R. in St., W. K. in F., M. in L., K. in F., A. H. in K., Amtsrichter B. in P, E. M. in B., M. F. in St., D. in B., M. in M., G. K. in G., Director G. in G., E. St. in Z., E. L. in W., O. Th. in B., M. in J., O. G. in D., J. S. in Z., R. D. in B., A. H. in B., Sch. in B., P. Sch. in D., Dr. A. in B., A. H. in B., Frau J. R. in C., A. E. in M., H. G. in St., v. K. in St., Sch. in B., E. W. in F., O. D. in L., E. B. in S., E. Sch. in E., O. v. M. in K., H. L. in B., A. B. in S., H. K. in L., J. R. S. in R., L. K. in St., W. E. in B., J. E. H. in P., E. H. in P., Dr. G. in P., A. D. in P., H. R. in A., C. C. C., F. R. in H., D. in A., W. H. in H., M. C. in M. G., M. R. in R., M. in G., H. in R., P. L. in St., H. E. in L., H. L. in M., L. W. in S., L. L. in B., H. Sch. in E, M. in D., E. W. in G., H. L. in P., A. G. in St., H. L. in St., F. B. in A., R. in O., Frau Dr. L. in B., E. v. D. in B., A. H. in St., J. D. in S., W. J. in J., L. J. in G., B. v. P. in St., J. A. K. in R., B. W. in P., H. Sch. in A., W. K. in H., Sch. in C., F. B. in B., H. v. D. in W., F. Sch. in W., A. A. in R., C. R. in P., A. M. in D., H. G. in O., D. R. in Sch., H. M. in S., K. in B., Dr. S. in S. J., G. F. in W., J. F. in P., A. H. in H, W. Sch. in H., A. v. S. in B., E. H. in D., S. in L., D. in K., G. v. F. in O., F. J. in S, C. L. in W., A. B. in L., Baron v. H. in W., O. R. in H., P. M. in K., A. B. in St., E. K. in J., J. K. in P., Staatsanwalt D. in B., P. H. in E., C. D in E., Sch. u. St. in L., A. v. D. in D., G. B. in E., D. G. in Sch., H. J. in L., W. K. in Sch., Dr. W. in G, F. M. in D., J. W. in W., A. W. in Z., K. in W., W. M. in A., O. D. in K, R. T. in W., K. St. in J., J. A. J. in G., J. J. in W., G. Sch. in S., P. Sch. in L., H. M., H. R. in W., J. P. in F., J. B. in R., A. K. in Gh., G. A. in Gh., R. S. in L., H. B. in T., F. H. in T., J. M. in A., P. F. in D., H. J. S. in R., Frau Dr. A. in F., R. R. in B., A. B. in K., H. Z. in S., E. H. in S., J. Gh. in R., R. R. in F., A. M. in R., R. R. in P., A. T. in R., J. F. O. in A., A. S. in L., E. R. in B., C. R. in L., Frau R. in S., H. B. in K., F. St. in M., H. R. in B., J. P. in B., W. R. in B., W. Gh. in B., F. W. in S., J. D. in W., E. St. in Gh., B. M. d. M. in K., A. T. in Sch, F. B. in B., Stud. B. in M., F. D. in K., F. O. in W., H. H. in E., A. W in M., F. B. in M., E. L. in P., J. K., K. H. in E., J. H. in M., H. B. in B., A. P. in H., A. W. in Th., S. in M., B. B. in K., M. H. in Sch, K. R. in T., Baurath L. in B, E. C. in B., A. G. in Z., E. L. in Z., M. H. in Sch., H. P in H, C. W. in L., K. K. in O., C. P. in A., R. in F., W. B. in F, C. Sch.

Weltpost.

in A., F. W. W., F. W. Sch., H. F. in B., C. R. in A., C. Sch. in E., A. F. in C., R. in St., E. K. in A., Frau K. D. in M., A. R. in B., O. S. in L., A. H. in F., A. F. in C., W. E. in D., C. B. in A., R. L. in K., F. K. in M., M. R. in W., Frau Direktor H. in C., M. W. in M., G. M. in R., R. H. in G., L. F. in G., H. H. in R., E. W. in P., G. G. in M., T. D. in M., B. in W., A. G. in L., St. St. in W., H. E. in L., H. K. in G., A. St. in B., R. M. in B., E. K. in P., P. R. in D., L. O. in B., E. S. in St., W. S. in G., A. G. in L., G. Sch. in L., E. W. in B., H. Th. W. in F., M. W. in M., J. B. in H., M. in B., H. W. in P., R. B. in P., J. K. in P., L. in P., B. S. in P., K. St. in P., S. St. in P., J. E. in P., G. E. in H., A. E. in P., J. E. in P., Rechnungsrath G. in H., B. v. G. in A., C. M. in W., Prof. D. in S., M. R. in W., A. B. in A., F. E. in D., Oberförster St. in G., Z. in Ch., A. O. in B., K. B. in D., C. H. in H., C. A. in W., J. P. in Sch., E. M. in C., A. T. in H., F. E. in K., Frau R. in H., H. B. in B., P. K. in O., R. M. in W., B. L. in P., O. L. in P., F. G. in Z., F. H. in W., F. E. in W., F. M. in W., J. H. in W., M. S. in G., F. R. in G., J. K. in A., E. L. in T., G. in C., L. H. in E., J. L. in M., G. E. in J., L. L. in D., K. H. in A., D. in K., W. M. in C., J. S. in St., R. J. in A., Frau M. L. in W., S. in L., Frau Gh. in Th., O. Sch. in C., H. R. in H., G. H. in B., P. B. in H., A. M. in K., R. in Sch., E. H. in H., W. E. in W., A. H. in B., L. A. in K., R. D. in H., R. G. in L., R. R. in Sch., O. A. in B., Frau B. in L., St. in P., W. H. in O., R. K. in St. P., J. de G. in D., W. R. in D., J. M. in B., M. F. in B., F. v. O. in M., Direktion der L. J. in F. bei G., F. K. in Z., F. B. in St., E. G. in L., Dr. F. v. H., Frau M. in L., G. W. in B., H. B. in O., B. Sch. in M., F. B in L., E. W. in B., Dr. W. in H., S. in Th., M. K. in P., L. D in W., C. H. in E., J. v. H. in H., Frln. R. in H., Rechtsanwalt F. in C., B. in W., L. P. in W., J. O. in L., H. H. in W., F. Z. in L., A. H. in H., J. K. in R., O. R. in E., F. H. in Z., Dr. K. in K., J. K. in Z., Fräulein A. G. in W., O. St. in Gh., J. K. in G., K. F. in E., J. R. in B., E. R. in B., F. H in K., B. v. B. in F., E. J. in B., Fräulein M. M. in R., A. K. in O., Prof. K. A. in St. G., G. H. in M., E. B. in G., T. in Gh, B. in D., Lieutenant E. T. in Th., R. A. in M., G. Sch. in M., F. L. in R., J. in R. J. Sch. in D., Frau W. Sch. in G., M. O. in D., Frau Sch. in St., A. G in P., A. B. in R., G. K. in B., Dr. Sch. in W., Assessor L. in H., J. M. in O., Kapitän R. in K., C. J. in A., G. W. in A., A. B. in H., Direktor W. in H., A. O. in M. G., Sch in M., R. O. in D., E. R. in L., J. G. in O., W. L. in J., E. v. B. in J., T. in P., B. B. in B., A. D. in W., W. W. in St., P. M. in St., O. W. in G., K. D. in D., W. W. in G. S., K. St. in W., A. Sch. in D., P. R. in K., L. B. in B., W. L. in W., K. in D., J. Sch. in H., L. R. in S., E. W. in P., Major M. W. in H., D. St. in Z., L. in W., Frau Z. in M., E. M. in B., M. Th. in A., J St. in M., F. K. in M., P.

Für Kunstfreunde.

Soeben erschien unser Antiquar-Katalog 14,
enthaltend Kostüme, Kunst, Prachtwerke, ca. 2000 Photographien, Kab. und Vis., sowie neueste Erscheinungen aus allen Wissenschaften bis 1884. Preise bekanntlich sehr billig. Gratis franco zu verlangen. [1242]

L. Glogau & Co. Leipzig.

Garantirt echte **Briefmarken!**
Bulgarien, 10 verschiedene 50 Pf. — **Cypern,** 7 verschiedene 75 Pf. ꝛc. ꝛc. — Preisliste gratis und franko. [1251]
Ernst Hayn, Berlin N, Invalidenstr. 15.
Einkauf. — Tausch. — Verkauf.

Lungen- und Halskranke (Schwindsüchtige) werden auf die Brochüre **„Ueber Heilwirkung und Anwendung d. Pflanze Homeriana"** aufmerksam gemacht, welche über die, während der Dauer v. 9 Monaten eingeholten, ärztlich und amtlich konstatirten sensationell. Heilerfolge erschöpfende Darstellungen enthält. Gegen Einsendung von 10 Pf. Porto zu beziehen durch die centrale Vertriebsstelle diätetisch-hygienisch. Erzeugnisse **J. Kirchhöfer, Triest.** [1112]

Billigste Bezugsquelle für
Prima Holländische Cigarren u. Tabake
garantirt aus nur besten importirten Tabaken, frei von allen Surrogaten. [1023]
Rheinische Versand-Anstalt (Stelger) Moers am Niederrhein.
Preiscourant in Heft 2 dieser Zeitschrift.

Mors atramenti (Tintentod) zur Entfernung v. Tintenflecken aus Papier u. Leinewand v. Prof. Leonhardi. Fl. 1 Mk. Zu bez. von G. Elkan, Harburg a. E.

Magazin für Bijouterien von Double-Gold.
Eingetragene Schutz-Marke.
Die **50,000ste Panzerkette**
kam am 10. Januar 83 zum Versand. [926]
Panzer-Uhrketten
von echt Gold nicht zu unterscheiden.
5 Jahre schriftliche Garantie.

Herren-Kette Stück 5 M.
Damen-Kette mit eleganter Quaste Stück 6 M.
Garantie-Schein: Den Betrag dieser Uhrkette zahle ich zurück, falls die elbe innerhalb 5 Jahren schwarz wird.
Max Grünbaum,
Berlin W., Leipzigerstraße 95.
Zahlr. Anerkennungsbriefe liegen zur Einsicht vor.
Illustr. Katalog gratis.
Briefmarken und Banknoten aller Länder nehme in Zahlung.

Weltpost.

St. in K., E. J. in B., F. in G., W F. in W., R. M. in S., L. R. in M., L. M. in G., A. R. in M., Fräulein A. in B., Frau A. L. in St., G. E. in D., M. G. in O., J. W. in M., S. in D., Inspektor R. in M., B. in L., P. L. in B., A. L. in Pf., Dr. K. in D., H. F. in F., J. D. in M., P. K. in M., A. D. in B., Prof. F. K. in R., M. v. G. in Z., E. K. in M., Frau E. in M., C. F. in K., R. R. in P., R. L. in O., C. G. in G. B., F. B. in K., L. Z. in M., Hofschauspieler R. in C., J. Sp. in C., E. L. in P., E. B. in W., F. G. in G., J. R. B. in O., Prof. F. in Sch., Direktor J. in Sch., J. B. in J., C. G. M. in J., J. H. in W., A. B. in J., E. W. in W., B. Th. in H., H. R. in B., H. in D., C. S. in D., E. H. in L., Frau v. B. in W., E. H. in W., H. P. in W., C. H. in W., J. Sch. in H., A. R. in W., G. C. in B., L. P. in W., E. F. in W., G. L. in W., A. O. in W., H. K. in W., A. Sch. in G., L. M. in L., K. B. in C., D-l-ch in R., Rektor D. in R., C. G. in C., L N. in L., A. H. in G., Frau R. T. in J., C. K. in B., F. H. in H., H. in U., M. Sch. in C., W. B. in St. P., W. in W., J. P. in Z., F. H. in U., P. W. in L., A. K. in H., B. Sch. in P., J. H. in P., W. M. in St. P., G. L. in B., A. K. in H., E. R. in H., R. M. in B., E. M. in W., F. B. in H., D. in D., E. K. in B., C. S. in O., J. H. in B., R. R. in B., J. S. in W., G. L. in M., F. J. in B., A. M. in H., W. E. S. in R., P. in B., P. B. in St. P., P. M. II in O., S. J. v. Sch. in Gh., L. L. in M., Dr. W. in G., L. P. in K., Dr. F. in D., Dr. L. in B., G. in B., O. F. in F., Hauptmann B. in A., H. N in S., F. W in F., W. B. in A., G. A. S. in G., J. P. M. in R., L. G. in W., J. Sch. in M., Baronin P. in L., H. R. in C., O. S. in P., R. v. W. in G., H. in D., L. R. in S., E. R. in A., R. G. in W., Dr. K. in E., E. F. B. in G., R. L. in H., E. B. in W., A. M. in C., D. B. in W., C. H. in W., Dr. B. in H., G. H. in W., W. W. in St., H. v. H. in W., A. T. in W., Revisor B. in C., R. K. in B., K. J. in G., F. G. in K., F. P. in W. N., Th. Sch. in W., A. H. in W., Freiherr v. F. in A., F. H. in B., E. St. in T., J. H. in W., H. K. in W., A. F. P. in T., Regierungsrath v. Sch. in W., G. P. in P., R. M. in C., C. R. in D., J. Th. in O., Prof. R. H. in P., M. Sch. in B., J. B. in W., O. W. in B., A. L. in G., G. in B., K. A. D in B., A. G. in Z., C. M. in St., Frau v. M. in Ö., A. M. in D., F. Sch. in D., J. S. in D., R. Sch. in M., O. L. in H., A. R. in D., H. W. in D., M. L. in L., C. G. Sch. in S., Frau M. in R., C. Sch. in D., J. St. in K., A. L. in G., R. R. in B., H. H. in E., H. K. in Th., S. A. in P., B. K. in R., J. L. in M., Th. H. in M., J. R. in J., J. P. in P., E W. in W., G. B. in A., F. H. S. in D., J. B. in A., F. Sch. in O, A. Sch. in L., Major B. G. in L., A. W. in M., O. M. in S., B. H. in St., Dr. P. in W., M. B. in Sch., F. St. in S., L. G. in F., G. W. in J., K. R. in M., F. v. L. in L., W. Sch. in A., E. R. in P., R. B. in St., L. C L. in L., Dr. K. in K., K. in S., v L. in B., R. K. in W., O. W. in B, G. F in F., R. St. in H., W. H. in K. A. T. in W., E. F. in Sch., A. M. in B.,

Weltpost.

B. G. in L., J. P. in P. S., J. Ch. in J., H. R. in P., Dr. L. in M., Z. in D., A. K. in L., W. G. in M., W. B. in M., Ritter v. Z. in P., E. K. in C., M. T. in B., E. R. in A., J. P. in P., W. F. in S., O. B. in L., F. D. in E., M. in W., E. U. in R., C. S. in B., K. F. in B., Dr. W. St. in P., Frau E. L. in Sch., L. in T., O. R. in K., B. in R. M., Dr. H. in F., L. in W., Litterar. Gesellschaft S., P. B. in B., H. H. in A., R. in A., A. Sch. in M., E. R. in H., Dr. H. in H., Studenten-Club in W., H. in B., G. K. in P., T. Sch. in L., C. H. in B., H. K. in H., W. in B., L. S. in H., G. B. in H., G. K. in H., B. K. in O., G. W. R. in B., C. O. in H., H. A. in B., O. C. in B., R. B. in A., B. H. in O., R. H. in O., Amtsrichter W. in R., Pastor R. in W., H. R. in F., M. H. in F., A. F. in C., M. W. in K., H. H. in R., A. J. in R., U. J. in B., H. T. in D., F. B. in C., E. Z. in H., B. in B., A. A. in T., W. R. in B., R. H. in G., E. K. in G., C. L. in C., M. B. in B., C. Sch. in H., Frau S. R. in K., Dr. St. in L., C. Sch. in H., Th. B. in W., P. H. in H., C. W. in Sch., A. K. in F., C. O. in St., Frau v. L. in E., St. in R. C., K. St. in Z., Dr. O. Z. in W., A. M. in S., S. v. B. in F., J. P. in W., P. F. in P., R. R. in W., T. T. in M., Ritter v. K. in P., Fräulein M. Z. in M. E. R. in P., L. D. in S., H. M., in B., R. in Sp., A. B. in R., K. v. H. in W., C. D. in R., J. G. in R., H. W. in A., L. K. in M., C. R. in B., M. C. in Ch., K. in L., F. D. in R., R. K. in S., M. J. in D., S. P. in B., E. R. in Sch., A. v. d. B. in B., W. P. in T., P. Z. in D., Sch. in St., A. St. in G., E. P. in O., E. R. in B., W. M. in W., O. W. in B., M. T. in G., O. K. in K., D. in K., Sanitätsrat Sch. in C., R. M. in B., J. H. in G., C. K. in B., W. L. in St., E. E. in W., L. M. in W., M. P. in W., A. R. in J., Dr. R. in St., J. D. in P., E. St. in H., M. W. in B., J. Sch. in F., Graf v. R. in B., C. P. in W., Prof. H. in B., M. H. in B., H. R. in A., W. R. in W., A. L. in W., E. M. in H., P. St. in Z., J. B. in L., Sekretär K. in B., E. K. in R., C. K. in B., J. B. in E., H. M. in G., J. St. in R., E. D. in M., Bürgermeister G. in B., Sch. in Z., L. in B., F. Sch. in P., R. F. in B., H. W. in B., J. P. in W., G. J. in W., G. F. in F., B. in B., P. L. in H., C. M. in Z., E. D. in B., Bankdirektor E. in H., J. B. in B. O., E. H. in H., B. H. in T., G. in B., J. D. in S., O. G. in R., M. W. in W., J. R. in Z., St. in Z., E. v. B. in D., M. St. in W., J. B. in W., A. B. in W., P. R. in O., J. K. in U., H. L. R. in R., E. R. in M., M. L. in M., P. P. in B., Ch. S. in F., R. J. in R., Th. C. in B., J. R. in W., B. v. Z. in C., A. Sch. in R., E. K. in P., E. G. in F., Frln. v. Sch. in B., H. J. in P., A. B. in S., E. H. in H., Sch. in H., M. M. in W., J. J. in A., C. Sch. in B., J. R. in H., H. Z. in W., K. D. in L., C. W. in P., J. U. A. in B., Lesevereln d. L. in M. O., F. W. in B., Frau P. A. in B., Dr. St. in P., C. B. in M., E. K. in W., Frln. v. B. in K., A. M. in L., J. K. in M., H. St. in M., W. L. in M., G. Sch. in A., C. F. in

Weißenburg.

890 Meter über dem Meere. Eisenbahnstation Thun. Schweiz.

Altbewährter Kurort für Husten- und Lungenkranke.

Berühmte Therme; windgeschützte, hochromantische Lage. Mildes Alpenklima Herrliche Tannenwaldungen; wunderbar weiche, staubfreie und reine Luft; kuraemäße Befestigung und vorzügliche Milch. Bäder und Douchen. [1257]

Saison vom 15. Mai — 1. Oktober.

Kurarzt: **Dr. H. Schnyder.** Besitzer: **Gebrüder Hauser.**

Die höchst interessanten Memoiren

der letzten Liebe

HEINRICH HEINES

(genannt Mouche)

sowie der mit Spannung erwartete neuste Roman von

E. WERNER

Ein Gottesurteil

beginnen demnächst in der Illustr. Zeitschrift

Schorers Familienblatt.

Preis vierteljährlich 2 M. in Wochen-Nummern. — Auch in Heften zu 50 Pf. —

Nach wie vor ist Schorers Familienblatt bereits die Höhe von 75.000 Abonnenten erreicht und wird von der Presse als die beste illustrierte Zeitschrift Deutschlands angesehen. Die ersten Schriften [illegible] Man abonniert in allen Buchhandlungen und Postämtern [illegible] Probenummern [illegible] Hefte werden nachgeliefert.

Ein Decamerone der Gegenwart!

Das gelehrte Gründertum im Bunde mit den geheimen Priesterinnen der Venus. Ein Stück Kulturgeschichte und Sittenleben aus der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. M. 2. — (**Ein höchst pikantes Symposion!**) [1238]

Stottern! [1203]

wird briefl. geheilt. Anfr. m. Ret.-Marke an **Arthur Heimerdinger, Straßburg i E.**

Für junge Mädchen! [875]

Lilly's Stickmuster-Album.

Eine Sammlung stylvoller Stickmuster. Entw. u. gez. in der Gewerbeschule für Mädchen in Hamburg. 12 Tafeln mit 48 Mustern in eleg. Mappe 3 Mark.

Harburg a. E. **Gustav Elkan.**

Stottern!

heilt gründlich **C. A. Kutscher, Hannover.** — Prospecte gratis. Kein Risiko, da nur von Geheilten Honorar beansprucht wird. [1245]

Das Placirungsinstitut

der Frau **Henriette Rottmann,**

München, Türkenstr. 80, II

empfiehlt den geehrten Herrschaften: Lehrpersonal, Gesellschaftsdamen, Repräsentantinnen, Stützen der Hausfrau, Buchhalterinnen, Ladnerinnen, Bonnen und Kammerjungfern. [940]

Beste Referenzen.

Flotho & Kaiser, Cöln

Importeure [921]

Griechischer Weine.

Versandt in Flaschen u. Fässern.

Preis-Courant franco.

Unsere Zeit und ihr Leid.

Nicht alles, was uns die vorgeschrittene Civilisation gebracht hat, gereicht uns zum Vortheil, wie alles vielmehr in der Welt seine zwei Seiten hat, so sind auch mit der verbesserten und verfeinerten Lebensweise mannigfache Uebelstände bei uns eingezogen.

Wer wollte z. B. bestreiten, daß unsere jetzige, gegen früher total veränderte Lebensweise die Ursache so vieler Körperstörungen ist, die man früher wenig oder gar nicht kannte, während sie heute die weiteste Verbreitung gefunden haben. So sind u. A. Bleichsucht und Blutarmuth und das Heer der aus denselben entspringenden Leiden aller Art in den allermeisten Fällen auf die aus den mannigfachsten Ursachen hervorgerufene schlechte Blutbildung zurückzuführen. Es gehört heute nicht mehr zu den Seltenheiten, blühende Mädchen und Frauen plötzlich dahin welken zu sehen. Die vordem rosigen Wangen bedeckt eine eigenthümliche Blässe, die Munterkeit verliert sich und macht einer nervösen Gereiztheit Platz, die Verdauung ist gestört, was sich durch Aufstoßen, Hartleibigkeit, Blähungen, Athembeklemmungen ꝛc. ꝛc. deutlich zu erkennen gibt. Man sucht nur zu häufig derartige Erscheinungen raschem Wachsthum zuzuschreiben und erst wenn häufiger Farbenwechsel, allgemeine Ermattung, Ekel und Erbrechen, Ohnmachten, Herzklopfen und leichte Fieberanfälle ꝛc. eintreten, schaut man sich nach Hilfe um.

Dies ist ein großer Fehler und sollte man, wenn sich die ersten Anzeichen eintretender Bleichsucht und Blutarmuth einstellen, unverzüglich geeignete Maßregeln ergreifen, weil das Uebel in seinem ersten Stadium viel leichter und rascher zu beheben ist, als wenn es schon tiefere Wurzel geschlagen hat. Die von Dr. Liebaut, dem berühmten Chefhospitalarzt, verfaßte Broschüre, welche, in gemeinverständlicher Sprache geschrieben, Jedermann zugänglich ist und deren Durchlesen nur angelegentlich empfohlen werden kann, gibt übrigens alle wünschenswerthe Auskunft, wie man sich in Fällen, wie die vorerwähnten, zu verhalten hat, um auf naturgemäßem Wege in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine vollständige Beseitigung des Leidens herbeizuführen. Die Broschüre Dr. Liebaut's Regeneration ist à 50 Pf. in **Stuttgart** bei **J. Ullrich's** Buchhandlung, Eberhardsstraße 55, zu haben. [1179]

Weltpost.

H., Tierarzt Z. in R., H. J. in O. L., G. St. in B., W. R. in L., A. W. in G., E. K. in K., J. K. in P., Frau Dr. R. in W., F. Sch. in L., A. B. in M., J. K. in R. J., J. K. in L, F. J. in L., J. K. in S., B. in M., G. B. in G., F. K. in St., A. Sch. in D., R. M. in L., A. K. in K., C. K. in K., Frln. L. Sch. in K, E. C. in C., B. K. in M., R. L. in H, C. T. in St., Dr. M. in L, C. P. in K., H. R. in M., A. H. in R., W. in Sch., H. Sch. in B., A. W. in M., C. B. in B., M. Sch in O., O. M. in W., H. in W., F. C. in B., H. S. in Sch., E. Th. in M., H. Sch in P., B. W. in L., A. B. in A., M. F. in L., W. B. in K. bei R., Dr. G. Z. in K., Sch. in M., C. L. K. in W., Frau G. in Gh., O. J. in K., B. Sch. in B., L. J. in M., Gh. u. B. in H., J. R. in H., K. R. in A., J. R. in E., T. in C., L. L. in H., A. A. in St., H. B. in H., A. E. in C., E. B. in H., M. R. in D., O. L. in St., J. H. in K., G. Sch. in N., R. W. in E., G. F. in E., P. M. in K., C. O. in C., G. in W., H. H. in H., F. in L., T. K. in W., C. R. in B., T. B. in W., M. F. in B., A. J. in W., Dr. R. in G., K. H. in W., G. H. in M., A. B. W. in J., A. J. in M., K. K. in H., E. L. in M., C. S. in G., C. C. in M., F. B. in J., Dr. Z. in Z., J. F. C. in W., M. in B., A F. in L., F. D. in O., L. in P., G. D. in K., M. B. in Pf, B. P. in B., O. H. in H., E. P. in R., A. S. in W., B. L. in B., W. B. in B., G. R. in B., A. S. in L., O. M. in B., A. B. in B., Obermedizinalrat Dr. Sch. in G., C. St. in H., E. W in H., G. in L, C. A. E. in B., E. G. in M., E. Sch. in P., Dr. A. v. R. in W., R. Z., H. L. in B., G. B. in D., E. F. in R., M. W. in A., H. Sch. in B., W. B. in B., E. B. in H., W. Sch. in L., A. B. in K., E. R. in St., H. L. in H., H. H. in B., L. in J., J. L. in H., Dr. Sch. in G., R. M. in L., H. Z. in B., C. B. in H. E. H., Sch. in G., M. B in M., G. B. in C., C. P. in B., G. B. in D, C. R. in E., F. M. in L, H. R. in B., A. F. in B, Kaufmännischer Verein in B., C. W. F. in P., O. B. in A., R. in St., P. B. in E., A. R. in T., Th. W. in D., H. M. in K., A. A. in Pf., R. Sch. in B., A. G. in B., A. B. in M., J R. in A., R. in R., K. B. in M., Frau Ep. in S., C. A. in B., Landrat Dr. A. in Sch., A. B. in Z., H. v. F. in H., Turnverein B., C. W. M. in M., D. W. in B., Prof. H. in R., K. G. in S., C. B. in W., Dr. A. M. in O., R. M. in Z., P. St. in H., G. K in H., F. P. in E., D. W. in W., G. Sch. in Z., G. R. in O., H. S. in W., K. K. in W., J. K. in W.

W. H. in L. Natürlich muß es statt Promachos, Minerva Promados, S. 166 möglich st. unmöglich und Lyrik st. Logik heißen.

F. Hh. Gesammelte Gedichte von Wönig sind bisher nur 1871 u. d. T. „Heideroſen" erſchienen. Von dieſer Hebel-ausgabe iſt uns nichts bekannt.

F. W. in **Ober-Weistritz.** Iſt uns augenblicklich auch nicht bekannt. Wir werden uns erkundigen.

H. B. in **Ch.** Ad notam genommen!

Wohlmeinender Abonnent. Wir können viel gegenteilige Meinungen anführen, hoffen auch mit der Zeit auf Verbeſſerung.

AU BON MARCHÉ.

Einziges Haus, welchem der Titel **Au Bon Marché** wegen der Billigkeit u. streng soliden Qualität seiner Waare mit Recht zuerkannt wird.

Firma: **Aristide Boucicaut.**

NOUVEAUTÉS.

PARIS.

Billige und reelle Bedienung ist der beständige Grundsatz der Firma

AU BON MARCHÉ.

Das Haus **Au Bon Marché** kennzeichnet sich als das größte und besteingerichtete Waarenlager und als eine von allen Fremden besuchte Sehenswürdigkeit.

Wir beehren uns, die geschätzte Damenwelt zu benachrichtigen, daß die Ausgabe unseres illustrirten Preiscourants für die Sommersaison erschienen ist und wird derselbe auf Verlangen Jedermann **portofrei** zugesandt werden. [1253]

Ebenso verschicken wir auf Wunsch gratis und **portofrei** jegliche Proben unserer neuesten **Seiden- und Wollen-Modestoffe, bedruckten Stoffe** u. s. w., sowie auch die Albums, Beschreibungen und Abbildungen der von unserer Firma geschaffenen neuen Toiletten, fertigen **Roben** und **Kostüme, Mäntel und Ueberwürfe, Damenhüte, Röcke, Unterröcke** und **Morgenröcke, Anzüge für Knaben und Mädchen, fertige Weißwaaren und Leibwäsche, Sonnenschirme, Handschuhe, Kravatten, Blumen, Federn, Damenschuhe** u. s. w. u. s. w.

Wir bringen in Erinnerung, daß die Errichtung unseres Speditionshauses in Köln a. Rh. uns gestattet, alle Bestellungen von 25 Francs aufwärts, mit Ausnahme der Möbel und Bettgeräthe, nach ganz Deutschland **portofrei bis zum Bestimmungsort** zu liefern. Nur der eigentliche Eingangszoll ist vom Empfänger zu tragen.

Das Haus **Au Bon Marché** hat für den Verkauf keine Filialen, Reisende, Agenten oder sonstige Vertreter. Vor jedem Angebot behufs Vermittlung wird ernstlich gewarnt.

Aepfelwein

aner. reinst. Qual. p. Lit. M. 0,25, sowie

Aepfelwein-Champagner

pro Flasche M. 1,35 empfiehlt

Joh. Georg Rackles,

Frankfurt a. M.

Frankfurter Aepfelwein-Kelterei und Versandt-Geschäft.

(Gegründet 1854.) [1249]

Die geehrten Leser dieser Anzeige belieben sich die Firma des **Fabrikanten und Kaiserl. Königl. Hoflieferanten F. V. Grünfeld, Landeshut in Schlesien** vorzumerken, um bei Bedarf in **weissen wie bunten Leinen- und Baumwollen-Waaren, Tisch-Gedecken, Handtüchern, ganzen Ausstattungen** etc. sich Preis-Liste oder Muster kommen zu lassen, welche portofrei versandt werden. [1254]

Wormser Brauer-Akademie.

Programm und Auskunft für den nächsten Cursus zu erhalten durch die [1221] Direktion **Dr. Schneider.**

In neuerer Zeit wurden von unseren **Koryphäen der medicinischen Wissenschaft** die **Rich. Brandt'schen Schweizerpillen** einer Prüfung unterworfen und dieselben für ebenso sicher wirkend, wie angenehm zu gebrauchen, und durchaus unschädlich erklärt.

Gegen **Congestionen, Schwindelanfälle, Unreines Blut, Appetitlosigkeit, Verstopfung, Blähungen, Leber- & Gallenleiden, Hämorrhoiden,** überhaupt gegen Verdauungs- und Unterleibsstörungen haben sich die **Rich. Brandt'schen Schweizerpillen** in unzähligen Fällen bewährt und als dasjenige Mittel erwiesen, welches die vorzüglichsten Eigenschaften in sich vereinigt. Dies sind denn auch die Gründe, auf welchen der Weltruf der Rich. Brandt'schen Schweizerpillen sich basirt. Der billige Preis von M. 1 pro Dose machen dieselben Jedermann zugänglich, doch achte man darauf, die ächten Rich. Brandt'schen Schweizerpillen zu erhalten, welche auf der Dose ein Etiquett, wie obige Abbildung zeigt, tragen. **Zu haben in den meisten Apotheken des In- und Auslandes,** u. A.: **Berlin:** Straußapotheke, Einhornapotheke; **Breslau:** Apotheker Dr. Weißstein; **Cöln:** Einhornapotheke; **Dresden:** Mohrenapotheke; **Frankfurt a. M.:** Adlerapotheke; **Hamburg:** Apotheker A. Koch; **Hannover:** Löwenapotheke; **München:** Rosenapotheke; **Strassburg i. E.:** Meisenapotheke; **Stuttgart:** Apotheker Reihlen u. Scholl. Oesterreich: **Wien:** Apotheker B. Groß, Hoher Markt 12. Schweiz: **Genf:** Apotheker A. Sauter. [866]

Weltpost.

G. W. in **G.** Wir empfehlen Ihnen die Sämereien der rühmlichst bekannten Kunst- und Handelsgärtnerei von J. C. Schmidt in Erfurt, die in einer sehr geschmackvollen kolorierten Mappe ein Samen-Sortiment von 12 der schönsten Sommerblumen für das freie Land versendet. Jede Samentute ist mit der wohlgelungenen farbigen Abbildung der betreffenden Blume und dem lateinischen Namen, sowie den erforderlichen Anweisungen für die Behandlung, Zeit der Aussaat &c. versehen. Die elegant ausgestattete Kollektion ist Blumenfreunden und -Freundinnen als anmutige Gabe zu empfehlen und dürfte sich auch als hübsches kleines Geschenk sehr wohl eignen. Der Preis ist Mark 1. 50 incl. Porto

G. M in **L.** Die betr. Autoren werden je einen Band erhalten. Mitteldeutsches erscheint bald, diese Bände erfordern eben die längste Vorbereitung

Abonnent in **E.** Es genügt, den Brief einfach an die hiesige Loge zu richten

G. J. K. in **W.** Für „die drei neuen Abonnenten" vielen Dank. Nur so weiter und wir können unsere Leistungen stetig vervollkommnen. Ihren ausgesprochenen Wunsch bitten wir etwas mehr zu präzisieren.

H. M. in **W.** Für Verse, wie die folgenden:

Herr der Himmel, laß Dich warnen
Thu' nicht plaudernd Rom umgarnen

oder

Daß die wilden Heidenscharen
Können Christen schonen thun

verlangen Sie ein „rücksichtsvolles" Urteil. Das wäre vielleicht am Platz, wenn Sie noch auf den untersten Bänken der letzten Klasse ihre Beinkleider zerrissen und dann wünschten, ich möchte Ihnen den väterlichen Rat geben, lieber weniger dekolletierte zu kaufen, als solch elende Reimereien in die Welt zu setzen.

H. K. in **G.** Vielen Dank für den originellen, allerdings nicht ganz saubern Witz.

J. A in **Sch.** Das ist ganz korrekt, die Strafe, welche die einzelnen Verbrecher trifft, wird dem Strafgesetzbuch entsprechend ausgesprochen, einerlei ob die Durchführung praktisch möglich ist

E. J. in **W.** Entsinnen uns Ihrer Gedichte nicht mehr, was bei der Fülle der Einsendungen auch kaum zu verlangen ist. Es wird alles Einlaufende beantwortet, freilich bedingt manchmal die Menge des vorliegenden Stoffe kleine Verzögerungen.

A D in **Rumänien.** Mit ihren „... so schönen verführerischen Augen" verfuhren Sie zu keinem Abdruck Ihrer wertlosen Gedichte

M. in **St.** Hinter dem Pseudonym Gregor Samerow verbirgt sich Reg.-Rat. Osk. Meding (Schl Wohldenberg b Derneburg). Der Schriftsteller Max Schlesinger wohnt Wien IV, Hotel goldenes Lamm. Auskunft auf alle derartigen Fragen gibt Kürschners Deutsch. Lit.-Kalender.

L L in **M** Ihr Wunsch soll in Erwägung gezogen werden. Die Gedichte gefallen uns wenig

Amerik. Leser. Unsere Zeitschrift wird nie die christliche Gesinnung Ihrer Leser verletzen.

L G. in **M.** Sind reichlich versehen, müssen also danken

S A in **P.** Vielen Dank für Ihre freundl. Zeilen und den Beitrag zur Erläuterung des Simplizissimus. Leider liegt es nicht in meiner Macht, Ihnen die Signale separat zugehen zu lassen. Der von vielen Seiten ausgesprochene Wunsch läßt sich leider nicht real fixieren.

Die feinsten Parfums sind:

Lohse's Maiglöckchen —

Lohse's Heliotrope blanc —

Neu!

Lohse's Excelsior Bouquet —

in Flaschen à 2 M.; grössere 3 M. und 5 M. 50 Pf.

Gustav Lohse, Kais. Königl. Hof-Parfumeur,

Berlin, W., Jäger-Strasse 46. [947]

Ausführliche Preislisten gratis. Aufträge nach ausserhalb prompt.

Für Stotternde!

Oeffentl. Dank u. Empfehl. spreche ich Hrn. Insp.-Vorst **Mosetter** in **Karlsruhe** f. Heilung m. Sohnes v. sehr schwerem Stottern, sowie f. d. liebevolle u. fürsorgl. Behandl. u. Aufn. dess. hierm. aus. Altbürgermstr. **K. Schmid** in **Hausach.** [1244]

Griechische Weine

1 Probekiste
mit **12** ganzen Flaschen
12 ausgewählte Sorten von Cephalonia, Corinth, Patras u. Santorin.
Flaschen u. Kiste frei.
Ab hier zu **19** M. 50 Pf.

1 Postprobekiste
mit **2** ganzen Flaschen herb und süss.
Franco nach allen deutschen u. österr.-ungar. Poststationen gegen Einsendung von **4** Mk.

J. F. Menzer,
Ritter d. K. Griech. Erlöserordens.
Neckargemünd.

Mineralwasser-Maschinen
neuester Construction. [1239]
Deutsches Reichs-Patent Nr. 25,778
Theodor Keil, Halle a/S.

Einbruchsich. u. feuerfeste **Eisenkassetten** als Ersatz für Kassenschränke, im Preise von M 10. — bis M. 160. —
Illustr. Cataloge gratis und franco durch die Kassettenfabrik von **Gust. Ginthum** in Heidelberg [1245]

Linnaea
Naturhistorisches Institut
(Elsheimerstr. 7, Frankfurt a. M.
Großes Lager **naturhistorischer Gegenstände**, besonders in **Conchylien, Vogelbalgen** und **Vogeleiern.** [1236]
Cataloge franco und gratis.

Gesichtshaare
entfernt nach **einmaligem** Gebrauch und **für immer** das neue unschädliche, ärztlich empfohlene Mittel. Preis 3 M. amtlicher Begutachtung. [1197]
F. Marcalouse, Prag-Smichow.

LUNGEN-LEIDENDE
mache ich auf meine, noch in **vorgeschrittenem Stadium** zu **sicherem Erfolg** führende Heilmethode aufmerksam. **Selbst brustkrank gewesen**, heile ich jetzt brieflich, auf **vieljährige Erfahrung** gestützt, **Blutspucken, Asthma, Bronchialkatarrh** u. speziell **Tuberkulose** (Schwindsucht) sogar in **verzweifelt. Fällen**, u. stehe mit **Zeugnisse u. Person.** aus allen, auch den **höchst. Kreis.** j. Seite. **Paul Ruppert, Görlitz i. Schl.**

Heinr. Kleyer,
Fabrikant der **„Herold"**, Frankfurt
2- und 3rädr. Velocipede für Erwachsene und Kinder. Velocip.-Rohtheile.

Frankfurt a. M.
General-Agent der [900] **„Coventry Club"**, Sicherheits- u. **„Salvo"** Bi- und Tricycle. Ersatzth. u. Zubehör. — Neue Prosp. gratis.

Weltpost.

A. M. in **Ruhrort.** Einige gute Gartenzeitschriften (deutsche) sind: für sämtliche Zweige des Gartenbaus vor allen andern „Wiener illustrierte Gartenzeitung", (Preis M. 16. — fl. 8. jährlich) erscheint monatlich bei Wilhelm Frick in Wien, dann auch „Deutsche Gärtner-Zeitung" (Preis M. 7. jährlich), erscheint dreimal jeden Monat in Kommission bei Hugo Voigt in Leipzig; ist Organ des deutschen Gärtner-Verbandes mit dem Sitz des geschäftsführenden Ausschusses in Erfurt. Eine schöne Zeitschrift ist auch „Rheinisches Jahrbuch für Gartenkunde und Botanik", das jeden Monat für eine Mark bei Emil Strauß in Bonn erscheint. Für Obstbau: „Pomologische Monatshefte", die monatlich bei Eugen Ulmer in Stuttgart erscheinen (Preis M. 9. für den Jahrgang). „Oesterreich-ungarischer Obstgarten" (jährlich fl. 4. — M. 8.) erscheint monatlich zweimal in der Expedition Wien VI, Mollardsgasse 41; behandelt auch Gemüsebau u. a. hauptsächlich Blumenzucht, aber auch andere Zweige des Gartenbaus behandelt die ausgezeichnete Monatsschrift. „Die Gartenflora" von E. Regel, erscheint monatlich bei F. Enke in Stuttgart, Preis M. 15. jährlich. Schließlich die „Garten-Zeitung" von Dr. L. Wittmack, erscheint wöchentlich bei P. Parey in Berlin, Preis M. 16. jährlich. O. H.

L. F. in **W.** Ihre Frage nach der „papiernen Krone" im „Fiesco" (II, 17) hätten Sie in der Schiller-Ausgabe in Kürschners „Deutscher National-Litteratur" (Schiller III, S. 373) beantwortet finden können. Es ist die Papiermanschette, die anbrennt, wenn das Licht herabgebrannt ist. Romano will sagen: Die Menschen seien mit Zeitungsruhm (der „papiernen Krone") freigebiger als mit Geld.

O. L. in **W.** Sie können sich das Zimmer-Treibhäuschen ja ganz nach Ihrem Ermessen herstellen lassen und ein nur einigermaßen geschickter Handwerker wird es Ihnen nach der Beschreibung sicherlich in bester Weise anfertigen. Auf die Größenverhältnisse nach Strich und Linien kommt es ja in der That gar nicht besonders an. Der Blechkasten hat lediglich den Zweck, das heiße Wasser aufzunehmen; die Asche soll dazu dienen, einerseits die Wärme länger zu erhalten und andrerseits zu verhindern, daß dieselbe unmittelbar auf die Pflanzen als Hitze einwirke. Die Größenverhältnisse im übrigen sind von untergeordneter Bedeutung. (Dr. K. R.)

W. M. in **B.** Handelt sich doch natürlich nur um eine scherzhafte Lösung.

J. B. G. in **F.** Wenden Sie sich an die Verlagshandlung von Waldow in Leipzig.

A. Ge. in **H.** Sie haben vermutlich erst neuerdings ein Abonnement genommen und sind so in den Besitz neugedruckter Hefte gekommen, denen die Beilagen fehlen.

L. L. in **B.** Raten zu dem Bulldoggrevolver für 12 M.

H. D. in **L.** An verspäteter Lieferung der Hefte sind stets nur die betr. Buchhandlungen 2c. schuld, da der Verlag regelmäßig und pünktlich expediert.

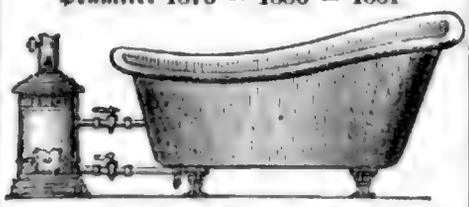
A. B. in **D.** Wollen sehen, ob sich das thun läßt.

F. H. in **D.** 1) Sanders Sprachbriefe waren empfohlen. 2) Toussaint-Langenscheidt geben wir den Vorzug. 3) Ob groß ob klein, hängt von den Bedürfnissen ab. Jedes hat seine speziellen Vorzüge. 4) Das genannte Werk über Mnemonik ist uns nicht bekannt. 5) Lösung der Preisaufgabe können wir vorher nicht geben.

Jos. Blank, Heidelberg,

Bade-Apparaten-Fabrik,

Prämiirt 1876 — 1880 — 1881



empfiehlt als Specialität das Neueste und Praktischste in **Patent-Zimmer-Douche-Apparaten,** 24 verschied. Nummern. **Hydr. Universal-Patent-Badeöfen. Cylinder-Badeöfen,** mit und ohne Zimmerheizung. **Patent-Circulations-Badeöfen,** mit denen permanent gebadet werden kann, ohne das Feuer löschen zu müssen. Regulirung des Badewassers auf jeden gewünschten Wärmegrad. Schnellste Heizung. Explosion ausgeschlossen. **Badewannen** in allen Größen, Façons und Ausstattungen. Sitzbadewannen. Geruchlose **Zimmer-Closets. Garten- und Hausfeuerspritzen** 2c. [903]

Illustr. Preiscourante gratis und franco.

Bei **Orell Füßli & Comp.** in **Zürich** ist soeben in II. Auflage erschienen:

Görbersdorf

mit 26 Illustrationen und 1 Karte.

Preis 1 Mark.

Vorstehende Schrift ist für **alle Lungenkranken** ungemein wichtig. Denn von Görbersdorf (durch Dr. Brehmer) ist die Lehre ausgegangen: **die Lungenschwindsucht ist heilbar.** [1227]

Schlagfluß.

Wer ihn fürchtet, oder bereits davon betroffen wurde, beziehe die Broschüre: „Ueber Schlagfluß, Vorbeugung und Heilung", von Rom. Weißmann sen., ehemaliger Bataillonsarzt, Vilshofen, Bayern. (Kostenfrei.) [1255]

Specialität:

Badeapparate

und

Zimmerdouchen

von weltbekanntem Ruf, liefern auf Grund langjähriger Erfahrungen in anerkannter Güte ab **Heidelberg** oder ab **Berlin.**

Illustr. Prospekte versenden franco.

Umsatz bis 1884 5200 Apparate.

Vereinigte Sanitätsapparaten-Fabriken vormals

Lipowsky-Fischer

(C. Maquet) [1156]

Heidelberg, Hauptstr. 25. | **Berlin C.,** Brüderstr. 13.

Weltpost.

A. B. in **S.** Sie scheinen ein wunderlicher Heiliger. Wie es Ihnen möglich war, aus dem Preisrätsel folgende Lösung herauszulesen, ist uns ganz unbegreiflich: „Zu dem neuen Jahrgange laden wir unsere guten Freunde auf das höflichste ein! Kommt, kommt ihr alle, die ihr schon im vergangenen Jahre treue Freunde unseres Blattes gewesen seid!" Das ist geraten, aber nicht gelöst. Zum Geheimpolizisten fehlt Ihnen nicht mehr als alles — übrigens auch als Rätselaufgeber, was Sie als Antwort auf die Einsendung betrachten wollen.

M. M. in **H.-M.** Vielleicht wenden Sie sich an die Stuttgarter Velocipedfabrik von Alb, Silberburgstr. 170.

O. B. in **S.**

Eine Abonnentin aus Berlin. Der Schimpanse kommt wie der Tschego fast im ganzen äquatorialen Afrika vor. Schon der holländische Arzt Nikolaus Tulp erwähnt seiner in seinen „medizinischen Beobachtungen" (1641). Edward Tyson gibt die erste Anatomie desselben. Vor beiden, 1589, brachte der Engländer Andreas Bartel, in Congo in Gefangenschaft gewesen, zuverlässige Nachrichten über den Schimpanse. Vor etwa 200 Jahren dürfte der erste lebende Schimpanse nach Europa gekommen sein. In Afrika heißt er: „Baam", „Instego", „Soko", „Nschiego", „Inschoko", „Barris"; doch dürfte auch unser „Schimpanse" auf eine vaterländische Benennung zurückzuführen sein. Die Franzosen schreiben „Chimpanso", wir schrieben „Tschimpanse", jetzt allgemein „Schimpanse".

A. B. in **M. H.** Hertwig: Krankheiten der Hunde und ihre Heilung (Berlin 1858).

H. M. in **A.** Der Antiquar Scheible hier wird Ihnen gewiß das Gewünschte zu ermäßigten Preisen verschaffen.

W. K. Dank für Mitteilung. Wunsch soll erfüllt werden.

Veritas. Nicht poetische Licenz, sondern Druckfehler.

Viola. Noch nicht reif, aber versuchen Sie es beim „Dichterheim" und haben Sie Dank für Ihre freundliche Gesinnung.

A. B. in **B.** Vielen Dank für Ihre interessanten Mitteilungen. Der betr. Artikel wird für uns nicht ganz geeignet sein, ebenso sind im betr. E. J. offengestanden total anderer Meinung als Sie.

L. B. in **K.** Ihr Brief war für uns eine rechte Herzenserfrischung. Möchten nur Alle so denken, wie Sie. Wir verraten Ihnen übrigens, daß von Pyr ein neuer Roman in unsern Händen ist.

L. M. in **O.** Vielen Dank für die Mitteilung, was darin Wünsche betraf, soll nicht vergessen werden. Der Zeichner ist allerdings Schuster.

Wienerin. Verbindlichen Dank für Ihre freundliche Sendung, die leider lange unterwegs war und durch den Transport gelitten hatte. Trotzdem mundete uns das zu Fragmenten gewordene Backwerk noch sehr gut, ebenso der Inhalt der verschiedenen Büchsen und Flaschen, die ganz geblieben sind. Das sind annehmbarere Gaben als Gedichte.

Abonnent Eger. Ihre Frage ist uns ganz unklar. Auf dem uns vorliegenden Exemplar steht klar und deutlich: „Um 3 Uhr nachmittags am 25. Mai beginnen die Glocken der Kirche zu läuten".

M. A. J. in **M.** Wir sind auf diesem Gebiete mehr als reichlich versehen.

H. M. in **A.** Besten Dank für Ihre freundl. Gesinnung. Ihre Wünsche werden erfüllt werden.

Für Garten- und Villenbesitzer etc.

Carl Schliessmann,

Hoflief., Garten-Ausstattungsgeschäft, Fabrik für Gartenartikel, Spalier-Bauwerke u. -Arbeiten, Zug-Jalousien, Rollläden etc.

in **Castel-Mainz.**

Export nach Belgien, England, Finnland, Holland, Italien, Oesterreich, Ost-Indien, Russland, Schweden, Schweiz, Ungarn etc.

Illustrirtes Preisverzeichniss steht auf Verlangen franco und gratis zu Diensten.

Es enthält: **Spalier-Bauwerke und -Arbeiten** aus gerissenem Eichenholz mit verzinntem Draht gebunden (nächst dem Eisen das dauerhafteste Material) als: **Gartenhäuser, Lauben, Pavillons, Einfriedigungen** (ihrer Solidität und Billigkeit wegen bei den meisten deutschen Bahnverwaltungen eingeführt), **Wand- und freistehende Spaliere, Veranden, Laub- und Bogengänge** etc. Ferner: **Gartenmöbel,** eiserne und von Naturholz, neuester Klappstuhl etc. **Gartenwalzen, Garten- und Treibhausspritzen, Gras-Mäher, Springbrunnen, Vasen u. Hängevasen, Volièren, Schirmlauben, Zelte, Baumschutzkörbe, Blumenbänke, Statuen aus Terracotta, Gartenfiguren aus Thon, Schattendecken für Glashäuser, Zug-Jalousien, Holz-Rouleaux, Holz-Rollläden, patentirte Rollschutzwände, Pflanzenkübel, Strandhütten, patentirte Garten-, Balkons- und Jagdzelte. Vertreter gesucht.**

Höchst wichtig für einen jeden Zeichner

ist wegen bedeutender Ersparniss an Zeit und der nur denkbar exactesten Ausführung **Hasselmann's Patent-Schraffirer,** ein unentbehrliches Zeichnen-Instrument. Allein durch obige Fabrik zu beziehen, welche franco und gratis Prospecte versendet. [1220]

Friedrichshaller

[1131]

natürliches Bitterwasser, unersetzlich wegen seines Gehalts an Chloriden, von den ersten ärztlichen Autoritäten als mild eröffnendes und kräftig auflösendes **Heilmittel** empfohlen, verdient namentlich bei längerem Gebrauch den Vorzug. Besonders bewährt bei:

Verstopfung, Trägheit der Verdauung, Verschleimung, Hämorrhoiden, Magen- und Darmkatarrh, Frauenkrankheiten, Verstimmung, Leberleiden, Fettsucht, Gicht, Blutwallungen etc.

Friedrichshall bei Hildburghausen. **Brunnen-Direktion.**

Was ist der Husten?

eine Folge von Entzündung der Schleimhäute der Athmungsorgane, welche durch Gebrauch der bewährten Apotheker W. Voß'schen Katarrhpillen alsbald beseitigt wird. Vorräthig à Schachtel Mk 1 in **Aachen:** Löwenapotheke, **Berlin:** Strauß- und Einhornapotheke, **Breslau:** Apotheker Dr. Weißstein, **Cöln:** Einhornapotheke, **Dresden:** Mohrenapotheke, **Hamburg:** Pharmacie Internationale, Neuer Wall, **Hannover:** Löwenapotheke, **Leipzig:** Engelapotheke, **München:** Rosenapotheke, **Posen:** Radlauer'sche Apotheke, **Straßburg:** Meisenapotheke, **Stuttgart:** Apotheker Reihlen & Scholl, **Wien:** Neustein's Apotheke, **Genf:** Sauter's Apotheke.

Nur dann ächt, wenn sich auf jeder Schachtel der Namenszug des pract. Arztes Dr. med. Wittlinger befindet [1183]

In den Apotheken:

ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT

75 Pfennige.

Closets

f. Haus u. Zimmer, **vollständig** geruchlos, mit und ohne Wasserspülung, in einfach, m. elegantest. Ausstatt. v. 9 ℳ an **Closetfabr. Dresden Friedr. Gappisch.**

Illustr. Preisc. **grat. u. franco.** [931]

Jeder Concurrenz die Spitze. [1218] **Massenproduction v. Photogr. u. Lichtdruckb. fertige 1000 St. von 18 M. an. Adolph's Photogr. Kunstanst. Löbau i. S.** Verl.-Catal. vers. franco überallh. g. 30 Pf.

Cognac

Deutsches Product in Export-Comp. für ***Deutschen Cognac, Köln a. Rh.,*** *garantirt frei von jeder künstl. Essenz, reinschmeckend u. von feinem Aroma, ist* **ganz bedeutend** *billiger als französ. Erzeugniss gleicher Qualität.* **Probeweise** *stehen 4 halbe Flaschen von 4 Qualit. gegen Einsendung von M. 5.50 franco zu Diensten.*

Harzer Kümmelkäse

versendet gegen Nachnahme oder Kassa, 10 Pfund Kisten 3 M. 60 Pf. franko, bei Posten billiger, die Käserei von

Stiftedt b. Minsleben a. Harz

[1258] **A. Seif.**

f. vernichtet, sicher schiessend à ℳ 8. —
Zimmerbüchsen 6 mm. fein mit Stecher, gezog. Lauf ℳ 16. — ohne Stecher ℳ 12. —
Zimmerpistolen à ℳ 6., 8., 11., 14. etc
Jagdflinten Lefeauch. mit Doppelschlüssel à ℳ 30. — 34. —, 40. —, 48. —, 60. — etc.
do. Centralf. à ℳ 45. —, 52. —, 60. — etc.
Versandt unt. Garantie geg. Nachnahme.

Johs. Wahl, Waffengeschäft,
Stuttgart.

Griechische Weine

eingeführt von der Firma

Friedr. Carl Ott, Würzburg u. München.

Probekiste 12 große Flaschen in 12 vorzüglichen Sorten: Kiste, Flaschen und Verpackung frei – für

Mark 19 ab Würzburg.

Preisbuch gratis und franco.

Siebenſchläfer.

Novelle von Otto Roquette.

Es gibt poetiſch angeregte Naturen, welche jedem Eindruck mit gleicher Empfänglichkeit offen ſtehen, wie der Dichter ſelbſt, ohne den Drang zu fühlen, ſich mit ihrem Empfinden nach außen hin zu bethätigen. Iſt es ihnen aber gegeben, ſich ſogar in Verſen auszuſprechen, welche nicht für die Oeffentlichkeit, nur für die Gelegenheit und den engſten Kreis beſtimmt ſind, ſo gehören ſolche Leute zu den beglückteſten Sterblichen. Denn ſie verſtehen ihr Daſein poetiſch auszuſchmücken, und haben nichts von den Widerwärtigkeiten zu befahren, welche dem künſtleriſchen Geſtaltungstrieb von außen her entgegentreten. Sie werden gewöhnlich mit dem Namen Dilettanten bezeichnet. Ich nenne ſie lieber: Die Stillen im Lande der Dichtung. Denn die große Welt der Kunſt mit ihren Gefahren wollen ſie nicht betreten, nur aus ihrer ſchönen Innerlichkeit einen poetiſchen Lichtſchimmer über die eigne kleine Welt verbreiten.

Zu dieſen Stillen im Lande der Dichtung gehörte der alte Konrektor Volmar. Obgleich er nur noch wenige Stufen bis zu ſeinem ſiebzigſten Lebensjahre zurückzulegen hatte, ſtanden ihm Phantaſie, Ausdruck und Reime noch ausgiebig zu Gebote, um alle feſtlichen Tage der Familie, die Erfahrungen des Jahreswechſels, Freuden und Kümmerniſſe des Lebens, dazu die kleinen Ereigniſſe des Hauſes, ja des Gartens und der Studierſtube zu feiern, und zwar in wohlgeformten, empfindungsreichen, zuweilen humoriſtiſchen, und meiſt gar nicht kurzen Gedichten. Sie waren ſo ganz für den gegebenen Fall berechnet, daß ihnen oft nur das Verſtändnis der Familie entgegenkommen konnte, daher denn, wie er nur ſeinen kleinen Kreis im Auge gehabt hatte, an eine Verbreitung über dieſen hinaus nicht gedacht werden konnte. Seine Töchter aber ſammelten dieſe Dichtungen ſorgfältig, und nannten die ſchon ſtark angewachſenen Hefte „des Vaters ſämtliche Werke“. Waren ſie auch gebildet genug, dieſen kleinen Familienſchatz nicht zu überſchätzen, ſo hingen ſie doch mit herzlichem Anteil daran, denn ſie wußten, daß jedes Blatt aus einem glücklichen Gemüt entſproſſen war und eine freudige Stunde des Empfangens bereitet hatte.

Nun begab es ſich, daß nach warmen Junitagen ein heftiges Gewitter durch die Nacht kam und ſich ſtundenlang über dem Städtchen austobte. Schon abends um acht Uhr hatte es die Luft verfinſtert, Regengüſſe über die Dächer herabfluten laſſen, und mit gewaltigen Donnerſchlägen den Widerhall der rings umgebenden Berge geweckt. Noch um Mitternacht blitzte und krachte es durch den dunklen Luftraum, ja die ſtrömenden Waſſermaſſen ſchienen ſich erſt recht ausgeben zu wollen. Dann aber zog es raſch vorüber, und nach einer halben Stunde glänzten die Sterne durch die köſtlich erfriſchte Sommernacht. Der Konrektor Volmar öffnete das Fenſter und atmete die erquickende Luft ein, um dann ſeinen Töchtern gute Nacht zu ſagen; denn man hatte ſich während des Gewitters nicht zur Ruhe begeben, und manches noch erhellte Fenſter, welches ſonſt um dieſe Stunde dunkel zu ſein pflegte, zeigte, daß auch die Nachbarſchaft ſich ſorglich wach erhalten hatte.

Aber der Konrektor war das Frühaufſtehen doch zu ſehr gewohnt, als daß er, auch nach zur Hälfte durchwachter Nacht, nicht um fünf Uhr ſchon wieder friſch auf den Beinen hätte ſein ſollen. Es trieb ihn in den Garten, um zu unterſuchen, wie es mit ſeinen Roſen und anderen Sommerblumen nach dem ſtarken Regen ausſähe. Er fand den Schaden nicht groß, band dies und jenes auf, und machte vorläufige Ordnung, um ſich zu einem Spaziergange durch den Wald zu rüſten. Denn es ging ihm allerlei durch Kopf und Herz, was er zu einer bevorſtehenden feſtlichen Gelegenheit in Reimen ausſprechen wollte, die in den letzten ſchwülen Tagen ſich gar nicht gefügig gezeigt hatten. Heute aber in der erquickenden Morgenkühle hoffte er die flüchtigen einzufangen. Hinter einem Fenſtervorhang grüßte ihn das roſige Mädchengeſicht ſeiner jüngſten Tochter. Er nickte ihr einen Gegengruß zu, verließ das

Haus und bald die noch ſtillen Straßen, um dem Walde entgegenzuſchreiten.

Trotz ſeiner hohen Jahre war Herr Volmar noch ein rüſtiger Fußgänger, der auch ſtärker anſteigende Wege nicht ſcheute. Und man mußte wohl ſteigen können, wenn man in der Gegend ſpazieren gehen wollte, denn das Städtchen lag tief in das Gebirgsthal eingebettet. Bald war der Wald erreicht, der noch träumeriſch im Schatten lag, nur auf den höchſten Wipfeln vom Frühlichte vergoldet. Denn die Sonne mußte ſich hoch über den Bergrücken heben, um ihre vollen Strahlen durch das Buchengrün zu ergießen. Aber ſie kam hell und glorreich herüber, es zuckte, glänzte, funkelte in den noch feuchten Zweigen, und wenn ein Lüftchen durch das Laub ſpielte, tröpfelte es wie ein Sternenregen über die Farnkräuter des Waldbodens.

Der Konrektor kannte dieſe Gegend ſeit Lebenszeit und ſeit mehr als vierzig Jahren hatte er ſie genau ſtudiert. Bei ſeiner Vorliebe für die Naturwiſſenſchaft war er mit den Geſteinsarten der Felſen, mit der geſamten Pflanzenwelt, den Käfern, Schmetterlingen, Vögeln, kurz mit der ganzen Fauna vollkommen vertraut, und hatte Sammlungen von allem angelegt. In den letzten Jahren, da er ſich aus ſeiner amtlichen Lehrthätigkeit zurückgezogen, hämmerte und klopfte er nicht mehr ſo viel an den Steinen, ließ was da fleucht und kreucht zwar nicht unbeachtet, aber doch unbehelligt, und wenn er in der Pflanzenwelt noch ſammelte, ſo geſchah es nur, um einen ſchönen Strauß von Feld- und Waldblumen mit nach Hauſe zu bringen. Bei einer ſolchen ſinnigen Geſchäftigkeit empfand er dann wohl dieſelbe Genugthuung, als ob er ſeine Gedanken in ein Gedicht zuſammengebunden hätte.

Heute aber berührte er keine Pflanze, bemerkte er nur flüchtig, was, durch den Regen der Nacht belebt, ſich kräftiger erhob und ausdehnte, denn auch in ſeinen Gedanken belebte es ſich, dehnte es ſich aus und reihte es ſich aneinander, Verſe und Reime fügten ſich leicht, ſein Gedicht arbeitete ſich ihm im Kopfe gleichſam ſelbſt aus und wurde immer befriedigender und länger. So war er rüſtig fortgeſchritten, bis der ſteiler aufſteigende Weg ihn ermahnte, ſeinen Gang gemächlicher fortzuſetzen. Er wollte noch, an einer Felſenſchlucht vorüber, eine Anhöhe erſteigen, wo ſich zur Fernſicht eine Ruhebank befand, um dort ſein Gedicht als Ganzes innerlich noch einmal an ſich vorübergehen zu laſſen.

Dieſe Felſenſchlucht wurde gebildet durch zwei mächtige gegeneinander geſchobene Felſenwände, welche kaum zwei Perſonen auf einmal einen Eingang gewährten. Das Licht fiel von oben in den gekrümmten engen Pfad und ließ in der Dämmerung die Wände grün von feuchtem Mooſe erkennen, in den Spalten von Farnkraut beſetzt, von welchem die ſickernden Tropfen niederfielen. Nach etwa hundert Schritten erweiterte ſich die Schlucht zu einer großen, völlig gedeckten Höhle, in welche das Tageslicht nur durch eine Seitenſpalte den Weg fand, ohne doch mehr als ein Drittel der Höhle zu erhellen. Herr Volmar hatte ſie ſeit langer Zeit nicht betreten, und, obgleich er des botaniſch und mineralogiſch Intereſſanten genug darin wußte, wollte er auch heute vorübergehen. Und doch mußte er plötzlich ſtehen bleiben, überraſcht und ſtutzend über den Anblick, der ſich ihm darbot.

Im Eingang der Schlucht, und von dem Hintergrunde ſich hell abhebend, zeigte ſich eine Geſtalt, halb Jüngling, halb noch Knabe, in einer, wie es dem Konrektor vorkam, hier zu Lande ganz fremden Tracht. Ein mantelartiges geſtreiftes Gewand fiel von der Schulter in Falten und wurde von der in die Hüfte geſtemmten linken Hand feſtgehalten. Auf dem blonden Kraushaar des Kopfes ſaß ein weit in den Nacken zurückgeſchobener Strohhut. Die ſpielenden Schatten des Laubes fielen auf die untere Hälfte der Geſtalt, während die Morgenſonne das jugendliche Geſicht hell beleuchtete und die Locken über der Stirn wie einen goldenen Kranz erſcheinen ließ. So ſtand die fremdartige Erſcheinung, mit der rechten Schulter an die Felswand gelehnt, und ſchien das Herankommen des alten Herrn beobachtend zu erwarten.

Dieſer blieb wirklich ſtehen und betrachtete ſein fremdartiges Gegenüber einige Augenblicke mit Verwunderung. Endlich begann er die Rede: „Ei, guten Morgen, junger Freund! Schon ſo früh unterwegs?“

„Nur eben erwacht von zweihundertjährigem Schlafe!“ entgegnete der Jüngling mit wohlklingender Stimme, ohne ſeine Stellung zu verändern. „Ich, der jüngſte von meiner Schar, wache am früheſten zum Tage. Wir ſind die Siebenſchläfer. Die andern ſechs ſind noch drinnen in der Höhle. Es iſt der Tag, da wir nach zweihundert Jahren einmal wieder erwachen müſſen.“

Dem guten Konrektor zuckte die Ueberraſchung verwirrend durch die Gedanken. Er erinnerte ſich, daß heute wirklich der 27. Juni war, der Tag, der im Kalender mit dem Namen Siebenſchläfer bezeichnet ſtand. Nun war der alte Herr zwar von lebhafter Phantaſie und durch etwas Romantiſches leicht innerlich erregt, aber doch zu wohldenkend und erfahren, um

an die Erneuerung des Wunders einer alten Legende zu glauben. Aber mit der Spannung ſeiner Aufmerkſamkeit auf die ſonderbare Erſcheinung zerſtoben plötzlich ſeine aufgereihten Verſe und Reime wie eine zerriſſene Perlenſchnur, deren Teile nach allen Seiten fortrollen und für verloren gegeben werden müſſen. „Hm! Hm!“ begann er mit ruhigerer Beobachtung. „Sie bekennen mir recht Merkwürdiges, mein verehrter Herr Siebenſchläfer! Aber ſo weit mir Ihre Legende bekannt iſt, müſſen Sie länger als nur zweihundert Jahre in Ihrer Höhle geſchlafen haben?“

„Anderthalb Jahrtauſende und länger!“ entgegnete der Jüngling unbewegt und in demſelben gelaſſenen Tone.

„Das dürfte ſtimmen!“ ſagte der Konrektor, den das Geſpräch zu beluſtigen anfing. „Aber, mein Beſter, über die Lokalfrage müſſen Sie mich noch aufklären! Es war ja doch in Aſien, wo Sie Ihr Martyrium erlitten —“

„In Epheſus war's!“ fiel der Jüngling unerſchüttert ein. „Zur Zeit, da Decius im römiſchen Reiche regierte, begab es ſich, daß dieſer Kaiſer die heidniſchen Götzenbilder allein geehrt wiſſen wollte, und die Chriſten, deren ſchon viel waren, ſollten ſie anbeten. Und da ſie ſich deſſen weigerten, kam er zornig von Byzanz nach Epheſus, zu verfolgen, zu martern und zu töten, wer nicht die Kniee beugte vor den Götzen. Da ließen ihrer viele ihr Blut für den Glauben, andere aber ſuchten ſich durch die Flucht zu retten. Wir waren aber zu Epheſus ſieben Jünglinge von edler Natur, ſo den Chriſtenglauben von ihren Vätern überkommen hatten und davon nicht laſſen wollten. Da hielten wir unter uns einen Rat und beſchloſſen, dem Tyrannen keine Macht über uns zu geben, ſondern uns zu bergen in einer Höhle, daß er uns nicht fände. Denn er hatte Befehl gegeben, uns und alle Chriſten am nächſten Tage des Todes ſterben zu laſſen. Und wir entflohen zur Nachtzeit und fanden eine tiefe Höhle an dem Berge Anchilos, darin wir uns ſicher glaubten. Aber da die Schergen des Kaiſers uns ausgeſpäht, wollte er, daß wir auch da nicht am Leben blieben, und ließ den Eingang der Höhle zumauern für alle Zeiten, daß wir darin lebend begraben ſein ſollten. Als er aber fortgegangen von Epheſus, ließen die Gläubigen, ſo nach der Stadt heimgekehrt, eine Tafel gießen von Blei, darauf die Namen der ſieben Jünglinge zu leſen waren, und daß ſie in der Höhle den Märtyrertod geſtorben. Als nun auch Decius der Heide mit Tode abgegangen, folgten ihm andere Kaiſer, die das Heidentum abſchafften und ſich zum chriſtlichen Glauben bekannten, und es vergingen faſt zweihundert Jahre, da war das Kreuz überall zu ſehen und Kaiſer Conſtantius auf dem Throne.“

„Bitte um Entſchuldigung!“ warf der Konrektor ein. „Nicht Conſtantius, ſondern Theodoſius, und zwar der Zweite dieſes Namens, muß es geweſen ſein, ſonſt kommen die zweihundert Jahre nicht heraus! Der kleine Irrtum iſt verzeihlich bei Ihrem hohen Alter, mein lieber Herr Siebenſchläfer!“

„Alſo Theodoſius der Zweite mochte es ſein!“ fuhr der Jüngling mit Ruhe fort. „Der Berg aber und die Höhle, darinnen wir eingemauert lagen, war an einen begüterten Mann gekommen, Namens Adolius. Der wollte ein Gebäude errichten und befahl ſeinen Knechten und Arbeitern, Steine zu brechen. Und ſie brachen und wälzten die Steine weg und fanden den Eingang zu der Höhle, erblickten aber uns nicht, und als es Abend ward, gingen ſie fort, von ihrer Arbeit zu ruhen. Da es aber Morgen wurde, erwachten wir ſieben und begrüßten einander gewohntermaßen und vermeinten nur eine Nacht geſchlafen zu haben. Aber wir waren noch in Sorge, daß Decius uns ſuchte und uns Böſes im Sinne trüge. Da wir nun der Speiſe bedurften, um zu leben, hielten wir Rat miteinander und es ward beſchloſſen, einer von uns ſollte auf Kundſchaft gehen und verſuchen von Epheſus Brot für alle mitzubringen und was wir brauchten. Des guten Geldes aber hatten wir genug bei uns. Und die Wahl fiel auf Diomedes, den jüngſten, der zugleich der Gewandteſte und Klügſte von allen war, und ich bin Diomedes, den ſie wählten.“

„Ei ſieh da!“ rief Herr Volmar dazwiſchen.

Diomedes aber fuhr fort; „Und den Weg nach Epheſus fand ich wohl, da ich aber zur Stadt kam, war alles anders geworden. Das war gar nicht mehr Epheſus und war doch keine andere Stadt. Ueber allen Thoren glänzte das Kreuz, die Leute in den Straßen gingen ruhig ihres Wegs, als wüßten ſie nichts von ſchrecklicher Gefahr, aber ich kannte ihrer niemand. Ich ſah die Häuſer meiner Genoſſen, und das meines Vaters, aber es gingen fremde Menſchen aus und ein, ſo mich nicht kannten und beiſeite ſtießen. Da ging ich voll Schreck und Wirrnis weiter, um das Brot für uns zu kaufen. Als ich aber das Geldſtück hinlegte, nahm der Bäcker es in die Hand und wunderte ſich, denn ob er es zwar für gutes Gold hielt, wollte er deſſen niemals in der Stadt geſehen haben. Und es kamen andre dazu, und betrachteten es und fragten, wo ich die Münze gefunden hätte? Da ſagte ich ihnen, daß ich ſie nicht gefunden, ſondern daß ſie noch geſtern in der Stadt gegolten und daß ich dergleichen wohl noch mehr hätte. Er hat einen Schatz ge-

funden, riefen ſie, er muß uns den Ort ſagen, auf daß wir auch graben. Aber ich leugnete und ſagte, die Prägung zeige das Bild des Kaiſers Decius, der doch noch geſtern ſeine Befehle in der Stadt gegeben. Da lachten ſie und nannten mich einen Tollen, und es war viel Auflaufens in den Straßen um meinetwillen. Da kam es bis vor den Biſchof und den Statthalter und ich mußte vor ihnen erſcheinen. Und war viel Fragens und Wunderns, denn Kaiſer Decius war nicht mehr und darüber zweihundert Jahre vergangen. Da faßte ich mir einen Mut und erzählte ihnen alles, daß wir unſer ſieben vor ihm in die Höhle geflohen und heute morgen erwacht waren. Da erſtaunten ſie, aber ſie zweifelten und nannten mich Lügner. Ich aber beteuerte, was ich wußte, und es kamen die Schriftgelehrten, und hörten, und forſchten und fanden vieles richtig, wie ich ſagte, daß es geſtern geweſen, und ſie erkannten, das ſei zweihundert Jahre her. Aber während man mich viele Stunden hinhielt, waren andere voll Neugier hinausgegangen nach der Höhle, denn ich hatte von meinen Genoſſen geſprochen und ihre Namen genannt. Da kamen die Leute mit Verwunderung zurück und brachten vor den Biſchof die bleierne Tafel, darauf ſtand, daß Kaiſer Decius uns hatte vermauern laſſen, weil wir Chriſtum bekannten. Alſo mußten wir zweihundert Jahre geſchlafen haben. Da beugte ſich vor mir der Biſchof und verkündete, daß Gott ein großes Wunder gethan. Und er führte mich mit vielen Tauſenden und großem Gepränge in die Höhle, daß wir meine Genoſſen von dort abholten. Und wir fanden ſie —"

„Alles ſehr ſchön!" unterbrach ihn der Konrektor. „Sie haben Ihre Legende geſchickt zuſammengefaßt. Daß ſie nach verſchiedenen Ueberlieferungen verſchiedenartig erzählt wird, thut nichts zur Sache. Kurz, ſie wurden alle ſieben als Märtyrer heilig geſprochen, ſtarben aber noch desſelbigen Tages, um als heilige Siebenſchläfer begraben zu werden. Wie aber kommt es dann, daß, da Sie doch begraben worden, Sie ganz leibhaftig wieder aufgelebt ſind?"

Der Siebenſchläfer beſann ſich einen Augenblick, dann ſagte er: „Wir müſſen alle zweihundert Jahre wiederkommen, um immer dasſelbe zu erleben.

„O weh!" rief der Konrektor. „Das iſt ja für ſchuldloſe Märtyrer eine recht harte Geſpenſterwanderung und eine Erweiterung Ihrer Legende, von der ich noch nichts gewußt habe! Aber da Sie der gewandteſte und klügſte von den ſieben ſind, müſſen Sie das beſſer wiſſen. Ein dunkler Punkt bleibt für mich zwar immer noch, daß Sie diesmal nicht im Berge Anchilos, ſondern bei uns, in einer deutſchen Gebirgshöhle erwacht ſind — aber ich will auch nicht gar zu neugierig ſein! Geſtatten Sie mir, daß ich dafür eine andre Frage ins Auge faſſe! Sie werden ſicherlich auch heute in die Stadt gehen, um Speiſe zu holen? Ich bin ſehr bekannt in unſrem Städtchen, und würde gern behilflich ſein."

„Das iſt überaus freundlich!" entgegnete der Siebenſchläfer. „Und ich wünſchte, es wäre nicht zu weit, denn — wir haben geſtern kein Abendeſſen gehabt."

„Und da wird ein Frühſtück ſehr willkommen ſein! Ich kann es mir denken, Herr Studioſus!" Dem Konrektor war die letzte Bezeichnung über die Zunge geraten, er wußte nicht wie, während der Jüngere die Lippen zuſammenkniff, als wolle er das Lachen unterdrücken.

„Wenn man übrigens," fuhr der Alte fort, „den Hunger ſummiert, der nach anderthalbtauſend nicht gehaltenen Mahlzeiten berechtigt wäre, ſo möchte unſer Städtchen freilich in Verlegenheit geraten, den Appetit ſeiner Gäſte zu befriedigen — —"

„Thaſſilo! Wo ſteckſt du denn? Thaſſilo!" So erſcholl ein Ruf aus der Höhle, vor dem der Konrektor ſeine Rede unterbrach. Der junge Fremde bewies, daß der Ruf ihm gegolten, denn er wendete ſich und trat zurück.

„Aha!" dachte der alte Herr! „Jetzt kommen die übrigen ſechs ‚Jünglinge von edler Natur'!" Aber er fühlte ſich doch überraſcht, als er nun einen nach dem anderen aus den Felſen hervorſchreiten ſah. Denn er hatte ſie ſich anders gedacht.

Zuerſt kam ein ziemlich dicker Menſch, mit aufgedunſenem Geſicht, einem Schnurrbart darin und verſchlafenen Augen. Er trug ein Wanderbündel über der Schulter, unter dem Arm aber einen grünen Sack, aus dem das Mundſtück eines Waldhorns hervorſah. Der zweite überragte ihn um Haupteslänge; ein ſtarkſchultriger Geſell, welcher eine mächtige Poſaune trug, die ſich auch unter der grünen Verhüllung kenntlich machte. Dann folgte wieder der Träger eines Waldhorns, von welchem nichts weiter zu ſagen iſt, als daß er ſtark gähnte, da er das Tageslicht erblickte. Der vierte dagegen erſchien als ein leichtfüßiges Weſen, kleiner als die übrigen, mit ſchmunzelndem Geſicht, von unternehmendem Ausdruck und einer Klarinette in der Hand. Ihm folgte, ebenfalls mit einer Klarinette, der fünfte, welcher ſehr unbefriedigt ausſah und etwas hinkte. Dieſe fünf ſchienen zuſammengehörig, denn ſie trugen graue Röcke von gleichem Schnitt mit grünen Aufſchlägen und ſpitze ſchwarze Hüte. Sie ließen ſich auf Geſpräche jetzt nicht ein, ſondern ſchritten, ein-

gedenk des verlorenen Abendeſſens und des noch mangelnden Frühſtücks raſch ihres Weges, auf welchen der letzte der nächtlichen Höhlengäſte ſie hinwies.

Dieſer, der ſiebente des ganzen Zuges, ein ſchlanker junger Mann mit leichtem Vollbart, wendete ſich zu dem jüngſten und reichte ihm grüßend die Hand mit den Worten: „Guten Morgen, Thaſſilo! du ſcheinſt als erſter erwacht zu ſein? aber du ſiehſt blaß aus — haſt du ſchlecht geſchlafen?“

Währenddem hatte ſich der alte Herr mit geſpannter Beobachtung genähert, und jetzt machte er eine Bewegung, welche die Aufmerkſamkeit des jungen Mannes auf ihn lenkte. Nur einen Moment blickten beide einander fragend an. „Hanno Bertung!“ rief der Alte freudig.

„Vater Volmar! mein alter Vormund!“ jubelte der Jüngere und eilte mit ausgebreiteten Armen auf den Konrektor zu. „Hier im Walde ſchon ſoll ich dich begrüßen! Willkommen!“

„Ja, Willkommen, mein lieber guter Sohn!“ entgegnete der Alte. „Willkommen hier draußen, und Willkommen in meinem Hauſe! du erſcheinſt früher, als wir dich erwarteten? O, du weiſt wohl, daß wir ſtets auf dich gerüſtet, und glücklich ſind, dich einmal wieder zu haben!“

Während ſo der Freude des Wiederſehens mit noch manchem herzlichen Worte Ausdruck gegeben wurde, ſtand Thaſſilo, ſtutzend über das Unerwartete, und in einiger Verlegenheit beiſeite. Denn, daß er ſeine Eulenſpiegelei gegen eine Reſpektsperſon ausgeübt, fiel ihm auf das Gewiſſen. Die beiden anderen erinnerten ſich ſeiner doch bald wieder, und ſchnell ſuchte er einzulenken. „Hanno!“ begann er: „Jetzt hilf mir aus der Patſche! ich habe dieſem würdigen Herrn aufbinden wollen, wir wären die alten und echten Siebenſchläfer, und ich der klügſte von ihnen. Ich vermute, es war das Dümmſte, was ich thun konnte!“

„Nun, nun!“ entgegnete Herr Volmar: „Es war noch luſtig genug! Auch Ihre Tracht kommt mir nicht mehr ſo aſiatiſch vor, denn ich ſehe, es iſt nur das wollene Reiſeplaid, welches Sie wegen der Morgenkühle etwas maleriſch umgeſchlungen hatten. Auch kam Ihnen die Beleuchtung zu ſtatten. Ihre Rolle ſpielten Sie nicht übel, bis auf den einen Lapſus in betreff des Kaiſers Theodoſius.“ Und der Alte erzählte dem jüngeren Freunde mit Behagen von der Unterredung, die er mit dem jüngſten Märtyrer geführt hatte.

„Ich habe nur mein Penſum von geſtern abend rekapituliert und aufgeſagt!“ vervollſtändigte Thaſſilo.

Hanno ſtimmte lachend in die Heiterkeit des Konrektors ein, und ſtellte ihm ſeinen jungen Reiſegefährten unter dem Namen Thaſſilo von Ellerſtedt vor. Dann erzählte er, wie ſie geſtern abend vor dem ausbrechenden ſchweren Gewitter und dem ſtrömenden Regen in die ihm bekannte Höhle geflüchtet, und fünf reiſende Muſikanten, welche ſie angetroffen, in das Aſyl mitgenommen hätten. „Die Nacht kam heran,“ fuhr Hanno fort, „und da das Wetter ſich nur heftiger entlud, zogen wir vor, die Stunden bis zum Morgen unter dem Schutze der Höhle zu bleiben. Um meine Gefährten zu unterhalten, erzählte ich ihnen die Legende von den Siebenſchläfern. Denn wir waren zufällig die gleiche Zahl, und ich erinnerte mich, daß wir dem ſo bezeichneten Kalendertage entgegenſchlafen ſollten. Ich glaube, es iſt uns recht wohl gelungen!“

„Das kann ich von mir nicht behaupten! entgegnete Thaſſilo. Mir ging die Geſchichte im Kopf herum, und wenn ich mir etwas Schlummer erhoffte, riſſen mich der Horniſt und der Poſaunenbläſer mit ihrem Schnarchen wieder ins Wachen zurück, ſo daß ich eigentlich gar nicht zu den Schläfern gehört habe. Aufgeregt und ärgerlich über euren geſunden Schlaf, verließ ich endlich die Höhle, um den Morgen draußen zu erwarten. Und als er anbrach, beſchloß ich, gelangweilt, mit dem erſten, der mir in die Quere käme, anzubinden. Daß ich an den Unrechten gekommen, habe ich zu beklagen —“

„Gar nicht nötig, junger Herr!“ rief der Konrektor abwehrend. „Nun aber wollen wir den Weg zur Stadt doch beſchleunigen, denn ſelbſt ich freue mich auf das Frühſtück, der ich doch geſtern mein geregeltes Nachtmahl gehabt, und nicht in einer Höhle geſchlafen habe!“

Unter Geſprächen zwiſchen Hanno Bertung und ſeinem einſtigen Vormunde wurde der Weg nach der Stadt bald zurückgelegt. Thaſſilo glaubte ſich von den beiden anderen trennen zu müſſen, da er zwar den gleichen Weg, aber nicht das gleiche Ziel hatte. Er reiſte zu Verwandten, welche über die Stadt hinaus auf einem Gute wohnten, daher er ſeinen Koffer auf der Poſt in Empfang nehmen, ſowie einen Wagen in der Stadt ſuchen wollte. Allein Herr Volmar war der Anſicht, daß das nicht ſolche Eile habe, zumal er erfuhr, daß Thaſſilo ſeine Ankunft nicht auf die Stunde gemeldet hatte, er alſo heute nicht beſtimmt erwartet wurde. Es koſtete nicht große Ueberredung, den Jüngling zu einem Frühſtück im Hauſe des Konrektors zu gewinnen.

Hannos Empfang war herzlich, als gelte es dem Sohne des Hauſes und dem Bruder. Zuerſt kam den Männern die jüngſte Tochter des Konrektors entgegen, Gudula, ein ſchlankes,

anmutiges Mädchen, mit geiſtvoll ſprechenden Augen, und reichte dem Gaſte freudig die Hand. Lebhafter aber eilte die älteſte herbei, Frau Theodore, die als Witwe in dem Hauſe des Vaters lebte. In ihrem faſt mütterlichen Verhältnis zu Hanno flog ſie ohne Umſtände in ſeine Arme und gab ihm einen herzhaften Kuß. Auch Thaſſilo wurde, als Reiſegefährte Hannos, freundlichſt aufgenommen. Und als Frau Theodore von dem Höhlenſchlaf der Nacht und den Nahrungsmängeln der Abenteurer erfuhr, ſetzte ſie den jüngſten Siebenſchläfer ſofort an ihre Seite, und wußte ihn durch ſchnell herbeigeholte Schätze der Speiſekammer reichlich zu entſchädigen. Sie war eine angenehme Frau, und hatte eine muntere Art, das Geſpräch zu führen: „Was iſt dieſe Ueberraſchung aber für ein Querſtrich für den guten Vater!“ rief ſie plötzlich. „Die feſtliche Empfangshymne lag ihm nur erſt im Herzen — ich hab's wohl gemerkt, daß im ſtillen ſo etwas arbeitete — und nun kommt der Gefeierte, bevor der poetiſche Gruß vollendet iſt!“

„Laß nur!“ entgegnete der Vater. „Offen geſtanden, ich bin heute früh hinausgegangen, um den poetiſchen Gruß abzufaſſen, ſtatt ſeiner aber bringe ich den zu Begrüßenden ſelbſt nach Hauſe. Das iſt noch beſſer. Sollte es am Ende noch etwas Gereimtes geben, nun dann —“

„Es wird nachgeliefert, und der ſechſte Band der ſämtlichen Werke damit würdig eingeleitet!“ rief Theodore. Und zu Hanno gewendet fuhr ſie fort: „Aber guter Junge, diesmal dürfen wir uns nicht ſchmeicheln, der Anziehungspunkt für dich geweſen zu ſein, ſondern der leidige Mammon war es, die ſchnöde Geldgier, die dich in unſer Städtchen gelockt hat!“

Hanno mußte lachen, und Gudula, ſowie der Vater, ſtimmten beluſtigt ein. „Nun ja!“ entgegnete er: „Ich habe eine Erbſchaft gemacht, und das Gericht verlangt, daß ich mich perſönlich einſtelle, um ſie endlich in Empfang zu nehmen.“

„Neugierig wär' ich,“ fuhr Theodore fort, „was dein gelehrter Kopf nun erſinnen wird, das ungeheure Vermögen unterzubringen. Ganze tauſend Mark! Es iſt, um einen Schwindel zu kriegen! Standen ſie nicht zu erwarten, ſo war's immer brav von der alten Großtante, dich damit in ihr Teſtament zu ſetzen.“

„Und ſie kommen mir recht gelegen!“ ſagte Hanno. „Denn ich habe vor, noch auf ein paar Monate nach Italien zu reiſen, um einige Forſchungen zu machen.“

„Nach Italien? Noch einmal?“ rief die ganze Familie. „Am Ende gibt es neue Ausgrabungen!“ fügte Theodore hinzu. „Denn ohne Ausgrabungen im Schilde zu führen, geht doch kein junger Gelehrter mehr nach Süden!“

„Es iſt beinahe ſo!“ beſtätigte Hanno lächelnd. „Alten Inſchriften auf Steinen will ich nachſpüren, und habe eine Witterung, wo dergleichen noch zu finden wären.“

„Gott im Himmel!“ rief Theodore. „Man läßt den alten Römern auch gar keine Ruhe! Und wenn ſie ihre Heimlichkeiten noch ſo ſorgfältig verſteckten, die deutſchen Gelehrten kommen ihnen doch auf die Spur!“

In dieſem Augenblicke brach eine Muſik los, vor welchem das Geſpräch unwillkürlich verſtummte. Zwei Hörner ergingen ſich in halb melancholiſchen halb weltverhöhnenden Bekenntniſſen, eine Klarinette ſuchte ſie durch Frechheit zu überbieten, während die zweite auch in Klängen herzbrechend nachhinkte. Nur die Poſaune hielt, geringe Ausweichungen abgerechnet, ihre Grundtöne charaktervoll feſt.

„Theodore ſah durch das Fenſter. „Sind das die übrigen fünf Siebenſchläfer?“ fragte ſie. Thaſſilo, der ihr gefolgt war, beſtätigte es. „Als eure Leidensgefährten,“ fuhr Theodore fort, „ſollen ſie beſſer belohnt werden, als ihr künſtleriſches Vorhaben verdient. Sie ſind noch am Ende der Straße. Hätten wir ſie nur erſt am Hauſe vorüber!“

Die Geſpräche waren nun doch einmal abgebrochen, und ſo verabſchiedete ſich Hannos Reiſegefährte, obgleich ſehr ungern. Denn er ſah ſich in einer Familie, die ihn gemütlich anregte, da er ſelbſt doch nicht eben verlockenden Familienbeziehungen entgegenging. Während ihn ſein Freund und der Konrektor begleiteten, um ihm für die Weiterreiſe behilflich zu ſein, mag einiges für den Verlauf dieſer Geſchichte Erforderliche nachgeholt werden.

Hanno Bertung war der Sohn des einſtigen Stadtpfarrers. Früh elternlos, kam er ſchon als Knabe in das Haus ſeines Vormundes, des Konrektors Volmar, welches er wie ſein väterliches betrachtete, um auch ſpäter immer gern dahin zurückzukehren. Er hatte es einſt belebter gekannt, als es ſich jetzt darſtellte. Da waren noch zwei Töchter, jetzt verheiratet und in der Entfernung lebend, und zwei Söhne, durch Beruf und Stellung ebenfalls an andere Gegenden gebunden. Dann kehrte Frau Theodore, nachdem ſie früh Witwe geworden, zu ihrem Vater zurück. Sie teilte ſich mit der jüngſten Schweſter in die Geſchäfte der Wirtſchaft, deren größten Teil ſie doch allein führte. Denn Gudulas Hilfe wurde durch den Vater reichlich in Anſpruch genommen. Sie hatte die Familienkorreſpondenz zu führen, und mancherlei Schreibereien für den alten Herrn, der alles, was er dichteriſch oder wiſſenſchaftlich trieb,

gern ſauber gebucht und geordnet um ſich ſehen wollte. Eine behagliche Ordnung zeigte das ganze Haus von außen und innen. Nur einſtöckig, aber tief und langgeſtreckt, gewährte es doch Raum für viele, und der große, bis zu den Stadtwieſen hin ausgedehnte Garten mit Obſt- und Wirtſchaftspflanzungen, ſtellte ein ganz ſtattliches bürgerliches Beſitztum dar.

Der Gaſt des Hauſes bezog ſeine Giebelzimmer, die er bereits in ſeiner Schulzeit bewohnt hatte. Es gereichte der Familie zur Freude, daß er ſeinen Aufenthalt auf einige Wochen bemeſſen, und Arbeit mitgebracht, welche ihm manche Tagesſtunden ausfüllen ſollte. Galt es doch noch mancherlei Zurüſtung für den akademiſchen Lehrſtuhl, zu welchem er berufen war, um ſeine neue Thätigkeit im nächſten Winter zu beginnen.

Als abends die Familie unter dem Nußbaum ſaß, der die Gartenſeite des Hauſes beſchattete, begann Frau Theodore zu Hanno gewendet: „Da die Stiefmutter des jungen Ellerſtedt, die ſchöne Leontine, auf dem Gute bei Hobergs zum Beſuch iſt, wirſt du dich wohl auch einmal dort vorſtellen? Sie iſt ja doch eine alte Bekanntſchaft von dir.“

„Ich glaube nicht, daß ich es thun werde,“ entgegnete Hanno.

„Nun, ſie iſt immer noch die ſchöne Leontine,“ fuhr Theodore fort, „und frage nur den Vater, der neulich ganz begeiſtert nach Hauſe kam, da er ihr begegnet war, als Amazone hoch zu Roſſe! Aber du haſt uns noch nicht erklärt, wie du zu der Freundſchaft mit dem jungen Ellerſtedt gekommen biſt.“

„Unſere Bekanntſchaft begann mit dem Tage, da ich meine Schulmeiſterlaufbahn antrat,“ erzählte Hanno, „und wir blieben zuſammen bis zum Schluſſe des letzten Semeſters, wo wir beide die Anſtalt verließen, und zwar beide, um die Univerſität zu beziehen, ich als Profeſſor, er als Student. Und ſo auch finden wir beide uns dieſen Sommer noch in einem Interimszuſtande. Ich fand bei meinem Eintritt in die Anſtalt den Knaben im Hauſe des Direktors ſchon vor, wo er auch blieb, als ſein Vater ſich wieder verheiratete. Der verſtorbene Präſident von Ellerſtedt war befreundet mit dem Direktor, und ernannte ihn auf dem Todesbette zum Vormund ſeines Sohnes.“

„Er wird gewußt haben, warum!“ warf Theodore dazwiſchen.

„War der Knabe in ſeinen Umgebungen auch gut aufgehoben,“ fuhr Hanno fort, „ſo übte doch der Mangel einer eigenen Familie einigen Einfluß auf ihn. Mehr als auf mich, der ich in meiner Jugend in ähnlicher Lage war, aber freilich unter ſo viel günſtigeren Verhältniſſen bei euch lebte. Bei ihm machte ſich das Gefühl der Vereinſamung geltend, welches ihn auch äußerlich zur Abſonderung führte. Gleichwohl war bei ihm zu beobachten, was bei verſchloſſenen, in ſich gekehrten Naturen nicht ſelten vorkommt, nämlich das Hervorbrechen von unerwartetem Uebermut und phantaſtiſchen Streichen, wie wir es erſt heute früh erlebt haben. An mich hatte er ſich immer beſonders angeſchloſſen. Der Knabe war geiſtig frühreif, auf Koſten ſeiner körperlichen Entwickelung. Er mußte mit 17 Jahren von der Schule entlaſſen werden. Allein ſein Uebereifer des Arbeitens rächte ſich, er verfiel in ein Nervenfieber, welches ihn verhinderte, die Univerſität ſchon zu beziehen. Als er geneſen war, kam die Einladung zu ſeinen Verwandten. Ihn einige Zeit die Landluft genießen zu laſſen, war erwünſcht, und da ich mich zur Reiſe rüſtete, konnte er ſich mir anſchließen.“

„Der arme Junge!“ rief Theodore. „Denkt euch, als ich ihn fragte, ob er ſeine Stiefmutter lange nicht geſehen habe, entgegnete er: Noch niemals! Sofort fiel mir auch ein, was die ſchöne Leontine ſich bei ihrer Verheiratung ausbedungen hatte, nämlich, daß ſie ſich um den Knaben aus der erſten Ehe ihres Gatten in keiner Weiſe zu bekümmern habe! Darum mußte das Kind unter fremden Menſchen aufwachſen. Herr von Ellerſtedt zeigte von Anfang an eine unerhörte Schwäche gegen ſie, und ſie wußte ſie auszunutzen. Wenn ich mir denke, in welchen beſcheidenen Verhältniſſen dieſes Mädchen einſt lebte, als Tochter eines penſionierten alten Hauptmanns! Freilich, ihre Schönheit! Noch ganz deutlich erinnere ich mich eines Balles, wo ſie in ziemlich unſcheinbaren Fähnchen erſchien, und doch als die gefeiertſte Tänzerin alle Mädchen ausſtach. Es war damals, als Herr von Ellerſtedt zum erſtenmal in Geſchäften hergekommen — Gudula und Hanno, ihr müßt euch des Balles ja noch erinnern!“

„Ich nur vom Hörenſagen! entgegnete Gudula. Denn ich war damals noch lange nicht reif für Tanzkleider.“

„Nun ſo tanzte doch Hanno auf jenem Balle mit ihr. Ich ſehe den Studenten mit ihr noch vorüberfliegen. Und das Paar war des Anſehens wert.“

Auch Hanno erinnerte ſich jenes Balles nur zu genau, und es war ihm lieb, daß das Abenddunkel ſein Geſicht beſchattete.

„An jenem Abend war es auch,“ fuhr Theodore fort, „wo Leontine die erſte Maſche auswarf, den nicht mehr jugendlichen, dafür aber ſehr reichen Mann ganz zu feſſeln. Nun, es wurde ihr nicht ſchwer, und ſie machte ein für

ihre Verhältniſſe unerhörtes Glück. Daß ihr Stiefſohn der Haupterbe ſeines väterlichen Vermögens werden ſollte, konnte ſie nicht verhindern, aber ſie hat ſich doch, und zwar ſchon vor der Verheiratung, dermaßen ausſtatten und ſichern laſſen, daß ſie nach Herzensluſt leben kann."

„Aber, liebes Kind," wendete der Konrektor ein, „du ſprichſt, als wärſt du dabei geweſen, und haſt doch alles nur vom Hörenſagen —"

„Väterchen!" unterbrach ihn Theodore: „Ich rede diesmal, was ich weiß! Ich kenne ſogar die Urſache, um derentwillen ſie ſich zu einem Beſuche bei Hobergs entſchloſſen hat, die nur entfernt mit ihr verwandt ſind und bei denen ſie ſich ſehr zu langweilen pflegt. Frau von Hoberg iſt es jedenfalls auch geweſen, welche die Einladung Thaſſilos durchgeſetzt hat, der ſchönen Leontine wäre dergleichen nicht in den Sinn gekommen."

„Du thuſt ihr gewiß unrecht!" warf der alte Herr nochmals ein.

„Ich glaube nicht, lieber Vater! Ich bekenne, daß ich dieſer Leontine gegenüber ein Intereſſe, wie für ein rätſelhaftes Problem fühle. So etwas von innerlicher Kälte, ja Hartherzigkeit, bei ſoviel Reiz und Schönheit, ſoviel Anziehungskraft, iſt mir unbegreiflich. Und überdies — ſie muß noch etwas auf dem Gewiſſen haben! Ein Verhältnis vor ihrer Verheiratung, welches ſchroff abgebrochen wurde. Man weiß keinen Namen, aber es hat Zeugen ihrer heimlichen Zuſammenkünfte gegeben."

Hanno Bertung erſchrack bis ins Innerſte, und die Ueberraſchung trieb ihm das Blut ins Geſicht. Was er durchgerungen und nach Jahren in ſich abgethan hatte, mußte er plötzlich ausgeſprochen hören, und zwar im Kreiſe ſeiner Familie, welcher ſeine Erfahrung ein Geheimnis hatte bleiben ſollen. Durfte er gleich annehmen, daß Frau Theodore wirklich nicht mehr zu verraten hatte, als ſie ausgeſprochen, ſo genügte das nur halb Enthüllte ihm doch, um einen neuen Druck auf ihn auszuüben und ihn verſtummen zu machen.

Der alte Herr gab der Unterhaltung eine andere Wendung, da er nicht liebte, daß über andere ungünſtig geſprochen wurde. „Du wirſt in der Gegend einige Veränderungen finden!" begann er zu Hanno gewendet. „Beſonders in der Nähe des Hobergſchen Gutes. Der Beſitzer hat große Mühlenwerke angelegt, ungeheure Gebäude, und entfaltet eine umfangreiche Induſtrie."

„Schade um das ſchöne alte Mühlenthal!" ſagte Hanno, um doch nicht ganz ſtumm zu bleiben.

„Seht ihr?" rief Gudula freudig. „Ich wußte es voraus: Er denkt wie wir, wenn er gleich aus der weiten Welt kommt. Die große Induſtrie wird ja wohl ihre Berechtigung haben. Wir aber, die wir, in unſer Thal eingeſchloſſen, nichts damit zu thun haben, und zuſehen müſſen, wie man es für das, was die Leute Kultur nennen, verunſtaltet, wir dürfen wohl ſagen: Schade darum! Wer mag ſich jetzt noch dahin wagen, wo es von Fabrikarbeitern wimmelt? Glücklicherweiſe hat man uns die Berge und den Wald auf der anderen Seite der Stadt noch nicht genommen. Und ich habe zu meiner Beruhigung gehört, daß die Schlucht da viel zu eng und zu tief iſt, um etwas Induſtrielles hinein zu bauen."

Das Geſpräch war damit in eine harmloſe Bahn gelenkt und lockte Gudula mehr zur Beteiligung an. Sie zeigte viel Teilnahme für Hannos Studien und ſeine bevorſtehende Reiſe und wußte ihn ausgiebig in der Unterhaltung zu machen. Es war zehn Uhr, als der alte Herr endlich begann: „Nun, wir haben heute Siebenſchläfertag gehabt, nach deſſen Wetter ſich, dem Volksglauben gemäß, die ſieben nächſten Tage zu richten pflegen. Wir ſehen alſo für eine Woche lang ſchöne und freundliche Tage voraus. In dieſer Zuverſicht wollen wir uns heute gute Nacht ſagen!"

Hanno betrat ſein altes Giebelzimmer, fühlte aber noch kein Bedürfnis, ſich zur Ruhe zu begeben. Er lehnte ſich in das Fenſter, zu welchem die letzten Zweige des Nußbaumes reichten, darin die Nachtluft leiſe ſpielte. Hell glänzten die Sterne, und tiefe Stille lag über Gärten und Stadt. In beruhigter, ja gehobener Stimmung hatte er den Kreis lieber Menſchen verlaſſen, die er die Seinen nannte, jetzt in der Einſamkeit traten ihm Erinnerungen, bitter und demütigend, noch einmal vor die Seele. Neun Jahre ſind für die Jugend eine lange Zeit, und doch nicht ausreichend, um einen Riß, der einmal in das Daſein gekommen, völlig wieder auszugleichen. Aus ſeinem täglichen Denken zwar hatte er eine alte Erfahrung längſt verbannt, und er ſchalt ſich, daß eine Erwähnung derſelben ihn noch einmal aufregen wollte. Nicht mehr zu ſchmerzlichen Empfindungen des Verluſtes, gewiß nicht; aber doch zu Aufwallungen eines zornigen Mißmutes, den er längſt überwunden geglaubt hatte. Allein er wollte auch dieſe los ſein, und es gelang ihm bald genug, ſeinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Sie beſchäftigten ſich mit ſeiner Pflegeſchweſter Gudula, deren Anmut und rein entwickeltes weibliches Weſen ihm gleich in der erſten Stunde ſeiner Rückkehr im Innerſten überraſchend nahe getreten waren. Er hatte im Laufe des Tages kaum zehn Worte

allein mit ihr geſprochen, und doch kam es ihm vor, als habe er ſich fortwährend mit ihr unterhalten. Das war früher nicht ſo geweſen. An Jahren verſchieden, aber als Geſchwiſter miteinander verkehrend, hatte es nie an Vertraulichkeit unter ihnen gefehlt. Nur daß er erwachſen war, da Gudula noch für ein Kind galt. Jetzt hatte ſie ihr zwanzigſtes Lebensjahr erreicht, und er erſtaunte über ihre Entwickelung. Er erinnerte ſich plötzlich, daß ſie vor zwei Jahren, da er ſie zuletzt geſehen, auch nicht mehr ein Kind geweſen. Aber ſie war eben die jüngſte der Familie, und wenn ſie ſelbſt ſich nicht mehr Kind gefühlt, ſo hielten die anderen die Kinderrolle für ſie doch länger feſt, bis man dann erkannte, daß ſie völlig aus derſelben herausgewachſen war. Dieſe Erkenntnis wurde auch ihm heute deutlich, und zwar mit einem ſo wohlthuenden Gefühl, daß ſein Herz ſich faſt ſchon mit Hoffnungen und Wünſchen erfüllte. Er begriff nicht, daß dergleichen ihn heute erſt überkam. Die Zukunft ſtand plötzlich nicht mehr als Inbegriff von gelehrter Arbeit vor ſeiner Seele. Die Stellung, zu welcher er berufen worden, erlaubte immerhin die Begründung eines kleinen Hausſtandes. Er erſchrak vor Freude. Aber auch zweifelvolle Gedanken durchkreuzten die wachſende Erregung. Ob Gudulas Herz ganz frei wäre? Ob ſie ſeinen Empfindungen entgegenkommen würde? Ob ihr ein mehr als ſchweſterliches Verhältnis zu ihm wünſchenswert ſein könne? Ob ſie den Vater, mit dem ſie innerlich ſo ſehr zuſammenhing, der ihrer Hilfe bedurfte, verlaſſen würde? — Mitternacht war längſt vorüber, als er, ſolche Gedanken hin und her wägend, noch immer in die ſternenfunkelnde Stille hinausblickte.

Trotzdem ließ er morgens nicht auf ſich warten, und als er im Garten Gudula erblickte, war er mit ſehr jugendlichen Sprüngen unten, um ſie zu begrüßen. Es folgte ein Tag voll Glück und Sonnenſchein für alle, denn Hanno zeigte ſich von der beſten Laune, und ſo mitteilſam, als man ihn nur irgend haben wollte. Er fand auch reichlich Gelegenheit, mit Gudula allein zu ſprechen, und fand ſie ſo einfach herzlich, ſo teilnehmend, dabei ſo klug und anmutig, daß ihm, was in ſeinem Herzen vorging, bereits auf die Lippen treten wollte. Aber gerade, was ſeinen Verkehr mit ihr begünſtigte, die natürliche gewohnte Vertraulichkeit, ſchien eine Schranke für ihn werden zu wollen. Er hatte Augenblicke, in welchen er ſich verlegen fühlte, er ſchien übermütig, und war doch im Innern beängſtigt, erſchreckt über irgend ein unbedeutendes Wort Gudulas, ungehalten über ein eigenes, da es anders lautete, als er gewollt hatte. Gudula ſelbſt blieb ſich immer gleich in der freundlichen Offenheit ihres Weſens; ſie freute ſich ſeiner Unterhaltung und war ebenſo erfreut, daß er anfing ſich ſeiner Arbeit zu widmen, von der ſie ſich Großes verſprach. So vergingen ein paar Tage in ſo ſchönem Glück für alle, daß ſie das Beiſammenſein innerlich nicht genug preiſen konnten.

Eines Morgens kam Thaſſilo nach der Stadt geritten und bekannte offen gegen Gudula und Theodore, daß er es kaum ausgehalten habe, ſie ſo lange nicht zu ſehen. Dann ſprang er hinauf zu Hanno, um dieſem allerlei Mitteilungen zu machen. Auch brachte er ihm eine Einladung von ſeinen Verwandten. „Von wem geht die Einladung aus?“ fragte Hanno, „Nun, urſprünglich von Frau von Hoberg,“ entgegnete er. „Die übrigen waren einverſtanden. Frau von Ellerſtedt fügte hinzu, daß es ſie freuen würde, dich kennen zu lernen.“ Hanno zögerte, eine beſtimmte Zuſage zu geben. Thaſſilo aber fuhr fort: „Es iſt eigentlich ziemlich langweilig bei den Leuten da, und hätte ich nicht zu jeder Stunde des Tages ein Reitpferd und eine Büchſe, um mich im Walde zu üben, ſo wüßte ich nicht, was ich anfangen ſollte. Sie ſind mir alle ganz fremd und eigentlich gar nicht meine Verwandten. Frau von Ellerſtedt iſt freilich die zweite Frau meines verſtorbenen Vaters, das kann mir aber nichts bedeuten, da ſie ſich niemals um mich gekümmert hat. Und ſo, da ſie ſich auch jetzt nicht viel mit mir einläßt, kommen wir auf keinen grünen Zweig miteinander. Sie iſt ſtillſchweigend einverſtanden, daß ich ſie Frau Baronin oder gnädige Frau anrede. Die Hobergs ſind nur mit ihr, und zwar entfernt, nicht aber mit mir verwandt. Der Gutsherr treibt ſich den ganzen Tag in Geſchäften umher, wir ſehen uns nur wenig. Die beſte im Hauſe iſt Frau von Hoberg, mit der ich auch ganz gut ſtehe, leider aber wird ſie durch Kränklichkeit ſo geplagt, daß ſie nicht jeden Tag zum Vorſchein kommen kann. Sie will demnächſt in ein Bad reiſen. Es iſt auch noch eine gewiſſe Tante Adelgunde im Hauſe, des Gutsherrn Schweſter, welche der Wirtſchaft eigentlich vorſteht. Eine lange dürre Perſon, ſehr ſelbſtändig, ihr drittes Wort iſt eine Grobheit.“

Hanno fing an zu lachen, obgleich ernſte Erwägungen ihn beſchäftigten. Er nahm ſeinen jungen Freund mit zur Familie hinunter, wo Thaſſilo ſich ein kleines Frühſtück gern gefallen ließ. „Ja, wenn ich ſo bei Ihnen im Hauſe zu Beſuch ſein könnte!“ ſagte er. „Hier iſt alles beſſer! Bücher die Fülle! Draußen bei Hobergs iſt im ganzen Hauſe kein Buch zu finden, und in mancher Stunde des Tages fürchte ich, mich tot zu langweilen.“

Man ſtellte ihm gerne zur Verfügung, was er aus der Hausbibliothek benutzen wollte, und er ſäumte nicht, zu wählen und in die Taſchen zu packen, ſo viel ſie tragen konnten. Frau Theodore wußte ihn über einiges reden zu machen, was ſie beſonders erkundigen zu wollen ſchien. „Haben Sie auch in der Umgegend ſchon Bekanntſchaften gemacht?“ fragte ſie.

„Nur eine, die des nächſten Nachbars, eines Herrn von Falkenberg. Herr von Hoberg ritt mit mir nach ſeinem Gute.“

„Er ſoll ſehr begütert ſein,“ fuhr Theodore fort. „Hat Ihnen der Mann ſonſt gefallen?“

„Nein!“ entgegnete Thaſſilo.

Frau Theodore lachte. „Das heißt rund heraus!“ ſagte ſie, ließ aber die weitere Forſchung fallen.

Thaſſilo wiederholte bei ſeinem Abſchiede die Einladung des Hauſes Hoberg für Herrn Bertung und bat um die Erlaubnis, bald wiederkommen zu dürfen. — „Der arme Junge!“ begann Frau Theodore, nachdem ſie dem Fortreitenden noch einen Gruß zugewinkt hatte: „Er wäre bei uns beſſer aufgehoben, als da draußen!“

Mehrere Tage ließ Hanno vergehen, zwar nicht ohne an die Einladung zu denken, aber doch ohne den Entſchluß zu finden, ihr zu folgen. Das Zureden der Familie, die es anſtändig fand, ſich denn doch einmal zu zeigen, machte ihn nur befangener, denn was ihn innerlich zurückhielt, ſogar warnte, mochte und konnte er niemand mitteilen. Endlich war er in einer Nachmittagsſtunde entſchloſſen, ſich auf den Weg zu machen, und zwar zu Fuß, denn das Gut war keine Stunde von der Stadt entfernt.

Langſam ſchritt er auf der Fahrſtraße hin und einem Wiederſehen entgegen, welches er nicht mehr erwartet hatte. Was ihm dadurch bevorſtehen mochte, er wollte den Ereigniſſen jetzt gefaßt begegnen, zumal er bei den überwundenen Erfahrungen ſeine Ehre unbeeinträchtigt wußte. Neun Jahre waren darüber vergangen, ſeit Frau von Ellerſtedt, damals Leontine Hauſchild, und Herr Bertung heimlich miteinander verlobt geweſen. Von gleichem Alter, ſtanden ſie beide damals in ihrem zwanzigſten Lebensjahre. Er war Student, in den Ferien bei ſeiner Familie zum Beſuch, Leontine, in dürftigen Verhältniſſen erwachſen, die Tochter eines penſionierten Hauptmanns. Daß eine ſolche Verlobung vor der Welt etwas Bedenkliches ſei, fühlten ſie beide. Darum hüllten ſie dieſelbe in Geheimnis. Der Hauptmann würde ein ſo weit in die Zukunft deutendes Verhältnis vermutlich nicht zugegeben, der Vormund jedenfalls dreingeſprochen haben. Aber Leontine gefiel einmal der ſchlanke, lebensvolle Student, der überdies der beſte Tänzer war, vor allen, ſie zeichnete ihn aus, und während ſie in ihren Jahren die reifere Natur hätte ſein ſollen, war ihr Leichtſinn der größere, und ſie konnte noch von Glück ſagen, daß der Charakter des jungen Mannes ſie vor dem Verderben ſchützte. Gefiel er ihr ganz ausnehmend, ſo ſpielte doch das Geheimnisvolle, ein lebhafter Drang zur Intrigue nicht wenig mit, dazu auch eine gewiſſe Ausſichtsloſigkeit auf etwas Beſſeres. Wenigſtens für den Augenblick. Denn, hieß ſie gleich die „ſchöne Leontine“, ſo konnte ſie in ihrer Lage damals auf ein beſonders günſtiges Geſchick kaum hoffen. Zwar hatte ſich ihr ſchon mancher mit etwas deutlicheren Abſichten genähert, aber die Männer, gegen welche ihr Vater nichts einzuwenden gehabt hätte, waren kleine Beamte, Kaufleute ohne ſonderlichen Beſitz, vor allem perſönlich unſcheinbar und durch ihre Stellung dauernd an die kleine Stadt und an enge Verhältniſſe gefeſſelt. Sie aber ſtrebte hinaus aus der Enge, wollte wenigſtens die Ausſicht dazu haben, ſie wollte das Beſondere, Ungewöhnliche, und vielleicht glaubte ſie auch, Hanno wirklich zu lieben. Er aber, ganz erfüllt von Liebe für das ſchöne Mädchen, nahm das Verlöbnis demgemäß ganz ernſt und pflichtvoll, dachte ſich mit Entzücken für alle Zukunft mit ihr vereinigt und unterſchätzte in jugendlicher Erfahrungsloſigkeit die Macht der Lebensverhältniſſe und der gedehnten Jahre. Ein geheimer Briefwechſel in nur den Liebenden verſtändlichen Ziffern wurde mit großer Umſtändlichkeit geplant, als er zu ſeinen Studien zurückkehrte und ein halbes Jahr lang ſehr ausgiebig und regelmäßig geführt. Da mußte er in einem Briefe ſeiner ſchweſterlichen Freundin, Frau Theodorens, folgende Stelle leſen: „Noch habe ich dir als Neueſtes aus dem Städtchen mitzuteilen, daß deine Tänzerin vom vorigen Jahre, die ſchöne Leontine Hauſchild, ſich kürzlich verlobt hat. Sie macht eine ſehr glänzende Partie. Ihr Bräutigam, ein Herr von Ellerſtedt, iſt Witwer und nicht mehr ſo jung, dafür aber ſehr reich. Der alte Hauptmann ſtrahlt, er iſt plötzlich eine gefeierte Perſon und trinkt jeden Abend eine Flaſche extra, ſo daß er vom Kaſino nach Hauſe geführt werden muß. Die Hochzeit ſoll ſchon in vier Wochen ſein. Du kannſt dir vorſtellen, welchen Rumor die Geſchichte im Städtchen macht!“ — Noch größer war der Rumor und Sturm, den dieſe Nachricht in dem Gemüte des jungen Mannes hervorrief. Es braucht nicht erzählt zu werden, was er anſtellte, um ſich von ihr ſelbſt volle Gewißheit zu verſchaffen; genug, daß auf ſeine Briefe an ſie die Antwort ausblieb, dafür aber Frau Theodore ihm nach einiger Zeit mitteilte, daß

die Hochzeit ſtattgefunden und die Vermählten abgereiſt wären. Ueber die Empfindungen des Schmerzes, der innerſten Empörung, der Demütigung, der Verachtung, der Selbſtanklage waren die Jahre hinweggegangen. Er empfand nichts mehr für die Treuloſe als Widerwillen, dabei aber doch eine gewiſſe Unruhe gegenüber der Möglichkeit, daß das, was die Zeit mit Geheimnis umhüllt hatte, nachträglich doch noch entdeckt werden könnte, um ſeine Demütigung zu erneuern. Aber nachdem das Widerſtreben, ihr nochmals zu begegnen, überwunden war, und er ſich unterwegs befand, überkam ihn doch eine gewiſſe Neugier, wie ſie ihr Betragen gegen ihn einrichten werde? Hatte ſie doch nach Thaſſilos Mitteilung den Ausſpruch gethan: daß ſie ſich freuen werde, „ihn kennen zu lernen"! Soviel ſtand bei ihm feſt, daß, ob ſie ihn nun als alten Bekannten oder als Fremden empfangen mochte, er ihr nur mit der ſtolzeſten Gleichgültigkeit begegnen werde.

So erreichte er das Gartenthor, durch welches er das Wohnhaus des Hobergſchen Gutes erblickte. Er zog die Schelle, der Diener öffnete und meldete ihn bei den Damen. Sie ſaßen auf einer breiten, beſchatteten Rampe, nach der Gartenſeite zu. Die Hausfrau, eine noch jugendliche, aber blaß und leidend ausſehende Dame, mit ſanften Geſichtszügen, erhob ſich nicht aus ihrem Lehnſtuhl, reichte ihm aber lächelnd die Hand entgegen und begrüßte ihn mit freundlichen Worten. Neben ihr ſtand Fräulein Adelgunde, von knochiger Figur und in beträchtlicher Länge. Trotz des ſtreng verweiſenden Ausdruckes in ihren Mienen, ſchob ſie ihm doch einen Seſſel herbei mit den Worten: „Es iſt ſchön, daß Sie einmal kommen!"

Des jungen Mannes Augen aber waren auf Frau von Ellerſtedt gerichtet, deren Erſcheinung ihn im erſten Augenblick faſt ſprachlos machte. Eine vollendete Schönheit ſtand vor ihm, gehoben durch eine weiße Sommerkleidung, mit Spitzen bedeckt; in dem reichen braunen Haar eine friſche gelbrötliche Theerose, eine andere, ſtatt ſonſtigen Schmuckes vor der Bruſt. Leontine war etwas voller, frauenhafter geworden, ihr Ausſehen noch blühender, ja noch ſchöner als in ihrer Mädchenzeit. Sie empfing den Gaſt als einen Unbekannten, aber mit der angenehmen Form einer erfahrenen Weltdame. Sie miſchte ſich anfangs nicht ſehr in das Geſpräch, ſondern überließ die Führung desſelben der Hausfrau. Aber als dieſe einen Dank ausſprach für ſo manche freundſchaftliche Hilfe, die er ihrem jungen Vetter geleiſtet, ſagte Leontine: „Der junge Mann hat von Glück zu ſagen, immer in den beſten Händen geweſen zu ſein!"

Hanno erkannte, daß Thaſſilo bereits einiges über ihn mitgeteilt hatte, ſo über die gemeinſame Siebenſchläfernacht in der Höhle, ſowie über ſeine bevorſtehende Studienreiſe nach Italien. Bei dieſem Thema blieb die Unterhaltung zuvörderſt ſtehen. Die Gutsherrin ſprach ihr Bedauern aus, daß ſie durch ihre körperlichen Zuſtände gehindert ſei, ſich den ſehnlichen Wunſch einer ſolchen Reiſe zu erfüllen; Frau von Ellerſtedt aber belebte ſich plötzlich, da ſie mit ihrem verſtorbenen Gatten die Hauptſtädte Italiens beſucht hatte. Und da nun deutſche Italienfahrer in der Heimat, wie in einer Art von Freimaurertum, gleich Fühlung zu einander gewinnen, und das Geſpräch lebhaft unter ſich zu führen pflegen, ohne viel Rückſicht auf die umgebende Geſellſchaft, ſo ſah ſich Hanno plötzlich fortgeriſſen und kam nicht gleich zu dem Bewußtſein, daß er mehr aus ſich herausgegangen, als er beabſichtigte. Frau von Hoberg und Fräulein Adelgunde ſaßen unbeteiligt an der Unterhaltung, die erſtere in lächelndem Zuhören, die andere mit ſtreng beurteilendem Ausdruck. Als Hannos Augen auf ihre Mienen trafen, kam er ſchnell zur Beſinnung und war zugleich gefaßt, jetzt eine von den Grobheiten zu vernehmen, deren ſie ſich, nach der Mitteilung ſeines jungen Freundes, befleißigen ſollte. Dergleichen blieb zwar aus, dafür aber machte ſich etwas andres vernehmlich, was die Unterhaltung plötzlich aufhob.

Es erſcholl nämlich nicht unweit eine Muſik, deren gewaltige Klangfarbe Hanno ſofort als etwas Bekanntes zum Gehör drang. Zugleich vernahm man draußen ein Jagen und vielſtimmiges Rufen, welches auf irgend ein Unheil deutete. Die Muſik brach mit einem fürchterlichen Mißklang ab, der Lärm aber ſteigerte ſich. Frau von Hoberg zuckte in nervöſem Schreck zuſammen, lehnte ſich im Seſſel zurück und bedeckte das Geſicht mit den Händen, während Fräulein Adelgunde die Stufen der Rampe hinabeilte. Schon kam der Diener gelaufen mit der Nachricht, der Stier ſei ſcheu geworden und tobe wütend im Hofe umher, man ſei bemüht ihn zu bändigen. Adelgunde befahl, die Gartenthür zu ſchließen und rief nach den Kindern, die jedoch mit ihrer Wärterin in der Nähe des Hauſes waren. Gleich darauf erſchien der Gutsherr, warf einen Blick auf ſeine Gattin und rief: „Nur ruhig! Es iſt ja nichts. Das Muſikantenpack hat mir mit ſeiner verwünſchten Muſik meinen Bullen ſcheu gemacht, daß er vor Wut ausgebrochen iſt. Ich kann es dem Vieh nicht verdenken. Er iſt ſchon wieder eingefangen, und auch die Künſtler haben das Weite geſucht." Herr von Hoberg bemühte ſich mit Sorge um ſeine Gattin, doch war es

augenfällig, daß bei ſeinem ſtets ſehr lauten und derben Weſen eine ſo nervöſe Dame nicht zum beſten bewahrt ſein konnte.

Leontine, welche dem ganzen Vorgange ruhig zugeſehen hatte, wendete ſich jetzt mit reizend boshaftem Lächeln an Hanno: „Waren die Künſtler vielleicht Ihre Genoſſen aus der Siebenſchläferhöhle?“ Er vermutete es beſtätigen zu müſſen, der Gutsherr aber, der jetzt erſt dazu gelangte, ihn förmlich zu begrüßen, ſchnitt ihm die Gegenrede ab, indem er ihn mit kräftigem Handſchlag willkommen hieß.

Da Frau von Hoberg ſich genötigt fühlte, die Geſellſchaft zu verlaſſen, und ſich an Adelgundens Arm in ihr Zimmer zurückzog, hielt es Hanno für angemeſſen, ſich ebenfalls zu verabſchieden. „Bleiben Sie noch!“ rief Leontine. „Herr von Hoberg hat, wie ich weiß, mit ſeinen Leuten im Arbeitszimmmer zu thun, ich führe Sie noch ein wenig im Garten umher!“ Der Gutsherr konnte nicht leugnen, daß er mitten aus Verhandlungen gekommen ſei, entſchuldigte ſich und nahm dem Gaſt das Verſprechen ab, recht bald wiederzukommen.

Nun waren Leontine und Hanno Bertung allein, und ſchritten nebeneinander im Schatten der Platanen und Ulmen dahin, und zwar im Geſpräch über — altrömiſche Inſchriften in Sicilien! Er hätte noch geſtern eine ſolche Stunde, eine ſolche Lage und eine ſolche Faſſung dabei für etwas Unerhörtes, Undenkbares gehalten! Er war mit ihr allein, mit ihr, die ihn einſt ſo bitter gekränkt, ihm ſo hartes Weh bereitet, gegen die ſein beleidigter Stolz ſich ſogar mit rächeriſcher Glut aufgebäumt hatte — jetzt war er allein mit ihr, und wenn er ſeinem Groll in ſtrafender Rede freien Lauf geben wollte, ſo war die Gelegenheit günſtig dafür. Aber anſtatt des Willens, den berechtigten Vorwurf laut werden zu laſſen, hatte er nur das Gefühl, auf ſeiner Hut ſein zu müſſen. Denn die formgewandte Ueberlegenheit, die fertige, nie verlegene Kunſt, das Geſpräch reizend und zwingend weiter zu ſpinnen, dazu der verführeriſche Zauber dieſes ſchlangenglatten ſchönen Weibes, ließen ſeine Gedanken an nichts anderem haften, als an dem, was ſie im Geſpräch verlangte. Allein er behielt doch die Faſſung, ſich ſelbſt zu mahnen, aus ſeinem Rückhalt nicht zu weit heraus zu gehen, und über dem verwirrenden Augenblick die Vergangenheit nicht zu vergeſſen. Er beſchloß, ſchnell ein Ende zu machen, und ſich zu verabſchieden. Sie hielt ihn nicht länger, aber in ihren Augen funkelte es, in ihrem beſtrickenden Lächeln lauerte es, wie das Bewußtſein eines Triumphes. Sie reichte ihm zum Abſchied die Hand, von deren vielverſprechendem Druck er ſich durchrieſelt fühlte, und ihr melodiſches „Auf Wiederſehen!“ klang ihm wie Sirenenton.

Mit ſolcher Haſt ſchritt er auf der Straße fort, daß er faſt atemlos Halt machen mußte. Er erſchrack über ſich ſelbſt. Wollte der alte Zauber ſich noch einmal über ihn geltend machen? Nein! Es ſollte nicht ſein! Er ſchalt ſich innerlich aus, er vergegenwärtigte ſich die frühere Demütigung; ihre Verſtellungskunſt und herzloſe Berechnung kamen ihm ſtärker zum Bewußtſein. Aber er konnte doch nicht aufhören, an das neuſte Erlebnis zu denken. Daß er ſie fortan öfter werde ſehen müſſen, war unvermeidlich, nach der angeknüpften Beziehung zum Hobergſchen Hauſe, ſo ſagte er ſich, und es tauchte plötzlich ein Gedanke in ihm auf. Er wollte ſcheinbar auf ihr Entgegenkommen eingehen, ſie ſicher machen, um ſeiner Vergeltungsluſt endlich doch noch einen Moment ſcharfer Abrechnung aufzuſparen. Es war für einen jungen Mann, von noch wenig Welterfahrung und mit keineswegs ausreichenden Waffen, einer ſo überlegenen Macht gegenüber, ein bedenklicher, ja ein gefährlicher Plan. Uebrigens gelangte er in ſeiner Erregung auch noch nicht zu beſtimmten Vorſätzen, ja er konnte ſich nach einigen Minuten ſogar des Wunſches nicht entſchlagen, alles abgethan ſein zu laſſen, und Leontine nicht wiederzuſehen. Und je mehr er ſich der Stadt näherte, deſto mehr überkam ihn eine tiefe Beſchämung. Er dachte an Gudula, und ſein Gewiſſen klagte ihn bitter an, aber er atmete zugleich auf, wie im Gefühl der Befreiung, als er zu Hauſe anlangte. Gleichwohl war es ihm recht, niemand auf der Schwelle zu begegnen, und unbeobachtet ſein Zimmer zu erreichen. Er hatte das Gefühl, als ob er mit dem Staube, den er vom Wege heimbrachte, auch innerlich etwas von ſich abſchütteln müſſe.

Da vernahm er aus dem Garten eine bekannte Stimme. Er trat ans Fenſter, und ſah ſeinen jungen Freund mit Gudula in heitrem Geplauder durch den Garten ſchreiten. Thaſſilo trug einen Korb mit Erbſenſchoten, die ſie gemeinſam gepflückt hatten, und weigerte ſich lachend, ihn ſeiner Begleiterin zu überlaſſen. Der Anblick dieſes harmloſen Gartenidylls weckte noch einmal alle Selbſtvorwürfe in ſeiner Bruſt auf. Er hatte den Jüngling im Laufe der Stunden gar nicht vermißt, im Hobergſchen Hauſe nicht einmal nach ihm gefragt. Schon aber wurde Hanno von Gudula erblickt. „Da iſt er ja!“ rief ſie freudig hinauf. „Komm, komm! Wir warten ſchon auf dich!“

Er ging hinunter, fand den Abendtiſch unter dem Nußbaum gedeckt, und bald die ganze Familie beiſammen. „Ich hab's jedenfalls beſſer

getroffen, als du!" rief Thaſſilo, ihm entgegenſpringend. „Ich kam, dich zu beſuchen, konnte dir aber unterwegs nicht begegnen, da ich den Weg durch das Mühlenthal genommen hatte. Einmal hier, dachte ich nicht mehr daran, zurückzugehen. Schade, daß du nicht bei uns warſt!"

In den Blicken der Familie entdeckte Hanno nun aber die Aufforderung, von ſeinem Beſuche zu erzählen, und ein entſchiedenes „Nun?" von den Lippen Theodorens machte ein Ausweichen unmöglich. Es traf ſich günſtig für ihn, daß er die Geſchichte von den durch ſeine muſikaliſchen Genoſſen wild gewordenen Stier, von dem Schreck der Gutsherrin, und von der Verwirrung im Hofe zum beſten geben konnte. „Die arme kranke Frau!" rief Gudula, konnte aber doch nicht umhin, in das Gelächter der übrigen einzuſtimmen. Damit war Hanno über den erſten Schritt hinweg, und man begnügte ſich mit dem, was er ſonſt noch ſparſam mitteilte. Thaſſilo blieb bis ſpät abends, da er ſich vor der ſpäten Heimwanderung nicht ſcheute, und ſeine Gegenwart trug dazu bei, die Beobachtung der übrigen von Hanno abzulenken.

Für einen Mann, der noch kürzlich den furchtbaren Plan eines vergeltenden Strafgerichts in ſeinem Innern gewälzt hatte, ging Hanno in den nächſten Tagen doch in etwas traumhaften Zuſtande einher. Der Plan kehrte wieder, wurde auch wohl eingehender erwogen, aber eine lachende Sirenenſtimme ſcheuchte ihn immer wieder hinweg. Er ſetzte ſich dagegen zur Wehr, er wollte ernſtlich mit ſich zurecht kommen. Eine gewiſſe Zerſtreutheit entging den Seinigen doch nicht. Der Konrektor ſchob ſie auf die gelehrte Arbeit Hannos, da dieſer ſich mehr in ſeinem Zimmer hielt, als bisher, und wollte die Stimmung des jungen Mannes von der Familie beſonders berückſichtigt wiſſen.

Da kam eine Einladung, von Herrn von Hoberg ſelbſt geſchrieben, zu einer Mittagsgeſellſchaft auf dem Gute. Die Stunde war auf fünf Uhr angeſetzt, ein Wagen werde den Herrn Profeſſor abholen. Das war, ohne Befremden zu erregen, nicht abzuſchlagen, und Hanno nahm es an.

Die Aufregung, mit der er ſich für die Geſellſchaft rüſtete, war ihm ſelbſt auffallend, und er hatte guten Willen genug, ſich darüber zur Ordnung zu rufen. Der Wagen ſtand vor der Thüre und Hanno verabſchiedete ſich von der Familie. Frau Theodore, ihn von oben bis unten muſternd, fand ſeinen Anzug, ſeine ganze Erſcheinung tadellos, und Gudula wünſchte ihm „gute Unterhaltung".

Er fand im Empfangsſaale etwa ein Dutzend Gäſte bereits verſammelt, Damen und Herren, lauter Gutsnachbarn, die ſich, vorwiegend die Herren, etwas ländlicher Formen im geſelligen Verkehr bedienten. An Stelle der Hausfrau, welche ihre Badereiſe bereits angetreten hatte, wirkte Fräulein Adelgunde, die eigentliche Vertretung des Hauſes aber übernahm Frau von Ellerſtedt, wie ſie denn auch den Mittelpunkt der Geſellſchaft bildete. Ihr ſommerliches Geſellſchaftsgewand war klug gewählt, um ſie noch in Jugendlichkeit erſcheinen zu laſſen, ohne Schmuck von Gold und Steinen, den die übrigen Damen ſo reichlich an ſich gewendet hatten; ihr Weſen war ſo ſtrahlend, daß ſelbſt die Augen der Frauen bewundernd an ihr hafteten. Als Hanno eintrat, ging ſie ihm durch den ganzen Saal entgegen, reichte ihm die Hand, und ſtellte ihn der Geſellſchaft vor als „unſern ſehr lieben Freund, den Herrn Profeſſor Bertung." Es war eine Bevorzugung, die der Geſellſchaft nicht entgehen konnte, da der junge Mann dadurch gleichſam in den Mittelpunkt des Kreiſes gezogen wurde. Ein Gaſt fehlte noch. Der Hausherr fing an ungeduldig zu werden, und ſchalt, daß der „verwünſchte Kerl" wieder auf ſich warten laſſe. Allein er erſchien bald darauf. Herr von Falkenberg, wie der Erwartete hieß, ging geradeswegs auf Leontine zu, küßte ihr die Hand, und wurde von ihr zwar mit einem Lächeln, aber doch mit einiger Zurückhaltung empfangen.

Herr von Falkenberg war ein hochgewachſener, breitſchultriger Mann, über die erſte Jugend hinaus, aber noch, was man eine elegante Erſcheinung nennt. Er war viel in der Welt umher geweſen, und hatte, wie ſein Geſicht verriet, das Leben genoſſen. Ein mächtiger ſchwarzer Backenbart, der bis an das glatt raſierte Kinn reichte, umrahmte die etwas verwitterten Züge, aus welchen unter ſtarken Braunen ein paar ſchwarze Augen funkelten. War der Ausdruck des Geſichts auch nicht eben angenehm, ſo gehörte es doch zu denjenigen, welche für viele Frauen etwas beſonders Anziehendes haben. Er pflegte nur kurze Zeit im Jahre auf ſeinen Gütern zu leben, da ihm die großen Hauptſtädte Europas abwechſelnd mehr Anregung boten.

Da die Geſellſchaft vollzählig war, ging man zu Tiſche. Herr von Falkenberg wollte Leontine den Arm reichen, dieſe aber wendete ſich mit einer anmutigen Verbeugung an den Profeſſor und ſchritt an ſeinem Arme in den Speiſeſaal. Dafür trat Fräulein Adelgunde zu dem ſichtlich Ueberraſchten, um von ihm geführt zu werden, und als ſie mit ihm dahin ſchritt, ſchienen ihre Mienen zu ſagen: „Da haſt du's! Ich gönne dir's nicht beſſer!"

Allein Herr von Falkenberg ſollte doch die Genugthuung haben, an der Seite der Schönſten zu ſitzen, da ſie ihren Platz zwiſchen ihm und dem Profeſſor Bertung gewählt hatte. Die Geſellſchaft war lebhaft, und nach dem Vorgang des Hausherrn, ungezwungen (wenn man ſich auch nicht immer ſeiner kräftigen Ausdrucksformen bediente), die Speiſen vortrefflich, der Wein ausgezeichnet, wie die Kenner verſicherten, und ſo wurde es bald auch wohl etwas geräuſchvoller um die Tafel.

Leontine teilte die Unterhaltung unter ihre Nachbarn, aber keineswegs gleichmäßig. Ohne Herrn von Falkenberg gerade zu vernachläſſigen, verkehrte ſie mit ihm in der gemeſſenſten Weiſe, fein und mit Verſtändnis, und beide unterhielten ſich wie zwei Leute, die viel in der Welt gelebt haben, und wiſſen, worauf es darin eigentlich ankommt. Für den anderen Nachbar aber hatte ſie eine ganz andere Unterhaltung. Da blitzte es in ihren Augen, und es ſchien, als ob ſie mit einer gewiſſen Haſt immer wieder zu ihm zurückkehrte. Sie lachte viel, ſie hatte für ihn eine gewiſſe Vertraulichkeit, ja ſie flüſterte ihm ſogar dies und jenes zu, ohne daß es von Belang geweſen wäre. Sie nannte ihn ſcherzweiſe, wie aus Verſehen, Profeſſor Siebenſchläfer, und verbeſſerte ſich lachend. Sie warf das ganze Netz ihrer beſtrickenden Künſte über ihn aus, und hatte ihn bald aus jedem Rückhalt ſo weit hervor gelockt, daß er alles vergeſſen zu haben ſchien, um ſich jubelnd ihrer Macht auszuliefern. Auch er ſcherzte, lachte, war geiſtvoll im Geſpräch, und ſie ſchien von der reicheren Entwickelung ſeines Weſens überraſcht, und unter Scherzen lebhafter fortgezogen.

Herr von Falkenberg mußte die größere Bevorzugung des andern Nachbars denn doch merken (und vielleicht ſollte er es auch) und beugte ſich öfters herum, mit funkelnden Augen forſchend und prüfend. Fräulein Adelgunde aber, welche nichts zu beobachten ſchien, und alles beobachtete, erwog im ſtillen die Frage: „Welcher iſt nun der Gefoppte? Soll einer nur durch den anderen geködert werden? Der Schwarze wird's doch wohl noch!“

Wenn aber Hanno Zeit behielt, ſich ab und zu in der Nachbarſchaft zu unterhalten, ſo trafen ſeine Augen auch wohl auf Fräulein Adelgunde, und verfolgte er dann ihre herrſchenden Blicke, mit welchen ſie der Dienerſchaft ſchweigend gebot, oder etwas verwies, oder auch wohl den Scherz eines Gaſtes zu verurteilen ſchien, ſo war er gefaßt, einmal eine von jenen Grobheiten zu vernehmen, auf welche Thaſſilo ſeine Erwartung geſpannt hatte. Da er aber nichts dergleichen hörte, kam er zu der Annahme, daß ſein junger Freund nicht ganz ohne Schuld geweſen ſein könne, wenn ihm durch Fräulein Adelgunde etwa Erfahrungen bereitet worden waren.

Nach Tiſche verteilte ſich die Geſellſchaft im Garten, und Leontine konnte ſich ihren Tiſchnachbarn nicht mehr ſo ausſchließlich widmen. Es waren da noch ein paar Herren, ein braver dicker Gutsbeſitzer und ein Herr Landrat, die der ſchönen Frau endlich auch den Hof machen wollten, und es jetzt in der Weinlaune nicht daran fehlen ließen. Die Gattin des Landrates ärgerte ſich darüber, die des Gutsbeſitzers wollte ſich über ihren Mann totlachen.

Während man nun umherſpazierte, rief Leontine plötzlich in eine Gruppe hinein, in welcher Hanno mit einigen jungen Mädchen ſtand: „Herr Profeſſor Siebenſchläfer — ah! Verzeihung! — Bertung wollte ich ſagen! Sie haben ja, wie ich höre, eine große Bibliothek zu Hauſe, verſchaffen Sie mir doch etwas zum Leſen!“ Er fragte, was ſie ſo ungefähr wünſche? „O!“ entgegnete ſie: „Wählen Sie nur ſelbſt! Sie kennen ja meinen Geſchmack. Etwas Belehrendes!“ Hanno erklärte ſich gerne bereit, ihr etwas zu ſchicken. „Nein! Nicht ſchicken!“ rief ſie. „Sie müſſen es mir ſelbſt bringen, mir eine Art von Gebrauchsanweiſung dazu geben. Sie bringen mir die Bücher ſelbſt, und ſchon morgen, nicht wahr?“

Herr von Falkenberg ſtand in der Nähe, hörte alles, betrachtete den Bevorzugten mit einem Erſtaunen, und der Ausdruck eines gewiſſen ernſten Nachdenkens ging durch ſeine Züge. (Schluß folgt.)

Albumblatt.

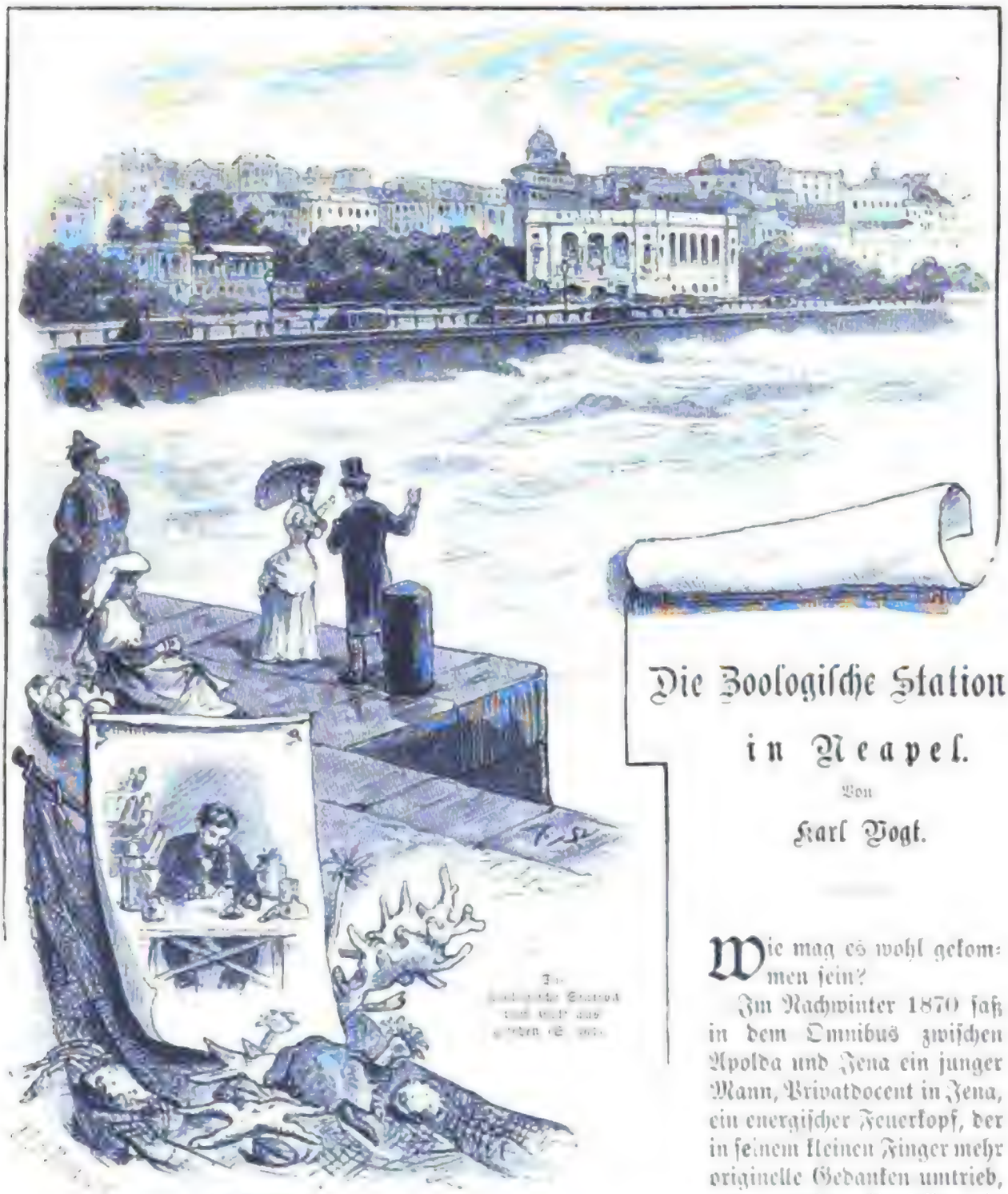
Von

M. Calm.

Mein Kind, ſprich, was heißt leben?
Genießen heißt es nicht.
Es heißt: ſtets weiter ſtreben
Und treu ſein ſeiner Pflicht.

Mein Kind, und was heißt lieben?
Nicht iſt's „ein ſüßer Wahn“.
Es heißt: im Dienſt ſich üben,
Mehr geben, als empfahn.

Mein Kind, und was heißt ſterben?
Nicht heißt es untergehn.
Es heißt: den Himmel erben,
Es heißet: Wiederſehn!



Der Konservator.

Die Zoologiſche Station in Neapel.

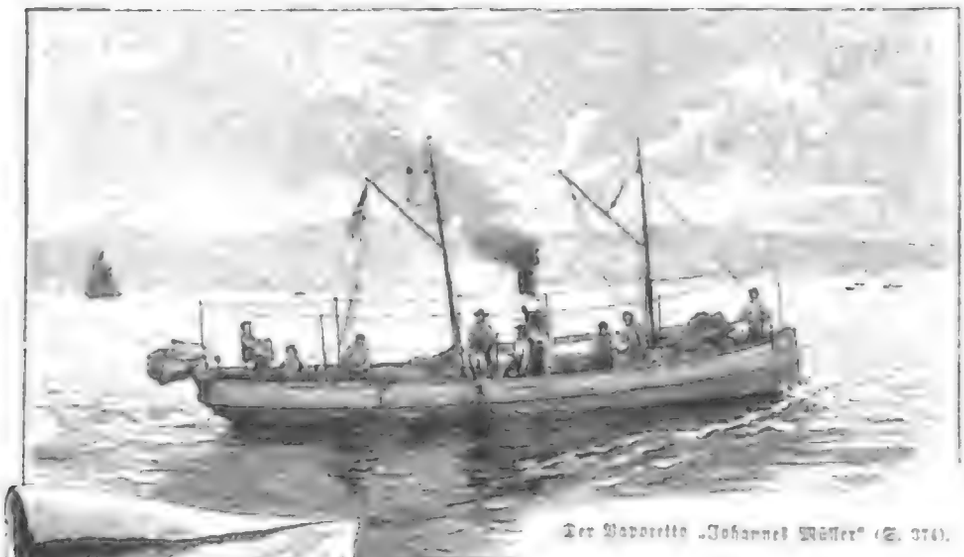
Von

Karl Vogt.

Wie mag es wohl gekommen ſein?

Im Nachwinter 1870 ſaß in dem Omnibus zwiſchen Apolda und Jena ein junger Mann, Privatdocent in Jena, ein energiſcher Feuerkopf, der in ſeinem kleinen Finger mehr originelle Gedanken umtrieb, als mancher Profeſſor in ſeinem ganzen Gehirne. Mancherlei Widerwärtigkeiten beſtürmten ihn; das Docententum in Jena war ihm umſomehr zur Laſt, als er mit den dort tonangebenden Größen in direktem Widerſpruche hinſichtlich der Anwendung der Darwinſchen Theorie ſtand. „Hinaus aus dieſen gebahnten Wegen der Laufbahn auf Univerſitäten, fort davon, ſo weit als möglich,“ rief es in ſeinem Innern. „Aber wohin? Die Welt ſteht zwar offen, aber mit dem Hinausſtürmen allein iſt es nicht gethan. Was kannſt du unternehmen, um die Wiſſenſchaft zu fördern, der du dein Leben geweiht haſt?“

Wie ein Blitz fuhr es ihm durch den Kopf: „Studien an Seetieren ſind jetzt ein unabweisliches Bedürfnis. Die Forſcher, die ſich bis jetzt zu dieſem Zwecke an das Meer begaben, hatten mit den mannigfaltigſten Hinderniſſen zu kämpfen. Man hat ſchon vielfach verſucht, Stationen zu gründen, wo der Forſcher allen Vorſchub findet,



Der Dampfer „Johannes Müller“ (S. 374).

Coviello, erster Matrose

den ein Laboratorium leisten kann. Es ist noch keinem gelungen. Wie wäre es, wenn ich eine solche Station in Neapel gründen würde?“

Der Gedanke ließ ihn nicht ruhig im Wagen sitzen. Er sprang hinaus und rannte zu Fuß über Stock und Stein nach Jena, seine Pläne im Kopfe herumwälzend. Vielleicht mögen sekundäre, teilweise aber auf sehr praktische Betrachtungen gestützte Gründe auf die Wahl des Ortes mit eingewirkt haben. Das kümmert uns wenig; die Wahl konnte nicht besser getroffen werden.

In fieberischer Hast wurden die letzten Vorbereitungen getroffen, nur ein einziger Freund in die Pläne eingeweiht. Erst als in Neapel die Verhandlungen im vollen Zuge waren, schrieb er an seine Eltern. „Der Junge ist verrückt geworden,“ sagte der Vater zur Mutter, als er ihr den Brief mitteilte.

Aber Dr. Anton Dohrn war nicht verrückt. Er entfaltete eine riesige Thätigkeit bei Behörden, bei hervorragenden Größen der Wissenschaft, um deren Zustimmung, um Beschaffung der Geldmittel. Er fand vielen Beifall, wenig effektive Unterstützung, manchen Widerstand. Nach zweijähriger, durch den Krieg unterbrochener Hetzjagd durch Italien, Deutschland und England war ihm von der Stadtbehörde der Bauplatz in der damaligen Villa reale, jetzt Villa nazionale zugesagt, so daß der Grundstein gelegt werden konnte; nach weiteren 2 Jahren, 1874, konnte in dem noch unfertigen Gebäude mit den ersten Arbeiten begonnen werden. Auch diese zwei Jahre verflossen unter unsäglichen Anstrengungen, für die nur wenige ein Verständnis hatten. Sagte ja doch ein deutscher Professor in seiner Begutachtung eines Gesuches um Unterstützung, er könne die Vorlage nicht befürworten, da Dr. Dohrn seit vier Jahren nichts publiziert habe!

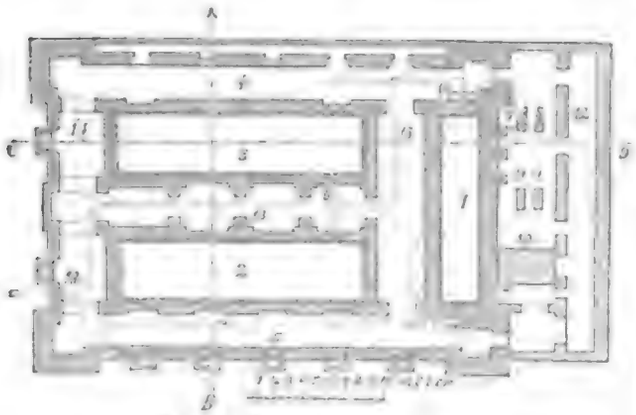
Die Hindernisse wurden beseitigt und jetzt erhebt sich in der Villa ein stolzer Bau, ein internationales Institut, in welchem ein reges, wissenschaftliches Leben und Streben die schönsten Blüten entfaltet, die edelsten Früchte gezeitigt hat.

So mag es denn gestattet sein, hier einen Blick auf diese Musteranstalt, ihr inneres Treiben und ihre Organisation zu werfen.

Das Gebäude.

Aus mehrfachen Gründen mußte ein Platz in der Villa oder deren unmittelbarer Nähe gewählt werden. Da mit der wissenschaftlichen Anstalt zugleich große, dem Besuche des Publikums geöffnete Aquarien hergestellt werden sollten, deren Ertrag als eine wesentliche Einnahmequelle angesehen wurde, so konnte man sich nicht weit von der Stadt und namentlich von dem Fremdenquartier entfernen. Die Aquarien bedurften beständiger Speisung mittels eines Stromes reinen und stets erneuten Meerwassers, das durch eine Dampfmaschine aus der Tiefe heraufgepumpt werden sollte. Längs der Stadt aber, von der Chiaja an bis Santa Lucia und weit über die Marina hinaus ist das Meerwasser längs der Küste verunreinigt, ja vergiftet, durch die Kloaken, die dort einmünden. Die Villa lag zur Zeit der Gründung

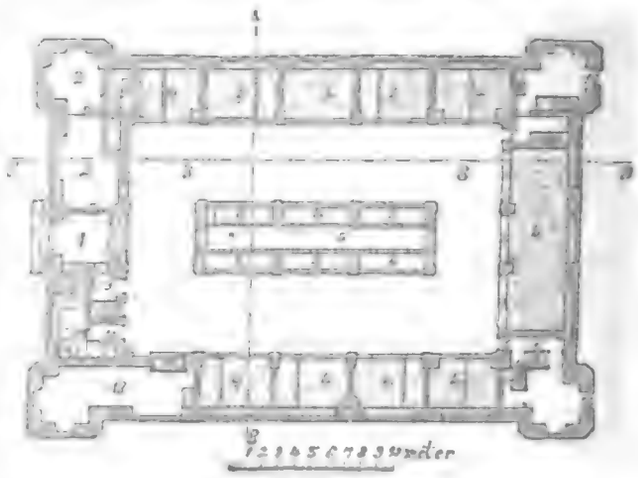
hellen Quadern aufgeführtes Viereck dar mit plattem Dache, einem niederen Erdgeſchoſſe und einem hohen Stockwerke mit großen Rundfenſtern, die auf der Nord- und Weſtſeite geſchloſſen, auf der Oſt- und Südſeite dagegen als Loggien offen gelaſſen ſind. Vier ſolide Eckpavillons verbinden das Ganze. Unter dem Erdgeſchoſſe befindet ſich ein weiter Keller, der Maſchinenraum mit den Dampfmaſchinen, der Schmiede und einem großen Sammelbecken. Das Hauptſtockwerk iſt ſo hoch, daß es innen großenteils in zwei Stockwerke abgeteilt werden konnte. An der nach Oſten, alſo der Stadt zugewendeten Schmalfronte befindet ſich der Haupteingang und die große, nach oben führende Treppe; die ſüdliche Längsfront mit der Loggia,



Kellergeſchoß der Zoologiſchen Station.

1. 2. u. 3. Tiefreſervoirs; 4. u. 5. Vorratsbaſſin; 6) Röhrenleitung, durch welche dieſe Reſervoirs und Baſſins mit dem 7. Pumpenreſervoir verbunden ſind; 8. Pumpen; 9. Maſchinen; 10. Keſſel; 12. Kohlenraum; 13. Abzugskanäle; 14. Küche.

die einen freien Blick über das Meer, nach Kapri und Sorrento hin gewährt, wird von dem mit Fresken geſchmückten Bibliotheksſaale, die nördliche Längsſeite von dem großen Arbeitsſaale eingenommen, während an der weſtlichen Schmalfronte eine Hinterthüre den Fiſchern den Zugang zu dem geſchloſſenen Raume gewährt, in welchem der tägliche Fang entgegengenommen und ſortiert wird. Die Eckpavillons enthalten Zimmer für die Beamten und bevorzugten Gäſte, ältere Herren und Profeſſoren, die auf der Station arbeiten. Ein ſchmaler Lichthof, der die mittleren Aquarien des Erdgeſchoſſes erleuchtet und mit einem, aus Eiſenbahnſchienen gefügten Stege überbrückt iſt, zieht ſich im Innern des Gebäudes hin und trennt den großen Arbeitsſaal von der Bibliothek. Unter dem Dache iſt, nebſt verſchiedenen kleineren Räumen für mechaniſche Arbeiten, das große Sammelreſervoir angebracht, in welches die Dampfmaſchine das Seewaſſer pumpt, das von dort aus, nach vor-

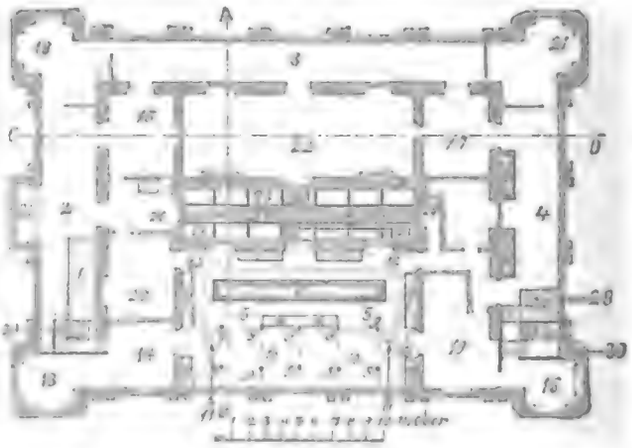


Erdgeſchoß

1. Eingang; 2. Kaſſe; 3. Raum für die Beſchauer; 4. Aquarium; 5 u. 6. Paſſage und Treppe zur Bedienung der Baſſins; 7. Treppen zu dem Laboratorium; 8. Haupttreppe in die obere Etage; 9. Separat-Eingang in das Aquarium 10. Treppen zu den Abtritten; 11. Treppen zu den Tiefreſervoirs und zum Maſchinenraum; 12. Seitenthüren für Fiſcher und Dienſtperſonal; 13. Kleines Laboratorium; 14. Arbeitsaquarium in demſelben.

gängiger Filtration, die Aquarien des oberen und unteren Stockes ſpeiſt.

Das ganze Erdgeſchoß iſt von dem großen, dem Publikum gegen Eintrittsgeld offenſtehenden Aquarium eingenommen. Auf beiden Langſeiten, wie an der weſtlichen Schmalſeite ziehen

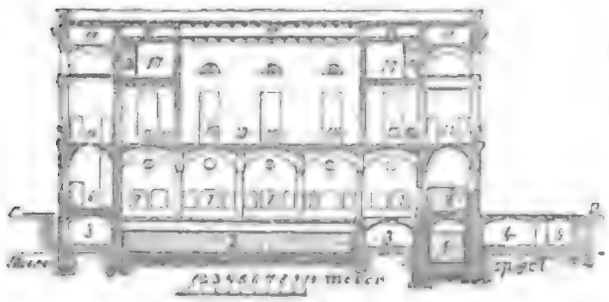


Erſtes Stockwerk.

1. Haupttreppe; 2. Oſt-Loggia; 3. Süd-Loggia (beide offen); 4. Weſt-Loggia (verſchloſſen durch Fenſter); 5. Großes Laboratorium; 6. Arbeitsaquarium; 7. Große Schränke; 8. Eiſerne Treppen, welche auf die von den 9. Gußeiſernen Säulen getragene 10. Plattform führen, die in halber Höhe des Laboratoriums befindlich iſt und durch die 11. Treppen auf die 12. Galerie führt; 13–18. Zimmer, die zu Laboratorien eingerichtet ſind; 19. 20. u. 21. Zimmer der Beamten; 22. Großer Saal für die Bibliothek; 23. Lichthof; 24. Längs-, 25. Querpaſſage durch denſelben; 26. Vorzimmer; 28. Treppe vom Aquarium; 29. Treppe zur oberſten Etage; 30. Schlot der Dampfkeſſel; 31. Balkon.

ſich Reihen von Baſſins hin, welche in der Weiſe beſetzt ſind, daß die darin befindlichen Tiere

nicht auf offenem Kriegsfuße miteinander ſtehen. Eine Doppelreihe ähnlicher Becken iſt in der Mitte des weiten Saales aufgeſtellt. Es ſind nur Tiere des Mittelmeeres und ſpeciell des Golfes von Neapel, welche hier gehalten, ja ge-

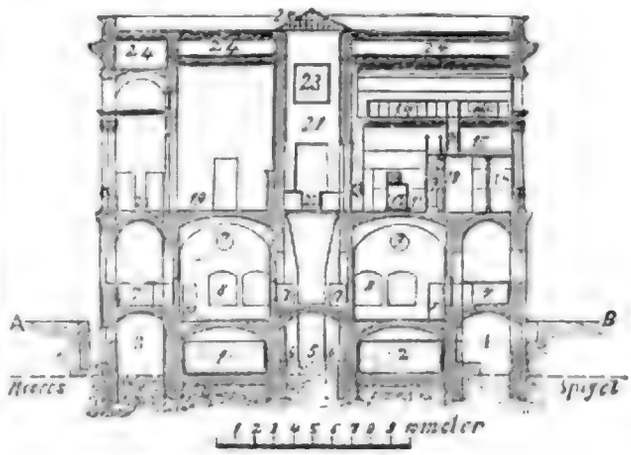


Längsdurchſchnitt auf der Linie C–D.

1. u. 2. Tiefreſervoirs; 3. Kellergewölbe; 4. Maſchinen-, 5. Kohlenraum; 6. Waffenzimmer; 7. Glasſcheiben der Aquarium-Baſſins; 8. Großes Aquarium-Baſſin; 9. Ventilationsöffnungen, mit roten Fenſtern verſchloſſen; 10. Oſt-; 11. Weſt-Loggia; 12. u. 14. Laboratorium-Räume; 13. Großer Saal für die Bibliothek; 15. Thüren zur Süd-Loggia; 16. Fenſter zur Süd-Loggia; 17. Dachſtuben; 18. Korridor; 19. Luftdurchzugs-Raum zwiſchen den beiden Schichten des flachen Daches.

züchtet werden, denn die meiſten befinden ſich bei reichlicher Nahrung und ſtets zuſtrömendem lufthaltigem Waſſer wenigſtens ſo wohl, wenn nicht beſſer, als in ihren urſprünglichen Wohnorten. Jeder Schmuck iſt vermieden; Tropfſteine, Stalaktiten und ähnlicher Schmuck, womit man manche binnenländiſche Aquarien verſchönern zu müſſen glaubte, haben mit den Meertieren nichts zu thun. Was dieſem Aquarium den größten Reiz für den Naturforſcher verleiht, iſt einerſeits der Reichtum, faſt möchte ich ſagen, die Vollſtändigkeit, mit welcher die verſchiedenen Typen des Mittelmeeres, von der Lederſchildkröte bis zu den niederſten Pflanzentieren repräſentiert ſind, anderſeits die Gelegenheit, die Sitten und Gewohnheiten dieſer Tiere zu beobachten. Der von Schmiedlein verfaßte Leitfaden zum Aquarium gibt hierüber manche Andeutung und Dr. Eiſig, Prof. Kollmann und andere haben wertvolle Beobachtungen in verſchiedenen Journalen veröffentlicht. Im allgemeinen kann man ſagen, daß kriechende und feſtſitzende Tiere der Züchtung weit geringere Schwierigkeiten entgegenſetzen, als ſchwimmende und beſonders Hochſeetiere. Die zarten Rippenquallen, Meduſen, Salpen, Schwimmpolypen, die oft in ſo wunderbar durchſichtigen Farben prangen, halten ſich nur wenige Tage, werden aber unermüdlich durch neue, im Meere gefiſchte Exemplare erſetzt. Ein ſchlagendes Beiſpiel dieſer Verſchiedenheit bieten einige Kopffüßler (Cephalopoden). Jahre hindurch dauern die Pulpen und Kraken, die meiſt an den Felſen ſich umhertreiben und deren Farben ſo täuſchend anzunehmen wiſſen, daß man ſie kaum unterſcheiden kann; es leben Veteranen derſelben im Aquarium ſeit mehreren Jahren; die Tintenfiſche (Sepien), die ſich im Sand eingraben und nur ſchlecht ſchwimmen, halten nicht minder lange aus; aber ihre nächſten Verwandten, die faſt durchſichtigen Kalmare, deren Arme namentlich die Neapolitaner gebacken als Leckerbiſſen verzehren und die pfeilſchnelle Hochſeeſchwimmer ſind, laſſen ſich trotz reichlicher Nahrung nur wenige Wochen am Leben erhalten.

Die Laien werden beſonders durch die Farbenpracht ſo vieler mariner Geſchöpfe wahrhaft geblendet und in Erſtaunen geſetzt. Das hätten ſie ſich nicht träumen laſſen, daß in der Tiefe des gleichförmig blauen Meeres ſolche Verſchiedenheit von Farbentönen ſich entfalten könne. Und in der That kann kein orientaliſcher Teppich hinſichtlich der Mannigfaltigkeit, Reinheit und ſinnigen Anordnung der Farben mit



Querdurchſchnitt auf der Linie A–B.

1. u. 2. Tiefreſervoirs; 3. u. 4. Vorrat-Baſſins; 5. Centraler Kellerraum unterhalb des Lichthofes; 6. Mauerpfeiler; 7. Aquarium-Baſſins; 8. Glasſcheiben des großen Aquarium Baſſins; 9. Ventilationsöffnungen; 10. Thüren zu den Hintertreppen; 11. Groß s Laboratorium; 12. Arbeits-Aquarium; 13. Großer Glasſchrank, welcher die 14. Galerie trägt; 15. Plattform; 16. Treppe zur Galerie; 17. Treppe zur Plattform; 18. Gußeiſerne Säul n; 19. Großer Saal für die Bibliothek ꝛc.; 20. Süd-Loggia; 21. Lichthof; 22. Paſſage darin; 23. Fenſter der Dachzimmer; 24. Durchzugsraum zur Luft zwiſchen beiden Schichten des Daches; 25. Glasdach über dem Lichthofe.

einem, von Korallen oder Seeanemonen beſetzten Becken, kein Nelkenbeet in Feinheit und Zierlichkeit der reizendſten Blumen mit den Kiemenbüſcheln wetteifern, welche die Röhrenwürmer, die einem Miniaturpalmenwalde ähnlich zuſammenſtehen, abwechſelnd ausbreiten und zuſammenziehen. Hier ziehen die unzähligen

Bernhardskrebse an, welche mit ihren Muschelgehäusen auf dem Rücken, unruhig hin und herlaufen, oft noch auf ihrem Gehäuse befreundeten Seenesseln eine Stätte gewähren und mit Begier von Languſten und Hummern, von Pulpen und manchen Fischen verzehrt werden, trotz der verzweifelten Gegenwehr, die ſie mit der einen großen Schere, welche ſie beſitzen, ihnen entgegenſetzen. Dort, in einem flachen Behälter, liegt platt auf dem Boden ein ungeſtalter Zitterrochen — was ihn berührt, erhält einen elektriſchen Schlag, wie von einer Leydener Flaſche. In dem größten Becken ſchwimmen ellenlange Haifiſche und abgeplattete Rochen umher, begierig nach kleinen Fiſchen ſchnappend, die man ihnen zum Fraße vorwirft. In einem kleineren Becken liegen bauchige Thonkrüge mit engen Oeffnungen — Meeraale und gefleckte Muränen, die von den Römern ſo geſchätzt waren, daß ſie dieſelben mit Sklaven mäſteten, wiſſen ſich geſchickt mit dem Leibe darin zu verkriechen, daß nur die Köpfe hervorſehen, die ſich auf dem ſchlangenartigen, ſchlanken Halſe wiegen. Einige Becken ſcheinen nur Sand zu enthalten; Plattfiſche, Seezungen, Sterngucker, Petermännchen mit ihren giftigen Rückenſtacheln haben ſich in den Sand eingeſcharrt und nur das Auge des Kenners entdeckt auf der Oberfläche die runden, vorſtehenden Augen, die wie kleine Kieſel ſich abheben. In dieſem Becken auch Sand, in welchem Tintenfiſche eingegraben ſind — wenn der Wärter ſie aufſtört, hüllen ſie ſich, wie die griechiſchen Götter, in eine ſchwarze Wolke, die von der ausgeſpritzten Tinte gebildet wird und ſie den Blicken entzieht. Dort Seeſterne und Seeigel, die mit ihren tauſend, auf kontraktile Stielchen geſtellten Saugfüßchen ſich langſam fortbewegen und ſogar an den Glaswänden des Beckens hinaufklettern. In anderen Becken ſchwimmen, leichtbeſchwingten, weißen, mit rötlichen Tupfen gezierten Vögeln gleich, Scharen von Kalmaren mit eingezogenen Armen, die ſie blitzſchnell herauswerfen, ſobald ſie eine Beute gewahren. In großen mit Felsblöcken und Steinen beſäten Becken haben ſich die Pulpen wahre Feſtungen gebaut, in welchen nur das unabläſſige Puſten des Atemtrichters ihre Anweſenheit verrät. Läßt aber der Wärter eine an einen Faden gebundene Krabbe hinab, die wie eine Spinne mit den langen Beinen umherfuchtelt, ſo belebt ſich plötzlich das ganze Baſſin; lange, mit Saugnäpfen beſetzte Arme werden ausgeworfen, aus dem Hintergrunde ſchwimmen die gierigen Geſellen mit raſchen Stößen herbei; bald iſt die Krabbe gepackt, umſchlungen und man hört ihren Panzer zwiſchen den mächtigen Kiefern des Räubers krachen. Fiſche der verſchiedenſten Arten ſchwimmen ſcharenweiſe in anderen Becken; dort liegen ungeſtalte, wurſtförmige Tiere, Seegurken oder Holothurien,

Das Taucherboot (S. 375).

Taucher in Glashauber-Rüſtung (S. 375).

träge am Boden und zuweilen ſieht man, daß aus der runden Afteröffnung der einen oder anderen ein niedliches Fiſchköpfchen mit großen hellbraun glänzenden Augen gemütlich hervorſchaut. Das Fiſchchen, Fierasfer genannt, gewöhnt durch tagelang fortgeſetzte Manöver die Holothurie, welche es ſich zum Wohnſitz auserkoren, ihre Aftermündung, die zugleich Atemloch iſt, bei Berührung offen zu halten und ſchlüpft dann, mit dem ſpitzen Schwanze voran, in den Darm hinein, in welchem es ſich ganz trefflich zu befinden und die Holothurie nicht weiter zu beläſtigen ſcheint.

So kann man lange Stunden in dem Raume zubringen, welchen die darin gezüchteten Organismen beſſer ſchmücken als Tropfſteine und künſtliche Grotten, und wird ſtets neue und intereſſante Formen entdecken und mit Beobachtungen bereichert denſelben befriedigt und belehrt verlaſſen.

Wir ſteigen über die Marmortreppe hinauf zur Oſtloggia. Rechts ein Pförtnerſtübchen neben der nach oben führenden Dienſttreppe, links ein großes Zimmer, das für zwei Arbeiter Raum hat. Daneben ein anderes, ähnlichen Zwecken dienendes Zimmer, gegenüber ein Gemach, das durch eine Nebenthür in den großen Arbeitsſaal führt und einem Beamten des wiſſenſchaftlichen Generalſtabes der Station angewieſen iſt. In dieſen Zimmern, wie in dem großen Arbeitsſaale, dieſelbe Ausrüſtung: ein rechtwinklig ausgeſchnittener Arbeitstiſch, der dem Fenſter zugekehrt iſt und mit allen nur erdenklichen Geräten, Reagentien, Färbemitteln u. ſ. w. ausgeſtattet iſt, deren die heute ſo hoch ausgebildete Technik bedarf; im Rücken kleinere beſondere Aquarien, in welchen der Forſcher die Tiere halten kann, die er ſpeciell beobachten will. Wer zur Arbeit an der Station zugelaſſen iſt, hat weiter nichts mitzubringen, als ſein Mikroſkop und ſein anatomiſches Beſteck — alles andere, Material wie Hilfsmittel, liefert ihm die Anſtalt. Jeder Arbeitstiſch hat das volle Licht eines Fenſters.

Bei dem Zudrange der Arbeiter mußte das große Laboratorium durch ein Hängewerk in zwei Etagen (S. 367) abgeteilt und ſo Raum für weitere Arbeitstiſche gewonnen werden. Bei der bedeutenden Höhe der Fenſter haben dieſe Plätze nicht minder gutes Licht, als die unteren, und auch an Aquarien fehlt es ihnen nicht. Eine ſchmale und ſteile eiſerne Treppe führt in einige in dem Eckpavillon aufgeſparte Hochzimmer, die ebenfalls einem Beamten des Generalſtabes zugewieſen ſind, welcher zugleich die Muſterſammlung der wiſſenſchaftlich beſtimmten Arten beſorgt, die dort aufgeſtellt iſt. — Jeder Arbeitstiſch in dem großen Laboratorium iſt zugleich durch ein, mit Gefachen verſehenes Repoſitorium von dem nächſten Tiſche getrennt (S. 367), ſo daß die Nachbarn einander nicht ihre etwaigen Geheimniſſe ablauſchen können. Doch ſind ſolche mißtrauiſche Naturen, die bei dem Nahen eines an-

Luigino und Antonio, Gehilfen des Konſervators Salvatore. Giovanni, erſter Netzfiſcher.

deren ihre Zeichnungen umdrehen oder ihre Präparate decken, nur selten; meist herrscht ein vertrauliches Zusammenleben; man bespricht die erlangten Resultate, die angewendeten Methoden, belehrt sich wechselseitig und fördert sich durch Austausch. Einige Beamte, die keine gesonderten Räume mehr erhalten konnten, arbeiten ebenfalls in dem großen Laboratorium, stets bereit, dem weniger Geübten mit Rat und That an die Hand zu gehen. Es ist eine Freude, den Saal zu durchschreiten und die Emsigkeit zu sehen, mit welcher die meisten ihren Studien obliegen; der sinnt, in das Blaue starrend, über ein Problem, jener beschäftigt sich mit Dauerpräparaten, ein dritter seciert unter der Lupe, während ein vierter mit dem Auge auf dem Mikroskop liegt, als müsse er jetzt den Stein der Weisen darin sehen. Oft laute Diskussion über theoretische Ansichten; die Geister platzen aufeinander, und manchmal wird die ganze Gesellschaft in das Gefecht gezogen.

Ciro und Circillo, Oberflächenfischer.

Dem großen Laboratorium gegenüber ist die Bibliothek, die, wie ich schon öfter hervorgehoben habe, der Anstalt allein den Vorrang vor allen anderen Instituten ähnlicher Art sichern würde. Prof. Dohrn hat keine Kosten und keine Mühe gespart, um sie so vollständig als möglich zu machen; viele naturwissenschaftliche Verleger schicken ihren Verlag, die Verfasser ihre Arbeiten, um sie sicher in dem von der Station herausgegebenen Jahresberichte besprochen zu sehen; durch Tausch gegen die Publikationen der Station wird vieles hereingebracht. Während man an den meisten anderen Stationen nur wenige Bücher und Zeitschriften zur Hand hat, die nur notdürftige und ungenügende Auskunft geben, und oft wiederholt von der Küste in die Hauptstadt und von dieser wieder an die Küste rennen muß, um eine Arbeit zu vervollständigen, hat man hier alle Quellenschriften, alle litterarischen Hilfsmittel unmittelbar zur Hand und kann die eigenen Beobachtungen mit denjenigen der Vorgänger vergleichen. Es ist dies ein unschätzbarer Vorteil und es kommt nicht selten vor, daß Forscher, die anderwärts eine Arbeit gemacht haben, nach Neapel kommen, um sie hier zu kontrollieren und die unentbehrlichen litterarischen Nachweise zu vervollständigen. Zahlreiche Arbeitstische sind in der von einem Beamten der Station überwachten Bibliothek aufgestellt, deren Besorgung bei den zahlreichen Eingängen keine geringe Arbeit macht. Mittels eines einfachen Mechanismus ist es möglich gemacht, daß jeder Forscher neben seinem Arbeitstische die nötigsten Quellen in jedem Augenblick zur Hand haben kann. (Vgl. u. Abb. auf S. 367.)

In der geschlossenen Loggia der Westfront herrscht zu gewissen Stunden das regste Leben. Gegen zehn Uhr morgens bringen die Fischer, die meist schon vor Anbruch des Tages ausgelaufen sind, in Kübeln und Gläsern ihren Fang, der hier in seichten Bottichen sortiert wird.

Digitized by Google

„Auftrieb“, ſchallt es beſonders bei Sirokko durch das Haus, denn dieſer Wind bringt die ſchwimmenden Hochſeetiere, das mikroſkopiſche Kleinzeug, welches mit feinen Netzen auf der Oberfläche gefiſcht wird, in den Golf herein. Viele kommen und ſuchen, mit der Lupe bewaffnet, in den Bottichen und Gläſern die Tiere zuſammen, die ihnen zum Studium zugeteilt ſind. Der Chef des wiſſenſchaftlichen Generalſtabes, dem jeder anzugeben hat, welche Tiere er zum Studium ſich ausgewählt hat, läßt den übrigen das ihnen gehörende Material bringen. Der Konſervator ſucht die ihm genehmen Leiter aus. Der Leiter des großen Aquariums bemächtigt ſich der Organismen, die dort gezüchtet werden ſollen. Nach geſchehener Sortierung wird der Reſt entweder in Reſerve-Aquarien, die an der Rückwand der Loggia angebracht ſind, untergebracht oder an das große Aquarium abgeliefert, wo er zur Fütterung dient. In dieſe Loggia münden auf der Nordſeite das Zimmer des Chefs des Generalſtabes, auf der Südſeite das Arbeitszimmer des Direktors Dohrn und dasjenige des Konſervators, der die Sendungen vortrefflich erhaltener Seetiere an Muſeen und Private zu beſorgen hat, welche einen nicht unbedeutenden Zweig des Betriebes der Station bilden.

Das Dampfboot „Frank Balfour“ (S. 375).

Boot zur Netzfiſcherei.

Von der Weſtloggia führt eine Treppe in die Hochzimmer, in welchen der Ingenieur der Station ſein Kabinett und ſeine Werkſtätten für feinere Gegenſtände eingerichtet hat. Schmiede und Ateliers für gröbere Objekte ſind, wie ſchon erwähnt, in dem unterirdiſchen Maſchinenraume angebracht; der Schmied arbeitet aber nicht ſelten unter freiem Himmel vor ſeiner Werkſtätte. Neben dem kleinen Eingange der Weſtfront, den die Fiſcher benutzen, ſind die gewöhnlichen Fiſchereiwerkzeuge untergebracht.

So iſt das Haus nach wohlüberdachtem Plane im Inneren eingerichtet, jeder Raumwinkel ſorgfältig ausgenutzt und man glaubte, damit für lange Jahre ausreichen zu können. Aber in dem Augenblicke, wo ich dieſes ſchreibe, erweiſt ſich das Gebäude, gegenüber dem Andrange von Forſchern und der Notwendigkeit, neue Räume für phyſiologiſche und biologiſche Studien zu ſchaffen, als durchaus ungenügend. Die Verhandlungen über einen Anbau, der mit dem Hauptgebäude durch Brücken ſo verbunden werden ſoll, daß er dieſem kein Licht zu rauben vermag, ſind im Zuge. Möchten ſie zu dem gewünſchten Reſultate führen!

Die Betriebsmittel.

Es iſt klar, daß etwa dreißig Forſcher, ſowohl Tiſchinhaber als Beamte des wiſſenſchaftlichen Generalſtabes einer Menge lebenden, unmittelbar aus dem Meere gefiſchten Materiales zu ihren Unterſuchungen bedürfen. Um viele dieſer Tiere zu finden, iſt die genaue Kenntnis des zugänglichen Meeresgrundes, ſowie der Strömungen unerläßlich. Manche Arten ſind ſelten oder in ſehr engen Wohnungsgrenzen eingeſchränkt. Ich hatte vor einigen Jahren einen Wurm erhalten, den man ſpäter zurück erbat, weil er das einzige bis jetzt gefundene Exemplar

Digitized by Google

ſei und man vergebens nach einem zweiten geſucht habe. Jetzt kann man den Wurm haben, ſo viel man nur will; die Fiſcher haben endlich ſeine Wohnſtätte gefunden, die kaum einige Morgen Landes bedecken würde. Will man alſo, was bei einer ſolchen Anſtalt durchaus nötig iſt, die möglichſte Gewißheit haben, ſtets das Gewünſchte liefern zu können, ſo müſſen eigens dreſſierte Fiſcher und beſonders ausgerüſtete Boote vorhanden ſein, die nur für die Zwecke der Station arbeiten. Der Fiſcher, der nur bei Gelegenheit dem Naturforſcher ſich zu Dienſten ſtellt, muß erſt angelernt werden; er hat von jeher nur das Eßbare und Verkäufliche im Auge gehabt und wird ſtets das Zeug, das den Naturforſcher intereſſiert, als Nebenſache behandeln.

Die Station beſitzt mehrere Ruder- und Segelboote, die regelmäßig auf den Fang gehen und deren Bemannung die Lokalitäten genau kennt, auf welchen die verſchiedenen Tiere vorkommen. Das eine dieſer Boote iſt für die Oberflächenfiſcherei, für die Beſchaffung des „Auftriebes“ ausgerüſtet. Man ſucht die vielfach wechſelnden Strömungen: die „Corrente“ auf und während der Ruderer langſam das Boot vorwärts gleiten läßt, hält der andere Fiſcher ein aus feinſter Müllergaze gefertigtes Handnetz dem Strome entgegen, in welchem ſich die mikroſkopiſchen Tierchen, kleine Krebschen, Meduſen, Pfeilwürmer, Radiolarien, Larven aller Art fangen. Von Zeit zu Zeit wird der Beutel in einem weiten Glasgefäße umgedreht und ausgeſpült, oder auch ein ſolches in das Netz eingebunden, und ſo der Auftrieb in demſelben geſammelt. Aber in dieſen Strömungen reiben auch eine Menge größerer Tiere, Ruderſchnecken, Meduſen, Rippenquallen, lange Ketten von Salpen, Schwimmpolypen und andere Tiere, faſt alle durchſichtig und nur ſchwer in dem Waſſer unterſcheidbar. Ein geübtes und ſcharfes Auge iſt hier unſchätzbar. Die einen können unbedenklich mit einem langſtieligen Netze eingefangen werden, andere aber ſind ſo zart, daß ſie bei der geringſten Berührung zerfließen oder weſentliche Teile abſtoßen. Man ſucht dieſe Tiere durch Bewegungen mittels des Handnetzes an die Oberfläche zu bringen und dann in ein vorgehaltenes Glasgefäß hineingleiten zu laſſen.

Ein anderes Boot betreibt die gewöhnliche Netzfiſcherei, ein drittes iſt mit Schleppnetzen ausgerüſtet, welche mit einer ſcharfen Klinge den Grund aufkratzen und die feſtſitzenden, in Schlamm oder Sand vergrabenen Tiere loslöſen und aufnehmen. Aber dieſe Fiſcherei, ſo ergiebig ſie auch an gewiſſen Stellen ſein mag, kann doch nur in ſehr geringe Tiefen hinabgehen; ſie wird namentlich auf den Bänken betrieben, welche den Fiſchern unter dem Namen Seccas bekannt ſind. Für größere Tiefen reicht Menſchenkraft nicht aus.

Wenn ſo das meiſte Material von den Fiſchern der Station beſchafft wird, ſo ſchließt dies nicht aus, daß vieles auf dem Fiſchmarkte und anderes von nichtangeſtellten Fiſchern gekauft wird, die ſehr wohl wiſſen, daß ſeltene und ſonſt unverkäufliche Tiere hier Abnahme finden.

Aber die Fiſcherei mit Ruder- und Segelbooten, die allzuſehr von Wind und Wetter abhängen und nur geringe Tiefen beherrſchen, kann den Zwecken der Station nicht genügen. Man muß zur Beſchaffung mancher Tiere weiter gelegene Fiſchgründe aufſuchen, in größere Tiefen hinabſteigen, man will ſchließlich den ganzen Golf und deſſen Umgebung in gründlichſter Weiſe durchforſchen, um endlich einmal ſichere Grundlagen für die Beurteilung der Wanderungen der Sectiere, der Verteilung derſelben auf dem Meeresgrunde, ihrer Exiſtenzbedingungen, Fortpflanzungszeiten u. ſ. w. zu gewinnen.

Die Notwendigkeit eines Dampfers war von Anfang an erkannt. Aber die Mittel waren gering und mancherlei Gelärm erhob ſich. Was? Ein Dampfer? Zum Spazierenfahren? Man ſetzte der Anſchaffung etwa ähnliche Gründe entgegen, wie mir, als ich im Jahre 1869 die Gründung einer zoologiſchen Station in Trieſt beantragte und ein bekannter Zoologe, der ſpäter wohleingerichtete Stationen ſehr zu würdigen wußte, öffentlich entgegnete: Was es da weiter brauche? Ein Zimmer, einige Gefäße und täglich einige Kübel friſchen Seewaſſers!

Das Dampferlein, das man allgemein den „Vaporetto“ nannte, das aber dem großen Phyſiologen Johannes Müller geweiht iſt (S. 366), wurde beſonders unter lebhafter Fürſprache du Bois-Reymonds, des Nachfolgers Müllers, durch die Berliner Akademie großenteils beſchafft. Es hat eine enge und niedere Kajüte, in der zwei Mann ganz gut, vier nur mit Schwierigkeit ſich unterbringen können. Die Maſchine wurde ſo eingerichtet, daß ſie das Schleppnetz heben und ſenken konnte. Die italieniſche Marine lieh

einen Skaphander zum Tauchen und Unterſuchen des Grundes. Man behalf ſich in der Nußſchale ſo gut man konnte und wagte ſogar, bis nach Gaëta und den Ponza-Inſeln zu dampfen, wo reiche Fiſchgründe mit im übrigen Golfe nicht vorkommenden Tieren ſich finden.

Ich habe zur Zeit lehrreiche und fröhliche Exkurſionen mit dieſem Vaporetto gemacht. Das Tauchen mit dem Skaphander, das anfangs vom Vaporetto aus betrieben, jetzt aber durch ein eigenes Boot beſorgt wird (S. 370), wurde bald eine Lieblingsbeſchäftigung einiger Beamten und Gäſte, namentlich des Ingenieurs von Peterſen. Der Taucher, ganz in Kautſchuk eingehüllt, mit ſchweren Bleiſandalen an den Füßen, mit dem großen gefenſterten Metallhelme auf dem Kopfe, in welchen beſtändig Luft eingepumpt werden muß, wird in die Tiefe hinabgelaſſen. Durch einen Strick, den er in der Hand hält, gibt er verabredete Zeichen. Die aufbrodelnden Luftblaſen bezeichnen ſeinen Weg, wenn man ihn nicht mehr ſehen ſollte. Er iſt mit Schaufel, Hammer, Kratzeiſen, einem Sacke, worin einige gläſerne Gefäße, verſehen, in welche er ſeine Beute ſammelt. Einmal im Waſſer untergetaucht, bewegt er ſich mit großer Leichtigkeit; in freier Luft geſtattet ihm die ſchwere Rüſtung kaum eine Bewegung. Seine Hauptaufgabe iſt, die Vergeſellſchaftungen der auf dem Grunde hauſenden Tiere zu erforſchen. Er ſieht hinlänglich, um ſelbſt mit der Lupe unterſuchen zu können. Man folgt in einem beſonderen kleinen Boote aufmerkſam ſeinen Bewegungen, um ihn bei dem leiſeſten Zeichen ſo ſchnell als möglich heraufwinden zu können. Die beiden Matroſen, welche die Luftpumpe handhaben, müſſen ſorgfältig einexerziert ſein, damit keine Unterbrechung in der Zufuhr eintrete. Aber länger als zwei Stunden hält es wohl keiner aus und tiefer als dreißig Meter höchſtens kann man nicht hinab, denn in dieſer Tiefe wird der Druck bald unerträglich, die Kautſchukbänder, welche die Aermel und Hoſen ſchließen, ſchneiden dann tief in die Gelenke ein. Man windet den Mann herauf und kaum, daß der Helm über dem Waſſer iſt, beeilt man ſich, ihn abzunehmen. Die Löſung der Toilette iſt ſchwieriger, als der Anzug, aber endlich iſt ſie geſchehen und ein Schluck guten Weines hilft dem erſchöpften Manne wieder auf die Beine, der dann meiſt einen bedeutenden Appetit ſpürt.

Bei den vielfachen Fahrten konnte es nicht vermieden werden, daß die Eiſenwände des Vaporetto vielfach durch Abputzen der daran haftenden Seetiere und durch den Einfluß des Meerwaſſers litten, ſo daß ſie an vielen Orten nur anderthalb Millimeter Dicke beſaßen. Man fütterte ſie zwar mit Holz aus, aber immerhin läßt das ſonſt treffliche Schiff einige Altersſchwäche verſpüren.

Vor zwei Jahren ſchaffte die Station aus eigenen Mitteln ein zweites kleines Dampferlein an, welches den Namen des bekannten, in den Alpen verunglückten Embryologen Frank Balfour führt (S. 373). Absit omen! Das Schifflein hat etwa die Größe und den Bau eines mit ſechs Ruderern zu bemannenden Rettungsbootes, iſt vollkommen ungedeckt und nur zum Fiſchen mit dem feinen Netze an der Oberfläche beſtimmt. Maſchine, Kohlen, alles Zubehör liegen frei im Raume des Bootes, allem Wind und Wetter ausgeſetzt; nur einige wenige Perſonen haben Platz darauf. Aber das Schifflein iſt durchaus ſeetüchtig, läuft ſchnell und ſanft und liegt flach auf dem Waſſer, ſo daß die Handnetze ebenſo leicht benutzt werden können wie von einem Ruderboote aus. Die Oberflächenfiſcherei, welche die ſchwimmenden Hochſeetiere liefert, hat im Golfe von Neapel ihre beſondern Schwierigkeiten. Die Strömungen halten nicht eng zuſammen wie in der Straße von Meſſina oder in der Bucht von Villafranca bei Nizza; ſie verteilen ſich über weite Räume und bringen nur bei Sirokko reiche Beute. Da alle dieſe Tiere äußerſt zart und kurzlebig ſind, mußte auf Mittel geſonnen werden, ſie ſchnell nach dem Fange zur Station zu bringen, um die ſonſt ſehr ergiebige Jagd ſelbſt über größere Strecken ausdehnen zu können. Dieſen Zwecken entſpricht der Balfour vortrefflich.

Aber die beiden Schiffe genügen nicht, um die Schleppfiſcherei in großen Meerestiefen, die ſo außerordentlich wichtige Reſultate geliefert hat, zu betreiben. Das Gewicht der Netze, die in Tiefen über tauſend Meter arbeiten ſollen, iſt zu bedeutend, als daß dieſelben mit ſo geringen Kräften gehoben werden könnten. Der Raum der Schiffe würde nicht hinreichen, die großen Trommeln zu beherbergen, auf welchen die ſtarken, mehrere Kilometer langen Taue aufgerollt werden müſſen. Die Tiefgründe ſind der Station einſtweilen vollſtändig verſchloſſen. Zudem gewährt keines dieſer Schiffe den nötigen Raum, um den Fang ſogleich bearbeiten zu

können. Gar viele Tiefentiere aber kommen, wie begreiflich, in durchaus erschöpftem Zustande auf der Oberfläche an, und wenn sie endlich aus den Centnern von Sand, Schlamm und Gesteinsbrocken, welche das Schleppnetz heraufbringt, ausgelesen sind, bleiben vor ihrer Zersetzung kaum einige Stunden zu eingehender Beobachtung. Diese ist nur auf der Station, nicht auf dem Schiffe möglich, und wenn man auf der Station anlangt nach den Mühen des Tages, findet man einen Haufen in Zersetzung befindlicher Gallerte statt lebender Wesen.

Der Golf soll und muß eben in allen seinen Tiefen erforscht werden und die Untersuchungen müssen sich weiterhin in das Meer und über die Küsten erstrecken, denn dorthin bringen die Strömungen auch Tiefseetiere. So ist denn jetzt der Bau eines dritten, größeren, durchaus seetüchtigen Dampfers im Plane, der wochen- und monatelang auf dem Meere bleiben und den auf ihm eingeschifften Forschern in einem kleinen Laboratorium Gelegenheit zur unmittelbaren Untersuchung des Fanges geben soll. Solche Tiefsee-Forschungen, wie sie der „Challenger", der „Talisman", der „Washington" im Auftrage der englischen, französischen und italienischen Regierungen vorgenommen haben, würden freilich mit diesem Schiffe nicht unternommen werden können; derartige Untersuchungen erfordern Geldmittel, wie sie der Station nicht zu Gebote stehen. Uebrigens stehen diese Tiefsee-Forschungen, so großes biologisches Interesse in theoretischer Hinsicht sie auch beanspruchen mögen, doch kaum in direkter Beziehung zu den mehr praktischen Zwecken, welche die Station im Auge hat.

Ob es freilich Herrn Dohrn gelingen wird, das für ein solches größeres Schiff nötige Kapital zu beschaffen, ist eine andere Frage. Wenn es sich darum handelt, für eine Sternwarte einen Riesenrefraktor oder ein ähnliches Instrument zu beschaffen, findet sich das Geld leicht, sei es bei Regierungen, Instituten oder einzelnen opferwilligen Privaten; aber die Ueberzeugung, daß auch die biologischen Forschungen kostspieliger Apparate bedürfen, ist noch nicht weit genug eingedrungen, um zu Opfern dafür anzuspornen. Und doch leuchtet nicht nur der ungemeine Wert solcher Untersuchungen für die Wissenschaft, sondern auch ihre praktische Anwendung ein. Wir haben seit Einführung der künstlichen Fischzucht manche Kenntnis über das Leben und Treiben, die Existenzbedingungen und die Feinde der nutzbaren, im Süßwasser lebenden Geschöpfe, wie Fische und Krebse, gewonnen — aber wie unendlich weit steht der Wert dieser Produkte hinter denjenigen des Meeres zurück, die Millionen von Menschen andauernde Beschäftigung, reichliche Nahrung und lohnenden Gewinst verschaffen! Die Gesetze und Reglemente der Süßwasserfischerei sind, zum guten Teile wenigstens, auf beobachtete Thatsachen, diejenigen der Meerfischerei auf willkürliche Annahmen und aus den Verhältnissen des süßen Wassers abgeleitete Schlüsse gegründet. Man verbietet oder beschränkt z. B. die Fischerei mit großen, von zwei Schiffen gezogenen Schleppnetzen, weil man annimmt, daß dieses Aufkratzen des Grundes die Brutstätten der nutzbaren Fische und der ihnen zur Nahrung dienenden Tiere zerstört, daß der Laich und die Brut ihr zum Opfer fallen, allein kein Gelehrter und kein Praktiker kann behaupten, daß diese Annahme auf beobachtete Thatsachen gegründet sei, ja man weiß von den meisten Meerfischen nicht, was sie fressen, wann und wo sie laichen, wo ihre Eier abgesetzt werden, wo ihre Jungen sich aufhalten. Das sind weitschichtige Fragen, die nur durch längere Zeit hindurch fortgesetzte Beobachtungen sich lösen lassen, deren Beantwortung aber von der höchsten Wichtigkeit für das Wohl und Wehe ganzer Nationen ist. Es wäre demnach sehr zu wünschen, daß die Station von Neapel, die ja sonst schon so viele Vorkenntnis der Sache hat, durch die Anschaffung eines größeren Dampfers in den Stand gesetzt würde, diese Fragen ernstlich in die Hand zu nehmen und ihrer Lösung entgegen zu führen, und es ist zu hoffen, daß durch die Bildung von Komitees die finanziellen Mittel beschafft werden, welche nötig sind. Deutschland nimmt, so behauptet man, täglich an Reichtum und finanzieller Wucht zu, und da mit diesen Fortschritten der weitere, in die Zukunft gerichtete Blick sich schärft, die Geneigtheit und die Möglichkeit, Opfer zu bringen, bei den einzelnen wächst, so ist zu hoffen, daß der Ruf des Direktors der Station nicht ungehört verhallen werde.

Der Charakter der Station.

Man kann es nicht genug wiederholen, denn manche schiefe Ansichten sind durch die Verkennung der wirklichen Verhältnisse hervorgerufen und unterhalten worden: Die zoologische

Station in Neapel iſt eine, durch die Energie eines einzigen Mannes gegründete und von ihm allein geleitete internationale Privatanſtalt. Regierungen, wiſſenſchaftliche Inſtitute, einzelne Private haben durch Unterſtützungen, Beiträge oder Darleihen dieſer Gründung unter die Arme gegriffen, ihre gedeihliche Entwickelung gefördert, ihren jetzigen Betrieb erleichtert, aber da man allſeitig anerkannte, daß hier der rechte Mann am rechten Platze ſei, ſo hat man ſich auch gehütet, in dieſes Verhältnis irgendwie einzugreifen. Dohrn leitet den ganzen inneren Betrieb der Anſtalt in unumſchränkter Weiſe und unter ſeiner alleinigen Verantwortlichkeit; er allein ſtellt die Beamten an und verſtändigt ſich mit ihnen über ihren ſpeciellen Wirkungskreis und ihre Beſoldung; er beſchafft die nötigen Geldmittel und beſtimmt deren Verwendung, inſoweit dieſelbe nicht mit den Gebern und Darleihern durch vorgängige Uebereinkunft beſtimmt iſt.

Aus dieſem Geſichtspunkte muß man die Thatſache beurteilen, daß dieſe Privatanſtalt außer der wiſſenſchaftlichen auch ihre kommerzielle Seite hat, daß ſie Mittel und Wege ſuchen muß, ihre Einnahmen zu vergrößern. Kein Menſch findet etwas dagegen zu erinnern, wenn ein zoologiſcher Garten für ſein Aquarium noch beſondere Eintrittspreiſe verlangt, aber gar mancher hat ſchon in der irrigen Meinung, daß die Station eine Staatsanſtalt ſei, ſich darüber entrüſtet, daß hier Eintrittspreiſe für das Aquarium von den Beſuchern gefordert werden. In allen civiliſierten Ländern beſtehen Naturalienhandlungen, die lebende, konſervierte Tiere oder Präparate zu feſtgeſetzten Preiſen liefern; niemand findet etwas dagegen zu erinnern; aber daß die Station in Neapel herrlich konſervierte Seetiere, mikroſkopiſche Präparate verkauft und damit einen ſogar ſtets zunehmenden Handel treibt, haben gar viele nicht verwinden können. Man fragt nicht, wovon denn die Station leben ſolle, wenn ſie dieſe Einnahmequellen nicht hätte, man nimmt den Mantel der Würde der Wiſſenſchaft um und ſpricht mit ſittlicher Entrüſtung von Entweihung derſelben. Aber von der Luft kann auch die reinſte Wiſſenſchaft nicht leben.

Wenn die internationale Stellung der Anſtalt durch die mannigfaltigen Verhandlungen mit Regierungen und Inſtituten dem Direktor eine unſägliche Laſt von Arbeit und Korreſpondenzen aufbürdet, ja ihn zu häufigen und koſtſpieligen Reiſen zwingt, wenn die Alleinherrſchaft gar manche Unannehmlichkeiten im Gefolge hat, ſo gewährt dieſe Stellung anderſeits die größten Vorteile. Es kann hier von keiner einſeitigen Richtung der Studien, von keiner officiellen Bevormundung derſelben die Rede ſein, wie ſie ſich in ſolchen Stationen, die ſtaatliche Beziehungen und vom Staate beſoldete Profeſſoren zu Direktoren haben, nur zu leicht ausbildet. Die Zulaſſung zur Station hängt nicht von dem guten Willen oder der Laune des Direktors ab; wer nach Neapel kommt, um dort zu arbeiten, iſt von irgend einer Behörde geſchickt, welche das Sendungsrecht mit klingender Münze bezahlt. Jeder Arbeiter iſt vollkommen frei in der Wahl der Objekte ſeiner Forſchung, wie in derjenigen der Methoden; wenn ihm ſeine Arbeit vielleicht durch ihre Publikation indirekten Nutzen für ſeine weitere Laufbahn bringen kann, ſo hängt es doch nicht von dem Einfluſſe des Chefs ab, der anderwärts oft nur diejenigen, welche ſich unbedingt ſeinem Willen fügen, unterſtützt, den Unabhängigen aber hindernd in den Weg tritt. Eine einſeitige Richtung der Studien kann nicht Platz greifen. Die ſtete Berührung zwiſchen Mitarbeitern, die in ganz verſchiedenen Schulen ausgebildet ſind, verſchiedenen Richtungen angehören, verſchiedene Unterſuchungsmethoden ſich angeeignet haben, ſchleift die Gegenſätze ab und läßt eigene Mängel und fremde Vorteile erkennen. Durch die beſtändigen Wechſelbeziehungen mit den Mitarbeitern einerſeits, den Beamten der Station anderſeits, welche nur in der Adminiſtration ihre Kompetenz haben, in wiſſenſchaftlicher Beziehung aber auf Erteilung guten Rates und Beihilfe beſchränkt ſind, wird ein gewiſſes ideales Streben gefördert, das allen zu gute kommt. Bei den Beamten ſelbſt hat ſich eine Fülle von Kenntniſſen und Erfahrungen angehäuft, die gewiſſermaßen den geiſtigen Vorrat der Station bildet, und um ſo mehr durch lebendige Tradition fortgepflanzt wird, als Profeſſor Dohrn es ſich zur unverbrüchlichen Regel gemacht hat, nur Solche anzuſtellen, welche vorher als geſendete Arbeiter in der Station ihre Eigenſchaften und Fähigkeiten bekundet haben. Es wimmelt jetzt in Deutſchland namentlich von Aſſiſtenten an den verſchiedenen Univerſitätslaboratorien, welche oft ſehr anerkennenswerte Arbeiten geliefert haben, und gar manche haben, von gewichtigen

Empfehlungen geſtützt, in Neapel angefragt, ob ſie dort ein oder mehrere Jahre in Funktion treten könnten — ohne Erfolg, denn da Dohrn allein die Verantwortlichkeit trägt, ſo will er vorher durch eigenes Einſehen ſich überzeugt haben, daß die Bewerber auch den ſpeciellen Forderungen entſprechen, welche die Station an ſie ſtellt. (Schluß folgt.)

Arnold Böcklin.

Eine Studie von Ernſt Koppel.

Der Name Arnold Böcklin hat einen vollwichtigen Klang in der neuen deutſchen Kunſtgeſchichte, das Schaffen des Künſtlers aber und infolgedeſſen ſeine Eigenart iſt den meiſten gänzlich unbekannt. Der Grund dieſer Erſcheinung iſt unſchwer zu finden, denn Böcklin iſt einerſeits eine künſtleriſche Perſönlichkeit, die aus den widerſprechendſten Eigenſchaften zuſammengeſetzt iſt, anderſeits aber iſt die Fülle ſeiner Natur ſo groß, daß eine Kenntnis ſeines Weſens nur nach längerer Beſchäftigung mit ihm, nach liebevollem Verſenken in ſeine Eigentümlichkeit möglich iſt. Wahrheit und Dichtung durchdringen ſich bei ihm wie bei kaum einem anderen zeitgenöſſiſchen Meiſter; er iſt ein Dichter in Farben, der ſich die Natur auf ſeine eigene Weiſe zurechtlegt, ohne ſie jedoch je zu verleugnen oder ſie vielmehr mit ſeinen eigenen Augen ſieht und demgemäß darſtellt. Die tiefſte Empfindung paart ſich bei ihm mit dämoniſchem Humor, eine grenzenlos reiche, nicht ſelten ausſchweifende Phantaſie mit ſchärfſter Beobachtungsgabe und ſein techniſches Können deckt ſich ſtets mit der zu bewältigenden Aufgabe. So weit umfaſſend das Stoffgebiet iſt, das den Künſtler beherrſcht, ſo verleugnet ſich doch niemals ſeine Perſönlichkeit und trotz der unerbittlichen Strenge, mit der er ſtets neue hohe Anforderungen an ſich ſelbſt ſtellt, tritt ſein Weſen voll daraus zu Tage.

Arnold Böcklin iſt im Jahre 1827 als Sohn eines Kaufmanns in Baſel geboren. Es iſt eine Ironie des Schickſals, die dieſen modernen Romantiker in der vollen Bedeutung des Wortes in einer Stadt aufwachſen ließ, die als durchaus nüchtern und nur in rein praktiſchen Intereſſen befangen, bekannt iſt. Gegen eine derartige Umgebung mußte ſich ein tiefes Gemüt ſelbſtverſtändlich früh auflehnen; es blieb ihm bald nur die Wahl zwiſchen haltloſer Sentimentalität oder kraftvollem Humor, um die tiefe Kluft auszufüllen, die ihn von ſeiner Umgebung trennte. Seine männliche Natur neigte ſich letzterem zu; gewiß aber iſt ein Hang zum Excentriſchen und Barocken, das auch dem vollentwickelten Künſtler anhaftet, dem Zwieſpalt, den er früh in ſich empfunden, zuzuſchreiben.

Trotzdem ſeine Familie mehrere künſtleriſch begabte Mitglieder aufwies, hatte er ſeinem Vater gegenüber doch ſtarke Vorurteile zu bekämpfen, ehe es ihm vergönnt war, im Jahre 1846 Düſſeldorf zum Zwecke ſeiner maleriſchen Ausbildung als Aufenthaltsort zu wählen.

Seine früheſte künſtleriſche Neigung war, wohl durch die ſchöne Natur ſeiner Heimat befördert, auf die Landſchaft gerichtet und hierfür fand er in Düſſeldorf unter Schirmers Leitung reichliche Nahrung; aber wie ſein ganzes Weſen nach Univerſalität ſtrebte, ſo ſuchte er ſich auch früh gleichmäßig nach verſchiedenen Seiten hin auszubilden und begab ſich daher nach Brüſſel, wo gerade die Figurenmalerei blühte. Von dort wandte er ſich nach Paris, wo er die Revolution von 1848 miterlebte, deren Eindrücke in ſeinem empfänglichen Gemüt haften blieben und hierin mag die Hinneigung zum Schauerlichen und Gewaltthätigen begründet ſein, die nicht ſelten wie ein greller Mißklang in ſeinem Schaffen hervortritt. Von Paris wandte ſich der Ruheloſe nach Baſel zurück und von dort nach Rom. Alle dieſe Etappen ſeiner Künſtlerlaufbahn wurden mit mehr oder weniger großen Entbehrungen zurückgelegt. Das hinderte ihn aber nicht, ſich mit einer jungen Römerin, die ihm als einzige Mitgift ihre Schönheit zubrachte, zu verehlichen und in dieſer Ehe ein dauerndes Glück zu finden. Aufträge, die nur an Ort und Stelle auszuführen waren, führten ihn wieder nach Deutſchland zurück und endlich auch nach München, wo ein Mäcen in des Wortes edelſter Bedeutung, Graf A. F. v. Schack auf den genialen Künſtler aufmerkſam wurde. Durch dieſen feinſinnigen Dichter und Gelehrten wurde dem Künſtler zum erſtenmal Gelegenheit geboten, ſein Können frei zu entfalten. Eine lange Reihe von Gemälden in der bekannten Schackſchen Galerie legen von der Förderung Zeugnis ab, die dem Künſtler von ſeiten des Beſitzers derſelben zu

Teil wurde, wie anderſeits die Schöpfungen des Künſtlers zu den koſtbarſten Beſtandteilen der reichen Sammlung zählen. Aus der Fülle der dort befindlichen Böcklinſchen Gemälde ſei an dieſer Stelle nur einzelner gedacht. So verdient vor allem die „Villa am Meer“, die in zweimaliger Ausführung vorhanden iſt, Erwähnung. Dieſe Schöpfung atmet eine Melancholie, die den Beſchauer ſofort in Mitleidenſchaft zieht und iſt ſie ein vollwichtiger Beweis für die Fähigkeit des Künſtlers, mit den einfachſten Mitteln die tiefſte Wirkung, die nachhaltigſte Stimmung zu erzeugen. Iſt dieſes Werk faſt nur in ſchwärzlichen und grauen Tönen gehalten, ſo iſt ein anderes in derſelben Galerie befindliches Gemälde des Künſtlers geradezu ein glänzendes koloriſtiſches Meiſterwerk. Es iſt dies ein auf einer Klippe liegendes und mit einer ungeheuren Seeſchlange ſpielendes Meerweib, an deren Seite ein Triton in eine große Muſchel ſtößt. Ein Hauch wilder Poeſie, vermiſcht mit derbem Humor, iſt über dieſem Bilde ausgebreitet, welches ſomit die beiden entgegengeſetzten charakteriſtiſchen Eigenſchaften Böcklinſcher Kunſt klar veranſchaulicht. Die Vereinigung dieſer beiden Momente aber iſt es vor allem, die ihn zum Romantiker ſtempelt, wie keinen anderen zeitgenöſſiſchen Künſtler. Wie in dem eben erwähnten Gemälde die Figuren faſt in Lebensgröße erſcheinen, iſt die fabelhafte Seeſchlange doch ſogar mit ſichtbarem Behagen in ausgiebigſtem Format dargeſtellt, ſo auch in demjenigen Werke, welches eine Illuſtration der dritten Idylle des Theokrit bildet, die von Daphnis und Amaryllis handelt und hier tritt die Liebe Böcklins zu den alten Klaſſikern, die ihn durch ſein ganzes Leben begleitet, ſichtbar hervor. Aus ihnen ſog ſeine ſchönheitsdurſtige, dem modernen Treiben abgewendete Seele fort und fort Nahrung. Eine ſonnige Heiterkeit iſt über dieſe Idylle in Farben ausgegoſſen. Im Vordergrunde ſteht an einen Felſen gelehnt der junge Hirt und haucht ſeine Liebesklagen in die ſtille Luft, während Amaryllis, die Najade, im Hintergrunde, im Dämmerlicht einer Grotte, den Tönen lauſcht, die ihr, nach Geſichtsausdruck und Haltung zu ſchließen, durchaus willkommen ſind. Man erſieht deutlich, daß die ſehnſüchtigen Klagen bald verſtummen werden, denn die Erfüllung der Liebeswünſche des Hirten ſcheint nicht fern. Der Körper desſelben zeigt den Uebergang vom Knaben- zum Jünglingsalter und iſt ungemein reizvoll behandelt; die ſtrenge Schönheit der Antike iſt darin mit moderner Empfindung verſchmolzen. Die Landſchaft, in der dieſes Liebesidyll ſich abſpielt, iſt wie in Duft und Glanz getaucht; es iſt ein lieblicher Frühling des Herzens wie der Natur, der auf die Leinwand gezaubert iſt. Wenige Schöpfungen des phantaſtiſchen Künſtlers atmen eine ſo reine Grundſtimmung; es iſt offenbar in einer ſonnigen Periode ſeines Lebens und Schaffens entſtanden. Von ſeinen zahlreichen ſonſtigen in der Schackſchen Galerie befindlichen Arbeiten ſeien noch erwähnt: „Wald mit Nymphe“, eine ſeiner früheſten Arbeiten, eines Pouſſin in jeder Weiſe würdig und in der markigen Pinſelführung wie in der Kraft des Kolorits von keinem ſeiner ſpäteren Bilder übertroffen; ferner: „Herbſtlandſchaft, durch die der Tod reitet“, ein Bild von ſchauerlichpackender Wirkung, voll phantaſtiſchen Schwunges, dann: „Landſchaft“ mit dem Gang nach Emaus als Staffage und manche andere. Die eben erwähnte, wie ſo manche andere Landſchaft des Meiſters zeigt deutlich den italieniſchen Charakter, denn aus der dortigen Natur hat er fort und fort die reichſte Anregung geſchöpft, obgleich er verhältnismäßig nur geringe Studien nach ihr gemacht hat. Es genügt ihm, die Natur mit dem ſcharfen Auge des Malers zu betrachten und ſie dann mit Hilfe eines ſtaunenswert ſtarken Gedächtniſſes auf der Leinwand zu reproduzieren, was der künſtleriſchen Wahrheit ſeiner Schöpfungen nie ſchadet, ſondern dieſelbe womöglich erhöht. Jedenfalls iſt ſeine großartig dichteriſche Auffaſſung der Natur, der nichts Kleinliches und Zufälliges anhaftet, hauptſächlich dieſer Eigentümlichkeit ſeines Schaffens zuzuſchreiben.

Im Jahre 1858 wurde er im Verein mit Reinhold Begas, Lenbach und Ramberg nach Weimar an die vom Großherzog neu errichtete Kunſtſchule berufen. Dort entſtand unter anderm ſein Gemälde: „Schloß am Meer“, eine ſeiner bedeutendſten Schöpfungen. Es iſt eine Dichtung in Farben und mutet wie eine herrliche Ballade an. Das Schloß iſt von Seeräubern am frühen Morgen überfallen und angezündet, der Beſitzer getötet worden, die Weiber und Koſtbarkeiten aber werden von den Räubern fortgeſchleppt. Es iſt ebenfalls in zweimaliger Ausführung, einmal mit dem Schloßbrand und einmal ohne denſelben dargeſtellt. Ferner entſtand in Weimar ſein dem Umfang nach bedeu-

tendſtes Werk: „Jagd der Diana“, auf welchem die Natur des italieniſchen Südens, von herrlichen Frauengeſtalten belebt, abermals zu berauſchendem Ausdruck gebracht iſt.

Lange aber duldete es den Raſtloſen nicht in dem trotz ſeiner glorreichen Vergangenheit einſam gewordenen Ilmathen und im Jahre 1861 ſiedelte er abermals nach Rom über. Hier auf dem Boden, dem ſie entſproſſen, erfaßte ihn der Zauber, den ſeine ſchöne Gattin ſtets auf ihn ausübte, ſo mächtig, daß er ſie als Muſe in einem wundervoll idealiſierten Porträtgemälde verewigte. Die reinſte und mächtigſte Liebe hat bei dieſer Geſtalt Zug für Zug den Pinſel geführt und das iſt wohl das Geheimnis der zündenden Wirkung, die es auf der Ausſtellung in München im Jahre 1863 ausübte. Allein trotz dieſer und mancher anderen vielbewunderten Schöpfung, trotz ununterbrochenen Strebens nach ſtets vollendeter Technik in Zeichnung und Kolorit blieb die äußere Lage des weltfremden Mannes eine unſichere. Das große Publikum konnte kein Vertrauen zu einem Künſtler faſſen, der nicht ſelten mit Produkten voll wunderlichſter Laune, greller Unnatur und gewaltſamſten Farbenexperimenten hervortrat, die ſelbſt ſeine Bewunderer zeitweilig an ihm irre machten. Es ſind wunderbare Gegenſätze in dieſer dämoniſchen Künſtlernatur vorhanden, die ſich zum Teil aus dem Zwang und dem Zwieſpalt, in dem ſich ſeine Jugend bewegte, erklären, aber auch wohl nur zum Teil; das Unerklärliche daran wurzelt in den tiefen Geheimniſſen, die mehr oder weniger jede Menſchennatur in ſich ſchließt.

Am Ende war es doch die Vaterſtadt, die ſich ſo lange nicht um ihn gekümmert hatte, die ſich ſeiner erinnerte. Schon die „Jagd der Diana“ war für das Muſeum zu Baſel erworben worden und hatte allgemeine Bewunderung erregt, daher man denn auch nicht zögerte, dem Künſtler die maleriſche Ausſchmückung des Muſeums zu übertragen. Die dort befindlichen Fresken von ſeiner Hand vermochten jedoch nicht, ein Band zwiſchen ihm und der Vaterſtadt zu knüpfen, denn der grenzenloſe Reichtum ſeiner Natur offenbart ſich in ihnen in einer Fülle und Vielſeitigkeit, die wohl geeignet ſind, den nüchternen Sinn zu bedrücken und zu ängſtigen. Sie ſtellen den aus dem Waſſer geborenen Geiſt der Natur, Flora mit ihren Kindern und Apollo mit dem Viergeſpann dar und iſt antiker und moderner Geiſt auch in dieſen Arbeiten zu herrlicher Wirkung verbunden, die freilich nicht ſofort auf den erſten Blick in die Augen ſpringt. Die übrigen, damals in der Vaterſtadt entſtandenen Arbeiten bekunden einen Hang zum Unklaren und Traumhaften, der Künſtler ſcheint ſich der unliebſamen Wirklichkeit gegenüber trotzig in das Reich der Phantaſie geflüchtet zu haben, das ihm jederzeit willig ihre Pforten erſchloß, eine Einſeitigkeit, der ſich kein ſchöpferiſches Können ungeſchädigt hinzugeben vermag.

Noch einmal im Jahre 1871 wandte er ſich nach München, wo ſein Selbſtporträt, der „Centaurenkampf“, „Ceres und Bacchus“ und andere entſtanden. Seit einer Reihe von Jahren in Florenz weilend, ſchien er dort endlich eine bleibende Stätte gefunden zu haben, allein die Sehnſucht nach der Heimat reifte den Entſchluß, ſich in Zürich niederzulaſſen. Seine Schöpfungen ſind heute wie ſtets völlig ungleichwertig, aber ſeine ſchöpferiſche Kraft ſtrömt ſo voll und reich, wie in den Tagen ſeiner Jugend. Namentlich, was das Kolorit anlangt, iſt ein eigentümliches Schwanken bei ihm wahrzunehmen. Oft ſind ſeine Farben von einer Glanz- und Leuchtkraft, als ſeien ſie von einem inneren Feuer erhellt, oft aber von einer Härte und Trockenheit, die abſtoßend wirkt. Nach wie vor ſtrebt der Künſtler unermüdet nach techniſcher Vervollkommnung, nach wie vor ſchlägt er ſich mit ſtets neuen Problemen herum, die ihn zu abſonderlichen Experimenten verführen. Aber ſelbſt unter der manchmal abſtoßenden Hülle tritt ſein geniales Können dem ſchärferen Blick ſiegreich zu Tage.

Der Künſtler wird nie im eigentlichen Sinne populär werden, denn einerſeits iſt die poetiſche Idee, die er faſt allen ſeinen Schöpfungen zu Grunde legt, eher ein Hindernis als eine Förderung für allgemeine Würdigung, da die Menge von einem Gemälde vor allem Farbenpracht, möglichſte Naturtreue und ſinnlichen Reiz verlangt, anderſeits aber iſt es die fehlende Lokalfarbe, die ihm die Wirkung erſchwert. Er gehört zu jenen Künſtlern, die ſtets und überall das allgemein Menſchliche betonen und darüber das Beſondere oder Zufällige vernachläſſigen. Sind dergleichen Erſcheinungen aber wahrhaft ſchöpferiſche Individualitäten, ſo ſind ſie berufen, auch außerhalb ihrer Zeit, in der ſie von den Wirkungen äußerlich glänzender Erſcheinungen überholt werden, ihren Zauber noch auf kommende Geſchlechter fort und fort auszuüben.

Eleonore.

Roman von Auguſt Becker.

(Fortſetzung.)

un ja," fuhr Jenny fort, „laſſen Sie mich einmal weiter erzählen. Wie war es doch?! Richtig. An der Umhegung unter den Zuſchauern ſtanden auch zwei Mädchen, die eben noch erhitzt und faſt atemlos, vom Spielplatz kamen und nun auch ſehen wollten, was da vorgehe, — die eine erſt zehnjährig und noch klein, die andere nur ein paar Jahre älter, aber in die Höhe geſchoſſen und ſchon ſtattlich wie eine Große. Es war ein wildes Ding, verſichere ich Sie, dem keckſten Jungen gewachſen. Um ſo mehr konnte man ſich verwundern, daß ſie jetzt ſo merkwürdig ſtill und ſittig daſtand, als könne ſie nicht drei zählen, und nur immer nach einem der Studenten ſah, der mit Paſtors Luiſe, der Tochter ihres Oheims, tanzte. Fragte ich: ‚Nora, was guckſte?' ſo ſchob ſie mich mit ihrer Schulter weg oder ſtieß mir den Ellenbogen in die Seite, daß ich ſchweigen ſolle, oder ſagte auch nur: ‚laß mich in Ruhe, Käfer!' und ſah wieder hin. Es mußte wohl auch ihm aufgefallen ſein, denn auf einmal kam er zu uns her, machte ſein Kompliment und fragte, ob ſie nicht mit ihm tanzen wolle. Sie hätte es wohl gern gethan; ſie holte tief Atem, und ich meinte ſchon, es käme ein ‚Ach ja!' heraus." — Und Jenny, die Erzählerin, ſeufzte ſelbſt hierbei ſo tief auf, daß Herbig nicht umhin konnte, ein kurzes Lachen hören zu laſſen, während Eleonore ebenfalls lächelnd das Geſicht abwandte. Indes fuhr Jenny mit derſelben Anſchaulichkeit in ihrem Bericht alſo fort: „Allein, alle Luſt half ihr nichts und ſie ſagte nur, beklommen, wie ich ſie noch nie geſehen hatte: ‚Ich darf noch nicht tanzen!' — ‚Warum denn nicht, mein Fräulein?' — ‚Ich bin noch nicht konfirmiert.' — ‚Wie alt ſind Sie denn, mein ſchönes Kind?' und dabei legte er ihr die Hand unters Kinn. — ‚Dreizehn Jahre,' brachte ſie eben noch heraus. — ‚Ich hätte dich für älter gehalten,' ſagt er jetzt und legt ihr die Hand auf den blonden Kopf und ſpricht: ‚du biſt wie eine Blume!' Sie kennen ja das ſchöne Lied. Das ſagt er bis zum Schluß her, und ſie zittert nur ſo dabei. Und, denken Sie, das große Mädchen ſchämte ſich nicht zu weinen, ſo oft ich ſie daran erinnerte."

„Bei Gott!" rief hier Herbig. „Es kommt mir jetzt wieder alles in lebhafte Erinnerung. Sie ſtand ſo unbeweglich da, ſah nur immer ſcheu und ſtolz unter den Brauen hervor zu uns her, und ich hatte ſie doch kurz zuvor noch beim Paſtorhauſe in wildem Umhertollen geſehen. Aber die Krake war hübſch, ſehr hübſch."

Die Krake?! Betroffen ſah Jenny ihre Nachbarin an; als ſie dieſelbe jedoch verſteckt lachen ſah, kicherte ſie ſelbſt hell hinaus. Hierüber drehte ſich Herbig kurz nach beiden um. Indem ſein Auge auf Eleonorens Zügen weilte, glaubte er ſich darüber klar zu werden, woran ihn ihre Erſcheinung ſchon erinnert hatte, obwohl Jenny verſicherte, es ſei ein fremdes Mädchen, eine Nichte des Paſtors Wantrup geweſen, die damals im Pfarrhauſe weilte. Man ließ es um ſo eher dabei bewenden, als man jetzt Jennys Schweſter mit einer jungen Freundin, die ſich etwas ſpät einſtellte, den Pfad heraufkommen hörte.

„Iſt er nett?" fragte ein Silberſtimmchen.

„Hm! Nett! das iſt zu wenig. Er iſt vornehm."

„Darf man ſich nicht in ihn verlieben?"

„Nur zu, ich gebe dir die Erlaubnis, Röschen; du wirſt aber auch hierbei zu ſpät kommen."

Man glaubte jetzt das Rümpfen eines Näschens zu bemerken, und in der That tauchte ein ſolches nebſt Gretchen ganz nahe der Gruppe auf, — ein ziemlich regelmäßiges, roſiges Geſichtchen, das indes in Purpurlohe ſtand, als es die kleine Geſellſchaft hinter der Haſelhecke entdeckte.

„Ach du lieber Gott!“ rief das Mädchen mit der Hand zum Herzen fahrend, hatte aber doch bald wieder alle Verwirrung überwunden und plauderte, wie ihm das Schnäbelchen gewachſen war. „Denke dir nur, Jenny,“ rief ſie, dabei Herbig anſehend, „Borns Klärchen kann's noch nicht verwinden, daß der junge Löweke beim letzten Ball ihr ſagte, ſie ſähe aus wie eine Biertrinkerin.“

„Nun, Fräulein,“ miſchte ſich Herbig ins Geſpräch, da ſie ihn ſo fragend anſah, „würden Sie ſich dadurch nicht verletzt fühlen?“

„Gott nein! Man darf doch gern Bier trinken und danach ausſehen, — es iſt ja geſund.“

„Ja, geſund iſt's!“ beſtätigte Herbig trocken, indem er ſich an Eleonoren wandte. „Sie ſprachen vorhin davon, gnädige Frau, es ſei eine Mißachtung ihrer ſelbſt, wenn die Novelliſtik ſo oft ihre Figuren aus den ſogenannten hohen Kreiſen wähle. Iſt das wirklich Ihre Ueberzeugung?“

„Gib acht, Röschen,“ ſagte inzwiſchen Jenny zu dem jungen Mädchen, „das Thema wird intereſſant.“

Aber dieſe fand es durchaus unintereſſant, nahm zuerſt Gretchen und dann auch Jenny in den Arm und tänzelte ſo über den Raſen hin den anderen entgegen.

„Es iſt meine Ueberzeugung,“ verſetzte Eleonore auf Herbigs Frage. „Müſſen es denn immer Prinzeſſen, Grafen, mindeſtens Barone ſein? Das ſind meiſtens gar unintereſſante Menſchen, nehmen es aber nachgerade als ſelbſtverſtändlich hin. Und wie danken ſie es der Litteratur! Aber, mein Herr,“ lenkte ſie plötzlich ab, „Sie ſollten ſich doch nunmehr um die jungen Damen kümmern. Das hier war ein gar friſches, roſiges Weſen!“

„Roſenblühſame Wängelein ſind ſeit Fiſchart mein Geſchmack nicht mehr,“ verſetzte er trocken. „Nicht etwa, daß ich der Jugend abhold wäre. Ich liebe es, wo ſie noch halb in den Kinderſchuhen ſteckt, den Glauben an das Chriſtkind und den Oſterhas hegt, kurz noch im Paradieſe weilt, nicht aber, wenn ſie mit dem Beſen der Civiliſation herausgekehrt iſt und mit offenem Munde vor der Erkenntnis ſteht.“

„Aber ſo verletzen Sie die artigen Kinder doch nicht mit Ihren Sarkasmen.“

„Ich? Nein, gnädige Frau. Das hieße Bomben nach Schwalbenneſtern werfen.“

„Sie ſollten aber freundlicher gegen ſie ſein,“ wiederholte Eleonore etwas ſcharf und unmutig, vielleicht nur, weil ſie fühlte, daß ſie ſelbſt es als eine Genugthuung empfand, wenn er nicht nach der blühenden Jugend ſah. „Sie ſind ungalant.“

„Und Sie, meine Verehrte, ein Zankeiſen, wie ich ſehe,“ erwiderte er in einem Tone, daß es wieder ihre unwillkürliche Heiterkeit erregte. „Ich ſoll wohl die Püppchen noch anregend, bezaubernd finden. Wirklich? Gerade ſo gut können Sie verlangen, daß ich Runkelrüben beſinge oder Peterſilie andichte. Es gibt in dieſen ſchönen Tagen doch anderes zu träumen! Wie die Sonne durch die Wolken blitzt, die Sommerfäden wehen! Wie es flimmert, wie es ſummt! die Luft ſo ambroſiſch, die Welt ſo farbig! Und ‚dieſe Färbung iſt was ſie vorgibt!‘ . . Ach dieſe ſonnigen Herbſttage! Nun iſt gekommen meine goldene Zeit . . . Und meine Liebe?

‚Sie ſitzt in Thymiane,
Sie ſitzt in lauter Duft.‘

Sagen Sie mir doch, gnädige Frau,“ unterbrach er ſich ſelbſt, — „dieſes eigentümliche nelkenduftige Roſenaroma, das Sie wie ein ſüßes Geheimnis umweht — iſt es bloß eine Sinnestäuſchung ſeit ich gelegentlich eine Roſe in der Hauptſtadt pflückte, die ebenſo gewürzhaft duftete? Aber, ich ſehe,“ fügte er hinzu, ohne ihre Antwort abzuwarten, als er eine merkbare Unruhe und Verwirrung in Ihrem Weſen wahrnahm, — „Sie wollen das Geheimnis Ihres Balſams nicht verraten wiſſen; das Myſterium dieſes Weihrauchs bleibe Ihnen alſo. Und nun, da wir ſo verſtohlen beiſammen ſitzen, ſoll ich Ihnen nicht sub rosa meine Angebetete ſchildern?“

„Ich ſehe, daß Sie Luſt dazu haben,“ verſetzte ſie, ſich zuſammen nehmend. „Beginnen Sie, aber machen Sie es kurz.“

„Im Lapidarſtil. Sie iſt groß, ſtattlich, ſchön von Geſtalt und Antlitz, in aller Holdſeligkeit ernſt, ſcheu, und ſtolz wie eine Göttin. Oder glauben Sie mir etwa nicht?“

„Ich will an alle dieſe Wunder glauben, Doktor, bin aber entſchloſſen, nicht mehr zu thun.“

„Wenn ſie lacht,“ fuhr er fort, „hat ſie ein reizendes kleines, zartes, weiches Doppelkinn, gerade wie Sie, dazu in der Wange ein Grübchen und daneben ſo ein kleines, nettes, liebes, holdes, ſamtweiches Fleckchen, ſo ein ſüßes, be-

rückendes, zaubervolles winziges Mal, genau wie das Ihrige. Kurz, sie ist ein begehrenswertes, blühendes Weib. Aber, — aber sie hat einen großen Fehler."

„Und welchen?"

„Ihr Herz ist kalt."

„Das ist vielleicht das beste an ihr," sagte Eleonore trocken. „Sie haben sich wohl von dessen Temperatur schon überzeugt?"

„Siebenundzwanzig unter Null. Ich weiß es gewiß. Denn es ist das Ihrige." —

„Mit dieser genauen Kenntnis des Wärmegrads," begann Eleonore nach einer kleinen Pause, die auf Herbigs Erklärung eingetreten war, „müßten Sie vermeiden, überhaupt davon zu sprechen und sich in galanten Redensarten zu gefallen. Bedenken Sie, und vergessen Sie nicht, daß ich eine verheiratete Frau bin."

„Darf ich deshalb nicht wünschen, daß Sie es nicht wären?"

„Es ist nicht gut, mich das hören zu lassen."

„An sich ist nichts weder gut noch böse; das Denken macht es erst dazu."

„Sie entwickeln schöne Grundsätze!"

„Ich eigne mir sie nur an; Hamlet spricht es aus."

„Doch nur, wo er für verrückt gelten will."

„Kinder und Narren sagen die Wahrheit, und da er Narrheit simuliert, fühlt er sich genötigt, Wahrheit zu äußern," bemerkte Herbig. „Ahnungsvoll knapp spricht er modernste Weltanschauung aus. Die kennt bloß mehr oder minder rüstige und glückliche Kämpfer ums Dasein. Der Poet allein weiß noch von Gewissen, Schuld und Sühne. Jedes Straucheln und Fehlen, das im Leben selbst wenig bedeutet, wiegt schwer in der Dichtung. Sie übt unerbittlich Gerechtigkeit, läßt nichts ungesühnt. Kein Wunder, daß sie einem Zeitgeschmack nicht mehr entspricht, auf den nur noch Gewalt und List wirken, der nur die Macht und den Mammon achtet und nach Opportunität richtet."

Eleonore sah gerade vor sich hin und hatte nichts darauf zu entgegnen. Ein welkes rotes Blatt war von einem der nahen Bäume hergeweht und blieb in ihrem Schoße liegen. Sie merkte es nicht, aber er. Es übte eine unwiderstehliche, bestrickende Anziehungskraft auf ihn aus. Gern hätte er sich in seinen Besitz gesetzt, ohne es zu wagen. Indes pflückte er die bescheidene Pflanzenblüte zu seiner Seite und reichte sie ihr schweigend dar. Gern nahm sie die schlichte gelbe Blume an, während er selbst das welke Blatt aus ihrem Schoße nahm, als sie es eben erst bemerkte.

Rasch erhob sie sich hierüber von dem Boden. Jene dunkle Wolke war wieder einmal über ihre Züge geflogen und lag gewitterhaft um ihre Augen, auf ihrer Stirne. Auch er war vom Boden aufgesprungen.

„Verzeihung, gnädige Frau, einem Unsinnigen," bat er.

Sie kehrte für eine Weile ihr Gesicht ab. Als sie es wieder herwendete, war es totenblaß. Seine abbittende Haltung bemerkend, winkte sie jedoch mit einer sprechenden Gebärde ab.

„Nichts mehr davon. Indes, Herr Doktor Herbig," fuhr sie mit äußerer Fassung und Sammlung gelassen fort, „Ihre Gabe — es ist eine Immortelle — nehme ich als Erinnerung an dieses unser letztes Zusammensein."

„Wie so!" rief er erschrocken aus. „Sie reisen doch nicht morgen schon?"

„Vielleicht, vielleicht auch nicht — einerlei. Sie dürfen nicht mehr kommen."

„Nicht? Wer will es mir wehren?"

„Meine Bitte, mein Wunsch. Wenn Sie wollen, mein Befehl. Ist der Ihnen nichts?"

„Für diesen Fall — nicht. Jennys Vater hat es mir ans Herz gelegt, mich Ihnen zu widmen, gnädige Frau."

„Ob ich dieser Widmung bedarf, ob ich sie annehmen will, darüber habe doch wohl ich zu bestimmen. Sie werden nicht mehr kommen, Herr Doktor!" setzte sie sanft hinzu.

„Ich werde mich nicht abhalten lassen," versicherte er ruhig.

„Muß ich etwa," fragte sie mit einem versteckten Lächeln, „die Eingänge durch handfeste Dienstmänner besetzen lassen?"

„Ich werde sie bestechen; und zuletzt, meine Verehrte, wenn auch das nicht hilft, greift man zur Argumentation des heiligen Cyrillus. Nur noch wenige Tage sind mir diesseits der Alpen gegönnt, der Herbst so wunderbar. Wie der Wald brennt in bunter Glut! Jetzt kommt meine goldene Zeit oder sie ist vielmehr da. Und wenn mich der Weg in all dieser Pracht daherführt, soll ich keinen Blick hereinwerfen, nicht vor Ihr Antlitz treten dürfen, dessen Anblick mir mehr ist, als alles das!"

„Sagen Sie mir doch beiläufig," fiel sie hier ein, „welches war die Argumentation des heiligen Cyrillus?"

„Waren Sie ſchon in Rom, gnädige Frau?“

„Vorigen Winter.“

„Dann kennen Sie auch die vatikaniſche Bibliothek und haben ſich die Freskogemälde dort angeſehen?“

„Allerdings, wenn auch ohne beſonderes Intereſſe.“

„So mag Ihnen, meine Ungnädige, das Bild entgangen ſein, wie der heilige Cyrillus einen Philoſophen widerlegt. Er hat ihn nämlich bereits niedergeſtreckt und fährt fort, mit ſeinem ſchweren Biſchofsſtab auf ihn hineinzuſchlagen.“

„Und zu dieſen Beweisgründen zu greifen wären Sie ſelbſt fähig?“ ſagte ſie und lachte wieder in ihrer holdſeligen Weiſe, die ſtets berückend, ſinnverwirrend auf ihn zu wirken pflegte. „Nein, dem wollen wir niemand ausſetzen. Allein, es iſt mein feſter Wille und Entſchluß, dieſe Begegnung unſere letzte ſein zu laſſen,“ fuhr ſie fort, indem ſie wieder in den Ernſt zurückfiel. Ja, ihre Stimme verriet eine tiefe innere Bewegung, und ihre Hand zitterte, als ſie, dieſelbe ihm reichend, hinzufügte: „Es muß ſein, lieber Doktor. Fügen Sie ſich in das Unabänderliche und — leben Sie wohl!“

Nur für einen Augenblick überließ ſie ihm die Hand, die er innig an ſeine Lippen drückte; dann entzog ſie ihm dieſelbe, wandte ſich merklich erſchüttert ab und raſch den Raſenhang hinunter, während Herbig beſtürzt und mit ſchmerzlichem Blick ihr nachſah.

Und ſo ſollte er mit einemmal aus ſein, der ſchöne beglückende Traum! Faſſungslos ſtand er und ſah immer noch nach der Stelle, wo ſie hinter dem das Haus umgebenden Gebüſch verſchwunden war.

Ihm war es weh ums Herz, während fröhliches Gelächter von der Höhe des Berggartens erſcholl und die ausgelaſſenen Mädchen über die ſteilſten Böſchungen des Raſenhangs liefen. Herbig wandte ſich um und ſah Jenny allein den Pfad herunterkommen. Sie nahm nur mäßigen Anteil an der tollen Luſt der anderen und langte bei jeder etwas lebhafteren Bewegung beſorgt nach ihrem Zopfe, den ſie nicht wieder verlieren wollte.

Jetzt kam ſie dem jungen Gelehrten entgegen. Ihre Augen ſuchten nach Eleonoren, und betroffen über den Ausdruck ſeiner Züge fragte ſie, was denn geſchehen ſei.

„Ich bin verbannt, Fräulein Jenny,“ ſprach er betrübt. „Die gnädige Frau hat mir das Wiederkommen verboten.“

Jenny machte hierüber zuerſt große Augen. Dann aber brach eine ſchalkhaft heitere Miene über ſein gedrücktes Ausſehen und die Niedergeſchlagenheit durch, die zu Herbigs Erſcheinung und ſonſtigem Weſen wenig paſſen wollte.

„Seien Sie getroſt, Herr Doktor,“ ſagte ſie. „Es wird wohl nicht ſo ſchlimm gemeint ſein. Hat ſie Ihnen das Wiederkommen verboten, ſo doch nicht das Wiederſehen. Morgen abend um fünf Uhr wandern wir zur Burgreſtauration hinauf. Es iſt jedermann erlaubt, ſich von oben den Sonnenuntergang und den Mondaufgang anzuſehen. Oder nicht?“

„Gewiß, liebes Fräulein!“ entgegnete er, mit dankbarem Blick ſich verabſchiedend, ſprach noch eine Weile mit Gretchen, empfahl ſich allen hübſchen Kindern im Garten und machte hierauf einen Spaziergang in die Wälder.

Erſt bei Mondſchein kehrte er von da wieder zurück und umwandelte, bevor er ſich vollends in die Stadt begab, nochmals die Umzäunung des weiten Berggartens, in welchem er berauſcht in ein freudeſtrahlendes Augenpaar geſchaut hatte, bis es ſich ihm kummervoll verſchloß.

Um dieſelbe Zeit, wo dies Augenpaar von einem Fenſter des Hauſes aus nach dem magiſchen Glanze gerichtet war, den der Mond zwiſchen verſilberten Wolkenſäumen hindurch über die Baumgruppe des Hügels beim Pavillon oben ergoß, ſtieß Herbig auf dem ſchmalen, den Zaun entlang laufenden Pfad auf einen Menſchen, welcher ihm gefliſſentlich den Weg vertrat. Er bat ihn, etwas beiſeite zu treten, damit er vorüber könne. Denn auf der einen Seite befand ſich der Zaun, auf der anderen eine hohe, ſteil nach dem Fahrweg abfallende Böſchung.

„Bitte recht ſehr, mein Herr,“ verſetzte jedoch gereizt der Gegner, „recht ſehr — Sie werden mir Rede ſtehen, warum Sie, ein völlig Fremder, ſich da herumtreiben, umherſtreichen und ſich ſogar einſchleichen, wo Freunden der Familie der Eintritt verſagt bleibt. Was hatten Sie heute im Garten zu thun?“

„Das geht Sie nichts an,“ verſetzte Herbig ruhig.

„Ich, mein Herr,“ fuhr der andere mit Verrenkungen des Oberkörpers fort, die wohl ſeinem Auftreten den gehörigen Nachdruck verleihen ſollten, „ich habe redliche Abſichten auf Fräulein Jenny. Ei ja!“

„Das geht mich nichts an. Haben Sie mir etwas Beſonderes mitzuteilen — Sie wiſſen meinen Namen und wo ich zu finden bin. — Und nun beiſeite, Herr Doktor Floh oder Binſe, ſonſt — knicke ich Sie.“

Mit dieſen Worten und einem Ruck des Armes, da der andere nicht gewillt war, den Weg freizugeben, ſtreifte ihn Herbig über den Rand des Wegrains, daß er ſich zweimal überſchlug, bis er unten ankam.

„Wenn Sie ſich etwas gebrochen haben ſollten,“ rief ihm Herbig nach, „ſo biete ich Ihnen meinen Beiſtand an.“

Allein, der Unterlegene ſtand bereits auf den Beinen, hob einen Stein auf, den er jedoch wieder fallen ließ, indem er mit der leeren Fauſt heraufdrohte.

„Realinjurie! Wir treffen uns vor dem Richter.“

„Gut denn, auf freundliches Wiederſehen!“ ſagte Herbig und ging ſeines Wegs.

5.

Wieder einen Tag in Zuwarten verleben, den vollen lieben langen Tag bis abends! Herbig befand ſich nicht in beſter Laune. Und wenn er ſie dann wirklich traf an öffentlichem Ort unter ſo und ſo viel neugierigen Augen, verlohnte es ſich kaum, war es ihm mehr zur Qual als ein Genuß. Daſitzen, mitplaudern in nichtsſagender Weiſe von nichtsſagenden Dingen und das geliebte ſtolze Weib nur ſtumm anſchmächteln wie ein liebeſieder Knabe — nein! Er konnte ſich in dieſe Vorſtellung wenig finden. Er fühlte, daß ſein Lebensglück in der That von dieſer Frau abhing. Seine Leidenſchaft war eine ſo tiefe als ernſte. Er mußte ihr das ſagen, ſie davon überzeugen können, daß ſeine Liebe kühn genug beflügelt ſei, um ſich über alle hemmenden Schranken hinauszuſchwingen, ſtark genug, alle Hinderniſſe hinwegzuräumen, heiß genug, die Siegel zu löſen, durch welche ſie an einen anderen gebunden, und das Eis zu ſchmelzen, in welches ſie ihr Herz zu legen befliſſen war.

Die Teilnahme, welche er ihr einflößte, konnte ihm nicht verborgen bleiben. Ja, wenn er einer beſtimmten Vorausſetzung nachhängen durfte, hatte ſchon das junge Mädchen ihm, dem Unbekannten, die erſten Empfindungen aufkeimender Neigung gewidmet. Und was war ihre jetzige Zurückhaltung anders als Angſt, Furcht vor dem Hervorbruch heimlich gehegter Gefühle, ſtill genährter Flammen! Die Einſchläferung ihres Herzens war nicht ſo ſtark, daß es nicht, durch einen Hauch angefacht, unverſehens auflodern konnte zu einer Lohe, die Bande und Feſſeln zu Aſche verzehrte — im Nu.

Der wohlgenährte, glattraſierte, rotwangige Glatzkopf vom Oſtſeeſtrand — ihn hielt er, ahnungslos und vom wirklichen Sachverhalt weit entfernt, nach allem, was er geſehen und gehört, für den Gemahl Eleonorens — pah! Dieſe feiſte und gehäbige Figur durfte wohl eine Weile zwiſchen einer Trüffelpaſtete und einer Flaſche Cliquot über den Verluſt des ſchönen Weibes jammern. Bald aß und trank ſich derſelbe Troſt wie Fett an und blieb ſo kugelrund und ſatt, als einer dieſer biederen Ehehelden, die ſich auf das Dukatenſcheffel ſtellen, um der jungen Frau den Morgenkuß zu geben. In dieſer Hinſicht regte ſich Herbigs Gewiſſen nicht.

Ob aber Eleonorens Liebe ſtark genug war, das weiche Samtpolſter des Reichtums aufzugeben und ſich ein wenig härter und unbequemer zu betten! Das Glück, welches der Mammon bietet, iſt ein ausgezeichneter Balſam für kleine Herzenswunden junger Frauen; die vernarben ſchnell unter der Wunderkur, die der Reichtum gewährt, und es iſt eine ſüße Tändelei, ſie manchmal zu betaſten und zu befühlen, wenn man keine anderen Sorgen hat. Und was konnte er ihr hiergegen bieten, der Gelehrte ohne Profeſſur? Wenig mehr als ein ſehr beſcheidenes Auskommen für ein genügſames Paar; alſo keinen durchaus zureichenden Erſatz, das verhehlte er ſich nicht. Er ſtellte ſich ſelbſt ſehr lebhaft die Frage, ob ſeine Selbſtſucht rückſichtslos die ſtolze Pflanze dem wohlgepflegten Parke entreißen dürfe, um ſie auf das Fenſterbrett ſeiner Studierſtube zu ſtellen; ob er ſich ſelbſt die eingeſchlagene Lebensbahn mit ſo weittragenden, alle Verhältniſſe erſchütternden Entwürfen verlegen dürfe, die ſeinem Schickſal notwendig eine andere und vielleicht verhängnisvolle Wendung geben mußten; und ob er nicht dennoch beſſer that, Eleonorens überlegten und wohlerwogenen Rat zu befolgen, ihre Ruhe nicht weiter zu ſtören, kein Wiederſehen mehr herbeizuführen und noch heute die Weiterreiſe anzutreten, um in neuer Beſchäftigung und friſchen Eindrücken

der Lebenserſcheinungen ſeine Leidenſchaft ſich abdämpfen und verkühlen zu laſſen.

Doch hat es der Leidenſchaft nie an Luſt und Mitteln gefehlt, alle Erwägungen des Verſtandes, alle Bedenken des ſittlichen Bewußtſeins, alle Regungen des Gewiſſens zu beſchwichtigen und zurückzudrängen.

Herbig folgte ſchon vor der beſtimmten Stunde den Wandelſtegen des ſchönen Gehölzes am Nordhang des Mädelſteins, um die nach der Burg führenden Pfade im Auge zu behalten. Als er wieder langſam zu dem reizenden Durchblick bei den Edeltannen zurückkehrte und in den Buchengang einbog, der als glatter Wandelpfad unter buntem, bereits etwas gelichtetem Laubgewölbe eben an der Halde hinzog, kam eine einzelne Dame des Pfads, in der er ſofort die erkannte, welche er ſo angelegentlich ſuchte. Alles Blut ſchoß ihm aus dem Herzen ins Geſicht und floß wieder zurück. Im erſten Moment der Verwirrung zog er ſich etwas zurück, was bei den dort ſich kreuzenden Wegen nicht ſchwer auszuführen war.

Jetzt trat ſie mit dem ihr eigenen reizenden Gange und der anmutsvoll ſtattlichen Haltung aus der Buchenwölbung heraus. Er konnte bemerken, daß ſie die von ihm gepflückten Immortellen am Buſen trug, und ein ſüßer Schauer rieſelte ihm durch das Gemüt. Eben als ſie die Edeltannen erreichte und er ſich ihr zugeſellen wollte, wurde ſie von einem nach dürrem Reiſigholz ſuchenden alten Weibe um ein Almoſen angeſprochen.

Die Börſe ziehend gab Eleonore der Waldhexe eine Kleinigkeit, und auch Herbig folgte, indem er herbeieilte, ihrem Beiſpiel. So hatte die Begegnung den Anſchein der Zufälligkeit und man war der Verlegenheit enthoben, ein ſo unvermutetes Zuſammentreffen zu begründen, zu rechtfertigen oder zu entſchuldigen.

Eleonore war behufs eines Spaziergangs auf die Burghöhe einſtweilen vorausgegangen, die Schweſtern wollten erſt nachkommen. Indes blieb die Alte noch immer an der Stelle, die Hand zudringlich hinhaltend. Während Herbig, ärgerlich über die Störerin, weiter drängte und auf den Pfad rechts eingelenkt war, glaubte Eleonore, daß einige kleine Münzen ihrer Börſe entfallen ſeien, die ſie noch immer offen in der Hand hielt.

Sie begann auch ſofort nach denſelben eifrig zu ſuchen. Eine Weile ſah er ihr zu, die ſchöne Geſtalt mit den Augen verſchlingend, die auch bei gebückter Haltung ſo viel berückenden Reiz auf ihn ausübte. Dann half er ihr ſo eifrig mitſuchen, daß ſie ihn bitten mußte, ſich nicht weiter zu bemühen, während ſie ſelbſt von ihm beobachtet ihre Nachforſchungen fortſetzte. Endlich hob ſie frohlockend ein kleines Geldſtück, das halb unter einem Waldkirſchenblatt verſteckt lag, vom Boden auf.

„Alſo gefunden," ſtimmte er mit ein. „Nehmen wir es als glückliches Omen."

„Wofür?" ſagte ſie, die kleine Münze mit ſichtlicher Genugthuung in die Börſe legend.

„Für einen genußvollen Abend. Wieviel hatten Sie denn verloren?"

„Dieſen Groſchen und vielleicht noch zwei Pfennigſtücke." Und dabei ſah ſie ſich im Weiterſchreiten nochmals um, fing ſogar wieder zu ſuchen an, gab es jedoch ſofort auf, als er abermals eifrig dabei half.

„Mit welchen mißtrauiſchen Augen Sie mich anſehen!" ſprach er im Weitergehen. „Ich glaube, Sie ſind ein kleiner Geizkragen, gnädige Frau."

Sie lachte in ihrer holden Weiſe vor ſich hin und meinte, daß ſie ſich allerdings auch über kleine Verluſte betrüben könne. Uebrigens habe ſie ſchon eine ganz hübſche Sammlung liebenswürdiger Beinamen aus ſeinem Munde: Geizkragen, Zankeiſen, Eis- oder Steinherz und weitere mehr. Sie ſei ihm ſehr verbunden, daß er ſo viel treffliche Eigenſchaften an ihr entdecke.

Kurz, man befand ſich in der Laune glücklicher Unbefangenheit, als man an die Bergecke gelangte, wo die Romantik beginnt, wie Eleonore meinte, und der ſchroffe Fels, um den der Pfad ſich in die Fichten windet, ſcharf und ruinenhaft vorſpringt. Die tiefſtehende Sonne drang hier warm und in braungoldenen Tinten herein, und Herbig ſchlug vor, den bevorſtehenden Sonnenuntergang von oben anzuſehen. Man dürfe ohnehin den Beſuch des Mädelſteins und ſeines Naturſpiels „Mönch und Nonne" nicht verſäumen. Auf ſchmalem Waldſteg gelangte man auch noch auf den Berggipfel, der in faſt gleicher Höhe mit der benachbarten Wartburg einige Spuren alter Befeſtigung aufweiſt und über die Baumgruppen hin das anmutigſte Belvedere abgibt.

„‚Die Sonne ſinkt und Luna ſteigt empor!' So oft es ſich wiederholt," bemerkte Herbig, indem er ſeinen Blick von Weſten nach Oſten

ſchweifen ließ, „es bleibt die ſchönſte Naturerſcheinung, und Lord Byron hat recht, ihrer gleichſam nur zu erwähnen, ſie in eine einzige Jambenzeile zu faſſen. Er hätte ſich ſelbſt dem aufſteigenden Mond vergleichen können zur Zeit, da Goethe alterte. Können Sie ſich denken, welche ſtolze Genugthuung die Anerkennung durch unſeren Goethe dem durch die britiſche Brutalität verwundeten Gemüt des Lords verſchaffte? Bedenken Sie, daß er einmal zu Kapitän Medwyn äußerte, er gebe eine Welt darum, den Fauſt im Original leſen zu können.“

„Ich habe des Kapitäns Unterredungen mit Byron durchblättert,“ ſagte Eleonore, „und es war mir merkwürdig, daß beiden die Stelle des Fauſt zu ſchaffen machte, wo von der im Sphärenklang tönenden untergehenden Sonne die Rede iſt: ‚Und ihre vorgeſchriebne Reiſe vollendet ſie mit Donnergang.‘ Iſt das Bild nicht etwa zu kühn, wenn man an ein Abendgewitter nicht denken will?“

„Es entſpricht uralter Anſchauung,“ erwiderte Herbig, das verklärte Antlitz gleich ihr in den goldenen Glanz gerichtet. „Mit Sonnenauf- und Untergang verbindet ſich, wie die Alten meinten, ein erſchütternder Klang. Und Tacitus in ſeiner Germania gedenkt in dieſem Sinne der Mitternachtſonne im hohen Norden — man höre den Sonnengott herauffahren und ſehe ſein Strahlenhaupt; als ob der Römer vom Nordlicht Kunde habe. Auch Strabo erwähnt aus älteren Schriftſtellern das Rauſchen der im Ocean untergehenden Sonne. Hörten Sie nichts, gnädige Frau?“

„Nur fernes Wagenraſſeln und einen dumpfen Knall aus den Steinbrüchen,“ erwiderte Eleonore, die Augen voll Abendſonnenglanz.

„Von einer anderen Wirkung des Sonnenſtrahls berichtet die Ortsſage,“ fuhr Herbig indes fort. „Kommen Sie, kommen Sie, gnädige Frau, Sie ſollen mit eigenen Augen ſehen. Reichen Sie mir die Hand, der Pfad iſt ſchmal und felſig. Gerade hier hat ſich einſt der Kloſterbruder mit der Kloſterſchweſter insgeheim getroffen. Beide küßten ſich, als der erſte Sonnenſtrahl ſie traf und — ſie verſteinerte. Denken Sie ſich! Wie hart! Und ſo ſtehen ſie noch heute verſteinert dorten: Mönch und Nonne, wie Sie ſehen.“

„Es hat mehr Aehnlichkeit mit einem Bärenpaar,“ bemerkte Eleonore kühl, nach der ſeltſamen Gruppe im Gebüſch blickend.

„Die gebildete Jugend, im Nivellierungsdrang unſerer Zeit, hat ihnen die Felſenköpfe heruntergeworfen,“ berichtete Herbig. „Nun kann der arme Mönch mit Fiſchart ſagen: ‚Was hilft's nach dem Hütlein greifen, wo das Häuptlein mangelt.‘ Treten Sie näher, gnädige Frau, ſehen Sie ſich die Gruppe genauer an. Stützen Sie ſich nur keck auf mich — es thut nichts.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit, Herr Doktor, allein ich verzichte auf weiteren Genuß dieſer Felſenplaſtik,“ ſagte Eleonore, von dem faſt ungangbaren Stege nicht entzückt. Sie ſehnte ſich nach gebahnten Pfaden, und beim Abſtieg ging es denn auch in der That nicht ohne Stütze; einmal mußte ſie ſich geradezu heben laſſen, was zwar ihren Begleiter nicht, wohl aber ſie ſelbſt zu beläſtigen ſchien.

Sie mochte froh ſein, als man ſich wieder wohlbehalten unten auf dem Promenadeweg in den Fichten befand. Aus deren Dunkel tretend ſtand das Paar auf einer freien, felſigen, maleriſch mit Legföhren bewachſenen Halde, vor ihnen tiefer Waldgrund, jenſeits auf ſchroffer Höhe die Wartburg — alles im herbſtlichen Glanz und Duft: einer der ſchönſten und feſſelndſten Punkte der reichen Landſchaft. Unten im Wald- und Raſengrund ſang ein unſichtbarer Wanderer, zu Thal ſchreitend, ein Lied von Lieb' und Leid und Scheiden, während die beiden oben ſtill an den bemooſten, von Farnkräutern überwucherten Felsſpalten hinwandelten, auf einem die tiefſte Kluft überſpringenden Brückenſteg und durch einen Hain von Fichten und Lärchen hinaus zu der Stelle, wo ſich alle Wege unter der Burg treffen und ſcheiden.

Herbig zog ſeine Uhr, äußernd, daß die Schweſtern nicht wohl ſchon oben ſein mögen, da die Lichter der Reſtauration noch nicht angezündet ſeien. Statt des ſteilen Anſtiegs wähle man beſſer einen angenehmen Umweg, der allmählich hinaufführe. Auf ſeine Verſicherung, daß die Pfade durch den Wald ungefährlich und bequem ſeien, folgte ihm Eleonore auch nach kurzem Zaudern. Denn ſie fühlte jetzt ſo wenig Neigung als er ſelbſt für größere Geſellſchaft, die ihr im Grunde nichts bot und wenig zuſagte.

Sie ſchlugen einen trockenen Waldweg ein, der bei der Wendung der Burgſtraße in der ſeitherigen Richtung weiter über den nächſten Felſenbuckel in den Schoß des Waldes führte. Sie ſchritten langſam dahin, wenig darauf achtend, daß die Abendſchatten ſich tiefer auf die Falten

des Gebirgs legten. Erſt als der Weg unter die Wölbung des Hochwalds führte, wodurch der dunkelnde Abend plötzlich zur Nacht ward, zauderte Eleonore vor der hereinbrechenden Finſternis.

„Fürchten Sie nichts, gnädige Frau," beſchwichtigte er. „Haben Sie keine Angſt. Bin nicht ich bei Ihnen? Und nun haben Sie die Güte, mir Ihren Arm zu reichen, Eleonore. Vertrauen Sie mir, ich geleite Sie ſicher. Nirgends ſoll Ihr Fuß ſtraucheln."

„Beſſer, Sie ließen mich noch jetzt zurückgehen," ſagte ſie bänglich, „oder wir wären ſofort hinangeſtiegen," fügte ſie hinzu, wobei ſie jedoch ſeinen Arm nahm. „Die Nacht wird unheimlich hier."

„Ach nein! Bald wird der Wald ſich lichten, der Mond über die Höhe ſteigen," tröſtete er. „Sehen Sie, ſchon verſilbert er die Baumwipfel, blaß zwar noch, bald jedoch heller. Doch hier die kleine Pfütze — ſo!" Er hatte ſie leicht hinübergehoben. „Es iſt wohl unſer letztes Beiſammenſein, gnädige Frau. Warum wollten Sie mir dieſe kurze Friſt von Glück nicht gönnen, ehe wir ſcheiden?"

Sie erwiderte nichts, ließ ſich jedoch völlig von ihm leiten, wenn ſie auch jeder ſeiner Hilfeleiſtungen auswich, wo der Weg kräftigeren Beiſtand nicht forderte. Indes wurde die Finſternis im Walde immer größer. Nur da und dort funkelte es ſo ſeltſam und fielen ſo unheimliche Lichtſtreifen herein, daß ſie ſich bänglicher ihm anſchmiegte. So ſchritt man dahin in beklommenem Schweigen, bis ein leiſes Raſcheln oder ein unerklärlicher Laut ſie wieder erbeben und ſchreckhaft aufſeufzen machte. Allein ſie fühlte doch allmählich eine gewiſſe Sicherheit in ſeinem Schutz. In ihre Beklommenheit miſchten ſich andere wohlthuendere Gefühle, und auch der Schauer gewann phantaſtiſchen Reiz, wo ſich zum Herzpochen das Vertrauen geſellte.

Eine Weile war alles ſtill und regungslos im Walde, nur ihre Pulſe ſchlugen, nur ihre eigenen Schritte hörten ſie. Aber nun zuckte die ſchöne Frau wieder ängſtlich und nahm ſeinen Arm feſter, indem ſie ſcheu ins Dickicht ſah.

„Sprach da jemand?" fragte ſie mit gedämpfter Stimme.

„Ach nein, gnädige Frau, der Nachtwind ſpielt wohl in den Baumwipfeln."

„Aber, horch!" ſagte ſie wieder nach einigen Schritten und blieb einen Augenblick ſtehen.

„Was denn, Eleonore?"

„Das anhaltende Geräuſch — bald leiſe, bald ſtärker!"

„Ein Wagen fährt noch fern die Waldſtraße entlang über das Gebirge; vom Wind getragen ſchwillt ſein Raſſeln bald an, bald verweht es. Das iſt alles, Eleonore."

Und eine Weile lag wieder tiefe Ruhe im Forſt, und ſchweigend hing ſie an ſeinem Arm. Aber nicht lange und es durchſchauerte ſie wieder. Und in einem Ton, als fürchte ſie ſelbſt die vorwaltende Stille zu ſtören, fragte ſie: „Was regte ſich da? Was flüſtert ſo heimlich? Hören Sie nicht?"

„Ein Zweig fiel in die dürre Laubdecke, und hier rinnt die Quelle des Silbergrabens. Stützen Sie ſich auf mich, Eleonore. — So, wir ſind hinüber. Nun geht es eben fort. Ringsum ſo traut, ſo ſtille nah und fern, und wir allein, Eleonore."

„Um Gott, wer lacht?"

„Sie hörten lachen, Eleonore? Hier lacht niemand," tröſtete er.

Aber vernehmlich wiederholte ſich ein ſeltſam unheimlicher Ruf, ein heulendes, hohles Gelächter, daß ſie ſich ängſtlicher an ihn anſchmiegte.

„Beſorgen Sie nichts, Eleonore. Der große Waldkauz heult in den Klüften oben," beſchwichtigte er. „Man hört den Ruf allabendlich im Bergforſt, meine Liebe. Das bedeutet weiter nichts."

„Aber — da kommt jemand!" flüſterte ſie.

„Niemand, Eleonore. Es iſt alles einſam, ſtill."

„Ich hörte doch leiſe Tritte."

„Ein Vöglein rührte ſich oder am Ende war es eine Waldmaus. Seien Sie unbeſorgt, Eleonore."

„Und dort — der bleiche Schimmer. Iſt's Leuchtholz oder — ein Elfchen?"

„Der Mondſchein fällt durch die Wipfel auf einen jungen Buchenſtamm — ſonſt iſt's nichts."

„Ich meine das unheimlich funkelnde Augenpaar hier!"

„Ach, Eleonore, harmloſe Leuchtwürmchen ſitzen im Moos."

„Wir haben doch nicht Johannisabend," ſagte ſie leiſe mit ihrer ſanften einſchmeichelnden Stimme.

„Es ſind Weibchen oder auch nur Larven, die leuchten immer," antwortete er ebenfalls im Flüſterton. „Die Männchen allerdings ſchwär-

men nur in Mittſommernächten gleich Elfen umher mit ihren Lämpchen. Wir glaubten ſtets, der milde grünliche Schein ſei ihre Hochzeitsfackel. Doch nein! Die moderne Wiſſenſchaft weiß es beſſer. Sie tragen ihr Licht nicht zur eigenen Freude, zum eigenen Schmucke, zum Ergötzen der Menſchen, ſondern — wie die alten Weiber kleiner Städte ihre Laternen — zur Abmahnung; nämlich damit ſie nicht von Fledermäuſen und anderen Inſektenfreſſern unvorſichtig weggeſchnappt und verzehrt werden."

„Wie können Sie jetzt ſcherzen!"

„Ich ſcherze nicht. Es iſt eine der neueſten wiſſenſchaftlichen Beobachtungen, daß die Leuchtkäfer mit ihrem Lichte andeuten wollen: Fledermaus friß mich nicht, ich rieche nach Knoblauch!"

„Ach, das erfinden Sie!"

„Keineswegs, Eleonore. Ich will Ihnen morgen die Stelle in einer ernſthaft gemeinten naturwiſſenſchaftlichen Arbeit zeigen. Leugnen läßt ſich nicht, Johanniswürmchen haben jenen Geruch, der Fledermäuſen nicht bekommen mag. Aber laſſen wir das Gewürm am Boden und ſehen Sie auf, meine Teure, da leuchten die Sterne herein! Wir ſind am Ende des Hochwaldes."

Eleonore atmete tief auf und blickte zum Himmel. Denn in der That führte jetzt der Weg aus dem Walde heraus und etwas anſteigend auf eine freie Bergecke. In der Mondnacht traten zwar die Sterne am Firmament nur ſchwach hervor, doch waren ſie zu ihrem Troſte immerhin da.

„Ach," ſagte Eleonore, „wie freundlich mutet ihr Licht uns an und dennoch — wie fern ſind ſie — andere Welten, ohne Beziehung zu uns."

„Voller Beziehungen," behauptete Herbig ſanft. „Wir ſehen ſie doch. Wäre das nicht an ſich ſchon genug? Wir meſſen ihre Ferne, ihre Bahn, ihren Raum, ja, wir unterſcheiden ihre Beſtandteile durch die Spektralanalyſe, und ſo ſind Beziehungen und Verbindungen mit ihnen hergeſtellt, die uns oft mit dem Nächſtliegenden fehlen."

„Glauben Sie," fragte Eleonore, die keinen Verſuch mehr machte, ſeinen Arm zu laſſen, und ſich vertrauensvoll von ihm bergan führen ließ, „meinen Sie, daß man droben wohl ebenſoviel von unſerer Erde weiß?"

„Vielleicht noch mehr, vielleicht nichts, mein Kind!" antwortete er. „Ein Telephon, um ſich hierüber verſtändigen zu können, iſt noch nicht gelegt."

„Ja! Eine Weltpoſt in dieſem Sinne fehlt," bemerkte ſie lächelnd, indem ſie wieder die Augen zum Firmament aufſchlug, als eben eine Sternſchnuppe hinterm Waldgebirge niederzog.

Auch Herbig hatte das Phänomen bemerkt.

„Und ſind Meteorite nichts, Eleonore?" fragte er, gemeinſam mit ihr der Erſcheinung nachblickend, während ſie den Waldweg hinanſchritten. „Eine förmliche Paketpoſt aus Ewigkeitsfernen. Wenn ſolche Splitter einer zertrümmerten Welt, ſolche Bruchſtücke überirdiſcher Materie zu uns gelangen, Eleonore, wer will dem ahnenden Menſchengeiſt den Glauben verargen, daß ihm der Weg hinüber in eine andere, beſſere Welt nicht allzeit verſchloſſen bleibe! Daß irgendwo eine Welt voll Harmonie da ſei, wo die Rätſel des Erdenlebens ſich löſen, Herzen voll Liebe, die hier getrennt, ſich zuſammenfinden!"

„Es iſt ein Glaube voll Troſt, den man der Menſchheit laſſen ſollte," bemerkte Eleonore, „da niemand den Beweis zu liefern vermag, daß es ein falſcher iſt. Was die Meteore betrifft . . . Um Gott", fuhr ſie auf, da ſie einen Blick ſeitwärts warf, „da ſcheint uns ja die Wartburg im Rücken zu ſtehen, und wir gehen noch immer in entgegengeſetzter Richtung!"

In der That ſah die Burg — ein ganz anderes, romantiſches Bild, ihre Türme und Zinnen vom Monde angeſtrahlt — phantaſtiſch von ihrer Höhe in den nächtlichen Bergforſt herein. Daneben glühten die roten Lichter der Burgſchenke ſeltſam in die lichtgrünen Lufttöne der Mondnacht über dem Gebirge.

„Keine Sorge, Eleonore," beruhigte Herbig; „bereits hat der Weg ſich gewendet und wird oben völlig umkehren, meine Liebe. Was wollten Sie von den Meteoren ſagen, Eleonore?"

„Man möchte vermuten, die heiligen Steine vieler Völker, auch der Kieſel, in welchem urſprünglich Jupiter von den Römern verehrt worden iſt, ſeien ſolche im Lichtglanz vom Himmel gefahrene Meteore."

„Das leuchtet mir ſehr ein!" erwiderte Herbig und ſah ſie innig mit funkelnden Augen an. „Indes, Eleonore, wird es uns kaum beſchieden ſein, in der kurzen Zeit, die uns noch vergönnt iſt, das große Lebensrätſel zu löſen, um das ſich die Schöpfungsurkunden aller Völker, auch der Maori auf Neuſeeland, dreht. Denken wir an unſer eigenes heiliges Geheimnis, mein Kind.

Soll uns dieſe Stunde, wo wir ungeſehen von den Menſchen in Berges Schoß miteinander gehen, ſoll ſie uns nichts ſein, als künftig eine wehmütige Erinnerung? Wie lange werden wir noch ſo ſelig dahinwandeln, uns ſehen und ſprechen? Sobald wir unter Menſchen treten, iſt dies Glück zu Ende. Morgen vielleicht ruft mich meine Aufgabe ſchon ab von hier nach Süden, Sie nach Norden. Nun hören Sie mich, Eleonore, was ich Ihnen ſage — an Worten wenig, an Inhalt viel. Die Augenblicke ſind koſtbar. Wie ich nur eine liebe, nur eine lieben kann und alles an dieſe Liebe zu ſetzen bereit bin — Sie wiſſen es. Oder — Eleonore!“ fragte er zärtlich, „haſt du es noch nicht erraten?“

„Ob ich es erraten darf! Ob ich es hören darf, Bruno?“ entgegnete ſie mit dem gedämpften Wohlklang ihrer Stimme, dem Herzenslaut, der ihm ſtets ſo ſchmeichelnd in die Seele klang. „Vergeſſen Sie nicht, daß mir heilige Pflichten auferlegt ſind.“

„Pflichten!“ wiederholte er erregt, faſt heftig, in bebendem Ton. „Und die Liebe? die allmächtige Liebe? Gilt ſie Ihnen nichts?“

Eleonore beugte das Haupt, bevor ſie begann: „Wenn Sie wüßten, o, wenn Sie wüßten, Bruno, an wen ich dachte mein junges Leben hindurch, an weſſen Erinnerung meine Seele hing; wenn Sie wüßten, daß ich keinen anderen Mann mehr ſehen, keinen anderen lieben mochte; wenn Sie wüßten, wie ich das Geheimnis dieſer thörichten Liebe in mir getragen als mein einziges Glück, meinen Schmerz, meine Seligkeit: Sie würden mich nicht ſo fragen, würden mich nicht anklagen. Was mein kindiſcher Unverſtand in jenem Augenblick geträumt, da Sie unter den Eichen bei Catlenburg vor mir ſtanden — ich habe es als meine eigene, reiche Welt in mir verſchloſſen. Ich habe geharrt und gehofft lange Jahre hindurch, dann ſtill verzichtet — und die Hand des edeln Mannes genommen, den man mir gegeben, den ich ehren, wenn auch nicht lieben konnte. Ich habe bei mir geſchworen, treu bei ihm auszuharren. Ich hatte ja gelernt zu entſagen, zu vergeſſen. Und nun, wo der Kampf durchgekämpft, das Leid durchgelitten, das Herz eingeſchläfert war und die Ruhe des Gemüts wiederkehren wollte — da tratſt du wieder vor mich hin.“

„Und du liebteſt mich, Eleonore, und liebſt mich noch?“ kam es jauchzend aus ſeinem Herzen. Ob ſie auch keine Antwort vernehmen ließ — es bedurfte ihrer nicht. „O, dieſe Fülle von Glück — — und Leid!“ ſetzte er erſchüttert hinzu. „Es iſt ein herbes Geſchick, daß wir uns ſeit jenem Tanz unter den Eichen nicht wieder getroffen. Es hätte ſich alles zum beſten gewendet. Nun biſt du in Feſſeln geſchlagen, Eleonore, und ich ſoll fort. Doch — ich muß ja nicht fort! ohne dich nicht! Und deine Feſſeln laſſen ſich löſen. An dir iſt es, mir zu helfen, dich zu befreien.“

Eleonore wandte mit von Schmerz zerriſſener Miene das Antlitz ab.

„Nie!“ ſprach ſie dann.

„Nie? Eleonore, du liebſt mich und ſagſt nie?“

„Es kann nicht ſein!“

„Was man will, kann ſein!“ verſetzte er mit Nachdruck. „Ich verſchiebe meine Romfahrt, bis ſie eine Hochzeitsreiſe wird.“

„Sprich nicht ſo viel Glück aus, Bruno,“ ſprach ſie mit ſanftem Flehen, „es geht nicht.“

„Warum nicht? Die Liebe vermag alles, Eleonore.“

„Nein,“ ſprach ſie, in innerem Kampfe mit ſich ringend, indem ſie ſich ſeinem Arm entwand und etwas ſeitwärts trat, „es darf nicht ſein. Meinen Mann darf ich nicht verraten.“

Unmerklich, obwohl der Anſtieg nicht allzu ſanft, waren ſie hinangelangt auf die Höhe, die dort ein erhabenes Felsplateau mit ſchroffen Wänden bildet. Seitwärts, noch etwas höher, thronte die Burg in romantiſcher Pracht. Ueber den tiefen Waldgründen lag ein vom Mondſchein grünlich angehauchter Duft.

In ihrer Erregung war Eleonore von der ſeitherigen Wegrichtung ab auf einen breiten Steg getreten, der ſcheinbar ungefährlich über eine niedere Felsbarre und dann weiter geradlinig durch einen Fichtenwald führt. Herbig ſchritt in finſterem Schweigen faſt neben ihr dahin auf die Platte, wo einzelne Föhren und Eichen eine lichte maleriſche Gruppe über dem Abgrund bilden, der unbemerkt von jener Wegſtelle in die Tiefe einer ſchattigen Felsſchlucht abſtürzt. Ueber den Rand der Platte hin öffnet ſich ein reizender Blick in die Waldestiefe, auf Gehügel und Schluchten bis zu den grünen Kuppen des Rennſtiegs, die an jenem Abend halb verſchleiert da drüben in der Mondnacht aufſtiegen.

Dort, am Rande der Platte, hielt nun Eleo-

nore, da ſie merkte, daß ſie einen falſchen Weg gegangen; hinter ihr, am entgegengeſetzten Wegrand ſtand Herbig. Ihr Angeſicht war von ihm abgekehrt, hinaus in den weiten Waldkeſſel gerichtet; ihre Augen hingen ſtarr draußen; und doch ward ſie nichts inne von dem Zauber der Mondnacht, denn ihre Blicke ſahen nur nach innen.

„Das ſagten Sie etwas ſpät!“ begann jetzt Herbig, das beklemmende Schweigen unterbrechend, mit Bezug auf ihr letztes Wort. „Jetzt, wo Sie wiſſen, daß ich außer Ihnen kein Glück kenne, ohne Sie nicht leben mag noch kann, ſchneiden Sie jede Hoffnung ab. Es iſt hart! Indes, Eleonore, wagen Sie ſich nicht zu weit vor, treten Sie einen Schritt zurück, Sie ſtehen da an einem Abgrund.“

Sie hätte ihm vielleicht erwidern mögen, daß es nicht der ſchlimmſte ſei, den ſie zu fürchten habe. Aber — ihr Herz ſprach beredt für ihn. Sie fühlte ſich von ſeinem Vorwurf betroffen, und ihre Liebe war nicht erloſchen. Sie überlegte, was ſie ihm zum Troſt ſagen, zu ſeiner Genugthuung thun und ihn verſöhnen könne, ohne ihrer Pflicht untreu zu werden. Allein, ſo viel ſie erwog, nichts wollte ihr in dieſer inneren Bedrängnis, in dieſer Seelennot hilfreich erſcheinen. So kehrte ſie ſich denn in ihrer Ratloſigkeit ihm wieder zu.

„Seien Sie gut, Bruno!“ bat ſie bewegt und reichte ihre Hand hin. „Seien Sie mir nicht mehr böſe! Sie wiſſen nicht, wie Sie mich quälen, wie ich leide, wenn Sie mir ſo unfreundlich gegenüberſtehen.“

„Und mein Leid, meine Qual — iſt ſie nichts?“ ſagte er, ſie ungeſtüm an ſich ziehend und ihre Hand mit Küſſen bedeckend.

Allein wieder wußte ſie ſich ſeinem Arm zu entwinden und ſtand an der früheren Stelle, die ſchwimmenden Augen hinaus in die Mondnacht überm Bergwald gerichtet. Sie wußte nicht mehr, was thun. Sie hielt ſich von ihm ab und wäre ihm doch gern, wenn auch nur auf einen ſeligen Augenblick, am Herzen gelegen. So ſtill war es da draußen, kein Laut, nichts regte ſich. Der letzte Bauernwagen hatte das Gebirge überſchritten und ſein Raſſeln war in der Ferne verhallt. Nur ihr Herz pochte faſt hörbar, und das ſeine, — nur ihr Buſen wogte und ihr Atem ging ſchwer und beklommen.

Da zuckte ſie jäh zuſammen und ſtand wie betäubt, ein Bild des Schreckens. Ein mächtiger Laut, ein furchtbarer Schrei unterbrach die Stille der Nacht und des Waldes. Nochmals! Grauenvoll, haarſträubend klang es herauf. Und von Entſetzen übermannt, flüchtete Eleonore vom Rand der Hochplatte zurück in Herbigs Arme. Sie barg das Geſicht an ſeiner Schulter und Bruſt. Innig umſchlang er das geliebte ſtolze Weib, das nur der Schreck bezwungen hatte, flüſterte ihr ſanfte, ſüße beruhigende Worte zu, während der gekrönte König des Waldes unten von mooſigem Felſenthron ſeinen Brautgeſang noch immer ſchauervoll majeſtätiſch über den Bergwald hinrollen ließ. Weit, weit drüben an der duftig verſchleierten Berghalde antwortete ein anderer Hirſch dem nächtlichen Rufer mit gedämpftem Gebrüll, gleich dem Echo. —

Und vom Mondlicht umfloſſen, innig umſchlungen, alles vergeſſend, ſtand auf der einſamen Höhe ein ſchönes Menſchenpaar.

6.

Die jungen Buchen ſchlagen ihre Aeſte über dem ſchmalen Pfad zuſammen, der zur Burg zurückführt. Das Mondlicht dringt nicht durch, und ein Paar, das da wandelt, muß ſich eng zuſammenhalten. Endlich, draußen auf dem Felſengrat, welcher ein ſchmales Bergjoch bildet, wird es licht. Der harte Steinweg iſt nur noch von kurzem Geſtrüpp umſäumt; eine einzelne Föhre breitet ihren Schirm aus, ein paar wettergewohnter Eichen halten noch aus, und oben, in unerwarteter Nähe, glänzen die Burgfenſter im Mondlicht.

„Nun halte dich feſt an mich, mein Herz,“ ſagte er, ſie nochmals ſorgfältig in ihr Tuch hüllend. Und um die ſcharfe Ecke ging es wieder im Walddunkel auf einem aus dem Fels gehauenen Steg unmittelbar unter der Burg ſteil hinan, unter der Thorbrücke hinweg, auf den ſauber geplatteten Hof vor der Burgſchenke.

Sie hatte wenig mehr geſprochen ſeit dem Schreck am Felsabſturz und das wenige in bedrücktem Ton. Jetzt wollte ſie nicht mit hinein in das Reſtaurationslokal, bevor ſie wiſſe, wen ſie innen treffe. Sie bat ihn, ſich umzuſehen, ob die Schweſtern Nordhaſe da ſeien, und ſie ſelbſt ſetzte ſich auf eine Bank im Freien neben der niederen Umfaſſungsmauer, über deren Scharten und Zinnen hinaus ſie in die wundervolle Mondnacht überm Waldgebirge unverwandt ſchaute.

Der Naturreiz mag ſie kaum ſo gefeſſelt haben, daß ſie wie verſteinert hinausblickte. Eher wählte ſie dieſen Ausblick, weil von dieſer Seite niemand in ihr blaſſes Antlitz und in ihre thränenvollen Augen ſehen konnte als der alte verſchwiegene Vertraute kummervoller Liebe, der Mond.

Als Herbig wieder herauskam, teilte er mit, daß keine bekannte Seele mehr innen weile. Ein Kellner war ihm gefolgt, um noch zu berichten, daß nur ein Fräulein Nordhaſe abends heraufgekommen ſei, um ſich nach einer fremden Dame, die bei ihnen zu Beſuch ſei, umzuſehen; daß ſie von einer angelangten Depeſche geſprochen und in der Vorausſetzung, die Dame möge unterdes heimgekehrt ſein, ſofort ſich wieder den Berg hinuntergewandt habe.

Eleonore fuhr auf dieſe Mitteilungen hin von ihrem Sitze auf und machte ſich ſo haſtig auf den Heimweg, daß Herbig Mühe hatte, ihr zu folgen und ihre übel angebrachte Eile in eine vorſichtigere, ruhigere Gangart hinüberzulenken. Auf dem ſteilen felſigen Burgwege und noch weiter hinunter war jedes Straucheln des Fußes gefährlich. Es galt, die Geliebte zu ſtützen und zu leiten. Mit ſtarkem Arm ſie ſtützend, führte er ſie vorſichtig bergab, ihr liebevolle Worte zuflüſternd, auf welche ſie ſelten und dann nur einſilbig und leiſe antwortete. Aber ſie ließ ſich willenlos von ihm leiten und entzog ihm ihre Hand nicht.

Schon auf der Hochterraſſe traten ſie in den Nachtnebel ein, welcher den Fuß des Schloßbergs bis zu ſeiner halben Höhe umlagerte und allem ein ſeltſam ungewohntes Anſehen gab. Gebäude, Bäume, Weg und Steg ſahen fremdartig aus, und ſie erkannten kaum mehr Haus und Garten noch deren Umgebung, ſo ſehr veränderte der weißgraue Flor auch das Vertraute.

Endlich war der Eingang gefunden und ſie reichte ihm die Hand zum Abſchied.

„Meine Eleonore," ſagte er, „meine einzige Liebe, mein Glück, meine Welt, warum ſo ſtill? Biſt du mir böſe?" Und er wollte ſie nicht laſſen, mochte ſich nicht von ihr trennen.

Sie war ihm nicht böſe. Einmal drückte ſie ihre Lippen auf die ſeinigen — dann entzog ſie ſich ihm, ſtieg zum Hauſe hinan, und er ſtand allein.

Anderen Tags lag dicker Herbſtnebel auf Berg und Thal. Es war kalt, der Nordwind heulte über die kahlen Felder und zerſtörend durch die bunte Waldpracht, daß ganze Wolken von Laub vorüberſtoben. Wie ein Heer von winzigen Leuten wimmelten die gelben Blätter auf den Pfaden vor dem Wanderer her. Als er über das Hochfeld nach der bewußten Gartenthür auf der Höhe des Berggartens kam, fand er ſie verſchloſſen — all ſein Rütteln half nichts. Der Garten war leer, wie ausgeſtorben, der Wind riß am Blattwerk der Bäume, und nur an geſchützten Stellen lag noch das gelbe Laub der Birken und Linden wie von den Bäumen gefallener goldener Sonnenſchein. Sonſt deckte auch hier der Nebel alles; man ſah nicht einmal bis zum Wohnhaus hinunter.

Auf vertrautem Wege umging er die Umzäunung, bis er in der Nähe des Hauſes bemerkte, daß man in vollem Auszug begriffen war. Fremde Leute gingen aus und ein, ſchleppten Hausgerät heraus. Endlich ſah er Fräulein Jenny im einfachen Hauskleid hinterm Zaune, wie ſie einem der Dienſtleute zurief. Als ſie ihn gewahrte, griff ſie in ihr Haar, ob der Zopf feſtſitze, zog ihr Halstuch enger am Hals zuſammen und trat mit freundlichem Gruße, doch etwas kummervoller Miene näher.

„Ach, Herr Doktor Herbig, Eleonore iſt fort!" berichtete ſie in klagendem Ton, während Totenbläſſe über ſein Geſicht ging. „Schon mit dem Frühzug reiſte ſie weg. Der alte Geheimrat hat geſtern telegraphiert, daß er ſie auf dem Bahnhof erwarte, und fuhr mit ihr richtig davon."

Herbig vermochte ſich kaum aufrecht zu erhalten. Seine Hände griffen mechaniſch in das Zaunwerk, und ſtatt daß Worte über ſeine Lippen kamen, ſchluchzte ſein Herz krampfhaft. Einer guten Weile bedurfte es, bis er ſeine Faſſungsloſigkeit ſo weit überwunden hatte, daß er wieder geordnete Laute hervorbringen konnte. Und nun fragte er: „Hat — ſie nichts — geſagt, keinen Gruß — hinterlaſſen?"

„Nichts, nichts, Herr Doktor, gar nichts!" verſetzte Jenny, ſelbſt etwas aufgeregt. „Sie war zu verſtört. Uebrigens weiß ich ja ſchon lange, wen ſie lieb hatte, die Arme!" fuhr Jenny fort, während ihre Augen fortwährend zu den Arbeitern hinüberſchweiften, deren Beſchäftigung zu überwachen ſie im Garten ſtand. „Da ich nun aus ſicherer Quelle weiß, wer der eigentliche Wiederfinder meines Zopfes iſt," und Jenny mußte bei der Erinnerung lachen, mochte ſie

wollen oder nicht, „kann mir es nur lieb ſein, daß mein Geheimnis — jede hat das ihrige, Herr Doktor — in ſo diskreter Hand liegt. Ich danke Ihnen, lieber Doktor!“ Und ſie reichte ihm die Rechte über den Zaun.

Mit freundſchaftlichem Drucke hielt er die Hand und ſprach: „Leben Sie wohl, Fräulein Jenny, grüßen Sie den Vater und die Schweſter. Ich werde der hier verbrachten Stunden nicht wieder vergeſſen, und wenn ich je dazu beitragen kann, Ihnen das Leben ſo freundlich zu geſtalten, als Sie es verdienen, verfügen Sie über meine herzliche Bereitwilligkeit. Leider, fürchte ich, es mit Herrn Doktor Vinſe für alle Zukunft verdorben zu haben.“

„Den Floh meinen Sie? Lieber einen ganz alten!“ rief ſie lebhaft und mit Laune. „Eher will ich meinen Zopf wieder verlieren und mein lebenlang keinen mehr tragen. Achten muß man doch wenigſtens ſeinen Mann können. Aber — ich rede mit Ihnen da wie mit einer Vertrauten, und die Leute rufen nach mir. Leben Sie wohl!“

Mit zerriſſenem Gemüt kehrte Herbig in ſeinen Gaſthof zurück. Nachdem er an Schupp in Halle wegen Nachſendung der Koffer — Genf ward als große Haltſtation beſtimmt — telegraphiert hatte, ſetzte er ſich noch nachmittags in den nach Frankfurt a. M. abgehenden Bahnzug. Nochmals ſah er durch das Waggonfenſter, ließ das Geſchaute und Erlebte letzter Tage wie Nebelbilder an ſich vorüberziehen. Dann legte er ſich ans Polſter zurück und verhüllte ſein Antlitz.

Drittes Buch. Immortellen.

1.

Es ſchneite.

Das iſt nichts Ungewöhnliches bei uns, ſelbſt wenn der Kalender den Frühling ankündigt; dennoch ein Phänomen, das unſere Sinne beſchäftigt, unſere Stimmung beeinflußt und auch in großen Städten mit Behagen wahrgenommen wird, zumal vom warmen Zimmer aus beim Kaffee und einer Cigarre zwiſchen den Lippen. Ein prächtiger Schneefall draußen! Und die beſchauliche Augenweide der beruhigenden Naturerſcheinung wird betrachtſam genoſſen.

An jenem Märztage ſtöberte es jedoch in den Straßen der Hauptſtadt etwas bunt. Das Getriebe des Schneeflaums, das Sinken und Steigen, Drehen und Wirbeln der Millionen weißer Flocken hatte etwas Verwirrendes. So vertieft war jedoch der Bewohner einer geräumigen Studierſtube in der Nähe der Irvingianerkirche, ſo verſunken in ſeine Beſchäftigung am Schreibtiſch, der zwiſchen den beiden Zimmerfenſtern ſtand, daß er von der Unbill des Wetters und allem, was ſonſt draußen vorging, nichts inne ward. Die Temperatur der mit Vorfenſtern verſehenen Stube war durch einen Thermometer geregelt, die dicke Wand mit Büchern beſtellt. Selbſt über dem mit grünem Wollendamaſt überzogenen Sofa hing ein Geſtell, das die zahlreichen Bände eines größeren Sammelwerks umfaßte, darüber ein Frauenporträt, eine große Photographie, mit einem Immortellenkranz.

Es konnte noch nicht ſpät am Nachmittag ſein, und bereits ſo dunkel! So dunkel, daß der Bewohner des Zimmers Mühe hatte, ſeine eigene Schrift zu leſen, während er folgendes niederſchrieb:

„Mio carissimo! Daß Du, umſchwebt von den Geiſtern des heuchleriſchen Virgil, des langnaſig üppigen Ovid und des Schmeichlers Horaz, nicht treue Anhänglichkeit gänzlich vergäßeſt und bei einer Flaſche Falerner Deine Gedanken einmal zurücklenken würdeſt zu Deinem Freunde an der Spree, glaubte ich vorausſetzen zu dürfen. Allein ich irrte. Mir geht es mit Dir wie Mohammed mit dem Berge. Da Du mir nicht ſchreibſt, ſchreibe ich Dir. Ich kann nur hoffen, daß Dich die Epiſtel ſo wohl antreffe, als ſie mich verläßt. Weilſt Du noch bis zum Herbſt in der Stadt, die ſeit der Wölfin des Romulus ſo viele Ungeheuer geſäugt hat, ſo komme ich beſtimmt nach — wäre es nur wegen meines Buchs vom Zuſammenhang der Künſte mit — — ja, womit? Das ſollſt du eben erraten.

Ich glaube, Du weißt noch gar nicht, daß ich mir derlei Projekte nunmehr erlauben darf, da ich unterdes ein wohlhabender Mann geworden bin. Reiße deine Augen ſo weit auf als Du willſt vor Verwunderung, es iſt dennoch ſo. Nicht mehr muß ich mit heißem Kopf und ſorgenvollem Gemüt geiſtiger Thätigkeit obliegen, um die dumme Maſſe, den Leib, zu erhalten, der nun einmal unſerer Seele zum Gehäuſe dient; ſondern ich kann mir zuweilen auch einige Erholung und Ruhe gönnen, in

einem anſtändigen Reſtaurant ſpeiſen, zuweilen eine ordentliche Cigarre rauchen, die notwendigen Bücher kaufen und wohne nicht mehr im fünften Stockwerk draußen bei den Kirchhöfen, ſondern recht angenehm in einer nicht allzu entlegenen Straße des hieſigen Quartier latin. Wie mir zu Mute war, als ſich die Umſtände ſo plötzlich zu meinen Gunſten geändert, läßt ſich kaum ſchildern. Manchmal hatte ich in ähnlicher Weiſe geträumt und es kam mir auch jetzt wieder wie ein Traum vor. Aber ich ſah mich um in meinem dürftigen Stübchen. Dort ſtand noch das geſprungene Waſchbecken, der wackelige Stuhl, die angeſtrichene Lade ohne Schlüſſel, und zur Thürſpalte guckte meine Wirtin mit der altmodiſchen Spitzenhaube herein, fragend, was ich treibe. — Schlafe ich, Madam, oder bin ich verrückt? Und liegen da vor mir wirklich Briefe und Dokumente? — Sie ſchlafen nicht, Herr Doktor, und Schreibebriefe liegen gerade genug auf dem Tiſche! war die Antwort. Kurz, es war alles Wirklichkeit, in die ich mich anfangs nicht zu finden wußte. Allmählich gewöhnt man ſich daran, und ich könnte völlig zufrieden ſein, wenn nun einmal die Ernennung zum Außerordentlichen erfolgte und mir jemand beſonders nahe ſtände, um meinen Haushalt zu beſorgen, eine Mutter, Schweſter, Tante oder ſonſt jemand. Du fragſt wohl: warum keine Gattin? Carissimo, dem widerſtreben verſchiedene Gründe und es gibt dabei viel zu bedenken und zu erwägen: a) woher nehmen? b) ob ſie mich lieben könnte! Du weißt nicht, wie ſchwer mir fällt, daran zu glauben; c) ob ich ſie lieben könnte! Heute, wo die Praxis an Stelle der Theorie tritt, denke ich an kein italiſches Weib, ſondern an ein braves deutſches Mädchen; und endlich d) ob es ſich ſchickt, mit einer Frau glücklich in dem Neſte zu ſitzen, das mir eine andere bereitet hat, um mir den härteſten, mühſeligſten, drückendſten Kampf ums Daſein zu erſparen. Erinnerſt du Dich noch an die hier erlebten Stunden bei deiner Durchreiſe? Meines Lebens goldener Baum iſt eine Trauerweide, mein Wohlergehen blüht auf dem Grabhügel des edeln, unglücklichen Weſens, das ..."

Hier brach der Briefſchreiber ab, teils weil er die Buchſtaben nicht mehr ſah, welche er auf das Papier niederzeichnete, teils um nach dem Frauenporträt mit dem Immortellenkranz aufzublicken, ohne daß er jedoch die Züge des Bildniſſes zu unterſcheiden vermochte. Denn die Dunkelheit im Zimmer verhüllte alles wie bei vorrückender Nacht. War es denn ſchon ſo ſpät? Er ſuchte nach ſeiner Taſchenuhr, hob dabei die mit einer grünlichen Brille bewaffneten Augen zum Fenſter und ſah, daß es ſchneite, und wie ſchneite! In ſchraubenförmigem Wirbel, dahinten an der Wand des gegenüberliegenden Rohziegelbaues in reißendem, ſchrägem Schuß ſtob und ſchnob der Flockenſturm, während es zunächſt vor dem Fenſter hüpfte und tanzte wie in willkürlicher Bewegung, ſich nähernd, ausweichend, auf- und niederſchwebend in reizendem Spiel: alles in raſtloſer, wenn auch ſtummer Rührigkeit.

Denn lautlos legten ſich die weißen Flocken auf Dach und Fach. Man hörte nur aus einiger Ferne eine Turmuhr ſchlagen; und indem er die halbverwehten, ſchläfrig aufeinander folgenden Glockenſchläge zählte, warf er auch auf ſeine Taſchenuhr einen vergleichenden Blick. In der That erſt drei Uhr nachmittags, und ſchon ſo dunkel!

„Me Hercle!" ſprach er zu ſich ſelbſt, mit offenem Munde nunmehr in das wunderliche Getriebe vor dem Fenſter blickend, wo der Schnee wie Millionen Eisſpeere jetzt wagrecht vorüberſchoß, während es auf der anderen Straßenſeite ausſah, als ſchöſſen die Söhne der Erde mit Silberpfeilen gen Himmel, da die Flocken von unten ſchräg nach oben trieben. Im nächſten Augenblick fiel dann der Schnee wieder ſenkrecht und ſo dicht herunter, als ergöſſe ſich alles Gewölk, in Flocken aufgelöſt, vom Himmel zur Erde, — ein förmlicher Schneewolkenbruch. „Da träume ich mich halb und halb unter italiſchen Himmel, und draußen geht es zu wie im Fimbulwinter, der die Götterdämmerung und den Weltuntergang einleitet."

Jetzt tönte die Hausglocke. Und da niemand dem Zeichen Beachtung zu ſchenken ſchien, wollte bereits der Gelehrte ſich zum Oeffnen erheben, als ihm noch die Wirtin zuvorkam. Man vernahm einiges Stampfen und Puſten; einige Worte wurden gewechſelt, dann näherten ſich feſte Schritte der Thüre des Studierzimmers. Man pochte, und auf ein lautes „Herein!" trat der Poſtbote in die Stube.

„Zwei Pakete, Herr Doktor, zum Einſchreiben."

Der Gelehrte unterſchrieb und fragte:

„Nicht wahr, fürchterliches Wetter draußen, Briefträger?“

„Es ſchneit!“ ſagte der Mann ruhig und ſteckte Zettel und Beſtellgeld ein, indem er ſich empfahl.

Mit prüfendem Blick ſah der Zimmerbewohner die Poſtſendungen an. Das eine Paket ſchien ein zurückgeſandtes Manuſkript zu ſein. Mit einem zwar leiſen doch ingrimmigem „Donnerwetter!“ ſchob es der Gelehrte beiſeite, indem er bei ſich ſchwor, keinem dieſer urteilsloſen Buchhändler je wieder unverlangt ein Geiſtesprodukt vorzulegen. Das andere Paket kam weiter her, von jenſeits der Alpen. Der Poſtſtempel zeigte den Namen der alten Roma ſelbſt. Bei der Löſung des Siegels fielen mehrere Photographieen römiſcher Ruinen, Statuen, Büſten und Veduten heraus, ſowie einige natürliche Gedenkblätter, Laub vom Lorbeer und Oelbaum, nebſt anderen Blättern von Pflanzen eines milderen Klimas. Den wichtigſten Teil des Inhalts bildete jedoch ein Brief.

Vor Aufregung und Spannung förmlich zitternd, entfaltete der Gelehrte den Papierbogen, legte ihn jedoch ungeleſen auf den Schreibtiſch, holte ſich ſeine beſte Cigarre hervor, entſpitzte ſie ſorgſamſt, zündete ſie bedacht und behutſam an, rückte den Lehnſtuhl dicht ans Fenſter, nahm Platz und den Brief vor, um ſich mit deſſen Inhalt vertraut zu machen. Das Schreiben lautete alſo:

„Lieber Dräſovius! Ich könnte Dir eine ungewöhnlich geiſtreiche Epiſtel ſchreiben, wenn ich aufgelegt dazu wäre. Doch bin ich das nie, am wenigſten hier in der klaſſiſchen Langeweile. Rom iſt ſehr ennuyant, oder bin ich's und meine Geſellſchaft, ein paar ſtorchbeinige Engländer, mit denen ich gaffend und gähnend umher ſtolpere, bis auch mich der britiſche Spleen überkommt. Mich totzuſchießen bin ich zu faul und macht zu viel Spektakel. Man kann ſtill und ohne Aufſehen aus der Welt gehen. Doch thäte mir meine Wirtin leid — eine ſo rüſtige Trasteverinerin, als je eine am Fuße des Janiculus gehauſt hat, wenn es hieße, ihr Mieter habe ſich die Hirnſchale eingerannt. Und ſo ſitze ich da und denke über Wanauga, das große Lebensrätſel der kannibaliſchen Maori nach, welches Du Dir von Profeſſor Baſtian definieren laſſen magſt.

„Grund und Urſach' von all dem iſt, daß bloß mein Leib hier weilt, mein Herz, meine Seele abweſend ſind, im Vaterlande. Der Regen, der himmelſchreiende Schmutz macht mich hypochondriſch. Doch habe ich auch „die Sonne nicht zu lieb“, ſondern bin ihrer und aller dieſer „Kinder der Sonne“ mit ihren öligen Geſichtern herzlich überdrüſſig. Wie gerne gönnte ich Dir alles, was Rom bietet, — und es iſt im Grunde nicht wenig, — ganz abgeſehen von den bewußten Flaumlippen, Büſten, Nacken, die nach Deiner Anſchauung hier aus dunkelm Laub wie Goldorangen glühen. Wie ſehne ich mich nach einem vielbeſpöttelten Thee an der Spree, zu dem man ſich durch einen abendlichen Schneefall begibt! Ich ſterbe vor Luſt zu plaudern und dabei in ein holdes Augenpaar zu ſchauen, wie es diesſeits der Alpen keines gibt. Und ach, Schnee! Schnee! Einmal in dieſem Winter ließen ſich zwei Flocken ſehen, und ich langte danach, wie das Kätzchen von Brieg.“ —

„Seltſame Gelüſte hat der Menſch!“ bemerkte hier der Empfänger des Briefs und ſah in den Schneeſturm hinaus, bevor er weiter las:

„Seit ich Abſchied von Dir genommen, Dräſovius, iſt mir Abſonderliches begegnet. Ich habe ein Glück genoſſen, das Sterbliche zu Göttern erhebt, und ein Leid erfahren, das Titanen beugt. Daher nehme ich keine weitere Notiz hiervon, ſondern nur von Bagatellen. Ich lege einige Gedenkblätter bei und was ich ſonſt vom Thüringer Wald bis in den Apennin gefunden, auch ein Oelblatt aus der Villa des Mäcen in Tibur. Den Lorbeerzweig pflückte ich am Palaſt des Hadrian und hätte auch eine Eidechſe mit grünem Frack beigelegt, eine ſalonfähige, doppelgeſchwänzte Lacerta, der wir dem Waſſerſturz gegenüber nachſtellten, — im Landhauſe des Varus nämlich, unſeres alten Bekannten, welcher ſich von den Weſtfälingern in den Moorwäldern des Oöning vor etlichen Jahren hat unbedacht totſchlagen laſſen; allein, während wir die eleganten Bewegungen der Lacerta viridis verfolgten und einer vor den Kaskaden aufgeführten prachtvollen Symphonie lauſchten, wurden wir ſehr unliebſam unterbrochen. Ein Schwarm junger Teutonen zog nämlich durch die Schlucht heran, brüllend: ‚Als die Römer frech geworden!‘ Gräßlich! So unverſehens überfallen! Mit zugehaltenen Ohren flohen wir. Eichendorff hat umſonſt gelebt. Wo iſt die Zeit hingekommen, wo

„Sie ſangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Geſtein

In dämmernden Lauben verwildern,
Paläſten im Mondenſchein,
Wo die Mädchen am Fenſter lauſchen,
Wenn der Lautenklang erwacht
Und die Brunnen verſchlafen rauſchen
In der prächtigen Sommernacht. —"

Zu Tibur, in ihrem letzten Aſyl, gedachte ich auch der hehren Imperatrix des Orients, — Zenobia von Palmyra, Königin der Wüſte, einſt meine ſchwärmeriſche Jugendliebe. Warum wohnt ſie nicht mehr hier und heißt Eleonore? Ich bliebe für immer da!

„Lieber Kunſthiſtoriker, erkundige Dich doch, ob nicht ein Geheimerat Wantrup in der Reichshauptſtadt oder im preußiſchen Staatshandbuch zu finden iſt, — ein kleiner, feiſter, rotwangiger Glatzkopf, dem ich alles Gute gönne, — nur eines nicht. Grüße mir auch meinen alten Lehrer, den greiſen Geheimerat Betting, es iſt der Mann, den ich unter allen am meiſten achte und am wärmſten verehre. Ich ſehne mich danach, das ehrwürdige Antlitz nochmals zu ſchauen. Die welken Blätter einer in ſeinem Hausgarten gepflückten Roſe fallen mir in die Hand, und ſeltſam, ſie atmen den Duft, der den ſeligſten Moment meines Lebens wie Weihrauch umwehte. Einen Augenblick ſtand ich berauſcht, nun wieder heimat- und freudelos.

„Ich kam vom alten Leman — bitte an keinen Lehmann zu denken — das Wallis herauf, um über den Simplon nach Heſperien herunter zu ſteigen. In Brieg, während der Vorſpann genommen ward, fing es an zu ſchneien. Sacht legten ſich die Flocken auf den Silberglanz der Dächer aus Glimmerſchiefer. Drüben, auf der Galerie eines Hauſes, ſtanden einige Kinder und ſahen lachend dem Kätzchen zu, das vom Geſims aus aufmerkſam dem Fluge der Flocken folgte und nach jeder nahekommenden zierlich mit den Pfoten langte. Warum mir das auffiel? Ich möchte Kinder haben, die ſich ſolchen Anblicks freuen können, wie die Walliſer Mädchen und Bübchen.

„Geſtern war ich in den Albaner Bergen, auf der weitausſchauenden Terraſſe von Aricia, merkwürdig wegen des Oreſtes-Bildwerks, auf welchem Klytämneſtra und Elektra Hauben derſelben Form tragen, wie die überrheiniſchen Obſtweiber auf dem Karlsruher Markt, — nämlich ſogenannte ‚Bätzen', die auch den poeſievollen (Dichtern moderner Studentenlieder zu empfehlenden) Namen ‚Saumagen' führen. Die Trude — hochdeutſch der Alp, niederdeutſch die Mare — hat ſie — die Haube nämlich — verkehrt auf und heißt deshalb im untern Elſaß und in der Pfalz Letzkäppel, Letzbätzel, auch bloß Letzel. [1] Dies zur Erklärung, wenn ich Dir verſichere, daß auf allen meinen Pilgerfahrten die Erinnerung an meinem Lebensblute zehrt, mir ſaugend am Herzen ſitzt, wie eine Mare. Aber, wie gern gäbe ich meine beſte Kraft hin, wenn ich, aus dem fortwährenden Traum erwachend, ſie an meiner Bruſt fände, deren Bild mich nimmer verläßt. — Im Nordweſten Deutſchlands heißen die Truden Walriderſken und kommen zu Pferd heran. Ein hübſcher Anklang an die hohen Walküren. Brunhild und Chriemhild, die männermordenden, waren ſolche, und ihr Gedächtnis lockte mich auf der Herfahrt faſt nach Worms hinüber, wogegen ich kühl an der ‚Totenſtadt des Reichs' vorüberfuhr, ſo ſehr ich den Kaiſerdom liebe. Ihn umwimmelt ein Heer jener ‚Räte', denen Leute von einigem Geiſt — dort ſchätzt man nur den Weingeiſt — gerne ausweichen. Offenen Mundes ſtehen ſie noch immer vor dem vermeintlichen Mythrasbild im Dom, das ein Mythenkundiger auf den erſten Blick zu deuten weiß. Ich hatte keine Luſt, den klugen Pfälzern das Rätſel zu löſen und ſah von ferne nach den überrheiniſchen Bergen.

„Am Rheine, von ſchwellendem Hügel,
Am Abend nach eiliger Fahrt,
Hebt wiederum Sehnſucht die Flügel,
Erblick' ich die blauende Haardt.
Da drüben, da drüben verglimmen
Die Lichter im dämmernden Raum,
Und Heimat und Jugend verſchwimmen
In einen wehmütigen Traum.

Zu Bergen voll Wäldern und Matten
Hinführt ein verſtohlener Weg,
Nußbäume die Straße beſchatten
Und Mandeln den klimmenden Steg;
In Lauben von Reben umſponnen,
In Trümmern kaſtanienumrauſcht
Da hab' ich manch' Märchen erſonnen
Und Sagen des Waldes erlauſcht.

Der Zauber iſt lange zerronnen,
Das Feuer verlöſcht und verkohlt,
Geleert und vertrocknet der Bronnen,
Daraus ich mir Freuden geholt;

[1] Der Briefſchreiber vergißt zu bemerken, daß „letz" eben verkehrt heißt, ſchon bei Fiſcharts „Letzkopf" vorkommt, und daß auch die gräco-italiſchen Völker ihre Empuſa und ihre blutſaugenden Lamien hatten. D. V.

Nicht ahnt' ich, wie rasch er versiege,
Der Leben und Labung mir gab.
Heut' fänd' ich die heimische Wiege,
Doch Vater und Mutter im Grab."

Und so weiter. Was waren mir einst jene Berge, und was sind sie mir jetzt? — Ein schnöder Zufall hat mich in diesen böotischen Gefilden das Licht der Welt erblicken lassen. Banausisch waren die Bewohner von je, und seit es fast alle Welt ist, sind sie es par excellence. Vorüber!

„In Schwetzingen war ich von einem Zug zum anderen ausgestiegen, um mir wieder den berühmten Garten anzusehen. Es war ein milder Oktoberabend, als ich durch das Städtchen zum Bahnhof zurückkehrte und dabei in einen Kramladen trat, um eine Kleinigkeit — ich weiß nicht mehr was — zu kaufen. Die Krämerin war eben im Begriff, ihr kleines Mädchen einzuschläfern. Und da dasselbe die Gewohnheit zu haben scheint, denen, die es liebt, Beinamen von gutschmeckenden Dingen zu geben, nahm es in folgender allerliebster Weise Abschied für den Tag von seinen Lieben: „Gute Nacht, Gutedel-Vater, schlaf wohl! Gute Nacht, Zuckertorte-Mutter, schlaf wohl! Gute Nacht, Apfelkräpfchen-Hannele, schlaf wohl!" Ich konnte die kleine Idylle lange nicht aus dem Sinne bringen. Ach! welche Seligkeit entbehren wir, die wir keine Familie haben! Wenn ich solcher Scenen gedenke, drängt es mich über die Alpen zurück. Ich muß wieder deutsche Kinder sehen, in die Augen meiner Eleonore blicken, ihre Wangen küssen, und niemand, niemand soll mir's wehren! Ich werde sie gewinnen und aller Fesseln entledigen — keiner soll sie mir streitig machen. Und dann will ich arbeiten, wirken, schaffen mit aller Lust und Kraft. Und meine Kinder sollen glückliche Menschen werden, meinetwegen Hoteliers, Zuckerrübenbauern, Couponschneider, Jünger Rothschilds, Geheime Regierungsräte, Kaufleute, Fabrikanten, Lohgerber, Advokaten oder sonst Leute, die andere für sich arbeiten lassen können — nur keine Gelehrten oder Dichter, die alles selbst schaffen müssen; es müßte denn sein, sie verraten schon frühzeitig das Zeug zu Märtyrern der Idee.

„Steuber war hier in Rom mit seiner jungen Frau. Ich traf ihn bei seinem Paten dem Apoll von Belvedere, heiter, zuversichtlich, weltmännisch strebend — sie ein Bläßhuhn. Ein Bläßhuhn sag' ich Dir, und weiter nichts.

„Schon strömt hier viel fremdes Volk zusammen, um sich für die Osterfeierlichkeiten einzurichten, kurznasig steife Briten und andere müßige Leute, deutsche Banquiersfrauen, Strohwitwen, problematische russische Fürstinnen. Ob ich selbst über Ostern hier bleibe? Nur der Wunsch könnte mich hierzu bewegen, die nach Rom pilgernden Frauen aus den Sabiner Bergen, von der Hitze des Weges erschöpft, auf den breiten Kirchentreppen lagern zu sehen, wie sie in frommem Gebet auf das frivole Gebahren der Barbaren in der ewigen Stadt blicken — noch dieselben Sabinerinnen, die vor drei Jahrtausenden durch die Bande des Romulus etwas gewaltsam zu Müttern der späteren Weltbeherrscher gemacht wurden. — Wären so die flachs- und rothaarigen Töchter der Cimbern und Teutonen gefreit worden, hätte es an zerkratzten Gesichtern und eingeschlagenen Römerschädeln kaum gefehlt.

„Ueberdies habe ich auch Eleonoren — in der Erscheinung wenigstens — hier noch aufgefunden. Alle Tage wandere ich hinaus zum Monte Pincio in die Villa Ludovici; dort steht meine Königin des Himmels, meine Hera und lächelt mich so hold, mit so anmutvoller Hoheit an, daß ich in Versuchung gerate, meinen Arm um den edlen Hals, den stolzen Nacken zu schlingen, mein Gesicht an die weißen kalten Wangen zu legen und voll Inbrunst die göttlichen Lippen zu küssen. Ach, daß es nur eine Büste ist — mein Teuerstes in Rom!

„Und dennoch, Freund, ist es nicht ein träges, thatenloses, eines Mannes unwürdiges Leben, dieses Dahinsiechen! Darf mir der Marmor genügen? — ‚Aktion, Aktion, Aktion!' schrie Demosthenes in der Not des Staates. Und — ‚endlich einmal ein Stürmle!' sprach mein Freund Streichele aus Tübingen, als ihm jüngst bei einer Tour durch die Campagna ein Unwetter das Dach seines Asyls auf den Schädel schleuderte.

„Vielleicht, vielleicht komme ich bald, ehe man sich's versieht. Vielleicht bevor der deutsche Winter völlig zu Ende und aller Schnee gefallen und geschmolzen ist. Denn die Schicksalstragödie meines Herzens drängt zur Peripetie, der Knoten muß gelöst, meinetwegen durchhauen werden. Es spitzt sich in mir alles zur Entscheidung zu. Gut denn, so führe ich es zur Katastrophe, so oder so. Ich muß sie wiederfinden, die mir alles ist. Sie muß losgelöst

werden aus dem unwürdigen Bann und Bund, und übelgefügtem Zusammenhang. Sie muß mein werden, wenn ich leben und gedeihen soll, mein, ganz mein! Es ist eine absolute Notwendigkeit, wie die Blüte dem Baum, von dem man Früchte erwartet.

„Und wenn mir dieser Mai nicht blüht — und eine böse Ahnung flüstert mir als Furie ins Ohr, daß mir mein einziges Glück, welches ich nunmehr erstrebe, vorenthalten bleibe — dann mag der Uelle, der Kubanda, Schari oder sonst ein noch unbekannter Riesenstrom im Innern des schwarzen Erdteils als mein Styx meinen Lebensnachen ins Unbestimmte treiben oder zerschellen, wo und wie es ihm beliebt.

„Also, empfehle mich vor allem meinem hochverehrten Lehrer, Geheimerat Betting, zu dessen Füßen ich einst als begeisterter Hörer gesessen, und sage ihm, daß vielleicht bald dem ehrwürdigen Manne sich persönlich wieder vorstellen wird Dein treuer Freund

Bruno Herbig."

2.

Draußen schneite es noch immer fort. Nachdem er die seltsame Zuschrift gelesen hatte, saß Dräsow wie fassungslos da und starrte in den ununterbrochenen Schneefall, ohne auch nur eine Flocke zu gewahren. Wirrer als der weiße Flaum draußen, trieben durch sein Gehirn sich Worte und Begriffe umher, die ihm vom Lesen zurückgeblieben waren. Eine bestimmte Vorstellung jedoch hatte der Brief nicht hinterlassen, der in seiner Hand auf die Kniee niedergesunken war. Bläßhuhn, Kätzchen von Brieg, Uelle, Palmyra, Schwetzingen, Aricia, Couponschneider, Varus, Banquier, Eidechse im Frack, Stürmle, Glatzkopf, Brunhilde, Apollo, Saumagen, Letzbätzel — ein Wirrwarr von Namen durchwirbelte ihm den Kopf, schlimmer noch als das Flockengewimmel den Luftkreis draußen — alles ging kunterbunt durcheinander, bis er sich entschloß, das leidenschaftliche Schreiben, das wenigstens von der Unruhe und Gährung in der Seele des Verfassers unverkennbar Zeugnis ablegte, nochmals und zwar auf seinen Zweck hin zu überfliegen. Doch vermochte er erst allmählich zu einem Schluß zu gelangen.

„Da mache sich nun einer einen Vers darauf," sagte Dräsow kopfschüttelnd zu sich selbst, die Augen auf die flüchtig hingeworfenen Sätze geheftet. „Meines Erachtens versucht man es nicht. Indes, unternehm' ich es einmal, diese Auslassungen des Freundes mir klar zu machen, so liebt er eine Zenobia Lehmann, — ei — nicht doch! Der vertrackte Mensch steckt mich mit seiner Konfusion selbst noch an. Die Hera Ludovici hält er für seine Marmorbraut und will seine Kinder Lohgerber und Compagnons von Rothschild werden lassen. Toller Einfall! Oder vielmehr — allmählich kommt man doch dahinter, daß einiger Sinn in dem Briefe steckt — seine Liebe heißt Eleonore; der Geheimerat Betting — Wantrup wollte ich sagen — ist ihr Vater oder am Ende gar ihr Gemahl. Wahrhaftig! Der Gegenstand dieser Leidenschaft scheint in der That eine verheiratete Frau zu sein. Merkwürdiger Mensch! Sind noch so viele ledig und er verliebt sich in eine verehelichte! Und ich soll, wie es scheint, herauskriegen, wo sie zu finden. Meines Ermessens läßt man seine Hände davon! Wenn eine so friedsame Natur, wie die meinige, sich in den Tumult einer Seele mischt, die von solchen Leidenschaften gährt, wie die seinige, gerät sie leicht in den Strudel und wird mit fortgerissen, verschlungen, ohne helfen zu können. Sehen wir zu, was sich sonst für ihn thun läßt. — Ja, ja, er meint, er dürfe nur kommen und zugreifen. Dieser Herbig, den man seiner vortrefflichen Eigenschaften halber lieb haben muß, ist doch einer jener Menschen, die alles besitzen, was glücklich machen kann, und alles thun, sich unglücklich zu fühlen. Nichts genügt ihnen, wenn es im einzelnen nicht geht, wie sie wünschen. Stets haben sie nur sich und ihr Glück im Auge, oder doch das, was sie dafür halten, und setzen alles daran, sich unglücklich zu machen! — Wunderlich ist es doch, daß er gar nicht danach fragt, wie mir's geht, was aus Pauline Brockholt, Steubers verlassener Braut, geworden ist." Und hier hob Dräsow wieder die Augen nach dem Frauenporträt mit dem Immortellenkranz überm Sofa und seufzte. — „Wantrup! Wantrup!" fuhr er dann nachdenkend und überlegend fort. „Der Name ist mir nicht unbekannt, ein Geheimerat Wantrup ist mir jedoch noch nicht vorgekommen, gibt's wohl auch nicht. Aber von einem Professor Wantrup muß ich schon gehört haben. Halt! Heißt nicht so jenes gelehrte Original — der Schwiegervater des Geheimerats Betting?"

Dräsow starrte nachsinnend vor sich hin,

vermochte jedoch zu einer Klarheit nicht zu kommen und hob nun eine der dem Briefe beigelegenen Photographieen nach der anderen auf, um ſie zu betrachten. Zuerſt feſſelte ihn dabei der Kopf der Hera Ludovici. Göttliche Züge voll anmutvoller Hoheit. Und ihr ſollte Herbigs Geliebte ähnlich ſehen? Einem Weibe mit dieſem olympiſchen Haupte glaubte er ſelbſt ſchon im Leben begegnet zu ſein, und zwar vor nicht allzulanger Zeit hier in der Reichshauptſtadt. Die hohe Frau war ihm ſelbſt aufgefallen; wer ſie jedoch war, davon hatte er keine Ahnung.

Allmählich verlor er ſich in den Anblick der anderen Photographieen und fand zwiſchen denſelben auf dem Tiſche eine bereits ſtark abgegriffene Viſitenkarte von ſehr kleinem Format. Er wollte ſie hinwegſchieben, da er ſie für eine ältere, bei ihm abgegebene hielt, bemerkte jedoch, daß ſie beſchrieben war und hob ſie halb abſichtslos, gleichſam nur mechaniſch vor die Brille. Flüchtig überlas er die Zeilen, anfänglich ohne Anteil an dem Inhalt, dann von demſelben nicht weniger gefeſſelt, als von der hübſchen weichen Schrift. Und mit wachſendem Staunen las er:

„Ich habe Dir etwas im Vertrauen mitzuteilen, denke Dir heute morgen als ich meinen Zopf anſtecken will, iſt keiner zu finden bitte ſuch doch mal, wo wir geſtern geweſen ſind; halt es aber geheim vor allen. Ich kann es kaum vor Lachen aufs Papier bringen.

Jenny Nordhaſe.“

„Was iſt denn nun das?“ ſprach Dräſow zu ſich ſelbſt, nochmals das zierliche Billet wendend, prüfend, von allen Seiten betrachtend. Wie war denn dies ‚niedliche Zeug‘ zu ihm gelangt? Unter den ihm bekannten weiblichen Weſen gab es keine Jenny Nordhaſe, keine, die bei mangelhafter Interpunktion ſo gefällige, anziehende Billets ſchreiben konnte. Aber, gehörte auch dieſes Kärtchen zu den von Herbig beigelegten Gedenkblättern?

Die Annahme that ihm weh, er wußte ſelbſt nicht warum, indem er Gedanken über den Zuſammenhang der Dinge nachhing. Es war ſo viel keuſche, mädchenhafte Schalkhaftigkeit in den wenigen Zeilen. Sie hatte ihren Zopf verloren — wie drollig! Bei ihm? So ſehr ihn dieſe Vorausſetzung ſchmerzte, mußte er ſich doch — alles in Betracht ziehend — geſtehen, daß das Billet, aller Wahrſcheinlichkeit gemäß, dem Lorbeerzweig, Olivenblatt und den Photographieen beigelegen war. Allein Herbig hatte doch im ganzen Briefe nichts von einer Jenny Nordhaſe erwähnt; die Zeilen waren wohl auch nicht an Herbig gerichtet; ein Mädchen bittet doch kaum den geliebten Mann, nach ihrem verlorenen Zopf zu ſuchen. Nein, nein! Das ganze Schreiben ſo — ſo natürlich, ſo ſittſam, ſo geſchämig, ſo voll untrüglicher Unſchuld!

Je länger ſich Dräſow mit dem Kärtchen beſchäftigte, deſto angenehmer fühlte er ſich von deſſen Inhalt angemutet. Allmählich ſo ſehr, daß er alles andere darüber vergaß. Ein förmlicher Zauber wirkte aus dieſen weichen Schriftzügen, bis er nachgerade nicht mehr daran dachte, daß ſie keineswegs an ihn gerichtet waren. Obwohl die Zeilen an und für ſich keinen Anhaltspunkt dafür boten, daß der Zopf nicht von einem alten Kopf mit runzeligem Antlitz gefallen war, bezweifelte er keinen Augenblick, daß die Schreiberin anders als jung ſein könne. Dieſe Jenny Nordhaſe mußte ein noch ſehr jugendliches, ein ſehr gutes, ein ſehr liebenswürdiges, ein ſehr hübſches, ein ſehr heiteres und nettes Frauenzimmerchen ſein. Je länger er alſo das Billet anſah, deſto beſſer gefiel es ihm ſamt der unbekannten Verfaſſerin. Die Sehnſucht nach einem friedlichen Haushalte drängte ſich plötzlich lebhaft vor. — Und wie? Wenn Jenny jetzt mit leiſem, ſchwebendem Tritt und lächelndem Geſicht im Haushäubchen hereinträte! Wenn ſie hier am Ofen ihm gegenüberſäße!

Immer gemütlicher malte er ſich das aus. Nochmals ſeine Cigarre anzündend, fand es Dräſow nicht überflüſſig, ſich recht bequem auf dem Sofa in der Nähe des Ofens niederzulaſſen und, während des Schneefalles draußen, im behaglichen Zimmer angenehmen Träumen und Vorſtellungen von einem lieblichen Weibchen nachzuhängen, indem er andauernd Schrift und Inhalt betrachtete.

Dieſe Jenny Nordhaſe muß noch jung ſein, folgerte er hierbei, da ſie ſich die Naivetät jener Blütezeit gewahrt hat, wo es noch drückende Mädchengeheimniſſe gibt, deren man ſich nicht raſch genug entledigen kann. Sie hat ein heiteres, unbefangenes Gemüt, da ſie über ihren Verluſt ſo ſehr lachen kann. Sie iſt häuslich, weil ſie es nicht peinlich empfindet, wegen des verlorenen Zopfes ans Haus gebannt zu ſein; verſchämt, weil ſie nicht wünſcht, daß andere

hinter das Geheimnis kommen; aufrichtig, weil ſie den Verluſt überhaupt einer Menſchenſeele eingeſteht; beſcheiden, da ſie nur verlangt, nachzuſuchen, wo man tags vorher geweſen; ordnungsliebend und ſcharfſichtig, weil ſie ſofort beim Aufſtehen in der Frühe den Zopf vermißt; voll Sanftmut, da ſie ihren Verluſt ſo ruhig und gelaſſen erträgt; ohne Eitelkeit, da ſie nicht lieber den Zopf verliert, als deſſen Verluſt einzugeſtehen; hübſch, weil ſie weiß, daß ein voller Zopf hübſche Mädchen gut kleidet; voll liebenswürdigen Humors, da ſie über ihr eigenes Malheur ſo neckiſch ſcherzen kann; ſparſam, weil ſie den verlorenen Zopf überhaupt wieder haben will, ſtatt ſofort an den Kauf eines neuen zu denken ...

Kurz, Gotthold Daniel Dräſow, Doktor der Weltweisheit und Docent an der erſten Hochſchule des Reichs, ſchloß aus den wenigen Zeilen auf ſo viele Tugenden, verlor ſich ſo ganz in Erwägungen und Betrachtungen, wie ſchön es ſich mit ſolchem Weibchen leben ließe, daß er völlig überſah und überhörte, wie nunmehr draußen das Wetter umgeſchlagen war. Der Lenzſturm ſchleuderte jetzt große kalte Regentropfen an die Fenſter und zwiſchen den ſchmelzenden Schnee, tobte heulend um die Hausgiebel und fauchte wie ein gefangenes Untier im Schornſtein. Kaum gewahr wurde deſſen der Stubengelehrte. Ebenſowenig entſann er ſich noch der Vorgänge des Tages und hatte gänzlich vergeſſen, ſich klar zu machen, auf welche Weiſe das Billet in ſeine Wohnung gelangt ſein mochte. So tief war er in ſeinen Folgerungen aus deſſen Inhalt verloren, ſo ſehr in Betrachtungen ſeines häuslichen Glückes mit Jenny Nordhaſe verſunken, daß er nicht einmal inne ward, wie jetzt jählings die Klingel ſeiner Wohnung gellte, jemand eingelaſſen, an ſeine Thüre gewieſen wurde, ungeſtüm anpochte und, dieſelbe aufreißend, haſtig eintrat. —

Es war ein hoher, ſtattlicher, tief in einen Reiſepelz gehüllter Mann, der bereits in der Stube ſtand, während der Bewohner derſelben, noch förmlich verzaubert von dem Zopfbillet, ſich nicht enthalten konnte, es mit einer zärtlichen Anwandlung an ſeine Lippen zu drücken und auf den Namen der unbekannten Geliebten einen keuſchen Kuß zu preſſen. Indes ſpritzte der Fremde nochmals unwillkürlich den von Schnee und Regen völlig durchweichten Hut ab, daß es nur ſo ſauſte und Flocken und Tropfen im Zimmer umherſprühten, wobei auch der Träumer auf dem Sofa, von einigen kalten Waſſerperlen getroffen, verwundert emporſchreckte.

„Du ſchliefſt wohl, Doktor!“ fing jetzt der Eingetretene an, „und ich habe dich aus ſüßem Traum geweckt.“

Dräſow ſprang vom Sofa auf und ſah den anderen beſtürzt, ja entſetzt an.

„Engel und Boten Gottes, was willſt du? Wie kommſt du hierher?“

Der Angerufene trat einen Schritt näher, langte nach des Stubengelehrten Hand und ſchüttelte ſie kräftig.

„Nicht ſein Geiſt,“ ſprach der Fremde, „es iſt der unſelige und wie ich ſehe, unwillkommene Menſch ſelbſt.“

„Iſt es denn möglich? — Eben erſt erhielt ich aus Rom dieſe Epiſtel!“

„Kann ein Menſch nicht ſo raſch kommen, als ein Brief?“ fragte der Ankömmling den verblüfften Bewohner der Stube, der ſein Staunen und ſeine Beſtürzung noch nicht überwunden hatte. „Leider kriechen unſere Bahnzüge noch ſchneckenartig von Land zu Land. So lange die Weltpoſt unſeren Leib nicht mit Telegraphenſchnelle dahin befördert, wohin die Seele vorausfliegt, rede man mir nicht von Fortſchritt. Ich ſchrieb dir doch, daß ich es nicht länger über den Bergen aushalte! Frage alſo jetzt nicht weiter. Sei indes ſo gut, wenn du dich vom Schreck über mein Erſcheinen ermannen kannſt, und hilf mir den Pelz vom Leibe ziehen. Er iſt ſchwer von Näſſe. Habt ihr doch ein Wetter wie die Samojeden.“

„Du wollteſt ja Schnee!“ erwiderte Dräſow, der ſich noch immer nicht in die Lage zu finden wußte, halb vorwurfsvoll jammernd, in klagendem Ton, indem er ſich bemühte, dem Gaſte den ſchweren Mantel abzunehmen. „Du wollteſt ja Schnee!“

„Ganz recht,“ verſetzte Herbig. „So will ich's, ſo will ich's. Es geht doch etwas vor. Ich mache mir wenigſtens nichts aus dem Unwetter, in welchem ich wieder hier in meinem Gaſthof anlangte, und fahre ſchon ſeit drei Viertelſtunden umher, um nach dir zu fahnden. In deiner früheren Wohnung wies man mich hierher.“ Und Herbig ſah ſich in der Stube um. „Dir geht es paſſabel, wie mir ſcheint.“

Dräſow nickte beſtätigend und drängte den Freund, Platz zu nehmen. Der aber zog vor, auf und niederſchreitend die Dielen zu meſſen.

„Nun, freut mich. Du zweifelteſt immer an deinem Stern. Du haſt dich gut verheiratet? — Er ſchüttelt mit dem Kopfe und ſcheint mich zu verſtehen, wie der Governore im Don Juan. — Alſo ſchlecht gefahren? — Auch nicht. So biſt du noch ledig und haſt nacheinander dreißig Auflagen erlebt?“

„Kommt nicht vor. O nein!“ ſeufzte Dräſow, dem es ſchwer fiel, den Eindruck der plötzlichen Erſcheinung des Freundes zu verwinden.

„So haſt du die Lotterie gewonnen? — Ebenfalls nicht. — Eine geſegnete Tante beerbt?“

„Geerbt ja, aber keine Tante,“ lautete Dräſows wehmütige Beſtätigung.

„Alſo Mutter, Schweſter, Bruder, Onkel? Nicht? Wen denn?“

„Ein edles, verkanntes Weſen, dem ich ewig Dank und Treue ſchulde.“

„So ſteht es. Ich weiß deinen Schmerz zu ehren,“ ſprach Herbig, noch immer haſtig hin und herſchreitend. „Allein, als ich eintrat, glaubte ich dich in Glück verloren, ſo inbrünſtig drückteſt du ein Billet oder ein Bild deiner Geliebten oder abweſenden Gattin an die Lippen. So haſt du dich alſo getröſtet.“

(Fortſetzung folgt.)

Aus dem Bienenleben.

Von

A. Kleinſchmit.

Keine Wiſſenſchaft bietet ein ſo unendlich reiches, mannigfaltiges und wichtiges Feld für unſere Wißbegierde, für Studien und Erfahrungen, als die Naturwiſſenſchaften. Im großen ſowohl wie im kleinen treten immer wieder neue Erſcheinungen, neue Kombinationen zu den alten bekannten und bereichern die Summe des allgemeinen Wiſſens täglich mehr und mehr. Kein Studium iſt auch wohl ſo intereſſant als das der Natur; je weiter der gebildete Menſch in ihre Geheimniſſe eindringt, um ſo mehr wird ſeine lebendige Teilnahme von allen den bunten Wundern gefeſſelt, denen ſein Auge begegnet.

Nur wenigen iſt es vergönnt, ſich durch den Augenſchein, z. B. von dem Haushalte und dem Leben der Bienen ein klares Bild zu vergegenwärtigen. Es wird daher dem Leſer eine kurze Darſtellung vielleicht nicht ganz unintereſſant ſein, ſelbſt wenn er, wie ich wohl vorausſetzen darf, hie und da bereits einiges darüber geleſen oder gehört haben ſollte.

Wie die Weſpen, Hummeln ꝛc. gehört die Biene zu den Hautflüglern. Trotzdem unterſcheidet ſie ſich, abgeſehen von ihrer äußeren Erſcheinung, von dieſen ſehr weſentlich. Während die erſteren einzeln leben, einzeln ihren Familienſtand begründen, auch in einen vollſtändigen Winterſchlaf verfallen, ſo iſt das bei dem Inſekte, von dem ich einzelnes zu erzählen im Begriffe ſtehe, nicht der Fall. Die Biene iſt nicht imſtande, ſich einzeln, ſelbſt im Sommer, längere Zeit am Leben zu erhalten; ſie wird kaum vierundzwanzig Stunden überleben, auch dann, wenn ſie mit Honig verſorgt ſein ſollte, weil es ihr als einzelnem Individuum einerſeits gar nicht möglich iſt, während der kühleren Nächte denjenigen Wärmegrad zu erzeugen, in welchem ſie dauernd leben muß, ſie würde erſtarren und ſterben; anderſeits müßte ſie, eingeſperrt, ſich ſo abarbeiten, daß ſie aus Erſchöpfung binnen kurzem zu Grunde gehen würde. Ihr ganzes Leben, ihr Wirken und Wohlbehagen kommt erſt im engen Zuſammenleben mit einem Bienenvolke zum Ausdrucke. Nur ein ſolches von Tauſenden einzelner Individuen iſt in der Lage, zuſammenlebend in einer entſprechenden Wohnung, die nötige Wärme zu produzieren und diejenigen Bedingungen herzuſtellen, welche zur Erhaltung auch des einzelnen Inſektes unerläßlich ſind.

Auch das Bienenvolk verfällt nicht, wie einzeln lebende andere Inſekten, in einen ſogenannten Winterſchlaf. Dicht zuſammengedrängt und aufeinander ſitzt es im Winter auf den Honig- und Wachstafeln, ſeine geſamte Lebensthätigkeit allerdings auf ein geringes Minimum reduziert, aber doch der ununterbrochenen Ernährung bedürfend, von den Vorräten, dieſen langſam nachrückend, zehrend und als Produkt ihrer Verdauung die zum Leben nötige Menge Wärme produzierend. Jede Biene, welche ſich in dieſer Winterperiode von dem dichten Haufen trennt, erſtarrt ſofort und muß ihr Wagnis mit dem Leben bezahlen.

So hat man ſich daran gewöhnt, ein ganzes

Januar, allmählich wieder und ſteigert ſich mit der zunehmenden Wärme der Luft, mit dem wachſenden Volkreichtume und der beginnenden Blütenentwickelung mehr und mehr, bis ſie im Mai und Juni ihren Höhepunkt erreicht. Eine junge, kräftige, fruchtbare Königin eines gut überwinterten zahlreichen Volkes von vielleicht hunderttauſend Bienen iſt zur Zeit der üppigſten Blütenpracht imſtande, in vierundzwanzig Stunden über dreitauſend Eier zu legen. Wenn man bedenkt, daß dreitauſend Eier, in Form einer Bohne und der Größe eines ſehr kleinen Stecknadelknopfes, dicht zuſammen und aufeinanderliegend, ein größeres Volumen repräſentieren als die Eierlegerin ſelbſt, ſo kann man ſich einen ungefähren Begriff von der Leiſtungsfähigkeit einer Königin überhaupt und von der außerordentlichen Schnelligkeit machen, mit welcher die Eier ſich entwickeln müſſen, mit welcher erſtaunlichen Rapidität der Stoffwechſel vor ſich geht.

Die natürliche Lebensdauer einer Bienenkönigin beträgt in der Regel fünf bis ſechs Jahre und ihre Fruchtbarkeit nimmt mit dem zunehmenden Alter ab; in ihrem ganzen Leben iſt ſie wohl fähig, eine Million Eier zu legen. Außer in ihrer Jugend, dann noch in dem Falle, wo ſie mit einem Schwarme die alte Häuslichkeit verläßt, begibt ſich die Königin niemals außerhalb des Stockes.

Die Eierlage iſt inſofern eine durchaus willkürliche, als es die Königin vollkommen in ihrer Gewalt hat, je nach den Umſtänden Eier zu legen, aus denen ſich männliche, oder ſolche, aus denen ſich weibliche Bienen entwickeln; und zwar werden in die größeren Drohnenzellen ausnahmslos Drohneneier gelegt, aus denen männliche, in die kleineren Arbeitsbienenzellen nur ſolche, aus denen weibliche Bienen entſtehen. Das Königsweibchen weiß daher ſehr wohl zu unterſcheiden und gibt da, wo Drohnen- und Arbeiterwachs aneinanderſtoßen, ohne längere Erwägung oder Unterbrechung nur die entſprechenden Eier von ſich. Seine ſehr natürliche Erklärung findet dieſer Umſtand in der Thatſache, daß die Königin jedes von ihr abzugebende Ei ſelbſt befruchtet oder nicht befruchtet. Im erſten Falle wird das Ei zu einem weiblichen, im letzteren zu einem männlichen geſtempelt. In früheren Jahren, ſolange noch entgegengeſetzte Erfahrungen nicht vorlagen, ſtellte man kühn die von keiner Seite widerlegte Behauptung des Gegenteils auf. Wie wenig die Unrichtigkeit dieſes Satzes im größeren Publikum noch bekannt iſt, zeigte mir beiſpielsweiſe vor mehreren Jahren ein jüngerer Arzt in Pyrmont, welcher durch ſeine Renitenz eine Wette verlor. Erſt in neuerer Zeit hat man die ſogenannte Parthenogeneſis feſtgeſtellt, und iſt die Biene gerade das vermittelnde Medium bei dieſer Entdeckung geweſen. Das Verdienſt dieſer neuen Erfahrung gebührt dem um die Bienenzucht ſo außerordentlich verdienten katholiſchen Pfarrer Dzierzon in Karlsmarkt (Schleſien), ſowie den Naturforſchern von Siebold und Hofmeiſter, welche die erſt ſchüchtern auftretende und heftig bekämpfte Theorie zur unumſtößlichen, auch in wiſſenſchaftlichen Kreiſen allmählich anerkannten Thatſache befeſtigten. Wie ich ſchon vorhin erwähnte, verläßt die jungfräuliche Königin nur einmal den Stock. In denſelben zurückgekehrt, beginnt in der Regel nach vierundzwanzig Stunden das Geſchäft des Eierlegens.

Der evidente Beweis für dieſe höchſt intereſſante Erſcheinung wurde durch die Einführung der italieniſchen Bienen vermittelt, einer Bienenart, welche ſich von unſerer einheimiſchen ſchwarzen durch ſchöne gelbe Ringe am Hinterleibe auszeichnet und dadurch eine gewiſſe Aehnlichkeit mit einer Weſpe erhält, im übrigen jedoch wenig oder gar nicht in ihrer Größe, ihren Eigentümlichkeiten und Gewohnheiten von der unſerigen differierend. Dieſer Unterſchied in der äußeren Farbenzeichnung iſt nicht zu verkennen und auch dem Laien bei einem oberflächlichen Vergleiche ſchon ſofort erſichtlich. Eine Kreuzung unſerer einheimiſchen Bienen mit den Italienern hat nun in eklatanteſter Weiſe gezeigt, daß die Vererbungsfähigkeit der Raſſeneigentümlichkeit ſeitens des Vaters ſich nur auf die weibliche Descendenz erſtreckt, während die männlichen Nachkommen unzweifelhaft die reine Raſſe der Mutter beibehalten, der Einfluß des Vaters alſo total ausgeſchloſſen bleibt. Eine rein italieniſche Mutter und ein deutſcher Vater werden nur weiblichen Baſtarden halb deutſch, halb italieniſch das Leben geben, die aus dieſer Ehe entſproſſenen Drohnen oder Männchen bleiben unverkennbar raſſereine Italiener, und umgekehrt. Man hat dieſe Verſuche tauſendmal und in allen möglichen Variationen angeſtellt, im Prinzipe aber immer dasſelbe Reſultat gewonnen.

Die Richtigkeit dieſer Theorie geht auch

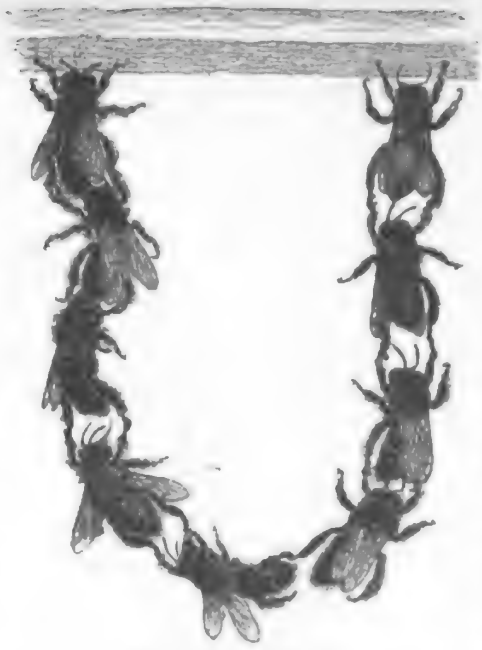


Fig. 4. Bienenkette (S. 410).

nisse heraus, wo sie dann von ihren Unterthanen die ihr entgegengebrachte Huldigung entgegennimmt. Ihre Majestät wird beleckt, geputzt, restauriert aus den Mägen ihres Hofstaates und in ihren Gemächern umhergeführt. Kaum wird sie jedoch der noch weiter vorhandenen Königinnenzellen ansichtig, als sie auch sofort in der Anwandlung einer heftigen Eifersucht diese ihre Nebenbuhlerinnen zu vernichten strebt. Ist das Volk nicht übermäßig kräftig, zahlreich, oder hat es in seiner Wohnung mehr als hinlänglichen Raum, dann erkennt es in der Regel seine Königin dadurch förmlich an, daß es ihr diese Arbeit abnimmt, die übrigen Weiselzellen zerstört, die mehr oder weniger reifen Königinnen ohne weitere Umstände herauszieht, tötet oder sans façon zum Stocke hinaus spediert. Die erwählte Königin ist nun allein Herrin ihres Reiches, hält in den nächsten Tagen ihren Hochzeitsausflug und beginnt ihr Eierlegen. Fühlt dagegen ein Volk den Vollbesitz seiner Kraft und ist die bisher innegehabte Wohnung zu enge, dann zieht es teilweise mit der jungfräulichen Königin als Schwarm aus und die nächstreife Mutter entschlüpft im alten Stocke unter denselben Erscheinungen der Puppe. Wohlweislich bleibt sie aber im Bewußtsein ihrer größeren Sicherheit so lange in ihrer Zelle, bis ihre Vorgängerin das Feld geräumt hat. Sollte es der Zufall bei einer solchen Gelegenheit einmal fügen, daß eine zweite Königin ihre Zelle verläßt, während die erste noch im Stocke weilt, dann fallen sofort beide übereinander her und der wütendste Zweikampf findet nicht früher sein Ende, als nicht mindestens eine der beiden Kämpferinnen unterlegen ist. Tritt, ehe ein solches Volk mit jungfräulicher Königin den beabsichtigten Schwarm abgestoßen hat, Regenwetter ein und damit die Unmöglichkeit des Auszuges, habeninfolgedessen mehrere Königinnen Zeit gehabt, zum Ausschlüpfen aus der Zelle reif zu werden, dann kann man an ruhigen Abenden, wenn man das Ohr an den Stock legt oder auch nur in der Nähe des Stockes sich befindet, ein förmliches Tüt-Konzert in demselben hören, welches einerseits von den noch inhaftierten Königinnen etwas dumpfer klingend, herrührt, anderseits jedesmal von der frei sich bewegenden Königin, als Kundgebung, daß der Thron von ihr besetzt ist, hell beantwortet wird.

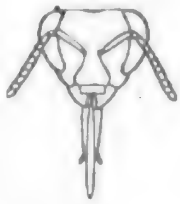


Fig. 5. Bienenkopf (vergrößert).

Fig. 6. Kopf der Königin (vergrößert).

Jedem Kinde ist es bekannt, daß die Biene die Sammlerin und Lieferantin des Honigs ist. Zu Tausenden sieht man sie im Frühjahr auf einem reichen Blütenfelde umherschwirren, mit dem Rüssel in das Innere jeder Blüte dringend aus ihr den süß duftigen Saft aufsaugen, um im nächsten Momente zu einer anderen Blüte zu eilen, ohne Unterbrechung, die süße Bürde in eine Zelle abladet, um auf neue Ernte auszufliegen. Ohne sich Ruhe zu gönnen, bis ihre Honigblase gefüllt ist und sie schwerbeladen nach Hause eilt, Reiche Honigweide gewähren u. a. namentlich die Obstbaumblüte, der Raps, Sommersamen, Esparsette, Luzerne, Weißklee, die

Fig. 7. Kopf der Drohne (vergrößert, S. 412).

Digitized by Google

Linden- und die Heidelblüte. Nicht alle Blumen aber enthalten Honig und nicht zu jeder Zeit, auch iſt der Honig nicht aus allen Blüten erreichbar. Es iſt merkwürdig, welchen Einfluß die Elektricität auf die Blüten hat; nach einem ſtarken Gewitter mit heftigem Blitzen ſind die ergiebigſten Honigquellen plötzlich total verſiegt und die Pflanze muß erſt wieder neue Blüten treiben, um den Bienen Weide zu bieten. Die Kinder, namentlich auf dem Lande, wiſſen, wie reich die Blütenköpfe des Rotklees an ſüßem Safte ſind, denn ſie rupfen die Kelche ab und ſaugen ſie aus. Den Bienen iſt dieſe ſehr reiche Quelle gänzlich verſagt, weil die Blütenkelche zu tief ſind und der Bienenrüſſel zu kurz, um auf den Boden derſelben gelangen zu können. Man ſieht daher keine einzige Biene ein blühendes Rotkleefeld beſuchen. Wunderbar iſt es, wie raſch die Bienen, ſelbſt auf weite Entfernungen, alle Süßigkeiten wittern; hat erſt eine Biene genaſcht, ſo finden ſie ſich ſehr bald ſcharenweiſe ein, um an dem leckeren Mahle teilzunehmen. Ebenſo wiſſen ſie ſofort, wenn die eine oder andere Quelle ihres Labſals verſiegt iſt. Es iſt unzweifelhaft zu erkennen, daß die Bienen ein natürliches Mitteilungsvermögen untereinander beſitzen müſſen, auch andere Erſcheinungen weiſen auf das Vorhandenſein eines ſolchen evident hin.

Fig. 8.
Hinterbein einer Arbeitsbiene.

Obgleich bei ſehr ergiebiger Weide der Honig von den Bienen in der Eile häufig in dem unteren Teile der Waben interimiſtiſch abgeladen wird, ſo wird er doch ſpäter möglichſt nach oben translociert und dort in den Zellen, immer von oben nach unten bedeckelt, d. h. mit einem dünnen Wachsblättchen luftdicht verſchloſſen. Es würden ja ſonſt die flüſſigen Beſtandteile zu raſch verdunſten, der Honig zu ſehr verdichtet werden und ſchließlich kryſtalliſieren, ſo daß die Bienen im Winter, trotz ihrer Vorräte und auf ihnen ſitzend, verhungern könnten. Dergeſtalt kryſtalliſierter Honig iſt für die Bienen ungenießbar, weil ſie ihn ohne Waſſer nicht auflöſen können, Waſſer aber niemals für den Winter aufgeſpeichert wird. Daher findet man nach recht langen Wintern und namentlich, wenn eine Herbſtweide gefehlt hat, der Honig alſo ſehr alt iſt, auf dem Boden des Stockes häufig eine Maſſe Kryſtallkörner, die zur Flugzeit, wenn die Bienen Waſſer einholen können, von dieſen ſorgfältig wieder aufgeleſen, aufgelöſt und verwertet werden. Will man ſich ſeinen Bienen nun gern gefällig erweiſen, ſo ſetzt man ihnen ſchon gleich in den erſten Flugtagen vielleicht etwas verſüßtes Waſſer in einer flachen Schüſſel mit Spänen belegt, um ſie vor dem Ertrinken zu ſchützen, in die Nähe des Standes, und man wird ſehen, wie wohl die Bienen die Aufmerkſamkeit, die ihnen vielleicht manche weitere Wege erſpart und ſie vor manchen Gefahren bewahrt, aufnehmen.

Warum ſpeichern denn die Bienen ihre Wintervorräte immer oben im Stocke, jede Zelle damit füllend, die von junger Brut frei wird, und nicht unten, etwa in der Nähe des Flugloches, auf? Ganz abgeſehen davon, daß er dort vor Räubern ſicherer iſt, ſo iſt die Zweckmäßigkeit auch ſchon aus dem Grunde ſehr plauſibel, weil nach einem alten Grundſatze die Wärme ſtets nach oben zieht. Würde der Honig im Parterre aufbewahrt werden, ſo müßten auch die Bienen da ſitzen und natürlich ſchmählich frieren, während die obere Etage wohlgeheizt und behaglich warm wäre. Ja, noch mehr wird der Leſer ſtaunen über die außerordentliche Klugheit der Bienen und die treffliche Einrichtung ihres künſtlichen Hausſtandes, wenn er hört, daß ſie alle Ritzen ihres Wohnhauſes bis auf das Flugloch mit Harz dicht verkitten, welches ihnen meiſt die Nadelhölzer liefern, damit ja keine Wärme entweicht. Man wird ſich dieſe und ähnliche Symptome eines vernünftigen Nachdenkens damit erklären können, daß man ſagt, es ſind das Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten, die immer wieder von Generation zu Generation weitervererbt, ſchließlich konſtant in der Raſſe werden mußten. Aber auch in improviſierten Ausnahmefällen wiſſen ſich die Bienen ſehr praktiſch zu helfen. Z. B. man legt ihnen eine tote Maus auf den Boden des Stockes. Voll Furcht oder Abſcheu biegen ſie ihr anfänglich vielleicht aus, gehen ihr aus dem Wege; damit wird aber das immer unangenehmer wer-

Fig. 9. a Ei, b Made, c Puppe (S. 409).

bende Objekt nicht beſeitigt; ſie beſehen ſich den Fall näher, zerren, rupfen am Felle an den Haaren herum. Vergebens! Was geſchieht? Das was in dieſer prekären Situation das einzig Vernünftige iſt: ſie überziehen den ganzen verweſenden Kadaver mit Harz und machen ihn damit für ihre Häuslichkeit vollkommen unſchädlich. Und nun ſage noch einmal einer, die Bienen hätten keinen Verſtand!

Nächſt dem Honig iſt das Blumenmehl ein notwendiges Erhaltungsmittel für den Bienenhaushalt; es wird daher in der Imkerſprache auch Bienenbrot genannt. Gleichwie der Honig wird auch dieſes von den Blüten geſammelt, indem das kleine Inſekt, um die Staubfäden der nämlichen Blüten ſchwirrend, den Blütenſtaub abſtreift, mit Honig anfeuchtet und in Form und Größe kleiner Linſen an den äußeren Kniegelenken der beiden Hinterfüße nach Hauſe trägt. Es ſieht allerliebſt aus, wenn eine fleißige Arbeiterin nach der anderen, zwei weiße, graue, rote, gelbe, grüne Bällchen, auf jeder Seite eines tragend, ermüdet von der Laſt ſchwer auf das Flugbrett fällt und eilig in die Wohnung ſchlüpft, um ihr Gewonnenes in eine Zelle abzuſtreifen und daſelbſt feſt einzuſtampfen. — Durch das Schwirren um die Blüten trägt die Biene unwillkürlich nebenbei nicht wenig zur Verteilung des Blütenſtaubes, alſo zur Befruchtung der Blüten bei und iſt alſo auch nach dieſer Hinſicht von unverkennbarem Nutzen. Ehe im Frühjahr noch die erſten blumenmehlſpendenden Blüten, namentlich Salweide und Haſelnuß, aufbrechen, nehmen die Bienen als Erſatz auch gern Weizenmehl, welches man, in eine leere Tafel geſtrichen, in der Nähe des Standes aufſtellt. Sie laſſen dieſes jedoch ſofort ſtehen, ſobald die Natur ſelbſt erſt genügend davon liefert (S. 411).

Um auch unſeren Hausfrauen einen Wink zu geben, ſei noch bezüglich des Honigs bemerkt, daß der aus den Frühjahrs- und Sommerblüten eingeſammelte der aromatiſchte und wohlſchmeckendſte, alſo der beſte iſt. Ganz irrigerweiſe wird vielfach behauptet, der Heidehonig ſei der beſte. Er iſt der ſchlechteſte, ſcharf und kratzig von Geſchmack. Will die Leſerin Scheibenhonig, ſo kaufe ſie nur hell goldgelb durchſichtigen in weißem Wachſe, alle dunklern, braunen oder ſchwarzen Waben haben ſchon mehr oder weniger, wie ich noch zeigen werde, der Bruterziehung gedient.

Eine der vornehmſten Thätigkeiten der Bienen innerhalb ihrer Behauſung iſt die Fütterung und Erziehung der Nachkommenſchaft. Die Königin beſetzt, nachdem von der Bedienung die Zellen einer aufmerkſamen, gründlichen Reinigung unterzogen worden ſind, in zuſammenhängender Reihenfolge Zelle für Zelle mit einem Ei, und dicht belagert das Volk dieſelben, ſie durch Erzeugung eines höheren Wärmegrades bebrütend. Nach drei Tagen ſchon läuft aus dem Ei die winzig kleine Made aus. Sofort verſorgen die belagernden Bienen jede derſelben mit einem kleinen Tropfen Futterbrei, einem aus Honig und Blumenmehl herſtammenden Produkte des Bienenleibes, aus welchem alle zur Enährung nicht tauglichen Stoffe durch den Verdauungsapparat bereits ausgeſchieden ſind, alſo der Quinteſſenz der gewöhnlichen Nahrungsmittel, dem reinen Magenſafte oder Chylus. Es dient derſelbe auch in den folgenden ſechs Tagen der Made als ausſchließliches Nahrungsmittel, bis dieſelbe, anfänglich in dem Futterbrei ſchwimmend, allmählich wachſend, ſich ſchließlich am neunten Tage, vom Legen des Eies an gerechnet, in der Zelle aufrichtet und, nachdem ſie von ihren älteren Geſchwiſtern mit genügendem rohem Honig und Blumenmehl verſorgt wurde, einzuſpinnen, zu verpuppen beginnt und nach ferneren etwa zwölf Tagen als fertige Biene ausläuft (Fig. 9). Die ganze Entwickelungsperiode nimmt alſo durchſchnittlich einen Zeitraum von 20 bis 21 Tagen in Anſpruch. Zwar iſt dann die junge Weltbürgerin noch ſehr zart und leicht zu erkennen an ihrer helleren Farbe; gepflegt, geputzt, gefüttert und erwärmt durch ihre ſie umgebenden nunmehrigen Kolleginnen, konſolidiert ſie in den nächſten Tagen, während welchen ſie den Stock zwar noch nicht verläßt, aber doch allmählich an den Arbeiten innerhalb desſelben teilnimmt, ihre Kräfte. Nachdem fliegt auch ſie aus, zuerſt nur ſchüchtern in orientierendem Vorſpiele unmittelbar vor dem Stocke; ſie beſieht ſich die Wohnung von außen, ihre Umgebung, merkt ſich die ganze äußere Konſtellation, um ihren Stock und die richtige Hausthür nicht zu verfehlen, und wagt ſich dann nach und nach weiter, nimmt immer mehr die regelmäßigen Arbeiten auf und iſt ſo fleißig wie jede andere. Die Hülle, das Geſpinſt, in welchem ſie verpuppt war, bleibt in der Geburtszelle, deren Wände damit gewiſſermaßen austapeziert ſind, zurück. Sie iſt ein ſo feines, dünnes Häutchen,

daß eine ganze Reihe von Generationen ihren jugendlichen Entwickelungsgang in derselben Zelle durchmachen können, ohne daß sie wesentlich verengt wird.

Bezieht im Frühjahre ein Bienenschwarm eine neue, natürlich leere Wohnung, dann ist seine erste Sorge, dieselbe zunächst einer gründlichen Reinigung zu unterziehen, sofern dieses nicht bereits früher vom Mutterstocke aus geschehen ist, alle Ritzen zu verkitten, sie mit den nötigen Möbeln auszustaffieren und überhaupt in bewohnbaren Zustand zu versetzen. Viele von meinen Lesern glauben wohl, daß auch das Wachs aus der Natur fix und fertig zum Gebrauche nur so herbeigeholt werden könne, oder sind sich wenigstens nicht klar darüber, woher es eigentlich kommt. Wie der Speck, das Fleisch, die Milch 2c. ein Produkt des tierischen Organismus, so ist auch das Wachs ein solches Verwandlungsprodukt des Bienenleibes, hergestellt aus Honig und Blumenmehl. Der Schwarm hatte sich vor seinem Auszuge aus dem Mutterstocke mit den natürlichen Nahrungsmitteln versehen, so viel er nur tragen konnte. In seinem frisch bezogenen leeren Hause setzt er sich sofort an der oberen Decke an und hängt in Gestalt einer Traube, kettenförmig die eine Biene an und unter der anderen, in großem losem Klumpen nach unten (S. 407, Fig. 4). Während nun gleichzeitig ein Teil der Bienen schon die Weide besucht, um Ersatz zu schaffen, bleibt das Gros in der beschriebenen Situation hängen und wartet in scheinbar phlegmatischer Ruhe der Verdauung. Gleichwohl ist diese scheinbare Unthätigkeit nicht Trägheit, sondern notwendige Bedingung für die im Bienenkörper sich entwickelnde Metamorphose. Sehr bald tritt nämlich das reinste Wachs in Form von ganz kleinen eirunden weißen Plättchen, durchsichtig wie Marienglas, zwischen den Segmenten an den Hinterleibern der Bienen hervor, wird hier von den unterhängenden Bienen mit den Zangen erfaßt, nach oben weitergegeben und an der Baustelle von den dabei beschäftigten Arbeiterinnen zum Aufbau der Zellen verarbeitet. Schon jetzt ist die Königin zur Sicherung der selbständigen Existenzfähigkeit der Kolonie bestrebt, jede einigermaßen vorgeschrittene, wenn auch noch nicht in ihrer normalen Größe fertiggestellte Zelle mit einem Ei zu besetzen. Betrachtet man eine leere Wachstafel näher, so wird man sich zunächst über die außerordentliche Regelmäßigkeit und die peinlichste Genauigkeit in der Größe der gleichartigen Zellen wundern; jede einzelne Bienen- oder Drohnenzelle bildet in seiner Peripherie ein regelrechtes Sechseck, eine wie die andere wie am Lineale hergezogen. Nach dem peripherischen Durchmesser gehen ungefähr fünf Arbeiterzellen auf einen Zoll, während von den etwas größeren Drohnenzellen nur vier dieses Maß haben. Die Tiefe der Brutzellen beträgt ungefähr einen halben Zoll. Jede Wachstafel enthält auf beiden Seiten Zellen, so zwar, daß die Böden derselben, die sogenannte Mittelwand, gemeinschaftlich sind. Sämtliche Zellen sind etwas nach oben gerichtet und werden, wenn sie zur Aufspeicherung von Honig dienen sollen, namentlich im obersten Teile des Stockes, gern etwas verlängert, so daß der regelmäßige Zwischenraum zwischen den nebeneinanderhängenden Waben, welcher durchschnittlich einen halben Zoll beträgt, bis fast um die Hälfte verengert erscheint. Nur in den Ecken und an den Verbindungsstellen zweier aneinandergebauten Waben kommen unregelmäßige Zellen vor. Ueber die ursprüngliche Anlage von Weiselzellen gebe ich später noch eine Andeutung. Die Wachsproduktion kostet den Bienen stets bedeutend mehr, als wir im Handel dafür zu bezahlen pflegen. Stellt man z. B. den ein Bienenvolk enthaltenden leeren Stock an einem kühlen Orte, etwa im Keller, in totaler Finsternis auf, so daß an eine Entfernung vom Stocke, ein Abfliegen von demselben nicht zu denken ist, und füttert man nun flüssigen Honig, so gebraucht eine solche Kolonie zur Produktion eines Pfundes Wachs ungefähr 20 Pfund Honig. Steht ihm Blumenmehl, welches freilich auch durch den größeren, auf das Sammeln desselben zu verwendenden Zeitaufwand nicht unwesentlich teurer zu stehen kommt als Honig, in genügender Menge zu Gebote, so ist doch immer noch ein Quantum von circa zehn Pfund Honig notwendig.

Der Sinn für die peinlichste Ordnung und Reinlichkeit ist den Bienen angeboren; alles im Stocke Ungehörige, als tote Bienen oder Maden 2c., werden sofort in der geeignetsten Weise beseitigt, unschädlich gemacht, nach außen geschafft. Eine Entleerung der Bienen innerhalb ihrer Häuslichkeit findet, wenn es irgend möglich ist, niemals statt. Im Winter, wo sie nur verhältnismäßig wenig zu ihrer Ernährung bedürfen, da sie stille sitzen und eine weitere Pro-

duktion als die eben nötige Wärme nicht stattfindet, behalten sie die Exkremente bei sich bis zum ersten schönen Tage, der neben Sonnenschein mindestens 8° R. Wärme im Schatten bringt und ihnen erlaubt, in einem allgemeinen Ausfluge vor dem Stande die so nötige Reinigung vorzunehmen.

Sogenannte Raub- oder wilde, anders geartete Bienen, wie die Mythe besagt, gibt es nicht. Jede Biene nimmt den Honig oder andere süße Flüssigkeiten, wo sie solche nur bekommen kann. Ist es ihr möglich, in einem fremden, mit einem schwächlichen Volke besetzten Stock einzudringen ohne Gefahr, so versäumt sie es gewiß nicht, sich über die fremden Vorräte herzumachen und so viel davon heimzuschleppen, als sie nur in sich aufzunehmen vermag. Freilich setzt sie bei jedem derartigen Versuche der Aneignung fremden Eigentums jedesmal ihr Leben ein, denn wird sie erwischt, so ist sie des Todes, ohne viel Federlesens wird sie gelyncht, erstochen. Es unterhält jedes normale, gesunde, kräftige Volk eine Wache von mehr oder weniger einzelnen Bienen vor seiner Hausthüre, die auf alles vigilieren, was sich dem Flugloche Verdächtiges nähert, namentlich aber auf naschsüchtige, diebische Kolleginnen aus anderen Stöcken. Kommt eine solche vor eine bewachte Thür und macht sie sich nicht schleunigst wieder aus dem Staube, so ist es ohne Gnade um sie geschehen. Oft findet man ein ganzes Knäuel Bienen, die über eine Diebin hergefallen sind und wütend auf sie losstechen. Ist es zufällig einmal einer Biene gelungen, sich in einem fremden Stocke vollzusaugen und kommt sie ungerupft davon, dann kann man sicher sein, daß sie sehr bald mit einer ganzen Partie Gehilfinnen wieder erscheint, um das Manöver zu wiederholen. In der Regel werden die Räuber aber jetzt gefaßt, und es kommt vor, daß aus solchem Anlasse sich eine förmliche Schlacht entspinnt und geschlagen wird, so daß die Verwundeten und Toten zu Hunderten an dem Stande umherliegen. Ist der angegriffene Stock kräftig, volkreich, dann schlägt er wie gesagt leicht einen solchergestalt intendierten Raubanfall siegreich ab, ein Schwächling aber wird häufig die Beute der Eindringlinge, die dann den Honig, wenn noch welcher vorhanden war, bis auf den letzten Tropfen ausrauben.

Der Leser sieht, daß die Bienen mit der ihr von der Natur verliehenen Waffe, dem Stachel, sehr wohl umzugehen verstehen, sie machen davon ohne Bedenken Gebrauch, sobald sie irgend Gefahr im Verzuge wähnen. Ungereizt sticht die Biene selten, fern von der Heimat auf der Weide nie, dort ist sie zu ängstlich besorgt und geht jedem ihr entgegentretenden Hindernisse aus dem Wege; namentlich ist sie

Fig. 10. Arbeitsbienen, Blumenmehl sammelnd (S. 409).

im Frühjahre und während des Schwarmaktes fromm, während sie im Hochsommer bei recht üppiger Tracht oder im Herbste im Gefühle ihrer Vollkraft und ihres Besitzes schon wesentlich reizbarer sich zeigt, obwohl sie sehr wohl weiß, daß jeder Stich ihr unfehlbar das Leben kostet, indem der Stachel mit der Spitze des Hinterleibes abreißt und der erstere in der Wunde stecken bleibt. Der Inhalt des an der Wurzel des Stachels befindlichen Giftbläschens ergießt sich an diesem entlang in die Wunde und verursacht bei Menschen und Tieren eine mehr oder weniger starke und schmerzhafte Geschwulst (S. 406, Fig. 3).

Digitized by Google

Beſonders gereizt wird die Biene, wenn man ſich in unmittelbarer Nähe des Stockes in die Fluglinie ſtellt, durch raſche heftige Bewegungen die Aufmerkſamkeit der abfliegenden Bienen und damit ihren Zorn erregt, durch ſtarke tieriſche Ausdünſtung und Schweiße, durch rauhe wollige Gegenſtände ꝛc.

Der gewöhnliche Flugkreis der Bienen bei ihren Sammelausflügen beträgt ungefähr eine halbe Stunde im Umkreiſe ihres Standes, doch kommt es ausnahmsweiſe auch vor, daß ſie eine Stunde Weges und mehr zurücklegen, wenn ein beſonders ergiebiges Blütenfeld ſie lockt und in der Nähe nichts Nennenswertes zu holen iſt. Ihr Lebensalter iſt ein ſehr verſchiedenes; das Alter einer Königin erreichen ſie niemals. Die im Herbſte geborenen Bienen leben bis tief in das folgende Frühjahr, können alſo circa acht bis neun Monate alt werden; dagegen iſt denen, welche erſt zur Zeit der beſten Trachtverhältniſſe das Licht der Welt erblicken, nur eine verhältnismäßig kurze, durch die aufreibende ununterbrochene Thätigkeit und die mancherlei drohenden Gefahren beſchränkte Lebenszeit beſchieden. Setzt man einem entweiſelten deutſchen Volke bei Beginn der Volltracht eine italieniſche Königin zu, ſo wird man finden, daß nach einem Zeitraume von ſechs bis acht Wochen ſich faſt alle deutſchen Bienen allmählich verloren und durch italieniſche erſetzt haben, alſo ein vollſtändiger Generationswechſel ſtattgefunden hat. Bei dem immenſen Quantum Eier, welches eine gute Königin zu legen imſtande iſt, müßte ja andernfalls eine ſehr raſche Uebervölkerung ſtattfinden.

Wie ſchon aus den früheren Ausführungen erſichtlich, ſind die Drohnen (S. 403, Fig. 7, und S. 413, Fig. 9) die Männchen unter den Bienen. Es würde nach dem Geſagten die oft übermäßige Produktion von Drohnen durch ein einzelnes Volk gar keinen Sinn haben, wenn man dieſem billigerweiſe eine Kenntnis deſſen zumuten könnte, was außerhalb ſeines begrenzten Wirkungskreiſes in fremden Stöcken vorgeht, namentlich da ſie die Erfüllung ihrer einzigen Lebensaufgabe ſofort mit dem Leben bezahlen müſſen. Im übrigen ſind ſie die vornehmen Schlemmer, die, ohne je ſelbſt zu arbeiten oder etwas für das allgemeine Wohl beizutragen, ſich nur von dem Schweiße anderer mäſten, faule Freſſer, welche bei ſchönem, ſonnigem Wetter ſpazieren fliegen und ſich von dem Beſten ernähren, was der Haushalt zu bieten imſtande iſt. Sie ſind größer, namentlich dicker und plumper als die Arbeitsbienen und von dieſen ſchon im Fluge durch den rauheren Flügelbau leicht zu unterſcheiden. Einen Stachel wie die weiblichen Bienen beſitzen ſie nicht. Sie werden im Frühjahre für die Zeit des vorausſichtlichen Bedürfniſſes erzeugt und im Herbſte, nach beendigter Campagne in der ſogenannten Drohnenſchlacht von den Bienen maſſakriert und aus dem Stocke geworfen, ſo daß oft vor einem Bienenſtande um dieſe Zeit der Boden förmlich mit ihnen beſät iſt.

Es bleibt mir nur noch übrig, den Schwarmakt ſelbſt und einiges damit zuſammenhängende zu beſchreiben.

Ein ſich im Frühjahre ſtark vermehrendes, kräftiges Volk fühlt, namentlich wenn ſeine Wohnung nicht beſonders groß und geräumig iſt, ſehr bald das Bedürfnis der Teilung. Im Vorgefühle ſchon der demnächſtigen Notwendigkeit dieſes Aktes hat die Königin bereits angefangen, die vorhandenen Drohnenzellen mit entſprechenden unbefruchteten Eiern zu beſetzen. Es läuft täglich eine Maſſe junger Bienen aus und der Stock faßt bald nicht mehr alle ſeine Angehörigen. Schon vorher waren viele einzelne Bienen, denen man deshalb auch den Namen „Spurbienen“ beigelegt hat, ausgeflogen, um auf Entdeckung einer neuen Wohnung auszugehen. Zu Hunderten ſieht man ſie dann alle Mauerſpalten, hohle Bäume und ſonſtige Höhlungen, auch namentlich leere Bienenwohnungen befliegen, ſie reinigen und zur eventuellen Aufnahme der Kolonie in geeigneten Stand ſetzen.

Iſt ſo nun alles in Bereitſchaft gehalten, dann zieht eines ſchönen Mittags ein Teil des Volkes und namentlich die älteren Flugbienen, ſoweit ſie nicht auf der Weide ſich befinden, in Zeit von einigen Minuten und in Begleitung der alten Königin aus, ſchwirrt in wirrem Durcheinander in der Luft herum und ſammelt ſich ſchließlich, indem es ſich, ſeine Königin in der Mitte, an irgend einen Baumaſt (S. 404), einen Strauch, Staket oder Hecke anſetzt und von dort dann nach kurzer Zeit direkt in ſeine neue Wohnung zieht, um ſich ein neues Heim zu begründen in der Weiſe, wie ich ſchon beſchrieben habe. Dem Mutterſtocke bleiben neben der Maſſe Brut und junger Bienen die nun noch allmählich von der Arbeit zurückkehrenden und während des

Schwarmaktes abwesend gewesenen Bienen. Ungefähr vierzehn Tage vor dem Schwärmen hatten die Bienen hier schon, namentlich an den Wabenrändern kleine runde Näpfchen zerstreut im Stocke angelegt, welche die Königin mit Bieneneiern, aus denen die zukünftige Herrscherin erzogen wird, nach und nach besetzte. Diese Näpfchen werden erst allmählich mit dem zunehmenden Wachstum der aus dem Ei ausgeschlüpften Made vergrößert, bis sich die Made verpuppt und circa sieben bis acht Tage nach dem Schwarmauszuge die am reifsten gewordene Königin zu „tüten" beginnt. —

Später werde ich vielleicht einiges über Bienenzucht und den Einfluß schreiben, welchen die genaue Kenntnis des Lebens und der Gewohnheiten der Bienen auf die praktische rationelle Bienenwirtschaft ausübt.

Fig. 11. Drohne (S. 412).

Knabenhorte.

Von

A. Lammers.

Wie die Ferienkolonieen, so machen jetzt die Knabenhorte ihren Weg durch Deutschland. Aber sie sind viel älteren Ursprungs. Schon im Jahre 1828 wurde zu Darmstadt eine Knabenbeschäftigungsanstalt gegründet, welche die deutschen Armenpfleger, als sie im Herbst 1882 zu ihrer Jahresversammlung dort waren, in augenscheinlicher Blüte antrafen. Auch in Heilbronn und Weimar gab es schon länger derartige Stätten, auf denen man sich bemühte aus Straßenjungen, oder doch aus solchen die Straßenjungen werden könnten, durch Aufsicht und geeignete Beschäftigung in geschlossenem Raume wie im Freien gute und brauchbare Menschen zu machen. Allgemein bekannt wurde die Idee durch ihre Verpflanzung nach München, welche ein geborner Darmstädter bewirkte, der Feuerwehrinspektor Jung. Wie Wandervögel Pflanzensamen verschleppen und dadurch die Vegetation manches Fleckens Erde bereichern, so dient die heutige Freizügigkeit und civilisierte individuelle Nomadenschaft zur Ausbreitung gemeinnütziger Institutionen. In der bayerischen Hauptstadt erhielt das stille Darmstädter Kind jedoch auch einen handlichen Namen und eine Gelegenheit sich immer wieder der Welt zu zeigen. Aus der unförmlichen, langatmigen Benennung Knabenbeschäftigungsanstalt wurde der zwar minder deutliche, aber bequeme, kurze und poetisch anklingende Namen Knabenhort; ein gleichnamiges Blättchen trägt periodisch Nachrichten von Knabenhorten und ähnlichen Unternehmungen hinaus zu allen, die sich dafür interessieren. Sogar der preußische Minister des Innern ist von München aus bewogen worden, seinen größeren Städten die Einführung solcher Anstalten zu empfehlen.

Ein Hort also für Knaben! Das heißt eine Stätte, die sich ihnen außerhalb der Schulzeit aufthut, wenn weder Eltern noch Pflegeeltern da sind sie zu behüten. Es gibt ja Fälle genug im sogenannten Arbeiterstande, in denen nicht bloß der Vater, sondern auch die Mutter den ganzen Tag über außerm Hause ihrem Erwerbe nachgehen muß. Man braucht dabei nicht bloß an Fabrikarbeit zu denken. Auch Wäscherinnen, Plätterinnen und Reinmacherinnen, Hökerfrauen und Fischweiber verrichten ihr Geschäft entweder in fremden Häusern, oder sei es sitzend, sei es herumwandernd auf der Straße. Da bekommen ihre Kinder häufig nicht einmal eigentliches Mittagbrot, geschweige denn daß sie beaufsichtigt und zu Fleiß, Ordnung und guten Sitten angehalten würden. Wenn sie morgens zur Schule gehen, nehmen sie gleich für den ganzen Tag ihre Butterbrote mit, die dann aber gewöhnlich schon vor Mittag verzehrt sind; nachmittags treiben sie sich herum, wo nicht hungrig, so doch voll gierigen Neides auf ihre Schulkameraden, für die sich mittags allemal pünktlich das Tischlein deckt, und obendrein allen Versuchungen städtischen Lebens unbehütet ausgesetzt. Erst am späten Abend sehen sie ihre Eltern wieder, — Eltern wie Kinder zu müde, um einander noch viel zu sein. So vernachlässigte Knaben geben die Rekruten des Vagabunden- und Verbrechertums ab. Ihre Schwestern sind nur dann besser daran, wenn sie kleinere Geschwister warten müssen oder unter die Obhut einer Nachbarin gestellt werden, was aber doch der Regel nach auch der Fall sein

mag. Der Knaben muß die Allgemeinheit ſich annehmen, ſchon zu ihrer eigenen Sicherung gegen den Zuwachs des geſellſchaftsfeindlichen aufſäßigen Heeres der Verbrecher und Strolche.

Nun haben indeſſen dieſe Verhältniſſe doch auch ihre Abſtufung. Man charakteriſiert ſie wohl zuſammenfaſſend nach gewiſſen Hauptmerkmalen, aber die Wirklichkeit iſt unendlich mannigfach gemiſcht, und auf mehr als einem einzigen Wege läßt ſich verſuchen ihr beizukommen, daß man die jungen noch unentſchiedenen Seelen der auf ſie lauernden Gefahr entreiße. Nicht alles, was Knabenhort heißt, realiſiert genau dieſelbe Idee; nicht jeder gleicht jedem anderen in dem Umfang und der Art ſeiner Einwirkung auf die jugendlichen Gäſte.

Eine Auseinanderſetzung verſchiedener Anſichten und Behandlungsweiſen hat ſich kürzlich in ebenſo lehrreicher als intereſſanter Weiſe zwiſchen den Städten Bremen und Hannover ergeben. In Hannover hat Herr Profeſſor Julius Poſt, Chemiker von Fach, aber ſchöpferiſcher Socialpolitiker nach ſeinem Kopfe und Herzen, einen Knabenhort ins Leben gerufen; in Bremen ein ebenfalls ſchon vielbewährter ſocialpolitiſcher Praktiker, Herr Realſchullehrer H. O. Redderſen, mit leichter Umtaufung des Gattungsnamens ein Knabenheim. Allein Prof. Poſt faßt den Knabenhort auch eben ganz eigentümlich auf, und findet die Bremer Benennung paſſender für die Menge der gewöhnlichen Knabenhorte oder Knabenbeſchäftigungsanſtalten. In jenen Knabenheimen ſieht er eine Fortſetzung der bekannten Krippen, Kinderbewahranſtalten und Warteſchulen. Der Knabenhort in ſeinem Sinne ſoll die Jungen durch Lehrwerkſtätte und Schulgarten führen, damit ſie ſich an „Hausfleiß“ über die Schularbeiten hinaus gewöhnen, eine Liebhaberei neben ihrem Erwerbsberuf gewinnen, wie etwa Höhergebildete noch irgend eine Kunſt betreiben, und auf einem Steckenpferde in die Mühſale und Sorgen unbemittelten Daſeins ſoviel fröhlicher hineinreiten.

Der hannoverſche Knabenhort will alſo vor allem den Kindern Anleitung geben, wie ſie ihre Mußezeit in einer ihnen zuſagenden aber zugleich auch wohlthätig anregenden und förderlichen Weiſe ausfüllen können. Dazu ſind Beſchäftigungen erſehen, die dem jungen Burſchen, ja ſpäter ſelbſt dem reifen Manne während der Erholungsſtunden des Tags und der Woche eine erfriſchende Abwechslung zu bieten vermögen. Beim Austritt aus der Anſtalt, der meiſtens mit der Konfirmation zuſammenfallen wird, braucht daher nur eine äußere, keine innere Loslöſung von dem leitenden Gedanken ſtattzufinden. Neben gemeinſchaftlichem Spiel und Geſang werden Handarbeiten betrieben, insbeſondere Holzſchnitzerei, Papp- und Stroharbeit in der Werkſtatt, Gemüſe-, Obſt- und Blumenzucht im Garten der Anſtalt. Die Unterweiſung in dieſen Fächern findet in ſechs Wochenſtunden ſtatt, einen um den anderen Tag je zwei Stunden. Jedem Knaben wird das Arbeitsgerät, der Rohſtoff und das Gartenland leihweiſe von der Anſtalt geliefert, auch für den Unterricht keine Vergütung erhoben. Dagegen gehen die geernteten Gemüſe, Früchte und Blumen entweder unmittelbar in ſeinen Beſitz über oder werden zu ſeinem Vorteil veräußert, in welchem Falle der Betrag in ein geſperrtes, d. h. erſt an einem gewiſſen ſpäteren Zeitpunkt auszahlbares Sparbuch übertragen wird.

Dadurch, daß auf dieſe Art nicht einmal die Hälfte der ſchulfreien Zeit von der Anſtalt belegt wird, hofft man die Möglichkeit offen zu halten, daß ſchon während der Ausbildungszeit wirklicher Hausfleiß ſich anbahne. Es hat ſich gezeigt, daß die Knaben die größte Luſt hegen, auch außerhalb der Unterrichtsſtunden daheim ſich mit den Dingen zu beſchäftigen, die ſie nun treiben gelernt haben. Kaum etwas anderes regt den jugendlichen Schaffensdrang ſo an, wie die einfachen, verhältnismäßig leichten und zu allgemein brauchbaren Gegenſtänden führenden Beſchäftigungen des ſogenannten Handfertigkeitsunterrichts, die deshalb ein ganz vortreffliches Mittel ſind, um den verwerflichen Erholungsarten das Feld abzugewinnen. Aehnlich ſteht es mit Blumenzucht und Gemüſebau. Die Knaben bearbeiten ihre Beete, deren jeder zwei bis drei zugewieſen erhält, als ob ſie nach Schätzen grüben. In Darmſtadt bietet der Gartenbauverein in jedem Frühjahr gegen ganz niedriges Entgelt junge Pflänzlinge an Kinder aus und veranſtaltet im Herbſt eine Ausſtellung der gezogenen Blumen mit Preisverteilungen, was ſich — holländiſchem Vorbilde nachgeahmt — als äußerſt erſprießlich erwieſen hat.

Fürchtet man Vernachläſſigung der Schulpflichten infolge ſolcher Allotria? Profeſſor Poſt rät derſelben vorzubeugen durch beſtändige nahe Fühlung mit den Lehrern der Knaben, damit nötigenfalls von beiden Seiten her eingegriffen

werden könne. In Hannover sind übrigens bisher keine Klagen über Beeinträchtigung der Schule lautgeworden, wohl aber Zeugnisse über Fortschritte in der Sauberkeit u. dergl.

Gegen die Knabenheime gehalten ist diese Form von Knabenhorten begreiflicherweise viel wohlfeiler. Die durch sie erwiesene Wohlthat kann sich folglich auf mehr Kinder erstrecken. Darin sieht aber der Schöpfer des hannoverschen Knabenhorts noch nicht den Hauptnutzen. Diesen findet er vielmehr in dem günstigen Einfluß auf das Familienleben, — daß die ohnehin oft schon zu losen Bande der Blutsverwandtschaft nicht noch mehr gelockert werden und daß kein eigentliches Almosen gereicht wird. „Zum erstenmal in diesem Jahre," sagt er, „konnten unsere Knaben ihren Eltern und Geschwistern ein selbstgefertigtes nützliches Geschenk unter den Weihnachtsbaum legen. Die Eltern haben ihrer Anerkennung vielfach dadurch Ausdruck gegeben, daß sie zu der Erhaltung der Anstalt beisteuerten, wenn auch natürlich oft nur winzige Gaben. Es ist aber auch schon vorgekommen, daß — wie bei dem Handarbeitsunterricht den Knaben in nordischen Ländern — der Sohn unbewußt zum Lehrer des Vaters wird, indem er durch sein Beispiel in diesem die Lust zu praktischem Schaffen weckt und nährt. Dies wird in demselben Maße häufiger werden, wie es gelingt, Muster und Verfahren zur Herstellung von Gegenständen des täglichen Bedarfs für den kleinen Mann zu finden. Auf diesem Gebiete wird nun gegenwärtig auf so vielen Punkten von so geschickten Händen gearbeitet, daß die kühnsten Hoffnungen sich hervorwagen dürfen. Wenn es gelingt, dem Arbeiter zu zeigen, wie er in seiner Feierzeit sich dadurch wirklich erholen und zugleich erheben kann, daß er Gegenstände, deren er bedarf, auch selbst anfertigt, aber besser und vor allen Dingen schöner als er sie mit seinen bescheidenen Mitteln kaufen könnte, so besitzt man nicht allein das sicherste Mittel ihn vom Wirtshause fernzuhalten und daheim bei den Seinigen zu fesseln, sondern man bringt ihn auf einen Weg, der zu dauernder und gewisser Verbesserung seiner Lage führt: Erhöhung seiner Lebenshaltung."

Die Knabenheime, wie Professor Post sie von seinem, dem eigentlichen Knabenhort unterschieden wissen will, gefährden also das Familienleben? Doch höchstens da, wo ein solches noch vorhanden ist, wenn auch nur in kümmerlichen Resten. Aber wo ein Knabe lediglich auf sich allein angewiesen ist, da wird eben die Bewahrung zur Hauptsache, da fehlt es der Möglichkeit, den Hausfleiß durch Unterricht anzuregen, an der unentbehrlichen Grundlage, d. h. dem belebten Hause. Für diese Fälle, die das hochentwickelte Verkehrsleben der Gegenwart in allen größeren Städten und industriellen Landstrichen häufig genug gemacht hat, ist Knabenhort oder Knabenheim desto willkommener, je völliger es sich des thatsächlich verwaisten Jungen in der Zeit annimmt, welche die Schule übrigläßt. Seine Eltern hat er dann ja doch im wesentlichen bloß während der Nacht.

Posts Knabenhort und Reddersens Knabenheim schließen einander also nicht aus, sondern ergänzen sich. In Hannover hat man das Modell aufgestellt für die Behandlung solcher Knaben, die der Ueberwachung ihrer Eltern noch nicht ganz entbehren, ohne genug davon zu empfangen, bei denen es vorzugsweise auf Anregung zu guten häuslichen Beschäftigungen ankommt; Bremen schließt sich den älteren Knabenbeschäftigungsanstalten an, deren gemeinsames Augenmerk darauf gerichtet ist, die fehlende Elternfürsorge an den Nachmittagen thunlichst zu ersetzen, die Ausführung der Schularbeiten zu beaufsichtigen und die freibleibende Zeit der Muße angenehm, gut und nützlich auszufüllen. Eine große Stadt braucht offenbar beides; aber es ist kein Grund ersichtlich, weshalb nicht eine und dieselbe Unternehmung das eine wie das andere leisten sollte.

Machen wir zum Schlusse unter Herrn Reddersens kundiger Führung dem Bremer Knabenheim einen Besuch, der uns das Leben in diesen jungen socialen Anstalten vergegenwärtige!

Unterwegs erzählt Herr Reddersen uns, daß freigebige Bürger ihm mehr als 6000 Mark zu diesem Zwecke anvertraut haben, nachdem er durch die wohlgelungene Begründung der Ferienkolonieen sich das öffentliche Vertrauen erworben, daß er aber nun den Anfang getrost auf eigene Hand machen, später das über die ersten Schwierigkeiten hinausgeförderte Werk einem Komitee oder Verein überantworten will. Dieser Zeitpunkt wird eintreten, wenn zu der ersten Anstalt in der westlichen Vorstadt der außergewöhnlich weiterstreckten Stadt Bremen eine zweite und dritte in der östlichen und der süd-

lichen Vorſtadt hinzutreten. Die erſte hat unentgeltlich Platz gefunden in dem früheren Diakoniſſenhauſe an der Fichtenſtraße. Geſang empfängt uns beim Eintreten: damit ſchließt jeder im Knabenheim zugebrachte Nachmittag. Er beginnt mit der Herſtellung der aufgegebenen Schularbeiten, und da dieſe bei dem einen Knaben mehr, bei dem anderen weniger Zeit erfordert, ſo iſt für Lektüre geſorgt, mit welcher der raſcher fertig gewordene ſich unterhält, bis auch der letzte fertig iſt. Der Volksbildungsverein und der Bibliotheksausſchuß des Vereins für innere Miſſion haben geeignete Jugendſchriften geliefert. Am Mittwoch und am Sonnabend Nachmittag, wo die Knaben ſchon um zwei Uhr kommen, wird ihnen um vier Uhr ein Butterbrot mit einem Glaſe Milch verabreicht. Die Koſten deckt ungefähr der elterliche Beitrag, der auf 50 Pfennig in der Woche angeſetzt iſt. Ohne Entgelt empfangen ſie alſo nur die Aufſicht des leitenden und überwachenden Lehrers, ſowie den Gebrauch der Werkzeuge, mit denen ſie pappen und tiſchlern lernen. Denn nun, nach dem Veſperbrot beginnt das Neue. Den Pappарbeiten, als dem Leichteren und Einfacheren, ſteht der beaufſichtigende Lehrer vor; es iſt die Beſchäftigung der kleineren und ſchwächeren Knaben. Für die Holzarbeit hat man einen Lehrer gewonnen, der eine außerordentliche Vorbildung dafür mitbringt und leicht auch den beſten Handwerksmeiſter übertrifft. Er hat das Tiſchlerhandwerk als Lehrling und Geſelle gelernt; dann iſt er Volksſchullehrer geworden. Als der Begründer und der Vorſteher des berühmten Slöjd-Seminars zu Nääs bei Gothenburg in Schweden, die Herren Auguſt Abrahamſon und Otto Salomon, mir im Sommer 1882 eine Freiſtelle für einen deutſchen Lehrer anboten, benutzte O. Biemann dieſe günſtige Gelegenheit ſich noch weiter zu vervollkommnen, und überträgt ſein Können nun auf die älteren Zöglinge des Knabenheim. Hobelbänke und anderes Gerät hat dazu der Volksbildungsverein aus ſeiner Werkſtatt geliefert, die eingerichtet wurde, nachdem Herr A. von Clauſon-Kaas auf Veranlaſſung des Vereins im Herbſt 1879 den nordweſtdeutſchen Bildungsvereinstag zu Harburg mit däniſchem Handfertigkeitsbetriebe bekanntgemacht und danach im Herbſt 1880 zu Emden einen ſechswöchigen Lehrerausbildungskurs gehalten hatte, an welchem auch mehrere Bremer Lehrer teilnahmen, teils auf Staatskoſten, teils auf Rechnung des Volksbildungsvereins. Eine nützlichere Verwendung als im Knabenheim kann dieſer neue Unterrichtszweig nicht finden. Den Söhnen wohlhabenderer Familien, die auf höhere Schulen gehen, gibt es eine Fertigkeit gewiſſermaßen im Vorrat, anzuwenden, wenn es einmal eines Gegengewichtes für einſeitige Kopfanſtrengung bedarf. Für die Volksſchulen im allgemeinen iſt es ſchon von unbedingterem Werte, wenn ſie die Hände ſchaffend gebrauchen lernen und bei Zeiten Luſt zu praktiſcher Arbeit faſſen. Aber wem könnte dieſe frühe Ausbildung zum Erwerb nützlicher und notwendiger ſein als dem armen Schelm, der zu Hauſe nicht genügend zu allem Vernünftigen und Guten angehalten wird, der folglich in beſtändiger Gefahr iſt, daß ſeine Sinne ſich nach einem Lebenswandel ſtrecken, welcher ihn auf Schritt und Tritt in einen vor allem für ihn ſelbſt verderblichen Gegenſatz zu den Ordnungen des Staates bringt? Neigung und Fähigkeit zu geldwerter Arbeit iſt für ihn die ſchlechthin ſicherſte Bewahrung vor dem Verkommen. Daher ſind Lehrwerkſtatt und Schulgarten allerdings der weſentlichſte Beſtandteil eines Knabenheims oder Knabenhorts, mag er ſeine Aufgabe ſonſt ſo weit ſtecken wie er will.

Bleib' wie du biſt!

Von

Hugo Krebs.

Bleib' wie du biſt, ſo lieblich und ſo gut,
Bleib' das Entzücken derer, die dich lieben!
Dann nehmen Engel dich in ihre Hut
Und nimmer wird dein klares Aug' ſich trüben!

Weshalb bezaubert deine Gegenwart
Jedwedes Herz mit ihren milden Strahlen?
Wo Liebreiz mit Beſcheidenheit ſich paart,
Da ſprudelt hell der Born des Idealen!

Da wird's in der umſlorten Seele Licht,
Und die dein Bild umflattern, die Gedanken,
Sie werden unwillkürlich zum Gedicht,
Wie Blumen um ein Heil'genbild ſich ranken!

Wo Unſchuld noch damit im Bunde iſt
Und ungekünſtelt edle Herzensgüte,
Da thront die Gottheit! — Bleibe wie du biſt!
O, daß dein Genius dich ſo behüte!

Haberlache (S. 431).

Hohenstein (S. 429).

Die sächsische Schweiz.

Von

J. L. Wesely.

Mit den schnellen Beförderungsmitteln unserer Zeit hat das Reisen zum Vergnügen einen hohen Aufschwung genommen. Eine Vergnügungsreise gehört heutzutage zu den notwendigen Luxusartikeln, die sich fast jeder gönnen kann, denn man hat eine reiche Auswahl: von einer Tour, die in einem Tage abgethan werden kann, bis zu den Ausflügen nach den Südländern oder einem Seebade. Selbst Aegypten ist keine unerreichbare Station mehr. Freilich hat nicht jeder Reiselustige und Reisebedürftige auch die Zeit und das Geld, um so weit auszufliegen. Wie es aber aristokratische Reisen gibt, d. h. solche, die der Reiche zu unternehmen Zeit und Mittel besitzt, so findet nun auch der Bürger und Beamte unserer großen Städte Gelegenheit, irgend einen schönen Punkt seines lieben Vaterlandes zu besuchen, um da neben sonstigen Genüssen auch ein urkräftiges Ozon zu finden für seine Lunge und um in Gottes freier Natur sich zu erheitern und zu stärken.

Vor einem Jahre brachten diese Hefte einen Ausflug nach dem Harz. Wir wollen diesmal den freundlichen Leser nach der sächsischen Schweiz führen. Vielen Bewohnern Dresdens und auch Berlins werden wir nichts Neues mitteilen, da sie auf diesem schönen Flecke unserer deutschen Erde sehr wohl bekannt sind. Mögen auch die entfernteren Kinder Deutschlands auf diesen reizenden Punkt aufmerksam gemacht werden.

Der ganze Bezirk mit seinen Felsen und Schluchten, der heute die „sächsische Schweiz“ genannt wird, hieß früher das Meißner Hochland, das sich auf beiden Seiten der Elbe von Tetschen bis Pirna erstreckt. Da das Gebirge auf keine Grenzscheide Rücksicht nimmt und zur Hälfte in Sachsen und zur anderen in Böhmen liegt, so wird von einer sächsischen und böhmischen Schweiz gesprochen; der Charakter beider ist derselbe. Das Gebirge besteht aus Sandsteinfelsen, die ebenso wunderbare, charakteristische Formen annehmen, daß sie wie verwunschene,

Digitized by Google

verſteinerte Berggeiſter den Touriſten ſo freundlich anlocken und ſo liebreich an ſich feſſeln, daß man ſich aus ihren Umarmungen kaum herausreißen kann.

Es iſt kaum glaublich, aber wahr, daß die wilden, reizenden Partieen dieſes Gebirgslandes noch vor hundert Jahren der großen Welt völlig unbekannt waren. Das iſt leicht erklärlich; einmal fehlte ein leichter Zugang zu ihnen, dann iſt es nicht jedermanns Sache, den Pfadfinder in einer wilden Gebirgsgegend zu machen. Wer dachte auch vor hundert Jahren im Volke an Vergnügungsreiſen! Zwei Paſtoren der Gegend (Götzinger in Neuſtadt und Nicolai in Lohmen) verrieten die Schönheiten des Landes der großen Welt, indem erſterer 1786, letzterer 1803 ein Büchlein oder Wegweiſer durch die ſächſiſche Schweiz herausgab. Erſterer hatte auch die Taufe des Gebirges unternommen; von ihm ſtammt der Name: Sächſiſche Schweiz. Wie er auf dieſen Namen verfiel, erzählt er alſo: „Alle Schweizer, welche die hieſige Gegend beſucht haben, verſichern, daß ſie mit den ſchweizeriſchen Gegenden ſehr viel Aehnlichkeit habe.“ Was

Weblergrund (S. 422).

das für Schweizer geweſen ſein mögen! Es mag dieſes Kompliment der Touriſten die Schuld tragen, daß man ſeitdem überall, wo ſich einige Hügel und Berge Rendezvous geben, von einer Schweiz ſpricht. Weber macht darum die Bemerkung, es werde neben dem Namen Gottes keiner ſo oft eitel genannt, wie der Name der Schweiz.

Die Sandſteinfelſen, die uns hier in den verſchiedenſten Formationen entgegentreten, oft ſo kühn in die Höhe ragen, beſitzen noch beſondere Merkmale, aus denen der Geologe ihre Geſchichte herabliest. Koloſſale Quadern ſind übereinander geſchichtet, als ob ſie ein Rieſenmaurer aufgetürmt hätte; oft iſt aber die Lage ſo locker, oder erſcheint wenigſtens dem Auge ſo, daß man ſich wundert, wie ſie allen Stürmen der Jahrtauſende ſtandhalten konnten. Oft iſt die Geſtalt abgerundet, als ob ein Drechsler ſich an ihnen verſucht hätte, bald auch ausgezackt. Wagrechte Einſchnitte ziehen ſich übereinander auf denſelben dahin, als ob ſie wie beim Querſchnitt des Baumſtammes die Linien die Jahre ihres Alters angeben wollten. Offenbar ſind dieſe durch Waſſerwogen gebildet worden. Denn einſt ging das Meer bis hierher; da war Norddeutſchland unter ſeinen Fluten begraben; ein ſchmaler Kanal drang bis nach Böhmen hinein, das in derſelben Zeit ein Binnenſee war. Dafür haben wir Zeugen, wenn auch damals noch

Digitized by Google

Steinerner Saal (S. 422).

kein Touriſt ſich hier herumſchlug; es ſind Abdrücke von Muſcheln, Seeigeln und anderen Tieren, die wir jetzt noch im Meere antreffen; auch Seegewächſe, Algen und Schwämme treten als Zeugen für die Behauptung der Naturforſcher auf. Es muß freilich ſchon lange her ſein, als die Meereswogen dieſe Felſen umarmten und küßten und ſchließlich ſo deutliche Spuren ihrer Küſſe hinterließen. Als ſich das Meer zurückzog, entleerte ſich auch das böhmiſche Binnenmeer durch den ſchmalen Kanal, der zugleich den Inhalt der Flüſſe ſpäter auf derſelben Straße, der jetzigen Elbe, dem Meere zuführte.

Die Entleerung eines ſo mächtigen Binnenmeeres mag auch nicht ganz friedlich vor ſich gegangen ſein und ſo manches Denkzeichen dieſer wild dahin brauſenden Fluten zwiſchen den

Felsenwänden mag diesen zum ewigen Andenken eingegraben worden sein.

Bekanntlich hat sich Shakespeare Böhmen

Felsenthal im Uttewalbergrund (S. 422).

als eine vom Meer umgebene Insel vorgestellt. Also das Gegenteil zum Ergebnis der Erdkunde; oder sollte hier nur der erste Teil der Forschung, daß das Meer bis zur Grenze Böhmens reichte, einen leisen Wiederhall gefunden haben?

Noch einer Eigentümlichkeit begegnen wir an diesen Felsen; sie sind oft von zahllosen kleinen Löchern besät, daß sie zuweilen wie poröse Schwämme erscheinen. Das hat die Verwitterung gethan, die Nässe und der Winterfrost. „Gutta cavat lapidem", der Tropfen höhlt den Stein aus, sagt der Lateiner; freilich ein Tropfen, der in Jahrhunderten, ja Jahrtausenden sich stets wiederholt. Man findet Felsen, die so zerklüftet sind, daß man staunt, wie sie sich noch auf den Füßen halten können; oft erscheinen die Sprünge so drohend, daß man entsetzt zurückfährt und mit klopfender Brust unter ihnen schnell dahineilt.

Es kommen in der That Felsstürze auch vor. Daß sie in grauer Vorzeit stattgefunden haben, ersieht man an unzähligen Stellen; riesenhafte abgerissene Felsenblöcke rissen sich los und stürzten in die Tiefe oder lagerten sich, von anderen Felsen im Fall aufgefangen, zuweilen in bizarren Wendungen über diese. Selbst in diesem Jahrhundert sind solche Stürze vorgekommen; im Jahre 1838 löste sich eine ganze Wand des Pfaffensteins los und fiel nieder und vor zwei Jahren stürzte ein Felsen bei Schandau ein und mächtige Blöcke wälzten sich bis in die Mitte der Elbe und sperrten jede Schiffahrt.

Ein Dampfschiff kam eben aufwärts und durch Geschrei vom Ufer auf den nahen Sturz, auf die Gefahr aufmerksam gemacht, entging es, volle Dampfkraft einsetzend, mit knapper Not dem Untergange.

Die sächsische Schweiz erhält einen besonderen Reiz durch den Elbstrom, in dem sie sich spiegelt. Felsen- und Berglandschaften gibt es auch anderswo, vielleicht noch interessantere, wie z. B. die Adersbacher Felsen in Böhmen; hier aber bringt der Fluß Bewegung in die Landschaft. Da kommen Dampfboote, Kettendampfer, die oft 12—20 große Boote bergwärts schleppen, große Prahmen, welche Bauholz nach dem „Reiche" aus Böhmen bringen, mächtige Zillen mit aller-

lei Waren und Produkten, so namentlich zum Herbst mit böhmischem Obste, das in Dresden bleibt, oder nach Magdeburg, Hamburg und durch den Kanal bis in die Mitte Berlins gebracht wird.

So findet der Freund von Naturschönheiten vielfache Anregung. Nur auf eine Art Industrie ist er nicht gut zu sprechen. Der Sandstein ist nämlich ein vorzüglicher Baustein und wird fleißig gebrochen und weit verführt. Es wäre ein wunderbares Schauspiel, wenn alle Steine an Häusern und Palästen Dresdens, die hier gebrochen wurden, Leben erhielten, aus den Fugen gingen und ihr altes Lager aufsuchten. Man bricht den Stein natürlich gern nahe dem Elbufer, um ihn leicht verladen zu können. Die glatten, hellen Wände des frischen Bruches markieren sich stark gegen die verwitterten grauen Felsen und den Baumwuchs, der sie krönt. Das macht sich nicht schön und man hört darum oft die Klage, daß die Industrie bald alles Schöne in der Natur zerstört haben wird. Der Berggeist der sächsischen Schweiz rächt sich aber auch grausam für diese Verunglimpfung seines herrlichen Gewandes: alle Steinbrecher sterben an Schwindsucht.

Herkulessäulen (S. 424).

Der Leser wird uns verzeihen, daß wir uns etwas lange mit dem Allgemeinen beschäftigt und die schöne Gebirgsgegend gleichsam aus der Vogelperspektive betrachtet haben; eine Gegend gewinnt gewiß an Reiz, wenn man ihre Bedeutung kennt.

Und so machen wir uns auf den Weg, am besten mit dem studentischen Motto:

„Federleicht ist mein Gepäcke,"

denn schwere Belastung des Körpers hemmt auch den Flug des Geistes. Wir können zu Wasser und zu Land uns den ersehnten Partieen nähern, wir wählen aber mit Bedacht den letzteren Weg (angenommen, daß wir aus Dresden unseren Ausflug unternehmen) und fahren mit der Bahn bis Pötscha. Es ist ganz gut, wenn wir nicht einsam pilgern, denn geteilte Freude ist doppelt Freude. Dagegen hüten wir uns an einem Sonntag oder in Feiertagen auszufliegen, denn an solchen Tagen tummeln sich Tausende hier herum und der Berggeist mit seiner Poesie und seinem Gemüte läßt sich da nicht schauen.

Wir haben mit der Bahn Pirna berührt, ein freundliches Städtchen, das sich an das Schloß Sonnenstein in der Höhe anschließt, wie ein Küchlein sich unter die Flügel der Henne verbirgt. Ein Wahrzeichen der Stadt ist das berühmte Buchstabierexempel, das uns belehrt, wie aus dem geschriebenen Pirna das ausgesprochene Perne geworden ist: P i r Per n a ne, Perne.

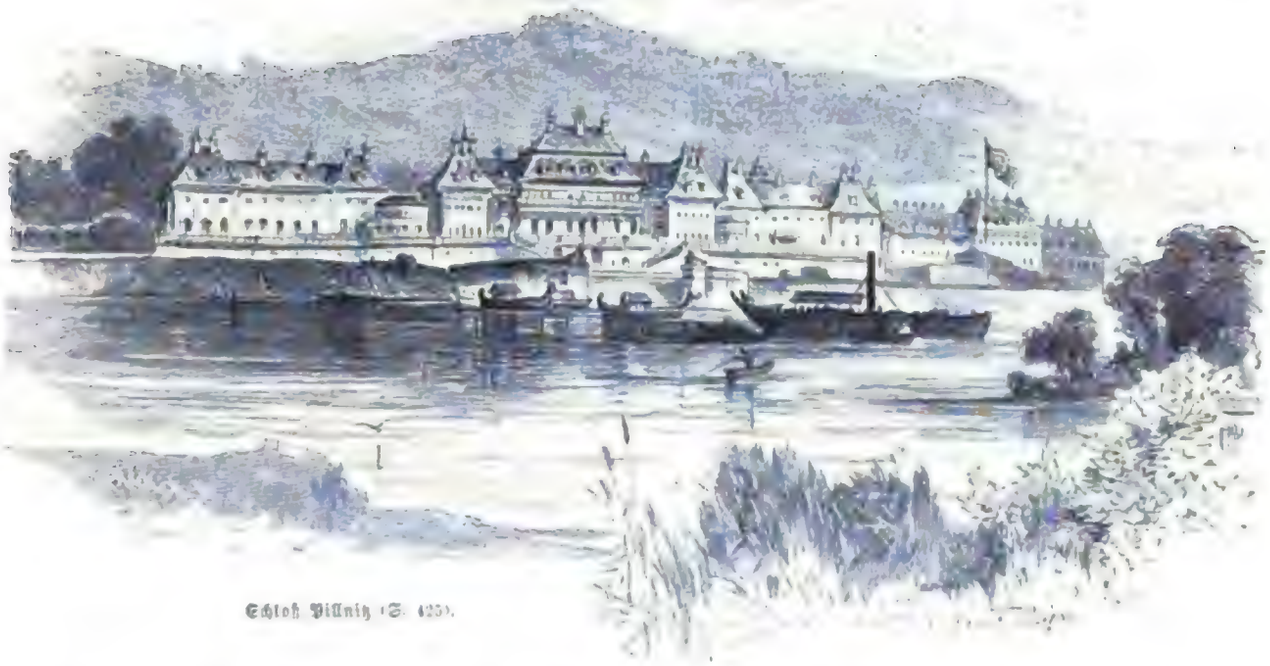
In Pötscha schiffen wir mit dem Kahn über die Elbe ans jenseitige Ufer, wo uns Wehlen begrüßt. Wir befinden uns am Eingange des eigentlichen Ausfluges. Wer an keiner Ruine vorübergehen kann, ohne sie zu besichtigen, und wäre auch nur ein Häufchen Steine übriggeblieben, der kann sich gleich hier in das romantisch-elegische Gefühl in der Ruine Wehlen einweihen lassen. Die Burg gehört zu den ältesten an der Elbe. Kein Feind, keine Er-

stürmung hat sie zur Ruine gemacht, sondern der Marasmus, die Altersschwäche — freilich auch ein Feind, dem die festeste Mauer erliegt.

Und nun in den **Wehlergrund** (S. 418) hinein; ein schöner Sommermorgen hüllt die Höhen in freundliches Licht ein, das durch blauen Himmel noch besser zur Geltung kommt; wir selbst wandeln im kühlen Schatten des Thales, ein Bächlein, das uns über Steingerölle hüpfend entgegenkommt, scheint uns mit seinem Gemurmel von den Schönheiten des Grundes, aus dem es hervorkommt, erzählen zu wollen, aber wir empfinden sie bereits und sehen sie. Da erblicken wir die hohen Felsenwände, deren Formencharakter wir bereits oben beschrieben haben und wir müssen ein scharfes Auge haben, daß hier keine Burg, kein Werk von Menschenhänden zu sehen sei, sondern daß Naturkräfte im Laufe von Jahrtausenden diese autochthonen Felsenriesen gebildet haben. — Wir gehen nicht weit vorwärts und der Grund hat seinen Namen geändert; er heißt jetzt Uttewaldergrund. Wo die Natur irgend ein besonderes auffallendes Denkzeichen ihren Gebilden eingeprägt hat, gleich ist der Mensch dabei, diesen Wahrzeichen einen Namen zu geben. Und was erblickt der Mensch hier nicht alles! Da ist ein Kopf, dort eine ganze Menschengestalt, hier ein Hund oder ein anderes Tier. Der nächste Gedanke ist der, daß lebende Wesen vorausgesetzt werden, die durch irgend ein grausames Geschick zu Stein geworden sind. So hat sich durch Atavismus der Glaube der alten Griechen, die sich die gesamte Natur belebt, anthropomorphistisch belebt dachten, bis in die Neuzeit vererbt. Wir werden auf unserer Wanderung solchen Versteinerungen aus der Sagenwelt noch oft begegnen.

Karl Maria von Webers Wohnhaus in Hosterwitz (S. 425).

Das Wandern in dem Felsenthal ist so reizend, daß man, wie von Geisterhand getrieben, immer weiter schreitet und jeder Schritt Neues bringt. So kommen wir am steinernen Haus und **Saal** (S. 419), an der Teufelsküche vorüber und sehen uns schließlich von Riesenfelsen so eng eingeschlossen, daß wir ernstlich meinen, hier ist des Grundes Ende. Näher tretend, gewahren wir aber den Durchgang in dem engen Passe. Einst stürzten mächtige Felsenblöcke von der Höhe in die Tiefe — wer kann melden, wann dies geschehen? — und, aufgehalten durch den Engpaß, klemmten sie sich ein, ohne den Boden zu berühren. So entstand das **Felsenthor** (S. 420), eins der am meisten malerischen Objekte dieses Weges. Es hat für den Menschen immer etwas Beängstigendes, wenn er zwischen den Felsenrissen wandelt und diese oft in ihrer bizarren



Schloß Pillnitz (S. 425).

Gestaltung jeden Augenblick mit dem Einsturz drohen. Wenn aber ein mächtiges Gewitter diese engen Gründe des Gebirges durchbraust, wenn die Erde erbebt und jedes Zucken des Blitzes eine Felsenrevolution anzukündigen scheint, dann mag auch der verwegenste Renommist erfahren und fühlen, was Angst ist.

Wir gehen nun eine Weile zurück, bis sich zur linken Hand ein abgezweigter Grund uns öffnet, in den wir eintreten und aufsteigend die Höhe des Berges erreichen. Der Grund heißt der Zscherregrund. An der höchst fallsüchtig aussehenden, originell geformten Höllenwand (die man auch die Schiefertafel nennt siehe nebenstehend) vorbei kommen wir in den wilden Höllengrund. — Wie die Alten den Eingang zum finstern Orcus in die wildeste, trostloseste Oede versetzten, so brachten auch unsere Ahnen wilde, felsige Orte in Verbindung mit Teufel und Hölle. Es ist bekannt, welche Rolle der Teufel im Mittelalter in der Sage wie beim Volke spielte.

Höllenwand.

Da der Böse bekanntlich den frommen Einsiedlern in ihrer Einöde gerne seine Besuche abstattete, um sie zu ängstigen oder zu versuchen, so fand es die Volksphantasie ganz angemessen, die schaurigsten Orte als einen Lieblingsaufenthalt des Teufels zu betrachten. Mit Felsen, Höhlen, Brücken wurde sein Name verbunden und jedes Gebirgsland weiß etwas davon zu erzählen. Wir scheinen uns hier in einem rechten Höllenreviere zu befinden. Links vom Wehlergrund ist der Teufelsgrund, jetzt kamen wir an der Höllenwand vorbei in den Höllengrund. Ich vermute, daß auch der Name des Zscherregrunds derselben infernalen Geographie angehört und aus dem böhmischen čert (spr. Tschert) d. h. Teufel abzuleiten ist. Wir

müssen uns erinnern, daß im zwölften Jahrhundert selbst Pirna böhmisch war und daß die sächsische und böhmische Schweiz noch mehrere Anklänge an den böhmischen Namen des Teufels besitzt. Diese Betrachtung paßt ganz wohl auf unserem Wege zur Höhe. Gespenstisch ragt auch eine Gruppe von Felsensäulen in die Höhe und man staunt, wie die lose übereinander aufgestellten Felsenstücke so ruhig im Sturme der Elemente balancieren können, ohne auseinander zu fallen. Hier verstieg sich die Phantasie sogar in die antike Mythe und nennt die Gruppe Herkulessäulen (S. 421).

Auf der Höhe angekommen, weicht alle Beklommenheit, frei atmet die Brust die würzige Luft des Gebirges, dessen Abgründe tief unter uns zurückgeblieben sind. Post nubila Phoebus, nach der Beschränkung auf engem Pfade Sonnenlicht und weite Fernsicht.

Ein Teil unserer Gesellschaft hatte sich in Dresden von uns getrennt, da sie einen größeren Umweg machen und Partieen besuchen wollte,

Ruine Pillnitz (S. 426).

die uns anderen bereits von früher her bekannt waren. Auf der Bastei sollten wir zusammentreffen. Sie zogen am rechten Elbufer von Dresden über das reizend gelegene Waldschlößchen, am Fuße des mit Wein- und anderen Gärten bedeckten Höhenzuges in die frische Morgenlandschaft aus. Ein solch schönes Fleckchen Erde in der Nähe einer Hauptstadt ist für Villeggiaturen wie gemacht und wer sich diesen Luxus erlauben darf, den findet man sicher im Sommer hier und nicht in Dresden. An schönen Sonntagen aber bringen Dampfschiffe Tausende hinaus, die wenigstens einen Tag der Woche sich in der herrlichen Natur erfrischen können. Aber auch an Wochentagen ist es belebt, wozu die Elbe mit dem regen Verkehr auf ihr nicht wenig beiträgt. Es gibt solche Partieen, die in uns immer an schönen Tagen das Gefühl sonntäglicher Freude erwecken.

Nun sollten auch poetische Reminiscenzen sich an den Spaziergang knüpfen; bald ist Loschwitz erreicht und Schillers jugendliche Gestalt scheint jeden Augenblick uns entgegentreten zu müssen. Hier hatte der Dichter im Hause Körners, dem Vaterhause Theodors, längere Zeit gastliche Aufnahme gefunden, hier auch seinen „Don Carlos“ gedichtet — trotz der Störung, die ihm die nachbarliche Waschküche bereitete, weshalb er als „niedergeschlagener Trauerspieldichter“ ein poetisches „unterthänigstes Promemoria an die Konsistorialrat Körnerische weibliche Waschdeputation in Loschwitz“

abzusenden sich gezwungen sah, das mit dem Seufzer endete:

„Der Teufel soll die Dichterei
Beim Hemdenwaschen holen!“ [1]

Wenn wir unsere Blicke von hier zum anderen Ufer der Elbe schweifen lassen, erblicken wir Blasewitz und eine zweite Erinnerung an Schiller taucht auf, denn hier lebte als Schenkmädchen die Persönlichkeit, die der Dichter in Wallensteins Lager als Gustel von Blasewitz unsterblich gemacht hat. Dieselbe diente später im Hause Körners.

Häuser und Oertlichkeiten, welche große Männer, deren Name einer ganzen Nation gehört, durch ihre Gegenwart geweiht haben, an die sich ein Stück ihrer Thätigkeit knüpft, besitzen einen eigenen Reiz; man glaubt in der Landschaft, auf der ihr Blick geruht, in der Umgebung, in der sie sich bewegten, die geheimen Fäden zu entdecken, die uns ein tieferes Eindringen in ihre geistige Thätigkeit ermöglicht. Auch in der Gegenwart führt uns Loschwitz einen Mann vor, dessen Kunstschaffen einen reichen Schatz seinem Volke, besonders der Familie und der Kinderwelt zugeführt hat; es ist Ludwig Richter, der Künstler-Nestor, dessen 80jähriges Wiegenfest wir im verflossenen Jahre gefeiert haben und der hier im bescheidenen Häuschen, aber von herrlicher Natur umgeben, sein „otium cum honore“ genießt.

Auf der Straße vorwärts schreitend erreicht man bald Hosterwitz und auch hier zwingt uns eine pietätvolle Erinnerung einen Augenblick vor einem einfachen Hause, das sich hinter Bäumen verbirgt, stille zu stehen (S. 422). Hat in Loschwitz uns ein Dichter und ein Künstler beglückt, dann ist es hier die Tonkunst, welche in dem bescheidenen Hause zwei ihrer Meisterwerke entstehen sah. Hier wohnte Karl Maria von Weber, hier dichtete er den Freischütz und den Oberon. Wer diese romantischen Opern kennt — und wer kennt sie nicht — wird kaum glauben, daß diese riesenhaften Kompositionen in der Stille dieser beschränkten Räume sich bilden konnten und daß vielleicht ein ärmliches Spinett zum Geburtshelfer diente. Da sehen wir klar, daß geistiges Schaffen von Zeit und Raum nicht eingeschränkt werden kann. Wie klein ist der Raum des Schädels und die Masse des Gehirns und doch werden hier Gedanken geboren, die Reiche zerstören und Reiche gründen können. — Ein Viertelstündchen weiter brachte die Gesellschaft nach Pillnitz, das sächsische Versailles (S. 423). Das königliche Lustschloß hat aber vor dem französischen den Vorzug, daß es sich in einem Strome spiegelt und daß Berge ihm zur reizenden Folie dienen. Man kann sich das Innere des Schlosses, wenn die königliche Familie nicht anwesend ist, zeigen lassen und die Fresken Vogels im Speisesaal und in der Kapelle bewundern, auch die Gewächshäuser und den Garten zeigt der Hofgärtner; wer aber bei seinem Ausfluge nur der Natur seinen Besuch zugedacht hat, eilt weiter. Allenfalls, um sich im Bergsteigen ein wenig zu

Liebethal. Aufstieg zum Dorf (S. 426).

[1] S. Kunst und Leben. Aus Friedrich Försters Nachlaß, herausg. von H. Kletke. S. 75.

der Landſchaft auf ſich wirken laſſen kann. — Hat man den Liebethaler Grund in ſeiner Länge paſſiert, ſo erreicht man Lohmen, ein Städtchen, das vermittelſt der Bahn mit Pirna verbunden iſt. Wir ſind hier bereits im Bereich der ſächſiſchen Schweiz. Lohmen iſt eine ſehr alte Anſiedelung und verdankt ſlaviſchen Bewohnern ſeinen Urſprung, denn Lom heißt im Böhmiſchen der Steinbruch und in der Umgebung ſind die größten Steinbrüche, die im Laufe von 400 Jahren ſchon manches ſonſt enge Thal geweitet haben. Der Ort beſaß bereits 1291 eine Kirche; das alte Schloß iſt zum Wirtſchaftsgebäude degradiert; nach einer Inſchrift auf der Mauer fiel ein Knecht, der auf derſelben eingeſchlafen war, herab und brach beide Beine. Alſo ein Anflug zu einer Sage, deren Pointe leider ſehr proſaiſch iſt.

Lochmühle im Liebethalergrunde (S. 426).

Der Anblick des Ortes von unten iſt recht pittoresk und höchſt maleriſch gruppiert; es erſcheint als vollendetes Landſchaftsbild, das allen Regeln der Kunſt entſpricht (S. 426).

Von Lohmen nahmen dann unſere Freunde ihren Weg auf entgegengeſetzter Seite nach Uttewalde und dem Uttewaldergrund, auf demſelben Wege, den wir genommen haben, uns folgend, bis ſie uns, weil ſchnellfüßiger als wir, hier auf der Höhe ereilten. Gemeinſam erreichen wir den Glanzpunkt der ſächſiſchen Schweiz, die Baſtei (S. 429). Das Gaſthaus erſcheint uns wie eine freundliche Oaſe in der Wüſte; in ſeiner ſtädtiſchen Erſcheinung nimmt es ſich auch fremdartig genug in der Felſeneinöde aus. Nicht lange verweilen wir bei der leider notwendigen Erfriſchung, uns zieht es mit magiſcher Gewalt zur Baſtei ſelbſt hin. Dieſe iſt eigentlich eine Brücke, die mehrere Klippen vereint und die mit ihrer Zinkeneinfaſſung von der Ferne einer Baſtei nicht unähnlich iſt. Früher beſtand ſie aus einer hölzernen Brücke (ſeit 1826), die ſteinerne datiert erſt ſeit 1851. Schon für den Reiſenden, der von ſeinem Coupé aus hinaufblickt, erſcheint die Felſengruppe mit der ſie verbindenden Brücke, die ſieben Bögen bildet, höchſt romantiſch. Hoch oben aber genießt man eine Romantik, von der man unten in der Tiefe ſich keinen Begriff machen kann. Die Fernſicht iſt ſehr umfaſſend, wie eine plaſtiſche Landkarte liegt ein Stück ſchöner Erde vor uns ausgebreitet. Was und wie weit man ſehen kann, will ich nicht ſagen; wären es doch nur Worte, nur die Beſchreibung eines Konzertes. Weite Ausſichten finden wir auf unſerem Ausfluge noch oft, was aber ſonſt fehlt und hier den Hauptreiz bildet, iſt der Blick in die Tiefe, wo die Elbe das Thal ausfüllt und gerade unter uns einen Bogen bildet. Wie oft beneidet man den Vogel, der ſich in die Lüfte erheben und weite Auen überblicken kann; hier können wir begreifen, welche Luſt der befiederte Segler der Lüfte empfinden könnte, wenn er wie der Menſch Verſtändnis dafür hätte. Mich wundert es, daß man, wie es an anderen Orten ſchon geſchehen iſt, die dritte Verſuchung des Herrn nicht hierher verlegte, iſt doch des Verſuchers Revier in unmittelbarer Nähe!

Von der Baſtei nach Rathen an der Elbe wäre nun nicht weit und von hier die Rückkehr nach Dresden leicht möglich. Aber ſo ſchnell geben wir uns nicht zufrieden; wie der Löwe, der Blut gekoſtet, noch nach mehr lechzt, ſo wir, die wir erſt einen kleinen Teil des Gebirges durchflogen, nach einer Fortſetzung des Genuſſes uns

Digitized by Google

Amſelfall und Amſelgrund.

ſehnen. Unſere Pedale ſind einmal eingeübt und darum hinab von der Baſtei in die Tiefe und links hinein in den Amſelgrund (ſ. o.). Ein ſchön gepflegter Promenadenweg erleichtert uns den Naturgenuß, der Grünbach, der uns von der Höhe entgegenrauſcht, erſetzt uns den Führer. Die phantaſtiſchen Felſenbildungen, die indeſſen den Charakter aller Felſen dieſer Gegend tragen, erſcheinen wie Couliſſen eines Rieſentheaters; beim Weitergehen verſchieben ſie ſich jede Weile und zeigen neue Gruppierungen. Den ſchönſten Punkt der Partie erreichen wir beim Amſelloch, wo ſich die Felſen groteſk zuſammendrängen. Das Amſelloch iſt eine Höhle, über welche der Grünbach ſich ergießt und einen ſchönen Waſſerfall bilden — würde, wenn der Bach immer Waſſer genug zu dieſem Pläſir beſäße. In heißen Sommertagen geht ihm aber der Atem d. h. das Waſſer aus und dieſes wird künſtlich geſammelt, um gegen Bezahlung ſich einige Minuten vor den Touriſten zu präſentieren. Das Bächlein kann ſich tröſten; es ſind ſonſt in der Welt, z. B. auf der Wilhelmshöhe bei Kaſſel koſtſpielige Waſſerfälle hergeſtellt worden, denen auch das Waſſer fehlt, ſo daß ſie ſich nur an Feſttagen produzieren dürfen.

Mutig aufwärts ſteigend, berühren wir das Dorf Rathewalde und erreichen die Chauſſee, die uns rechts am Hockſtein vorbei nach Hohnſtein bringt. Der Hockſtein (S. 431) iſt ein Zwillingspaar von Felſen, die durch eine Brücke verbunden ſind. Von derſelben hat man einen Einblick in das Polenzthal, in das die Felſen jäh abſtürzen. Ein tiefer Abgrund gähnt uns an und wohl mit Recht führt die 1821 erbaute Brücke den Namen Teufelsbrücke. Aber dieſes Prädikat wird ihr in neueſter Zeit ſtreitig gemacht, nachdem man eine von Waldſtreu und Heidelbeeren überwucherte natürliche Steinbrücke entdeckt hat. Es iſt nicht ausgemacht, ob dieſe Höhe einſt eine Burg trug. Alte Spuren von Löchern, Stufen, Ciſternen deuten aber dahin, daß ſich hier Menſchen wenigſtens vorübergehend aufgehalten haben, die etwa in Kriegszeiten hier eine Zufluchtsſtätte ſuchten.

Von Hockſtein erblickt man, durch die Wolfsſchlucht, getrennt, Schloß und Städtchen Hohnſtein (S. 417). Da haben wir alſo endlich ein Stück vom romantiſchen Mittelalter. Das Schloß dominiert auf dem höchſten Punkte

des Felſens, der nach dem Polenzthal ſteil abfällt. Der Weg von Hockſtein durch die Wolfsſchlucht iſt zwar ſehr intereſſant, aber, da allerlei Hinderniſſe überwunden werden müſſen, nicht eben leicht, weshalb Frauen und beleibte Männer einen bequemeren Weg einſchlagen. Hat man das freundliche Städtchen erreicht, ſo verliert ſich leider alle Illuſion, die in uns die pittoreske Anſicht des Schloſſes in der Ferne geweckt hatte: das Schloß iſt jetzt eine Korrektionsanſtalt. Das iſt das Los des Schönen in der Welt! Doch kann man noch, wer Freude an ſolchen Dingen hat, das Burgverließ, die Marterkammern und alte Gefängniſſe in Augenſchein nehmen, auch von einem Altan herab in den Bärenzwinger einen Blick werfen. Da hauſten einſt ganz unheimliche Geſellen, die auch zuweilen ausbrachen und in den Waldungen viel Schaden anrichteten.

Baſteibrücke (S. 427).

Als einmal Meiſter Petz, Frömmigkeit ſimulierend, plötzlich in die Kirche während des Gottesdienſtes geriet und hier namenloſe Angſt und Verwirrung erregte, ließ Auguſt III. das gefährliche Wildbret erſchießen und den Bärenzwinger ausleeren.

Das Polenzthal, deſſen poetiſchem Zauber wir uns mit Freuden hingeben, führt uns der Elbegegend zu. In der ganzen ſächſiſchen Schweiz gewahren wir auf Schritt und Tritt die Thätigkeit einer Geſellſchaft, die ſeit 1877 die Touriſtenwege inſtande erhält und ihre genaue Markierung beſorgt. Es iſt der Gebirgsverein, der in Pirna ſeinen Centralſitz hat, aber in der ganzen ſächſiſch-böhmiſchen Schweiz in 25 Sektionen ſich teilt. Wie er ſo manche neue Partie im Gebirge der reiſenden Menſchheit eröffnet und zugänglich gemacht hat, ſo macht er durch die überall angebrachten Wegweiſer ſich um die Sicherheit des Reiſens verdient.

So ladet uns auch im Polenzthal ein ſolcher Wegweiſer ein, dem Brand einen Beſuch abzuſtatten; ſo heißt eine ſteile vorſpringende Felſenfläche, von der man eine der ſchönſten Ausſichten

über das umliegende Gebirge genießt. Auffallen muß in der Richtung nach Osten die Formation einer Gruppe nebeneinander stehender, fast abgerundeter Felskegel, die die Volksphantasie „Habersäcke“ (S. 417) getauft hat. Sie könnten mit gleichem Rechte auch Roggen- oder Weizensäcke heißen, denn wer hat ihren Inhalt untersucht? Und doch ist der Haber hier begründet, denn die spärlichen Aecker des Gebirges bringen eben nur höchstens Haber hervor.

Ueber steinerne Stufen gelangt man auf die Straße, die uns bald nach Schandau bringt. Aus der wohlthuenden Ruhe des Gebirges, wo uns höchstens zuweilen ein Echo freundlich antwortet, befinden wir uns plötzlich im Trubel eines großstädtisch sich gebarenden Städtchens, denn Schandau ist ein Mode-Badeort, in das die Großstädter ihre heimischen Gewohnheiten mitbringen. So stark beeinflußt uns die Kultur, daß wir sie selbst in der Villeggiatur nicht ablegen können, um im intimsten Verkehr mit der Natur sich nur als Mensch zu fühlen.

Gestärkt unternehmen wir unsere weitere Wanderung durch das Gebirge. Wir halten uns in der Nähe des Kirnitschflüßchens und kommen an mehreren Mühlen vorbei zum Lichtenhainer Wasserfall, der aber auch nur, wie der Amselfall, gegen Entgelt auf einige Minuten thätig ist. Das Gebirge ist nämlich wasserarm; im Frühjahr, wenn der Schnee im Gebirge schmilzt oder bei starken Regengüssen schwellen freilich die kleinsten Bächlein an und werden zu reißenden Gebirgsbächen, während sie im heißen Sommer oft ganz austrocknen.

Prebischthor (S. 411).

Vom Wasserfall erreicht man auf steilem Fußwege, den uns ein Wegweiser zeigt, in einer halben Stunde den Kuhstall. Es ist dies ein natürliches Felsengewölbe, durch welches man auf den Habichtsgrund hindurchsieht. Die ganze Umgebung ist sehr wild und erscheint wie ein Felsenlabyrinth. Den sehr prosaischen Namen „Kuhstall“ mag das Gewölbe bekommen haben, weil die in Kriegszeiten sich hierher flüchtenden Menschen ihr Vieh in dem Gewölbe geborgen haben. So aller Poesie hohnsprechend, hat doch der Kuhstall, wie im Fremdenbuche zu lesen, einen Naturdichter zu folgender Dithyrambe begeistern können:

„Ich bin gewesen, ich bin gewesen,
Ich bin im herrlichen Kuhstall gewesen.“

Darunter hat das Echo des Gebirges durch einen Vertreter eintragen lassen:

„Es ist gewesen, es ist gewesen,
Es ist ein Ochse im Kuhstall gewesen.“

Von hier geht unsere Wanderung zunächst nach dem kleinen

Mannschaft. Alle geschlossen einen Halbkreis, um den Kapitän, der mit dem Rücken gegen die Reling stand. Und dieser, den Hut tief in die Stirn gedrückt, die Hände in den Taschen seines Rockes, sprach.

Was dieser Mannschaft, die vor ihm in Reihen dastand, sein soll, haben Sie wohl gedacht, Herr Kapitän, ich will es Ihnen sagen. Ich bin Ihr Steuermann, Sie sind mein Kapitän, und wir sind Kameraden. Ich habe Ihnen zu gehorchen, Sie haben mir zu befehlen. Ich habe Ihnen zu folgen, Sie haben mich zu führen. Ich habe Ihnen zu dienen, Sie haben mir zu befehl

ſetzen, um mit der Bahn unſeren Rückweg anzutreten. Bei ſchönem Wetter iſt das Dampfſchiff vorzuziehen, da die Fahrt thalwärts ſchnell geht und wir vom Verdeck aus ebenfalls beſſer beide Ufer überblicken können.

Beſonders großartig erſcheint am linken Elbufer die Feſtung Königſtein (ſ. u.). Sie ſoll den Schluß unſerer Exkurſion bilden. Sonſt bieten zwar Feſtungen der Neu- oder Wißbegier wenig oder gar nichts Intereſſantes dar; hier aber iſt es der Berg, auf dem die Feſtung liegt und der eine weite Ausſicht verſpricht, der uns zum Beſteigen desſelben reizt. Urſprünglich war der Königſtein eine böhmiſche Grenzfeſte. Später im Beſitz Wilhelms I. von Meißen wurde die Feſtung durch die Huſſiten (1425) zerſtört, zu Ende des 16. Jahrhunderts durch Kurfürſt Auguſt wieder befeſtigt. An ſie knüpfen ſich ſonſt nur wenige hiſtoriſche Erinnerungen; Böttcher, der Erfinder des Porzellans, wurde hier 1704—1707 vor den Schweden in Gewahrſam gehalten, damit er von dieſen nicht gezwungen werde, ſein Geheimnis zu verraten. In neuerer Zeit war Bakunin als wirklicher Gefangener hier gehalten. Er war 1848 ein rechter Sturmvogel; wo er erſchien, da entſtand Revolution, ſo in Prag, darauf 1849 in Dresden. Er wurde an Rußland ausgeliefert, nach Sibirien verbannt, von da entfloh er über Japan nach Amerika. Es wäre noch Kyau zu nennen, der luſtige Patron, der hier 1715—1733 Kommandant war. Er nannte die Feſtung ſeine ſteinerne Braut.

Einen Anlauf zum Romantiſchen nimmt das ſogenannte Pagenbett. Es iſt dieſes ein ſchmaler Felsvorſprung, auf dem bei einem Feſte Johann Georgs II. (1665) ein betrunkener Page, Heinrich von Grünau, einſchlief. Der Kurfürſt ließ ihn behutſam mit Stricken binden und dann mit Trompetenſchall aufwecken.

Da man am Rande des Felſens rings um die Feſtung gehen kann, ſo genießt man die reiche Umſicht nach allen Weltgegenden; ſie belohnt reichlich den ſteilen Weg zur Höhe. Allenfalls können wir noch dem Brunnen unſere Aufmerkſamkeit ſchenken, deſſen Bohrung (1553 angefangen) eine vierzigjährige Arbeit beanſpruchte. Die Tiefe beträgt 186 m.

Es wären auf dieſer Seite der Elbe auch ſo manche ſchöne Ausflüge möglich (wie auch unſere beſchriebene Tour am rechten Elbufer noch viele Seitenabſtecher zuläßt). Aber für diesmal haben wir genug genoſſen. Wir haben übervoll zu thun, um die gewonnenen Eindrücke im Gehirnkaſten zu ordnen, damit die Erinnerung dieſelben vorkommenden Falls ſchnell und richtig finden und verwenden kann.

Königſtein (ſ. o.).

Digitized by Google

Des Gelehrten Frühling

(Gloſſe.)

Fahr' aus du Staub, der in mich kam,
Schulweisheit du und Bücherkram,
In alle Winde fliehe,
Daß die Natur einziehe! Tieck.

Wie gern erforſchte ich im Süden
Den Mumienſchrein im ſtillen Dom
Der rätſelhaften Pyramiden!
Ich ſtieg in Grüfte, brach den Frieden
Der Katakombenſtadt in Rom.
Doch, wenn ich von der Wand'rung lahm,
Heimkehrend Finkenſchlag vernahm,
Verſchloß ich meine Schreibtiſchfächer.
Froh rief ich dann beim vollen Becher:
Fahr' aus, du Staub, der in mich kam!

Wo in der Denkerſtirne Falten,
Wo unter längſt ergrautem Haar
Die Ehrfurcht vor dem Geiſt der Alten
Und Liebe zu den Muſen walten —
Da iſt der Wiſſenſchaft Altar.
Doch, wenn nach winterlichem Gram
In ſtiller jungfräulicher Scham
Die Veilchen meine Gunſt gewannen,
Könnt ihr mich nicht mehr an euch bannen,
Schulweisheit du und Bücherkram.

Mich nahm ein Eid in ſeine Haft.
Auf meinem Sitz von Leder
Schwur Treue ich der Wiſſenſchaft.
Doch müde wird die Feder
Und träge meine Lebenskraft
Schon in des Tages Frühe.
All' der papier'nen Mühe,
Die mich geplagt beim Lampenſchein,
Sag' ich: du ſollſt des Teufels ſein,
In alle Winde fliehe!

Blick' auf ins dunkle Firmament!
Lies der Geſtirne Bibeln!
Fort Mikroſkop und Inſtrument!
Verlern' es, nachzugrübeln,
Ob dir dein Schickſal noch vergönnt
Daß Frohſinn in dir blühe.
Vergiß dein Leid! Denn ſiehe!
Dich küßt der Roſe holder Duft.
Thu' auf dein Herz, daß Frühlingsluft,
Daß die Natur einziehe!

Franz von Holtzendorff.

Herr Florin.

Eine Geſtalt aus den Bergen.

Von

Hans Malſer.

Ein verfehltes Leben! Er hätte Künſtler werden können, er hätte Profeſſor werden können, er hätte Bürgermeiſter werden können — Landtagsabgeordneter, Herrenhausmitglied — dann Baron oder Präſident, ſo oder ſo. Baron, wenn der Staat eine Monarchie verblieben, Präſident, wenn er eine Republik geworden. — Und iſt nichts, als ein windiger Raſierer.

Ein Bartſcherer, ein Haarkräusler und Geckenaufputzer, ein Perückenflechter und Haarzopfſträhner. Man verlangt, daß er Späße mache, und da er ſie nicht macht, ſo macht man ſich welche mit ihm. Man nennt ihn Doktor, er proteſtiert nicht dagegen, der Titel gebührt ihm, er iſt beleſen, er nennt alle hohen Berge der Welt beim Namen, und weiß, wie hoch ſie ſind, weiß es in Fuß und Metern, kennt die Tiefen des Meeres und berechnet nach einem alten Atlas, wo die größten Untiefen ſind. Er gibt dem Landmann, während er ihm den Bart abſchabt, Fingerzeige über die Witterung der nächſten Monate, belehrt ihn, wie er den Dung ſtreuen, woher er den Samen beziehen müſſe. Er hat Agentſchaften, und zwar deren ſo viele, daß er vor lauter Schildertafeln die Tünche ſeines Häuschens erſpart. Er verſichert dem Bauern das Haus, das Vieh, die Feldfrüchte, das Leben. — Wenn mir dieſer Lebensverſicherer, denkt ſich der Bauer, nur jetzt die Gurgel nicht abſchneidet! anſtellt er ſich g'rad ſo. Kratzen thut der Saggra ſchon, daß man die Engel ſingen hört! Schneidet denn das Meſſer

nicht? — Allerdings, das Meſſer roſtet ſchon, denn Herr Florin hängt das Geſchäft an den Nagel und raſiert den Mann nur aus Gefälligkeit. Er will ihm aus Gefälligkeit auch den Prozeß führen helfen, den der Bauer mit einem Nachbar hat. Meiſter Florin weiß gut aus im Geſetzbuch und wird dem findigſten Doktor zu geſcheit. Er führt verſchiedenerlei Schreibergeſchäfte, hat hier einen Strauß mit dem Steueramt, dort einen Handel mit dem Bezirksgericht, da ein Rencontre mit dem Notar, oder mit einem Gläubiger, mit dem oder jenem — und gewinnt, gewinnt alles.

Daher will er das Raſiergeſchäft aufgeben, es ſind ſchlechte Zeiten. Ja früher, in ſeines ſeligen Vaters Jahren, wo jeder brave Staatsbürger fortweg ſein glattes Geſicht haben mußte, da war's leicht Raſierer zu ſein. Aber jetzt, wo die Leute ihren Patriotismus und ihre Weisheit und ihr politiſches Bekenntnis in den Barthaaren herauswachſen laſſen, jetzt wird der Raſierer — und er mag der klügſte und fleißigſte Mann ſein — ein Bettler.

Ueberhaupt — und das Wörtlein hat Meiſter Florin immer auf der Zunge — überhaupt, das fliegt ſo über alles hin, da ſteckt alles drin, was der Sprecher meint, aber nicht weiß, oder wenn er gar nichts meint und nichts weiß, als nur, daß hier eine Phraſe gut ſtehe, ſo ſagt er: überhaupt, und hat damit ſehr viel und ſehr vernünftig geſprochen. Alſo — „überhaupt," ſagt der Meiſter Florin, „es iſt nicht mehr ſo wie früher, die Welt iſt ganz anders geworden, heute ſiegt nur das Geld und der Protze, der Brutale, der Aufdringliche, überhaupt der Windbeutel. Ich könnte heut auch anders daſtehen, aber ich bin immer zu ehrlich und beſcheiden geweſen. Den erſten Prügel hat mir mein Vater unter die Füße geworfen, weil er mich nicht ſtudieren ließ, ſondern mich zu ſeinem Handwerk zwang, zu dem ich niemals Luſt und Schick gehabt habe. Ich bitt' euch, ein ſtrebſamer, intelligenter, für alles Schöne begeiſterter junger Mann Friſeur! Aber ich habe mich herausgearbeitet. Wenn ich heute das Geld hätte, das mir die Kerzen gekoſtet haben, bei denen ich die ganzen Nächte hindurch ſtudiert habe! In den einundzwanzig Jahrgängen der Theaterzeitung und in den Jahrbüchern des Gothaer-Almanach und im Selbſtadvokat gibt's kein Blatt, das ich nicht in mich aufgenommen hätte. Ich habe meine Freude dran gehabt, überhaupt, ich habe immer Sinn für was Beſſeres gehabt. Und ich hab's mitgemacht, wie wir die Eiſenbahn bekommen haben und den Telegraph. Bei meinem Aufwachſen hat noch keiner in unſerer Gegend eine Baumwolljoppe getragen, und das Einjährigfreiwilligen-Inſtitut jetzt, die Hinterlader, überhaupt das ganze Kriegsweſen! Das iſt ein Fortſchritt! Ich bin fortweg bei den Fortſchrittsmännern und Aufgeklärten geſtanden und überhaupt, früher iſt die Welt in zweihundert Jahren nicht um das weiter gekommen, als wie zu meiner Zeit. Es iſt beſſer geworden und es wäre ganz gut geworden, wenn nicht die Anmaßung das große Wort führte. Der ehrliche Mann verarmt. Es iſt ja zum Raſendwerden, wenn man bedenkt, wer heute das Heft in der Hand hat." So ſeine Betrachtungen.

Er war im Stadtſchulrat, aber ſie haben ihn nicht zum Obmann gemacht; er iſt in den Gemeinderat gewählt worden, aber bei der Bürgermeiſterwahl —! Er hätte wenigſtens zwei Drittel der Stimmen gehabt, aber die Kabale! Die Kabale, ihr Herren! — Sie haben es ganz gut gewußt, was ſie thun, denn, wenn er, der Meiſter Florin, obenauf gekommen wäre, da hätt's anders gehen müſſen. Er wüßte ſchon, was zu machen wäre! Eine Muſtergemeinde hätte er geſchaffen, an welcher ſich ſelbſt der Staat ein Muſter genommen haben würde. Man hätte „oben" gefragt: wer iſt der treffliche Mann? Gehörte er nicht vielmehr hierher ans Ruder, als daß er ſeine Kraft in dem engen Wirkungskreiſe vergeude?

Vor einer ſolchen Perſpektive wird jeder Geſchäftsmann — er braucht nicht erſt Friſeur zu ſein — die Luſt an ſeinem Berufe verlieren. Meiſter Florin macht bekannt: er raſiert nicht mehr.

Jetzt kommen Fremde ins Städtchen, Touriſten, ſie ſuchen einen Friſeur. Iſt keiner da. Sie ſuchen auch einen Führer. Alſogleich tritt Meiſter Florin hervor und macht ſeine höfliche Aufwartung, er kennt die Gegend, wie ſonſt gar keiner mehr, er iſt gerne bereit. — Schön, was er begehre? — Bitte, es macht ihm ein Vergnügen, er iſt mit von der Partie. Sie ſuchen einen Führer und finden einen Kavalier. Um ſo beſſer. Den Träger für Mäntel und Mundvorrat beſtellt der Herr Florin; ſie laden ihn ein aus ihrem Vorrate mitzueſſen, mitzutrinken; er will nicht ablehnen, er thut den Schinken und Flaſchen ſehr viel Ehre an; er

iſt ſtets delikat, aber das iſt zufällig ſeine Leibſpeiſe, ſein Tropfen — hoch ſollen ſie leben!

Er weiß unterwegs ſtets zu erzählen und ſpricht ganz im Geiſte der Zeit, heißt das, wenn er merkt, daß die Fremden keinen haben. Er erzählt gerne von ſich und was ihm ebenſo am geläufigſten iſt; die Fremden heucheln Intereſſe, ſo lange ſie's vermögen, endlich aber danken ſie für ſeine freundliche Begleitung und gehen ihrer Wege.

Trotzdem oder — überhaupt, die Fremdenführerſchaft trägt mehr, als das Friſeur- und Raſiergeſchäft, es trägt wenigſtens die Koſt und man iſt in der friſchen Luft und Naturfreund iſt man auch. Iſt's und wird's von Tour zu Tour mehr, denn überall erinnert man ſich, was einen früheren Touriſten entzückt hat, und das entzückt einen nun auch und ſo bringt man im Laufe der Jahre eine Unzahl von „romantiſchen" Wegen, Punkten und Ausſichten zuſammen.

Endlich nimmt er wahr, daß er ein ſo gewaltiger Naturfreund und Touriſt geworden iſt, daß er davon leben kann. Er läßt ſich als Führer immer noch nicht lohnen, aber die Präſente, die der Kavalier dem Kavalier verehrt, die darf er nicht abweiſen. Er hat deren ſchon eine reſpektable Sammlung, er verkauft ſie nicht, es ſind werte Andenken von hohen Bekanntſchaften und lieben Freunden — und verſetzen, nur wenn's ſein muß. Auch die Touriſtenvereine ſind ihm erkenntlich, und wie die Aſſekuranzen, die er längſt vernachläſſigt und verloren hat — einſt das Aeußere ſeines Hauſes mit Agenturtafeln dekoriert haben, ſo dekorieren die Touriſtenvereine dasſelbe von innen mit Diplomen, Gebirgskarten und Edelweißorden. Er übt wieder Gegenerkenntlichkeiten und wirbt Mitglieder für die Vereine. So wird er bekannt und geſucht und jeder Fremde, der am Bahnhofe dem Zug entſteigt, fragt als ſein erſtes nach dem Herrn Florin. Der ſteht ſchon da, ſtets nett beiſammen, in Nationaltracht, ſtets höflich, lüftet ſeinen Touriſtenhut, iſt dem Herrn zuvorkommend zur Hand beim Ausſteigen, beim Gepäcktragen, bei der Suche nach einem Hotel und dem Fremden bleibt nichts anderes übrig, als ſich gefangen zu geben.

Der Gaſthofbeſitzer weiß einen Florin wohl zu würdigen, und wenn letzterer für genoſſene Speis und Trank um die Rechnung erſucht, ſo vertröſtet ihn der Wirt von Tag zu Tag, bis Herr Florin endlich nicht mehr erſucht und ſich die Gaſthauskoſt von Tag zu Tag ſo trefflich munden läßt, als ob's auf der weiten Welt kein einzig Stücklein Kreide gäbe. Es geht. Sehr gut geht's, und Meiſter Florin ſagt es ſelber: es ginge ihm ſehr gut, und er muß es am beſten wiſſen. Daß er einmal Raſierer geweſen, hört er nicht gern, es war auch nur ein Spaß von ihm geweſen, ein ſchlechter Spaß. Er wohnt auch gar nicht mehr im Friſeurhäuschen, das iſt der Habgier eines Gläubigers zum Opfer gefallen, gegen den der Meiſter den langjährig geführten Prozeß ganz unſtreitig gewonnen hätte, wenn nicht Beſtechung und Hinterliſt von ſeiten des Gläubigers ſtattgefunden hätte. Ueberhaupt ſind die Leute heutzutage von einem greulichen Eigennutz beſeſſen, nur der Wirt nicht, nein, der iſt ein braver Mann. Jetzt wohnt er auch bei ihm.

So verkehrt Meiſter — was Meiſter! — Herr v. Florin nur mehr mit feineren, vornehmeren Leuten, und wenn man dem Geſpräche zuhört, das er und ein zugereiſter Univerſitäts-Profeſſor führen, ſo iſt kein Zweifel, wer der Geſcheitere iſt — nämlich der Herr v. Florin. Man kann aber ordentlich erſchrecken, wenn Florin plötzlich behauptet, das deutſche Kaiſerreich tauge nichts und er mit wenigen diktatoriſchen Ausſprüchen mir nichts dir nichts die Republik einführt und der Fürſt Bismarck wie ein armer Schlucker daſteht, noch um ein paar Stündlein Leben bittend. Der Profeſſor iſt gar nicht imſtande, der Tragweite dieſer unerhörten Reformen zu folgen, daher ſchweigt er und das imponiert den umſitzenden Zuhörern — „Ja, wie Meiſter Florin geſprochen, da hat der gelehrte Herr nachgerade kein Wörtlein mehr zu ſagen gewußt, iſt ſtill geweſen wie ein Baumſtock."

Wie ſteht er jetzt da, der Herr v. Florin! Von alters her — und zwar ſeit etlichen vierzig Jahren — heißt er Franz Viktor Florin; jetzt, der Name iſt ihm zu lang, er iſt ſelber nicht über 5 Schuh lang, er braucht keinen ſo langen Namen, er kürzt ihn, ſetzt anſtatt dem Worte Viktor nur ein kleines v, und jetzt lautet die Viſitkarte: Franz v. Florin. Das ſteht! ſehr gut ſteht's, und ſomit wäre er nun eigentlich oben.

Aber da ſehe man den Neid des Schickſals! Ueberhaupt, wer zum Unglück geboren iſt u. ſ. w. Auf einmal legt ſich der Wirt hin und ſtirbt und macht den Herrn v. Florin brotlos und

dachlos. Denn der junge Wirt ist ein Zopf und sagt: Florin solle arbeiten, er sei noch stark genug dazu. — So! Also das ist der Lohn, daß er die Fremden herbeigezogen und die Gegend bekannt gemacht hat! Das ist der Lohn für die Dienste, die er dem Hause und der Gemeinde und jedermann geleistet hat! Die Kinder werden einst als alte Leute erzählen von Herrn v. Florin, wie schlicht er war und jovial und welche Reden er der Jugend oft gehalten hat und wie er für den Fortschritt gewesen und was ihm das Städtchen verdankt. Manche alte Schrift von seiner Hand wird verblaßt und vergilbt noch Zeugnis ablegen von dem strebsamen, vielseitigen Mann, der seiner Zeit voraus war. Aber heute! heute läßt man ihn darben. Zwar findet er immer noch gute Seelen, die seinen Nahrungsbedürfnissen Rechnung tragen, mein Gott, er ist ja leicht zufrieden! aber der Rock will verblassen und die fremden Herren, wenn sie kommen, wollen mit dem fadenscheinigen Rock nicht gerne an einem Tisch sitzen. Er ist immer noch geistesfrisch, ja lustiger als früher und weiß allerlei Schnurren, auch singt er und macht Musik dazu auf der Zither oder der Guitarre. Er weiß possierliche Lieder, Sprüche und schalkhafte Anekdoten. Man lacht darüber, man wartet ihm eine Cigarre auf oder läßt ihm ein Glas Wein vorsetzen und so ist es immer recht unterhaltsam. Es gibt Leute, die sagen ihm, er solle sich nicht so an die Fersen der Fremden heften und sich nicht zum Spaßmacher hergeben; er solle lieber wieder seinen Rasierladen aufmachen. Das sind die Kurzsichtigen. Sie wissen nicht, was er will und worauf er es abgesehen hat. Er wird noch eine einflußreiche Stellung gewinnen und dann seine weltbeglückenden Pläne durchführen.

Einstweilen verkommt er immer mehr. Mancher Fremde, der im Städtchen absteigt, er mag Tourist sein, oder Agent, oder Vereinsmeier, nützt ihn aus, so viel noch auszunützen ist. Andere fragen gar nicht mehr nach ihm, aber er ist eine allbekannte Figur und viel armseligere und niedriger denkende Subjekte als er ist, machen ihn zur Zielscheibe ihres Spottes.

Endlich glaubt er's, daß er nichts erreichen wird; er klagt über ein verfehltes Leben, setzt die Hoffnung aber auf seine Kinder.

Er hat einen Sohn; der ist geistig sehr begabt, hat ganz den Kopf von seinem Vater. Der soll studieren. Es ist kein Geld da, es ist keine Protektion da, oder hat ein oder der andere seiner guten Bekannten doch etwas zugesagt? Gewerbsmeister des Städtchens wollen den aufgeweckten Jungen ins Geschäft nehmen, ihn ein Handwerk lernen. Ha, das wäre wieder die alte Leier; dieses florinische Blut ist für was Besseres rot geworden; der Bursche muß in die Hauptstadt. Er soll sich dort selber fortbringen, Freunde suchen und sich aus eigener Kraft aufschwingen. Das macht den Mann. Der Vater hält ihm noch eine schwunghafte Standrede, wie sie wortprächtiger in keinem Romane zu finden ist, und der Junge geht in die Stadt. Er schreibt verzagte Episteln heim, der Vater schickt ihm Briefe voll begeisternder Phrasen, aber sonst ohne Inhalt. Da schreibt der Sohn in immer längeren Zwischenräumen immer kürzere Briefe, endlich bleiben die Briefe ganz aus, und das ist dem Herrn Florin ein Zeichen, daß die Taube ein Gestade gefunden hat.

Nun hat Herr Florin — sein Weib ist ganz Nebensache, das ist da oder es ist nicht da, einerlei; ist es da, so wird es wohl irgendwo eine Dachkammer haben, wo es sich mit Nähen oder Stricken fortbringt — trotzdem hat Herr Florin eine Tochter. Mit der läßt er sich nicht ungern auf der Gasse blicken, denn sie ist schon bald kein Kind mehr und wächst sich recht sauber aus. Es als Küchenmädchen zum Wirt geben, oder gar zu einem Bauern in die Arbeit? nein. Das Mädchen hat bessere Aussichten. Ein Baron war da, ein Tourist, der sagte dem Florin, das Kind müsse in die Stadt, dort könne es sein Glück machen. Da erinnert sich der umsichtige Vater sofort an gelesene oder gehörte Fälle, wo arme aber hübsche Mädchen auch in der Stadt ihr Glück — bisweilen sogar ein unglaublich großes Glück gemacht haben. Der Herr Baron erklärt sich bereit, für das Kind eine Stelle ausfindig zu machen, einstweilen könne es in seinem eigenen Hause wohnen. — Also doch überall gute Leute, und Herr Florin sagt, Glück habe er niemalen viel gehabt, aber gute Menschen habe er immer gefunden, überhaupt habe es den Anschein, daß sich sein Glück erst bei seinen Kindern einstellen werde.

Er läßt das Mädchen fort und nun — sind die Kinder versorgt. Sie sind's zwar nicht, aber Florin ist gewohnt, alles so auszulegen, wie es am schönsten klingt. Sein Stolz ist, wenn er erzählen kann: der Sohn studiert auf einen Doktor, die Tochter ist beim Herrn Baron.

Florin beginnt zu altern, aber er hat noch einen Plan, das iſt der einzige, den er in ſeinem Leben durchgeführt hätte, wenn er ihn durchgeführt hätte. Er konnte ſingen, verſtand ſich auf Saitenſpiel, hat die Gabe zu unterhalten; er will fahrender Muſiker werden. Das iſt gar nicht dumm, das iſt der erſte Schritt zum Mitgliede eines größeren Kunſtinſtitutes, eines Theaters. Das Mißgeſchick ließ es aber nicht dazu kommen. Ueberhaupt, das Mißgeſchick! Nun ſitzt er viel in den Schenken herum und ſetzt ſich zu dem, der juſt da iſt und hebt einen flotten Diskurs an und läßt Poſſen los und will fortgehen. Die Leute ſind warm. Da darf der Herr v. Florin nicht fortgehen, ſie laſſen ihm Wein bringen. Das Waſſer, das er zum Wein gießt, hält ihn noch aufrecht. Aber beim Branntwein, da gießt man nichts dazu, da iſt das Waſſer ſchon dabei.

Der Branntwein aber thut das Seine und es gibt einflußreiche Leute in der Gemeinde, die behaupten, für den alten Florin wäre es am beſten, wenn man ihn ins Armenhaus thäte.

Der alte Florin!

Ja, es iſt wahr, er iſt grau, er ſieht verfallen aus. Wenn er ſich nur öfters ein ſaftiges Stück Fleiſch gönnen könnte! Warum ſollen denn ſeine Kinder, denen es in der Stadt ſo gut geht, nichts für den Vater thun? Keines läßt was von ſich hören.

Nun wird in die Stadt geſchrieben. Es kommt eine Antwort; ſie iſt von fremder Hand und berichtet, daß der Sohn vor längerer Zeit wegen Bauernfängerei eingezogen, ſpäter wieder freigelaſſen und ſeitdem verſchollen ſei.

Der Florin erſchrickt zuerſt, dann aber lächelt er, denn er glaubt es nicht.

Aufgefordert ſchreibt auch die Tochter, ſie ſei nicht mehr beim Herrn Baron, aber ſie wolle ihren Eltern nicht mehr unter die Augen treten.

Der Florin ſchüttelt den Kopf — er verſteht es nicht.

Und ſo rinnt die Zeit hin, von Tag zu Tag mit ſteigender Geſchwindigkeit — wie es im Alter ſchon geht. Der Florin ſitzt auf der Gartenbank des Armenhauſes und ſchaut den Bienen zu. Einer der vorbei geht, denkt ſich: Ja, alter Florin, du hätteſt den Bienen früher zuſchauen ſollen und dir an ihnen ein Beiſpiel nehmen, wie man durch Arbeit und Fleiß ſich eine geſicherte Exiſtenz ſchafft. Du haſt dich deines ehrlichen Gewerbes geſchämt, haſt es verlaſſen und verleugnet. Haſt hingeflunkert, haſt hergeflunkert, dein ſpitzfindiges Spintiſieren und deine hohle Schlauheit hat dich auf die Holzbank vor dem Armenhaus gebracht, und wenn jetzt einer von den fremden Herren, denen du gefällig warſt, von den hochgeſtellten Freunden, die dir geſchmeichelt haben, hier vorbeigeht, ſo wird er dich nicht kennen, und kennt er dich, vielleicht ſein Haupt wegwenden und in ſich hineinmurmeln: Ei, das iſt ja dieſer Idealiſt, dieſer Fex, dieſer — er hat allerlei Namen zur Auswahl. Er iſt bald vorüber. Ich aber bin der, welcher dir einſt den Rat gegeben hat: bleibe deinem Gewerbe treu und arbeite! ich gehe nicht an dir vorbei, ich frage dich: „Wie geht es dir, alter Florin?“

Er ſchrickt auf. „Danke, danke,“ ſagt er, „ſoweit gut, recht gut. Dank der Nachfrage!“

Eine ſolche Zufriedenheit auf dieſer Bank verdient doch einen Zehner. „Da, Alter, gönne dir ein Glas auf mein Wohl!“

Oh, im Glaſe, das er nun trinkt, iſt mehr drin, als der Spender ahnt, der Florin — der Herr Franz v. Florin iſt Bürgermeiſter, Touriſtenvater, Abgeordneter, Regierungsrat — Schöpfer und Ordner aller politiſchen, wirtſchaftlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe des Landes.

Um einen Silberzehner! In der That, billiger kann man das Glück nicht haben.

Schiller auf der Solitüde.

(1773—1775).

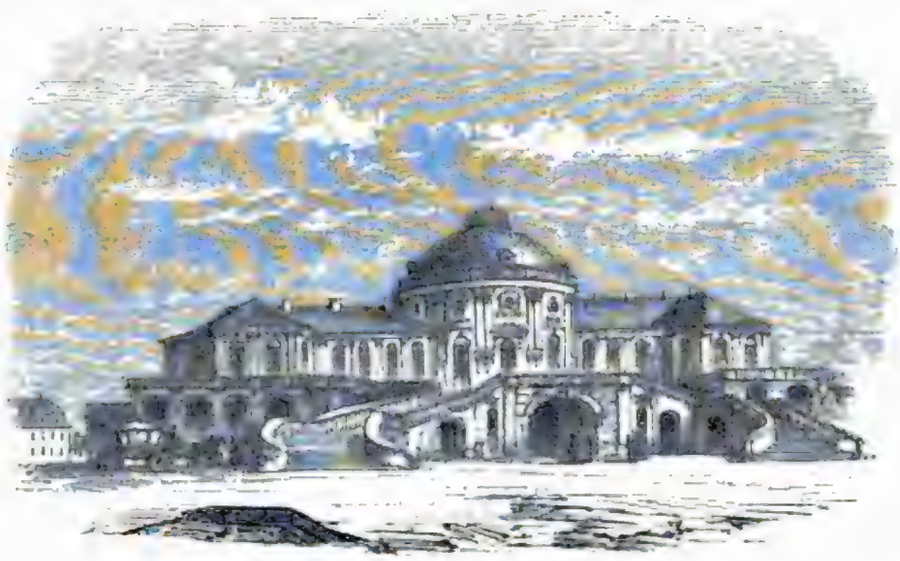
Von

Julius Klaiber.

Es hat einen wunderbaren Reiz, dem inneren Werden bedeutender Naturen nachzugehen, in jenen geheimnisvollen Grund hinabzudringen, wo ein großer Menſchengeiſt, bevor er an die Oeffentlichkeit tritt, die ſtill empfangenen Waſſer ſammelt und klärt, mit deren Fülle er hernach die Welt durchdringt. Bei Schiller iſt dies in erhöhtem Maße der Fall. Seine Kindheit verläuft einfach und harmlos, niemand ahnt ſeine künftige Größe. Jene hübſchen Züge alle, welche uns der Vater, die Schweſter, die Altersgenoſſen

Digitized by Google

aus seinen Knabenjahren erzählen, gehen nicht über das hinaus, was sich unter verwandten Umständen unzähligemale wiederholt. Noch im vierzehnten Jahr schlummert die innere Triebkraft: sein Hauptlehrer bezeichnet ihn als mittelmäßiges Talent. Wo liegt der Punkt des Erwachens? Dem geistigen Ort nach sicher im Gebiete des Willens. Denn sein späteres Leben und Wesen ist durchaus strebende Kraft; wohl ist seine Begabung groß und tief, aber der Wille hat sie verdoppelt und vervielfacht. Der Zeit nach ebenso sicher in den acht Jahren, die er bei Herzog Karl in der sogenannten Militärakademie verbracht hat: ein Knabe wie andere, schüchtern und friedlich, tritt er mit dreizehn Jahren in die Anstalt ein, und wie er sie mit 21 Jahren verläßt, das Manuskript der Räuber in der Tasche, ist er ein Jüngling von einer Willenskraft, von einem geistigen Herrscherbewußtsein, von einer zwingenden Gewalt über die Herzen einer Nation, wie wir von solchem Alter kein zweites Beispiel in unserer Geschichte haben. Wie ist er das geworden, zumal da er geraume Zeit nicht unter den Fleißigen der Akademie glänzt? Ist er es durch die Anstalt, ist er es trotz der Anstalt geworden? oder ist am Ende beides zusammen anzunehmen? Das sind Fragen, welche immer wieder zu ihrer Lösung reizen werden. Ein kleiner Beitrag dazu, wenigstens für einen Teil der Aufgabe, will auch das Folgende sein. Wenn man von Schiller in der Karlsschule spricht — ein Name freilich, den die Anstalt erst nach Schillers Abgang erhalten hat —, denkt man gewöhnlich an die fünf Jahre, welche Schiller in der Akademie in Stuttgart verlebt hat, wohin die Schule 1775 verlegt wurde; seine drei ersten Jahre auf der Solitüde dagegen finden sich meist nur kurz besprochen, weil für diese Zeit die Quellen in viel geringerem Maße zugänglich sind. Nun sind freilich auch die späteren Jahre des reifenden Bewußtseins durch die großartig entschiedene Entfaltung der merkwürdigen Schillernatur von großer Bedeutung; aber für die psychologische Betrachtung sind doch jene früheren noch wichtiger: denn dort eben liegen die stillen Keime, deren erstem Erwachen und Regen nachzugehen ein ganz besonderes Interesse gewährt. Für diese Zeit auf der Solitüde nun hoffe ich durch eine zu anderem Zwecke unternommene Durchforschung des riesigen Aktenmaterials der Karlsschule in den Stand gesetzt zu sein, zwar nicht neue Entdeckungen von hervorragender Wichtigkeit, immerhin aber eine auf genauer Kenntnis der merkwürdigen Anstalt beruhende und da und dort durch einen neuen Zug aus den Quellen bereicherte Schilderung bieten zu können.



Schloß Solitüde bei Stuttgart.

Nicht zwei Stunden von Stuttgart, aber mehr denn siebenhundert Fuß höher, auf einer weiten bewaldeten Fläche liegt der Ort, den sich Herzog Karl im Jahre 1763 für eines seiner vielen Lustschlösser ersehen hatte. Die Wahl macht ihm Ehre: kräftige Lüfte wehen dort oben und schrankenlos schweift der Blick über ein schönes Land. Aber schon hier zeigt sich der seltsame Widerspruch seiner Natur: er nannte den Ort Solitüde; er hoffte dort, wie er selbst sagte, süße Stunden einsamer Muße zu verleben, um sich von der Welt mit ihrem Getümmel und ihren Täuschungen zu erholen. Aber einmal im Zuge, ruhte er nicht, bis er alles, was man damals unter „Welt“ verstand, mit ihrem Getümmel und ihren Täuschungen in die stille Ein-

Digitized by Google

Figure 1-8 Memory holding data and instructions

Each byte in memory is assigned a unique number known as an address. The addresses are numbered consecutively, starting at 0. The first byte is assigned the address 0, the second byte is assigned the address 1, and so forth. Figure 1-9 illustrates the concept of memory addresses.

Figure 1-9 Memory addresses

It is important to understand that a byte's address is not the data stored in the byte. The address is a unique identifier that the CPU uses when it needs to access a specific byte in memory. Think of a row of post office boxes. The number on a post office box is not the box's contents, it is the box's address. Figure 1-10 illustrates this concept.

Figure 1-10 Memory addresses are not the contents of memory

Die jüngste Schöpfung der fürstlichen Herrscherlaune war eine Erziehungsanstalt. Kaum zwei Jahre zuvor war sie aus bescheidenen Anfängen erwachsen, zuerst für arme Soldatenwaisen bestimmt, die für den Dienst der herzoglichen Gärten und Palastbauten herangebildet werden sollten. Aber der Fürst fand Vergnügen an der neuen Beschäftigung: er hatte Rousseaus Emil gelesen und die ganze Zeit war ja voll von Erziehungsversuchen. In rasch sich folgenden Stadien wächst die Anstalt im Sonnenschein der fürstlichen Gnade, und plötzlich ergreift den geistreichen Monarchen der Gedanke, seine Staatsdiener alle unter seinen Augen und nach seinen Ideen selbst zu erziehen. Man begreift, welchen Reiz dieser Gedanke für ihn haben mußte; er war so ganz im Geist jenes „aufgeklärten Despotismus", der alles von oben her reformieren wollte und in einer „väterlichen" Erziehung der Unterthanen den höchsten Fürstenberuf zu finden meinte. In der That gewann der sonst so wechselvolle Herzog in der Berührung mit der ihn selbst erhebenden Aufgabe eine Ausdauer, die man noch nie an ihm bemerkt hatte: bis zu seinem Lebensende, mehr denn zwanzig Jahre lang, blieb sein Interesse ungeschwächt, und es mag billig bezweifelt werden, ob je ein Schulvorstand mit solcher bis ins einzelnste gehenden Liebe über seiner Anstalt gewacht hat, wie Karl Eugen über diesem teuersten Herzenskinde. Sein Ehrgeiz war, eine Anstalt zu schaffen, die weit und breit nicht ihresgleichen haben sollte. Und ein Unikum in der Geschichte der Erziehungskunst ist die Akademie jedenfalls, schon nach der Universalität ihrer Anlage: Gymnasium und Hochschule zugleich und alle Altersstufen vom achten bis zum zweiundzwanzigsten Lebensjahr umfassend, diente sie den mannigfaltigsten Bedürfnissen des Hof- und Staatsdienstes, und bereitete daneben für Malerei, Plastik, Kupferstecherkunst, Musik, Theater und Ballett vor. Dabei sind ihre Resultate wirklich staunenswert, zumal bei der kurzen Zeit ihres Bestandes, wovon im Grunde nur zwanzig Jahre in Betracht kommen. Es sind nicht bloß jene Sterne erster Größe, welche meist zu ihrem Ruhme hervorgehoben werden: neben Schiller Dannecker, neben Kielmeyer, dem genialen Begründer einer neuen Naturbetrachtung, der große Cuvier, den sein Zeitalter dem „Napoleon der Intelligenz" nannte. Es ist auch nicht bloß die große Zahl der berühmten Künstler, die aus ihr hervorgegangen: merkwürdiger noch ist die Menge der bedeutenden Persönlichkeiten in Staat und Heer und Wissenschaft, nicht bloß in Württemberg, sondern in vielen deutschen und mehreren außerdeutschen Staaten, wie denn neben zahllosen Universitätsprofessoren nicht weniger als siebzehn Minister und dreiunddreißig Generale in der Liste der ehemaligen Karlsschüler erscheinen, und das Bezeichnendste dabei ist die Thatsache, daß, wer einmal seine Bildung in der Akademie erhalten hatte, sein lebenlang ein „Karlsschüler" blieb, ein Ehrenname, mit dem sich im Bewußtsein des nachfolgenden Geschlechts die Vorstellung von einer vielseitigeren Bildung, von einem offenen Verständnis für geistige Interessen aller Art und nicht zum wenigsten von einer besondern Brauchbarkeit im Leben und im gesellschaftlichen Verkehr zu verbinden pflegte.

Diesen Ruhm verdankte die Akademie in erster Linie ihrem Unterricht. Er war für jene Zeit in der That vortrefflich, nicht von Anfang an allerdings, aber seit dem Zeitpunkte, da die ersten Experimente vorüber und der tüchtige Kern der meist jungen und mit Glück gewählten Lehrer zur vollen Geltung gelangt war. In schroffem Gegensatz zu der einseitigen und ausschließlich grammatischen Betreibung der alten Sprachen in der Praxis der älteren Schule ging der Unterricht in der Karlsschule nicht sowohl auf Gründlichkeit, er that vielmehr in dieser Hinsicht entschieden zu wenig: aber er war vielseitig, anregend, Geist bildend, er nahm das Denken in Anspruch und erzog zur Selbständigkeit; Kraft wecken! war der oberste Grundsatz des Herzogs. Dabei folgt die Karlsschule stets der fortschreitenden Wissenschaft, sie soll von Anfang an ein Gefäß für den neuen Geist sein und sie nimmt in der That von den Anschauungen und geistigen Errungenschaften jener Zeit, in der das deutsche Geistesleben mit staunenswerter Raschheit den gewaltigsten Umschwung erfährt, eine Fülle in sich auf, welche für den freien Blick des Fürsten ein ehrendes Zeugnis ist.

Aber leider, wie sich in seiner eigenen Natur die wunderlichsten Widersprüche beisammen finden, so steht diesem freien und in einem weiten und hohen Geiste geübten Lehrsystem eine bedenkliche Kehrseite gegenüber. Schon die maßlose Steigerung des Ehrtriebs war pädagogisch verwerflich, viel verwerflicher aber noch die Disciplin, nicht wegen ihres militärischen, sondern wegen ihres polizeilichen Charakters, nicht um

ihrer Strenge, ſondern um ihrer inneren Unwahrheit willen: kleinlich, pedantiſch, mißtrauiſch, beruhte ſie auf den dürftigſten Anſchauungen von der jugendlichen Natur: ſie kannte für den zweiundzwanzigjährigen Jüngling nur dieſelben Satzungen wie für den achtjährigen Knaben und hatte von den großen und edlen Aufgaben der Erziehung und Charakterbildung nicht die entfernteſte Ahnung Hier liegt der Grund jener merkwürdigen Verſchiedenheit der Anſichten über die Karlsſchule in alter und in neuer Zeit: von den einen als Pflanzſchule der größten Talente geprieſen, wurde und wird ſie von anderen als „Sklavenplantage“, wie ſich Schubart ausdrückt, in den Staub gezogen; hier liegt aber zugleich auch der Grund, warum tiefer angelegte Naturen, je mehr ſie durch den Unterricht gekräftigt und in freiere Geiſtesregionen erhoben wurden, um ſo entſchiedener Gefahr liefen, mit dem ſittlichen Geiſt der Anſtalt in Widerſpruch zu geraten.

Wir haben es jetzt zunächſt mit den älteren Zuſtänden der Anſtalt zu thun. Sie war noch ziemlich unfertig, als am 17. Januar 1773 ein neuer Eleve eintrat, über welchen wir in dem von dem bekannten Nies geführten Tagesrapport wörtlich folgenden Eintrag finden: „Zuwachß bey der 1ſten Claſſe: Johann Chriſtoph Friedrich Schiller von Marppach, à 5 Fuß, 13 Jahr alt, ev., confirm., deſſen Vatter Hauptmann beim General v. Stein'ſchen InfRgmt.“

Der dicke Nies konnte natürlich nicht ahnen, mit welcher Teilnahme wir heute dieſen ſeinen Eintrag leſen. Iſt uns doch, als ſehen wir ihn in ſeiner beleibten Lieutenantswürde — er war eigentlich Schneider, wurde aber wegen ſeiner Polizeitalente zum Oberaufſeher erhoben —, wie er den ſchüchtern vor ihm ſtehenden Neuling mit den rötlichen Haaren und den entzündeten Augenlidern muſtert und über ſeine Perſonalien und ſein Vorleben verhört.

Der Knabe war freilich nicht gerne gekommen und mit ſchwerem Herzen mochte er jetzt dem Geſtrengen in den ungeheuren Schlafſaal folgen, in dem er mit neunundvierzig Genoſſen nun wohnen ſollte. Er hatte im Einverſtändnis mit Vater und Mutter Theologe werden wollen, aber der Wille des Herzogs, dem es um tüchtige Zöglinge für ſeine Lieblingsſchöpfung zu thun war, hatte ihn für die Anſtalt gefordert. Wohl hatte der wackere Vater eine freimütige Vorſtellung gewagt, allein der Herzog wiederholt ſein Verlangen in einer Weiſe, daß dem armen Hauptmann in ſeiner Stellung nichts übrig bleibt, als betrübt den Sohn dahinzugeben und dem „großen Karl“ unterthänigſt für ſeine Gnade zu danken.

So legt ſchon der Eintritt in die Akademie bei Schiller den Keim zu der inneren Auflehnung. Der Herzog meinte es ja gewiß gut in ſeiner Art, jedenfalls hatte er keinen Begriff von der Verwirrung, die er in einem braven Bürgerhauſe und in einem tiefempfindenden Knabenherzen angerichtet hatte. Aber was in dieſem Herzen kochte, war das Bewußtſein einer unwürdigen Abhängigkeit, das unheimliche Gefühl einer von keinem Geſetze wirkſam beſchränkten und oft genug nicht von den Forderungen des Rechts und der Billigkeit geleiteten Gewalt. Denn, ſo verlegen der Dreizehnjährige vor den prüfenden Blicken der Aufſeher daſtehen mochte und ſo ſanft der Aufſchlag ſeiner guten Augen war, in ſeiner Bruſt lag ſchon damals etwas, was ſich trotzig aufbäumte gegen widerrechtlichen Zwang. Und er ſelbſt machte ſich darüber gewiß keine Vorwürfe: war doch dieſes unbezwingliche Freiheitsgefühl das edelſte Stück der Ausſtattung, die er von der Natur empfangen, der Quellpunkt ſeiner einſtigen Größe, und für jetzt die einzige Waffe des Armen und Schwachen im Kampf mit der harten Wirklichkeit.

Wie ihm wohl zu Mute geweſen ſein mag, als ihm beim Abſchied, wie er ſelbſt berichtet, der Vater zu Gemüt führte, daß er alles thun müſſe, um durch unbedingten Gehorſam dieſem Herzog zu gefallen, weil von ihm nicht bloß die eigene Zukunft, ſondern auch — die Exiſtenz ſeiner Eltern und Geſchwiſter abhänge. Kein Zweifel, daß den Knaben ſchon damals etwas von dem Gefühl ſtreifte, das hernach der Nerv ſeiner gewaltigſten Dichtungen werden ſollte. Aber der Herzog ſelbſt verlangte noch viel mehr als bloßen Gehorſam, er verlangte Liebe, freigewährte Liebe: er wollte ja der Vater „ſeiner teuren Söhne“ ſein, wie er ſie täglich und gewiß in vollem Ernſte nannte, und keine Pflicht wurde in der Akademie ſo ſtreng und unabläſſig eingeſchärft, wie die eine, dem Herzog, dem erhabenen Wohlthäter, die ſchrankenloſeſte Dankbarkeit zu beweiſen und ihn weit höher als Vater und Mutter zu ſchätzen.

Blicken wir hier ſchon in einen Zwieſpalt hinein, der ſich dem armen Jungen zwiſchen dem natürlichen Gefühl und den Forderungen der

Anstalt ergeben mußte, so war auch sonst so manches da, was dem so überaus zartfühlenden Knaben in der Seele weh thun mußte. Jener Schmerz zunächst, der so manchem seines Alters das Herz schwer gemacht hat, wenn er sich vom Elternhause, von der Mutterſorge weg in eine fremde Umgebung versetzt sah, das herbe Leid des Heimwehs; es blieb natürlich auch ihm nicht erspart, und er spricht aus eigener Erfahrung, wenn er seinen Karl Moor in glühenden Worten seine Sehnsucht nach den Elysiumsscenen der Kindheit äußern läßt. Hier lag nun überdies ein bedenklicher Mangel der Anstalt: für alle die kleinen Anliegen und Bedürfnisse, die ein junges Herz hat, waren die Zöglinge wenigstens in jenen ersten, noch unvollkommenen Jahren einzig an die Aufseher gewiesen, Unteroffiziere, ohne Bildung, zum Teil von roher Gesinnung, die leider am wenigsten unter dem Gesichtspunkt ausgewählt waren, den Knaben sorgend an die Hand zu gehen, sondern ihre Aufgabe, wenn es gut ging, in strengster Ueberwachung fanden, oft genug aber auch durch Hinterlist und spionierende Schleichwege sich die Gunst ihrer Vorgesetzten zu gewinnen meinten.

Und welche Fülle von Anlässen bot einer solchen Gesinnung die streng militärische Disciplin und Hausordnung, deren wachsame Hüter eben jene Unteroffiziere waren! Es ist zwar durchaus unrichtig, wenn man sich Schiller fast in täglichem offenem Konflikt mit der Hausordnung vorstellt: aus den Akten ergibt sich, daß er in den acht Jahren seines Akademielebens nur sechs jener „Billets" bekommen hat, denen eine Bestrafung von seiten des Herzogs zu folgen pflegte, und strafen durfte niemand als der Herzog. Aber eben der Umstand, daß diese Billets alle sich auf die kurze Zeit von Oktober 1773 bis Februar des folgenden Jahrs zusammendrängen, zeigt, wie schwer es ihm wurde, sich in die Disciplin zu finden. In jener ersten Zeit ist es besonders das Schreckenswort Propreté! das der Intendant, Oberst v. Seeger, beständig im Munde führte, was nach Ausweis der Tagesrapporte ihm am meisten zu schaffen machte: die Hälfte jener Billets bezieht sich auf die Propreté. Betrachten wir uns die verschiedenen Anlässe.

Da ist zunächst der Schlafsaal mit seinen strengen Satzungen, ein riesiger Raum mit den fünfzig Betten der ersten Abteilung. In der Mitte läuft ein breiter freier Gang zwischen zwei Säulenreihen durch; rechts und links von den Säulen zur Wand hinüber stehen die Betten in regelmäßigen Abständen. Da hat nun jeder Eleve eine Art von Stübchen für sich, für dessen Sauberkeit er verantwortlich ist, nach links durch das eigene, nach rechts durch des Nachbars Bett begrenzt und von dem gemeinsamen Mittelgang durch ein niederes schwarzes Gitter getrennt, zu dem er den Schlüssel in der Tasche trägt. Ein Bücherbrett über der perlgrauen Bettlade, eine blau angestrichene Kommode, zugleich als Arbeitstisch dienend, am Fenster ein hölzerner Stuhl bilden die ganze Einrichtung. Hier ist alles Regel, Ordnung, peinlichste Pünktlichkeit. Wie bei Nacht an jedem der fünfzig Betten die langen Strümpfe vorschriftsmäßig rechts und links über die Bettenden herabhängen müssen, so hat jeder am Morgen vorschriftsmäßig sein Bett so zu machen, daß alle die blauen, rotgeblümten Bettdecken genau zu derselben Höhe emporsteigen, und ebenso muß sich genau in derselben Linie der Rücken des Stuhls über ihnen erheben; denn jeder hat ihn, wenn das Kommando aus dem Saal abruft, pünktlich in die Mitte des Betts zu stellen und wehe ihm, wenn das spähende Auge des Aufsehers noch ein Buch entdeckt, das er in der Eile auf das Bücherbrett zu stellen vergessen, oder gar einen Strumpf, einen Pantoffel! Und da denke man sich nun den glühenden Schiller: wenn ihn eben „bis an des Aethers bleichste Sterne erhoben der Entwürfe Flug", soll er noch an Strumpf und Pantoffel denken! Aber auch die Bücher selbst werden zuzeiten Gegenstand einer plötzlichen Razzia, welche sich auf verbotene Litteraturprodukte bezieht, und verboten ist ja, wenigstens in den ersten Jahren, alles, was zur deutschen Poesie gehört. Da muß denn wohl der Strohsack die teuren und unendlich verehrten Männer bergen, den edlen Haller, den gefühlvollen Kleist, den herrlichen Klopstock. Und auch der Strohsack ist nicht immer vor den gewandten Griffen der Aufseher sicher.

Eine zweite Quelle des unglücklichen Billets bildet die Uniform mit den verzweiflungsvoll hellen Beinkleidern, den vielen Knöpfen und Schnallen, die stets im hellsten Glanz erstrahlen müssen, und die Frisur! Jeder Eleve hat eine Stunde im Tage, um die Schuhe zu putzen, die Kleider zu reinigen, die Knöpfe blank zu machen und die schwere Arbeit der Frisur zu

vollenden. Denn wir ſind noch in der Zeit des Puders — im Finanzetat der Anſtalt finden wir als Jahreserigenz 461 fl. 36 kr. für vierzig Centner Puder —, und auch der Karlsſchüler hat ſeinen Zopf zu tragen und zwar von ſo genau gegebener Länge, je nach dem „Monatsmaß“ ſeines Trägers, daß, wenn der Herzog im Rangierſaal an der aufgeſtellten Linie hinten vorübergeht, die Zopfenden eine ſchnurgerade Linie bilden. Daher eben der Name „Zopfzeit“!

In dieſem Punkte hat ſich nun offenbar die eigenartige Natur Schillers am hartnäckigſten und widerwilligſten bewieſen, denn ihm mochte jene Stunde zu edleren Zwecken dienlich ſcheinen. Die Hälfte der Billets bezieht ſich auf die Propreté und es iſt ja bekannt, daß der Lieutenant Nies mit ſeiner Stentorſtimme ihn mehrmals einen „Schweinpelz“ geſcholten hat. Auch des geiſtvollen Urteils jenes Zöglings wird man ſich immer wieder mit Vergnügen erinnern, der in einem Aufſatz für den Herzog Schiller mit den Worten ſchildert: „Scheint ein guter Chriſt, iſt aber nicht ſehr reinlich.“

Wenn man ſich die Mühe nicht verdrießen läßt, die unendliche Reihe der Nieſſchen Tagesrapporte zu durchlaufen, ſo ſtößt man denn doch auf manches, was auf dieſe frühſte Zeit von Schillers Akademieleben ein Licht wirft. Schon im erſten Jahr erſcheint er ſiebenmal als „marode“, und im nächſten Jahr finden wir ihn einmal fünf Wochen lang auf der Krankenliſte. Und dabei iſt noch etwas, was unſer Gefühl in Anſpruch nimmt. Es mag klein erſcheinen, aber ach! für ein Knabengemüt iſt es nicht klein: die Koſt, die Nahrung.

Während in Stuttgart ſpäter die Speiſung von der eigens gebauten Anſtaltsküche beſorgt wurde, war ſie auf der Solitüde noch verpachtet. Der Koſtreicher hatte nach ſeinem Vertrag die „ordinäre Koſt“, Frühſtück, Mittageſſen und Abendbrot „bei einem Kavaliersſohn, Eleven und Famulo je einer in den anderen gerechnet um täglich 5 kr. 3 Heller und jährlich 33 fl. 27 kr. 3 Heller“ zu liefern, gewiß ein beſcheidener Betrag ſelbſt für den Geldwert von damals! Wir wiſſen auch durch übereinſtimmende Berichte, daß das Eſſen, das in Stuttgart ſpäter als reichlich und meiſt gut gerühmt wird, auf der Solitüde zu vielen Beſchwerden Anlaß gab, und der Herzog ſelbſt macht unter den Gründen der Verlegung nach Stuttgart beſonders die Rückſicht auf leichtere Verköſtigung geltend. Ein Herr v. Scheeler, der mit Schiller auf der Solitüde war, erzählt: „Das Frühſtück war höchſt frugal, es beſtand bloß aus einer geſchmälzten Waſſerſuppe, wozu das Brot von den Weibern im Spital in Stuttgart geſchnitten und dann in Haberſäcken nach der Solitüde geführt wurde; es ging dabei nicht am reinlichſten zu, denn die Brotſchnitten hatten nicht ſelten reichliche Zugaben von Staub, Mäuſekot und wohl auch Mäuſen.“ Und auch das Mittageſſen konnte nach demſelben Zeugen ſchon deshalb nicht gut und reinlich gekocht ſein, weil es in großen Waſchkeſſeln bereitet wurde, wozu auf der freien Erde Löcher zum Feuer gegraben waren.

Unter ſolchen Umſtänden war natürlich die Verſuchung für die Knaben groß, ſich anderwärts Erſatz zu verſchaffen. Ob die Zöglinge damals ſchon das Recht hatten, ſich für ihr Geld kleinere Bedürfniſſe durch die Bedienten kommen zu laſſen, iſt zweifelhaft. Jedenfalls mochte der gute Schiller auch in dieſer Hinſicht übel daran ſein. Es wird uns immer rührend ſein, wenn wir von der Ausſtattung leſen, die er in die Akademie mitgebracht hat: „ein blaues Röcklein, ein Kamiſol ohne Aermel, fünfzehn Stück unterſchiedliche lateiniſche Bücher und 43 kr. Geld,“ — ſo trat er in die Akademie ein. Wie bald mochte die kleine Barſchaft verbraucht ſein, und wie ungenügend mußte die Anſtaltskoſt für den raſch aufgeſchoſſenen Knaben ſein, der, wie noch aus den Protokollen über die meiſt von dem Herzog ſelbſt vorgenommenen Meſſungen zu erſehen iſt, gerade damals im vollen Wachſen begriffen war!

Mir wenigſtens iſt es ergreifend geweſen, in den Tagesrapporten auf zwei Notizen zu ſtoßen, die bisher nicht bekannt waren. Am 21. November 1773 ſteht mit entſetzlicher Kürze verzeichnet: „Eleve Schiller mit 12 Weydenſtockſtreichen, weil er vor 6 kr. Wecken auf Borg genommen.“ Noch heute bebt uns das Herz über eine ſo empörende Strafe; wie muß die Bruſt des Vierzehnjährigen gepocht haben vor Grimm über die unwürdige Exekution, welche nach dem ſtändigen Gebrauch ohne Zweifel bei Tiſch vor den Augen der ganzen Anſtalt und ſeiner dreihundertundfünfzig Genoſſen vollzogen wurde!

Ergreifend in ihrer Art iſt auch die andere Notiz. Am 24. Dezember 1773 lautet der Eintrag: „Eleve Groß jun. (ein Billet), weil er ſich durch die Reinigungsmagd Coffé machen

Digitized by Google

laſſen, und der ein Hemd davor gegeben; Eleve Schiller und Baz, weil ſie in der Geſellſchaft des Eleven Groß jun. Coffé bey beſagter Cammermagd getrunken." Die Strafe iſt hier nicht angegeben. Es iſt der 24. Dezember, der erſte heilige Abend, den Schiller fern vom Elternhaus verlebt — Ferien gab es in der Akademie überhaupt nicht —; da hat er ſich eine wahrhaft beſcheidene Freude gönnen wollen, und indes er mit jener wollüſtigen Furcht, die dem Knaben verbotene Genüſſe würzt, ſeinen Kaffee trinkt, muß er von einem ſpähenden Aufſeher entdeckt werden, um nun vermutlich einer bitteren Chriſtbeſcherung entgegenzugehen.

Dieſe Züge verdienen nicht bloß deshalb aufgeführt zu werden, weil uns aus dem Leben des teuren Mannes jede kleinſte Bereicherung unſerer Kenntnis wichtig iſt; ſie ſind in Wahrheit wichtig: ſie laſſen uns ahnen, wie es gekommen iſt, daß der Knabe, der im Vaterhauſe ſich ſo weich und ſanft von Gemüt gezeigt hat, an dem ſeine Schweſter Chriſtophine das zarte Gefühl für alles Edle und Schöne als Grundzug hervorhebt, daß dieſer herzensgute Knabe nach wenigen Jahren in einer Entſchloſſenheit, einer Willenskraft, einem Selbſtgefühl vor uns daſteht, für die wir notwendig den Grund in tiefdringenden Erfahrungen ſuchen müſſen. Dieſe Erfahrungen ſind die Konflikte mit der Disciplin, wovon wir in jenen Beiſpielen ſo bezeichnende Fälle haben. Schiller hat im Elternhaus eine harte und ſtrenge Zucht gehabt und den Stock ſeines Vaters wohl mehr als das eine Mal, von dem die Schweſter erzählt, auf dem Rücken gefühlt. Aber dieſe Zucht ging auf Wahrheit, auf Rechtſchaffenheit, auf ſittlichen Gehorſam. Hier aber fand er eine Disciplin, die faſt nur das äußerliche Verhalten zum Maßſtabe machte und nach der innern Beſchaffenheit der Handlung nicht fragte, die ganz nur von dem Mißtrauen diktiert war und eine leichte Verfehlung wie ein moraliſches Verbrechen behandelte. Da regt ſich ſein ſittliches Gefühl, ſein Urteil erſtarkt, und indem er ſeinen Schutz gegen ungerechte Behandlung in der Selbſtachtung, in dem Zeugnis eines ehrlichen Knabenherzens findet, emancipiert er ſich innerlich von dem Geiſte der Anſtalt, um fortan mit ſteigender Kraft und Selbſtändigkeit ſeinen eigenen Weg zu gehen. Mit der Disciplin ſelbſt findet er ſich fernerhin in ſeiner Weiſe ab, vielleicht daß er, durch Schaden gewitzigt, ſich nur beſſer vor Entdeckung zu hüten weiß. Von Mitte 1774 an lautet ſein Zeugnis in der Konduite durchaus und immer auf „recht gut", während es zuvor „mittelmäßig" und „ſehr mittelmäßig" gelautet hat. Es wäre ein ſchwerer Irrtum, dieſe merkwürdige Veränderung der Zeugniſſe auf einen gewaltigen Umſchlag ſeines innern Menſchen zu beziehen: dafür hatte die Akademie kein Auge und kein Verſtändnis; ſie wollte nur Gehorſam und äußerliche Ordnung. Denn hier lag ja, wie nunmehr klar ſein wird, der ſchlimmſte Schaden der in anderer Hinſicht ſo vortrefflichen Anſtalt; hier lag aber auch die Schule, in der ſich bei unſerem Schiller im bewußten Gegenſatz zu der Anſtalt durch mannigfache Irrungen hindurch die großartige Selbſtändigkeit, die herrliche Wahrheit des Charakters entfaltet hat. Der ſchönſte Reiz ſeines Lebens, das wohl noch ſchöner iſt als ſeine herrlichſten Werke, beruht auf jener wunderbaren Läuterung und Klärung des Willens aus trüber Jugendgärung; aber die erſten Schritte auf dieſer Bahn hat er ſchon in jener Zeit gemacht, da er ſchnöde gezüchtigt ward, weil er für ein paar Kreuzer Wecken auf Borg genommen.

War der Geiſt ihrer Disciplin die bedenklichſte Schwäche der Akademie, ſo war dafür der Geiſt ihres Unterrichts ihr höchſter und unbeſtrittener Ruhm. Hier ſind nun für Schiller die Zeiten ſtreng zu unterſcheiden: ſo voll und glänzend in den ſpäteren Jahren die Wirkungen des Unterrichts ihm zu gute kamen, ſo mangelhaft waren ſie im allgemeinen in der Zeit, welche uns hier beſchäftigt, auf der Solitüde. Eine unglückliche Verkettung der Umſtände machte, daß der Knabe von dem, was den beſonderen Vorzug der Akademie ausmachte, ſo wenig als möglich zu genießen bekam. Die Vortrefflichkeit des Unterrichts beruhte weſentlich auf den jungen Lehrern, die der Herzog mit genialem Blick aus den Stipendiaten des Tübinger Stifts zu wählen wußte und die, von Herderſchen Ideen ergriffen, die neue Gedankenwelt in die junge Anſtalt mitbrachten. Aber die jungen Lehrer kamen zunächſt an die jungen Klaſſen, und Schiller, der älteſten angehörig, behielt zwei Jahre lang ſeinen alten Jahn, den er ſchon in Ludwigsburg gehabt, als Hauptlehrer, einen braven Mann, aber ganz vom alten Schlag, der ein guter Präceptor aber ein ſchlechter Profeſſor war, und ſich ſelbſt am wohlſten fühlte, als ihn der Herzog zu Ende 1774 wieder

nach Ludwigsburg an ſeine lateiniſche Schule entließ.

Auch mit den Fächern traf es Schiller wenig günſtig. Es war die erſte Zeit der erweiterten Anſtalt, die Zeit der Experimente. Der ungeduldige Fürſt, der immer gleich Früchte ſehen wollte, meinte anfangs, nicht früh genug mit der Vorbereitung für die beſondern Berufswiſſenſchaften beginnen zu können. So kommt es, daß Schiller, der damals unter den Juriſten figurierte, ſchon von Beginn des Jahres 1774 an die Elemente der Jurisprudenz bekam, eine Einrichtung, welche ſchon bei den folgenden Jahrgängen als Mißgriff erkannt wurde. Und wenn auch die juriſtiſchen Fächer ſich auf drei Stunden Naturrecht, drei Stunden Reichshiſtorie und zwei Stunden römiſche Altertümer beſchränkten, wozu im Jahr 1775 noch Geſchichte des Rechts kam, ſo wurde damit doch für geeignetere Fächer die Zeit weggenommen; es wurde Schiller insbeſondere um die höheren Klaſſiker verkürzt, ein Mangel, den er ſpäter mit ſo ſchwerem Vorwurf gegen die Akademie empfand und der ihm erſpart geblieben wäre, wenn er einem der ſpäter folgenden Jahrgänge angehört hätte. Das Fach der Philoſophie d. h. deſſen, was jene Zeit unter Philoſophie verſtand, das in der Folge nach einer höchſt beachtenswerten und für die großen Erfolge der Akademie vielleicht entſcheidenden Methode den Mittelpunkt des Unterrichts auf der Stufe des Obergymnaſiums bildete, war im Jahr 1774 für Schiller in Jahns Hand gegeben, dem hierfür offenbar alle Begabung abging, und auch der Tübinger Profeſſor Bök, der eigens hierfür im Jahr 1775 an die Akademie berufen wurde, erſchien dem Herzog ſelbſt ſo trocken und unlebendig, daß er Schiller nicht bieten konnte, was er brauchte. Da nun überdies die beiden juriſtiſchen Profeſſoren von damals ihre Wiſſenſchaft in dem herkömmlichen formaliſtiſchen Geleiſe hielten und nach des Herzogs Zeugnis „zu wenig Feuer zeigten“, ſo entbehrte Schiller in jenen Jahren ganz jenes Element des geiſtvoll belebten, das eigene Denken und Intereſſe des Schülers anregenden Unterrichts, welches ſpäter unter der fortgeſetzten Einwirkung des merkwürdigen Fürſten das charakteriſtiſche Merkmal des Unterrichts in der Karlsſchule geworden iſt.

Es iſt im allgemeinen bekannt, daß Schiller in den drei Jahren 1773—75 wenig Fleiß und Eifer gezeigt hat. Aber man wird trotzdem überraſcht ſein, wenn ich in der Lage bin, das Genauere aus ſeinen Monatszeugniſſen beizubringen, welche wenigſtens für die Jahre 1774 und 1775 einen ſichern Einblick geſtatten. Seine ſtarken Fächer ſind die alten Sprachen, die aber leider damals, von der vorzeitigen Jurisprudenz beeinträchtigt, eine magere Rolle im Lehrplan ſpielen. Im Griechiſchen hat er, wie man weiß, im Jahr 1773 ſogar einen Preis davongetragen, und noch durch das ganze Jahr 1774 prangt es mit ſeinem „recht gut“ in einſamer Glorie. Denn ſonſt iſt in dieſen Zeugniſſen durchgängig eine traurige Oede: nicht nur, daß er in den juriſtiſchen Fächern mit überraſchender Konſequenz von einem Monat zum anderen an „mittelmäßig“ feſthält, das nur dann und wann ſich zu einem direkten „ſchlecht“ verdichtet, ſelbſt jene Disciplinen, in denen er dereinſt ſeine Lorbeeren ernten ſollte, Geſchichte und Philoſophie, weiſen dasſelbe einförmige „mittelmäßig“ auf, das auch Geographie, Statiſtik, Franzöſiſch faſt durchaus beherrſcht und nur in der Mathematik ſich zeitweiſe zu „ziemlich gut“ oder „gut“ erhebt. Völlig konſequent aber bleibt ſich ein Zeugnis, das Tanzen: auch ſpäter, wenn die anderen Rubriken ſich mehr und mehr mit vorzüglichen und zum Teil geradezu glänzenden Prädikaten füllen, noch bei dem Zwanzigjährigen ſteht unter „Menuett“ noch immer „ſehr mittelmäßig“ oder „ſchlecht“, und man meint noch heute aus dieſer Rubrik die verzweiflungsvolle Miene des eleganten Ballettmeiſters über einen ſo troſtloſen Eleven herausblicken zu ſehen.

Sollte man aber denken, daß jene böſen Nummern in den Hauptfächern vielleicht die Folge eines beſonders ſtrengen Maßſtabs ſeien, ſo ſind die Ergebniſſe der Lokation geeignet, jeden Zweifel zu benehmen, wenn ſie auch für jene Jahre nur lückenhaft erhalten ſind. Dabei muß man wiſſen, welcher Wert in der Akademie auf die Lokation gelegt ward: je am 12. eines Monats hat jeder Lehrer in jedem Fach nach vorangegangener Prüfung ſeine Abteilung zu locieren und die betreffende Liſte an die Kanzlei des Intendanten zu übergeben; hier wird aus dieſen Einzellиſten nach dem normierten Wert der verſchiedenen Fächer die Hauptlokation ſämtlicher Abteilungen angefertigt und zu der Generalliſte zuſammengeſtellt, welche nun in die Druckerei der Anſtalt wandert. So kommt der 15.

Digitized by Google

heran, der Tag der allgemeinen Spannung: im Speisesaale beim Mittagessen nimmt der Herzog das erste gedruckte Exemplar entgegen und läßt seinen Inhalt durch einen Offizier den lautlos Harrenden verkünden, wofern er ihn nicht selbst verliest und alsbald sein Lob und seinen Tadel daran knüpft. Nach Tisch bekommt dann einer um den anderen sein Exemplar, um sich von jedem einzelnen überzeugen zu können, welchen Platz er in seiner Klasse einnimmt, wie er selbst es weiß, daß alle die 3—400 neben ihm von Monat zu Monat erfahren, ob er inzwischen fortgeschritten oder zurückgekommen ist. Nun höre man, was damals über unsern Schiller verlesen ward: anfangs 1774 ist er noch der 7. unter 11, später schon der 16. unter 18, und durch das ganze Jahr 1775 hindurch bezeichnet die Nummer seiner Lokation stets zugleich die Gesamtzahl der Schüler seiner Klasse.

Schiller — der Letzte! — vielleicht ein Trost für manches gebeugte Mutterherz. Aber nicht jeder Letzte ist ein künftiger Schiller. Denn für den Tieferblickenden liegt in dieser merkwürdigen Thatsache der Beweis, daß er auch in geistiger Beziehung bereits die Bahn der Selbständigkeit betreten hat, die ihn allein zu seinen Triumphen führen konnte. Abgestoßen von der geistlosen Manier, unter der gerade er zu leiden hatte, während schon für seine nächstjüngern Genossen die Verhältnisse so viel günstiger lagen, angewidert von den unzeitigen Unterrichtsexperimenten, deren Gegenstand gerade seine Abteilung war, zieht er sich auf sich selbst zurück und fast möchte man denken, daß es seinem stolzen Herzen eine Befriedigung ist, so dazustehen: aut Caesar aut nihil! Er selbst hat längst für sich eine andere Quelle gefunden, um den Durst seiner Seele zu stillen, die Dichter und Meister der eben erblühenden vaterländischen Litteratur. Wieder genießt er mit verstohlener Freude, was kein Aufseher wissen darf: neben Kirschs lateinischem Lexikon, jeden Augenblick bereit, von ihm schützend überdeckt zu werden, liegt einer seiner Lieblinge aufgeschlagen. Und der zumeist auf ihn wirkt, ist jener Hohe und Gewaltige, jener schmelzend Zarte und Thränenselige, jener majestätisch Erhabene und hinreißend Innige, der Dichter des Messias, der Sänger der Oden, Klopstock. Wer will es ermessen, welche Schauer des Entzückens, welche Stürme von erhabener Empfindung durch dieses herrlich geartete Jünglingsherz gezogen sind, das so ganz wie eigens dazu bereitet schien, jenen Hohen in sich aufzunehmen: er entsprach dem heroischen wie dem zarten Element seines Wesens, er hob ihn empor zu flammender Begeisterung für Religion, Vaterland, Menschenwürde und er lockte ihm zugleich die seligen Thränen der edelsten Empfindung ins Auge. Ja, wer hineinblicken könnte in die Stunden, da vor dem trunkenen Auge des zum Jüngling reifenden Knaben die Welt der Ideale emporstieg, vom Zauberschimmer übersinnlicher Schönheit umflossen und von einem Wonnebeben begleitet, dessen unnennbare Seligkeit ihn alle Not des Daseins, alle Pein der Knechtschaft vergessen ließ! Hier war sein Paradies, hier war die Heimat seines Geistes, hier war das Heiligtum seiner innersten Natur, das zu hegen und unentweiht zu bewahren alle Kräfte seines Geistes, alle Nerven und Sehnen seines Wesens sich spannten.

Denn für Schiller gab es kein thatloses Genießen, und Glück empfand er nur im Streben und Ringen. So strebt und ringt er denn sofort dem Hohen nach, der seine Seele erfüllte; mit ungenügender Kraft zunächst. Denn auch die Dichtung hatte ihm die Natur nicht als reife goldene Frucht verliehen, die leise berührt dem Beglückten in die Hände sinkt, sondern nur wie ein fernes und erst durch rastloses Streben zu erreichendes Ziel vor das Auge gestellt. Man hat es mit Recht bedeutsam gefunden, daß er zum Gegenstand seines jugendlichen Epos sich Moses erkoren hat, den Mann der That, des handelnden Lebens, den Helden und Gesetzgeber seines Volkes. Und nicht minder bezeichnend für die Richtung seines Geistes ist, daß neben Klopstock damals sein Lieblingsbuch Luthers Bibel war: hier hat er neben der Kräftigung seines natürlich frommen Gefühls gleichsam instinktiv die Seele seines Volkes gesucht und gefunden; aus der Kraft und Fülle dieser herrlichen Sprache klang ihm der deutsche Geist in seiner Ursprünglichkeit, in seiner Idealität und Gefühlsinnigkeit vertraut entgegen.

Jenes Epos ist verloren gegangen und auch von einigen Versuchen in der Tragödie, die er gewagt, nachdem durch Gerstenbergs Ugolino der dramatische Nerv seines Geistes geweckt worden, sind ihm selbst später nur dunkle Erinnerungen geblieben. Erhalten aber ist aus jener ersten Periode seiner Karlsschulzeit noch ein Aufsatz in Prosa, der uns den interessantesten Einblick in sein damaliges Können und

Wollen, sein Denken und Fühlen gewährt. — Bekanntlich hat der Herzog den Zöglingen der ersten Schlafabteilung — wohl zu unterscheiden von Unterrichtsabteilung — 47 an der Zahl, im Jahr 1774 die Aufgabe gestellt, von sich selbst und von jedem der 46 Schlafsaalgenossen eine Charakterschilderung zu geben, welche sich auf zehn Punkte zu erstrecken hatte: Verhalten gegen Gott, gegen den Herzog, gegen die Vorgesetzten, gegen die Kameraden, Zufriedenheit mit sich selbst und seinem Schicksal d. h. mit der Karlsschule, Naturanlagen, Anwendung derselben und Fleiß, Reinlichkeit, Haupteigenschaften und Hauptneigung. Die Aufgabe ist so unpädagogisch als möglich, ja sie kann vom Standpunkt des Erziehers kaum zu stark verurteilt werden. Sie mußte auf eine minder befestigte Natur wie eine direkte Einladung zu Schmeichelei, zu Heuchelei und Angeberei wirken, und der einzige Gesichtspunkt, unter dem sich die Wahl des Themas allenfalls erklären läßt, ist eben der, daß der Herzog in der That einmal die Geister nach dieser Richtung prüfen wollte. Aber auch abgesehen von diesen Bedenken war die Ausführung stilistisch im höchsten Grade schwierig: man denke nur, daß 47 mal dieselben zehn Kategorien durchzunehmen waren; wie sollte dabei ein „Aufsatz" möglich sein?

Man wird die Schillersche Arbeit nur dann nach ihrem wahren Gehalte würdigen, wenn man andere erhaltene Lösungen mit ihr vergleicht: wie steif, wie hölzern bewegen sich selbst die Ersten ihrer Klassen in dem Gitterwerk jener Kategorien! Hier hat der Letzte unzweifelhaft die Palme davon getragen. Es ist wohl wahr, der Ausdruck ist da und dort noch ungelenk, aber er läßt in jeder Zeile den künftigen Meister der Rede erraten. Und nun, welche Herrschaft über den Stoff, welche spielende Grazie in der wechselreichen Verwendung jener Gesichtspunkte! wie fein und glücklich ordnet er die vielen Gestalten in Gruppen nach Aehnlichkeit und Gegensatz, wie überraschend weiß er meist das Charakteristische, den Quellpunkt der Individualität herauszufinden und in den Mittelpunkt zu stellen! Es sind geschaute Bilder, es sind zum Teil Porträts von Künstlerhand. Ex ungue leonem: in dieser kühnen Freiheit, welche ordnend und gestaltend über dem Gegenstand schwebt und wie in lichter Höhe sich wiegend auf ihn niederschaut, erkennen wir bereits das Gepräge des künftigen Schillergeistes und auch das ist schon echt Schillerisch, wie er, ein Kind des Kampfes, gerade der Schwierigkeit der Aufgabe sich freut, weil sie seiner überlegenen Kraft der Anstoß zu höherem Triumphe wird. Fürwahr, ein Fünfzehnjähriger, der eine solche Aufgabe so zu lösen vermochte, war kein „mittelmäßiges Talent", wie um dieselbe Zeit der alte Jahn von ihm aussagt, und wir begreifen es wohl, wie der Herzog den juristischen Lehrern, welche schwere Klage über seinen Unfleiß führen, nach Hovens Zeugnis zur Antwort gab: „Laßt mir diesen nur gewähren, aus dem wird noch etwas."

Aber fast noch interessanter ist die Arbeit in sittlicher Beziehung. Der jugendliche Verfasser empfindet deutlich das Bedenkliche und Fragwürdige der gestellten Aufgabe. Wenn es nicht der ausdrückliche Befehl seines Fürsten wäre, könnte er sich nicht entschließen, etwas zu thun, wovon Glück und Unglück seiner Genossen abhängen kann. Aber auch so muß er einige Punkte des Befehls verwerfen, indem er zugleich über seine Schwachheit seufzt: über das Verhalten seiner Genossen zu Gott zu urteilen, vermag er nicht, das steht nur dem Allwissenden zu. Und indem er nun ausführt, wie mit dem Verhältnis zu Gott die anderen innern Eigenschaften des Menschen zusammenhängen, lehnt er im Grund die Verantwortlichkeit für die ihm abgenötigten Urteile über das Innere seiner Mitschüler von sich ab. In diesen Urteilen selbst nun verrät sich ebenso deutlich sein gutes Herz wie anderseits seine Geradheit und die unverworrene Klarheit seiner sittlichen Anschauung: wo er unedle Gesinnung, liebloses Herz, Falschheit gegen Freunde bemerkt, ist seine Sprache scharf, am schärfsten aber bei Heuchelei und kriechender Demut, die er geradezu als Niederträchtigkeit bezeichnet. „Unsere Pflichten," sagt er einmal, „sind zwar auch auf die Demut beschworen worden, aber niederträchtige Demut ist ebenso schändlich als Stolz und Hochmut." Das ist wiederum schon der echte Schiller, und dieser stolze Freimut geht durch das Ganze. Sehr bezeichnend ist auch sein Verhältnis zu der Akademie: er idealisiert sie, um sie loben zu können.

Unsicher und schwankend wird sein Urteil nur da, wo seine Beziehung zum Herzog in Frage kommt. Er erschöpft sich in Ausdrücken der Bewunderung und Dankbarkeit, und der sonst meist gefällige Stil erhebt sich an solchen

Stellen zu üppigem Prunk und oratorischem Pathos. Aber gerade die stärksten Sätze verraten den schärferen Blick, die innere Unklarheit, den ihm selbst nicht bewußten Zwiespalt des Gefühls. „Dieser Fürst," versichert er z. B. an einer Stelle, welche man empörend gefunden hat, „dieser Fürst, welcher meine Eltern in den Stand gesetzt hat, mir Gutes zu thun, dieser Fürst, durch welchen Gott seine Absichten mit mir erreichen wird, dieser Vater, welcher mich glücklich machen wird, ist und muß mir viel schätzbarer als die Eltern sein, welche unmittelbar von seiner Gnade abhängen." Hier verrät gerade diese seltsame logische Begründung, diese epigrammatische Spitze, in deren Widersinn die Tirade ausläuft, daß das ganze Urteil ein Produkt des Verstandes ist und nicht vom Herzen kommt. Aber an bewußte und berechnete Unwahrheit darf man bei solchen Ausdrücken nicht denken, zumal bei einem so jungen Menschen, von dem niemand die konsequente Klarheit des Gereiften verlangen kann. Es ist nicht einmal nötig, das Uebermaß der Verehrung aus dem schlechten Gewissen des Verfassers herzuleiten, der sich am Schluß in lebhaften Wendungen des Unfleißes anklagt und reumütig Besserung verspricht. Denn einmal ist jene superlativische Redeweise die übliche Sprache der Zeit im Verkehr mit Fürsten, und wir sehen sie dem „großen Karl" gegenüber nicht minder stark von Männern gehandhabt, die über jeden Verdacht der Schmeichelei erhaben sind. Es hing dies mit dem eigentümlichen Verehrungs- und Bewunderungsbedürfnis der Zeit zusammen, das damals für ein Merkmal edlerer Empfindung galt. Und unzweifelhaft hat Schiller zuzeiten eine aufrichtige und begeisterte Bewunderung für den geistvollen Fürsten gehegt, der, wenn er wollte, eine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit entfalten konnte und niemals so munter, so witzig und anziehend war, wie unter seinen lieben Söhnen in der Akademie. Er hat sich ja auch Schillers bei jenem Anlaß gegen seine Lehrer angenommen und die Art, wie er bei seinen täglichen Besuchen sich mit der Gesamtheit und den einzelnen beschäftigte, für ihr Wohlsein sorgte, das kleinste Detail im Auge behielt, die große Liberalität, mit der er die Freiheit des Unterrichts und die Würde der Lehrer wahrte, die Achtung vor der Wissenschaft, und dazu seine fürstliche Erscheinung, sein eminenter Verstand, sein wunderbarer Scharfblick, seine unermüdliche Thätigkeit, seine rücksichtslose Energie, seine staunenswerten Erfolge — das alles mußte ihn einer Natur wie Schiller zu einer bedeutenden Erscheinung machen und es ihm erleichtern, den geforderten Zoll der Bewunderung in jenen Ausdrücken darzubringen, welche ihm seine rhetorische Fertigkeit so willig darbot.

In der That war dieser Herzog eine höchst merkwürdige Erscheinung. Er hatte Elemente der Größe in sich, deren Zauber man sich nicht leicht entziehen konnte. Kein Fürst hat seinen Unterthanen so weh gethan und doch war nicht leicht ein Fürst volksbeliebter als er. Noch heute gehen hundert Anekdoten von „dem Karlherzog" im Lande um, und in manchem Bauernhause in der Nähe von Hohenheim oder der Solitüde findet man sein Bild in der Stube hängen. Man rühmte seine Arbeitskraft, seinen praktischen Verstand, die schlagende Kraft seiner raschen Rede, vor allem seine Einfachheit: er war ein hoher Herr und umgab sich als Fürst mit einem Pomp, der nicht im Verhältnis zur Größe des Landes stand; aber persönlich lebte er in fast bürgerlicher Schlichtheit. Er baute Schlösser und Paläste aber er selbst wohnte am liebsten in einer Mansardenstube. Er drückte das Volk mit rücksichtsloser Härte, aber niemand verstand so gut mit „dem gemeinen Mann" zu verkehren. Wenn irgendwo im Land ein schweres Schadenfeuer war, wußte jedermann, daß der Herzog, wie entfernt er sein mochte, zur Stelle kam, und wenn er dann auf seinem wohlbekannten Renner heransprengte und im Bogen den Brandplatz umritt, nickten sich die Leute verständnisvoll zu; denn nun war die Gefahr gebannt. Auch für unheilbare Leiden war das Volk geneigt, ihm wunderbare Kräfte zuzuschreiben.

In der Karlsschule ging die Verehrung für ihn bei manchen bis zur Schwärmerei. Im Jahr 1828, bei der Feier seines hundertjährigen Geburtstages, waren 250 ehemalige Zöglinge um den Rest ihrer Lehrer versammelt und aus ihren Reden und Trinksprüchen tönte der reine Klang bewundernder Dankbarkeit hervor. Körner selbst, der um Schillers willen dem Herzog feind war, schreibt diesem einmal verwundert, der junge Pfaff von Stuttgart, der bei ihm gewesen, habe ihm mit so viel Wärme von der Akademie und besonders von dem Herzog gesprochen, daß er am Ende noch gar sich für diesen

intereſſieren lerne, wie er nimmermehr gedacht hätte. Und wenn man ſehen will, wie liberal und liebenswürdig dieſer Herzog mit jungen Leuten umzugehen wußte, ſo nehme man das Leben eben dieſes Pfaff zur Hand — es iſt Johann Friedrich, der große Helmſtädter Mathematiker — und leſe die Briefe, die er, aus der Akademie entlaſſen, auf ſeiner Bildungsreiſe mit dem Herzog gewechſelt hat.

Für Schiller jedenfalls war Herzog Karl die erſte bedeutende Erſcheinung, die ihm im Leben entgegentrat, und das Verhältnis zu ihm iſt es im weſentlichen, woran ſich faſt während eines Jahrzehnts ſein Charakter entwickelt hat. Er, der für alles Ungemeine einen ſo wachen Inſtinkt hatte, mußte damals dieſe Natur als eine imponierend überlegene empfinden, und ſie, wie er es allen Ueberlegenen gegenüber that, zunächſt mit den Armen hingebender Liebe zu umſchlingen ſtreben. Aber je weiter er auf jener Bahn der Selbſtändigkeit vordrang, auf welche ihn die ſinnwidrige Disciplin der Anſtalt, das Werk desſelben Herzogs, verwieſen hatte, um ſo entſchiedener mußte er ſich des ungeheuren Gegenſatzes ihrer Naturen bewußt werden. Auch in Schillers Bruſt pochte von jeher etwas von Herrſcherbewußtſein: „ſein Gang auf der Straße," ſagt Goethe zu Eckermann, „jede ſeiner Bewegungen war ſtolz und großartig, aber ſeine Augen waren ſanft." Allein bei ihm ruhte dieſer Stolz einzig auf dem Bewußtſein ſeines idealen Berufes: in der reinen Hingebung, in der völligen Selbſtentäußerung an das Ideal fand er, je weiter er fortſchritt, ſeinen höchſten Adel, ſeine Seligkeit, und dieſe ideale Welt war für ſeinen fürſtlichen Gönner ein bloßer Schall, ein leerer Name. Was dem Knaben, dem Jüngling Schiller ſchaudernd vor Entzücken das Herz hob, der Gedanke an das Vaterland, die vaterländiſche Dichtung und Geiſtesbildung, die dämmernde Ausſicht auf menſchlichere Zuſtände, das mußte er im tiefſten Buſen verſchließen, weil es in der Akademie verpönt und vogelfrei erklärt war. Wohl hatte der geiſtreiche Fürſt die Ideen der Zeit in ſeiner Art ſich zu eigen gemacht und der wiſſenſchaftlichen Forſchung gegenüber iſt vielleicht kein Regent jener Tage ſo großartig liberal geweſen, wie er, der niemals dem Unterricht Beſchränkungen auferlegt und allem Neuen die Pforten der Akademie geöffnet hat. Aber in ſeinem Geſchmack und Empfinden war er durchaus ein Kind des Rokoko, deſſen frivole Nichtigkeit und innere Erlogenheit Schiller empörte, und was dem Herzog am meiſten am Herzen lag, der Glanz ſeiner Hofhaltung und jene prunkvollen Feſte, bei denen er den Reichtum ſeines erfinderiſchen Geiſtes zu zeigen liebte, konnte bei Schiller nur das Gefühl herausfordern, wie völlig fremd dies alles ſeinem Weſen war.

Wir haben vom Lorbeerſaal geſprochen. Welche Feſte wurden hier gegeben, mit welchem Aufwand der berühmteſten Kräfte des Auslands, welchem Prunk des Hofſtaats! Stets war die Akademie dazu berufen, und der Herzog ſah einen weſentlichen Teil ſeiner Erziehung darin, die jungen Leute früh mit der „Welt" in Berührung zu bringen. Schiller wird ſich dadurch nur der überſchwenglichen Herrlichkeit ſeiner inneren Welt bewußt: „Teil' Welten unter ſie — nur, Vater, mir Geſänge!" ſo fleht er mit hinreißender Innigkeit in ſeinem erſten Gedichte. Und mit trunkener Begeiſterung ſchwelgt er dieſer Hohlheit einer innerlich erſtorbenen Kultur gegenüber in den jugendfriſchen Gemälden Rouſſeaus von einem edleren und wahrhaft menſchenwürdigen Daſein.

Wir ſind zu Ende. Hätten wir Schiller noch nach Stuttgart zu begleiten, wo ihm in den folgenden fünf Jahren die größere Hälfte ſeines Akademielebens verfließt, ſo würden wir ſehen, wie die Anſtalt, die ihm auf der Solitüde von ſich aus ſo wenig geboten, nun auch in poſitiver Weiſe für ſeine Ausbildung wichtig und fördernd wird, wie bei dem neuen mediziniſchen Studium ſofort ſein Intereſſe ſich belebt, wie die Zeugniſſe beſſer und beſſer, zum Teil ſogar glänzend werden, wie namentlich bei Philoſophie unter Abels, des „engelgleichen Mannes", Führung eine neue Welt vor ſeinem Geiſte erſchließt und eine unermeßliche Gärung der Begriffe in ihm erzeugt, wie durch das glückliche Zuſammenwirken vortrefflicher Lehrer und eines meiſterhaft gegliederten Unterrichtsorganismus geiſtige Kräfte in ſtaunenswerter Fülle und Stärke in ihm geweckt und durch die Berührung mit den bewegenden Gedanken und Inſtinkten der Zeit in jene elektriſche Spannung verſetzt werden, deren wunderbare Zeugniſſe wir in den mediziniſch-philoſophiſchen Abhandlungen von 1779 und 1780 bemerken. Wir würden aber auch erkennen, wie eben die geiſtige Höhe und Freiheit, auf welcher der Unterricht in der Akademie ſtand, ihm die ſittliche Unvoll-

Digitized by Google

kommenheit der noch immer andauernden und für den Zwanzigjährigen doppelt unerträglichen Disciplin ihm noch fühlbarer macht, und wie dieser Widerstreit es ist, der in seiner tief angelegten Natur jene mächtige Reaktion des sittlichen Bewußtseins, jene gewaltige Erschütterung des ganzen Innern hervorgerufen hat, deren vulkanischen Ausbruch wir in den „Räubern" vor uns haben. Denn indem er, was in acht Jahren von Groll und Grimm über Druck und unwürdige Knechtschaft durch sein bebendes Herz gegangen, zu den Gefühlen und Stimmungen eines zertretenen Volkes erweitert, in hellem Brande auflodern läßt, schafft er jenes Werk, dessen ungeheure Mängel sein gereifteres Kunstgefühl nach kurzem verurteilt, das aber mit der unwiderstehlichen Gewalt einer hinreißenden Empfindung durch die Herzen seiner Nation ging.

Man hat es neuerdings wieder einmal bedauert, daß Schiller der Weg durch die Karlsschule aufgenötigt worden sei: im theologischen Seminar und im Tübinger Stift, meinte man, wäre sein Entwickelungsgang leichter und harmonischer geworden. Es ist immer mißlich, sich mit solchen nicht eingetretenen Möglichkeiten auseinanderzusetzen. Man wird gewiß zugeben, daß Schiller auf diesem Weg mit geringerer Mühe zu einer viel sorgfältiger und tiefer begründeten, wenn auch viel einseitigeren Bildung gelangt wäre; er hätte zum mindesten nicht nötig gehabt, in seinen Mannesjahren noch das griechische Altertum aus mangelhaften Uebersetzungen zu studieren. Aber nicht um das Maß des Wissens, nicht einmal um die Art der Bildung handelt es sich hier, sondern um die Gestaltung des Charakters, des innersten Kerns der Persönlichkeit. Unser Schiller wäre er wohl nicht geworden. In der Karlsschule trat ihm der Despotismus als militärisch-politischer Zwang entgegen, dort wäre es der pedantisch gelehrte gewesen. Dieser ist seiner Natur nach hemmend und lähmend, jener mußte den innersten Nerv seiner Natur, den Durst nach Freiheit, erregen und sein Wesen bis in die untersten Tiefen erschüttern. In jenen klösterlich abgeschlossenen Anstalten, in deren dumpfe Mauern erst die Zeit der französischen Revolution eine Berührung mit der Gegenwart brachte, wäre sein Geist einzig auf die Wissenschaft hingewiesen worden; die Karlsschule, die Schöpfung der Gegenwart, das echte Kind einer gärenden und in sich zwiespältigen Zeit, verwies ihn von allem Anfang an, wollend oder nicht, auf das Leben, auf die Kämpfe der Zeit und eben damit auf seinen großen und ewigen Beruf. Sie ist in Wahrheit die Schule, die ebensosehr durch die neuen großartigen Bildungselemente, die sie seinem Geiste bot, wie durch den trotzigen Widerspruch, zu dem sie seine stolze Seele durch ihre niedern und jämmerlichen Ordnungen reizte, unsern Schiller zu dem gemacht hat, was er uns ist, zu dem Dichter, der aus den tiefsten Erschütterungen innerer Kämpfe seiner Nation die unvergänglichen Güter der Schönheit und sittlichen Freiheit erobert hat.

Ein alter Theaterdirektor.

Von

Anna Löhn-Siegel.

Der alte Theaterdirektor Karl Gottlieb Wurm wurde unter seinen Schauspielern „das Wurmel" oder „das unmaßgebliche Karlchen" genannt. Wie er zu diesen Titulaturen gekommen, habe ich nicht erfahren. Er war in der That ein wunderlicher Kauz, eine Specialität, wie sie in der Gegenwart kaum noch existieren dürfte. Ich lernte ihn vor etwa dreißig Jahren kennen, als ich noch nicht lange am Dresdener Hoftheater engagiert war. Wurm reiste mit seiner kleinen Truppe an der böhmisch-sächsischen Grenze umher und verirrte sich jezuweilen auch in ein sächsisches Fabrikstädtchen.

Als es seinen Schauspielern, die sich „die Spielwürmer" zu nennen pflegten, unter Wurms Führung einmal recht herzlich schlecht ging, schrieb der Direktor vom Städtchen N. aus an mich und bat, ich möchte bei ihm gastieren. Der Brief lautete sonderbar genug, man hätte ihn unter Glas und Rahmen einer Rubrik „zum Totlachen" einverleiben können. Hier ist er.

„Wohlgeborenste, ehrenwürdigste Dame! Meine Schauspieler lassen mir nich Ruh', ich muß Ihnen einladen zum Gastspiel, obwohl ich nich finden kann, daß es so schlecht geht, indem ich gestern auf den ‚großen Schinderhanns mit lebenden Bildern' 20 Thaler 7 Groschen

6 Pf. eingenommen habe und unter ihnen zu verteilen nich keinen Anstand nahm. Wenn ein Direktor noch ehrlich teilt, is es noch nich schlimm und noch nich aufs höchste gestiegen mit die Hungersnot. Aber ich thue Sie denn doch, wohlgeborenste Dame, einladen, indem der Bürgermeister mir gestern flüsterte, daß gewisse unumstößliche Kostenpunkte zu gestatten wären, um weiter zu spielen, obwohl die vorhandenen Dekorationen und das andere Gerümpel der Stadt N. Lappen sind, mit die zu spielen kein Ehr' ist. Nun gut, ich bin Wurm und krümme mich, wenn ich getreten werde. So krümme mich unters Gastspiel, indem Sie gewiß viel verlangen werden, ehrenwürdige Dame, und ich keinen Nutzen nich von das Gastspiel zu erhaschen mich wagen darf. Doch es mag sein, denn der Bürgermeister war oft ins Hoftheater, is ein Verehrer von Sie und wünscht. Geben Sie gefälligst Ihre Kosten an und die Rollen, indem ich nich weiß, ob Sie alt oder jung sind, welches letzte mir aber wahrscheinlicher dünken muß, wo der Bürgermeister verehrt. Wohlgeborenste, ehrenwürdige Dame, machen Sie Ihre Kosten und Forderungsanteil nich zu hoch, denn das Haus is klein und selber wenn ich Dobbelpreise mache, wird nich viel 'rauszuschinden sein. Indem ich mich, wohlgeborenste Dame, Ihrer milden Ansicht zu empfehlen geneigt bin, nenne ich mich, was ich zu sein unterthänigst die Ehre habe,

Wurm."

Ich war etwas verblüfft, glaubte mich geäfft und citierte Richard Wanderers Worte im gleichnamigen Stück:

„Was will der Regenwurm? Kann sich's begeben,
Daß solch Gewürm darf mimen, gaukeln, leben?"

Zum Glück schrieb zu gleicher Zeit ein Schauspieler der Wurmschen Truppe (also ein Spielwurm) an mich und lichtete das Dunkel.

„Hochgeehrtes Fräulein! Ich muß annehmen, daß Sie unseres Direktors, des unmaßgeblichen Karlchens, Deutsch nicht verstehn oder von seiner Ausdrucksweise unangenehm berührt werden. Seine Einladung zum Gastspiel dürfte in einer Weise und Form vorgebracht werden, die Sie zu einer Absage bestimmt. Deshalb erkühne ich mich, Ihnen im Namen meiner Kollegen und Kolleginnen zuzurufen: Retten Sie das Wurmsche Theaterschiff vom Untergange! Der Winter ist kalt und es fehlt den Familien oft am Nötigsten. Wohl teilt das gute Wurml ehrlich, aber diese Teilungen decken nicht die kontrahierten Gagen. Rückstände, allüberall Rückstände. Aus diesen Rückständen sollen Sie ihn, hochgeehrtes und gewiß mitfühlendes Fräulein', endlich einmal herausreißen. Wurm empfindet keinen Mangel, er ist einer von den Käuzen, die Goethe *nicht* geahnt hat, als er das berühmte Wort schrieb. Ein alter abgehärteter Komödiant ohne Frau und Familie, zufrieden wenn er Mittags einen Häring hinter den zugluftigen Coulissen, auf einem Versetzstück reitend, mit Stumpf und Stiel verzehren kann, und imstande, sich die Kartoffeln mit starker Phantasie hinzuzudenken. Der Bürgermeister und die Honoratioren der Stadt freuen sich außerordentlich auf Ihr Gastspiel, denn ich habe bereits, in der Hoffnung auf Ihre Herzensgüte, darauf hingewiesen. Haben Sie die Gewogenheit, nur an den Direktor Wurm zu schreiben, nicht an mich. Ich darf nur hinter den Coulissen in dieser Sache mitwirken.

Hochachtungsvollst und ergebenst zeichnet
ein trauernder Familienvater
und komischer Chargenspieler B."

Ich hatte zu Anfang meiner Theaterlaufbahn in Schlesiens Gefilden die kalten Stuben und karg besetzten Mittagstische kennen gelernt und war bereit, den armen Schauspielern nach Kräften zu helfen, wenn mir die Intendanz Urlaub zu einem Gastspiel gewähren würde.

Ich schrieb, nachdem ich den Urlaub nicht ohne Mühe erhalten hatte, an Wurm, ich würde kommen, und meine erste Auftrittsrolle solle die Luise in „Kabale und Liebe" sein.

Wurm antwortete wieder befremdlich: „Um Gottes willen nich! Ich habe keine Milford. Spielen Sie doch *die*, denn eine Luise is da, obwohl schon vor langen Jahren ‚16 gewesen' (was Schiller auch hätte weglassen können), aber gut, indem sie die Rolle aufs Und auswendig weiß. Präsident Walter bin ich, und *sehr* gut, obwohl von Natur eigentlich Wurm. Alte Millerin is meine Haushälterin, eigentlich nich fürs Theater gebildet, aber eine Person, die alles kann. Nimmt die Röcke zusammen und fährt von der Bühne gleich wieder hinunter in den Kasten und souffliert. Wenn sie oben zu thun hat ‚millre', d. h. souffliere ich selber, und *sehr* gut. Der Bürgermeister is entzückt. Die ganze Umgegend, Spielwaarenfabrik, Bergwerke und Rittergüter, wird kommen. Ich möchte raten, das Stück zu teilen. Zwei Abende. An einem drei Akte und am andern zwei Akte.

Jedesmal anderes Publikum, oder auch dasselbe, aber zweifache Zahlung. Auf einmal geht so wenig Menschheit in den Musenstall. So kriegt ein Teil die Kabale, der andere die Liebe."

Sollte das Ernst oder Scherz sein? Ich lachte und ärgerte mich zugleich.

„Dieser Wurm ist verrückt!" rief ich aus. Hätte ich nicht den Urlaub gehabt und hätte mich nicht des komischen Chargenspielers und trauernden Familienvaters Hilferuf mitleidig gestimmt, ich würde sofort abgeschrieben haben.

Ein Zufall hatte mich gerade zu jener Zeit mit einem alten Souffleur außer Diensten bekannt gemacht, der von einem meiner ehemaligen schlesischen Kollegen an meine „Mildthätigkeit" und „Herzensgüte" — die bekannten Schlagwörter der Kollektenmacher im Schauspielerstande — empfohlen worden war. Derselbe hatte sich, als wir von kleinen Wandertruppen sprachen, ein Lexikon aller Miniaturdirektionen genannt, von den „borstigsten Meerschweinchen bis zu den ehrbedürftigsten Schmieren". Ich ließ den Alten kommen und fragte ihn nach dem absonderlichsten aller Würmer, welcher meiner Ansicht nach verdiente, in Spiritus gesetzt und als Merkwürdigkeit aufbewahrt zu werden.

Bei einem Glase Wein erschloß sich das Gedächtnis des Retters aus Gedächtnisverlegenheiten. Der wackere Leimhardt rief:

„Den kenn' ich! Ob ich ihn kenne! War auch bei ihm vor langen Jahren Blasebalg. Er hat mir einst in einer kalten Winternacht, als ich ihm auf der Bühne half bunte Papierlaternen für ein Zauberstück fabrizieren, das am nächsten Abende gegeben werden sollte, seine Lebensgeschichte erzählt. Kurz, aber wenig erbaulich."

„Lassen Sie hören, lassen Sie hören!" rief ich.

„Wurm war einst Zögling oder vielleicht Seminarist in einem geistlichen Stift zu Neiße in Schlesien. Aber die Wissenschaft und das geistliche Wesen zogen ihn nicht an. Er stieg des Abends aus, um die Schauspielvorstellungen der reisenden Truppen zu sehen, welche Neiße zuweilen besuchten, er lauschte an den Fenstern der Gasthöfe, hinter welchen Musik gemacht wurde, ja, jeder Leierkasten versetzte ihn in Aufregung. Als einst eine ungewohnt brave Truppe die Neißer zu entzücken kam, geriet Wurm außer sich und beschloß, allabendlich auf dem ‚Silbergroschentopf' (die letzte Galerie) die Wonnen der darstellenden Kunst zu schlürfen. Allein um dies unbemerkt bewerkstelligen zu können, war eine Verkleidung nötig. Auf andere Art wären die Institutswächter nicht zu täuschen gewesen. Aber wie sollte der geistliche Zögling die Mittel zu einer solchen Maskerade erlangen?

„Nur die Bekanntschaft mit Theatermitgliedern konnte hier helfen. Er wählte die schwärmerisch verehrte Luise aus ‚Kabale und Liebe' als Mittelsperson, sie, die es verstanden hatte, nach wenigen Kunstleistungen ‚sein ganzes Herz in die Tasche zu stecken'. So wenigstens drückte Wurm in jener Nacht sich aus, als er buntes Papier mit Oel tränkte, welches ich, sein Souffleur, auf runde Drahtgestelle spannte. Die Sache verhielt sich übrigens wohl umgekehrt. Die süße Luise, die erste Liebhaberin der Truppe, war der Magnet, der Wurm allmächtig ins Theater trieb.

„Luise verschaffte dem glühenden Verehrer und Kunstenthusiasten einen nobel gewesenen betreßten Bedientenfrack aus der Theatergarderobe, welcher gerade ledig war, weil der für das höhere Bedientenfach engagierte Schauspieler sich kürzlich unsichtbar gemacht hatte. Man strich vorläufig derartige Rollen in den Stücken, die in vornehmen Häusern spielten, oder verwandelte die vorgeschriebenen Bedienten in Kammerzofen, wodurch zuweilen sehr wunderliche Situationen zustande kamen. Wurm streifte seine Zöglings-Inexpressibles bis zur Kniehöhe auf, bekleidete sich mit einem Paar weißer Strümpfe, ein Geschenk der Angebeteten, und wußte bei einem Gedränge in den Theaterräumen einen alten Cylinder zu erwischen, der einem um sich stoßenden Grobian vom Kopfe geschlagen worden war, und den der verkleidete Bediente mit einer goldenen Gürtelschnur der Geliebten noch lakaienhafter machte.

„Bis hierher ging alles gut. Aber nicht lange währte der holde Traum. Wurms nächtliche Umtriebe wurden entdeckt. Der Schlafsaalinspektor war einmal sehr übler Laune und von einer unerbittlichen Untersuchungsschärfe. In dieser Stimmung hielt er eine von Wurm halbumgestülpte Pelzmütze, die unter der Bettdecke schwach hervorragte, nicht für einen Zöglingskopf mit schwarzer Haarwolle, riß die Decke weg — wehe! Der weltlich gesinnte Wurm fehlte! Wo war er! Ausgestiegen! Im Theater!

„Ein entsetzliches Donnerwetter folgte. Wurm wurde verurteilt und aus dem Stift feier-

lichſt ausgeſtoßen. Wer war froher als er! — Aber wie lange? Vater- und mutterlos, wie er war, blieb ihm nichts als die Kunſt. Wovon ſollt' er ſonſt leben? Er floh über die Grenze nach Böhmen, die Geliebte folgte in treuer Anhänglichkeit. Um ihretwillen war Wurm ja ein Ausgeſtoßener. Beide fanden Engagement bei einem zigeunerhaften Schmierchen, das den Aufenthalt alle acht oder vierzehn Tage wechſelte, und deſſen ſämtliches Theaterperſonal und -Inventar auf einem einzigen, von zwei abgemagerten Kracken gezogenen Frachtwagen transportiert werden konnte. Trotz dieſer miſerabeln Verhältniſſe, die nur herabdrückend auf das kunſtbegeiſterte Paar wirken konnten, dachte der Zögling des geiſtlichen Stifts aber doch groß von der Würde des Ehebundes und ſtrebte eifrig danach, ſich mit der Geliebten trauen zu laſſen. Allein die Prieſter, die er um ihren kirchlichen Segen anflehte, verlangten Papiere über Heimatsangehörigkeit und ähnliches, und Wurm hatte das Vaterland ohne jeden Nachweis über ſeine unmündige Perſon verlaſſen. Was beginnen? Die Lage war verzweifelt. Aber das romantiſche und ehrenwerte Paar erfand einen ſinnigen und wahrhaft rührenden Ausweg aus dem Dilemma.

„Die Truppe ſpielte gerade in der Scheune eines großen böhmiſchen Kirchdorfes Komödie. Wurm und ſeine Geliebte wohnten in der Nähe der Kirche bei einem Kleinbauern, und zwar in Ermangelung anderer Räumlichkeiten und um der Billigkeit willen zwiſchen dem Stroh und Heu unter dem Dache, poetiſch umflattert von den Tauben des Beſitzers.

„Eines Tages ertönt wieder einmal Geſang aus der Kirche zu den Liebenden herüber, ein Hochzeitszug naht ſich dem Gotteshauſe, die glückſtrahlende Braut an der Hand des Bräutigams entlockt der armen Schauſpielerin oben am Dachfenſter des Heubodens Thränen. Wurm fühlt auch, daß ſeine Augen brennen. Schnell erfaßt er den Arm der Weinenden und führt ſie zur Kirche. Das Gebäude war groß, weitläufig und teilweiſe dunkel.

„Während der Ceremonie vorn am kerzenerhellten blumengeſchmückten Altare knieet das betrübte Paar mit ſeiner ehrlichen Liebe im Herzen ſtill und geräuſchlos im düſterſten Winkel der Kirche nieder, feierlich fügen beide die Hände ineinander, zugleich mit den Brautleuten am Altare wechſeln ſie zwei kupfergoldene Ringe aus dem Rumpelkorbe des Theaterrequiſiteurs, welche von der letzten Bühnenhochzeit her in ihrer Verwahrung geblieben ſind, und beziehen tief gerührt und weinend den Segen des Prieſters, der zu den Glücklichen redet, die dicht vor ihm knieen, mit auf ſich ſelber im fernen Winkel des Gotteshauſes. Wurm ſchloß ſeinen Bericht mit bebender Stimme," ſo erzählte der Souffleur, „und ſprach die Ueberzeugung gegen mich aus, daß Gottes Segen überall hindringe, wenn die Menſchen ſich ſeiner nur würdig zu machen ſtrebten. Und ſo war es hier. Man hatte das knieende Paar dennoch beobachtet und dem Prieſter erzählt, zwei Schauſpieler, die beim nächſten Kleinbauern oben unter dem Dache wohnten, hätten die heilige Handlung nachgeahmt. Der Geiſtliche, ein alter hochangeſehener Herr, forderte Wurm und ſeine Geliebte vor. Wurm zögerte auf das Befragen des Prieſters nicht, die volle Wahrheit zu geſtehen. Und ſiehe, die Sehnſucht des liebenden Paares nach dem Segen der Kirche rührte den Mann Gottes ſo tief, daß er ſprach: ‚Ich will es verantworten, ich kopuliere euch ohne die Legitimationspapiere, ihr verdient es.' — So geſchah es. Als ich Wurm kennen lernte," ſchloß der Souffleur ſeine Erzählung, „war er ſchon Witwer. Er hatte ſich nicht wieder verheiraten mögen. Noch immer liebte er ſeine Luiſe. Später habe ich nichts wieder von ihm gehört."

Auch ich fühlte mich durch die Geſchichte im Innerſten bewegt. Im Zigeunertum der kleinen fahrenden Schauſpieler eine ſo ehrenwerte, religiös-ſtaatsbürgerliche Geſinnung! Das hatte ich nun und nimmermehr erwartet. Es widerſprach auch allen meinen bisherigen Erfahrungen.

Ich war nun äußerſt geſpannt, den getreuen Eckehart der ſchwärmeriſchen Luiſe, die ſchon längſt im kühlen Erdenſchoße ruhte, perſönlich kennen zu lernen. Um ihm gefällig zu ſein, ſtudierte ich die Milford, obgleich ich mich ſelbſt damals noch nicht für ſie geeignet fand, und begab mich zum anberaumten Gaſtſpieltage nach N.

Wurm empfing mich auf der Eiſenbahnſtation.

Mein Gott! Das war ja der alte treffliche Hofſchauſpieler Koch, mein Dresdener Kollege, wie er leibte und lebte, wenn er den Schauſpieldirektor in Richards Wanderleben darſtellte, denſelben, der von ſeinem „Souffl-, Frieſ- und Regiſſeur" ſtets mit „herziger Alter" angeredet wird!

Dieſe hagere Geſtalt, etwas vorgebeugt, die

eingefallenen Wangen, das dürftige Haar, mit ein wenig Schminkfett an die Schläfe geleimt, die große gebuckelte Naſe, der mehr grinſende als lächelnde Mund, der den Ohren zuſtrebte, das ſcharfblickende blaßblaue Auge von dicken grauen Augenbrauen wie von ſtruppigem Geſträuch überbuſcht!

Auch die Kleidung ſtimmte. Ein Hut mit Knickungen, die eine Höhenkarte darzuſtellen ſchienen, aber von Wurm gleichwohl immer zärtlich mit dem Rockärmel geſtreichelt, ſobald er ihn in der Hand hielt. Der Rock ſelbſt abgetragen und die Geſtalt umſchlotternd, die Nähte ſichtbar.

Aber Wurm war vergnügt, und nachdem er meine Perſon ſcharf inſpiziert hatte, ſagte er in launiger Weiſe:

„Alles ausverkauft. Auch für morgen. Trotz Dobbelpreiſen. Leopoldine im ‚Beſten Ton‘ von Töpfer kenne zwar nich, muß aber gut ſein, weil ſchon ausverkauft. Oder Sie ſind der Magnet und der Töpfer is Nebenſache. Alſo Schiller oder Töpfer, alles ausverkauft.“

Zu dem komiſchen Chargenſpieler und jetzt nicht mehr trauernden, ſondern luſtigen Familienvater B. gewendet, welcher ſich ebenfalls zum Empfang eingefunden hatte, ſagte Wurm ſo laut, daß ich es hören konnte: „Schöne Dame und ſehr jung. Dachte mir's ſchon von wegen des Bürgermeiſters. Hat Geſchmack.“

Dann ſchnalzte er mit der Zunge und bot mir den Arm nicht ohne eine gewiſſe Gravität.

Wir begaben uns ſofort zur Probe ins Schauſpielhaus, einſt eine geräumige Warenniederlage. Bühne und Zuſchauerraum waren nicht ſo klein, als ich mir beides vorgeſtellt hatte, aber die Garderoben erregten mein größtes Mißfallen. Sie lagen halb unter der Erde und waren dumpfig wie Kellerlöcher. Ein roher Bretterverſchlag trennte die Damen von den Herren. Das oberſte Brett fehlte. Man konnte dort die friſierten und unfriſierten Köpfe der Künſtler in der Luft auf und nieder ſchweben ſehen.

Ich bat für den Abend um ein Brett *mehr*. Ich könne mich nicht angeſichts der Schauſpieler ankleiden.

„Meine Schauſpieler ſehen nich zu den Damens hinüber,“ entgegnete Wurm tröſtend. „Ich garantiere. Was wäre denn da auch weiter zu ſehn,“ ſetzte er wenig galant hinzu.

Ich beſtand aber auf dem Brett. Da rief Wurm ganz im Stile ſeiner Korreſpondenz mit mir: „Die Nägel zum Vernageln will ich geben, aber das Holz nich, das muß die Stadt liefern, die ohnehin gar nichts fürs Theater thut, und der Stall gehört ihr doch. Das Brett geht mir gar nichts an, wohlgeborenſte Dame. Die Stadt hat viel Wald, die könnte ihre ſchlechtgepflaſterten Straßen bedielen, is meine Anſicht.“

Aber im Verlauf der Probe, als ich mich, indigniert über ſeinen Geiz und ſeine Unhöflichkeit, von ihm fern hielt, kam er mir nachgetrippelt, ſtrich den mangelhaften Cylinder mit dem Rockärmel und ſagte begütigend:

„Ein Brett nich — das kann ich den Schauſpielern nich vor den Kopp nageln, aber zwei Bund Stroh will ich dranwenden. Die ſtoppen wir hin, wo das Brett fehlt. Thut dieſelben Dienſte. Vernichtet die Ausſicht auf die Weiber und ihre Reize. Feuersgefahr is freilich vorhanden durch die Lichter, die auf den Tiſchen drunter ſtehen . . .“

Ironiſch geſtimmt, wie ich es war, fiel ich ein: „Sie brauchen uns nur die Lichter zu entziehen und uns im Finſtern zu laſſen, Herr Direktor, dann bedürfen wir weder des Strohs noch des Holzes.“

„Thät's gern, thät's gern,“ lachte Wurm, unempfindlich gegen den Spott, den ich ausdrücken wollte, „die Lichter koſten viel, das verfl . . . . — Pardon — Talgzeug! Ziehe mich oft im Finſtern an, wohlgeborenſte Dame, und höchſt anſtändig und accurat, ich, der Direktor. Aber die Bande, beſonders die Weiber — das is ſo putzſüchtig — muß immer in den Spiegel gaffen, hundertmal — hinten und vorne.“ —

Am Abend ſpießten die Halme der in den weiten Spalt geſtopften Strohbunde uns faſt ins Geſicht. Daß keine Feuersbrunſt entſtand, war ein Wunder, denn die Männer drüben machten es ſich zum Spaß, einzelne, wie ſie ſagten, „vorwitzige und kitzlige Halme“ anzubrennen. Da man hinter unſerem Verſchlag alles hörte, was jenſeits vorging, vernahm man auch das Kniſtern der brennenden Halme. Es war eine höchſt unbehagliche Situation, über welche auch das kniſternde Sprühfeuer manches guten Couliſſenwitzes nicht hinweghalf.

Die Komödie ging für die Verhältniſſe leidlich gut, d. h. über meine Erwartungen, die ich allerdings ſchon im voraus auf Null geſetzt hatte.

Luiſe Millerin war alt, ſo alt, wie ich mir nie eine Geliebte Ferdinands hatte denken können. Die berühmte „Sechzehn“ konnte beinahe drei-

mal ihren Scheitel berührt haben und ſtellte ſich eigentlich in einer erwachſenen Tochter, die meine Kammerfrau Sophie ſpielte, richtiger dar. Luiſe deklamierte falſch und hohl und nahm es mit Schillers blühender Diktion nicht genau. Aber ſie brachte mir doch jedes Stichwort, und das war alles, was ich verlangen konnte.

Das reife Kind Sophie (Luiſe redete die Stattliche immer „Kind“ an, um ſelbſt jugendlicher zu erſcheinen) war trotz all der von mir angewendeten vornehmen Zurückhaltung entſetzlich familiär und fiel mir bei jedem Wort der Teilnahme wuchtig um den Hals.

Der Direktor ſpielte außer dem Präſidenten auch den alten Kammerdiener: „Legt's zu dem übrigen!“ Seine ausgemergelte Erſcheinung paßte vortrefflich zu der Rolle. Aber der einſtige Neißer Stiftszögling ſtand, wie ich bereits aus ſeinen Briefen wußte, mit der Grammatik auf dem Kriegsfuße, und ſagte zur Lady mit großartig theatraliſcher Gebärde und Betonung:

„Legt's zu *den* übrigen!“

Sicherlich dachte er ſich im ſtillen Thaler und Groſchen hinzu, phantaſtiſch angeregt durch die große Einnahme, die ihn aus dem überfüllten Hauſe anlächelte.

Als ich nach meiner erſten Scene in die Garderobe hinabgeklettert war, die man auf einer Art Hühnerſtiege erreichte, hörte ich hinter Stroh und Bretterverſchlag ein furchtbares Donnerwettern. Zum Glück fehlte der zündende Blitz.

Wurm war es. Er verfluchte feierlich ſeine Haushälterin, die — alte Millerin und Souffleuſe in einer Perſon — vergeſſen hatte, die Präſidenten-Inexpreſſibles in die Garderobe zu ſenden.

Für die erſte Scene des Präſidenten hatte dieſer ſich mit dem in der Verlegenheit geborgten langen Ueberrocke eines anderen Schauſpielers geholfen, durch welches Gewand die grauen Beinkleider des Bedienten verdeckt wurden. Inzwiſchen ſollten die rechten präſidentlichen Unausſprechlichen gebracht werden.

Allzukühne Hoffnung. Sie waren noch immer nicht da und der Schauſpieler mit dem langen Ueberrock war fort. In der durch die unfreiwillige moderne Maskerade erzeugten Mißſtimmung hatte Direktor Wurm im erſten Akte ſchon den großen Schiller verbeſſert und anſtatt: „Ein ernſthaftes Attachement? Mein Sohn?“ geſagt: „Ein ernſthaftes *Attaquement*? Mein Sohn?“

„Ha,“ rief er jetzt im höchſten Zorne aus, „ſo muß ich die Präſidenten-Canaille doch noch in den grauen Kammerdienerhoſen ſpielen? Da ſoll doch gleich der Teufel — — den Frack her mit Stern — — die wohlgeborenſte Hofſchauſpielerin, der ich ſo viel Stroh habe opfern müſſen, wird ſich weidlich mokieren. Perücke her mit Zopf — Ordensband — ha! das ſieht auch aus wie ein altes Strumpfband . . .“

In dem Tone ging's weiter und eine Flut nicht wiederzugebender Kraftausdrücke ſtrömte auf die im Kaſten beſchäftigte, vielſeitige Haushälterin herab. Die Perücke ſchief auf dem Haupte und mit unwirſchem Geſichtsausdrucke erſchien Präſident Wurm hinter den Couliſſen. Aber der dienſtwillige Theater-Wurm, ſein Sekretär im Stück, ſetzte ihm den Kopf ſanft zurecht, worauf er als Lohn das Zorneswort vernahm: „Was zerren Sie mich an der Perücke? Soll ich vollends zum Skandal draußen ſtehen? Leſen Sie die Theatergeſetze. Auf Verhöhnung des Oberhauptes ſteht Gagenabzug.“

„Den hab' ich auch *ohne* Verhöhnung,“ entgegnete der Theater-Wurm. „Ich habe meine Gage noch niemals vollſtändig erhalten, weil nicht genug Geld in der Kaſſe war.“

Nach dieſem Intermezzo begab ſich das würdige Paar ins Feuer, d. h. auf die Scene.

Aber das ureigentlichſte Trauerſpiel verkörperte ſich in dem romantiſchen Ferdinand. Er war, obgleich ein hübſcher junger Mann und eine impoſante Erſcheinung, das Schrecklichſte der Schrecken in dem Wahn, die Rolle gelernt zu haben. Ferdinand gehörte zu den Schauſpielern, die alles aus dem Kaſten holen, d. h. jedes Wort, jeden Ausruf, und die ſogar die Direktive für den Abgang von einem Wink aus der Unterwelt erwarten.

„Der Sakrementer hat wieder nicht gelernt,“ murmelte der Direktor zwiſchen den Zähnen, als er, hinter den Couliſſen ſtehend, meinen Ferdinand mit der bilderreichen Sprache des großen Dichters ringen und ſie bis zum Unſinn verunſtalten hörte.

Wohl rannte der Major nach Schillerſcher Vorſchrift „in der heftigſten Unruhe durch den Saal“, der keiner war, und dieſes Rennen gelang ihm noch am beſten, allein er ſagte mir kein Sterbenswörtchen, oder er ſagte etwas Albernes, das gar nicht in ſeiner Rolle ſtand, einen totalen Blödſinn, auf den ich nicht antworten konnte. Endlich, um den Jammer voll zu machen, trat

er, weil er die „bewunderungswürdige Britin“ in ſeinem Schlußſatze ganz vergeſſen hatte, mit geballten Fäuſten vor die Lady hin, ſuchte krampfhaft nach dem rechten Worte, das die Souffleuſe doch ſchon dreimal an unſere Gehörorgane hatte ſchallen laſſen, und brach in der äußerſten Verwirrung in die mir unvergeßliche, mit Wut geſtotterte Rede aus:

„D— du — du — Mylady — ſiehſt du — wundere dich nicht — (das galt für die halbverſtandene ‚Bewunderungswürdige‘) — nein, wundere dich nicht — Sünderin — (das galt für die ‚Britin‘) — nur fort — fort mit dir!“

Um meine große Schlußrede an den Major halten zu können, mußte ich ihn ſelbſt halten, feſt an beiden Händen faſſen, denn ſonſt wäre er mir entſchlüpft. Als ich ihm am Ende zurufen wollte:

„Ich laſſe alle Minen ſpringen!“ entſprang er mir mit einem Freudenruf, daß die Scene vorüber war, durch die Hinterthür, und ich mußte mich mit meinen ſpringenden Minen an das geehrte Publikum wenden, das ſo gütig war, mich dafür mit Beifall zu überſchütten.

Es iſt kaum glaublich, aber, o Wunder! das leibhaftige Trauerſpiel mußte auf allgemeines Verlangen am nächſten Abende wiederholt werden, und der „Beſte Ton“, der hier wohl leicht zum ſchlechteſten geworden ſein würde, fiel aus. Ich ließ ihn mit tauſend Freuden fallen. Welch eine Höllenqual wäre es geweſen, dieſen Major von Walter als Major von Warren liebenswürdig kokett umgaukeln zu müſſen!

Nein, der war nicht für die Majore der Bühne geſchaffen, trotz ſeiner kriegeriſchen Erſcheinung. Aber die „Sünderin“ an Stelle der „Britin“ verbat ich mir denn doch für die Wiederholung, auch die Bedrohung durch die geballten Fäuſte, die in die Millerſche Bürgerſtube, aber nicht in den Palaſt der Lady gehörte, ſo durchaus nicht palaſtmäßig meine Einrichtung war. Direktor Wurm begleitete mich beim Abſchied vergnügt zum Bahnhofe und bat um baldige Wiederkehr, die ich jedoch aus begreiflichen Gründen verſagte. Er trug mir die Bouquets, durch die mir das überaus dankbare Publikum die Pein mit meinem ſtotternden Ferdinand verſüßt hatte. Auch der Bürgermeiſter kam und dankte mir im Namen der Kunſtfreunde, während Wurm extatiſch ausrief: „Ja, Sie waren eine ſo bewunderungswürdige Britin, daß ich gleich noch einmal zwei Bund Stroh an Sie wenden würde!“

Der Bürgermeiſter bat um Erläuterung des komiſchen Rätſelwortes, und ich bat, nachdem ich ſie gegeben, um ein Brett mehr zur Vervollkommnung des Garderobeverſchlags und zur Rettung des Anſtandes. Lachend gewährte der Bürgermeiſter „das Stück Holz“, ja, er verſprach ſogar eine Beſſerung der unterirdiſchen Garderobezuſtände und hat Wort gehalten. Wer war glücklicher als das unmaßgebliche Karlchen! Als ich nach der Abfahrt noch einmal zurückblickte, ſtand der alte Wurm noch immer vor dem gnädigen Stadtoberhaupte und krümmte ſich dankbar.

Ein Fiſcheridyll. Von L. Meggendorfer.

Der Sammler

Zur Zeitgeſchichte.

Aus der Geſellſchaft.

Der **Skandal**, welcher, wie gemeldet, in einem Pariſer Klub durch Betrügerei im Spiel veranlaßt wurde, hat ſeine Endſchaft durch die Auflöſung dieſer Geſellſchaft gefunden. Allerdings wurde ſofort zur Gründung einer neuen Geſellſchaft geſchritten, aber es wurden dabei alle verdächtigen Elemente ausgeſchloſſen.

Moſaik.

Von einer ſeltſamen **Manie** berichten neuerdings die Blätter. Selbige beſteht darin, Nähnadeln zu ſchlucken, was in vielen Fällen keine Beſchwerden verurſacht. Die Nadel geht mit großer Leichtigkeit durch das Gewebe des Körpers und kommt dann an irgend einer Stelle zum Durchbruch. Eine Franzöſin ſoll es als beſonderes Amuſement betrachten, den Augenblick abzupaſſen, in dem die Nadel nach ihrer Wanderung wieder erſcheint. Man ſieht immer wieder wie erfinderiſch die menſchliche Dummheit iſt und nie verlegen, in neuer Weiſe ſich zu äußern.

Ein **myſteriöſes Geſchenk** hat die Stadt Wien erhalten, beſtehend in 100 000 fl. Goldrente, die ein Unbekannter beim Bürgermeiſter Uhl abgab. Der beigefügte Brief beſagte, daß dieſe Summe zu einer Stiftung für die Stadt beſtimmt ſei, welche der Bürgermeiſter für gut befinde. Ein beigegebenes zweites Schreiben darf erſt 1890 eröffnet werden, es müßte denn jemand erſcheinen, der eine abgeriſſene Kartenhälfte vorweiſt, die genau zu der an dem verſchloſſenen Brief angeklebten paßt. Da ſage man noch, unſere Zeit habe keine Romantik!

Wir haben in einem früheren Heft von einem Sammler von „**Kommunefeuern**“ erzählt, heute erfahren wir aus Moskau von einer neuen Sammlerſpecies, die ſich damit beſchäftigt, alte Kirchenglocken zu ſammeln. Nun, ſo ſonderbar iſt das noch nicht, kennen wir doch einen, der ſich den Luxus leiſtet, Burgen zu ſammeln, aber freilich nicht in der Lage iſt, ſie nach Größe, Alter ꝛc. aufzuſtellen.

Gegen den **abſcheulichen Hutſchmuck**, wie ihn die Damen der Mode lieben, iſt auch an dieſer Stelle mehrfach Einwand erhoben worden. Doch gegen die Thorheiten der Mode hilft kein Einwand und vermutlich müſſen wir auch bei uns ſehen, was jetzt in Paris als Neueſtes gilt: Artiſchocken und Fröſche auf den Hüten. Vielleicht überraſcht uns das nächſte Frühjahr mit einem Aufputz von Spargel und Schweinskoteletten.

Expeditionen.

Die däniſche **Expedition zur Erforſchung der Weſtküſte Grönlands** iſt nach Holſtenborg in Grönland abgegangen. Die von dem Marine-Premierlieutenant Jenſen geleitete Expedition wird von Holſtenborg ſüdwärts nach Sukkertoppen gehen und hier Teile beſuchen, die noch niemals von Europäern betreten wurden. Für den Oktober glaubt man die Rückkehr erwarten zu dürfen.

An Stelle **Stanleys** wird der engliſche Oberſt Francis von Winter die Leitung der internationalen afrikaniſchen Geſellſchaft übernehmen.

Es iſt nunmehr bekannt geworden, daß der Afrikareiſende **Dr. Pogge**, nachdem er alle Gefahren und Beſchwerden des mehrjährigen innerafrikaniſchen Aufenthaltes überſtanden hatte, kurz vor dem Antritt der Seereiſe in die Heimat am 16. März vom Tode dahingerafft wurde. Er war der erſte, der trotz des Widerſtrebens der Portugieſen und der eingeborenen Küſtenbevölkerung den Kuango überſchritt und auf dem Wege von Weſten nach Oſten in das Innere des dunklen Kontinents eindrang.

Theater.

Ludw. Barnay hat ſich mit ſeinen Kollegen vom **Deutſchen Theater** in Berlin wieder vertragen und bleibt Societär. Das jüngſte Ereignis, welches ſich auf dieſer Bühne vollzog, iſt eine ausgezeichnete Aufführung der „Räuber“, die dekorativ im Stile der Meininger gehalten war.

Daß bei uns die Kunſt auch in **königlichen Theatern** Bankerott werden kann, hat uns Herrn v. Hülſens Regime zum öfteren bewieſen, aber bis zum Konkurs eines kgl. Theaters ſelbſt haben wir es doch nicht gebracht, das blieb Stockholm vorbehalten, wo über dem kgl. Theater jüngſt der Konkurs verhängt wurde.

Kunſt.

Eine ſchon lange geplante Sammlung der Werke Adolf **Menzels** wird von der Direktion der Berliner Nationalgalerie beſorgt werden. Geheimerat Dr. Jordan wird den Text dazu ſchreiben.

In Bremen geht man mit der Abſicht um, für **Geibel** ein Denkmal zu errichten. Auch ſonſt ſind verſchiedenen Orts Denkmalprojekte laut geworden; ſo ſollen die Gebr. **Grimm** in Kaſſel und Hanau, **Goethe** ein Denkmal in Stuttgart erhalten.

Zur Zeit beſchäftigt man ſich in den Kreiſen von Künſtlern und Kunſtfreunden lebhaft mit der Frage, ob eine **Bemalung von Statuen** zuläſſig ſei, und iſt vielfach geneigt, dieſe Frage bejahend zu beantworten.

Das neue Gemälde **Munkacſys** „Es iſt vollbracht“, ein Pendant zu des Künſtlers „Chriſtus vor Pilatus“, ſoll, nach dem Urteil der Pariſer Kritik, in der Größe der Konception dieſes weit übertreffen.

Entdeckungen und Erfindungen.

Die **größte Blume** iſt angeblich jüngſt in Nicaragua entdeckt worden. Sie führt den Namen Loodwinia gigas und iſt 60 cm lang und ihrer 50 breit. Aber ſo wenig die längſten Menſchen immer die größten ſind, ſo wenig iſt dieſe größte Blume die wohlriechendſte, im Gegenteil, ſie verbreitet einen geradezu unerträglichen Verweſungsgeruch.

Im **Kanawhathal bei Charleſton** hat der amerik. Ethnologe, Prof. Norris, die Trümmer einer alten Stadt entdeckt

56 Hügel sind von ihm geöffnet und 4000 Gegenstände gefunden worden, die er im Nationalmuseum zu Washington auszustellen beabsichtigt. Besonders reich sind die Funde an Waffen, Hausgerätschaften, Werkzeugen und Schmuckgegenständen. Auch viele menschliche Skelette fanden sich vor, u. a. eines von 7 Fuß 6 Zoll Länge, ferner eigentümliche Begräbnisplätze u. a. m.

Schliemann meldet aus Tiryas von der Auffindung eines großen Palastes mit unzähligen Säulen in gut erhaltenem Zustand.

Die Tage des **schwarzen Schießpulvers** scheinen gezählt, leider noch immer nicht die des Schießpulvers überhaupt, wie im Tier- und Menschengeschlecht die Hasen seufzen werden. Das neue Pulver, seiner Farbe nach „braunes Schießpulver" genannt, setzt sich, wenn auch in anderen Mischungsverhältnissen, aus denselben Bestandteilen zusammen, wie das schwarze, hat aber vor diesem den Vorzug voraus, bei gleichem Gasdruck im Geschützrohr, größere Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses zu erzielen, und nur in festgeschlossenem Raume zu explodieren. Erfunden wurde das neue Sprengmittel in der Kruppschen Gußstahlfabrik.

Litteratur.

Ein dem Andenken **Geibels** gewidmetes Gedenkbuch beabsichtigt der Buchhändler Parisius in Berlin herauszugeben.

Freunde der plattdeutschen Litteratur haben nächstens einen gut eingeführten Roman: „**Harten-Leina**" von Heinrich Burmester zu erwarten.

Welch außerordentliche **Macht die Presse** repräsentiert, kann man schon daraus ersehen, daß z. B. Großbritannien z. Z. 2015, die Vereinigten Staaten und Kanada 13 402 Zeitungen und Zeitschriften besitzen.

Militärisches.

Die nach den Beschlüssen der **englischen Uniformierungskommission** festgesetzte Campagne-Uniform für die englische Infanterie besteht aus einem jackettartigen Rock von lichtbraunem Wollenstoff mit niedrigem Stehkragen, einer Knopfreihe und mehreren Taschen. Dazu weite Beinkleider, an die sich bis übers Knie reichende Gamaschen anschließen und eine als Unterkleid zu tragende Aermelweste.

Zu den bekanntesten Truppenteilen der russischen Armee gehören die **Kosaken**, die unsere Väter während der Befreiungskriege in Deutschland in aller Nähe betrachten konnten. Nach den neuesten Mitteilungen einer russischen Militärzeitung beträgt die Friedenspräsenzstärke der Kosaken 46 391, die Kriegspräsenzstärke 159 000. Im Kriegsfall sind zu stellen: 136 Regimenter, 33 einzelne Sotnien, 7 einzelne Eskadronen, 1 Halbregiment, 13 Bataillone, 40 1/3 reitende Batterieen, 27 Eskadronen Milizen und 19 Kommandos, von denen zur Friedenszeit stehen: 295 Eskadronen, resp. Sotnien, 50 Fußkompagnieen und Kommandos, 120 Geschütze. Die Kosakenterritorien haben eine Gesamtbevölkerung von 3 122 146 Seelen, wobei Ostsibirien und das Amurland einbegriffen sind.

Unglücksfälle.

England ist von einem starken **Erdbeben** heimgesucht worden. Man beziffert den dadurch entstandenen sehr bedeutenden Schaden z. B. in der Stadt Colchester auf 10 000 Pfund, in dem Fischerdorf Wyvenhoe, wo kein Stein auf dem andern blieb, auf 4000 Pfund ꝛc. 5 bis 20 Sekunden währte der Stoß, der gegen Osten zunahm, dabei in der Nähe der Seeküsten am heftigsten fühlbar war und von einem starken unterirdischen Rollen begleitet war.

In **Port Said** hat eine mächtige Feuersbrunst die Hälfte des von Arabern bewohnten Viertels zerstört, so daß gegen 4000 Araber obdachlos sind.

Der größte Reisstapelplatz der Erde, **Rangoon**, ist von einer furchtbaren Feuersbrunst heimgesucht worden, die einen Schaden von etwa 24 Millionen Mark anrichtete.

Neuerdings wird wieder von drei großen Unglücksfällen auf der See berichtet. Der eine dieser Unglücksfälle betraf eine **Fischerflotille**, die zwischen Kirkwall und North Faröe von einem Sturme überfallen wurde und 16 Menschen das Leben kostete. Noch größer dürfte der Verlust an Menschenleben sein, wenn sich die Nachricht voll bestätigt, daß der Dampfer **„State of Florida"** mit 85 Personen untergegangen ist. Endlich ist noch der Verlust des Dampfers **„Daniel Steinmann"** der White-Crose-Linie zu beklagen.

Verbrechen.

Die einzelnen **Dynamitattentate**, welche fast wöchentlich aus den verschiedensten Teilen der Welt gemeldet werden, können unmöglich hier alle notiert werden, aber nicht übergehen darf der Chronist den Versuch zu einem scheußlichen derartigen Verbrechen, welches, wie jetzt bekannt geworden, bei der Enthüllung des Nationaldenkmals auf dem Niederwalde geplant worden war. Einige Anarchisten hatten dort in eine Drainröhre eine starke Ladung Dynamit eingeführt, um mit ihr die versammelten hohen Persönlichkeiten in die Luft zu sprengen; nur das Feuchtwerden der Zündschnur verhinderte das furchtbare Vorhaben.

Als ein trauriges Zeichen der Zeit darf die Zunahme **jugendlicher Selbstmörder** betrachtet werden. So erhängten sich jüngst wieder auf dem Gute Dorow und in dem Dorfe Waldenburg zwei Knaben von 13 Jahren aus ganz geringfügigen Ursachen.

In **Rom** hat ein Soldat infolge eines unbedeutenden Streites neun seiner Kameraden durch Gewehrschüsse teils verwundet, teils getötet.

Totenschau.

Allinger, Johann, der manchen von unsern Lesern als Darsteller des Barnabas bei dem Oberammergauer Passionsspiele bekannt sein dürfte, starb am Ostermontag, 71 Jahre alt.

Ascher, Anton, einer der vortrefflichsten Komiker der neueren Wiener Bühne, der aber wegen Kränklichkeit schon längere Zeit von der Bühne ferne lebte, starb am 21. April in Meran.

Bickersteth, Dr. Rob., Bischof von Ripon, einer der beliebtesten Kanzelredner Englands, starb im Alter von 67 Jahren im April zu London.

Brüning, Dr. Adolf v., Großindustrieller, Besitzer des Frankfurter Journals, starb im April.

De Leuven, franz. Dramatiker, starb im April zu Paris.

Dumas, Jean Baptiste, berühmter franz. Chemiker, Mitglied der Akademie, starb im April zu Cannes.

Duyont, Léonce, vortrefflicher franz. Journalist, der Verf. des Sittenromans „Madame Desprieux" starb im April in Paris.

Görner, C. A., Schauspieler und Dramatiker, starb am 9. April zu Hamburg, wo er als Oberregisseur des Thaliatheaters seit langen Jahren thätig war. G. hat wohl an 150 Bühnenstücke geschrieben, von denen sich namentlich die dramatisierten Märchen großer Beliebtheit erfreuten.

Graab, Karl, kgl. Hofmaler, Prof., Mitglied der Akademie der Künste zu Berlin, starb daselbst am 8. April.

Günther, Otto, der als Geschichtsmaler bekannte Professor in Weimar, starb am 20. April daselbst.

Kramer-Klett, Freiherr v., der bekannte bayrische Großindustrielle, starb in München. Der Verstorbene war in der beneidenswerten Lage, ein Vermögen von ca. 70 Millionen zu hinterlassen.

Kuranda, Ignaz, der Begründer der „Grenzboten", seit 1861 Mitglied des österreichischen Reichstags, starb zu Wien.

Meister, Nikolaus, Landschaftsmaler, der mit seinem Bruder, dem Schlachtenmaler M., zuerst die Panoramen einführte, starb im Seebade Newport.

Ottendorfer, Frau, Miteigentümer der „New Yorker Staatszeitung", bekannt durch ihre Wohlthätigkeit, starb am 1. April in New York.

Reade, Charles, beliebter englischer Romancier und Dramatiker, starb im April zu London.

Salamone, Federico, ein Mitkämpfer Garibaldis, starb am 13. April zu Neapel.

Schorlemer-Behr, Wilh. Rud. Frhr. v., deutscher Reichstagsabgeordneter und als solcher dem Centrum angehörend, starb am 19. April auf dem Schlosse Behr bei Quakenbrück.

Schweitzer, Dr., Heinrich, der um die Molière-Forschung verdiente Herausgeber des „Molière-Museums", starb im Alter von 76 Jahren zu Wiesbaden.

Schwerin, v., General der Infanterie, Gouverneur von Metz, starb daselbst am 1. Osterfeiertage.

Taglioni, Marie, einst zu den gefeiertsten Tänzerinnen gehörend, starb 80 Jahre alt im April zu Marseille. Sie war eine Schwester des ebenfalls berühmten, vor kurzem in Berlin verstorbenen Choreographen Paul Taglioni und die geschiedene Gattin des Grafen Voisins.

Tauchnitz, Karl Christ. Philipp, verdienter Verlagsbuchhändler, der sich besonders durch den Verlag der alten Klassiker verdient gemacht hat, starb am 16. April zu Leipzig. Er hat dieser Stadt sein ganzes, mehrere Millionen Mark betragendes Vermögen vermacht.

Zarifi, Georgios, ein weithin berühmter Philantrop, starb am 8. April zu Konstantinopel. 40 000 Menschen gaben ihm das Geleite zur letzten Ruhestätte, darunter viele von höchster Stellung. Z. half überall, es mochte sich um die Unterstützung einzelner, oder um Beihülfe zur Errichtung von Schulen ꝛc. handeln.

Personalien.

Geh. Rat Prof. **Frerichs** hat im April das 25jährige Jubiläum als Leiter der Berliner Universitätsklinik gefeiert.

Die **Edinburger Universität** hat anläßlich ihres jüngst begangenen 300jährigen Jubiläums eine große Anzahl deutscher Gelehrter zu Ehrendoktoren ernannt u. a. W. v. Bunsen, K. Elze, J. E. Erdmann, H. L. Fleischer, G. Goldschmidt, Ch. Haller, J. Houle, J. Hyrtl, M. v. Pettenkofer, L. v. Ranke, O. Schmiedberg, R. Virchow und E. Zeller.

Architecture for Children

Architecture for children is a subject that has been neglected for too long. Children are not small adults, and their needs are not the same as those of grown-ups. Their perception of the world around them is different, and their relationship with it is different. Yet most of the buildings they are expected to live and learn in are designed by adults who have forgotten what it was like to be a child.

The result is a depressing catalogue of schools that look like factories, playgrounds that are dangerous and boring, and nurseries that are institutional and cold. It is time we started to take children seriously as users of architecture.

die ersten eifrigen Gruppen zurück, die letzten Schlagworte des Tages auf den Lippen; beim Café Bauer strömt es von Besuchern ab und zu. Dazwischen rufen Blumenverkäuferinnen ihre frischesten Veilchen, Zeitungshändler ihre neuesten Nummern aus, neidischen Blickes den schmucken italienischen Figurenträger mit dem schwarzen Krauskopf musternd, der sich mit seiner weißen Gipsware in den braunen Händen zwischen ihnen Platz macht. Durch die Friedrichstraße kommen und gehen vom Centralbahnhofe her Droschken mit Koffern und Reisenden belastet, eilen geschäftige Fußgänger, die durch den Bummelschritt des Lindenpublikums sich beim Uebergang über die Linden unangenehm gehemmt fühlen. Vom Schlosse her, vom Pariser Platz zurück fliegen die hübsch gebauten Gefährte der Erstenklasse-Droschken über das glatte Asphaltpflaster, zwischen ihnen elegante eigene Equipagen, hochräderige Tilburys von jungen Elegants geführt, leichte Korbwagen mit lustigem Ponygespann, Hofequipagen, und mitten hindurch, von weitem schon durch den wehenden Federbusch des Jägers angekündigt, von seiner alltäglichen Mittagsspazierfahrt heimkehrend, des Kaisers ehrwürdige Gestalt, in seinen grauen Mantel gehüllt, nach allen Seiten freundlich grüßend.

„Nichts leichter als das!"

Wohl an keiner Stelle Berlins kreuzt sich in gleichem Maße, wie gerade an der Kranzlerecke das geschäftige Treiben des industriellen mit dem flanierenden Behagen des eleganten Berlins; wohl an keiner Stelle bildet sich ein Verkehrskonflux, der für den aufmerksamen Beobachter in gleichem Maße ein vollbeschriebenes Blatt aus Berlins Tagesgeschichte ist.

Eine wiederum neue Variante in dem belebten Bilde der oberen Linden zwischen Friedrichstraße und Schloßbrücke wird es geben, wenn, was nur noch eine Frage der Zeit, das intelligent

Terrasse vor der Konditorei Unter den Linden.

ausgebreitete Pferdebahnnetz eine seiner letzten Hauptlücken füllen und die so notwendige Verbindung zwischen Nord und Süd, zwischen dem Oranienburger und Halleschen Thor herstellen wird; wenn das schwankende Gefährt des Omnibus, das jetzt als einziges Bindeglied zwischen der Chausseestraße und dem Halleschen Thor sich wie ein schwerfällig fortwälzendes Ungetüm zwischen den eleganten Vehikels der Linden durchwindet, einer neuen Schienenstraße Platz gemacht haben wird.

Zur Geschichte der Taubenpost.

Der ältere Plinius berichtet (Hist. nat. X 37), daß Decius Brutus, als Antonius ihn in Modena eingeschlossen hatte, seine Depeschen durch Tauben, denen sie an die Füße gebunden waren, in das Lager der Konsuln befördern ließ, wo sie richtig ankamen. Desselben Mittels bedienten sich im niederländischen Kriege 1573 die belagerten Harlemer und 1574 die Leydener mit sicherem Erfolge. Der Schotte Lithgows erzählt in seiner Reisebeschreibung durch Asien (S. 114), er habe es selbst gesehen, wie in Aleppo Tauben mit Briefkasten, die ihnen an den Hals befestigt gewesen, ankamen, nachdem sie 48 Stunden zuvor in Babylon, mithin in einer Entfernung von 30 Tagereisen, ausgeflogen waren. — Ausführliche Nachrichten von der Abrichtung der Tauben zum Briefpostdienst gibt schon der berühmte alte Philologe Justus Lipsius (Epist. p. 274) vor zweihundert Jahren und F. Müller in seiner Dissert. de jure columbarum (cap. 2. Th. 5. R. F.

Unser Hausgarten.

Von H. Hüllig.

Die Ananasgewächse.

Unsere heutige Plauderei, mit jenem Wort an der Spitze, soll sich nicht mit der Kultur der Frucht beschäftigen, die recht sehr an die Kiefernzapfen unserer norddeutschen Wälder erinnert, aber trotzdem auf den Tafeln der Reichen die feinste Leckerei darstellt und der Bowle den herrlichsten Wohlgeruch verleiht, der uns aber sofort vergehen würde, wollten wir von den Bestandteilen des Bodens erzählen, in dem die Pflanze am üppigsten wächst und die schönsten Früchte erzeugt. Wohl sind diese Früchte, die in Europa Dr. Kalischmidt in Breslau 1703 zum erstenmal gezogen und an den kaiserlichen Hof in Wien geschickt hatte, heute überall bekannt und beliebt, nachdem man in Indien schon lange vorher Ananaspunsch und Ananaswein bereitet und getrunken hatte; aber der Liebhaber, mehr noch die aufmerksame Liebhaberin, die allein wir um ihre Aufmerksamkeit bitten möchten, wollten wir heute von jenen tropischen Pflanzen unterhalten, deren Schaft sich mit farbenprächtigen Blüten bedeckt, wie kaum ein anderer, deren Blätter dem Auge oft die prächtigsten Zeichnungen bieten und die auch am Fenster des einfachen warmen Wohnzimmers sehr gut gedeihen.

Die Ananasgewächse (Bromeliaceae Juss.) bilden eine beinahe ausschließlich dem tropischen Amerika angehörende Familie mit rosettenförmig gestellten Blättern ohne sichtbaren Stamm, die aber gewöhnlich so dicht beisammen stehen, daß sie gleichsam als eine Vase erscheinen, in der das Wasser sich sammeln kann ohne Gelegenheit zum Abfließen. Die kleinen Blüten mit ihren Deckblättern bilden an dem mitten aus jener Vase entsteigenden Schaft eine Aehre, die sich in ihrer Farbenpracht oft mehrere Monate hält und der Pflanze ein herrliches Ansehen verleiht. Sie wachsen in den Tropen an und unter den Bäumen, sind in ersterem Falle also Schmarotzer, die auch in unseren warmen Gewächshäusern, hängend und an Holzklötzen befestigt, kultiviert werden müßten, die man aber auch, wie manche Orchideen, in vielfach durchlöcherte Ampeln oder Körbchen pflanzen könnte, in denen ihre Wurzeln einfach mit Moos und moosartiger Haideerde umgeben werden. Sie fordern in solchem Zustande warme und besonders feuchte Luft, im Winter aber mehr oder beinahe vollständige Trockenheit, jedenfalls eine Temperatur von + 10—15° R., im Sommer + 15 bis 25° R. Im sog. Wintergarten, der aber immerhin nur für Warmhauspflanzen eingerichtet sein müßte, können diese schmarotzenden Sträucher oder Halbsträucher gut zur Verzierung von Baumstämmen und zur Bepflanzung von künstlichen Felsen verwendet werden.

Fig. 1. Billbergia Chantini.

Einfacher ist die Kultur dieser Pflanzen, auch der von epiphytischer Natur, in Töpfen, wo sie in eine nahrhafte und lockere, faserige und sandige Heideerde mit Torf- und Holzkohlenstücken gesetzt werden. Wenn man Gelegenheit dazu hat, pflanzt man sie während des Sommers frei in ein warmes Mistbeet mit eben empfohlener Erde; im Herbst setzt man sie wieder in Töpfe

und blühen diese von ihnen dann mitten im Winter. Während des Wachstums sollte man ihnen zuweilen einen Guß von Dungwasser reichen. Auf eins ist aber bei der Kultur besonders zu achten: das Wachstum der Pflanze schließt mit der Blüte ab und es bilden sich unten am Stamme oft, oder vom Wurzelhals aus, zahlreiche Seitensprossen; man thut daher am besten, die alte Blattrosette einfach abzuschneiden und wegzuwerfen; die Seitentriebe nimmt man bis auf einen ab und steckt sie in sandige Haideerde, in der sie bald Wurzeln bilden und so sich zu eigenen Pflanzen gestalten; der eine beibehaltene Trieb setzt die alte Pflanze fort und wird voraussichtlich eher zur Blüte kommen, als die jungen Stecklingspflanzen.

In dieser Familie gibt es außer der Ananas (Bromelia Ananas L.) nicht viele Nutzpflanzen; auf eine möchten wir aber aufmerksam machen, auf den **Greisenbart** (Tillandsia usneoides L. = bartflechtenähnliche Tillandsia*). Die silberweißen fadenförmigen Stengel dieser Schmarotzerpflanze, die auch amerikanisches Moos genannt werden, hängen im tropischen Amerika mächtig lang von Nadelholzbäumen herab und dienen zum Verpacken von allerhand Waren, zum Ausstopfen von Betten, Matratzen u. s. w., und machen die Vögel aus ihnen sich ihre Hängenester. Bei der **schlauchartigen Tillandsia** (Tillandsia utriculata L.) bilden die mehr als einen Meter langen und zehn Centimeter breiten zusammengefalteten Blätter einen Schlauch, in welchem sich Regenwasser sammelt, welches den Reisenden in Westindien nicht selten zur Stillung des Durstes gedient haben soll wie das in den oben erwähnten Blättervasen anderer Arten.

Fig. 2. Aechmea columnaris.

Für den Zimmergarten und den Blumenflor der warmen Gewächshäuser sind folgende Gattungen von großer Bedeutung: Aechmea, Billbergia, Caraguata, Guzmannia, Nidularium, Tillandsia, Vriesia u. a., von denen wir dem geneigten Leser folgende besonders empfehlen möchten

Aechmea Veitchii, von Kolumbia durch das Importgeschäft von William Bull in Europa eingeführt, entwickelt Blüten, die in einer dichten länglichen Aehre zusammenstehen; jede einzelne von ihnen ist mit einem hornigen, gezähnten Deckblatt versehen, dessen leuchtend scharlachrote Farbe der Pflanze zur herrlichsten Zierde gereicht; die Blütenhüllblätter an dem unteren Teile der Traube sind ebenfalls scharlachrot, die oberen weiß. Die meisten Aechmeen können als Epiphyten auf mit Moos versehenen Holzstücken, auf Felsen u. dgl. im Warmhause kultiviert werden. Für allgemeine Dekorationszwecke und für die Kultur im Zimmer ist der Topf vorzuziehen und verlangt sie dann guten Abzug (Topfscherben o. dgl.) und eine Erdmischung von grober Haideerde, Sumpfmoos, Holzkohlen, kleinen Topfscherben und Sand, und während der Zeit des Wachstums reichlich Wasser — wie andere Bromeliaceen auch. Das im Herz der Pflanze vom Spritzen und Gießen sich sammelnde Wasser ist der Pflanze sehr zuträglich.

Aehnlich ist die Kultur der **angenehmen Billbergia** (Billbergia amoena Lindl.) von Westindien, wo sie auf faulen Baumstämmen wächst. Die graugrünlichen Blätter sind linearlanzettförmig und leicht dornartig gezähnt. Der Schaft wird 30—60 cm hoch und endet in einer lockeren Traube. Die Blüten sind mit lanzettförmigen, purpurrosenroten Deckblättern versehen, die eigentlichen Blumen sind unten blaßgelb und oben himmelblau. Diese Art blüht gern im Winter, ebenso ihre Verwandten Billbergia iridifolia Lindl., die schwertblätterige, Liboniana de Jonghe, Libons Morceliana Brongn., Morels nutans H. Wendl. die überhängende, splandida Lem. die glänzende Billbergia u. a. m.

Auch Billbergia Chantini Carr. (Fig. 1) ist sehr zu empfehlen. Die Blätter zeichnen sich durch eine eigentümliche bunte Färbung aus: sie sind am Grunde silberweiß, dann dunkelgrün, bestäubt und grauartig oder weiß gestreift; im übrigen sind sie gezähnt, an der Spitze kurz zusammengezogen, breit und graziös überhängend.

Eine ziemlich neue Bromeliacee ist die säulenartige Aechmea (Aechmea columnaris Ed. André, Fig. 2), deren Autor sie im Anfang des Jahres 1879 in Kolumbia (Neu-Granada) entdeckte und an J. Linden (jetzt Compagnie continentale d'Horticulture) in Gent, Belgien, einsandte. Sie erreicht eine enorme Größe, denn die Blätter werden 1,5 m bis 2 m lang und 10—12 cm breit; sie sind blutrot abwechselnd mit grün und violettrot; der Blütenschaft wird bis 2,5 m hoch und bildet eine pyramidenförmige Aehre mit zahlreichen Blüten, deren blaßgraue Kronenblätter mit farbenprächtigen Deckblättern versehen sind.

Gute Winterblüher sind auch Guzmannia tricolor Rz. et Pav., die dreifarbige Guzmannia, eine kaum 30 cm hohe Pflanze mit zahlreichen hellgrünen unbewahrten Blättern, die ziemlich aufrecht stehen; die Blüten zeigen verschiedene Farben. — Nidularium fulgens Hort., das **leuchtende Blütennest**, dessen elegant gebogenen hellgrünen Blätter eine regelmäßige Rosette bilden und mit dunklen Flecken geziert sind; im Innern der nestartig geformten Pflanze leuchten die Blätter scharlachrot. Der Blütenschaft ragt wenig über die Blätter hinaus und zeigt bläuliche Blumen mit feuriglarminroten Deckblättern. — Vriesia brachystachys Rgl., die **kurzährige Vriesia**, wird nur 10—15 cm hoch, blüht aber im November bis Januar mit zweizeiligen Blüten und gelb und roten Deckblättern, die mit dem kurzen Schaft eine Aehre bilden, aber sich sehr lange farbig erhalten.

„Werden wir gleich hab'n."

Für die Kultur der Ananasgewächse ist schließlich noch zu bemerken, daß man diese Schattenpflanzen vor brennenden Sonnenstrahlen schützen muß, daß kleine Töpfe besser sind als große und daß das Verpflanzen nicht jährlich stattzufinden braucht; dagegen sollte man ihnen, wir wiederholen das, während der Zeit des Wachstums jede Woche einen schwachen Dungguß geben. Wenn infolge anhaltend trockener Luft und Mangel an Feuchtigkeit an den Wurzeln sich Schildläuse, die rote Spinne und anderes Ungeziefer sich einstellen, so tauche man, wenn möglich, die Pflanze zweimal in 40° R. warmes Wasser. — Pflanzen, die allzulange auf die Bildung des Blütenschaftes warten lassen, leiden gewöhnlich an anhaltend starker Feuchtigkeit — man hat ihnen die nötige Ruhezeit nicht gegönnt. Diese lasse man einige Zeit trocken stehen, bis der Blütenschaft sich erhebt, und dann gieße man wieder reichlich, aber immer mit bis 20° R. warmem Wasser.

Trachten der Zeit.

Von Ida Barber.

Frühlings- und Sommermoden pflegen stets unmerklich ineinander überzugehen; erstere tauchen auf, lange ehe die ersten Mailüfterl wehen, letztere werden wie durch Zauberruf von den ersten warmen Sonnenstrahlen hervorgelockt. — Prangt die Natur draußen in reichem Blüten- und Farbenschmucke, so wollen unsere Schönen auch nicht zurückstehen und, als gelte es, mit der blumengeschmückten Erde einen Wettkampf aufzunehmen, erscheinen sie in farbenreichen, duftigen Gewändern, von deren lichten Untergrund sich Rosen, Veilchen, Narcissen und Wiesenblumen abheben.

Die Hüte sind oft nur eine Zusammensetzung aus lauter kleinen Knöpfchen, die aus einem leichten à jour Geflecht hervorlugen; die Schirme deckt man mit Blumen-Arabesken, wohl auch ganz mit kleinen Streublüten, so daß von dem eigentlichen Stoffe kaum etwas zu sehen übrig bleibt; Handschuhe, namentlich die sogenannten Jardinières, bestehen aus lauter kleinen Spitzendessins, deren einzelne Blumen in farbiger Seide aufgenäht sind; die Halsrüschen fertigt man aus blumendurchwirkten Maline-Tüll, Blumen, wohin das Auge schaut.

Eine einfarbige Toilette ist heute fast unmodern zu nennen; ziert man sie nicht mit farbigen Stoffen, so doch mindestens mit farbigen Stickereien. — Man sieht auf Tüll und leichterem Gazestoff so naturwahr ausgenähte Blumen, daß man zugreifen möchte, sie zu pflücken. — Viel trägt man Veilchen-Guirlanden

*) Tillandsia nach dem schwedischen Professor Elias Tillandsius, i. J. Linnés (1707–1774) Professor der Medizin in Abo, der auf seiner Reise von Stockholm nach Finnland so schwer seekrank wurde, daß er nie wieder auf ein Schiff ging und den Namen Till-lands, d. h. zu Lande, annahm.

„Ja soll doch ...“

zu myrtegrünem Taffet oder leichte Voile-Roſen mit Kornblumen durchſäet. Rohſeide mit bunten Blumen-Arabesken liefert ganz reizende Koſtüme, die ihrer Dauerhaftigkeit wegen wohl den Vorzug vor vielen duftigen Beige- und Grenadin-Roben beanſpruchen.

Der oſtindiſche Baſt, bekanntlich ein Sommerſtoff, der ſeit Decennien ſtets Modeartikel geweſen und geblieben, wird in dieſem Jahr gern in Verbindung mit Samt verwendet.

Fig. 1 zeigt uns beiſpielsweiſe ein aus pleinartig durchſtichtem Baſt gefertigtes Koſtüm mit dunkler, dem Jäckchen unterſetzter Samtweſte, breiter, außen offener Samtſtulpe und hohem Samtkragen. Der Rock iſt unten durch vier handbreite in Seide auslanguetierte Volants garniert, darüber ein puffartig arrangierter Doppelrock, der ſeitwärts durch Samtroſetten gerafft iſt. Das Jäckchen hat einen überaus originellen, kleidſamen Schnitt; die Vorderteile ſind bis zum dritten Knopf geſchloſſen, unterhalb desſelben durch angeſchnittene Stoffbänder, die zu einer Schleife geſchlungen werden, derart drapiert, daß die Front mit wagerechten Falten gedeckt iſt; hinten Poſtillonſchoß mit Samtmaſchen. Die Aermel, oben kraus eingeſetzt, bilden bis zum Ellbogen hin eine Puffe und werden durch ein handbreit gezogenes Anſatzteil und Samt-Manſchette abgeſchloſſen. Trefflich kleidend und für heißere Sommertage ſehr zweckentſprechend, iſt das in Fig. 2 ſkizzierte, aus lichtgelbem Wollleder gefertigte Koſtüm. Der Stoff iſt weich, anſchmiegend, ſieht faſt wie Putzleder aus und iſt doch ſo leicht, daß er kaum mehr als durchſichtiger Barège aufträgt.

Die lichte, faſt ſtrohgelbe Farbe würde wenig kleiden, hätte man den Stoff nicht mit braunem Samt gemiſcht; aus letzterem iſt der ſeitwärts geſchlitzte Doppelrock gefertigt, der fächerartig breite Stofffalten hervortreten läßt; Taille und Tunique ſind

Fig. 3. Fig. 1. Fig. 2. Fig. 4.

Neue Koſtüme für Damen.

aus Wollleder hergeſtellt, erſtere mit breiten Samtrevers, unter denen die Vorderteile zurückgeſchlagen ſind; ein aus Ficelleſpitzen gebildeter Latz deckt die Vordertaille und läßt ſie faſt wie ausgeſchnitten erſcheinen. — Obſchon zeither das engliſche „bis oben hinauf zugeknöpft“ vielen Anklang gefunden, dürfte dieſer für die Sommertoilette ſehr praktiſche Taillenausſchnitt einer noch freundlicheren Aufnahme gewärtig ſein. Unſere Damen ſind gar nicht ſo „zugeknöpft“, wie ſie zeither ſchienen, weit lieber zeigen ſie ſich offenherzig und wohlgeneigt, dem ſchön gewölbten, vollen Hals die ihm gebührende Bewunderung zu gönnen.

Zur Promenadentoilette werden wohl nach wie vor die oben geſchloſſenen Kleider gewählt; um ſie nicht zu ſchwer zu geſtalten, verzichtet man auf das zeither beliebte Faltengemiſch, das nicht ſelten 10—12 Meter Stoff beanſpruchte und ſomit der Trägerin die Laſt auferlegte, auf Tritt und Schritt genannte Stoffmenge mit ſich herum zu führen.

Zu den leichteſten, weil möglichſt faltenloſen Koſtümen gehört das in Fig. 3 gezeichnete; der frackartig geſchnittene Ueberwurf hat vorn einen glatten aufgeknöpften Schurz, der das farbige Unterkleid zur Geltung kommen läßt; die ganz glatte Taille iſt ſeitwärts geknöpft, wenig gepufft, das Ganze eine für jugendliche Erſcheinungen überaus einfache und praktiſche Tracht.

Mehr das elegantere Genre repräſentierend und zur feinen Beſuchs- wie Geſellſchaftstoilette geeignet, ſind die aus Einſatz und Seidenſtoff gefertigten, durchweg gefalteten Kleider (Fig. 4) zu denen man gern Taille und Tunique aus brochiertem Tüll oder ehemaligen Spitzentüchern trägt. Der Rock beſteht aus je einem Einſatz-, einem Stoffſtreifen (wagerecht), ſchließt unten mit breitem Spitzenpliſſé ab, iſt à la paysanne gefaltet, die Pliſſés innen auf Gummiſchnur unſichtbar aufgenäht, ſo daß ſie beim Ausſchreiten nachgeben. Derartige, aus lauter Streifen zuſammengeſetzte Kleider geben praktiſchen Damen die Möglichkeit aus 3 oder 4 unmodernen Kleidern eins nach der neueſten Mode herzuſtellen; ein helleres wird zum Unterkleid verwendet, ein dunkleres zu Streifen zerſchnitten, von einem dritten nimmt man Spitzen und Entredeux, zu Taille und Tunique kann vielleicht gar ein wertvoller Spitzenſhawl Verwendung finden. — Unſer Modell zeigt eine mit Spitzen-Coquillé garnierte kurze, ſeitwärts gerafftе Polonnaiſe mit ausgeſchnittener Taille und den jetzt ſehr beliebten halblangen, mit Spitzen-Jabot abſchließenden Aermeln (Fig. 1—4 dem Atelier Moskowitz Wien entnommen).

Wie zu Kleidern ſucht man auch zu Schirmen auffallend viel Spitzen in Verwendung. Die eleganten Putzſchirme ſind auf franzöſiſchen Goldgeſtellen aufgelegt, zum Abknöpfen eingerichtet, ſo daß man je zu dem betreffenden Kleide den paſſenden Bezug auflegen kann, der dann, wenn in lichter Farbe gehalten, zumeiſt noch mit einem Spitzenſchirm überdeckt wird.

Eine Kollektion reizender Schirme, die als Typen des Neueſten

in diesem Genre gelten können, sah man dieser Tage bei S. Wendum (Wien) ausgestellt. Die Stöcke, teils aus wohlriechendem, exotischem Veilchenholz, Bambusrohr oder Weichsel-

Fig. 11. Fig. 12. Fig. 13.
Kinderkostüme.

holz gefertigt, zeigten fein ciselierte Armringe, so daß der Schirm angehängt, nicht gehalten zu werden braucht.

Die Bezüge, entweder aus schwerstem Brokat, blumigem Damassé, Satin double oder ostindischem Bast gefertigt, reich mit Chenillefransen, eingestreuten Bouquets oder abgepaßten Bordüren garniert, sind sehr weit von jenen Dutzendformen verschieden, die man gewöhnlich mit dem landläufigen Begriff Schirm bezeichnet. Da z. B. Fig. 5 ein großer aus Satin double gefertigter Entoutcas, schwarz und rot schillernd, mit hohem, gebogenem Stock, der bei Bergpartieen gleichzeitig als Stütze dienen kann, Fig. 6 ein eleganter Spitzenschirm, 16teilig auf Goldgestell mit fein ausgelegtem Goldstock, Fig. 7 ein praktischer, zu jedem Kleide passender Alltagsschirm, oben schwarz mit lichtem Chinefutter, der Stock in Hufeisenform endigend, Fig. 8 Schirm von blumigem Damast mit einfarbigem Futter, das eine in Flachstich gestickte Bordüre umgibt, Fig. 9 Schirm aus Peluche-Gaze mit eingestickten Blumen, Fig. 10 stark gewölbter Brokatschirm mit angereihten Spitzen — Volant, das in der Farbe des Schirmes mit Blumen durchstickt ist.

Fig. 5. Schirm.

Elegante Damen wissen, wie sehr ein Schirm die Toilette zu heben imstande ist und sind bei der Wahl desselben fast so ziemlich gewissenhaft, wie bei der eines Hutes, einer Coiffure, einer Frisur oder dergleichen.

Wenn schon man aus pädagogischen Gründen der Ansicht ist, daß für Kinder eigentlich keine Mode existieren sollte und das einfachste Kostüm jederzeit für sie das zweckentsprechendste wäre, lassen es sich unsere auf die mütterliche Eitelkeit spekulierenden Kleiderkünstler doch nicht nehmen, uns von Saison zu Saison mit neuen Modellen für unsere hoffnungsvollen Sprößlinge zu überraschen.

Finden wir auch eine neue Anschaffung zwecklos, so lassen wir uns doch gern zu derselben überreden, denn Max und Moritz, und wie die bösen und guten Buben heißen, wissen gar so herzig zu schmeicheln und — jeder besseren Ueberzeugung zum Trotz — läßt sich aus dem innersten Winkel des mütterlichen Herzens eine Stimme vernehmen, die da frägt: „Was wird es denn gar viel schaden, wenn du dein Kind fein, nett und zierlich kleidest?"

Für alle diejenigen, die dieser Stimme gern und willig Gehör schenken, einige kurze Skizzen.

Die neue Mode wünscht also, daß wir unsere Herren Söhne in lichte, blaue, hellgraue oder chamois Kostüme kleiden, die Paletots (Fig. 11) müssen pflichtschuldigst vorn eine mit großen Knöpfen gezierte Doppelfalte zeigen, zu jeder Seite drei Fältchen, oben breiten Samtkragen, seitwärts mit Samt garnierte Taschen; der Paletot möglichst kurz, kaum bis zum Knie reichend, läßt die aus gleichem Stoff gefertigten hohen Tuchgamaschen hervortreten, die seitwärts mit circa 15 Samtknöpfen geschlossen sind.

Fig. 12 zeigt einen jungen 7—10jährigen Herrn in seinem neuen tegetthoffblauen Kostüm, vorn ganz gentlemanlike geknöpft mit weißer Weste, Fig. 13 den jüngeren Bruder in der jetzt sehr beliebten Kittelform, einem lose gearbeiteten Faltenrock, der, dem kurzen viereckigen Achselstück angesetzt, unten durch einen Samtgurt gehalten ist.

„Verfluchte Geschichte!"

Die Firma W. Deutsch (Wien), der wir diese drei Kindermodelle entnehmen, hat mit denselben in Wien Schule gemacht.

Die kleinen Leutchen glauben, nicht standesgemäß auftreten zu können, wenn sie nicht das vorschriftsmäßige Kostüm haben. — Ob es wohl recht ist, Kinder schon mit Modebegriffen bekannt zu machen?

Besser wäre ihnen vielleicht, sie studierten statt derselben die selbst Erwachsenen jetzt unentwirrbaren Dehnungs- und Schärfungszeichen oder sonstige Probleme, indes Mütterchen meint, sie wolle auch eine Augenweide haben und ihre zweifellos bildschönen Kinder — und schön sind sie ja alle, wenn man sie mit Mutteraugen ansieht — geputzt sehen; gönnen wir ihr das kindliche Vergnügen!

Fig. 6—10. Schirme.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Buchſtabenverſetzung.

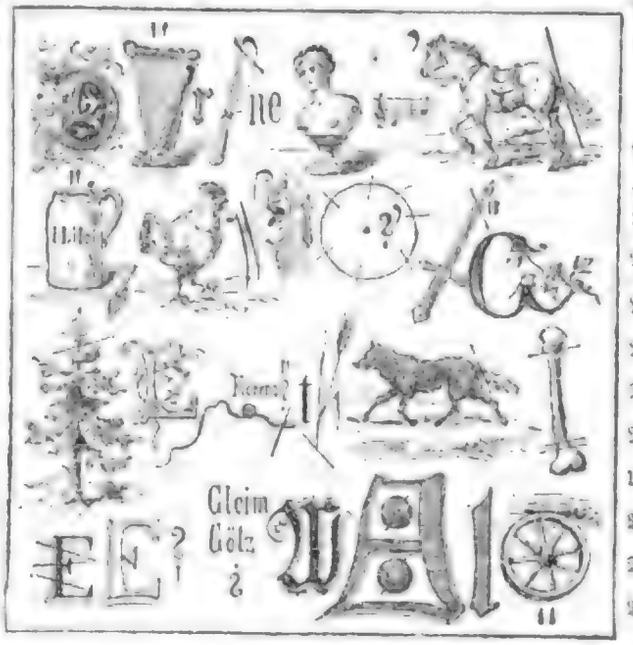
Aus dem Namen eines deutſchen Königreiches ſollen durch Buchſtabenverſetzung elf Worte gebildet werden, und zwar: 1. eine Nation, 2. eine Frucht, 3. die dritte Macht im Staate, 4. eine Bezeichnung für „rein“, 5. ein landwirtſchaftliches Inſtrument, 6. eine Art Kamin, 7. ein Frauenname, 8. ein Gefäß, 9. der Gegenſatz von „alt“, 10. ein Fluß im zu findenden Königreiche, 11. ein großer Induſtrieort ebenda.

„Sonderbar – höchſt ſonderbar!“

Was mag es ſein?

Wie die Henne überm Ei,
Sitzt ſo mancher unermüdet
Ueber mir — jedoch der Aermſte
Hat mich nimmer ausgebrütet;
Später erſt ein Wort ihm zeigt,
Wie ich auszubrüten leicht.

Rebus.



Skataufgabe.

Bei einem Touren-Skat muß Vorhand mit den folgenden Karten Grand ſpielen. Pique-Bube, Treff-Zehn, Pique-Aß und König, Coeur-Aß, Carreau-König, Dame, Neun, Acht und Sieben. Die Karten ſind ſo verteilt, daß die Gegner nicht aus dem Schneider kommen können.

Was liegt im Skat und wie iſt der Gang des Spiels?

Rätſel.

Mich ſchmückt des Künſtlers Hand,
und doch zugleich
Umfang' ich innig deine Glieder.
Ich heile Wunden, und im luft'gen
Reich
Auf weitem Meere wall' ich auf
und nieder.
Nimm mir den Kopf, — und
wenn der deine ſich
Nicht fremder Weisheit blindlings
will ergeben,
Dann, ob du auch kein Rechtsgelehrter eben,
Mit Fug und Recht dann, Freund,
erhebſt du mich.
Und haſt du nun verändert mir
ein Zeichen,
Werd ich zur Schale: ſuch den
Kern darin,
Doch laß mich ſteh'n, wenn ich im
Schmuck, dem reichen,
Wie oftmals — von der Frucht
das beſte bin.

Kapſelrätſel.

Es gilt, das Ende von dem einen,
Den Anfang von dem nächſten Wort
Geſchickt zum neuen Wort vereinen,
Und was man ſucht, hat man ſofort.

1. birgt eine Göttin der Griechen; 2. einen Fluß; 3. einen Namen, bekannt aus der griechiſchen Mythologie; 4. einen weiblichen Vornamen; 5. einen Körperteil; 6. einen Vierfüßler.

1. „Sag' an! wer iſt denn ihr Truchſeß?
Sag' an! wer iſt ihr Schenk?“
„Meine rechte Hand iſt ihr Truchſeß,
Meine linke iſt ihr Schenk.“

2. „Sag' an! wer ſind die Wächter treu?“
„Meine Augen blau allſtund.“
„Sag' an? wer iſt ihr Sänger frei?“
„Der iſt mein roter Mund.“

3. „So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe ſein,
Wohlauf, drei Damen! auf, drei Herrn!
Führt ſie zu mir herein!“

4. Der König ruft mit einem Mal:
„Hilf, Himmel! ſeh' ich recht?
Ich hab' verſpottet im off'nen Saal
Mein eigenes Geſchlecht.“

5. Von Edenhall der junge Lord
Läßt ſchmettern Feſttrompetenſchall;
Er hebt ſich an des Tiſches Bord
Und ruft in trunk'ner Gäſte Schwall:
„Nun her mit dem Glück von Edenhall.“

6. Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Kryſtall.
Das zerſprungene Glück von Edenhall.
Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis in der zerſtörten Hall'.

Silbenrätſel.

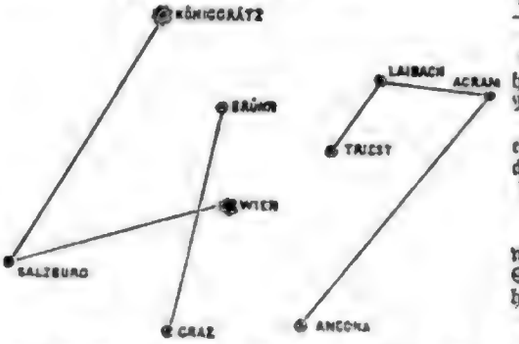
au, cht, di, d, e, e, e, e, e, en, en, en, en, en, et, e, eb, eb, fr, ll, hr, h, i, im, ir, isch, isch, l, ml, nd, ns, os, r, si, u, w.

Aus den obigen Buchſtaben und Buchſtabenzuſammenſtellungen laſſen ſich 12 Wörter bilden, welche eine bekannte Stelle aus Schiller ergeben.

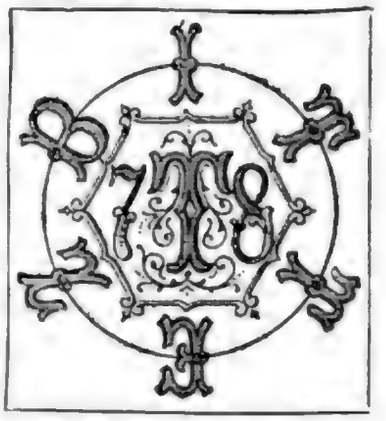
Auflöſungen zu Heft 9, S. 342.

Rätſel: Die 5 Sinne.
Kopf und Fuß: Margot (Argo) Epos (Po), Rurick (Uri).
Chineſiſches Rätſel: Die Kerze.
Scherzfrage: Wahrheit iſt zweifellos, Haſe ein Fell los.
Zahlenrätſel: Java, Puppe, Anna, Irinn, neun, Peru, Kinn, Kreuzer, Paprika, Urne, Kapuziner.
Verſetzrätſel: Oderberg.
Silbenrätſel: Rainer, Elbe, Lineal, Juli, Ebbe, Fünf, Philipp, Falſtaff, Eſche, Jacobi, Lelewel, Egge, Römer — Reliefpfeiler.
Silbenrätſel: Rheinwein. — **Silbenrätſel:** Veitstanz, Odrau, Mauſoleum, Folgſam, Ente, Leontine, Schiller: Vom Fels zum Meer. — **Rebus:** Viele Hunde ſind des Haſen Tod.
Roſſelſprungaufgabe: Tiefe Kenner der Natur, — Alte Weiſe ſagen aus — Fände ſich im Weltenhaus — Nur ein Mann, ein Weibchen nur, Und im fernen Oſten wär' — Sie daheim, im Weſten er, — Beide zögen ſo ſich an, — Daß ſie fingen an zu wandern, — Und das Eine bei dem Andern — Käm' am Ende richtig an.

Geographiſche Aufgabe:



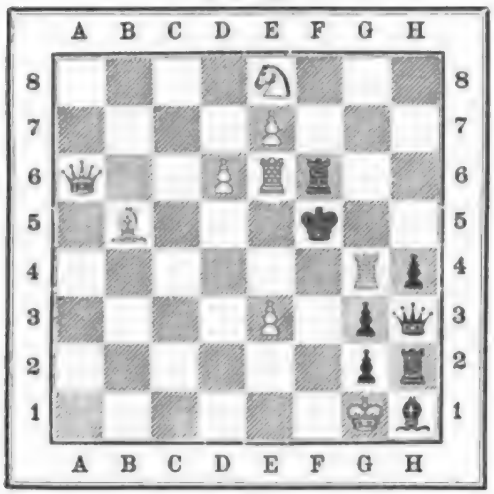
Buchſtabenrebus.



Schachaufgabe Nr. 6

von J. Hintzpeter in Siegen.

(Schwarz.)



(Weiß.)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Lösung von Nr. 4

(Lösungspreisaufgabe.)

1. Da5 — d2 — 8a1 — c2:
2. Dd2 — h2 — 8c2 — e3:
3. Sf5 — d6 + — Ke4 — f3, d4
4. Lc4 — e2, Dh2 — b2 matt.

1. .... — Ke4 — f5:
2. Dd2 — f2 + (h2) — Kf5 — g4, g5
3. Df2 — f4 + — Kg4 — h5:, h3
4. Lc4 — f7, f1 matt.

1. ..... — La7 — b8
2. Dd2 — h2 — Lb8 — e5:
3. Dh2 — h4 + — Beliebig.
4. e3 — e4, 8c2 — e1, Dh4 — f4: matt.

1. ..... — Ke4 — f3
2. Dd2 — h2 — Beliebig
3. Dh2 — g3, f4 + — Beliebig.
4. Dg3 — f4, Lc4 — f1, f7 matt.

Auf andere Züge entscheidet die Drohung 2. Dd2 — h2 ꝛc.

Lösung von Nr. 5.

1. Tb6 — b8 — Kc7 — d6:
2. Tb8 — d8 + — K beliebig
3. Le1 — a5, h4 matt.

1. ..... — Kc7 — b8:
2. Td6 — d8 + — K beliebig
3. Le1 — f2, h4 matt.

Auf andere Züge entscheidet 2. Td6 — d8 ꝛc.

Eingelaufene Lösungen.

Nr. 3 wurde ferner gelöst von A. O. H. in P., R. Slimsfe in Erdtkuhnen, E. Kuhl in Gotha, H. Rösch in Fürth.

Die Lösungspreisaufgabe (Schachaufgabe Nr. 4) wurde richtig gelöst von: Fr. Dubbe in Rostock, v. Walter in Wien, G. Szabó in Agram, J. O. Kreis in München, W. Kron in Beeck, Karl Traxler in Budweis, F. Paukner in Nürnberg, R. Citek in Budweis, P. Ehold in Plauen i. V., C. Pindewald in Marburg in Hessen, J. L. Votruba in Wien, Fritz Hofmann in München, Dr. G. Graf Sarntheim in Innsbruck, Martha Kienitz in Leipzig, J. Zednik in Prachatitz, J. Michel in Neustadtl, C. v. Klenck in Florenz, Georg Schuh in München, Franz Oberhauser in Ingolstadt, Eman. Spirek in Wällischbirken, Dr. Hermann Metzger in Plön, A. Spenger in München, L. Lindner in Leipzig, Wolfg. Scheu in Olmütz, F. Bergen in Stettin, Georg Schorn in Salzburg, Géza Vansó in Dornbirn, Lehrer Winsauer in Dornbirn, Anna Capella in Wien, Louis Hausdorff in Leipzig. (Die Preise wurden bereits den Lösern zugesandt.)

Briefwechsel.

J. H. in Fürth. Ein Fortschritt macht sich zwar in den uns neuerdings eingesandten Versuchen bemerkbar, doch sind dieselben für die Oeffentlichkeit noch nicht recht geeignet.

E. K. in Gotha. Den Dreizüger mit 1) Lg6 glauben wir schon irgendwo veröffentlicht gesehen zu haben. Ist dies der Fall? Auf den zweiten Dreizüger verzichten wir dankend

„Es kommt nur darauf an, wie man die Sache ansieht."

Zeitgemäßes aus Küche und Haus.

Von L. von Pröpper.

Vom Einmachen.

1. Rosen-Konfitüre. Man pflücke bei trockenem, sonnigem Wetter, am besten wenn es tags vorher geregnet hat, von echten, in vollster Blüte stehenden Centifolien-Rosen, die Blumenblätter ab, schneide an jedem Blättchen das weißliche, dickere Ende weg und lege sie ganz lose übereinander in ein vorher gewogenes Tuch, wiege in demselben die Blätter und nehme auf $^1/_2$ kg davon 1 kg Zucker, den man mit Wasser anfeuchtet und langsam in einer neuen irdenen Kasserolle so lange kocht, bis sich ein Tropfen, den man zwischen Daumen und Zeigefinger genommen, beim Auseinanderthun der Finger, in steife Fäden zieht. Nun streue man, unter langsamem Rühren des Zuckers, die Rosenblätter hinein, ziehe es dann rasch vom Feuer und decke es zu, koche es nach 24 Stunden wieder auf (es bleibt in der Kasserolle) und lasse es ebensolange wieder zugedeckt stehen, wonach der Zuckersaft dann recht klar und wie ein leichtes Gelee sein muß, wo nicht, so müßte es noch einmal gekocht werden, welches jedoch möglichst zu vermeiden ist, weil die Konfitüre, eine der köstlichsten, die es gibt, dadurch leicht ihre schöne Farbe verliert. Uebung und Erfahrung müssen da eben auch das beste thun.

Man gibt diese Konfitüre unter dem Namen Scherbet gern in nur halb damit gefüllten Gefrorenen-Bechern, mit Löffelchen und einem Glas Eiswasser dabei, von dem man, nach Belieben, zu der Konfitüre gießt, die schon zu den Zeiten des persischen Dichters Saadi, †1291 zu Schiras, bekannt gewesen sein soll.

2. Stachelbeeren. Man nehme völlig ausgewachsene aber noch ganz harte Stachelbeeren von einer großen Sorte, wiege sie, schneide Stiele und Blüten ab und mache mit einem recht kleinen scharfen Messer, von der Blüte nach dem Stiel zu, einen flachen Einschnitt, hole die Kerne mit einer spitzig zugeschnittenen Feder heraus, und thue jede Beere gleich in frisches Wasser und hernach zum Ablaufen auf ein Sieb; lasse sie dann in kochendem Wasser so lange ziehen, bis man mit einem Stecknadelknopf hineindrücken kann, hebe sie mit dem Schaumlöffel heraus in kaltes Wasser, gebe sie, wenn sie darin erkaltet sind, wieder auf das Sieb und danach in eine Terrine. Nun koche man auf je $^1/_2$ kg Beeren $^1/_2$ kg Zucker zur Perle, gieße die Hälfte davon in ein Gefäß, lege ein Papier darauf, bis es erkaltet ist, decke es dann fest zu und stelle es beiseite: die andere Hälfte verdünne man mit $^1/_4$ l Wasser, gebe sie ganz erkaltet über die Beeren und decke sie zu. Am anderen Tage lasse man sie wieder auf dem Siebe ablaufen und thue sie wieder in die Terrine, vermische den abgelaufenen Saft mit dem vierten Teil des zurückgestellten Zuckers und dem Safte einer halben Citrone, lasse es aufkochen, schäume es, gieße es lauwarm über die Beeren und verfahre so noch drei

Digitized by

Tage lang, nur daß man am zweiten Tage den Saft warm, den dritten heiß und den vierten kochend darüber gießt; am fünften Tage endlich koche man den Saft zum Faden, gebe die Beeren hinein, lasse sie aufkochen und gieße sie wieder in die Terrine, bis sie ganz kalt sind, wo man sie dann in die Gläser füllt. — Etwas mühsam, aber auch vorzüglich, besonders zu feinen Braten.

„Versuchen wir es einmal so ..."

3. **Johannisbeer-Gelee.** Man nehme drei Teile schöne rote und einen Teil weiße Johannisbeeren, streife die Beeren mit einer silbernen Gabel ab, bringe sie mit etwas Wasser zu Feuer und lasse sie einigemal aufkochen, bis sie aufgesprungen sind, gieße sie dann auf ein Sieb und wenn der Saft durchgelaufen ist, wobei man die Beeren nicht drücken darf, so gieße man ihn nochmals durch, damit er recht klar wird; koche nun auf $\frac{1}{2}$ kg Saft $\frac{1}{2}$ kg Zucker zu kurzem Faden, gebe den Saft dazu und lasse es etwa eine Viertelstunde lang bei fleißigem Abschäumen kochen, worauf es dann Gelee sein wird, das sehr gut und auch deshalb zu empfehlen ist, weil man dabei des so lästigen Auspressens überhoben wird.

4. **Schwarze Johannisbeer-Gelee (Cassis-Gelee).** Wie das Johannisbeer-Gelee, jedoch nur von schwarzen Beeren und nur fünf Minuten lang gekocht. Man braucht sie in der Küche meistens nur zum Verzieren von Torten u. dergl., aber es ist ein ganz ausgezeichnetes Heilmittel bei Halsleiden. Man verrührt dazu einen Eßlöffel voll von der Gelee mit $\frac{1}{4}$ l kochendem Wasser und trinkt davon den Tag über, stets warm, im ganzen etwa $\frac{1}{2}$ l für den Tag.

5. **Brombeeren.** Man suche schöne große, völlig schwarze, jedoch nicht überreife Brombeeren aus, läutere zu jedem $\frac{1}{2}$ kg Früchte $\frac{3}{8}$ kg Zucker zu kurzem Faden, gebe die Brombeeren hinein und koche sie zuerst langsam, wobei immer der Schaum abgenommen werden muß, aber ja nicht darin gerührt werden darf; hernach lasse man sie etwas stärker kochen und wenn sie anfangen zu sinken und kein Schaum mehr vorhanden ist, so werden sie behutsam ausgegossen und abgekühlt in die Gläser gefüllt. Es ist dies ein sehr gutes Eingemachtes, welches von manchen den Himbeeren vorgezogen wird und man zieht die großfrüchtigen Sorten (z. B. Dorchester, Wilson's Early, diese schon anfangs August reifend) und mehrere andere jetzt auch häufig in den Gärten.

6. **Birnen.** Man schäle gute, mittelgroße, nicht zu reife Birnen, schneide sie in sechs Teile und nehme auf $\frac{1}{2}$ kg Birnen $\frac{3}{8}$ kg gestoßenen Zucker, gebe etwas von diesem in die Einmach-Kasserolle, dann von den Birnen darüber, wieder Zucker, wieder Birnen und so fort, bis alles eingelegt ist, worauf man es so zwei bis drei Stunden ziehen läßt und nun auf ein zuerst gelindes Feuer bringt, welches man aber verstärkt, sowie der Zucker geschmolzen ist. Man füge jetzt für 50 Birnen noch die Schale einer Citrone, in feine, $1\frac{1}{2}$ cm lange Streifchen geschnitten hinzu, koche die Birnen eine halbe Stunde lang und presse zuletzt auch den Saft der Citrone hinein.

7. **Ganze Weintrauben einzumachen.** Man nehme vollkommen reife, doch nicht überreife, ausgesuchte und ganz unversehrte Trauben, binde bei jeder an das Stielchen der obersten Beere einen Faden und hänge sie damit, den Stiel nach unten, in ein passendes Einmachglas (immer nur eine Traube in ein Glas); an den Faden wird ein zweiter Faden gebunden und dieser quer über das Glas geschlungen, so daß die Traube frei hängt.

Nun bereitet man den nötigen Zuckersirup, auf $\frac{1}{2}$ l Wasser immer $\frac{1}{2}$ kg Zucker, den man in kleine Stücke schlägt und rasch zum Kochen bringt und wenn er anfängt zu spinnen, so gibt man den Schnee von zwei Eiweiß hinein, wodurch jede Unreinigkeit des Zuckers in die Höhe kommt, schäumt sorgfältig ab und läßt den Zucker dann nochmals aufkochen und hernach kalt werden.

Von diesem Sirup nun füllt man die Gläser mit den Trauben voll, bindet sie mit Schweinsblase vorsichtig zu und stellt sie zwischen Heu in eine Kasserolle, gießt lauwarmes Wasser daran, läßt sie fünf Minuten lang kochen und in der Kasserolle erkalten.

Einige solcher Trauben, blaue und weiße, mit etwas von ihrem Safte, in eine Krystallschale gelegt, geben eine hübsche und gute Dessertschüssel, ohne viele Mühe oder Unkosten zu verursachen.

8. **Obst ohne Zucker einzumachen.** Man nehme dazu recht schönes, vollständig reifes, aber doch noch festes Steinobst, entferne Stiele und Steine, lege es in Einmachgläser und stoße diese beim Einfüllen mehrmals auf ein zusammengelegtes Tuch, damit die Früchte sich setzen und wenn die Gläser ganz voll sind, so binde man sie zuerst mit Leinwand fest zu und darüber noch mit Schweinsblase und stelle sie hierauf in einen Kessel, der etwas höher als die Gläser ist; fülle den Raum zwischen und um dieselben mit Heu und gieße kaltes Wasser bis zur halben Höhe der Gläser ein; bringe den Kessel nun auf starkes Feuer, decke ihn zu und lasse ihn, wenn das Wasser zu kochen beginnt, hernach noch 25 Minuten auf dem Feuer stehen. Sobald beim Kochen der Dampf zu stark wird, entferne man den Deckel, thue ihn beim Absetzen des Kessels aber wieder darauf und lasse die Gläser im Wasser erkalten, wonach man sie herausnimmt, abtrocknet und an einem trockenen, kühlen, frostfreien Orte aufbewahrt. Sie halten sich vortrefflich und sind zu Kuchen und Kompotten sehr gut. Zu letzteren gießt man den Saft ab, vermischt ihn mit dem nötigen Zucker und etwas Wasser, läßt ihn heiß werden und gibt ihn über die Früchte, welche selbst nicht gekocht werden dürfen; zu Kuchen gebraucht man sie gerade wie frische Früchte. Kirschen und alle Sorten von Pflaumen können nach Belieben auch mit den Steinen eingelegt werden.

9. **Aprikosen in Büchsen einzumachen.** Man halbiere und entferne die Aprikosen, schäle sie aber nicht und lege sie in die Büchsen; koche dann für jede 1 l haltende Büchse $\frac{1}{2}$ kg Zucker in 3 dl Wasser nur so lange, bis es abgeschäumt ist und fülle damit die Büchsen bis einen starken Strohhalm breit vom Rande, lasse sie zulöten und in einen Kessel mit kochendem Wasser, welches über die Büchsen gehen muß, gestellt, 15 Minuten lang kochen und im Wasser erkalten.

Dieses ganz ausgezeichnete Eingemachte wird meistens als Kompott gegeben, kann aber auch zu Torten und Kuchen gerade wie frische Früchte gebraucht werden und ist ganz besonders für Kranke eine vortreffliche, heilsame Erquickung. Es hält sich jahrelang, jedoch sowie die Büchse geöffnet worden, nicht länger als jedes andere Kompott.

10. **Getrocknete Zwetschgen in Cognak einzumachen.** Man lege sehr gute getrocknete Zwetschgen, am besten Katharinepflaumen, einen bis zwei Tage lang in gewöhnlichen weißen Wein bis sie ganz aufgequollen sind und lasse sie dann auf einem Seiher gut ablaufen; thue sie nun mit Zimtstückchen und einigen Gewürznelken dazwischen, in ein Einmachglas, gieße so viel feinsten Cognak darüber, daß die Früchte bedeckt sind, binde das Glas zu und stelle es an die Sonne.

11. **Vierfrüchte-Saft.** Man nehme drei Teile Himbeeren, einen Teil recht reife Weichselkirschen, einen Teil rote Johannisbeeren und einen Teil Walderdbeeren und zerdrücke sie; reibe sie mit der Hand durch ein feines Sieb und stelle diesen Saft in einem Porzellangefäß 24 Stunden lang auf Eis oder doch an einen kalten Ort, wonach er geronnen sein wird. Nun spanne man ein sehr reines, geruchfreies, in kaltem Wasser ausgewaschenes und wieder gut ausgewundenes Tuch zwischen den Beinen eines umgewendeten Stuhles aus, stelle ein Porzellangefäß darunter und lasse den Saft durchtropfen, wonach er in halbe Flaschen gefüllt, gut zugepfropft und mit Bindfaden und Blase noch fest zugebunden wird. Dann nehme man ein beliebiges Gefäß, thue auf den Boden desselben drei Querfinger hoch Heu, stelle die Flaschen, nicht zu nahe zusammen, hinein und fülle die Zwischenräume auch mit Heu gut aus; gieße vier Querfinger hoch Wasser hinein, bringe das Gefäß aufs Feuer und lasse das Wasser drei Minuten lang kochen: setze es jetzt ab, decke es zu und nehme die Flaschen nicht eher heraus, als bis das Wasser ganz erkaltet ist.

Dieser Saft wird meistens zu Gelee (Sulz) benutzt, welches man gerade wie Rheinwein-Gelee bereitet, nur daß man halb Rheinwein und halb Vierfrüchte-Saft dazu nimmt, welches Gelee das beste ist, was man in dieser Art hat. Das Zurückbleibende von dem Safte gibt, mit Zucker aufgekocht, eine pikante Marmelade.

12. **Citronen-Sirup.** Man presse aus recht saftigen, dünnschaligen Citronen den Saft und entferne sorgfältig die Kerne; nehme dann auf $\frac{1}{2}$ kg Saft $\frac{3}{4}$ kg Zucker und koche es in einer irdenen Kasserolle zu einer rötlich-braunen, sirupartigen Masse, lasse es erkalten, fülle es in einen irdenen Topf und decke es zu, wo es sich dann lange hält. Beim Gebrauche nimmt man mit einem Holzlöffel, so viel wie ein bis zwei Eßlöffel in ein Wasserglas, rühre es mit ein wenig frischem Wasser an, bis es sich auflöst und fülle das Glas dann vollends mit Wasser. Es ist ein überaus beliebtes, erfrischendes und gesundes Getränk.

Praktische Küchengeräte.

Patentierter Dochtabschneider mit Reinigungsbürste. Ein kleiner nützlicher Haushaltungsapparat, der zur Instandhaltung und Reinigung der Petroleumlampen dient und für Rundbrenner in jeder Größe paßt. Derselbe besteht aus einer runden Bürste, welche oben mit 2 kleinen stählernen Messerscheiben versehen ist; bei der Benutzung steckt man die Bürste bis an die Scheiben in das Dochtrohr hinein, und dreht nun mit

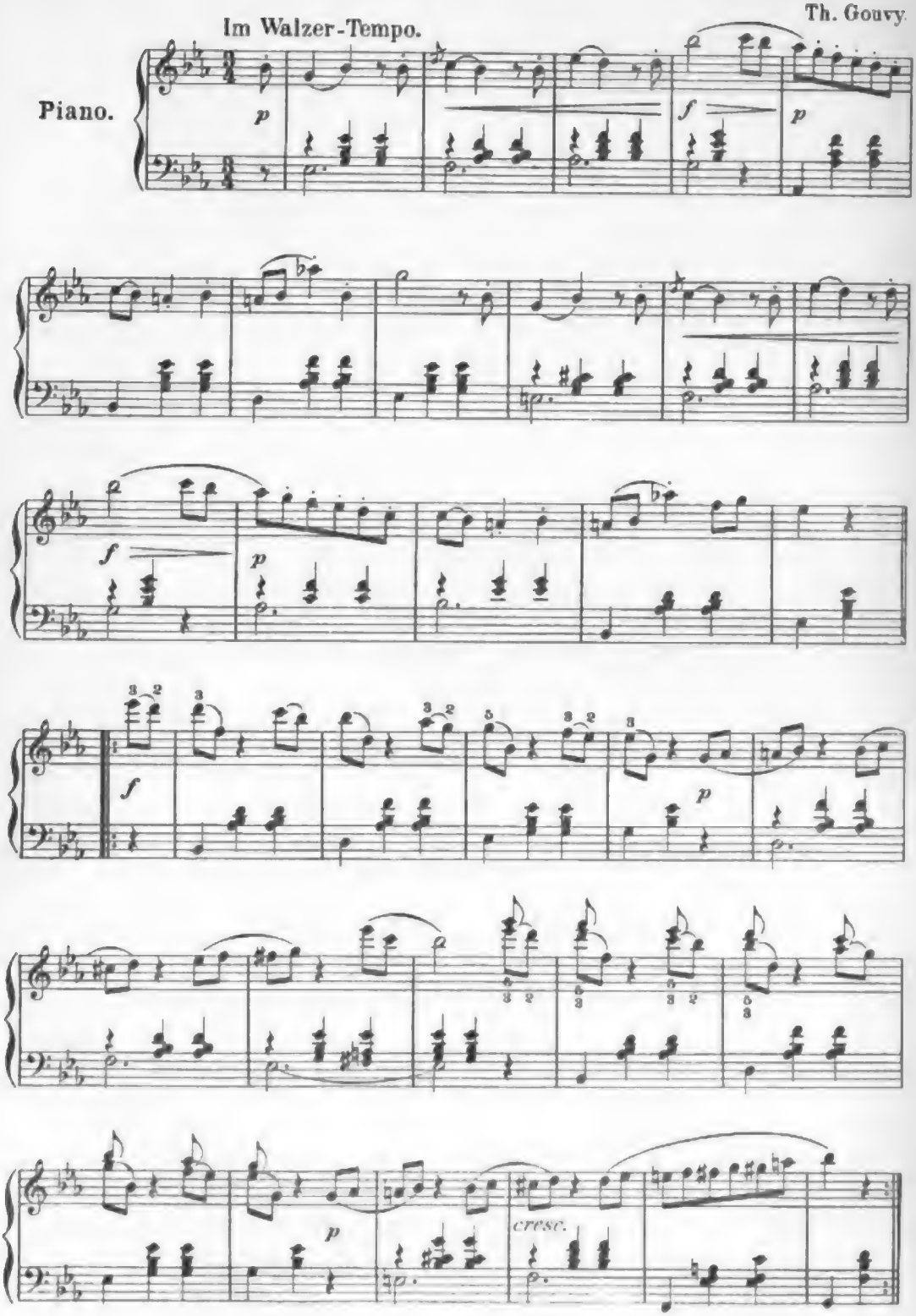
Ein Sträusschen für Pippo.

WALZER.

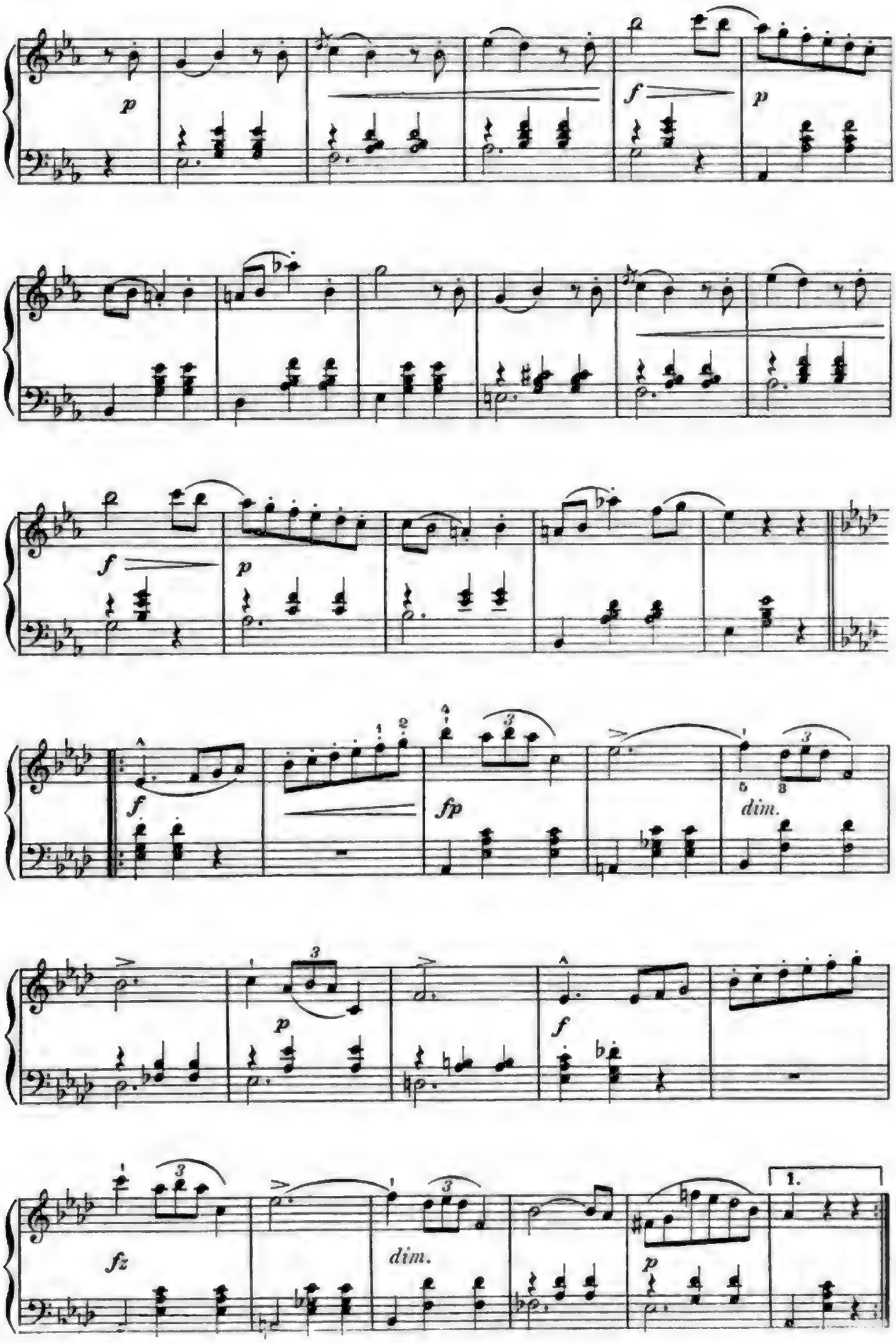
Th. Gouvy.

Im Walzer-Tempo.

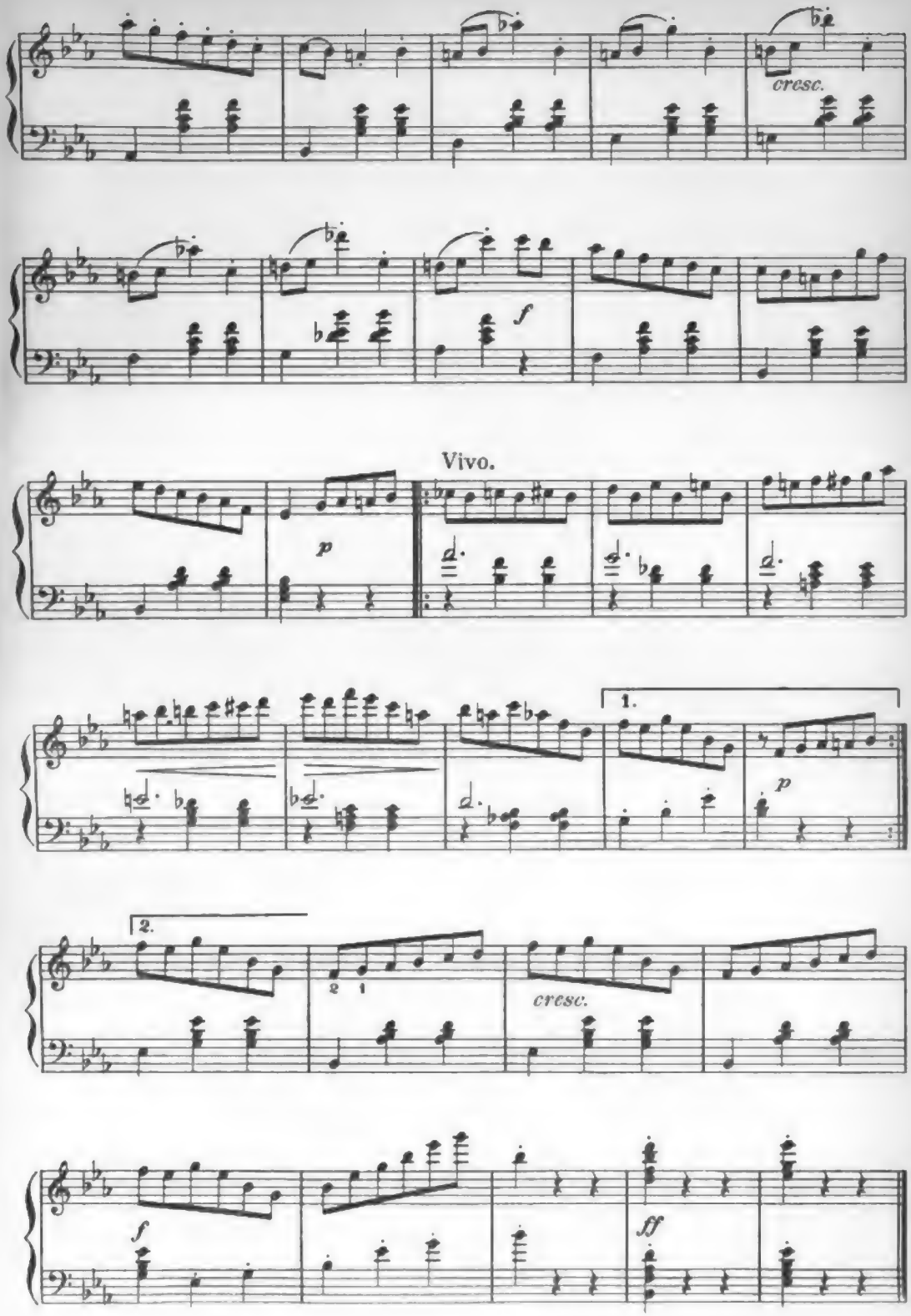
Piano.



Digitized by Google



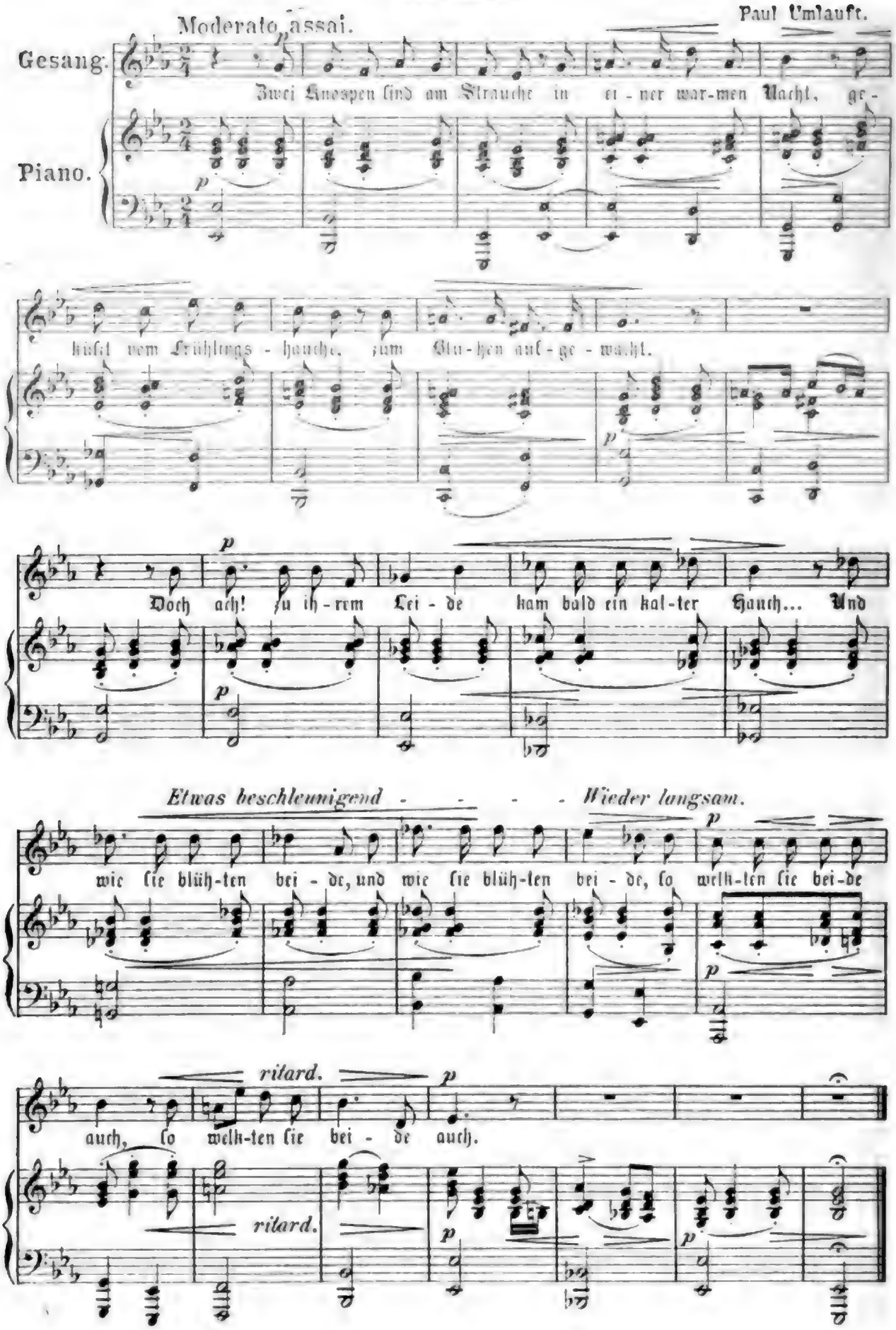
Fortsetzung siehe III. Jahrgang Heft 11


cresc.
f
Vivo.
p
1.
p
2.
2 1
cresc.
f
ff

Junge Liebe.

Max Kalbeck.

Paul Umlauft.



dem Handgriff gleichzeitig Bürste und Messer. In solcher Weise wird ebenso das Dochtrohr gereinigt, wie der verkohlte Docht sauber abgeschnitten, und da die Dochtschuppen nicht in das Rohr hineinfallen können, so wird auch die sonst beim Auslöschen von Petroleumlampen vorhandene Explosionsgefahr hierdurch beseitigt. Außerdem brennt aber die mit diesem Instrument sorgfältig geputzte Lampe mit gleichmäßig abgeschnittenem Docht besonders hell und schön. Der kleine Apparat wird vom Magazin des Königl. Hoflieferanten E. Cohn in Berlin SW., Leipzigerstraße 88, zum Preise von 50 Pf., nebst 25 Pfg. Porto- und Verpackungskosten, also zusammen 75 Pfg., in Schächtelchen verpackt, innerhalb des Deutsch-Oesterreichischen Postverbandes portofrei versandt und empfiehlt es sich zur Kostenersparung, diesen Betrag bei der Bestellung in deutschen Postmarken beizufügen.

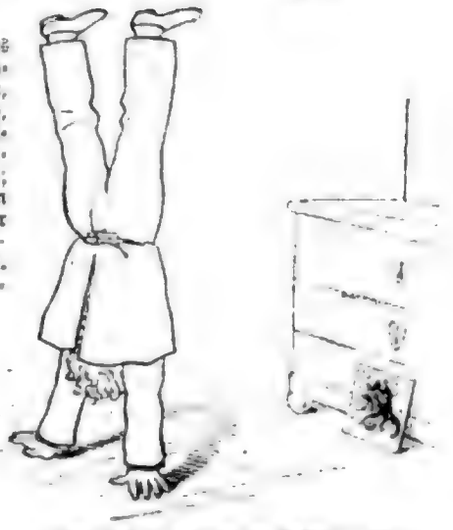
Patentierter Dochtabschneider.

Vorkauer für Zahnlose. Ein ebenso sinnreich konstruierter, wie in der Praxis trefflich bewährter — im Deutschen Reiche patentierter — Apparat, bildet diese Maschine thatsächlich einen Vorkauer für Zahnlose, indem sie die Speisen in ganz schmale Streifen zerkleinert, ihnen aber dennoch die äußere Form läßt, so daß sie für den Genuß appetitlich bleiben. Die Vorkaumaschine zerkleinert auf diese Weise z. B. ein belegtes Butterbrot, das auf die Platte der Maschine gelegt und zerschnitten wird. Man befestigt den Apparat am Tische; beim Drehen der Kurbel schneiden die Messer das Butterbrot in ganz dünne Streifen und streifen sich ab, indem sie durch die eiserne Platte hindurchgehen. Ist die eine Hälfte des Butterbrots nun zerkleinert, so wird dessen andere Seite unter die Messer gelegt und ebenso verfahren, so daß die beiden zerkleinerten Hälften nur noch durch einen Mittelstreifen zusammengehalten werden. In solcher Weise bleibt das Butterbrot ein zusammenhängendes Ganzes und behält vollständig sein äußeres Ansehen. Die Maschine zerschneidet auch alle anderen Nahrungsmittel, desgleichen Bohnen, Rüben u. s. w. für Küchenzwecke. Zur Erläuterung der konstruktiven Einrichtung diene folgendes: An einer vierkantigen, spiralförmig gewundenen Welle sitzen eine größere Anzahl guter Stahlmesser fest und bekommen dadurch ebenfalls eine spiralförmige Anordnung. Diese Messerwelle ist in zwei Armen des Gestells gelagert, welches letztere unten mit der Vorrichtung zum Anschrauben an die Tischplatte versehen ist; oben ist das Gestell plattenförmig, und in diese Platte sind, den Stellungen der Messer entsprechend, Schlitze eingefügt, so daß die Messer durch den Schlitz hindurchgehen können und auch durchgeführt werden, da die Messer sich von unten an der Welle, nach der Spitze zu einführen.

Dieser sinnreich konstruierte Apparat ist zum Preise von 25 Mark im Magazin des Königl. Hoflieferanten E. Cohn in Berlin, SW. Leipzigerstraße 88, vorrätig.

Von unserem Büchertisch.

Kurt Mündel, ein rühriger und verständnisvoller Sammler auf dem Gebiete des deutschen Volksliedes bietet in seinen **„Elsässischen Volksliedern"** (Straßburg, J. Trübner) eine wertvolle Gabe, die zweifelsohne dazu beitragen wird, das geistige Band zwischen dem Mutter- und wiedergewonnenen Tochterlande fester zu knüpfen. Die Sammlung ist gewissermaßen ein Dokument der Zusammengehörigkeit und des unverwüstbaren Deutschtums und hat als solches auch politische Bedeutung. — Ein „Neues Novellenbuch **für deutsche Familienkreise"** nennt **Ludwig Ziemssen** seine soeben erschienene dreibändige Novellensammlung „Zum Tagesschluß" (Berlin, L. Simion), und wir können dem „deutschen Familienkreise" dieselbe nicht warm genug empfehlen. Besonders die Frauenwelt wird sich von der liebenswürdigen Erzählungsweise und dem sittlichen Ernste — den Hauptvorzügen Ziemssens — angezogen fühlen. — **Neue deutsche Heldenbücher** (Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses). Der Verfasser der „Poetenbibel" Pastor **F. Schneider**, ein Amerikaner, widmet dem deutschen, speciell dem preußischen Volke einen prächtigen Kranz patriotischer Gesänge, welche die vier großen Kriege seit 1740, in welchen der preußische Aar sein Reich geschaffen und gefestigt hat, feiern. Sie führen uns mitten in die Reihen der Kämpfer von Roßbach und Olmütz, unter die Fahnen eines Blücher und York, auf die Walstatt von Königgrätz und in die blutigen Kämpfe bei Spichern und Gravelotte. — Zu der immensen, jährlich wachsenden Litteratur über Italien wieder ein neues Buch! **Italienische Skizzen** von Dr. R. **Schramm** (Erfurt, Fr. Bartholomäus). Viele unserer geschätzten Leser werden nach Lesung des Titels unverzüglich zur Tagesordnung übergehen, daran ist kein Zweifel, doch verdient unseres Erachtens obiges Buch einige Berücksichtigung. Verf. kennt Italien, Land und Leute, gründlich, er besitzt eine scharfe Beobachtungsgabe und vermeidet, bereits Gesagtes zu wiederholen; Vorzüge, die ohne Zweifel dem Buche Leser, dem Verleger Käufer verschaffen werden. — **Esaias Tegnérs Werke.** Uebersetzt von G. von Leinburg. (Leipzig, O. Leiner). Wenn eine Uebersetzung, wie die der Frithjofs-Sage, bereits 13 Auflagen hinter sich hat, bedarf selbige an dieser Stelle kein Wort des Lobes mehr, wir beschränken uns darauf, die kleineren epischen Dichtungen, welche den zweiten Teil der Werke bilden und zum Teil zum erstenmal in deutschem Gewande vor den Leser treten, anerkennend zu erwähnen. „Axel" und die „Abendmahlskinder" gehören zu den frühsten, aber auch zu den besten Schöpfungen T.s und werden sich wie bei den Landsleuten des Dichters auch bei uns immer mehr einbürgern. Die Uebertragung ist als völlig gelungen zu bezeichnen, die Erläuterungen sind eine sehr dankenswerte Beigabe. — Das „singende Deutschland" möchten wir auf die von L. **Erk** herausgegebene **„Deutsche Liedertafel"** (Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin) hinweisen. Die vorliegenden zwei Hefte enthalten eine gute Auswahl von Gesängen für Männerstimmen ernsten und heitern Charakters. Die Volkslieder sind ihrer Natur gemäß einfach harmonisiert; die den Klassikern (Haydn, Mozart, Beethoven) entnommenen Kompositionen sind so gewählt, daß sie auch von Vereinen, die über geringe Stimmmittel verfügen, ausgeführt werden können. — **„Gedichte"** von **F. Fittica.** Ursprünglich für einen engen Freundeskreis bestimmt, haben die kleinen ansprechenden Liedchen sich doch den Weg in die Oeffentlichkeit gebahnt. Den Stoff zu den meisten derselben gab dem Verfasser ein sehr inniges, zartes Verhältnis zu seiner früh verschiedenen Gattin. Tiefes Naturempfinden und ein echt kindlicher Gottesglaube bilden den Grundzug der Poesieen. — Prätentiöser auftretend, aber durchaus wertloser sind die **„Wahrheit und Dichtung"** betitelten Gedichte von **Jul. Gräfe.** (Leipzig, R. Linde). Daß unsere sogenannten „jungen Talente" es nicht lassen können, uns ihre „Erstlinge" in absoluter Vollständigkeit vorzuführen! Wer wird sich die Mühe geben, aus einem Scheffel Spreu einzelne Körner herauszusuchen! — Schon in zweiter Auflage erschien das letzte Werk des populärsten Schillerbiographen **Emil Palleske „Die Kunst des Vortrags"** (Stuttgart, G. Krabbe), ein Buch, das nicht allein für Solche von Wert ist, die an eine berufsmäßige Ausbildung ihrer Stimme denken müssen, sondern **jedem** in wärmster Weise empfohlen werden kann, der nur etwas Gewicht auf richtiges Sprechen legt. Zudem sind diese geistvollen Auseinandersetzungen eine wirklich anziehende Lektüre, die der denkende Leser mit Befriedigung aus der Hand legt.



„... oder aus einem anderen Gesichtspunkte."

Der gestirnte Himmel im Monat Juli.*)

Auch der Monat Juli ist für die Beobachtung des Sternenhimmels kein günstiger Monat, teils wegen der kurzen und hellen Nächte, teils weil überhaupt in diesem Monat die interessantesten Sternbilder nicht in bequemen Abendstunden sichtbar sind. Merkenswert ist, daß in den Morgenstunden des 1. Juli die Erde ihre größte Entfernung von der Sonne erreicht, 151 Millionen Kilometer, gegen 146 zu Anfang des Januar. Von den Planeten ist im gegenwärtigen Juli sehr wenig zu sehen: **Merkur, Venus und Jupiter** sind ganz unsichtbar. **Mars** kann vielleicht noch nach Sonnenuntergang am Abendhimmel wahrgenommen werden, doch ist dies wegen der abnehmenden Helligkeit dieses Planeten und der Dämmerung sehr fraglich. **Saturn** kommt morgens über den östlichen Horizont herauf. Am 8. ist **Vollmond**, am 15. **letztes Viertel**, am 22. **Neumond** und am 29. **erstes Viertel**. In der **Erdferne** steht der Mond am 4., in der **Erdnähe** am 20.

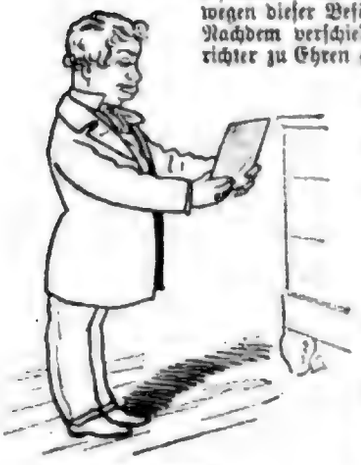
*) Auf viele Anfragen teilen wir hierdurch mit, daß die Sternkarte, welche dem ersten Heft beigegeben war, auch für neueintretende Abonnenten oder Solche, denen das Blatt abhanden gekommen ist gegen Einsendung von 30 Pfennig in Briefmarken durch die Verlagshandlung dieser Zeitschrift zu beziehen ist.

Der lustige Gesellschafter.

(Freiwillige und unfreiwillige Mitarbeiter willkommen!)

Einen Trumpf ausgespielt.

In der fränkischen Stadt E. wirkte am Gerichte ein Assessor Namens Degen, der wegen seiner Grobheit nicht sonderlich beliebt war. Zum größten Aerger der Einwohner wurde derselbe bei der Organisation in demselben Städtchen zum Oberamtsrichter befördert. Natürlich wurde von den Honoratioren wegen dieser Beförderung ein Kränzchen veranstaltet. Nachdem verschiedene Reden dem neuen Oberamtsrichter zu Ehren gehalten waren, klopfte auch schließlich noch der Pfarrer an sein Glas, um einige Worte zu sprechen, und schloß folgendermaßen: „Meine Herren, wir stehen jetzt unter der Obhut eines Degen; möge er jedoch ungezogen bleiben wie bisher!“



„Hilft alles nichts!“

Eigentümliche Zumutung.

Der Herr Pfarrer tritt zum Altar und hat in der Eile den Kragen verkehrt an, d. h. die untere Seite ist nach oben gekehrt. Der Bürgermeister, der im Ratsherrnstuhle nächst dem Altare kniet, sieht dies, winkt unter heftigen Gestikulationen dem Meßner und bedeutet ihm mit halblauter Stimme, doch so, daß es ein großer Teil der Andächtigen hört: „Herr Meßner, drehen Sie doch dem Herrn Pfarrer den Kragen um.“

Bildung.

Auf dem Dorfballe: Ricke: „He, Rose, was macht'n ihr nu eegentlich in der Stadt uff dr Bangjohn, da lernt'r wohl näh'n un strick'n un sulche Sach'n?“

Rose: „I du Rindvieh, Bildung lern' m'r.“

Aus der Schule.

Lehrer (zum Schüler): „Krause, welches mag wohl der kleinste Wald in Deutschland sein?“ — Krause: „Der Odenwald?“ — Lehrer: „Was fällt dir ein? weshalb just der Odenwald?“ — Krause: „Aber, Herr Lehrer, wir singen doch immer: Es stand ein Baum im Odenwald!“

Kindermund.

Das etwa 4jährige Söhnlein kommt eines Abends mit seinen neuen, recht beschmutzten Höschen nach Hause. Da sagt der erzürnte Vater: „Komm' her, ich will dir deine Hosen ausklopfen!“ Der Kleine erwidert aber ruhig: „Aber gelt, Vater, ich will's zuerst abziehen?“

Kinder und Narren —.

Das kleine Brüderchen war trotz des Beistandes mehrerer Aerzte gestorben. Ganz betrübt sagte die kleine Anna: „Nicht wahr, liebe Mama, wenn der liebe Gott im Himmel oben einen kleinen Engel haben will, dann schreibt er's dem Herrn Doktor?“

In der Mathematikstunde.

Lehrer: „Was ist ein Punkt?“

Schüler: „Ein Punkt ist ein Winkel, dem die Schenkel ausgerissen sind.“

Ueberraschung.

Lieutenant: „Nein, meine kleine Schwägerin, danke, ich esse keine schwarzen Beeren, sie machen garstige Zähne.“

Kleine: „Thun Sie diese nur vorher heraus, wie Ihre Emilie!“

Fortschritt.

Emma: „Geht es denn mit dem Cyankali schneller in den Tod, wie mit Blausäure, Papa?“

Papa: „Du Schulfratz, zu was brauchst du denn das zu wissen?“

Emma: „Nun? Kann ich nicht auch einmal zu einer unglücklichen Liebe kommen?“

Mein Kneipbruder.

Ich hab' 'nen Kneipkumpanen,
Der treu mir zugethan,
Will ich zu kneipen enden,
Gleich fängt er wieder an,

Führt meine Hand zum Glase,
Führt meine Hand zum Krug,
„Prosit, mein Herr Kamerade!“
Der Kerl kriegt nie genug.

So trinken wir früh am Morgen,
So trinken wir abends spat,
Denn nie verläßt mich der Wack're:
Der Durst, mein Kamerad!

Wahre Klage.

Mann: „Ach, mein Schwiegervater — ach, mein Schwiegervater!“

Nachbar: „Was jammern Sie denn so? Der ist ja nicht gestorben, sondern Ihre Frau.“

Mann: „Das ist's ja eben — von wem lebe ich denn jetzt?“

Gut gemeint.

Magd: „Warum bohnst denn gar so fein und spiegelblank, früher war der Parkettboden doch auch recht.“

Diener: „Ich möcht', daß die Gnädige den Fuß bricht, dann kann s' mir nimmer überall nachgehen.“

Das Eheparlament.

Die Ehe ist ein Parlament,
Wo heißer Wortstreit oft entbrennt.
Zwei Hälften treten in Erscheinung,
Die häufig ganz verschiedner Meinung;
Des Streits Ergebnis pflegt zu sein:
Hier Nein! dort Ja! — hier Ja! dort Nein! . . .
Bis endlich „Schluß“!
Verlangt ein Kuß.

Beim Einseifen.

Barbier: „Ist denn wirklich die Lage so kritisch, Excellenz?“

Diplomat: „Können Sie schweigen?“

Barbier: „Wie das Grab, Excellenz, das liegt in unserem Beruf. O, ich kann schweigen!“

Diplomat: „Ich auch!“

Ueber das Gedankenerraten.

Mit Recht hat sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf jenen Engländer Cumberland gerichtet, dem es scheinbar gelungen, unmittelbar in die Seele eines anderen sich zu versetzen.

Der Schreiber dieses, der auf genanntem Felde eine langjährige Praxis hinter sich hat, kann sich rühmen, imstande zu sein, jedes einzelnen Gedanken z. B. beim Lesen dieser wenigen Zeilen zu erraten.

Es ist wohl nicht wahrscheinlich, überhaupt kaum glaublich, daß irgend jemand einem Menschen auf den Grund seiner Seele schauen könnte, ohne ihn je gesehen oder gesprochen zu haben. Wenn man aber bedenkt, daß im Grunde genommen alle menschlichen Seelen harmonieren, so wird keiner der geehrten Leser wohl leug-

Jetzt haben Sie gedacht, es geht weiter. Nicht wahr?

Zwei Adressen.

Die Unkenntnis fremder Sprachen hat schon zu manchen Mißverständnissen geführt. Ergötzliche Proben davon finden sich auch in den nachstehenden Abbildungen zweier Adressen. Der Schreiber der einen hat das „Ersucht Sie ergebenst" eines Memorandums als Titel oder Teil des Namens Parey angesehen, während der englische Korrespondent offenbar das „Datum des Poststempels" für eine Straße in Berlin hielt.

Salon-Magie.

Von Alexander.

Drei Scherze. Ein Spaßvogel behauptete eine Brille zu besitzen, deren Gläser selbst bei Lampenlicht die Wirkung eines Brennglases hervorbrächten. Dies zu beweisen, nahm er ein Zeitungsblatt in die linke Hand, in die rechte die Brille, ließ durch eines der Gläser das Lampenlicht auf dem Papiere reflektieren, gleich wie man den Fokus eines Brennglases sucht, und siehe, nach einigen Augenblicken geriet die Zeitung in Brand.

Das Geheimnis bestand darin, daß der Schelm eine Cigarre rauchte, die er mit dem brennenden Ende unbemerkt und geschickt hinter die Zeitung zu halten verstand und diese damit entzündete.

Der zweite Scherz. Derselbe Herr behauptete seinen Hut vom Kopfe blasen zu können. Er setzte denselben auf, doch so, daß er etwas nach hinten geschoben war, machte verschiedene Blasanstrengungen, bis endlich in der That der Hut sich emporhob und vom Kopfe fiel.

Auflösung: Bei den verschiedenen Kopfbewegungen, die er machte, schob er die Krempe seines Hutes etwas hinter den Rockkragen, bewegte den Kopf langsam rückwärts und veranlaßte dadurch, daß der Hut sich emporhob.

Im Begriff sich zu entfernen, kehrte er, den Kopf mit dem Hute bedeckt zurück und stellte noch einen dritten Scherz in Aussicht, indem er erklärte, den Rauch einer Cigarre herunterschlucken und denselben durch den Kopf wieder ausströmen lassen zu wollen. Er blies nun beim Rauchen die Backen auf, als ob er den ganzen Mund mit Rauch gefüllt habe, schluckte denselben anscheinend herunter, blies alsdann bei geschlossenem Munde einigemale durch die Nase, hob den Hut empor und zeigte eine Menge vorhandenen Rauches in demselben.

Auflösung: Nach Beendigung des vorhergehenden Scherzes hatte er beim Umdrehen geschickt einen Augenblick benutzt, eine Menge Rauch in den Hut zu blasen, ehe er denselben wieder aufsetzte.

„Schön 'raus!"

Nachahmung eines Gewitters. An dem einen Ende einer fünf bis sechs Fuß langen, etwas rauhen Hanfschnur oder Bindfaden, bringe eine Schlinge an und lege diese so um den Kopf eines vor dir Sitzenden, daß dessen beide Ohren in der Mitte von der Schnur berührt werden, worauf er dieselben mit den flachen Händen bedecken muß. Alsdann trete vor ihn hin, ergreife mit der linken Hand die herabhängende Schnur, ziehe dieselbe leise etwas straff an und fahre nun mit dem Zeigefinger und Daumen der rechten Hand — zu dir gewandt —, anfangs langsam und leise, dann etwas heftiger über die Schnur hin. Der Betreffende wird sofort ein Geräusch, wie von einem in der Ferne rollenden Donner wahrnehmen, der nun durch rascheres und ruckweises Weitergehen, — wobei zuletzt auch die Nägel der Finger, die über die Schnur kratzend hinweggeführt werden, eine besondere Rolle spielen, — in solch bedeutendem Maße verstärkt wird, daß man an ein, in aller Heftigkeit sich entladendes Gewitter glauben sollte. In ähnlicher Weise läßt sich

Ein Glockengeläute nachahmen, wenn man von vorn um die Spitzen der beiden Zeigefinger die Enden einer zwei bis drei Fuß langen Schnur windet, an diese in der Mitte ein Stecheisen, eiserne Kohlenschaufel oder dergl. hängt, die beiden Finger mit der Schnur in die Ohren drückt, sich vornüber beugt und den metallenen Gegenstand an einen Stuhl schlagen läßt. Je nach Art des angehängten Gegenstandes wird man alsdann ein nicht unangenehmes, schreiendes Glockengeläute wahrnehmen. Eine andere Gehörtäuschung ist

Die Nachahmung eines Sturmwindes. Nimm ein Kartenblatt, begib dich mit demselben in die Nähe eines Fensters, etwas abgesondert von der übrigen Gesellschaft, welche ersucht wird, sich möglichst still und ruhig zu verhalten. Zweckmäßig ist es, zur Zeit das Zimmer in Halbdunkel zu versetzen. Führe nun die scharfe Kante des Kartenblattes gegen den Mund und beginne zuerst langsam und leise auf dasselbe zu blasen, allmählich verschärfe in pfeifender Weise den Ton, ab und zu nachlassend, dann wieder heftiger, gleichwie zur Zeit eines Herbststurmes sich das eigentümliche, nicht weiter zu beschreibende Geräusch in einer freiliegenden Wohnung unserem Gehöre bemerkbar macht. Zweckmäßig wird es sein, sich die Sache vorher etwas einzuüben. Mit der gehörigen Modulation ausgeführt, bringt dieser kleine Scherz eine effektreiche Wirkung hervor.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch einer akustischen Spielerei gedenken, die zwar nicht neu, aber interessant genug ist, hier noch Erwähnung zu finden, und welche vielleicht auch manchem Leser nicht bekannt sein möchte. Es ist

Das Telephon in seiner ursprünglichen Form, welches, trotz seiner erreichten Vervollkommnung durch die Anwendung der Elektricität, — wodurch es sozusagen abgethan ist, — immerhin noch für den eine Bedeutung hat, der es richtig zu verwenden versteht, zumal die Herstellung eine äußerst einfache ist. — Man verfertigt sich zwei cylinderartige

*) Vgl. p. 119 des 1. Bandes dieses Jahrgangs.

Käſtchen, aus möglichſt hartem, feſtem Karton oder Pappe, circa drei Zoll hoch und zwei Zoll im Durchmeſſer, deren Böden entweder aus gleichem Material oder aus einem dünnen Brettchen beſtehen. In der Mitte dieſer Böden werden die Enden einer dünnen Schnur 20—40 Fuß lang befeſtigt. Sind nun, z. B. in zwei gegenüberliegenden Häuſern, in der entſprechenden Entfernung, die beiden am Ende der Schnur befindlichen Käſtchen vorhanden, ſo kann man mittels derſelben in aller Bequemlichkeit eine Unterhaltung führen, indem, während der eine in den Cylinder ſpricht, der andere denſelben an ſein Ohr hält. Immerhin iſt es eine unterhaltende Spielerei, die im geſelligen Kreiſe, z. B. bei einem Frage- und Antwortſpiel mancherlei Stoff zur Unterhaltung geben kann.

„Da iſt der arme Sünder — am erſten Preis kann es gar nicht fehlen."

Eine Uhr, die auf Wunſch jede beliebige Stunde zeigt. Es gibt derartige Uhren, deren Zeiger ſich vermittelſt eines beſonderen Mechanismus, der mit dem Knopf der Uhr in Verbindung ſteht, durch einen Druck mit dem Finger auf jede beliebige Stunde bewegen laſſen. Solche Uhren ſind aber teuer und nicht überall zu haben. Dahingegen kann man mit geringem Koſtenaufwande ſich leicht jede Taſchenuhr ſo einrichten laſſen, daß man damit dieſelbe Wirkung hervorbringen kann, ohne daß die Uhr dadurch beſchädigt oder zu ſpäterem Gebrauch untauglich wird. Man wende ſich an einen Uhrmacher und erſuche denſelben, den kleinen Zeiger, — der in der Regel unter dem großen liegt, — abzunehmen und ſtatt ſeiner einen anderen, gleich großen aufzuſetzen, der jedoch von dem abgenommenen kleinen Zeiger ſich dadurch unterſcheidet, daß die Oeffnung, mit welcher er auf den Zapfen des Zeigers aufgeſetzt wird, ſo groß iſt, daß er ſich frei und locker um ſeine Achſe bewegt und ſo, daß, wenn du die Uhr vertikal hältſt, der Zeiger immer abwärts hängt. Bewahre den alten Zeiger auf, damit der Uhrmacher dir denſelben zu jeder Zeit mit dem anderen vertauſchen kann, wodurch die Uhr wiederum vollſtändig dienſttauglich wird. Nachdem alſo die obige Einrichtung getroffen iſt, bedarf es nur einer geringen Uebung, — ſelbſt ohne daß du auf die Uhr ſiehſt, — den Zeiger augenblicklich auf jede Stunde zeigen zu laſſen, es kommt nur darauf an, daß du die Uhr vertikal richtig hältſt, wobei natürlich das Zifferblatt dir einſtweilen zugewandt ſein muß. Wünſcht z. B. jemand, daß der Zeiger 3 Uhr anzeige, ſo haſt du die Uhr ſo zu halten, daß der Knopf derſelben im rechten Winkel mit der Zahl 6 ſteht. Soll der Zeiger 9 Uhr angeben, ſo hältſt du die Uhr in der entgegengeſetzten Richtung. Wird 6 Uhr gewünſcht, ſo hältſt du den Knopf der Uhr gerade aufrecht und umgekehrt, wenn 12 Uhr verlangt wird. Der Zeiger wird alſo, da er locker auf der Achſe hängt, jedesmal nach unten fallen, wodurch bei Beachtung des Vorſtehenden der erwünſchte Zweck erreicht wird. Nur die zwiſchen den obigen liegenden Zahlen machen etwas Schwierigkeit, da es einige Uebung erfordert, die Uhr entſprechend richtig zu halten. Da muß man ſich jedoch dadurch zu helfen wiſſen, daß man, ſobald eine dieſer Stunden verlangt wird, ſich mit einem Blick auf die Uhr überzeugt, ob der Zeiger die richtige Lage angenommen hat, wo nicht, ſo wird man leicht noch die Uhr, ehe man ſie zeigt, ſoviel weiter zur Seite neigen können, daß der Zeiger den erwünſchten Platz erhält. Der größte Effekt wird jedoch dann erſt hervorgebracht, wenn jemand in der Geſellſchaft eine, dem Aeußeren nach ähnliche Uhr beſitzt, mit der man behauptet, das erwähnte Kunſtſtück ausführen zu wollen, dieſe aber mit der eigenen vorher geſchickt verwechſelt.

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joſeph Kürſchner ebenda.

Nachdruck, auch im Einzelnen, wird ſtrafrechtlich verfolgt. — Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Digitized by Google

Weltpost.

☞ **Die Auflösungen zu dem Preisräthsel sind so zahlreich eingegangen, daß trotzdem ein die angesetzten Grenzen der Weltpost weitüberschreitender Raum zu ihrer Aufnahme verwendet wurde, doch nicht sämtliche untergebracht werden konnten. Wir müssen daher die frndl. Löser sowohl wie Leser um Entschuldigung bitten und auf das nächste Heft vertrösten, wo nicht nur der Rest der Namen zum Abdruck gebracht, sondern auch Antworten auf eingegangene Fragen erledigt und mit der Kritik sog. Dichtungen fortgefahren werden soll. Für die Folge werden wir auf eine andere Art die Auflösungen zu notieren, bedacht sein.**

Die Redaktion.

Die Verloosung der Preise unter den Einsendern eingegangener Lösungen des Preisräthsels „Wo ist der Sünder" hat folgendes Resultat gehabt:

1. Preis: Falke, „Hellas und Rom." Heinrich Karls, Frankfurt a/M., Deutsche Vereinsbank.
2. Preis: Hellwald, „Die Erde und ihre Völker." A. Schmidt, Baden-Baden, Sophienstraße 16.
3. Preis: Klein und Thomé, „Die Erde und ihr organisches Leben." H. Bechler, Erfurt.
4. Preis: Falke, „Illustrierte Kostümgeschichte der Kulturvölker." Frau Ida Klee, Bern.
5. Preis: Höller, „Die Deutschen im brasilianischen Urwald." Rothstein, Danzig, Hundegasse 54.

Fortsetzung siehe nächste Seiten.

Ein stolzer [902]
Schnurrbart
erweckt stets das Interesse der Damenwelt, ein glattes Milchgesicht findet selten Sympathie. Wem Schnurr- oder Vollbart noch fehlt, der bestelle sich gleich den weltberühmten
Mustaches-Balsam
v. P. Boße, Frankf. a. M., Schillerstr. 12.
Ganze Dose M. 2.50.

Galbula, latein. Aufsätze nebst Anleitg., 70 Disposit. u. 200 Themata. 4. Aufl. Preis 4,00. Prospecte stehen gratis u. frco. zu Diensten. [1286]
Verlag v. Bruno Lehmann in Leipzig.

Garantirt echte **Briefmarken!**
Bulgarien, 10 verschiedene 50 Pf. — **Cypern,** 7 verschiedene 75 Pf. ꝛc. ꝛc. — Preisliste gratis und franko. [1251]
Ernst Hayn, Berlin N, Invalidenstr. 15.
Einkauf. — Tausch. — Verkauf.

AMTHORS ALPINE REISEBÜCHER, Aufl. 1884 in allen Buchhandlungen vorrätig und direkt zu beziehen. **Ausführl. Katalog auf Verlangen gratis.** [1285]
Amthorsche Verlagsbuchhandlung, Gera, Reuss.

Technikum **Buxtehude** bei Hamburg.
Vorzüglich frequentirte Fachschulen für **Bautechnik, Maschinenbau, Tischlerei und Malerei.** [1225]
Näheres u. Gratis-Programme durch den Director **Hittenkofer.**

Passendes Geschenk für Damen!
Filet Guipure-Album
von Erna von Manteuffel.
41 Blatt in eleg. Mappe 15 Mk.
Harburg a. E. [873] **Gustav Elkan.**

Die Collection Spemann

Preis des gebundenen Bandes M. 1., franko per Post M. 1. 25.

brachte inzwischen folgende neue Bände:

Band 62. **Aquarelle von C. von Schwartzkoppen.** Mit einer Einleitung von Alex. Baron v. Roberts.
„ 63. **Kalabrische Novellen** von Nicola Misasi. Uebers. u. eingel. v. Wol. Kaden.
„ 123. **Cornelius Tacitus' Werke. 4. Annalen.** Mit einer Einleitung und nach der Uebersetzung von Wilhelm Böttticher. 2. Band.
„ 169. **T. G. Smolletts Werke. Peregrin Pickles** Abenteuer, Fahrten u. Schwänke. A. d. Uebers. v. Dr. G. A. Bärmann. Mit einer Einl. v. L. Proescholdt. 1. Bd.
„ 217. **Memoiren des Herzogs von Saint-Simon.** Mit einer Einleitung von Ferd. Lotheißen. 1. Band.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

Schwarz Satin merveilleux Mk. 1.90 pr. Meter

ganz Seide

bis Mk. 11. 65 (in 16 versch. Qual.) versende **in einzelnen Roben und ganzen Stücken** zollfrei in's Haus nach Deutschland und Oesterreich. Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto nach der Schweiz. [789]

Zürich (Schweiz). **G. Henneberg's**
Seidenstoff-Fabrik-Dépôt.
Königl. Hoflieferant.

Deutsche Nationalliteratur

Historisch kritische Ausgabe

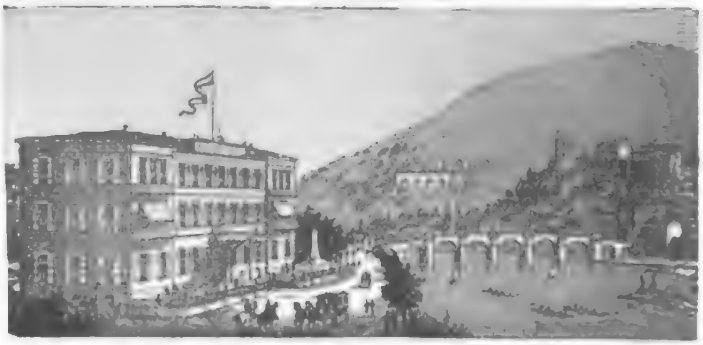
Unter Mitwirkung
hervorragender Germanisten
herausgegeben von
Joseph Kürschner.
Verlag von
W. Spemann, Berlin u. Stuttgart.

Die neuesten Bände enthalten:
Bd. 33 u. 34. Klopstocks Messias. (Der Werke Bd. 1 u. 2.) Mit Kommentar und ausführlichster Einleitung. Von R. Hamel.

Weltpost.

6. Preis: Zolling. „H. v. Kleist." Eugen Hartmann, Mülhausen i. E., Baselgasse 11.
7. Preis: Kulturhistorische Stammbücher. W. Grete, Borgfelde.
8. Preis: Desgleichen. Ant. Petsching, Graz, Schönaugasse 81.
9. Preis: Desgleichen. Leopold Reinagl, Waidhofen a. d. Thaia.
10. Preis: Desgleichen. Franz Feldbacher in Birkfeld.
11. Preis: Desgleichen. Maler Peper, Wernigerode a. Harz.
12. Preis: Werner, „Der Egoist." Karl Mayer, Stuttgart, Gaisstraße 3.
13. Preis: Walesrode, „Storch von Nordenthal." Assistent Lüpke in Springe.
14. Preis: Desgleichen. Heinrich Jüngert, Karlsruhe, Spitalstraße 50.
15. Preis: Desgleichen. Stöckel in Rovéant-Corny.
16. Preis: Desgleichen. C. Hilligenberg, Braunschweig.
17. Preis: Desgleichen. Marie Binder, Schäßburg.
18. Preis: Elbe, „Heliandsänger." Dr. K. Erichen, Wien, Keplerplatz 8.
19. Preis: Raden, „Riviera" in Lgn. Inspektor Radloff, Leipzig, Elsterstraße 20b.
20. Preis: A. v. d. Linde, „Gutenberg" Adolf Essigmann, Wien, Mariahilferstraße 18.
21. Preis: 5 Bände Collection Spemann (nach Wahl). Adolf Herdegen, Milwaukee, Wisc., 102 Wisconsin Street.
22. Preis: Desgleichen. Moritz Buttkus, Memel.
23. Preis: Desgleichen. Dr. Henry Singrun in Temesvar.
24. Preis: Desgleichen. C. Münzel, Apolda.
25. Preis: Desgleichen. Oberstleutnant Baron Berg, Schloß Münchhofen bei Oldrik.
26. Preis: Desgleichen. Meta Maraardsen, Lunden.
27. Preis: „Raffaels Madonna de la bella Jardiniére." L. Jahn, Berlin, Jerusalemerstraße 47.
28. Preis: Desgleichen. Museumsgesellschaft in Jany.
29. Preis: Desgleichen. Max Krug. Thum.

Neckar-Hotel gegenüber der Schloßruine Heidelberg.



Unmittelbar über dem Neckar, 15 Minuten vom Schloß und 10 Minuten von der Bahn, an der alten schönen Neckarbrücke gelegen, ist dieses neu und elegant eingerichtete Hotel eines der schönst gelegenen Hotels Deutschlands. Schloß und Stadt Heidelberg bilden hier in voller freier Uebersicht ein unvergleichliches Panorama. Großer Garten und Terrasse beim Hause. Bäder. Table d'hôte. Restauration à la carte. Omnibus am Bahnhof. Pension das ganze Jahr. [899] **Friedrich Spitz.**

Haardtgebirgsweine.

Naturreine weiße u. rothe Haardtweine eigener Kelterung, **fein, mild und blumig**, offerire von M. 60 resp. M. 80 p. 100 L. an. [901]

Probekiste 10 Fl. sortirt M. 12.

Spezielle Preisliste franko.
H. Schartiger, Heidelberg.

Flotho & Kaiser, Cöln

Importeure [921]

Griechischer Weine.

Versandt in Flaschen u. Fässern.
Preis-Courant franco.

Bad Thal bei Eisenach, Thüringen,
Villa Palleske.

Pension für junge Mädchen, In- und Ausländerinnen. [1275]

Gesunde, waldreiche Gegend. Gründliche Unterweisung in practischer Führung des Haushaltes. Englische, französische, deutsche Conversation und Lecture. Unterricht in Musik, Zeichnen und Malen. Näheres Prospect.

Verwittwete Frau Maria Palleske.

BAD WILDUNGEN.

Gegen **Stein, Gries, Nieren- und Blasenleiden, Bleichsucht, Blutarmuth, Hysterie** etc. sind seit Jahrhunderten als specifische Mittel bekannt: **Georg-Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle**, Wasser derselben wird in stets frischer Füllung versendet. — Anfragen über das **Bad**, Bestellungen von **Wohnungen** im **Badelogirhause** und **Europäischen Hofe** etc. erledigt: [1245]

Die Inspection der Wildunger Mineralquellen-Actiengesellschaft.

BADEN-BADEN.

Längst bekannte alkalische Kochsalzthermen von 44—69° C.
Chlorlithium-Quelle von hervorragendem Gehalte.

Neue Grossherzogliche Badeanstalt „Friedrichsbad"

während des ganzen Jahres geöffnet.

Musteranstalt einzig in ihrer Art in Vollkommenheit und Eleganz.

Mineral- und medizin. Bäder jeder Art. — Privat-Heilanstalten mit Thermalbädern. Trinkhalle für Mineralwasser aller bedeutenden Heilquellen. Pneumatische Anstalt mit 2 Kammern à 4 Personen. — Molkenanstalt. Milchkur. Versandt des an Lithium reichsten Wassers der Hauptstollenquelle durch die Trinkhalle-Verwaltung. [1201]

Conversationshaus mit prachtvollen Concert-, Ball-, Lese-, Restaurations- und Gesellschafts-Sälen während des ganzen Jahres geöffnet. — Ausgezeichnetes Kur-Orchester. — Zahlreiche Kunstgenüsse jeder Art. — Jagd und Fischerei. — Grosse Pferderennen. — Reizende Spaziergänge und Ausflüge. — Vorzügliches Klima. — Herrliche Lage. — Mittlere Jahrestemperatur: + 7,4° R.

Weltpost.

30. Preis: Bautier, „Brigitte." Radierung. Johann Richter in Deutsch-Beneschau.
31. Preis: Desgleichen. H. Garberding, Steinhude.
32. Preis: Desgleichen. A. Schütze, Braunschweig, Peterfilienstraße 6.
33. Preis: Beyschlag, „Eine deutsche Braut im 16. Jahrhundert." Faksimilenachbildung des Originals. Karl Bender, Mannheim litt.: Z. C. 1. Nr. 8.
34. Preis: Desgleichen. Paula Schellmann, Kattowitz, Grundmannstr. 32.
35. Preis: Desgleichen. Otto Brandt in Alsdorf bei Aachen.
36. Preis: Desgleichen. Karl Buck, Lübeck.
37. Preis: Desgleichen. C. Ruthenberg, Berlin, Spandauerstraße 59.
38. Preis: A. v. Werner, „Die Kaiserkrönung in Versailles." Nachbildung des Originals. Max Seltekorn in Gollnow.
39. Preis: Desgleichen. Karl Richnow, Delmenhorst.
40. Preis: Desgleichen. Eisenbahn-Bauinspektor Müller, Magdeburg, Bahnhofsstraße 56.

Fortsetzung der Auflösungen des Preisrätsels „Wo ist der Sünder?"

A. D. in M., J. G. in G., D. St. in C., R. D. in Sch., F. M. in Th., F. A. J. in R., C. in H., K. M. in B., Dr. P. St. in R., F. B. in B., J. C. in B., W. in D., J. P. in C., W. G. in D., R. K. in E., P. M. in B., R. W. in C., Prof. G. in M. Sch., A. F. T. in D., K. K. in R., G. O. in D., D. in S., R. C. in K., L. M. in R., A. R. in O., Frau H. Sch. in C., Baron W. auf Schloß M., L. W. in K., J. M. in J., S. O. in J., R. C. in B., W. in B., A. B. in P., L. B. in P., O. Sch. in B., K. G. in B., M. in A., A. K. in H., G. M. in H., F. K. in M., M. in R., H. L. in W., F. P. in L., K. H. in B., E. K. in M., H. J. in J., R. R. in L., Rektor J. in C., A. H. in E., Dr. W. H., T. in H., M. W. in G., B. R. in H., R. G. in K., J. G. H. in W., B. in E., O. St. in D., L. H. in F., C. G. in F., A. F. in R., H. K. in G., M. St. in G., A. L. in H., J. A. in B., L. G. in F., R. in Sch., O. F. in Sch., H. in W., J. G. in K., C. J. in H., A. Sch. in H., F. M. in E., F. S. in M., Sch. in E., Direktor B. in W., E. L. in S., C. T. in L., K. R. in R., Frln. K. in D., J. M. R. in H., E. Sch. in E., L. M. in K., A. in G., J. L. in C., Direktor H. in W., R. v. W. in P., M. C. in O., G. S. in M., Dr. S. in H., W. A. in A., C. R. in G., A. R. in G., M. St., F. B. in H., P. in St., P. W. in St., F. P. in G., R. in C., O. J. in B., H. v. K. in B., G. M. in J. M. B. in K., W. R. in D., E. R. in C., R. in B., R. G. in D., G. in A., T. L. P. in B., A. T. in L., Frln. A. v. K. in G., K. M. in G., J. B. in E., T. in B., W. W. in E., P. G. in Gh., F. K. in B., F. L. in F., R. W. in P., A. B. in B., A. B. in L., H. W. in H., Sch. in D., J. S. in E., M. in B., A. S. in B., E. B. in G., C. M. in H., H. in A., Dr. St. in K., H. K. in H., O. Sch. in D., J. N. in L., Frln. G. M. in S., K. in C., J. H. in B., J. J. in K., H. M. in N., J. U. in G., R. K. in M., Sch. in B., P. W. in M., G. R. in M., R. Sch. in B., H. L. T. in F., H. S.

Bad Landeck in Preuss. Schlesien.

Bahnstationen: Glatz, Camenz, Patschkau. Seit Jahrhunderten bewährte **Schwefel-Natrinmthermen** von 23½° R., besonders angezeigt bei **Frauen- und Nervenkrankheiten. Trinkquellen, Wannen-, Bassin-, Moorbäder, innere, äussere Douchen, Appenzeller Molkerei, frisch-römische Bäder; alle fremden Mineralwässer.** 1400' Seehöhe; **gegen Norden und Osten** durch Höhenzüge geschützt. Klimatischer Kurort. Herrliche, ausgedehnte **Waldpromenaden** dicht am Bade. — **Besuch über 6000.** Concert, Theater täglich. Réunions wöchentlich. — **Kurzeit: 1. Mai bis Oktober.** [1236]

Bad Ems.

Curhôtel u. Pension Schloss Langenau. In schöner freier Lage m. gross. schattig. Garten u. dem Cur-Park verbunden.
Curhôtel und Pension Villa Bella Riva. Von Park u. Wald umgeb. m. herrlicher Aussicht ins Gebirge und Lahnthal.
Schloss Balmoral und Villa Diana. Elegantes Curhaus, Privat- u. Familienhôtel I. Rang. m. grossartig. Terrassen u. Parkanlagen. Nahe d. Quellen u. Bädern.

Die genannten Etablissements empfehlen sich als vorzügl. Curaufenthalt zu mässigen Pensions- und Logispreisen. Ausführliche Beschreibung im Bäder-Almanach der Aerzte, sowie durch die Besitzer: [1240]
G. & C. Lang.

Bad Nauheim
bei Frankfurt a/M.

Station der Main-Weser-Bahn. Naturwarme, kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige **Gradirluft, Ziegenmolke. Sommersaison** vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit. [1246]

Grossh. Hess. Badedirection Bad Nauheim
Jäger.

Bäder von Baden
bei Zürich (383 m ü. M.)

Alkalisch-salinische Schwefeltherme, 46—48° C. — 20 Bade-Hotels mit 650 Bädern, auch für Winterkuren vortrefflich eingerichtet — Indicirt bei Gicht, Rheumatismus, Lähmung, Schwäche der Verdauungsorgane, Hämorrhoiden, Reconvalescenz, syphilitischen Krankheiten — Reizende und geschützte Gebirgslage. Vorzügliche Zwischenstation für Sommerfrischler. Gesellschaftshaus mit modernem Comfort; Kurorchester, Theater, Réunions dansantes. [1250]

Städtische Kurhaus-Commission.

Bad Reinerz.

Klim. Geb.-Kurort, Brunnen-, Molken- u. Bade-Anstalt, *in der Grafsch. Glatz, Pr.-Schl.* ***Saisondauer: Anfang Mai — Ende Oktober.***

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, Kehlkopfleiden, chronische Tuberkulose, Lungenemphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie der hysterischen und Frauenkrankheiten, welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und Wochenbetten, nervose und allgemeine Schwache, Neuralgien, Skrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, konstitutionelle Syphilis. Empfohlen für Rekonvaleszenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer, durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommer-Aufenthalt.

Der Schlendrian

welcher oft bei Husten, Schnupfen, Heiserkeit, Katarrh ꝛc. die Ursache zu den ernstesten, langwierigsten Erkrankungen ist, mag als Warnung dienen, bei derartigen sich einstellenden Uebeln ohne Zeitverlust die Apotheker W. Voß'schen Katarrhpillen zu gebrauchen, welche wie kein anderes Mittel den Schnupfen alsbald beseitigen und die schwersten Katarrhe binnen Kurzem in die mildeste Form überführen. Vorräthig à Schachtel Mk 1 in **Aachen:** Löwenapotheke, **Berlin:** Strauß- und Einhorn-Apotheke, **Breslau:** Apotheker Dr. Weißstein, **Cöln:** Einhornapotheke, **Dresden:** Mohren-Apotheke, **Hamburg:** Pharmacie Internationale, Neuer Wall, **Hannover:** Löwen-Apotheke, **Leipzig:** Engelapotheke, **München:** Rosenapotheke, **Posen:** Radlauer's Apotheke, **Straßburg:** Weisenapotheke, **Stuttgart:** Apotheker Reihlen & Scholl, **Wien:** Neustein's Apotheke, **Genf:** Sauter's Apotheke

Nur dann ächt, wenn sich auf jeder Schachtel der Namenszug des pract. Arztes **Dr. med. Wittinger** befindet. [1184]

Neue praktische Gegenstände.

Patent-**Rollschutzwände** wesentlich **besser** als sogenannte Span. Wände **Patent-Schieberwaage:** die einzig existirende Waage, die **ohne** Gewichte von 1 Gramm bis 10 Kilo **genau** wiegt, was bei Federwaagen unmöglich. **Nasenmähmaschinen** mit 4 **Obermesser**, wodurch streifiges Schneiden unmöglich wird. Neueste **Petroleumkochherde**, 30 Größen von Mk. 5. — an, durch Wasserbassin **geruch- und gefahrlos.**
— Prospecte gratis. —

Theodor Küchler, Frankfurt a. M.
Erstes Specialgeschäft amerikanischer Oefen. [1190]

Weltpost.

in H., L. H. in L., L. St. in P., C. B. in B., Dr. B. in K., M. T. L. in J., H. in N., W. in A., A. S. in R., M. Sch. in R., A. R. in St. P., H. in P., L. W. in St. P., E. St. in B., W. Sp. in C., M. R. in K., J. H. in Pf., C. B. in B., L. T. in R., H. M. in R., N. in H., H. F. in B., E. S. in Sch., W. A. in P., W. H. in B., F. L. in L., R. Sch. in O., E. v. P. in St., R. in R., H. H. in W., Th. F. in W., Dr. R. in J., H. A. in E., G. Sch. in St., C. B. in L., K. H. in G., M. Sch. in S., P. B. in H., H. W. in B., H. W. in S., Dr. K. B. in H., G. Sch. in R., G. R. in D., Hauptmann G. in B., F. B. in L., C. J. B. in St., Frau v. D. in W. N., A. S. in H., E. U. in K., Dr. R. in W., v. N. in K., Rechtsanwalt R. in P., G. F. in P., Th. T. in D., R. R. in B., K. H. in B., T. in L., E. P. in R., C. H. in B., H. G. in O., A. B. in F., A. J. F. in D., M. E. in D., F. J. in M., E. M. H. in H., H. O. in P., F. H. in H., U. in H., A. Sch. in H., J. C. W. in K., H. K. in C., P. F. in A., J. K. in B., O. R. in O., F. M. in H., Dr. W. in W., St. v. S. in R., Oberförster B. in W., B. in W., H. in H., R. Sch. in R., F. Gh. in C., E. L. in St. G., B. K. in B., F. M. in St., P. v. P. in B., A. M. in S., J. P. in G., A. L. in St. P., A. P. in W., H. R. in D., R. L. in D., H. P. in R., E. P. in G., H. Sch. in G., H. K. in B., A. B. in Th., J. K. in B., L. Sch. in R., R. Sch. in T., R. S. in K., W. J. in S., K. v. L. in P., F. K. in T., A. H. in St. P., H. S. in H., C. U. in E., Frau A. B. in K., D. G. in K., Sanitätsrat B. in B., G. in R., W. K. in E., A. H. in W., A. M. in Gh., H. L. in W., C. Th. in B., v. L. E. in P., H. Sch. in G., K. B. in B., A. R. in T., L. C. in O., J. Gh. in B., C. G. in W., H. E. in K., E. Sch. in H., K. G. in K., A. W. in O., H. E. in R., B. G. in B., R. B. in F., M. H. in B., D. in S., M. G. in B., Frau Direktor Z. in H., L. in E., O. M. in B., Frau L. M. in J., H. K. in M., T. S. in W., Dr. E. F. in A., H. G. in B., L. J. v. U. in B., Gh. A. M. in B., C. v. M. in St., O. Sch. in R. P., J. F. in Sch., M. W. in M., H. L. in F., Lieutenant M. in T., G. Sch. in P., H. Sch. in C., J. W. in W., A. B. in C., M. G. in D., Sch. in W., R. D. in E., Sch. in H., L. R. in B., Dr. C. in P., L. B. in W., J. K. in O., W. T. in Gh., J. B. Sch. in Z., A. H. in W., C. Sch. in O., J. F. in T., R. L. in W., K. L. K. in R., F. M. in W., H. Sch. in R. P., G. W. in B., R. T. in B., H. B. in St. P., A. W. in R., E. B. in R., Dr. M. in L., E. B. in B., Dr. H. W. in W., S. L. in J., P. H. in T., D. in P., Fr. F. in H. bei H., F. Sch. in F., M. B. in B., R. L. in B., H. O. in B., H. L. in B., G. R. in Z., E. E. in B., M. H in L., P. St. in B., G. B. in M., W. E. in B, A. in O., Konsul D. in G., C. F. in K., K. E. in B., B. v. T. T. in W., S. K. in P., R. E. in R., F. G. in J., E. M. in B., F. H. in O., O. K. in B., J. T. in R., M. K. in Th., E. v. M. in B., J. D. in S., S. Sch. in P., J. Sch. in W., A. W. in W., C. E. in W., J. B. in W., J. P. in L., E. M. in P., H. B. in R., W. in Th., F R. in P., H. Z. in W., R. D. in R., F.

Berliner Tageblatt

73 Tausend Abonnenten — 73 Tausend Abonnenten

nebst seinen 4 werthvollen Beiblättern

„ULK" illustrirtes Witzblatt,

„Deutsche Lesehalle" illustrirtes belletristisches Sonntagsblatt,

„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft"

und **„Industrieller Wegweiser"**

wurde in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Inhalts

die gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

Die Vorzüge des **„Berliner Tageblatt"** bestehen vornehmlich in Folgendem: „Täglich zweimaliges Erscheinen als Abend- und Morgenblatt. — Gänzlich unabhängige, freisinnige, politische Haltung. — Spezial-Korrespondenten an allen wichtigen Plätzen und daher rascheste und zuverlässige Nachrichten; bei bedeutenden Ereignissen umfassende **Spezial-Telegramme.** — Ausführliche Kammerberichte des Abgeordneten- und Herrenhauses sowie des Reichstags. — Umfassende Handelszeitung und Courszettel der Berliner Börse. — Vollständige Ziehungslisten der Preußischen und Sächsischen Lotterie, sowie Auslosungen der wichtigsten Loospapiere. — Graphische Wetterkarte nach telegraphischen Mittheilungen der Deutschen Seewarte. — Militärische und Sport-Nachrichten. — Personal-Veränderungen der Civil- und Militär-Beamten. — Ordens-Verleihungen. — Reichhaltige und wohlgesichtete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen. — Interessante Gerichtsverhandlungen. — **Theater, Litteratur, Kunst** und **Wissenschaft** werden im Feuilleton des **„B. T."** in ausgedehntem Maße gepflegt, außerdem erscheinen in demselben

Romane und Novellen unserer ersten Autoren.

Im dritten Quartal erscheint ein höchst spannender Roman aus der Gegenwart von **Friedrich Friedrich** unter dem Titel: **„Um Ehre"**; ferner eine reizende Novelle von **H. Ehrlich** unter dem Titel: **„Der Tanzmusikant".**

Trotz der Fülle anregenden und unterhaltenden Lesestoffes, wie solcher thatsächlich von keiner anderen täglichen Zeitung Deutschlands geboten wird, beträgt der Abonnementspreis auf das „Berliner Tageblatt"

für das Vierteljahr nur **5 Mk. 25 Pf.** für alle fünf Blätter zusammen.

Man abonnirt bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches vierteljährlich zum Preise von 5 **Mk.** 25 **Pf.**; für den II. und III. Monat eines Quartals zum Preise von 3 **Mk.** 50 **Pf.**; für den III. Monat eines Quartals zum Preise von 1 **Mk.** 75 **Pf. Probe-Nummern gratis und franko.**

Für das Ausland beträgt das Abonnement 4,35 Mk. pro Monat, 13 Mk. pro Quartal incl. Porto für postfreie Zusendung unter Kreuzband und kann dasselbe mit **jedem Tage begonnen werden.** Bestellungen nebst Abonnements-Betrag sind direct an die Expedition des „Berliner Tageblatt", Berlin SW., Jerusalemerstraße 48/49 einzusenden.

!!! Interessanteste Wochenschrift !!!

für das gebildete Publikum.

Deutsches Montags-Blatt.

Diese durch und durch **originelle** litterarisch-politische Wochenschrift, welche die **hervorragendsten** deutschen Schriftsteller zu ihren Mitarbeitern zählt, enthält eine Fülle geistvoll geschriebener Artikel, die ein treues Spiegelbild der politischen, litterarischen und künstlerischen Strebungen unserer Tage darstellen. Jede neu auftauchende Frage, jede neue Erscheinung in Wissenschaft, Politik, Kunst und Leben findet im **„Deutschen Montags-Blatt"** unparteiische und erschöpfende Behandlung, während die gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart in elegantester Form interessante Beleuchtung erfahren. Belletristische Feuilletons und Humoresken sorgen für die Unterhaltung der Leser.

Diese litterarisch-politische Zeitschrift ersten Ranges, welche am **zeitungslosen** Tage, dem Montage, erscheint, verbindet die Vorzüge einer unterhaltenden und anregenden **Wochenschrift** mit denen einer wohlinformirten, reich mit **Nachrichten** aus erster Quelle ausgestatteten **Zeitung**, und so entspricht das **„Deutsche Montags-Blatt"** in seiner Doppel-Natur einem **entschiedenen Bedürfniß des gebildeten Lesepublikums**, wofür die große Verbreitung den besten Beweis liefert.

Alle **Reichspostanstalten** und **Buchhandlungen** nehmen Abonnements zum Preise von 2 **M.** 50 **Pf.** pro Quartal entgegen. **Probenummern** versendet **gratis** und **franco** die Expedition des **„Deutschen Montagsblatt", Berlin SW.**

Weltpost.

Immanuel Deutlich. Da Sie Ihrem Namen Ehre zu machen bestrebt sind, erlauben Sie uns gleich deutlich zu sein und Sie in eine Parallele mit einem gewissen Instrument zum Dreschen zu setzen. Wir beantworten jede Frage wie versprochen, einen Termin können wir uns aber bei der Anzahl der Anfragen nicht vorschreiben lassen, ebensowenig jeder einzelnen uns entsinnen, daher auch nicht entscheiden, ob Ihre Klage überhaupt begründet ist.

P. S. in B. Das ist schwer, es allen recht zu machen. Die einen wollen die Weltpost mitbinden lassen, die anderen nicht, da ist die weit eingerichtete Einbanddecke immer noch die beste. Wie Fettflecken aus weißem Papier zu entfernen sind, wissen wir nicht. Kann uns einer der freundl. Leser eine Auskunft geben?

A. H. in R. Offengestanden glauben wir, daß die beste Methode, ein gutes Gedächtnis zu erhalten, fortgesetzte Uebung ist. Das Rungesche Werk ist uns unbekannt.

A. D. in J. Wir beantworten alles, nur scheinen die Dichterlinge männlichen und weiblichen Geschlechts der Rubrik „Unverwendbare Einsendungen" nie eines Blickes zu würdigen und doch ist in jenem Eckchen ihnen der Tisch am ehesten gedeckt. Ihre Gedichte sind Meisterwerke eines unreifen Dilettantismus, keine Empfindung, kein Gefühl für Rhythmus und Sprache — Unsinn, nichts als Unsinn. Wenn dieses die „Verführerischen Augen" zuwege gebracht, dann sollen sie uns gewogen bleiben. Und warum mit roter Tinte? Dieses also vergossene Blut schreit zum Himmel.

A. Sch. in F. Wir sind doch nicht dazu da, den postillon d'amour zu machen. Daß „sie" (o diese sies!!) es sieht, darum sollen wir ihr Gedicht aufnehmen? Wenden Sie sich an die Expedition, ihrem poetischen Veilchen gebührt tiefste Verborgenheit zwischen all den schönen Sachen, die in den Inseraten angeboten werden. Was die unglücklich Liebenden doch für anmaßende Menschen sind:

Blümlein, ihr blüht und duftet
Vergebens,
Ich beachte es nicht u. s. f.

Aber andere Leute! Der Frühling kommt für alle Menschen — warum soll er den Vernünftigen unter ihnen verkümmert werden?

W. K. in G. Kunstsachen kann man nicht auf Entfernung kaufen, am wenigsten Oelbilder ohne Angabe des Meisters. Wenden Sie sich wegen des Kupferstichs an die Kunsthandlung von Schröder in Berlin, wegen der Oelbilder an Hofkunsthändler Sachse ebenda.

Abon. Frag-Ellbogen. Ueber die Resultate von Ochtheim bei Peine sind wir leider nicht unterrichtet. Vielleicht dürfte einer unserer Abonnenten Auskunft geben können.

B. St. in M. Verbindlichen Dank für die freundliche Mitteilung. An Schwerem hat's eigentlich nie gefehlt. Die Rätsel haben wir mit bestem Dank acceptiert.

J. J. Geibel hat den alten Text benutzt; seine Arbeit findet sich Neue Gedichte. Vierter revidierter Abdruck 1858 S. 19.

J. F. in H. Verlangen Sie Pillen in einer Apotheke.

P. K. in J. Unsere Hefte erscheinen stets sehr frühzeitig, um überall hin rechtzeitig zu gelangen. Das „Zufrüherscheinen" ist doch eine Unregelmäßigkeit, die man sich gefallen lassen kann.

W. K. in B. Verzeihung für den Irrtum in der Schachaufgabe.

Hôtel Weimar,
[1282] *Marienbad.*

Bad Brunnthal
bei München. [1264]
Diätetische und Wasserheilanstalt. Elektrotherapie. Massage. Prosp. grat
Aerztl. Dirigent **Dr. med. Loh.**

Dr. Brehmer's Heilanstalt für Lungenkranke
in **Görbersdorf** (Schlesien)
gegründet 1854, ist das ganze Jahr hindurch geöffnet. Auf Wunsch Prospecte gratis und franco. [1226]

Auf friedlichem Wege.
Ein Vorschlag zur Lösung der socialen Frage
von **Michael Flürscheim**
Verl. v. Oscar Sommermeyer Baden. 25 Bog. Preis: 2 M., Volksausgabe M. 1.
Dieses 400 Seiten starke Werk eines bekannten Grossindustriellen behandelt in erschöpfender Weise die Frage der Absatzkrisen und der Noth des arbeitenden Volkes unter besonderer Beleuchtung der **Judenfrage**, des Kulturkampfs, des Socialistengesetzes etc.

Weißenburg.
890 Meter über dem Meere. Eisenbahnstation Thun. Schweiz.
Altberühmter Kurort für Hüften- und Lungenkranke.
Berühmte Thermen; windgeschützte, hochromantische Lage. Mildes Alpenklima. Herrliche Tannenwaldungen; wunderbar weiche, staubfreie und reine Luft; kurgemäße Beköstigung und vorzügliche Milch. Bäder und Douchen. [1257]
Saison vom 15. Mai — 1. Oktober.
Kurarzt: **Dr. H. Schnyder.** Besitzer: **Gebrüder Hauser.**

Gediegene Lektüre für Reise und Haus! [1269]

Max. Schmidt.	Johannisnacht, broch.	M. 4.—
dto.	Der Georgs-Thaler,	„ 4.—
dto.	Die Knappenliesl	„ 4.—
dto.	Hochlandsbilder (ges. Werke	„ 4.—

Bd I–20 Bg broch. M. 4.00, eleg. geb. M. 4.50.
Werthvoller Inhalt, elegante Ausstattung, billiger Preis. [1269]
Vorrätig i. allen Buchhandlungen. Verlag von **Georg D. W. Callwey in München.**

Epilepsie.
(Fallsucht, fallende Krämpfe.)
Das wirksamste, bis jetzt bekannte Mittel gegen obige Krankheit ist [1284]
Bromkalium in chemisch reinster Beschaffenheit.
Als fr. Lieferant f. d. größte Epileptische Anstalt Deutschlands mit ca. 600 Kranken versende ich jetzt obiges Mittel auch auswärts. Wenig Bemittelte zahlen sehr geringe Preise. Man wende sich an **Apotheker Truppel in Bad Salzdetfurth a. Harz.**

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.

Schachturnierbuch.
Auswahl von hundert vorzüglichen Partien,
welche in den Meisterturnieren von 1873 bis 1883 gespielt worden sind.
Herausgegeben von
Jean Dufresne.
1884. gr. 8. Geh. 3 Mark.
Vorrätig [1283]
in allen Buchhandlungen.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Soziale Reform.
Beiträge zur
friedlichen Umgestaltung der Gesellschaft
von **Franz Stöpel.**
Erste Lieferung: Das Kapital. Enthüllung der Mittel zur Beseitigung der Geldherrschaft und Befreiung der Arbeit. Preis 1 Mark.
Zweite Lieferung: Die Bevölkerungsfrage Preis 1 Mark. (Complet in ca. 10 Lieferungen.) [1259]
— Jede Lieferung ist einzeln käuflich. —
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Selbstunterricht im Schnell-Schönschreiben nach der bei I. I. K. K. Hoheiten den Prinzen Wilhelm und Heinrich v. Preussen angewandten Methode von Professor Maas. Ritter etc. 6. Auflage. Prospekt und Unterrichtsplan gratis und franco durch die Expedition der Professor Maas'schen Unterrichtsmittel Berlin S. Luisen-Ufer 2a. [1099]

Wichtig für Schriftsteller!
Geistige Erzeugnisse jeder Art: **Gedichte, Romane, Novellen, Dissertationen, dramatische Arbeiten, wissenschaftliche Abhandlungen** etc. etc. werden in meiner leistungsfähigen Offizin auf das eleganteste zeitgemäss hergestellt, und übernehme ich nach schnellster Fertigstellung von Berlin aus unter meiner Firma den energischen Vertrieb des Werkes mittelst der durch die Organisation des Buchhandels geschaffenen Mittel in ausgedehntester Weise zu mässigen Bedingungen. [1281]
Berlin SW. 48., Wilhelmstr. 124.
Wilhelm Issleib.
(Gustav Schuhr.)
Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei mit Dampfbetrieb.

Digitized by Google

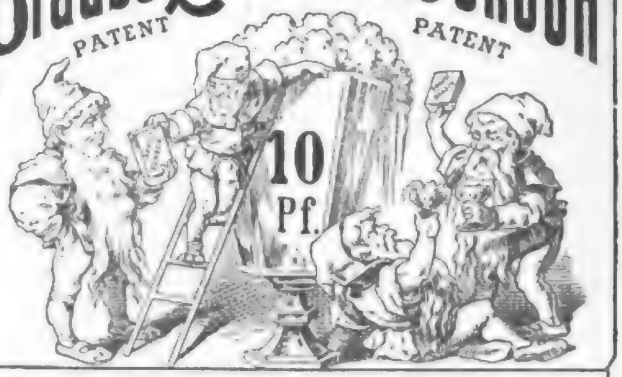
Weltpost.

D. in O., G. E. D. in Gh., C. B. in Gh., B. St. in P., A. B. in Z., v. D. in H., Dr. D. in K., A. Sch. in F., R. S. in E., F. H. in C., B. B. in B., M. L. in Gh., P. in Sch., R. in P., M. T. in W., J. W. in K., K. in E., Rektor K. in N., F. J. in T., R. H. in H., F. F. in H., R. Sp. in H., Frau v. R. in P., C. H. in W., E. N. in B., E. K. in L., L. in P., A. W. in M., A. W. in S., H. R. in L., A. G. in P., C. M. in A., F. Z. in F., E. B. in R., J. F. in L., M. Sch. in S., Dr. v. S. in M., J. M. in St. G., F. H. in B., G. B. in St., R. R. in B., A. S. in W., H. B. in B., M. W. in B., Th. M. in E., W. R. in L., M. A. in P., L. K. in M., G. H. in H., Z. v. Sch. in P., H. R. in K., G. B. in H., K. B. in E., U. in M., P. K. in B., E. A. in P., A. E. in S., Graf v. d. Sch. z. C., W. H. in K., W. Z. in W., L. T. in W., A. P. in W., E. S. in G., A. N. in B., P. H. in F., J. A. in W., L. P. in L., C. in B., J. B. in T., H. R. in L., P. in G., M. L. in D., Frau H. H. in Z., F. J. W. in L., K. in Z., M. Ch. & P. M. in B., G. R. in P., M. A. in M., Z. in H., Frln. A. H. in B., R. Sch. in B., E. L. in J., C. v. R. in R., U. Sch. in W., K. M. in K., F. Z. in Gh., E. R. in P., Freiherr v. B. in B., R. R. in T., J. L. in B., M. v. S. in P., J. Sch. in W., P. B. in K., J. K. in W., J. H. in M., K. K. in G., A. B. in K., J. J. in L., Frln. W. in F., J. R. in A., P. H. in G., Geh. Hofrat Dr. St. in F., F. W. Sch. in F., Th. in Ch., A. D. in B., C. G. in W., M. in R., Frau H. B. in L., Ch. G. in H., A. G. in L., A. S. in T., Frau Pastor G. in G., J. Sch. in O., F. F. in W., K. D. in W., H. W. in G., M. R. in L., C. B. in A., L. G. in T., F. Sch. in St., Oberförster F. in Sch., F. W. in R., A. W. in R., B. K. in P., E. M. in D., C. R. in L., Prof. Dr. B. in W. R., A. P. in S., F. J. in H., M. Sch. in K., L. L. in P., H. H. in W., R. G. in W., J. U. in W., F. D. auf Schloß H., Frau C. L. in F., Frau M. K. in M. G., A. D. F. K. in D., A. Z. in H., Lesezirkel der Bau-Abth. zu K., J. R. in B., M. R. in B., H. R. in B., A. H. in L., Prof. R. in K., W. M. in R., Frau v. F. in W., W. Sch. in A., Landesgerichtsrat H. in P., E. K. in B., Hauptmann A. in M., L. S. in G., F. H. in A., A. Sch. in B., A. B. in F., Sch. in W., R. H. in M., K. in B., Sch. in B., W. in J., C. K. in D., A. B. in H., A. M. in W., F. L. in M., G. Sch. in A., K. A. in W., F. K. in B., J. D. in B., E. L. in A., C. B. in W., R. W. in W., F. G. in W., Frln. K. W. in P., K. in M., A. F. in W., E. G. in W., Gräfin M. in W., H. K. in H., Th. W. in G. S., A. K. in K., A. K. in H., Prof. E. in B., M. B. in M., E. Sch. in B., C. M. in E., O. G. in B., G. in B., F. H. in H., C. B. in M., J. M. in L., F. M. in W., L. in D., F. A. in N., Frau A. G. in L., R. H. in L., Frau Regierungsrat S. in H., Bürgermeister S. in G., Direktor J. in D., W. E. in O., H. L. in H., R. M. in C., Dr. E. Sch. in S., J. B. in O., L. W. in L., H. M. in H., G. R. in L., A. J. in N., H. A. K. in P., W. P. in J., Dr. St. in B., K. in B., H. S. in N., E. v. H in O., R. Sch. in B., Th. H. in L., C. Sch.

Erfrischend. wohlschmeckend. kühlend.

Brause-Limonade-Bonbon

PATENT PATENT



Man zerstosse einen Bonbon in einem Glase, giesse Wasser zu und augenblicklich ist unter Umrühren ein Glas Brause-Limonade fertig.

mit
Citronen-, Erdbeer-, Himbeer-, Johannisbeer-, Kirschen- u. Orangen-Geschmack, sowie einer Sorte, geeignet durch Aufgiessen von Wasser und Wein zur Herstellung eines Glases

Champagner-Imitation.

Die **Brause-Limonade-Bonbons** (patent. in den meisten Staaten) bewähren sich vorzüglich bei allen Erfrischungsbedürfnissen und sind daher sowohl im **Sommer** als im **Winter**, ganz besonders auf **Reisen, Landpartien, Jagden, Manövern,** sowie **Bällen, Concerten, Theater etc.** zu empfehlen. Auf die bequemste und schnellste Art — in einem Glase Wasser — geben sie ein höchst **angenehmes** und **kühlendes,** dabei **sanitäres** Getränk.

Schachteln à 10 Bonbons 1 Mk. — Pfg.
dto. à 5 „ 0 „ 55 „ [937]
Kistchen mit 96 „ 9 „ 60 „

Für Export ausser deutschen mit engl., span., holländ., italienisch., schwed., russ., arab., indisch., chines., französ. etc. Etiketten.

Ferner **Brause-Bonbons** mit medicamentösem Inhalte nach ärztlicher Vorschrift mit genauer Angabe der im Bonbon enthaltenen Dosis des Arzneimittels. (Eisen, Chinin, Pepsin, Magnesium sulphuricum, Kalicum bromatum, Lithium carbonicum, Natrium salicilicum, Coffeinum) nur in Apotheken erhältlich.

Gebr. Stollwerck, Köln.

☞ Die Brause-Limonade-Bonbons sind in fast allen Niederlagen **Stollwerckscher Chokoladen und Bonbons** vorräthig, oder werden auf Verlangen von denselben verschrieben.

Die feinsten Parfums sind:

Lohse's Maigl öckchen —

Lohse's Heliotrope blanc —

Neu!

Lohse's Excelsior Bouquet —

in Flaschen à 2 M.; grössere 3 M. und 5 M. 50 Pf.

Gustav Lohse, Kais. Königl. Hof-Parfumeur,

Berlin, W., Jäger-Strasse 46. [947]

Ausführliche Preislisten gratis. Aufträge nach ausserhalb prompt.

Ultrasonic Cleaning Machine
Ultrasonic Cleaning Machine

Weltpost.

A. B. in H., Dr. K. in W., J. A. Sch. in D., F. W. S. in A., C. P. in A., K. in F. bei H., F. K. in G., B. Sch. in L., M. R. in A., Dr. R. Sp. in L., S. in A., Frln. G. B. in St., R. S. in L., H. in B., F. Sch. in L., J. W. in D., W. B. in B., C. H. H. in H., W. E. in St. P., E. T. in W., R. H. R. in H., M. Sch. in A., F. R. in L., L. J. in Sch., Dr. R. W. in W., R. L. in St., P. H., W. K. in St. P., Lieut. R. in A., F. R. M in H., T. M. in F., L. E. in K., K. in K., F. B. in C., C. Sch. in S., A. K. in Ph., A. H. in G., K. G. in R., Frau S. in P., Leseverein L., L. B. in R., Dr. K. in M., W. Sch. in J., L. in B., P. C. in P., Prof. C. H. in M. Sch., R. in M. Sch., J. T. in St. P., J. R. in P., F. M. in O., Frln. M. W. in W., G. in H., M. J. in B., J. H. in K., M. E. in D., E. B. in H., H. in St., C. F. in R., Prof. A. H. in O., S. J. St. in F., A. D. in M. G., E. in H., J. R. in M., G. Pf. in St., G. L. in W., C. A. in G., R. B. in D. T., W. St. in R., D. in L., C. in S., H. W. in H., J. K. in H., J. G. in W., F. W. in H., G. u. T. in C., G. S. in H., H. W. in S., E. M. in D., Hauptmann E. R. in W., H. O. M. in A., P. B. in E., A. Sch. in D., M. A. in H., Leseverein in Th., H. B. in W., K. Pf. in W., L. H. in W., J. W. in D., C. B. in B., J. J. M. in P., L. B. in D., R. B. in H., O. F. in A., H. H. in W., J. St. in U., Dr. S. in B., M. S. in Sch., Th. L. in B., L. S. in D. B., A. C. in B., F. A. in T., J. B. in Z., A. G. in H., Sch. in D., Prof. B. in R., J. K. in L., A. L. in Th., H. R. in E., M. Z. in A., F. B. in B., J. St. in B., E. A. G. in M., M. L. in M., M. M. in C., O. R. in W., A. H. in H., F. W. in G., R. J. in B., J. St. in R., E. W. in W., R. H. in L., O. K. in M., G. B. in D., H. R. in B., A. S. in B. Dr. W. in M., O. W. in O., Baron R. in R., T in B., S. in B., G. R. in D., O. G. in K., Frau C. K. in G., Dr. A. C. in G., C. Z. in W., Dr. B. in G., A. B in T., J. R. in L., A. Z. in L., W R. in T. S., Frau E. St. in St., G M. in L., C. H. C. in M. G., Frau H. v. B. in R., H. D. in B., K. in F., A. G. in L., R. K. in P. S., E. B. in C., Frau L. in E., E. D. in M., A. F. in K., Lieut. G. in W., C. M. in G., C. P. in M., B. in H., M. W. in H., E. Pf. in D., J. W. in K., H. U. K. in Ekara, J. L. in B., R. F. in L., E. K. in W., J. E. in C., H. B. in F., F. B. in K., C. K. in R., G. St. in F, Sekret. R. P. in B., W. St. in M., F. G. in C., H. L. B. in D., L. B., A. C. in Th., K. in B., J. M. in Sch., Graf zu W. in B., E. E. in D., O. E. in L., L. in M., B. in R., A. B. in K., M. in F., F. K. in G., E. Sp. in R., F. in L., W. M. in B., A. B. in G., P. O. in H., C. G. in C., Th. F. in R. Z., G. St. in B., W. J. in T., L. St. in W., G. v. Sch. in A., G. Sch. in W., J. P. in F., G. K. in Sch., A. F. in B., O. U. in W., R. S. in W., J. A. in B., A. v. Sch. in B., Oberlieut. B. M. in J., G. H. in W., F. W. in B., K. in A., Frau P. R. in B., F. H. in A., Amtsrichter H. in P., P. H. in L., M. St. in M., K. K. in L., Frau J. L. in H., Sch. in D., J. K. in E., M. H. in D., C. K. in E., Rektor K. in B., J. L. in R.,

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt
Dresden, Bachstraße 8.

Für Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nervenleiden, Säfteverderbniß, Ausschläge, Nierenleiden, Frauenkrankheiten ꝛc.

Prospecte frei. Näheres: **Dr. Kles' Diätetische Kuren, Schroth'sche Kur** ꝛc. 3. Aufl. Preis 2 Mk. Durch jede Buchhandlung, sowie direkt. [1248]

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die **Modenwelt.** Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Mustervorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3. [969]

Wäscheglanzirrisen. [997]

Schönstes Geschenk. Preis 3 Mark; vernickelt 4 Mark.

Ohne Uebung sofort feinste Glanzerzeugung. **Fritz Lange, Berlin.** Schwedterstr. 252.

!Einfache praktische Hausmittel von vorzüglicher Wirkung, ohne zu schaden!

!Neu u. praktisch!
Dr. Lindenmeyers fertige Wasserumschläge
gegen [1237]

Kopfschmerzen 50 Pf.
Halsleiden 70 Pf. b. M. 1.80.
Böse Brust M. 2.50.
Brustleiden, Magenleiden, Unterleibsleiden } je nach Grösse M. 2—7.
Haemorrhoiden M. 3.
Gliederschmerz, Gicht mit M. 1.

Bestellung m. Grössenangabe an
Dr. Lindenmeyer, Stuttgart.
☞ Illustr. Prosp. gratis. ☜

Weltpost.

M. Sch. in E. Wir wollen fernerhin bei den Terminen für Einsendung der Lösungen mehr berücksichtigen, wie weit unsere Zeitschrift in die Welt hinausgeht.

W. P. in B. Mit Bezug auf die Angabe S. 117 ist zu adressieren an den Juwelier Ernst Ritter in Gotha.

K. in L. Betreffs der Frage nach einer Regel des Tarokspiels erhalten wir von verschiedenen Seiten Antwort, die hiemit dankend quittiert wird. Demnach werden im Tarokspiel immer nur drei Karten gezählt. Wer, ob Spieler oder Partner, nun eine Karte übrig behält, hat diese wegzugeben. In dem angegebenen Fall hätte Partner wie Spieler je 35, das nennt man Consolation — und es verliert immer der Spieler das betreffende Spiel.

F. W. Hez. Elektrotechnische Hochschulen existieren unseres Wissens vorläufig noch nicht.

P. S. in W. Schriften, welche von Taubstummen handeln, könnten wir Ihnen nennen, Zeitungen sind uns dagegen nicht bekannt.

Berliner Abonnent. Es ist nicht Sitte, einem Autor von der Bedeutung des Genannten redaktionellerseits Vorschriften zu machen. Wir vermeiden allerdings alle politischen Bemerkungen nach Kräften, können sie aber nicht unterdrücken, wo es der Stoff fordert.

H. in L. wünscht die Größenmaße des deutschen Kaisers und Kronprinzen zu erfahren. Kann jemand darüber Auskunft erteilen?

Unverwendbare Einsendungen machten: **L. B.** (Nur keine Frühlingslieder mehr), **B. M.**, **M. M.** in **H.** (Ohne Charakter und Mark. Für den angebotenen Aufsatz haben wir keine Verwendung, besitzen solchen schon), **B. W.** in **B.** (Nicht originell genug), **L. H.**: **W. S. B.** in **F.** (Die Schlange, die Sie besingen, hat mit Ihrem Gedichte gemein, daß sie sich nicht aus dem Staube des Bodens zu erheben vermag.) **H. W.** in **H.** Eines der vielen schlechten Frühlingslieder, mit denen alle Redaktionen gequält werden:

Frühling ist auf Thälern, Bergen,
sonst sagt man in Thälern. Und welch häßliches Bild:

Aus den dunklen finstern Särgen
Blüh'n die Blümlein keck hervor.

H. E. M. W. in H.

F. B. in Z. Das, was Sie wünschen, stand u. a. in den Aufsätzen des Prof. Klebs, die auch fortgesetzt werden sollen.

F. Hrl. in L. „Nur immer langsam voran", alles kommt daran, auch das von Ihnen so geliebte Stückchen Erde. Im übrigen besten Dank für die freundliche Meinung, die Sie von uns haben.

W. H. in E. Ihre Bitte soll gewiß berücksichtigt werden, nur müssen wir darauf denken, es allen Abonnenten recht zu machen und für jeden etwas zu bringen. Ein Kommentar zu Immermann wird in Kürschners Deut. Nat.-Litteratur erscheinen. Anekdoten nicht verwendbar.

K. B. in H. Ein solcher Artikel ist längst in Vorbereitung. Auch Ihren anderen Wunsch werden wir zu erfüllen suchen, helfen Sie uns aber auch den gemeinsamen, daß wir 100 000 Abonnenten gewinnen sollten, in die Wirklichkeit übersetzen.

W. S. in Interlaken. Wenden Sie sich, bitte, an Kapellmeister Reinecke in Leipzig. Herzlichen Dank für die drei durch Sie gewonnenen Abonnenten. Dem Buchbinder ist das Nötige mitgeteilt, aber Ihr Wunsch, die Hefte gleich gebunden zu geben, läßt sich leider nicht erfüllen.

Weltpost.

F. in P. O., E. H. in S., J. R. in G., Th. K. in M., O. F. in N., B. in D., K. G. in W., J. A. in S., J. W. in W., Frau H. M. in L., E. A. in W., C. P. in W., Frau Geheimerat Sp. in K., A. St. in S., G. H. in G., H. Sch. in O., B. R. in W., Sch. in R., J. R. in L., H. C. in S., A. C. in N., P. Ch. in B., A. R. in M., Ch. F. in O. D., M. M. in B., J. L. H. in B., J. E. in B., Dr. F. B.-G. in D., K. v. St.-H. in St. P., L. J. in P., L. L. in O., O. K. in Z., O. B. in Ch., A. M. in R., O. W. in D., Direktor G. B. in W., A. Sch. in B., M. M. in W., E. K. in R., H. W. in H., A. W. in B., Notar F. P. in S., J. W. in F., Ritter v. L. in B., Prof. A. S. in L., C. B. in W., M. G. in S., M. P. in S., F. H. in T., Lieut. v. H. in St., G. E. in R., H. in B., Frln. C. v. B. in A., J. W. in O., J. M. in T., A. T., M. Sch. in W., L. K. in B., Notar H. in R., S. in W., P. O. in W., F. Sch. in W., H. W. in E., H. J. in S., Frln. M. W. in O., F. X. B. in R., A. E. in B. M., P. G. in B., F. Sch. in L., F. D. in E., R. R. in W., K. W. H. in T., A. M. in L., O. P. E. in P., R. D. in A., M. Sch. in K., F. K. in L., H. H. in W., Th. F. in St. P., A. R. in Z., W. St. in N., A. H. in C., F. L. in W., St. in M., E. J. in St., A. E. in K., S. in G., K. W. in W., Frln. A. L. in R. Z., M. v. P. in G., E. M. in Sp., K. F. in C., A. F. in Z., C. H. in B., A. M. in A., E. A. in W., P. L. in E., W. B. in N., A. K. in H., Frau W. R. in C., W. in W., J. H. in L., P.

Amerikanische

Regenmäntel

in kleinen Etuis.

Federleicht! Praktisch! Haltbar!

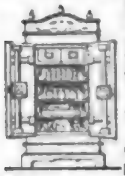
Damen-Radmantel m. Capuze . 12 Mk.
Damen-Havelock . . . . . 15 „
Herren-Paletot . . . . . 15 „

Mass-Angabe der Länge v. Kragen ab.

Gebr. Sachs, [1265]

Gummi-Waaren-Fabrik

Berlin NW., Neustädt. Kirchstr. 3.



Einbruchsich. u. feuerfeste **Eisenkassetten** als Ersatz für Kassenschränke, im Preise von M. 10. — bis M. 160. —

Illustr. Cataloge gratis und franco durch die Kassettenfabrik von **Gust. Ginthum** in Heidelberg. [1235]

Nürnberger Lebkuchen

aus der Fabrik von

Heinrich Häberlein,

Kgl. Bayr. Hoflieferant, [1274]

Nürnberg.

Sortimentotiftchen à 5, 8 u. 10 M., Verpackung u. Porto inbegriffen, gegen Nachn. od. Vorhergzahlung.

Griechische

H. Chardon, Coblenz.

Weine

Directe Einfuhr aus Griechenland.

Preisliste pro 1884 franco.

Jos. Blank, Heidelberg, [904]

Bade-Apparaten-Fabrik,

Prämiirt 1876 — 1880 — 1881

empfiehlt als Specialität d. Neueste u. Praktischste in **Patent-Zimmer-Douche-Apparaten,** 21 verschied. Nummern. **Hydr. Univ.-Patent-Badeöfen. Cylinder-Badeöfen,** mit u. ohne Zimmerheizung. **Pat.-Circulations-Badeöfen,** mit denen permanent gebadet werd. kann, ohne das Feuer löschen zu müssen. Regulirung des Badewassers auf jeden gewünscht. Wärmegrad. Schnellste Heizung. Explosion ausgeschlossen. **Badewannen** in allen Größen, Façons und Ausstattungen. Sitzbadewannen. Geruchlose **Zimmer-Closets. Garten- und Hausfeuerspritzen** 2c.

Illustr. Preiscourante gratis und franco

Mineralwasser-Maschinen [1239]

neuester Construction.

Deutsches Reichs-Patent Nr. 25,778.

Theodor Keil, Halle a/S.

Ischias-Heilung!

Schreibkrampf, Klavier- und Violinkrampf, Zittern und Armschwäche, sowie die verschiedenartigsten Störungen der Muskelthätigkeit werden in einigen Wochen schmerzlos geheilt von **Julius Wolf, 23 Hochstrasse, Frankfurt a. M.** Briefliche Heilung unmöglich. Atteste d. Hrn. Profff. Bardeleben, Billroth, Esmarch, Nussbaum, Wagner, Bamberger, Benedikt, Hertz, Amsterdam, Charcot und Vigouroux in Paris 2c., sowie Urtheile der medicin. Fachblätter, als: Berliner klinische Wochenschrift, Deutsche Medicinalzeitung, Pariser Progrès Médical, Wiener Medicinische Wochenschrift, New-Yorker „The Medical Record" 2c. werden franco zugesandt. [1270]

Weltpost.

R. in B., Dr. F. in N., C. K. in G., T. R. in B., K. in H., Prof. C. v. D. in J., K. H. in W., M. C. in K., G. L. C. B in B., A. Pf. in S., Lieut. G. in J., Prof. St. in W., H. H. in H., A. B. in Z., Dr. R. in W., A. K. in W., B. W. in D., F. in E., F. J. in H., Frau N. in A., W. L. in A., P. M. in K., F. B. in M., G. B. in W., C. B. in C., A. S. in C., L. L. in C., J. G. in C., H. in A., B. in B. bei M., F. J. in H., W. v. M. in D., M. R. in L., R. B. in Ch., Frau G. B. in B., M. in O., M. B. in B., F. H. P. in A., H. L. in F., Frau D. in W., B. v. B. in B., J. L. in A., C. E. St. in K., G. R. in W., C. M. in L., Dr. L. in S., A. L. in Z., O. R. in St., H. W. in H., H. P. in H., Sp. in B., F. M. in Kl. W., F. H. in D., C. T. in R., R. F. in R., F. Sch. in H., K. M. in K., H. P. in P., B. in L., W. St. in E., J. M. in B., J. R. in W., O. Sch. in B., F. H. in B., L. St. in B., R. Pf. in P., R. Th. in Z., C. J. in A., L. S. in W., A. v. D. in W., K. in L., C. G. in P., Frau K. in P., L. R. in B., R. K. in M. R., O. Sch. in M., M. W. in G., O. L. in T., J. St. in P., A. N. in W., H. O. in P., R. S. in M., F. F. in P., R. K. in P., W. F. in C., L. Ph. K. in H., G. D in D. D. F. in R., M. W. in W., A. B. in L., P. M. in Z., L. E. in H., Frau G. R. in M. G., F. F. in K., H. M. in H., L. B. in H., P. Ch. in F., P. Sch in M., L. B. in G., C. F. Sch. in E., C. L. in M., F. C. in B., W. G. in W., M. R. in M., H. K. in A., O. M. in D., C. R. in B.-W.

(Schluß folgt.)

Neu! Praktisch Neu!

Froschhaus mit selbstthätigem Fliegenfänger. Schöne Zimmer- u. Schaufenster-Decoration, für Restaurateure 2c. Vortheile: Ersparung des lästigen Fliegenfangens, Spiritus, und das öftere Ausgießen der Fliegen kommt in Wegfall. Preis Nr 1 M. 4.50., Nr. 2 M. 6. —. **Froschhaus** mit Fliegenfänger zum Aufsetzen eines Fischglases a M 4.50.

Zu beziehen bei **Richard Kühne, Magdeburg,** Breiteweg 198. [1279]

Anlehensloose.

Preisliste gratis. [906]

Homberger's Börsen-Comptoir, Frankfurt a. M.

Alle Pfeifenraucher sollten d. **Tabak** versuchen, welcher **Holländ.** ganz vorzüglich schmeckt u. riecht. 10 Pfd. frco. kosten 8 Mk. bei [1142] **B. Becker, Seesen** a. H.

Aeolsharmonika.

Ertönt schon bei schwachem Winde in harmonischen Akkorden, bei stärkerem Winde weithin hörbar. Originelle Zierde für Gärten, Anlagen, Parke. Stück M. 6 = fl. 3.60, mit verstärktem Ton M. 8 = fl. 4.75, mit vergoldeter Windfahne M. 4 = fl. 2.40 mehr.

Adolf Klinger, Reichenberg Böhmen.

Sommerluſt.

Sommerluſt rings auf grüner Welt
Schwingt am Tage den Reigen;
Ihr zu Häupten ein blaues Zelt,
Unten ein Schmuck von Zweigen;
Unten die Blüten tauſendfach,
Ducken und klettern und hangen.
Lüftchen kräuſeln dem Tanze nach,
Streifen uns Haar und Wangen.

Hin und her das rührt ſich ſo froh,
Kennt nicht Sterben noch Alter.
Frage Libellen: warum? und: wo?
Frage: wohin? die Falter —
Fühlen iſt alles im Bad des Glücks,
Plätſchern und Tropfenſprützen
Und die Süße des Augenblicks
Ohne Bedeutung Nützen.

Wiegteſt du je in feſtlicherm Saal,
Liebſte, die ſchlanken Glieder?
Sonne mit blendendem Flammenſtrahl
Scheint ſtatt Kronen hernieder;
Sehnſucht, in offnen Kelchen wach,
Würzet die Luft ſo trübe,
Und der Vogel vorm Brautgemach
Spielt in Klängen der Liebe.

Manchmal ruht ſich das Völkchen gut
Unter dem Regenbogen:
Himmliſche Schleier mildern die Glut,
Dämpfen des Staubes Wogen.
Kommt der Abend mit kühlem Wehn, —
So; nun ſchlafen ſie gerne.
Still, ein Nachtlicht beim andren, ſtehn
Traulich drüber die Sterne.

Aus den Büſchen ein Nachtlied klingt —
Liebe, die will nicht raſten —
Durch das Dunkel ein Traum ſich ſchwingt,
In den Herzen zu gaſten.
Komm zum Weiher, es winket der Kahn —
Liebſte, was willſt du ſäumen?
Sanft hingleitend die Sternenbahn
Laß uns mit ſingen und träumen.

Victor Blüthgen.

Die deutſche Frau und die Menſchenliebe.

enn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle." Wie manche holderglühende Braut mag ſchon dieſe erſte Strophe des Pauliniſchen hohen Liedes, auf die Liebe ſinnend, im Herzen bewegt und ſich dabei in dem ſeligen Bewußtſein gewiegt haben, daß es ihr gelungen ſei, eine der wichtigſten und am lauteſten betonten Forderungen des wahren Chriſtentums zu erfüllen; und dennoch mag die alſo Getäuſchte noch unendlich fern von derjenigen Liebe geweſen ſein, die der Apoſtel bei der Niederſchrift ſeines Briefes an die Korinther im Auge hatte.

Die Frau, deren Lebensaufgabe hauptſächlich in der Bethätigung der Liebe beſteht, iſt vielfach geneigt, immer, wenn von Liebe die Rede iſt, an das Myſterium jenes ſinnlich-geiſtigen Gefühlsſturmes zu denken, der aus Mann und Weib ein glückliches Paar macht, und unſere deutſche Sprache, welche bei allem Reichtum an Formen doch für die verſchiedenen Arten von Liebe keine beſonderen Stammworte beſitzt, iſt nur allzuſehr geeignet, ſie in dieſem Mißverſtändnis zu beſtärken. Die Liebe, von der im oben angeführten Verſe die Rede, iſt jene, ohne Rückſicht auf das Geſchlecht, den Menſchen mit dem Menſchen verbindende Agape, die wir im Deutſchen noch am treffendſten mit dem Worte „Nächſtenliebe" bezeichnen. Unſer Nächſter iſt jedermann, aber doch nur in dem Falle, daß er im Sinne der Parabel vom barmherzigen Samariter unſerer Teilnahme, unſerer thätigen Hilfe bedarf. Von dieſer Nächſtenliebe ſoll hier nicht gehandelt werden; wir wollen vielmehr eine dritte Seite des vieldeutigen Wortes „Liebe" in Betracht ziehen und von jener freundlichen Zuneigung reden, die der Menſch dem Mitmenſchen immer und überall gewähren ſoll, gleichviel ob dieſer Mitmenſch der Hilfe und des Beiſtandes anderer bedarf oder nicht. Es fehlt uns zur Bezeichnung dieſer Art von Liebe an einem den Begriff erſchöpfenden Stammworte, und wir helfen uns mit einer Wortverbindung, indem wir „Menſchenliebe" ſagen. Die alten Sprachen unterſchieden hierin ſtrenger und ſchloſſen eine Verwechſelung von Eros und Agape völlig aus; dem Begriffe der Menſchenliebe würde caritas oder humanitas noch am beſten entſprechen; wählten wir das griechiſche Wort Philanthropie, ſo hätten wir nur eine Ueberſetzung von Menſchenliebe, ohne damit ein eigenes Stammwort zu geben. Es iſt vielleicht providentiell, daß dem Deutſchen für alle dieſe verſchiedenen Arten von Liebe nur ein einziger Ausdruck zu Gebote ſteht; vielleicht zwingt gerade dieſe Eigenart des deutſchen Sprachgenius unſere Frauen, wenn ſie der Liebe ihr Herz öffnen, gleichzeitig allen Arten von Liebe den Einzug zu geſtatten und nun nicht bloß dem Eros, ſondern auch der Agape und caritas zu opfern. Jedenfalls iſt die Uebung der praktiſchen Menſchenliebe ganz beſonders die Aufgabe der Frauen. Die Edelſten des menſchlichen Geſchlechtes werden zwar ebenfalls ſtets von Menſchenliebe erfüllt ſein; aber der Beruf des Mannes iſt der Kampf, und dieſer Kampf, der vielleicht gerade theoretiſch für eine Forderung der Menſchenliebe geführt wird, geſtattet oft nicht die praktiſche Bethätigung gegen jedermann, ja, er kann den Kämpfer ſogar zwingen, hier oder da einmal ſcheinbar gegen die Menſchenliebe zu freveln. Für die Frau hingegen beſteht die Verpflichtung, Menſchenliebe praktiſch zu üben, in ſo hohem Grade, daß ſich ſchon dadurch alle jene Emancipationsbeſtrebungen, welche die Frau auf den lauten Markt des Lebens hinaus und an die Wahlurnen hinan führen wollen, als hinfällig und verdammenswert erweiſen. Nicht, daß die Frau indifferent den brennendſten Fragen unſerer Tage gegenüber ſtehen ſoll; nein, in ihrem Herzen ſoll ſie, wenn ſie anders eine edle und bedeutende Frau iſt, entſchieden Partei ergreifen und für den Sieg der von ihr als gut

Digitized by Google

erkannten Sache thätig mitwirken; dieſe Mitwirkung kann aber immer nur in der Ermunterung und Stärkung des kämpfenden Gatten, in der moraliſchen Beeinfluſſung des Hausgeſindes, in der Erziehung und Leitung des heranwachſenden Geſchlechtes beſtehen; das iſt das Schlachtfeld, auf dem die Frau ihre Siege gegen die Feinde des Wahren, Guten und Schönen erkämpfen ſoll; verläßt ſie dies Gebiet, betritt ſie gerüſtet und ſtreitſüchtig die Verſammlungsſäle und die Rednertribünen, miſcht ſie ſich aktiv und unmittelbar in die Kämpfe der Männer, dann überſchreitet ſie ihre Kompetenz, dann ſtreift ſie — trotz aller dialektiſchen Künſte und rhetoriſchen Phraſen eines Dumas fils, der in ſeinem „Les femmes qui tuent et les femmes qui votent“ die geſunde Vernunft aufs Glatteis führt — den Farbenſchmelz des Weiblichen von den Flügeln ihrer Seele — ſie entadelt ſich ſelbſt, und aus der bezaubernden Frau wird ein abſchreckendes Mannweib. Gerade die Nichtbeteiligung am Streite der Männer und die alleinige Parteinahme in der Stille und Tiefe des Herzens macht es der Frau möglich, auch über das Haupt des Gegners voll und ganz den Zauber echter, wahrer Menſchenliebe auszugießen und auch ihrerſeits jenes unvergängliche Dichterwort zu erfüllen:

Aber mit ſanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte
Löſchen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich ſich haſſen,
Sich in der lieblichen Form zu umfaſſen,
Und vereinen, was ewig ſich flieht.

Schon der Blick einer von Menſchenliebe beſeelten Frau bezaubert. Dieſer Blick trifft, wie Gottes Sonne, gleichmäßig die Gerechten und Ungerechten. Das Auge einer menſchenfreundlichen Frau oder Jungfrau wirkt überall Wunder: es beſänftigt die wildeſten Leidenſchaften, es weckt und fördert die Keime des Guten, es kann den Verbrecher von ſeinen geplanten ſchwarzen Thaten abwenden und auf die Wege des Heils leiten. Das Auge einer Menſchenfreundin iſt ein Gottesſegen.

Wer hat den Handdruck eines ſolchen Weſens gefühlt und iſt nicht in den tiefſten Wurzeln ſeiner phyſiſchen und ſittlichen Exiſtenz geheimnisvoll und wunderbar erſchüttert worden? Nicht jene prüden Salonpuppen, die dem Grüßenden nur die Fingerſpitzen einer apathiſchen, muskelſchlaffen Hand gewähren, nähren die Opferflamme der Menſchenliebe im Herzen; das Weib, deſſen Stirn von der caritas geküßt wurde, ſo daß ſie wie von einem Heiligenſcheine umgeben leuchtet, bietet dir in einem ſtummen Händedruck ihr ganzes, voll pulſierendes Herz; wer nur darauf merken will, der wird bald aus der Art und Weiſe, wie ihm eine Frau den Druck der grüßenden Hand erwidert, erkennen, wes Geiſtes Kind ſie iſt!

Das Wort der menſchenfreundlichen Frau ſchmeichelt ſich wie Muſik in unſere Ohren; es iſt ein Balſam, der ſchmerzſtillend jede Wunde ſchließt; es bringt wie eine frohe Botſchaft des Friedens jeden Zwieſpalt und jeden Kampf zum Schweigen; ſelbſt da, wo eine ſolche Frau in gebotener Auflehnung gegen die Lüge, mutig und rückhaltlos für die Wahrheit einzutreten gezwungen iſt, wird ihr Wort nicht wie ein Schwert, ſondern wie ein Mutterſegen wirken. Ein kämpfendes Weib iſt für uns Deutſche eine contradictio in adjecto, ein durch das Eigenſchaftswort geſetzter Widerſpruch. Wohl bewundern wir das altgermaniſche Weib, das dem Manne in die männermordende Schlacht folgte und ſich gelegentlich vom Wagen herab an der Abwehr des in die Wagenburg einbrechenden Feindes beteiligte; wohl fühlen wir uns ergriffen, wenn wir der ſpaniſchen Weiber gedenken, die bei der heldenmütigen Verteidigung Saragoſſas gegen die belagernden Franzoſen mit auf den Wällen ſtanden und durch ihr Beiſpiel die Gatten und Söhne entflammten; aber am überzeugteſten und mit vollſter Hingabe unſeres beiſtimmenden Herzens preiſen wir doch das deutſche Weib, das für die Befreiung des Vaterlandes den einzigen Sohn, den es unter dem Herzen getragen, dahingibt und zu dieſer Gabe den letzten irdiſchen Beſitz, den Trauring und das blonde Haupthaar, fügt. Und will das deutſche Weib ſich ſonſt noch aktiv, außer durch Gebete und Segenswünſche, am Schutze des häuslichen Herdes beteiligen, ſo wird ſie die Kranken und Verwundeten pflegen helfen, aber ſie wird dies nicht im Sinne der Altgermanin oder der Spanierin thun, die dabei dem blutenden Feinde vollends den Garaus machte, ſondern ſie wird am Lager des Freundes und Feindes in gleicher Menſchenliebe ſchalten und allen Siechen ohne Unterſchied die linde Hand auf die Wunde legen. Daher will es uns bedünken, als ob ein edles Weib, das einer Männer-Verſammlung zu politiſchen Zwecken beiwohnt, ſchon nicht mehr am rechten Platze

ſei; jeder Vortrag, der im Intereſſe einer politiſchen Frage gehalten wird, iſt ein Kampf, oft ein blutigerer Kampf, als der mit dem Schwerte; gilt es doch oft, die bewußte Lüge, die unverſchämteſte Heuchelei, die Albernheit und Verleumdung zu entlarven und zu züchtigen; das iſt aber Männerwerk, und wenn es auch der geſchickteſte und zungenfertigſte Redner verrichtet, nicht ziemt es der menſchenliebenden Frau, zu ſeinen Füßen unter den Hörern zu ſitzen, denn die echte Frau ſoll nicht richten und nicht verdammen. In der Stille ihres Kämmerleins mag ſie für den Sieg der von ihr als recht erkannten Sache beten; aber draußen auf dem Markte ſoll die Majeſtät der Frau wie jede Majeſtät über den Parteien ſtehen, und auch die Feinde lieben. Wenn je ein gerade für Frauen beherzigenswertes Wort geſagt worden iſt, ſo iſt es der Ausſpruch des Menſchenſohnes: „Liebet eure Feinde, ſo wird euer Lohn groß ſein, und ihr werdet Kinder des Allerhöchſten ſein. Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig iſt. Richtet nicht, ſo werdet auch ihr nicht gerichtet. Verdammet nicht, ſo werdet auch ihr nicht verdammet. Vergebet, ſo wird euch vergeben. Ein voll gedrückt, gerüttelt und überflüſſig Maß wird man in euren Schoß geben; denn eben mit dem Maße, da ihr mit meſſet, wird man euch wieder meſſen.“

Wahrhaft ſchön iſt nur die menſchenfreundliche Frau. Sie iſt im höchſten Sinne das irdiſche Ebenbild Gottes; ſchon durch ihre bloße Erſcheinung, aber mehr noch durch Wort und Weſen mahnt ſie an des Schöpfers Größe, Güte und Erbarmung. Es gibt vortreffliche Frauen; aber ein Zug richtender Strenge, die der Menſchenliebe feindlich iſt, läßt ſie nicht zur vollen Entfaltung weiblicher Schönheit gelangen. Eine treu ſchaltende Frau, die ihren Gatten und ihre Kinder herzlich liebt, die auch für ihre Armen jederzeit ein paar Broſamen vom Tiſche fallen läßt, aber dem vorübergehenden Fremden nur einen kalten, ſtolzen Blick gönnt, hat ihre Liebesmiſſion nicht begriffen und iſt weit entfernt von der Kindſchaft Gottes. Die Liebe, welche alle Geſchöpfe mit gleicher Wärme umfaßt, führt auf ihrer höchſten Stufe zur gänzlichen Selbſtentäußerung, zur vollen Hingabe des Ichs an die Menſchheit und dadurch zur einzigmöglichen, irdiſchen Seligkeit. Und in den geſegneten Stunden, wo ein Weib ihr Sonderweſen im Liebesdienſte der Menſchheit aufgibt, wo ſie als Individuum ſich verliert in der Allgemeinheit ihrer Mitgeſchöpfe, wird ihr ein Wunder widerfahren, das ſie überſchwenglich entſchädigen wird für die kleinen Opfer und Mühen, denen ſie ſich als Prieſterin der Menſchenliebe unterziehen mußte.

Mit dieſem Wunder hat es folgende Bewandtnis. Bekanntlich hat noch kein Menſchenauge Gott erſchaut, und der ſpekulierenden Vernunft iſt es noch nie gelungen, Gott zu erkennen und zu definieren; nur im Wege des Glaubens können wir uns Gott nähern, und nur dem Glauben entnehmen wir die Beweisgründe für Gottes Daſein und Wirken; man hat daher Gott eine dem Denken abgewandte Seite genannt, im Hinblick auf den Mond, deſſen eine Seite wir nie zu ſehen bekommen, von deren Exiſtenz wir gleichwohl feſt überzeugt ſind. Dieſes Gleichnis hinkt wie alle Gleichniſſe; ja, es hinkt ſogar auf beiden Füßen; wollen wir es aber einmal gelten laſſen, ſo mag es hier durch einen neuen Aehnlichkeitspunkt geſtützt werden, den ich aus meinem Eigenen hinzufüge. Die äußerſten Teile der uns abgewandten Mondſeite unterliegen, wie uns der Aſtronom lehrt und der Augenſchein bekundet, einem periodiſchen Sichtbarwerden und Wiederverſchwinden, und dieſe Eigentümlichkeit des Mondes wird ſeine Libration genannt. Nun bietet auch jene dem Denken abgewandte Seite, die wir Gott nennen, das wunderbare Phänomen der Libration, indem Gott für das innere Auge des Jüngers der Menſchenliebe zeitweiſe den Schleier der Verborgenheit lüftet und wenigſtens den Saum ſeines ſtrahlenden Gewandes ſichtbar werden läßt. Nur der allgemeinen Menſchenliebe geht in ſchönen, ſeligen Stunden die unumſtößliche Gewißheit von der Exiſtenz eines lebendigen, allmächtig waltenden Gottes auf, eine Gewißheit, die keines logiſchen, dem Arſenale der ſpekulierenden Vernunft entnommenen Beweiſes mehr bedarf, ſondern ſich gewiſſermaßen anſchaulich dem geiſtigen Auge offenbart. Nur für den an Menſchenliebe Reichen vollzieht ſich dieſes Wunder; nur ihm ſchwinden alle Zweifel, die ein ſubtiler Pantheismus und Atheismus zu erregen weiß, wie Nebel vor dem Kuſſe der Sonne; nur er kann jubelnd und erlöſt wiſſen und bekennen: ja, es lebt ein Gott, und ich fühle ſeinen wunderbaren und beſeligenden Atem!

So führt die wahre allgemeine Menſchenliebe allein zur Gottesliebe und ſo zur völligen

Erfüllung der höchſten Religionsgebote. Mit Recht fragt die Schrift: Wer die Menſchen nicht liebt, die er doch ſieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht ſieht? Für die Frau, welche meint, durch Gatten- und Kinderliebe den höchſten Anforderungen gerecht zu werden, gilt das andere Wort der Schrift: „So ihr liebet, die euch lieben, was Dankes habt ihr davon? Denn die Sünder lieben auch ihre Liebhaber.“ Wenn alle Wege nach Rom führen, ſo führt doch nur ein einziger Weg zu Gott: die Menſchenliebe; und dieſe Menſchenliebe in des Wortes erſchöpfender Bedeutung, die uns das Richten und Verdammen verwehrt, macht uns auch das Unmögliche möglich: das Lieben des Feindes. Dieſe ſcheinbare Paradoxie iſt ein Stein des Anſtoßes für jeden, der nicht in die Tiefen des chriſtlichen Grundgedankens zu blicken vermochte. Auerbach hat z. B. in einer ſeiner letzten und edelſten Gaben dieſe Forderung als unausführbar bemängelt und die Anſicht ausgeſprochen, daß ſie wahrſcheinlich auf der Verſtümmelung und Entſtellung eines anderen Ausſpruches aus dem Munde des Gottmenſchen beruhe, denn man könne wohl ſeinen Feinden *vergeben*, ſie aber nimmermehr *lieben*. Ich muß geſtehen, daß mich dieſe Auffaſſung eines ſo feinen, ſpinoziſtiſch geſchulten Kopfes wahrhaft überraſcht hat, da gerade die Liebe zu den Feinden, welche die fromme Kindereinfalt vielleicht aus ſich ſelbſt zu üben vermag, für eine weiter vorgeſchrittene Erkenntnis nur mit Hilfe einer gewiſſen Philoſophie zu gewinnen ſein dürfte. Deshalb wollen die liebenswürdigen Leſerinnen Nachſicht üben, wenn ich ihnen den Weg, der auch zur Liebe des Feindes führt, mit einigen Strichen andeute, die das Gebiet der Philoſophie nicht ganz vermeiden.

So lange wir einen Feind nur als das Einzelweſen, als die ſcharf beſtimmte Perſönlichkeit betrachten, die uns moraliſch beraubt oder verwundet hat, wird ſich der natürliche Menſch in uns gegen dieſen Feind empören, und es wird ſchon einer bedeutenden Willenskraft unſererſeits bedürfen, um die zur Rache bereite Hand zu zügeln und das widerſpenſtige Herz zur Vergebung zu zwingen. Wenn wir aber im Feinde nicht mehr das Individuum, ſondern gewiſſermaßen die platoniſche Idee der Menſchheit ſehen, dann ſchwindet alles Haſſenswerte, dann ſtellt ſich auch der Feind als eine Erſcheinungsform der Gottheit dar, die wir affektfrei mit dem Auge des Künſtlers betrachten, und die uns gerade durch dieſe Betrachtungsart mit der Seligkeit des willen- und begierdeloſen Anſchauens erfüllt. Ein Denker, deſſen Schriften wir ſonſt nicht gerade in den Händen der Frauen ſehen möchten, wenngleich intellektuell ſtarke Frauen auch aus ihm vorzügliche Anregung und dauernde Förderung gewinnen würden, ſagt in dieſer Hinſicht [1]): „Zur Auffaſſung einer Idee, zum Eintritt derſelben in unſer Bewußtſein kommt es nur mittels einer Veränderung in uns, die man auch als einen Akt der Selbſtverleugnung betrachten könnte; ſofern ſie darin beſteht, daß die Erkenntnis ſich einmal vom eigenen Willen gänzlich abwendet und die Dinge ſo betrachtet, als ob ſie den Willen nie etwas angehen könnten. Denn hierdurch allein wird die Erkenntnis zum reinen Spiegel des objektiven Weſens der Dinge.“ Und weiter ſagt er: „Nur dann faßt man die Welt rein objektiv auf, wenn man nicht mehr weiß, daß man dazu gehört; und alle Dinge ſtellen ſich um ſo ſchöner dar, je mehr man ſich bloß ihrer und je weniger man ſich ſeiner ſelbſt bewußt iſt. Da nun alles Leiden aus dem Willen, der das eigentliche Selbſt ausmacht, hervorgeht, ſo iſt mit dem Zurücktreten dieſer Seite des Bewußtſeins zugleich alle Möglichkeit des Leidens aufgehoben, wodurch der Zuſtand der reinen Objektivität der Anſchauung ein durchaus beglückender wird.“ Ich weiß nicht, ob jede der freundlichen Leſerinnen ganz in dieſen Gedankengang einzudringen Neigung hat; nur ſo viel möchte ich erkannt und zugegeben wiſſen, daß auch der Feind bei einer ſo objektiven Betrachtungsart an Schönheit und Liebenswürdigkeit gewinnt, und daß es auch einer energiſchen weiblichen Natur auf dieſe Weiſe erleichtert wird, im Feinde nur den Menſchen zu ſehen, dem wir ein Herz voll Liebe ſchuldig ſind. Ein etwaiges Vorurteil tiefreligiöſer Frauen gegen alle Philoſophie, wie ich es öfters glaube gefunden zu haben, möchte ich durch die Bemerkung zerſtören, daß, wie Schlaf und Tod Brüder ſind, ſo auch Philoſophie und Religion Schweſtern. Der Tod iſt nur der allertiefſte Schlaf, in dem auch die letzten körperlichen Funktionen (die vegetativen) zur Ruhe kommen; die Religion iſt nur die allertiefſte Philoſophie, in der auch die letzten Funktionen des Zweifels, die Qualen der endloſen dialektiſchen Selbſtentzweiung des Gedankens

[1]) Schopenhauer: „Welt als Wille und Vorſtellung.“ II. pag. 419, 420 u. ff.

friedlich eingesargt werden, um nie mehr zu erwachen. Schlaf und Tod sind nicht zu trennen; alles was schlafend atmet, wird einst ausgeatmet haben; ebenso untrennbar sind wahre Philosophie und wahre Religion; alles, was denkend ringt, wird einst ausgedacht und ausgerungen haben und in reiner Anschauung beseligt sein.

Uebrigens bedarf es dieser philosophischen Betrachtungsart nicht immer, um das Gebot der Feindesliebe zu befolgen, denn in die Brust jedes Menschen, wenn er nicht auf der niedrigsten, tierischen Entwickelungsstufe stehengeblieben ist und einer Art von moralischem Kannibalismus huldigt, ist die allgemeine Menschenliebe eingeboren, und diese allgemeine Liebe umfaßt auch die Feinde. Ein Schwimmer, der seinen Feind in den Wellen mit dem Tode ringen sieht, wird in so aufregendem Momente jeden Gedanken an Feindschaft vergessen und ohne Zögern in die Flut springen, um das gefährdete Menschenleben zu retten. Eine Mutter, die das Kind ihrer Feindin durch die heranrollenden Räder eines Gefährtes bedroht sieht, wird besinnungslos hinzustürzen und mit Gefahr ihres eigenen Lebens das Kind dem Verderben zu entreißen suchen. Ein höheres Liebesopfer als das Leben wird aber kaum der Mensch dem Menschen bringen können. Man sieht hieraus, wie der mit Bildung des Herzens begabte Mensch gewissermaßen schon unbewußt und rein instinktiv auch den Feind liebt und wie erst eine bewußte, durch Trugschlüsse gestützte Abirrung von der wahren Logik imstande ist, diesen Instinkt in Haß zu verwandeln. Und wenn der Haß die Erscheinung des zum Kampfe geborenen Mannes nicht gerade ansprechender macht, so ist er für weibliche Schönheit geradezu das entstellendste Stigma. Die Frau, deren Lebensaufgabe in der Liebe besteht, darf in ihrem Herzen auch dem Feinde gegenüber keinen Raum für den Haß lassen; ein Engel des Friedens, der Huld und der Versöhnung soll sie durch das Leben schreiten und in der allgemeinen Menschenliebe jedem den Weg weisen, der zu Gott führt. Die Gattin eines Emporkömmlings, die mit einer kostbaren und überladenen Toilette ihr Pfauenrad im offenen Wagen schlägt und hochmütig-geldprotzig den vorübergehenden bescheidenen Leuten ins Angesicht grinst; die geschminkte und halb entkleidete Ballkönigin, die jedem Geck ihre Reize zur Schau stellt und den guten Ruf anderer Frauen mit der Dolchspitze ihres giftigen Züngleins meuchelt; die sogenannte Gebildete, die emotionswütig die Vereinssäle politisierender Männer stürmt, um sich an den Schlagworten des Tages und wüstem Kampfgeschrei zu berauschen; sie alle sind Karikaturen auf die schöne und wahre Weiblichkeit, die in jeden Streit das „Friede sei mit euch!“ hineinruft, die für jedes menschliche Leiden ein teilnehmendes Herz und für jedes Menschenauge das freundlich-huldvolle Lächeln der caritas hat. Der deutschen Frau ist wie keiner anderen auf der Welt so viel Innerlichkeit bei sicherem Taktgefühl, so viel echte Religiosität bei aufrichtiger Duldsamkeit, so viel Herzenswärme bei kritischer Kühle des Kopfes angeboren, daß sie ganz besonders vom Geschicke bestimmt und auserlesen erscheint, die praktische Bethätigung der allgemeinen Menschenliebe als köstlichste und edelste Blüte des Menschentums darzustellen; die Frau oder Jungfrau, welche der allgemeinen Menschenliebe ermangelt, versündigt sich daher nicht nur am eigenen Geschlechte, sondern auch an Gott, dessen beglückenden und beseligenden Weltenplänen sie vergeblich ihr ungehorsames und trotziges Herz entgegenzustellen versucht.

Gerhard von Amyntor.

Worauf es ankommt.

„Das Leben ist ein trübes,
Langweil'ges Einerlei“ —
Ruft pessimistisch Jener
Und geht am Glück vorbei.

„Wie ist das Leben wonnig,
Ein sonnig-grüner Mai!“ —
So spricht ein Liebespärchen
Und herzt und küßt dabei.

Das alles hört ein Dritter,
Ein vielerfahr'ner Mann,
Der denkt: Es kommt im Leben
Stets auf den Standpunkt an.

Wilhelm Kunze.

Digitized by Google

Ein Automobilrennen in Italien

Die künftige Straßenpolizei in Italien.

Alfredo Baccelli

Der Minister des öffentlichen Verkehrs und der Arbeiten hat angeordnet, daß in Italien eine Straßenpolizei eingerichtet wird, die ausschließlich die Aufgabe haben soll, die Automobile zu überwachen. Diese Polizei, deren Zahl sich auf 1000 Mann belaufen soll, wird in drei Klassen eingeteilt werden. Die Mannschaften der ersten Klasse werden mit Motorrädern ausgerüstet sein, die der zweiten Klasse mit Automobilen, während die Mannschaften der dritten Klasse mit gewöhnlichen Fahrrädern versehen werden. Die Mannschaften der ersten Klasse sind hauptsächlich dazu bestimmt, die Automobilisten zu überwachen, welche die Vorschriften der Polizeiverordnungen nicht beachten. Sie werden ferner auch dazu dienen, die Automobilisten, welche sich Übertretungen zuschulden kommen lassen, festzunehmen. Die Mannschaften der zweiten Klasse werden dazu dienen, die Mannschaften der ersten Klasse zu unterstützen, wenn sie es für nötig halten, daß sie dies tun. Die Mannschaften der dritten Klasse werden dazu dienen, die Mannschaften der beiden ersten Klassen zu unterstützen, wenn sie es für nötig halten, daß sie dies tun. Die Mannschaften der dritten Klasse werden ferner auch dazu dienen, die Automobilisten, welche sich Übertretungen zuschulden kommen lassen, festzunehmen

Fig. 1.

Fig. 1 shows the moon as it appears to the naked eye. The dark parts are called seas, although they are not seas in the sense that the earth's seas are. They are simply plains which are darker than the rest of the moon's surface. The bright parts are mountains.

lichste Art, die wertvollen Federn des erlegten Vogels zu verwahren, besteht darin, daß der Jäger ein Stück dicken Rohrs schneidet, in dessen Höhlung die Federn einschiebt und so mit sich trägt, wodurch sie zwar vor Beschädigungen durch Reiben und Abstoßen, dagegen nicht vor Insekten und Motten gesichert sind. Auch die Aufbewahrung des ganzen Balges hat ihre Schwierigkeiten, selbst wenn man den Balg auf der Innenfläche mit Arsenikseife oder Sublimatlösung tränken würde. Die dicke Epidermis des Straußes ist ziemlich fett und eine Lieblingsbrutstätte vieler jener schädlichen Insekten, woran ja die Tropenländer so reich sind, und sie beherbergt oft Eier und Larven von Federmotten und anderen Schädlingen, deren man sich kaum zu erwehren vermag, so daß selbst dem Händler noch mancher Schaden erwachsen kann. Früher behauptete man, die Federn von zahmen Straußen (und solche gab es schon seit Jahrtausenden in Afrika und Westasien unter den dortigen Wüstenbewohnern) seien nicht so schön und groß als die Federn von wilden Vögeln; aber Zeit und Beobachtung haben dieses Vorurteil längst entkräftet und widerlegt.

Der erwachsene männliche Strauß.

In Sudan, in Kordofan, in Sennaar und selbst auf dem Kaplande war es schon längst üblich, junge Strauße, die man nicht verspeisen wollte, großzuziehen und zu domestizieren, was ganz leicht war, denn unter guter Behandlung und bei genügender Fütterung wird der Strauß leicht ein Hausgenosse des Menschen. Dies wußten nicht nur die Afrikareisenden und die Händler an der Berber-, Mogador-, Senegalküste, in Marokko, Aegypten, Südafrika und Arabien, sondern man hat schon vor etwa 40 Jahren auch in europäischen zoologischen Gärten (San Donato bei Florenz, Marseille, Ham, Algier und Spanien) mit Erfolg versucht, Strauße nachzuzüchten. Als daher in den fünfziger Jahren, wo die wilden Strauße im allgemeinen selten geworden und die Straußenfedern sehr im Preise gestiegen waren, die Frage ventiliert wurde, ob man die Strauße nicht domestizieren und künstlich züchten könne, widmeten sich mehrere französische Ansiedler in Algerien derartigen Versuchen, und namentlich ein Herr Hardy erzielte ganz befriedigende Erfolge, die jedoch nicht in größerem Maßstabe ausgebeutet worden zu sein scheinen.

Etwa um das Jahr 1857 kam ein Engländer, Namens Kinnear, welcher zu Beaufortwest in der Kapkolonie ein ausgedehntes, vorherrschend zur Viehzucht bestimmtes Grundeigentum besaß, auf den Einfall, einen Versuch mit dem Aufziehen von Jungen wilder Strauße zu machen, um zu erproben, ob man mittels dieses Industriezweiges nicht schöne Straußenfedern für den Handel erzielen könne. Beaufortwest liegt inmitten einer Gegend, wo es früher viele wilde Strauße gegeben hatte und wo sie auch damals noch nicht selten waren. Es gelang ihm bald, sich von einem Ansiedler einige junge Vögel zu verschaffen, welche, erst wenige Tage alt, gefangen worden waren. Diese brachte er in ein Gehege, wo sie sorgsam gefüttert und verpflegt wurden. Als sie einige Monate alt waren, ließ man sie frei auf den Luzernefeldern um das Häuschen herumlaufen. Sie waren ganz zahm, liefen nicht davon, sondern kehrten

immer wieder zum Hauſe zurück und gediehen ſo gut, daß ſie auch ſanguiniſchen Hoffnungen entſprachen. Als ſie etwa 18 Monate alt waren, lieferten ſie die erſte Ernte an Schmuckfedern, die allerdings noch etwas klein, aber ſehr ſchön, rein und vollkommen waren. Herr Kinnear ſtudierte die Lebensweiſe ſeiner Vögel genau und kaufte noch mehr Junge von verſchiedenem Alter auf, welche ſich den andern anſchloſſen und ſich ganz miteinander vertrugen. Im Alter von 3—4 Jahren paarten ſich die Vögel, die Hennen legten Eier, durchſchnittlich 15—16 per Kopf und brüteten ſie aus, durchſchnittlich 12—14 vom Gelege. Binnen weniger Jahre hatte Herr Kinnear eine Herde von mehr als 100 Stücken, und hatte die Möglichkeit und den praktiſchen Wert einer derartigen Züchtung glänzend dargethan. Obwohl er ſeine Erfolge nicht geheim hielt, ſo fand anfangs doch dieſer neue Zweig der Landwirtſchaft ſo wenig Anklang, daß ſein Beiſpiel kaum Nachahmung erfuhr und man 1865 außer ſeiner Herde nur ca. 80 zahme Strauße in der ganzen Kolonie fand.

Allein von dieſer Zeit an nahm die Straußenzucht plötzlich einen bedeutenden Aufſchwung und wurde in den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerkſamkeit gerückt. Wiederholte trockene Jahre hatten den Koloniſten die Unſicherheit des Ertrags ihrer Schafzucht gezeigt, welche damals eine hauptſächliche Subſiſtenzquelle der Kolonie war. Der Wunſch, ein weiteres landwirtſchaftliches Gewerbe zu betreiben, veranlaßte viele von den Grundbeſitzern, es mit der Straußenzucht zu verſuchen, welche Herrn Kinnear ſo gute Ergebniſſe geliefert hatte. Es entſtand eine allgemeine Nachfrage nach jungen Vögeln, deren Preis raſch von wenigen Schillingen auf 10 und ſogar 15 Pfd. Sterl. per Stück ſtieg, denn jeder wollte ſein Heil damit verſuchen. Die Sache ſchlug ein und ward mit ſolcher Energie in die Hand genommen, daß die Aufnahme für den Steuerſatz des Jahres 1875 ſchon eine Anzahl von 28000 zahmen Straußen in der Kolonie auswies, welche ſich heutzutage auf etwa 70—80000 Stück erhöht haben mag. Die ganze Ausfuhr von Federn von dieſen zahmen Straußen und von den wilden, welche jenſeit der Grenze der Kolonie erbeutet worden waren, belief ſich, nach den amtlichen ſtatiſtiſchen Tabellen ſchon im Jahr 1877 auf einen Wert von nahezu einer halben Million Pfd. Sterl. Da jedoch die Nachfrage nach Straußenfedern geſtiegen iſt, ſo ſcheint auch künftighin der Abſatz für den ganzen Ertrag an Federn geſichert, um ſo mehr als notoriſch die ſogenannten „zahmen“ Federn, weil zur rechten Zeit und in vollkommenem Zuſtande ausgerupft, im Handel bereits den „wilden“ Federn vorgezogen werden.

Im Anfang wurden die Jungen der wilden Strauße, welche man domeſtizieren wollte, beinahe unmittelbar nach dem Ausſchlüpfen vom Neſte weggenommen, indem man das Elternpaar aus einiger Entfernung beobachtete, bis die Brut vorüber war. Die gefangenen Jungen wurden dann ſchnellſtens nach irgend einer Behauſung gebracht, in einer mit Wolldecken ausgeſchlagenen Holzkiſte warm gehalten und mit ſehr klein gehacktem Eiweiß, friſchem Klee und anderem Grünzeug gefüttert und ſorgfältig aufgezogen. So erlangte man den erſten Straußenſtand, und dieſe Art des Fangs und der Zucht iſt in den entfernten Teilen der Kolonie noch üblich, wo die wilden Strauße auf den ungeheuren Karrufeldern noch immer herumſchweifen und brüten. Allein außerdem werden dermalen alljährlich noch viele Tauſende von Jungen aus zahmen Hennen gewonnen und werfen ihren Züchtern einen namhaften Gewinn ab. Ein Strauß von 4—6 Monaten wird gegenwärtig im Durchſchnitt etwa mit 15 Pfd. Sterl., ein Paar ſchöner brutfähiger Strauße mit 100 bis zu 300 Pfd. Sterl. bezahlt. Deshalb legen ſich jetzt große und kleine Grundbeſitzer auf die Straußenzucht, — die erſteren, welche die Jungen in einem Alter von 4 bis zu 12 Monaten von den Züchtern kaufen, halten dieſelben um ihrer Federn willen, und verkaufen ſie dann als Brutvögel, wenn ſie das erforderliche Alter erreicht und ſich gepaart haben; die kleineren Grundbeſitzer halten ihre Strauße nur der Brut wegen, um die Jungen zu verkaufen, wenn ſie dieſelben bis zu dem für den Verkauf tauglichen Alter herangezogen haben.

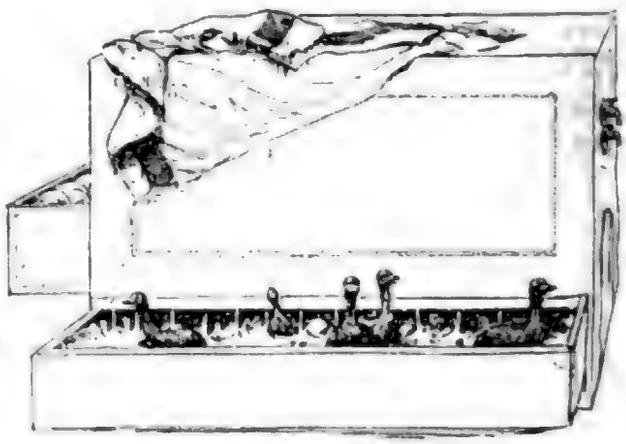
Wenn der Strauß jährig iſt, ſo wird er zum erſtenmal gerupft. Die dabei gewonnenen ſog. „Küchleins- oder Jugendfedern“ haben keinen großen Wert, denn der Ertrag eines einzelnen Vogels iſt nur etwa 30 Mark. Nach weiteren 8 Monaten kann dann der junge Vogel zum zweitenmal gerupft werden und gibt je nach der Qualität und dem Geſchlecht des Vogels ſchon einen Ertrag von 5 bis zu 12 Pfd. Sterl. Dieſes Rupfen kann dann etwa alle 8—9 Monate

wiederholt werden, denn ſo lange brauchen die ausgerupften Federn, um wieder nachzuwachſen und ſich zu voller Größe zu entwickeln. Nur wenn die Vögel ſich paaren und zu brüten Miene machen, darf man ſie nicht rupfen, weil ſie ihrer Federn bedürfen, um die Eier im Neſte zu bedecken und die Wärme während des Brutprozeſſes zu regeln. Die Federn, welche man ihnen nach dem Brüten ausrauft, ſind auch von geringerem Werte als ſonſt, weil ſie gewöhnlich ſchmutzig, abgeſtoßen und zerfetzt ſind.

Mit dem Paaren der Strauße iſt es eine eigene Sache, denn wenn man ein Männchen und ein Weibchen zuſammenbringt, iſt es noch keineswegs ſicher, daß ſie ſich paaren; vielmehr iſt es Erfahrungsſache, daß die Strauße hierin ſehr wähleriſch ſind, eine förmliche Zuchtwahl treiben und einander ohne Neigung nicht annehmen. Man kann ſie oft monate-, ja ſogar jahrelang zuſammenſperren, ohne daß ſie ſich paaren. Sobald ſie ſich aber gepaart haben, bringt man Männchen und Weibchen zuſammen in ein Gehege, das je größer deſto beſſer iſt, und gibt ihnen, außer dem Futter, das ſie ſelbſt hier finden, noch weiteres Futter wie Luzerne, Mangoldwurzel, gehacktes Fleiſch und auch Knochen, ohne welch letztere ſie beide nicht gedeihen. Während der Legezeit iſt das Männchen ſehr wild und eiferſüchtig und greift furchtlos jeden Menſchen und jedes Tier an, welche in ſeine Nähe kommen, und ein Schlag von ſeinem muskelkräftigen Bein vermag unter Umſtänden einen Menſchen zu töten. Die Henne legt jeden zweiten Tag ein Ei, bis deren 15—18 im Neſte liegen, das nur ein in den ſandigen Boden geſcharrtes, napfförmiges, ſeichtes Grübchen iſt. Das Ausbrüten dauert in der Regel 6 Wochen, und Männchen und Weibchen ſitzen umſchichtig auf den Eiern, und zwar das Weibchen bei Tage, das Männchen bei Nacht.

Dieſe Vögel zeigen einen wunderbaren, an Intelligenz grenzenden Grad von Inſtinkt in der Regelung der zum Ausbrüten der Eier erforderlichen Wärmemenge. Während der Nacht, am frühen Morgen und am Abend ruht der ganze Körper auf dem Gelege, und die außenliegenden Eier werden mit den ausgebreiteten Flügelfedern bedeckt. Wenn aber die Tageshitze zunimmt, erhebt der Strauß ſeinen Körper allmählich mehr und mehr und ſitzt dann nur kauernd über denſelben. In den Mittagsſtunden, wenn die Hitze am größten iſt, verläßt die Henne das Neſt und äſt ſich einige Stunden in deſſen nächſter Umgebung, bis die Sonnenhitze nachläßt, worauf ſie ſich wieder auf die Eier ſetzt, und nach Sonnenuntergang das Männchen ſie ablöſt.

Da aber niemals das ganze Gelege ausgebrütet wird, ſondern immer einige der außenliegenden Eier verloren gehen und weil der Eigentümer meiſt auch die ſchönen Federn des Brutpaares nicht einbüßen will, ſo bedient man ſich auf größeren Straußenfarmen auch eines Brutkaſtens zu künſtlicher Ausbrütung, von



Ein Brutkaſten.

welchem wir obenſtehend eine Anſicht geben. Derſelbe enthält in drei Reihen 6 Schubladen, deren jede 10—12 Eier aufnehmen kann, welche in Wolle eingebettet liegen. Die Heizung geſchieht durch Röhren mit erwärmtem Waſſer, welche zwiſchen den Schubladen in der Längenachſe des Kaſtens angebracht ſind und eine konſtante Wärme von etwa 40—42° C. erhalten. Der Brutkaſten brütet allerdings alle Eier ſicherer aus als die Mutter, aber man hat doch manche Bedenken dagegen, und viele Züchter behaupten, es ſei beſſer, die Vögel ihre Gelege ſelbſt ausbrüten zu laſſen. Wenn man nämlich die gepaarten Strauße ſowohl auf dem Neſte als während des Brütens gut füttere, ſo beginne die Henne etwa vier Wochen nach dem Ausſchlüpfen der erſten Brut wieder zu legen und bringe auf dieſe Weiſe meiſt drei, aber auch ſogar vier Bruten nacheinander im Jahre zu Stande, und die natürlich ausgebrüteten Jungen ſeien kräftiger als diejenigen aus dem Brutkaſten. Nehme man aber einem Paare das erſte Gelege hinweg, ſo weigere ſich die Henne oft, zum zweitenmal zu

legen, und dies ſei dann ein Verluſt für den Züchter. Thatſache iſt, daß das brütende Paar die Eier eines Geleges jeden Tag einmal umwendet, damit ihnen eine gleiche Wärme zu teil werde.

Die Straußenküchlein, gleichviel ob natürlich oder künſtlich ausgebrütet, ſind ſehr zart, und bedürfen vom Anfang ihres Lebens an ſtets der aufmerkſamſten Pflege. Man bringt ſie daher in beſondere Gehege, wo ſie ſehr gut gefüttert und ſorglich vor Kälte und Näſſe bewahrt werden, die ihnen ſehr ſchädlich ſind. Man gibt ihnen gelegentlich gehacktes Fleiſch, Kaldaunen ꝛc. und namentlich gehackte ſalzhaltige Pflanzen, wie ſie an vielen Stellen der Wüſte häufig vorkommen, und reicht ihnen von Zeit zu Zeit eine Abkochung von Granatwurzel gegen die Eingeweidewürmer, von denen ſie ſehr heimgeſucht werden, gleich den jungen Truthühnern. Die Entwickelung der Jungen iſt eine außerordentlich raſche, und bei genügendem Futter erreichen ſie binnen Monatsfriſt ſchon die Größe einer Trappe und binnen 16 bis 18 Monaten ihre volle Größe. Man hält die jungen Strauße für ſich in geſonderten Gehegen in der Nähe eines Hauſes und unter ſteter Aufſicht und reichlicher Fütterung mit gemiſchter Nahrung, denn man hat beobachtet, daß der Strauß zwar kein gefräßiger Vogel iſt, obwohl er alles verſchlingt, was er findet: Steine, metallene Gegenſtände, Holz, Lederzeug, Werg und namentlich gern Knochen; daß er aber auch Wüſtenratten, junge Vögel, Fröſche, Eidechſen und andere Tiere aller Art verſchlingt, wenn er ihrer habhaft werden kann. Die jungen Strauße werden gewöhnlich der Aufſicht eines Weißen übergeben, weil ein Hottentotte, Kaffer oder Gricqua ihnen nicht die notwendige Sorgfalt ſchenken würde, und ſind außerordentlich zahm und zuthunlich; ſie folgen dem Rufe ihres Wärters und halten ſich gern in der Nähe des Hauſes auf, gewöhnen ſich aber ſpäter, wenn ſie zu den großen Herden verſetzt werden, bald auch an die alten Vögel, von welchen ſie gern geduldet werden.

Man findet dermalen im Kaplande viele Straußenfarmen, auf welchen Herden von je 200—300 Straußen weiden, die einen bedeutenden Wert repräſentieren und einen ſehr ſchönen und verlockenden Ertrag liefern. Die einzelnen Vögel ſind allerdings an Ertragsfähigkeit oder Ergiebigkeit bezüglich der Federn äußerſt verſchieden, denn von den einen gewinnt man bei jedem Rupfen (clipping) nur Federn im Werte von 3, bei anderen aber bis zu 15 Pfd. Sterl. Dieſe Ergiebigkeit hängt weſentlich von der Beſchaffenheit der Vögel während der Zeit ab, in der ſich die Federn bilden; gut genährte Vögel liefern die ſchönſten Federn. Früher raufte man ihnen alle Federn zu gleicher Zeit aus und damit auch viele, welche noch nicht vollſtändig ausgewachſen waren, was dann den Vögeln große Schmerzen und

Ein Zweikampf.

ſogar heftige Blutungen verurſachte und die federerzeugenden Eigenſchaften der Schwingen ſehr beeinträchtigte. Jetzt verfährt man rationeller und ſchneidet die vollkommen ausgebildeten Flügel- und Schwanzfedern mit einer ſcharfen Scheere tief am Kiel ab, wodurch der Vogel mehr geſchont wird und die abgeſchnittene Feder ſchneller und ſchöner wieder nachwächſt.

Man kann zwar in allen Teilen der Kapkolonie Strauße züchten, vielleicht mit Ausnahme der höheren, kalten, gebirgigen Tafelländer, allein ſie gedeihen am beſten auf den ausgedehnten Karru-Ebenen, welche ihre natürliche Heimat ſind. Man kann ſagen, daß alle Oertlichkeiten, auf welchen Merinoſchafe gedeihen, auch den Straußen am beſten zuſagen. Sie können jedoch das Waſſer nicht ganz ent-

behren, denn der Strauß iſt einer der wenigen Vögel, welche harnen, und ſie ſaufen reichlich, wenn ſie an Quellen und fließendes Waſſer gelangen. Ebenſo lieben ſie auch beſonders würzige Pflanzen, ſowie jene ſalz- und ſodahaltigen Gewächſe wie Meſembryanthemum, Salsola sala, Chenopodiaceen ꝛc., die in der Nähe der Meeresküſte wachſen, und deshalb werden auch die an der Küſte gezüchteten Jungen die ſchönſten und kräftigſten.

Wenn man eine Straußenfarm anlegen will, ſo muß man auf dieſe genannten Erforderniſſe im voraus bedacht nehmen und auf jeden Vogel, mit welchem die Farm beſetzt werden ſoll, mindeſtens 1 Hektar Flächenraum rechnen. Die Umzäunung einer ſolchen Area von 200—300 Hektar in einem verhältnismäßig holzarmen Lande erheiſcht daher von vornherein ein großes Anlagekapital, die Beſchaffenheit der Vögel ſelbſt kein kleineres; aber der Ertrag iſt trotzdem ein höchſt lohnender, ſo daß viele Koloniſten die wegen der auſtraliſchen Konkurrenz immer weniger lohnende Schafzucht aufgegeben, andere ſogar ausgedehnte Getreideländereien in Straußengehege verwandelt und ſich ganz auf Straußenzucht verlegt haben, vielleicht zum Nachteil der übrigen Landwirtſchaft der Kolonie, und noch immer werden große Kapitalien im Kapland in der Straußenzucht angelegt, welche verhältnismäßig nicht ſchwierig iſt. Man muß nur alle Jahre gewiſſe Strecken des run oder freien Laufs im Gehege mit Luzerne und anderen Futterpflanzen anbauen und dieſe Felder umzäunen und die Vögel davon abhalten, bis die Saat genügend herangewachſen iſt, um den Straußen zum Abweiden überlaſſen zu werden, denn wenn dieſelben über die junge Saat kämen, würden ſie dieſe mit der Wurzel herausreißen. Die Strauße ſind jedoch überaus zahm, mit Ausnahme der Brutzeit, und laſſen ſich leicht treiben. Ein paar Männer mit langen dornigen Akazienzweigen ſind imſtande, die ganze Herde von einem Ende des run zum andern zu treiben, ohne daß die Vögel widerſpenſtig werden. Im Gehege ſelbſt ſind die Strauße ſo zahm und vertraulich, daß ſie den Fremden ganz dicht herankommen laſſen, ohne ſich zu fürchten, daß ſie ihm aus der Hand freſſen und ihm ſogar die Knöpfe vom Rock abbeißen. Sie verſchlingen Gegenſtände von der Größe einer Orange mit Leichtigkeit und ohne zu kauen, und man kann, da die Speiſeröhre ſpiralförmig um den langen Hals des Straußes herumläuft, ganz leicht den Weg verfolgen, welchen der verſchluckte Gegenſtand nimmt. Mimoſen- und Akazienbäume werden oft von ihnen geſchält; haut man ihnen die Blätter der wild wachſenden Kaktus und Aloen ab, was man aus diätetiſchen Rückſichten oft thut, ſo freſſen ſie dieſelben gierig, d. h. ſie verſchlingen dieſelben wie auch die jungen Triebe und Samen ihrer Lieblingsgewächſe, ohne ſie zu kauen, und überlaſſen es ihrem ſprichwörtlich gewordenen guten Magen, die rohe Maſſe zu verdauen.

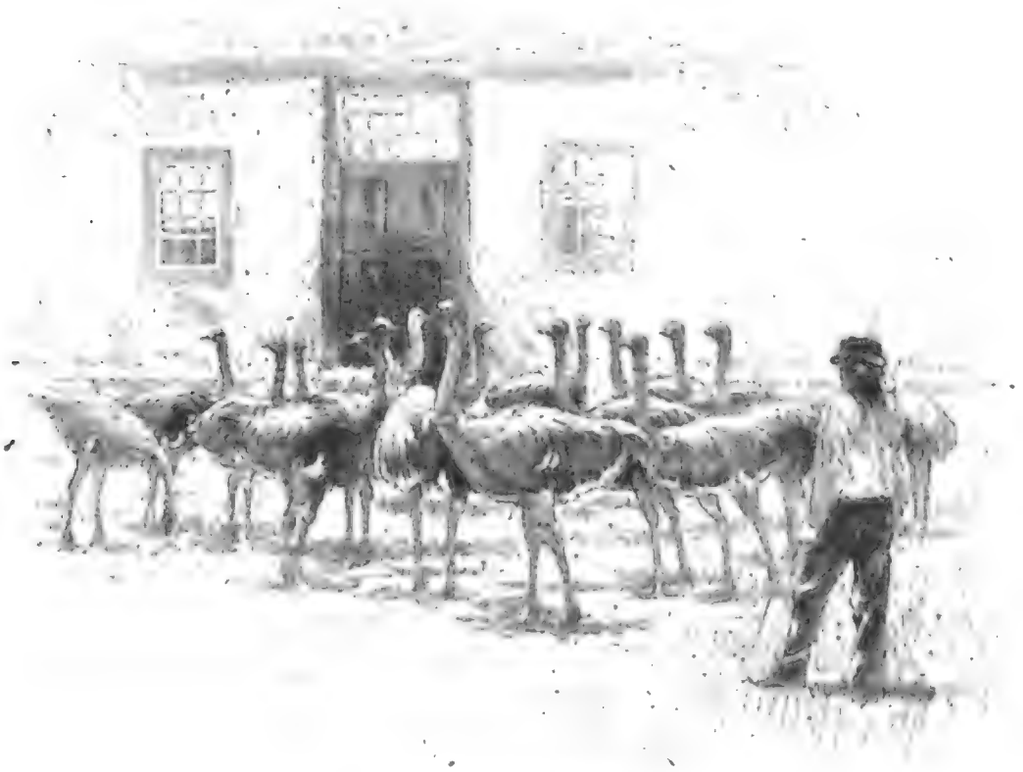
Bösartige oder tückiſche Vögel ſind unter ihnen ſelten, denn ungereizt iſt der Strauß ein harmloſes Geſchöpf, außer zur Paarungszeit und zur Brutzeit. Aber einer Henne das Gelege wegzunehmen, iſt immer mit einiger Gefahr verbunden. Wenn es nicht gelingt, das Paar von dem Neſte hinweg und aus dem ſpeciellen Gehege hinauszulocken, z. B. durch Futter, ſo müſſen einige Leute die beiden Vögel beſchäftigen und vom Neſte hinweg locken, während einige andere die Eier aus dem Neſte nehmen. Die beiden erſteren haben dann immer eine Art Zweikampf mit den Straußen zu beſtehen, der nicht ohne Gefahr für den Menſchen iſt. Der Wärter (meiſt ein Hottentotte oder Gricqua) muß ſich ſeiner einzigen Waffe, einer langen dornigen Akazien- oder Mimoſengerte, geſchickt bedienen, um den nackten Hals des Straußes, ſeine empfindlichſte Stelle, zu bedrohen und ſich den Vogel damit ſo weit vom Leibe zu halten, daß derſelbe ihn nicht durch Ausſchlagen des Beines treffen kann, wodurch er ihm leicht einen Arm oder ein Bein zerſchmettern würde.

Bekanntlich haben ſeit einigen Jahren unternehmende Engländer den eigentlichen afrikaniſchen und weſtaſiatiſchen Strauß auch nach Südamerika verpflanzt und in den Pampas am La Plata und in Patagonien zu acclimatiſieren verſucht, wo ja auch der etwas kleinere amerikaniſche Strauß oder Nandu (Struthio Rhea, Rhea americana) heimiſch iſt, deſſen Gefieder keine Schmuckfedern liefert. Dieſe Verſuche, den echten Strauß dort in Maſſe zu züchten, ſollen Erfolg verſprechen, allein bis zu welchem Umfang dieſelben gediehen ſind, darüber mangeln uns noch authentiſche Berichte.

Zum Schluſſe noch einige Worte über die Straußenfedern ſelbſt, auf deren Gewinnung die ganze Zucht abzielt. Die prächtigen weißen

Schmuckfedern, nach welchen die Damen in der ganzen Welt ſo lüſtern ſind, wachſen nur an den Enden der kurzen Schwingen der männlichen Vögel. Ein ausgewachſener und wohlbeſchaffener Vogel liefert alle acht bis neun Monate 20—40 derſelben und einige ſchwarze Federn ebenfalls von den Schwingen. Die Schwanzfedern ſind nicht ſo ſchön und darum auch nicht ſo wertvoll. Auch die Henne hat an den Flügelſpitzen ſchöne Federn, allein niemals von ganz reiner Farbe, ſondern meiſt gräulich oder mit Grau gefleckt und geſprenkelt, und diejenigen Schwingenfedern, welche beim Männchen ſchwarz ſind, ſind bei der Henne grau. Die „Hennenfedern“ werden minder teuer bezahlt. Von den langen Schmuckfedern gehen 120 bis 130 Stück auf ein Pfund; ſie werden immer nach dem Gewicht verkauft und auf den engliſchen Markt geſchickt, welcher die übrige Welt damit verſorgt. Die Verſendung geſchieht mittels ſorgfältiger Verpackung in Kiſten, worin die Federn glatt übereinander gelegt ſind, mit dazwiſchen geſtreutem Pfeffer- oder Tabakſtaub, um die Motten abzuhalten. Jede Kiſte iſt ſorgfältig in Sackleinwand eingenäht und auf mehreren Säumen und Nähten verſiegelt, um Betrügereien vorzubeugen. Das Sortieren der Federn nach dem Rupfen oder Abſchneiden iſt ein Geſchäft, welches bedeutende Sorgfalt und Uebung erfordert, damit die Federn den entſprechenden Erlös erzielen. Wie groß aber auch ſchon jetzt die Produktion an Straußenfedern in der Kapkolonie iſt, ſo ſind die Preiſe doch noch nicht zurückgegangen und der Abſatz ein ganz leichter.

Es gibt in allen Teilen der Kolonie Händler, welche die Straußenfedern jederzeit aufkaufen, und in allen größeren Städten der Kolonie werden regelmäßige Markttage abgehalten, an denen die Federn öffentlich verſteigert werden. Hier erſtehen die Großhändler ihren Bedarf und ſchicken denſelben gerade ſo, wie die Federn vom Vogel kommen und ohne alle Zurichtung, nach England, wo dieſelben nach ihrer Ankunft in die Hände derer wandern, welche ſie herrichten, reinigen, kräuſeln, nach dem Tagesgeſchmack färben u. dergl., woraus ein ganz intereſſanter Induſtriezweig geworden, wenn er vielleicht auch nicht ſo lohnend iſt wie die neu aufgekommene künſtliche Zucht der Strauße mit Abſicht auf die Gewinnung der Federn, welche wir als ein Kurioſum von neuer praktiſcher Ausbeutung der Naturkunde unſeren Leſern ſchildern wollten.



Eine Herde junger Strauße.

Die Madonna mit den Lilien.

Erzählung von A. Godin.

„Nun muß ich zur Bahn," sagte ein kleiner, behender Mann zu einem zweiten, der ihn um eine halbe Kopfeslänge überragte.

„Schon?" entgegnete dieser und zog die Uhr: „Wir haben Zeit vollauf, ich begleite dich."

Er nahm gleichfalls seinen Hut zur Hand und die jungen Männer wanderten plaudernd, gemächlich durch die sommerlich belaubten Anlagen.

„Schade daß du nicht bleiben kannst," sagte der Hochgewachsene. „Mir gefällt es hier, doch weiß ich im voraus, daß ich während dieser müßigen Wochen viele Grillen fangen werde. Etliche tausende davon hättest du mir verscheucht."

„Du? Grillen? Warum nicht gar! Du bist dein Lebtag ein Glückspilz gewesen, mit dem ich jeden Augenblick tauschen möchte."

„Auch jetzt?"

„Gerade jetzt! Mein Gott, du bist ja nicht krank, Robert, nur müde, ein bißchen aufgebraucht durch zu viel Leben. Und welches Leben! wenn ich dich für beneidenswert erkläre, so hege ich ja deshalb nicht schnöden Neid, wir gönnen dir alle, was dir geworden, es ist an den rechten Mann gekommen. Glück war aber auch dabei! Auf dem angenehmen Umwege eines Stipendiums für Italien in gelehrte Hände zu fallen und den interessantesten Sommer in Griechenland erleben zu dürfen, ist ein Glück!"

„Das ich mit meiner Gesundheit bezahle."

„La, la! so schlimm ist es nicht. Du hast dich überarbeitet, zu anhaltend gezeichnet, die Hitze dazu — das hat dein Nervensystem momentan beunruhigt, sechs Wochen Seebäder und alles kommt in Ordnung. Du bist höheren Ortes famos angeschrieben, zum Winter wird man eine schöne Baumeisterstelle für dich parat halten, es fehlt dir ja nicht an Gönnern und Freunden. Ganz gewiß wirst du in W. placiert und bekommst eine interessante Aufgabe nach der anderen. Und dein gegenwärtiges Schicksal ist auch nicht zu verschmähen. Hier lebt sich's köstlich — welche Luft! und wie viele hübsche Gesichter sind uns seit gestern schon begegnet. Mit solchem Material wüßt' ich sechs müßige Wochen vortrefflich auszufüllen, und nun solch ein bildschöner Kerl wie du!"

Er hob seinen buschigen Kopf mit der gescheiten Mause-Physiognomie und musterte den Freund diesmal wirklich mit etwas neidischem Blick von oben bis unten. „Von alters her sind dir überall die Mädels nachgelaufen!"

Robert zuckte die Achseln. „Unsinn! den Fall aber angenommen, hättest du, werter Hans, irgend ein Vergnügen an Mädels, die mit ihrem Herzchen auf dem Präsentierteller dir nachspazierten?"

„O ja!" sagte Hans innig. „Großes Vergnügen; leider thun sie's nur nicht. Du bist ein kalter Fisch, aber gib acht, dein Stündlein wird auch noch schlagen."

Der Schöne gab keine Antwort; seine Augen folgten einer Gestalt, die eben, aus dem Wäldchen kommend, dessen Fortsetzung die Anlagen bildeten, quer über den Weg geschritten war und die Richtung nach dem Strande einhielt. Eine hohe Figur, die durch einen weiten, dunkelblauen Radmantel verhüllt war. Ein weißes, leicht über den Kopf geworfenes Spitzentuch, dessen Enden sich unter dem Kinn verknüpften, verbarg das Haar beinahe vollständig. Nur das schmale Gesicht blieb frei. Die schlanke, unbekleidete Hand umschloß zwei hohe Lilienstengel, die sie in derselben unverrückt aufrechten Linie erhielt, welche auch die langsam schreitende Gestalt zeichnete. Als sie bereits verschwunden war, erfüllte der feine Blumenodem noch die Luft.

„Du bist zerstreut, Robert," sagte der Kleine, welcher ununterbrochen weitergeschwatzt hatte, während die Gefährten den Hügel erstiegen, der zum Bahnhofe führte; „woran denkst du?"

„Dieſe Frau hat mich ganz merkwürdig an eine Madonna aus meiner Kinderzeit erinnert —“

„Eine ſchwarze Madonna!“ lachte Hans. „Du haſt doch ſonſt ſcharfe Augen im Kopfe; wenn du die Blaue meinſt, welche vorhin wie ein umgekehrtes Ausrufungszeichen an uns vorbeiſtelzte, ſo mache ich deiner Phantaſie mein Kompliment. Die — eine Madonna! mir iſt ſie auch aufgefallen, durch ihren Mulattenteint und ihre Häßlichkeit.“

„Es iſt doch nicht anders,“ ſagte Robert heiter. „Daheim in meinem Geburtsörtchen ſteht eine kleine Kirche auf dem ſogenannten Berg — ein Maulwurfshügel natürlich. Die Mutter ging gern dorthin beten, und es war mein Höchſtes, mitgenommen zu werden. Da gab es Gold und Farben vollauf, und der Zopfſtil mit den bemalten Engelsköpfen, die allerwärts zwiſchen vergoldeten Flügeln herunterſchauten, war mir damals gerade recht. Ueber dem Altar hing ein Muttergottesbild, vor dem immer zwei Kerzen brannten. Ich ſeh' es noch, und eben ſah ich es wieder. Das trug Lilien gerade ſo vor ſich her, im blauen Mantel, mit dem Schleiertuch auf dem Kopf.“

„Hm!“ machte Hans, „über Geſchmack ſollten Architekt und Maler eigentlich nicht ſtreiten! meine Augen proteſtieren aber gegen deine Heilige. Zum Glück iſt ſie reichlich majorenn, und ſo hat es wenigſtens keine Gefahr. Ade nun, alter Freund, werde friſch und laſſe bald von dir hören!“

Robert Haag ſchlenderte ruhig dem Kurhauſe zu, deſſen Mittagsſtunde nahe war, und wohin er nach Tiſch aus dem Gaſthofe, der die Reiſegefährten für eine Nacht aufgenommen, für die Dauer ſeiner Kurzeit überſiedelte. Die wenigen geräumigen Gelaſſe des Hauſes waren bereits vergeben; der junge Baumeiſter hatte deshalb zwei der nach dem Balkon mündenden Zimmerchen in Beſchlag genommen, wozu der ſchöne Ausblick nach der Oſtſee ihn verführte. Als er ſich aber nun wirklich in den winzigen, kajütenartigen Räumen einrichtete, überkam ihn Reue, nicht lieber eine Privatwohnung bezogen zu haben. Freilich bedurfte er des Raumes einzig für ſeine Perſon; Bücher und Zeichnungsmappen, von denen er ſich ſonſt auch auf Reiſen nie gänzlich trennte, ſtanden diesmal auf dem Index des Arztes.

Etwas ermüdet von dem Surren vieler Stimmen am Mittagstiſche, die ihm an das Ohr gedrungen waren, ohne daß ihn auch nur eine der dazu gehörigen Phyſiognomieen intereſſiert hätte — etwas gelangweilt, ſtreckte er ſich auf das harte Sofa ſeines ſechs Quadratlängen und vier Quadratbreiten meſſenden „Salons“, ergab ſich einem tröſtlichen Mittagsſchläfchen, träumte von Rom, und rettete ſich ſpäter vor dem im Kurgarten ſchmetternden Konzert durch eine Rekognoscierung der Landſchaft. Ziemlich ſpät, ſchlafmüde, und mit der Abſicht, keinesfalls länger im Hauſe zu bleiben als während der bereits abgeſchloſſenen Mietszeit, kehrt er in ſeine Kabine zurück.

Als er am nächſten Morgen ausgeſchlafen hatte, ſtand der Barometer ſeiner Laune bedeutend höher und zeigte ebenſo gutes Wetter als die Sonne, welche die Welt heute überblitzte. Raſch begab er ſich nach dem Strande, nahm in der funkelnden, himmelblauen See ſein erſtes Bad und kehrte erfriſcht, zugleich hungrig zurück, um von einer aus ſeiner Klauſe wirbelnden Staubwolke begrüßt zu werden. Himmel! hier kehrte man ſchon bei grauendem Morgen. Eben war er im Begriff, ſich hinab in den Speiſeſaal oder auf die Veranda zu flüchten, als der dienende Geiſt ihn frug, ob er den Kaffee auf dem Balkon ſerviert wünſche? Er warf einen flüchtigen Blick durch die weitgeöffnete Glasthür, ſah nur ſehr wenige der kleinen Tiſche draußen beſetzt und ſtimmte zu. Während er auf ſein Frühſtück wartete und dann und wann einen Blick in die mitgebrachte Zeitſchrift warf, überſchaute er den, um die ganze erſte Etage des Hauſes laufenden Balkon. Vor jedem der, nach Anzahl der Thüren zu ſchließen, zahlreichen Zimmer ſtand ein rundes Tiſchchen, mit der uniformroten Frühſtücksdecke verſehen. Die Glasthüren, welche zu dieſem gemeinſchaftlichen Balkon führten, waren weniger uniform; auf den erſten Blick ließ ſich erkennen, hinter welchen derſelben eine Dame noch ihr ſchlummermüdes Haupt barg; nicht die gewöhnlichen Gaſthofverräter, zierliche Stiefelchen, ſondern noch viel Zierlicheres gab das Erkennungszeichen: vor den betreffenden Fenſtern ſtanden nämlich in mehr oder minder primitiven Gefäßen friſche Blumen, welche für die Nacht aus den Schlafzimmern verbannt worden.

Während Robert Haag dieſe Beobachtung machte, wehte ihm der Frühwind mit einemmal würzigen Duft zu. Er wandte den Kopf und ſah etwas hinter ſich, vor dem zweitnächſten

Digitized by Google

Fenster, ein paar hohe Lilienstengel in einem henkellosen Bunzlauer Kaffeetopfe stehen. Neugierig behielt er nun diese Thür im Auge; umsonst, sie that sich nicht auf und bald zog Robert vor, sich dem leuchtenden Bilde zuzuwenden, das Meer und Strand boten. Fern ragte der Leuchtturm, wie mit feinem Pinsel gezeichnet, in die blaue Luft. Segelschiffe schwammen wie goldene Punkte auf dem windstillen Wasser, drunten im grünüberschatteten Garten tauchten einzelne Gestalten auf und verschwanden wieder. Ein leises Klirren genügte jedoch, dem Kopf des Baumeisters eine andere Richtung zu geben. Erraten! an dem Tischchen dort, auf welches die Aufwärterin eben ihr Theebrett niederstellte, saß die von Lilien unzertrennliche Gestalt, heute wie gestern vom blauen Mantel umhüllt, mit dem weißen Schleiertuch über dem Kopf.

Der junge Mann veränderte unmerklich seine Stellung ein wenig, nahm sein Journal als Schild vor das Gesicht, und blinzelte darüber hinweg. Ganz unnötige Vorsicht; die Dame nahm so wenig Notiz von ihm, als von den übrigen Personen, die nach und nach einzeln hier oben auftauchten. Auch sie las, während sie langsam ihr Frühstück genoß; da sie aber kein großes Blatt, sondern nur ein kleines Buch in den Händen hielt, konnte Robert sie ungehindert betrachten.

Hans hatte recht; diese Frau war weder jung noch schön, sie konnte sogar auf das gegenteilige Prädikat Anspruch machen, um so mehr, als ihre Bewegungen auch nicht eine Spur von Anmut verrieten. Trotzdem betrachtete Robert sie mit unvermindertem Interesse; auch ohne Lilien in den Händen glich sie dem schlichten, dunkeln Bildwerke, das er so getreulich im Sinn behalten hatte. Die außerordentliche Ruhe ihrer Haltung erhöhte ihm die Illusion. Alte Zeiten, längst übermalt von farbenbunteren Gebilden, stiegen in seiner Erinnerung auf. Die Mutter, das heimatliche Landstädtchen, die fröhliche Kindes- und Knabenzeit! ein Hang ergriff ihn, dort wieder einmal hinzukommen, eine sonderbare Sehnsucht, die er im nächsten Moment selbst belächelte. Fast im gleichen Augenblick hob sich auch seine Illusion auf. Die Dame streifte mit einer ihrer gelassenen Bewegungen das Tuch vom Kopfe, der ihm nun, von dieser Umrahmung frei, ganz fremd und wenig anziehend erschien. Die Züge des länglichen Gesichtes waren nicht unregelmäßig, aber reizlos, und die einzige Schönheit, welche diesem Kopfe eigen: reiches braunes Haar, war so unvorteilhaft als möglich verwertet; mit puritanischer Schlichtheit fest um das Haupt gelegt, trug es nichts dazu bei, die allzu hohe Stirne zu beschatten.

Enttäuscht wandte sich Robert zu seiner Lektüre zurück, beendete den begonnenen Artikel, trat dann einen Moment in sein Zimmer, sich Cigarren zu holen, und kam, als er seinen Platz wieder einnehmen wollte, eben recht, um seine Zeitschrift auf Flügeln des Windes der blauen Dame zuflattern zu sehen.

Sie hatte sich danach gebückt, ehe er heran war, hielt die Broschüre in der Hand und warf einen Blick darauf. Als er mit leichter Verbeugung vor ihr stand, sah sie auf und sagte etwas zögernd, mit wohlklingender, entschieden norddeutsch accentuierter Stimme:

„Wenn es nicht allzu unbescheiden erscheint, möchte ich bitten, dies Journal einen Augenblick zurückbehalten zu dürfen."

„Mit Vergnügen, gnädige Frau. Nur ist es leider eine alte Nummer. Ich erwarte erst Nachsendung."

„Wie ich eben bemerkte, enthält diese Nummer einen Artikel, auf den ich brieflich aufmerksam gemacht wurde, und der mich interessiert," sagte sie. „Das Blatt ist hier nicht zugänglich."

Robert zog sich nach ein paar zustimmenden Worten an seinen Tisch zurück. Nun hatte er das Bild ganz in der Nähe gesehen; es war in der That häßlich. Und doch gab es etwas in diesem Gesicht, was bei ihm zurückblieb. Nie zuvor war ihm bei einer Frau ein Blick so voll Ruhe und Verstand begegnet. Die klaren, nußbraunen Augen weckten den Wunsch nach Bekanntschaft mit dem Geiste, der daraus hervorblickte. Robert beschloß, den Zufall dieser Anknüpfung nicht unbenutzt zu lassen und sich gelegentlich zu überzeugen, ob die Rede dem gar klugen Blick entsprechen würde. Daß die Fremde auf den Artikel gespannt war, dessen sie gedacht, verdarb nichts an den wenigen Worten, die er von ihr gehört; der Aufsatz, dessen Ueberschrift ihr Blick gestreift, während sie sprach, war von seiner eigenen Feder, eine gedrängte Darstellung der in Athen verlebten Zeit, die er im Anschluß an einen von der Regierung zum Zweck archäologischer Untersuchungen entsendeten Gelehrten reich ausgenutzt hatte.

Die Dame verschwand bald hinter ihrer Glasthüre und kam nicht mehr zum Vorschein.

Nach einer halben Stunde etwa überbrachte ihm die Aufwärterin ſein Journal mit der Ausrichtung: „Fräulein Böhm ließe danken.“ Er wunderte ſich; anmutlos wie die Erſcheinung war, trug ſie doch nichts Altjüngferliches an ſich. Weder bei Tiſch noch gegen Abend am Strande oder auf dem Stege, wo die Kurgäſte des kleinen Badeortes faſt unvermeidlich einander ſtreiften, war eine Spur des blauen Mantels zu ſehen. Am folgenden Morgen ſaß aber das Fräulein zeitig am Frühſtückstiſch, heute ohne Hülle, in einfachem grauem Kleide, deſſen Schnitt zwar der herrſchenden knappen Mode nicht entſprach, ihrer etwas hageren, doch gutgebildeten Geſtalt aber zum Vorteil gereichte. Robert grüßte und erhielt eine leichte Kopfbewegung zum Dank. Er hätte die Nachbarin gerne angeſprochen, doch fehlte es dazu an Gelegenheit. Wäre der Artikel, den ſie geleſen, nicht von ihm ſelbſt geweſen, ſo hätte ſich fragen laſſen, wie derſelbe ihr gefallen. Sein Name ſtand ſeit geſtern Abend im Fremdenbuch, konnte ihr möglicherweiſe bekannt geworden ſein, da erſchien es ihm nicht am Platze, ohne weiteres an die vom Winde eingeleitete Blätterbekanntſchaft anzuknüpfen. Ueberdies ſchien das Fräulein ganz in ihr kleines Buch vertieft. Im Laufe des Tages traf der junge Mann Bekannte, ließ ſich zum Ausfluge nach einer ſchönen fürſtbiſchöflichen Parkanlage und zum gemeinſchaftlichen Abendeſſen im Kurgarten bereden, wovon er angeregt heimkehrte, durch eine ſchlafloſe Nacht und große Abſpannung des nächſten Morgens aber fühlbar an das ärztliche Gebot erinnert wurde, ſich ganz ſtille zu verhalten. Die Melancholie, welche den erſten Eindrücken des Ortswechſels, der friſchen Seeluft momentan gewichen war, bemächtigte ſich plötzlich wieder ſeiner Stimmung. Das thätige, lebhafte, an ſtete Regſamkeit gewöhnte Naturell empfand den Kontraſt zwiſchen einer, noch ganz nahe liegenden, mit Arbeit und Intereſſe aller Art überfüllten Vergangenheit und der gebundenen Gegenwart ſo ſcharf, daß er, wie ſchon in mancher ähnlichen ſchweren Stunde, an Herſtellung ſeiner erſchütterten Kräfte nicht zu glauben vermochte, noch weniger ſich zur Reſignation hinauf- oder hinabzuſtimmen geneigt war. Es gibt nichts Bedrückenderes, als ſich zugleich in zu ſtarken und zu ſchwachen Kräften zu fühlen — neben vielem, was da iſt, alles zu erkennen, was fehlt, um den ganzen, vollen Menſchen in ſein Gleichgewicht, ſein unentbehrliches Lebensbewußtſein zu verſetzen. Dieſe Schwere laſtete jetzt um ſo drückender auf Robert Haag, als ihm bisher nur Erwünſchtes zuteil geworden war. Eine glücklicher beanlagte Natur konnte es nicht geben. Offenen, empfänglichen Geiſtes, künſtleriſch in allem, was den Geſchmack, im höchſten Sinne, anging, dabei von gemäßigtem Temperamente, befriedigte ihn das Leben wie ſein Beruf. Als ihm unverhoffte Gelegenheit ward, Rom und Athen zu ſehen, fühlte er ſich hoch beglückt.

Wo blieb nun aber dieſe leuchtende Sonne Italiens und Griechenlands, in deren Glanz alle Künſte ihn begrüßt hatten? Die Mäßigung, womit er ſonſt alles Genießen ergriff, war ihm dort abhanden gekommen; ein ſolcher Taumel der Schönheit hatte ihn ergriffen, daß er die Kunſt nicht mehr als ein für die Welt Geſchaffenes, ſondern Welt und Menſchen als für die Kunſt geſchaffen betrachtete und ſich ſelbſt mit all ſeinem Leben in dieſe Liebe zu den Künſten hineinſtürzte. Die lang ausgedehnten Tage, ein guter Teil ſeiner Nächte füllten ſich mit unabläſſiger Arbeit, oder ebenſo unabläſſigem Schauen und Genießen.

Die Reaktion blieb nicht aus. Es dauerte geraume Zeit, bis ſeine Jugend ſich und anderen zugab, daß ihm plötzlich die Herrſchaft über ſeine Leiſtungskräfte abhanden gekommen war, und der Körper ſich nicht mehr durch den Willen bezwingen ließ. Er wehrte ſich davor, ſolchen Bankerott überhaupt nur zu begreifen — in Stunden, gleich den heutigen gab er ſich nicht nur das zu, ſondern gab ſogar ſeine Zukunft auf.

Der Abend dieſes ſchwermütigen Tages brachte ihm mit anderem Poſteingang ein neues Heft der Zeitſchrift, deren Mitarbeiter er war — geweſen war, ſagte er ſich heute. Er dachte einen Moment daran, es ſeiner Zimmernachbarin hinüber zu ſchicken, unterließ das, ſchalt ſich aber ſelbſt unfreundlich, als er die Einſame am nächſten Morgen ſitzen ſah, und näherte ſich ihr, nachdem beiderſeits das Frühſtücksgeſchäft abgethan war, mit dem Journal in der Hand. Sie dankte einfach, erwähnte, daß man ihr inzwiſchen ſeinen Namen genannt und frug, ob ſie wirklich den Verfaſſer jenes Aufſatzes vor ſich ſehe. Ein treffendes Wort über dieſe Arbeit, welches ſie ſeiner zuſtimmenden Verbeugung folgen ließ, regte ihn zur Erwiderung an, er bat um Erlaubnis, ſich einen Augenblick bei ihr niederlaſſen zu dürfen, und nach wenigen Minuten war ein ihn ſehr intereſſierendes Geſpräch im Gange.

Als er sich nach einer Stunde empfahl, sagte er sich mit einer gewissen Befriedigung, daß der erste Eindruck, welcher diese Persönlichkeit für ihn aus der Masse der Erscheinungen herausgehoben, ihn doch nicht getäuscht habe, und nahm sich vor, eine Bekanntschaft zu pflegen, welche ihm gerade das versprach, dessen er jetzt bedurfte: sinniges Gespräch. Fräulein Böhm kam dieser Absicht zwar nicht entgegen, erschwerte sie aber auch nicht. Jeder Morgen fand das äußerlich so ungleiche, geistig vielfach verwandte Paar in regem Austausch der Meinungen, wobei so ziemlich alle Fragen der Menschheit zur Sprache kamen, und Robert staunte immer von neuem über die Natur des Geistes, den er allmählich näher kennen lernte. Ohne damit einer Absicht zu folgen, hatte er bisher im Gespräch mit Frauen meist nur mittelmäßige Gedanken ausgegeben, und sich die ausgesuchteren für den Verkehr mit Männern oder für seinen Schreibtisch aufgespart. Dies geschah durchaus nicht aus Geringschätzung, nur hatte ihn seine Erfahrung gelehrt, daß die Frauen durchschnittlich mehr von dem sprechen, was vorgeht, als von dem, was wirklich ist. Mit der Freude, welche jeder unverhoffte geistige Gewinn weckt, fand er bei der neuen Bekannten die Möglichkeit, sich über alles Angeregte frei äußern zu können, was nur da thunlich ist, wo man hoffen kann, verstanden zu werden. Sie mußte eine gründliche, ungewöhnlich umfassende Bildung genossen haben, sagte aber nie, was sie wußte, sondern immer nur das, was sie dachte, und fesselte seinen Geist namentlich dadurch, daß sie ihr eigentümliches Naturell unversehrt von alledem zu bewahren gewußt, was weiblichen Begriffen so vielfach verkehrt eingeimpft zu werden pflegt. Keine Spur dabei von irgend einer nicht weiblichen Verstandesoberherrlichkeit. Es konnte keine einfachere Art geben sich zu äußern, während sie mit einer Aufmerksamkeit zu hören verstand, welche die Gedanken des anderen blühen und reifen ließ.

Dieser Verkehr ward rasch zur Gewohnheit und beschränkte sich nicht bloß auf die frühen Morgenstunden, sondern führte die neuen Bekannten mit oder ohne Verabredung zu mancher Strand- oder Waldpromenade zusammen, wobei denn auch im Laufe der Tage Persönliches zur Sprache kam. Franziska Böhm stand allein und verschwieg nicht, daß sie zuweilen schwer an diesem Zustande trage. Sie hatte eine Reihe von Jahren hindurch in tiefer Zurückgezogenheit mit ihrem Vater verlebt, der, ein Gelehrter und Sonderling, von Welt- und Menschenverkehr nichts wissen mochte, philosophische Schriften verfaßte, welche er nie dem Druck übergab und die Tochter zur Gefährtin seiner Studien und seiner Einsamkeit heranzog. Es war ihm gelungen, sie in seiner geistigen Region heimisch zu machen, während sie sich doch seiner etwas Timonischen Lebensauffassung nicht anschloß. Der Einfluß einer milden, liebenswürdigen Mutter, welche das Mädchen nach ihrer Weise bildete, wirkte nach, obgleich Franziska diese Mutter bereits in ihrem sechzehnten Jahre verloren hatte. Durch die Grillen des Vaters später von Frauenumgang fast gänzlich geschieden, hatte sich keine Form weiblicher Anmut, die zuweilen Naturgabe, sehr oft aber auch Gewöhnung ist, bei ihr entwickelt — ein Mangel, dessen sie sich kaum je bewußt ward, so lange der Vater, der ihrem Geist und Herzen volle Nahrung gab, an ihrer Seite blieb. Seit sein Tod sie allein gelassen, empfand sie erst, daß sie nach Art und Wesen von anderen ihres Geschlechts sehr verschieden war. Die namenlose Verödung des Lebens, welche in diesem Maße, dieser Art nur das Weib empfindet, dem mit Aufhören einer Hingabe und Fürsorge an die Nächsten zugleich der feste Kern aus dem Leben geschält wird, hatten Franziska einige Zeit nach dem vor etwa zwei Jahren erlebten Verlust dazu bewogen, sich Verwandten anzuschließen, in deren Hause sie hoffte nützen zu können. Sie war in Führung häuslicher Geschäfte geübt und wohlerfahren, da ihres Vaters Philosophie durchaus keine Diogenes-Färbung hatte, er im Gegenteil gewisse Komfort-Ansprüche machte, welche bei ziemlich beschränkten Mitteln zu befriedigen, für Frau und Tochter ein Studium und aufmerksame Praxis erforderte. Trotz dieser Eigenschaft, trotz einer persönlichen Anspruchslosigkeit, die sich nie verleugnete, wußten aber die Menschen, in deren Kreis sie trat, nichts mit ihr anzufangen. Der ihr anhaftende Ruf einer „gelehrten Frau," eine gewisse Weltunläufigkeit, ihr schlichter Stolz, der sich gern freiwillig unterwarf, aber keinem Druck fügte, schufen zwischen ihr und den Hausgenossen eine Kluft, welche sich schwer überbrücken ließ. Franziska löste endlich die Verbindung und beschloß, ihre Selbständigkeit nicht mehr aufzugeben. Noch etwas unschlüssig, in welcher Weise sie ihre geistigen und materiellen

Mittel verwenden wolle, da nur ein geringes Kapital ihr zur Verfügung ſtand, ſie alſo auf Erweiterung ihrer Exiſtenzmittel bedacht ſein mußte, war ſie zunächſt für einige Wochen in das Seebad gegangen, wo ſie vor Jahren mit den Eltern einen unvergeſſenen Sommer verlebt hatte, und ſich nun, nach mancherlei Unerfreulichem, erſt in volles Stimmungsgleichgewicht verſetzen wollte, ehe ſie ihrer Zukunft feſte Form gab.

Nicht in ſolchem Zuſammenhange, dennoch überſichtlich genug, ward Robert nach und nach mit dieſem Lebensbilde der Freundin bekannt, die ihn mit der ihr eigenen Ruhe nach ſeiner Anſicht über die Weitergeſtaltung ihrer Zukunft befrug. Er riet von jeder Lehrthätigkeit ab und ſchlug ihr vor, ihre Kenntnis fremder Sprachen zur Ueberſetzung wiſſenſchaftlicher Arbeiten zu verwerten, für welche nicht, wie bei der Belletriſtik, ſo viele unfähige Kräfte Verwendung fänden, und erbot ſich, ihr dafür die Wege zu ebnen — ein Vorſchlag, auf welchen ſie um ſo lieber einging, als er ihr möglich machte, in der Zurückgezogenheit zu leben, welche ihr zur zweiten Natur geworden.

Die Zeit, welche Franziska hier zubringen wollte, lief früher ab, als Roberts Kurzeit, und er ſah die Gefährtin ſo vieler inhaltsreicher Stunden mit lebhaftem Bedauern ſcheiden. Die getroffene Verabredung ſtellte ſelbſtverſtändlich eine Korreſpondenz in Ausſicht; Franziska, welche nach ihrem früheren Wohnorte zurückkehrte, wo ſie den Hausrat des Vaters untergebracht, da ihr ſelbſt der unternommene Anſchluß an jene Familie als Verſuch, nicht als Lebensentſchluß gegolten, verſprach gern, Nachricht von ſich zu geben. Mit herzlichem Händedruck ſchieden beide als Freunde.

* * *

Der Herbſt rückte vor; ſchon herrſchte die Lampe über den Abend. Da heute ein Regentag doppelt frühe Dämmerung gebracht, hatte Franziska die Rouleaus ihres Wohnzimmers ſchon zeitig niedergelaſſen. Das weiße Licht der Hängelampe fiel auf den runden Tiſch und beleuchtete die lachenden Geſichter zweier hübſchen Mädchen, welche bei „Fräulein Fränzchen“ zum Thee geladen waren. Trotz aller Abwehr beſtanden die jungen Töchter ihrer Hauswirtin darauf, Franziska dieſen Schmeichelnamen zu geben, der ihr nach ihrer eigenen Anſicht ſo gar nicht zu Geſichte ſtand. Und doch ſah dies Geſicht gerade jetzt wirklich um vieles heller, alſo in gewiſſem Sinne jugendlicher aus, als an dem Tage, wo es Lilien vor ſich hertrug. Aeußerlich war an der ſchlichten Erſcheinung durchaus nichts verändert; puritaniſch einfach, mit derſelben unkleidſamen Haartracht ſaß ſie der fröhlichen Jugend gegenüber, die eben einen Feldzug gerade gegen dieſe Anordnung des Haares eröffnet hatte.

„Fräulein Fränzchen, ich *muß* Sie einmal friſieren dürfen! Seit ich Sie neulich mit offenem Haar überrumpelte, läßt es mir keine Ruhe mehr! es iſt eine Sünde, wie Sie dieſe Pracht zuſammendrehen!“ ſagte die Blonde.

„Pracht iſt gut — auf eine ſo prächtige Perſon angewendet,“ nickte Franziska.

„Emmy hat aber recht!“ verſicherte die zweite Haustochter. „Sie ſind ja immer ſo lieb und gut mit uns, Fräulein Fränzchen, thun Sie uns den Willen, ja? laſſen Sie ſich heute abend gleich einmal von Emmy friſieren, die verſteht's, und Sie ſollen ſchon ſehen, wie vorteilhaft ſie das ordnet.“

„Dann, wenn ſie fertig ſein wird, ſetze ich mir zur Zierde die ſchwarze Hauskatze auf den Kopf! Ihr ſeid nicht bei Troſt, Kinder! Erzählt mir lieber von eurer geſtrigen Landpartie und beſchreibt mir alle Abenteuer, die das Donnerwetter im Walde zur Folge gehabt haben muß.“

Doch, Franziska war verändert! Wie Streiflichter der Sonne eine farbloſe Landſchaft beleuchten, waren ihrem Leben ſeit kurzem neue Freuden und Intereſſen aufgegangen, die Licht in ihre nur an Ernſt gewöhnte Seele warfen und ihr die Welt durch ein Prisma zeigten, das ſie nie gekannt. Ihr liebreiches, anſchlußbedürftiges Naturell, das ſie ihrem Vater gegenüber ſtets im Ausdruck hatte beherrſchen müſſen, ihre angeborene Menſchenfreundlichkeit durften zu Worte kommen, ſeit ſie zum erſtenmal in eigener Häuslichkeit frei ſtand. Während die langgewohnte Zurückgezogenheit ſie von jeder Initiative auch jetzt noch abhielt, erfaßte ſie doch bereitwillig und mit Wärme alles, was an ſie herantrat. Daß friſche Jugend ſich ihr anzuſchließen begehrte, erſchien ihr wie eine beſondere Schickſalsgunſt; des ſtillen Reizes, der von ihrer harmoniſchen Häuslichkeit, ihrem Talent ausging, jeden in ſeiner eigenſten Sprache zu Worte kommen zu laſſen, war ſie ſich nicht bewußt. Während die jungen Mädchen inſtinktiv empfanden, daß ſie

nicht nur für alle ihre Angelegenheiten und Anliegen bei Fräulein Fränzchen eine Heimat fanden, sondern auch stets in irgend einer Weise bereichert von ihr gingen, war es dieser, die nie an sich oder anderen so recht erfahren hatte, was Jugend sei, als käme sie erst auf die Welt, diesen offenen, so köstlich unwissenden Kindern gegenüber. Beschäftigung, welche sie interessierte, füllte ihre Zeit anregend aus und verschaffte ihr zugleich eine, für ihre geringen Bedürfnisse fast Wohlstand zu nennende Sorgenfreiheit der äußeren Existenz. Robert Haag hatte Wort gehalten; seinen Verbindungen gelang es unschwer, zu erreichen, was er für die Freundin im Sinne trug, und da sie Ausgezeichnetes leistete, folgten dem ersten Auftrage, der ihr geworden, sofort neue Anerbietungen. Ihr, bisher meist auf abstrakte Fragen gerichteter Geist empfing durch interessante Werke, deren Uebertragung ihr anvertraut wurde, frische Nahrung, während die Korrespondenz mit Robert sie in die schöne, heitere Welt der Künste blicken ließ. Dieser Briefwechsel hatte sich rasch zu einem regelmäßigen ausgebildet. Jede Woche brachte einen der geist- und lebensvollen Briefe des Architekten und regte zu unmittelbaren Antworten an, welche ebensosehr zum Inhalt des gegenwärtigen Lebens Franziskas gehörten, als der Empfang seiner Mitteilungen.

Während der Monate, die zwischen jetzt und dem persönlichen Zusammentreffen mit Robert lagen, hatte sich für diesen vieles verändert und günstig gestaltet. Sein herrlicher Organismus erholte sich rascher, als selbst der Arzt gehofft, von der erlittenen Erschütterung; im Besitz seiner alten Elasticität hatte er den Kurort verlassen und sich nach W. begeben, um sich dort um eine Stellung zu bewerben, die ihm um so sicherer in günstiger Aussicht stand, als sein glänzend bestandenes Baumeisterexamen bereits hinter ihm lag, ehe er für jene Expedition herangezogen worden war. Es handelte sich zunächst nur um die Frage, ob sich ihm ein Wirkungskreis in der Residenz oder in einer der Provinzial-Hauptstädte bieten würde. Jeder seiner Briefe trug neue Bilder und Gestalten in Franziskas Zelle. Der geistige Horizont, welcher sich ihr aufthat, schien sich ihr ins Unermeßliche zu erweitern. Zugleich erkannte ihre eigenste, ihre weibliche Seele, wie förderlich es innerem Gedeihen sei, von den Tagen etwas Köstliches erwarten und erhoffen zu dürfen. Als dies Köstliche galt ihr dieser rege, geistige Verkehr; ein Genügen, eine Befriedigung am Dasein erfüllte sie ganz. Kein Wunsch blieb übrig.

Während die jugendlichen Gäste Franziska all ihre Lebenslust vorzwitscherten, trat das Dienstmädchen mit einem Briefe ein, den das Fräulein nach flüchtigem Blick darauf uneröffnet in ihren Nähkorb legte. Er kam von Robert, war erwartet und sollte später in Ruhe gelesen werden. Erst als sich die Mädchen, nach einer Stunde etwa, entfernt hatten, der Tisch abgeräumt und keinerlei Störung mehr zu erwarten war, zog Franziska ihren Schatz hervor, im stillen vorausgespannt darauf, was ihr heute gezeigt, wodurch sie erfreut und gefesselt werden würde. Etwas enttäuscht sah sie nur eine Seite beschrieben. Sie las, und die Hand, welche das Blatt hielt, sank an ihr nieder. Diese wenigen Zeilen umschlossen nie geahnten Inhalt.

Liebe Freundin!

Gestern kam mir auf Privatwege die *heute* schon offiziell bestätigte Nachricht zu, daß ich hier zum Baumeister ernannt bin, eine Entscheidung, die sehr mit meinen Wünschen übereinstimmt. Ob ich meiner Zukunft aber wirklich froh werden soll, hängt von Ihnen ab. Wollen Sie mein Los teilen, liebe Franziska? Sie sind unter allen Frauen, die mir begegneten, die einzige, mit der ich mein Leben zubringen möchte. Unser Verkehr war von der Art, daß Sie mich hinreichend kennen gelernt; lassen Sie mich hoffen, daß ich Ihr Vertrauen gewonnen habe, und Sie sich mir nicht versagen!

Robert Haag.

Franziska saß unbeweglich, das Blatt auf den Knieen. Endlich erhob sie es, durchlas es von neuem, und dann noch einmal. Mit tiefem Seufzer fuhr sie sich über die Augen. Es war ja doch nicht möglich, daß diese Worte ihr galten! So vertraut die Schriftzüge, so unvertraut der Inhalt. Sie, um die sich niemals ein Mann anders bekümmert hatte, als wie etwa um einen guten Kameraden, die selbst nie auf den Gedanken gekommen war, für einen Mann das Weib zu sein — und dieser! Roberts Erscheinung trat vor sie hin, der edel getragene Kopf mit den männlich schönen, rein geschnittenen Zügen, die schlanke, anmutige Gestalt. Es hatte ihr so fern gelegen, sich ihm gegenüber als Weib zu empfinden, daß sie sich seiner harmonischen Bildung erfreut hatte, wie der Sonne, wie eines klar leuchtenden Tages. Und während sie ihn

ſowohl geiſtig, als in allem, was das Leben bedeutet, ſich überlegen gefühlt, war er ihr doch ſtets als der weit jüngere von ihnen beiden erſchienen, trotzdem ſie in demſelben Jahre mit ihm geboren war. Dieſer begehrte ſie zum Weibe! Sie, die ohne Jugend, ohne Schönheit, arm und allein in der Welt war.

Sie ſchloß die Augen, es war ihr in dieſem Moment, als wolle das Herz ihr ſtille ſtehen. Mitten durch das traumhafte Hindämmern, in das ſie verſank, lief es plötzlich über ſie hin wie Erſchütterung ihres ganzen Seins. Ein nie gekannter, ſüßer Tumult riß die ſtille Seele aus ihrem lebenslangen Ruhezuſtande in fremden Sturm. Die Gewalt war ſo übermächtig, daß ihr war, als müſſe ſie daran ſterben, und doch war, was ſie niederwarf, einzig das Leben! Unwillkürlich ſtand ſie auf, ſie mußte ſich regen und bewegen, ihr Fuß trug ſie hin und wieder, ſie merkte es nicht, tief atmend ging ſie endlich in ihr anſtoßendes Schlafzimmer, wo die Fenſter offen ſtanden, und blickte in das Dunkel hinaus. Es hatte aufgehört zu regnen, zwiſchen dem ziehenden Gewölk funkelten vereinzelte Sterne. Verwandelt erſchien ihr Himmel und Erde! Wie oft hatte ſie hier geſtanden und in hellfunkelnde Nächte hinausgeblickt, ſinnend, befriedigt, ohne andere Empfindung ihres Alleinſeins als die, daß Einſamkeit heiligſter Weltodem ſei. Jetzt empfand ſie plötzlich, wie tief vereinſamt ſie doch hingelebt ſeit langer Zeit, keinem eigen und notwendig, immer nur mit Dingen beſchäftigt, die ebenſogut hätten ungethan bleiben können. Schaffen, lieben, ſorgen dürfen über ſich hinaus — ja das allein heißt leben!

Als Franziska nach einer Zeit, für die es kein Maß gab, in ihr hell beleuchtetes Wohnzimmer zurückging, fiel ihr Blick ganz zufällig im Vorüberkommen auf den Spiegel. Sie fuhr zuſammen und ſtand plötzlich wie angewurzelt. Ihre Augen hatten nur einen Moment auf dem eigenen Bilde gehaftet, dann blieben ſie geſenkt, ſo unverrückt an den Teppich gebannt, als könnten ſie nie wieder von deſſen Arabeske loskommen. Eine Handbewegung, wie zur Abwehr, unterbrach allein die völlige Regungsloſigkeit Franziskas. Dann erhob ſie mit einemmal den Kopf und richtete einen feſten Blick auf ihr Spiegelbild.

Es war ſpät in der Nacht, als ſie ihr Lager aufſuchte. Auf ihrem Schreibtiſch lag ein bereits im Couvert verſchloſſener und geſiegelter Brief.

* * *

Unter allem Hausrat, den Franziska beſaß, hatte keiner je weniger Geltung gehabt, als der Spiegel. Als Dekorationsſtück der Wand, als Kontrolle der Ordnung an der perſönlichen Erſcheinung ward ihm ſein Hausrecht vergönnt; Zeit und Berückſichtigung, wie ſie dieſem Frauendiener ſonſt gewidmet wird, kam hier nicht auf ſein Teil. Seit dem Abend, welcher Franziska vor eine Lebensentſcheidung geſtellt, fand der gering geſchätzte Zimmergenoſſe ihr Bild aber täglich, und nicht im Fluge, in ſeinem Rahmen. Es war nicht das erhellte, verjüngte Bild, welches am Theetiſche die harmloſe Freude kindlichen Geplauders geteilt hatte — im Gegenteil! Kämpfe, welchen dieſen Zügen das Wohlthuendſte nahmen, das ihnen eigen war — den Ausdruck der Ruhe, hatten während der folgenden Woche dort ihre ſcharfe Spur eingegraben. Und doch ſchien das Auge, welches ſein eigenes Bild ſuchte, daran eine gewiſſe Befriedigung zu finden. Der verſtörte, gramvoll bittere Zug, womit Franziska ſich betrachtete, wich faſt jedesmal ſtillem Ausdruck der Feſtigkeit.

Ihre Tage ſpannen ſich in gewohnter Weiſe hin; ſie arbeitete und ihr lang geſchulter Geiſt zwang ſich die pflichtmäßige Konzentration ab, welche, ſobald man wirklich ernſthaft arbeitet, jede andere Fähigkeit dieſer einen dienſtbar macht. Dies konnte aber nicht verhindern, daß ſich trotz der redlichſten Mühen, trotz unabläſſiger Beſchäftigung eine Seelen-Langeweile ihrer bemächtigte, die ihr eine vollkommen fremde Erfahrung und deshalb doppelt deprimierend für ſie war. Was ſie auch vornehmen mochte, aſchgraue Dämmerung lag darauf. In den kurzen Ruhepauſen aber ergriff ſie eine wilde Sehnſucht nach Glück — ebenſo neu und nicht weniger quälend. Dann trat ſie vor den Spiegel.

Es war etwa acht Tage nach Empfang von Roberts Werbung und Abſendung ihrer Antwort, an einem hellen Oktobermorgen, als ſie eben wieder vor dieſem ſeltſamen Tröſter ihrer Schmerzen ſtand und ihr Bild mit einer Aufmerkſamkeit betrachtete, als wolle ſie es für eine Zeichnung fixieren. Da klopfte ein Finger an ihre Thüre, und als ſie ſich umwandte, trat auf ihr „Herein!“ Robert Haag in das Zimmer.

Franziska erſchrak ſo heftig, daß ihr die Stimme zur Begrüßung verſagte. Robert kam aber mit ausgeſtreckter Hand ganz unbefangen

auf sie zu, lächelte, warf einen Blick durch das Zimmer und sagte in seiner angenehmen Weise: „Wo setzen sich hier die Fremden?“

Mechanisch, noch immer sprachlos, ging Franziska zum Sofa hin, setzte sich willenlos nieder und sah ihren Gast an, wie aus dem Traum heraus.

Sein heiterer Blick wurde ernst, als er vor ihr Platz genommen und sein Gesicht ihr ganz nahe war.

„Sie haben mich ausgeschlagen, Franziska, unter dem Vorwande, ich hätte aus einer Illusion heraus um Sie geworben, könnte mich nicht mehr so auf Sie besinnen, wie Sie in Wirklichkeit wären — nicht wahr, so lautete der Satz ungefähr?“

Sie hatte sich gesammelt.

„Weshalb sind Sie gekommen?“ frug sie mit stillen Augen.

„Es war nahe daran, daß ich nicht kam,“ sagte Robert und faltete die Stirne. „Ihre Annahme, daß ich nach drei Monaten Zwischenraum nicht mehr wissen sollte, wem ich mein Leben anbot, war nicht schmeichelhaft. Ich hatte auf Ihr „Ja“ gehofft, aber nicht gerechnet. Da bin ich nun doch! Wenn Sie mir sagen, daß Sie Ihre Freiheit nicht aufgeben wollen, so habe ich nichts beizufügen — Ihr energisches „Nein“ hätte überhaupt ein für allemal genügt, wären nur Ihre Gründe etwas besser gewesen.“

Sie blickte ihn fest an.

„Ich bin dreißig Jahre alt, unweltläufig, nicht geschaffen, einem anderen das Leben zu verschönern.“

„Es kommt hier nicht darauf an, was Sie sind oder wofür Sie sich halten, Franziska — worauf es ankommt, ist einzig nur, ob Sie mich an Ihrer Seite denken können, wie ich Sie an der meinen. Sie sind dreißig Jahre alt, sagen Sie; dies ehrwürdige Alter habe ich auch.“

Franziska machte eine Handbewegung.

„Zugegeben,“ fuhr er fort, „der Mann ist in solchem Falle jünger. Mich hat aber von je weibliche Jugend nicht anders angezogen, wie alles, was dem Auge gefällt; mit den sogenannten unbeschriebenen Blättern weiß ich nichts anzufangen. Die Zahl junger Mädchen, welche ich kennen lernte, ist nicht gering, ich habe aber stets dieselbe Erfahrung gemacht: entweder wußten sie zu viel oder zu wenig, um mich dauernd zu interessieren. Muß ich Ihnen wiederholen, was ich schon schrieb? Sie sind die einzige Frau, mit der ich mein Leben zubringen möchte. Wir gehören zu einander.“

Franziska sah ihn unverwandt an. Wortlos erhob sie sich, nahm Robert bei der Hand und führte ihn so zum Pfeiler, vor den strengen Freund und Berater ihrer letzten Tage. Die breite Spiegelfläche gab das Bild des Paares in voller Beleuchtung zurück.

„Nun?“ sagte Robert und sah das lebende Bild an seiner Seite aufmerksam an.

„Behaupten Sie noch, wir gehörten zu einander?“ entgegnete sie mit gewaltsamer Ruhe.

„Sie fürchten sich vor der Welt?“ frug er ernsthaft.

„Die Welt hat mich in diesem Sinne nie etwas angegangen,“ sagte Franziska einfach. „Ich fürchte nichts als Ihre eigenen Augen. Der Tag muß kommen, wo Sie dieselbe Unmöglichkeit sehen, die jeder Blick auf Sie mir zeigt.“

„Meine Augen werden immer sehen, was mir an den Ihrigen so zugehörig erscheint: Geist und Ruhe. Ueberdies wissen Sie ja, Franziska, daß ich schon von Kind auf diesen — bornierten Geschmack gezeigt. Oder haben Sie vergessen, was ich Ihnen von meiner Madonna mit den Lilien erzählte? Kommen Sie, wir spielen doch gar zu wunderlich, wenn wir hier in Betrachtungen vor Ihrem Spiegel stehen bleiben.“ Er faßte ihre Hand und führte sie in ganz gleicher Weise an den vorigen Platz zurück, wie ihm von ihr geschehen war.

„Die Summe Ihrer Weigerungsgründe ist nun wohl aufgezählt,“ sagte er in ruhiger Heiterkeit, „und da zum Glück für mich hierbei von lauter Unwesentlichem die Rede ist, gönnen Sie mir wohl, Ihnen meine Gedanken über die Ehe zu sagen. Wir haben von vielen Dingen miteinander gesprochen; dies Thema kam, so viel mir erinnerlich, nie zwischen uns zur Erörterung. Sie scheinen der Ansicht zu sein, daß Aeußerlichkeiten hierbei tief in das Gewicht fallen. Diese Ansicht ist nicht die meinige. Alles hängt davon ab, ob man innerlich zu einander gehört. Ich habe in so manche Ehe meiner Freunde eingeblickt und beobachtet, daß die meisten Paare mit dem besten Willen, einander zu verstehen, ganz verschieden sehen und fühlen. Das gibt allenfalls sogenannte gute Ehen, weil die Menschen sich ineinander schicken, aber jeder einzelne bleibt dabei arm und allein. Anfangs sucht einer dem anderen sein Eigenes zu geben, nach einiger Zeit

wird erkannt, daß man nichts vertauſchen kann. Dann ergeben ſich die Geiſter darein, das Ungenügende willig hinzunehmen und die Armut des Gebenden zu ſchonen. Solchen Zuſtand anzunehmen, wäre mir unmöglich, möchte ich nun der Entbehrende oder der Ungenügende ſein. Auch Ihnen unmöglich, Franziska! Verdiene ich kein Vertrauen?"

Vor ſeinem ehrlichen, tief überzeugten Wort wich plötzlich alles, was Franziska in ſchweren Tagen und Nächten zwiſchen ſich und ihm aufgetürmt hatte, wie Schatten vor dem klaren Tage. Sie erhob die Augen und legte ihre Hand in ſeine nach ihr ausgeſtreckte rechte.

„Ich danke dir!" ſagte Robert warm und ſchloß Franziska einen Moment feſt an ſich. Wieder empfand ſie die nur einmal in ihrem Leben erfahrene mächtige Erſchütterung; das Glück, welches wie eine Flut über ſie hereinſtrömte, that ihr faſt ſo weh wie ſonſt der Schmerz. Sie lehnte den Kopf an des Mannes Schulter und weinte ihre erſten Freudenthränen.

* * *

Robert war mit Abſichten gekommen, welche ſeine Braut, als er ſie zuerſt mitteilte, überraſchten, aber bald ihre Zuſtimmung gewannen. Er hatte vor Antritt der Stellung, wozu er ernannt worden, einige freie Wochen und wünſchte ſich im Laufe derſelben mit Franziska zu verbinden, um zugleich mit der Berufsthätigkeit ſeine Häuslichkeit zu gründen. Die Zeit war ausreichend, um die nötigen Formalitäten in das reine zu bringen, Franziskas ſelbſtändige Lage ließ jeden ihrer Entſchlüſſe frei, und als die erſte Ueberraſchung beſtanden war, ſchloß ſie ſich in ihrer einfachen Art ſeiner Meinung an, daß es in jeder Weiſe zweckmäßig ſei, ſo zu handeln. Ein kurzer Gaſthofaufenthalt in W. genügte ja, um dort eine Wohnung zu wählen und die beſcheidene, aber nicht unmoderne, recht komfortable Hauseinrichtung Franziskas dorthin zu befördern und zu vervollſtändigen.

Robert wollte die Zwiſchenzeit bis zum Eintreffen der für die Trauung nötigen Papiere und zur Beendigung von Franziskas häuslichen Auflöſungsgeſchäften zu einem Beſuch bei ſeinen am Rhein lebenden Eltern benutzen, dieſen ſeine Abſicht mitteilen und ſie auf ſpätere Bekanntſchaft der neuen Tochter vertröſten, dann zurückkehren und ſich in aller Stille trauen laſſen, um nachher die letzte ſeiner freien Wochen zu benutzen, ſich mit Franziskas Beiſtand in W. häuslich einzurichten — ein Programm, das genau eingehalten wurde. Wenn die Gewißheit, ſofort bei Antritt ſeiner Stellung durch Arbeit außerordentlich in Anſpruch genommen zu werden, Robert den baldigen Beſitz einer erwünſchten Häuslichkeit ſehr erfreulich machte, ſo entſprach ſolcher Ausſchluß alles Oeffentlichen und Geräuſchvollen noch mehr Franziskas Neigung. Von dem Augenblick an, wo ſie entſchieden fühlte, daß ſie Roberts im höchſten Sinne ſicher ſein durfte, war die alte ſchöne Ruhe wieder bei ihr eingekehrt. Sie empfand ihr Glück nun gelaſſen als ihr Recht, und es war weder Berechnung noch auch weiblicher Inſtinkt, was ſie lehrte, daß nichts ſie in ihres künftigen Gatten Auge beſſer kleiden konnte, als Unveränderlichkeit.

Die Tage, welche ihrem ſtillen Hochzeitstage unmittelbar vorausgingen und folgten, wurden in mancher Weiſe zum Prüfſtein dieſer Ruhe. Was vorauszuſehen war, traf in vollem Maße ein: wer immer mit der Verbindung dieſes Paars bekannt gemacht wurde, fiel in ein ſo grenzenloſes Erſtaunen, daß nicht einmal die Schule der guten Lebensart die äußerſte Verblüffung hinderte, zum Ausdruck zu kommen.

Die erſte Erfahrung dieſer Art machte Franziska an ihren jungen Hausgenoſſinnen. Zwar hatte ſchon die bloße Angabe des Grundes ihrer überraſchenden Mietkündigung die beiden Mädchen ſehr in Erſtaunen geſetzt, denn dieſen Siebzehnjährigen erſchien Fräulein Fränzchen als eine ſehr liebenswürdige, aber als eine ebenſo ſichere alte Jungfer; Heiraten ſind aber in dieſem Alter auch ſehr intereſſant, alſo wurde der bräutliche Zuſtand der Hausgenoſſin bald adoptiert und die Blondine wiederholte dringender ihren Vorſchlag: „ſich doch nun anders zu friſieren!" ohne damit mehr Glück zu machen als bisher. In dem Moment, wo die Mädchen aber des zur Hochzeit eingetroffenen Bräutigams zuerſt anſichtig wurden, was in Franziskas Beiſein geſchah, boten dieſe jeder Verſtellung unkundigen Geſichter der Braut eine nur allzu deutliche Illuſtration deſſen, was in verſchiedenſter Form auf ſie wartete.

In W. eingetroffen, wurde Robert, der bei der Kürze der dazwiſchen liegenden Zeit ſeinen Befreundeten und Verwandten keine Verlobungsanzeige zugehen ließ, die übliche Vermählungs-

annonce ſich aber vorausgeſendet hatte, mit einem Sturm von Fragen und Staunensäußerungen empfangen, wo er ſich blicken ließ. Wie geplant, ſtellte er ſeine Frau nur in den wenigen Familien vor, mit denen er während früherer Jahre und in der letzten Zeit in Verkehr geſtanden — teils jung verheiratete Kollegen, teils Freunde ſeiner Eltern. Wo ſich aber die Neuvermählten zeigen mochten, bei jung und alt, vornehm und gering — überall war es dasſelbe Erſtaunen, derſelbe ſpontane, in der Aeußerung niedergezwungene, deshalb nicht weniger offenkundige Proteſt gegen den Kontraſt der Erſcheinungen dieſes Paares. Robert, hierauf durchaus gerüſtet, ignorierte dies keineswegs vor ſich ſelbſt, nahm es aber von der humoriſtiſchen Seite und fühlte ſich ſo ſicher und innerlich befriedigt, daß ihn das wunderliche Mienenſpiel ſogar ergötzte.

Franziska hatte aber in ſich die Erfahrung zu machen, daß kein Weib, und ſei es das hochherzigſte, freiſte, klarſte Weſen, in ſolchem Punkte unverwundbar iſt. Stolz und Würde ließen ſie im Fegefeuer dieſer erſten Begegnungen die gelaſſene Ruhe ihrer Haltung ungetrübt bewahren, es wäre ihr unerträglich geweſen, wenn Robert vorausgeſetzt hätte, daß die Aufnahme, welche ſie fand, ihr in irgend einer Weiſe befremdend ſei, aber ſie konnte bei allem Aufwand ihres Willens nicht verhindern, daß es ſie wie mit ſcharfem Stiche traf, ſo oft ſie das Unmöglich! welches ſie ſelbſt ſich ſo oft vorgeſagt, in fremden Augen aufzucken ſah und im Anſchluß hieran ſtets von neuem den ſchnellen Uebergang zu einer Artigkeit erleben mußte, der es an jeder Wärme fehlte.

Dieſe erſten Eindrücke wichen weit zurück, als das eigentliche Leben der Gatten begann, ein mit intereſſanter Berufsarbeit für den Mann, mit häuslichen Aufgaben und dem gewohnten geiſtigen Weiterüben und -ſtreben für die Frau bis an den Rand gefülltes Leben. Roberts Zeit hätte für Aufrechthalten geſellſchaftlicher Beziehungen nicht ausgereicht, wenn er zu ſolchen auch mehr Neigung empfunden hätte. Seine ſeltenen Mußeſtunden gehörten ſeiner Frau zu, der er in und außer dem Hauſe ſeine eigenſte Welt erſchloß und bei ihr das anregendſte, fruchtbarſte Verſtändnis fand.

Ein Tag kam dennoch, wo Franziska das, was ihr die erſte Frauenpein geweckt, noch einmal, und zwar nicht wie Nadelſtiche, ſondern als ſcharfen Schmerz empfinden ſollte. Es war der Tag, an dem ſie, bei Anlaß einer Durchreiſe der Eltern ihres Mannes, demſelben Ausdruck der Enttäuſchung und ſtaunenden Mißfallens im begrüßenden Auge ſeiner Mutter begegnete.

2.

Eines Morgens trat Robert zu einer Stunde, in welcher ihn ſein Beruf meiſt von Hauſe entfernt hielt, bei ſeiner Frau ein.

„Was iſt dir?“ ſagte ſie mit dem erſten Blick auf ihn. „Etwas Unangenehmes?“

„Eigentlich das Gegenteil! nur momentan ſtörend.“

Er breitete die Papiere, welche er in der Hand trug, auf dem Tiſche vor ihr aus, geſtempelte Bogen, Briefſchaften in großem Format. „Der Großonkel in C. iſt geſtorben und hat ſein Hab und Gut mir zugedacht. Unſere Verhältniſſe verbeſſern ſich weſentlich und für mich ſehr unerwartet, da eigentlich mein Vater der Nächſtberechtigte wäre, wenn man überhaupt von Berechtigung hier ſprechen könnte. Der Notar, welchem die Teſtamentseröffnung zufiel, macht mir Mitteilung, und die Sache wäre ganz ſchön, wenn ſie nicht auch ihren Haken hätte. Meine Anweſenheit wird nämlich verlangt, und zwar möglichſt raſch, es gibt da einiges Kompliziertes in betreff von Immobilien — du wirſt ja ſehen. Der Mann ſchreibt ganz flott, es ſei notwendig, mich für einige Wochen Aufenthalt einzurichten — als ob ich nach Gefallen los könnte, jetzt, in dieſer Jahreszeit, wo in meinem ganzen Bezirk Neubauten im Gange ſind — geradezu unmöglich, Urlaub zu verlangen und zu erhalten!“

Franziska nahm die Papiere zur Hand und durchlas ſie aufmerkſam. „Dieſe Schwierigkeit iſt leicht zu löſen,“ ſagte ſie ruhig; „du ſtellſt mir Vollmacht aus, ich reiſe ſtatt deiner hin und bleibe ſolange es nötig iſt.“

„Du?“ rief Robert überraſcht. „Ja, was ſoll ich dann aber anfangen, wenn du fort biſt?“

„Du wirſt dich behelfen, als freier Junggeſelle leben! —“

„Das geht nicht,“ wendete er ein. „Ich bitte dich, Franzi, du wirſt mir doch nicht zumuten, mich außer dem Hauſe herumzutreiben, jetzt, wo alle meine Kräfte angeſpannt ſind und das bißchen Ruhezeit dazwiſchen ſo not thut!“

„Das war ja Scherz! natürlich ſorge ich vor, daß du es daheim behaglich haſt. Die Guſte iſt zuverläſſig, ich darf ihr unbeſorgt das Hausweſen anvertrauen, du ſollſt nichts zu vermiſſen haben.“

„Nichts vermiſſen? und du? Die Spatzen auf dem Dache werden dich vermiſſen, Kinder und preſthafte Weiber und deine Freiwilligenſchar von Schulmädchen und Vaſallen — ſchau, da ſteht gleich einer wie aus der Erde gewachſen, der ſoll mir beiſtehen wider deine Abtrünnigkeitsgelüſte!“

Dieſe Worte galten Hans Kaiſer, deſſen Klopfen er in ſeinem Eifer überhört hatte, und der nun, haſtiger und behender als je, unerwartet vor ihm ſtand. Der Künſtler ſtreckte ſeinen buſchigen Kopf weit vor und ſagte, die geſcheiten Augen auf Franziska gerichtet: „Abtrünnig? wie ſo?“

Sie lachte, ein angenehmer Ausdruck beſeelte ihre Züge. Die ſechs Jahre, welche ſeit ihrer Verbindung mit Robert verfloſſen waren — eine gefährliche Anzahl von Jahren für Frauen, deren Jugend hinter ihnen liegt, — hatten dies Geſicht verjüngt. Es war nicht nur die Art von Verklärung, welche ein glücklich erfülltes Herzensleben jedem Weibe verleiht, alles an Franziska war für das Auge gefälliger geworden. Das ſchmale, allzu längliche Geſicht hatte ſich etwas gefüllt, Geſundheit und befriedigte Gemütsſtimmung der dunkeln Hautfarbe mehr Wärme gegeben. Ihre hohe, ſtets gut gebildete Geſtalt zeigte ſich durch geſchmackvolle Kleidung und freiere Bewegungen weit mehr zu ihrem Vorteil, und die kleine Blonde würde mit der jetzigen Anordnung ihres Haares nicht mehr unzufrieden geweſen ſein. Franziska gehörte auch heute noch zu den Häßlichen ihres „ſchönen Geſchlechtes“, ſie war aber nun intereſſant häßlich.

Hans Kaiſer ſchien jedenfalls dieſer Meinung zu ſein, obgleich er, ſchon ſeines Metiers halber, auf Schönheit zu ſchwören pflegte. Während ihm die Hausfrau den ſchwebenden Streitpunkt auseinanderſetzte, ſchaute er wohlgefällig in ihr kluges Geſicht.

„So wollen wir denn ein Konzil halten,“ ſchloß ſie und nahm die Papiere wieder zur Hand. „Wenn durch Ueberlaſſen der Angelegenheit an einen Geſchäftsmann Verluſte für dich entſtehen könnten, Robert, ſo wäre es doch eigenſinnig, meinen Vorſchlag zu verwerfen. Oder trauſt du mir nicht zu, dein Intereſſe praktiſch vertreten zu können?“

„Mindeſtens ſo praktiſch als ich,“ erwiderte er mit einem halben Seufzer und hatte ſich mit dieſem Zugeſtändnis auf weitere Erwägung des ihm erſt ſo unſympathiſchen Vorſchlages eingelaſſen. Der Freund ſprach auch in Franziskas Sinne und das Reſultat der Erwägungen war, es ſolle um nähere Auskunft geſchrieben werden, und Franziska im entſprechenden Falle reiſen.

„Wenn ſich dies bald macht, könnte ich mich Ihnen für ein Stück Weges zum Reiſemarſchall anbieten,“ ſagte Hans; „ich fahre nämlich Anfang nächſter Woche nach E., wohin meine Frau Schweſter mich citiert hat — eine Art Familienkongreß, wiſſen Sie! leider kein Erbonkel dazwiſchen, aber man hat ſich lange nicht geſehen, da ließ ſich nicht gut nein ſagen, momentan hält mich auch nichts, und wer weiß, was ſich dort findet — allerlei Bildermotive jedenfalls.“

„Nach E.?“ ſagte Robert, und ein raſcher Gedanke blitzte ausdrucksvoll über ſein ſchönes Geſicht. „Und wie lange bleibſt du wohl dort?“

„Wer mag das wiſſen! ſo lang' es mir gefällt.“

Als Franziska für ein paar Minuten das Zimmer verlaſſen hatte, kam der in ihrem Mann erwachte Gedanke raſch zu Tage. „Weißt du was?“ ſagte er heiter, „du könnteſt auch einmal einen künſtleriſchen Auftrag von mir übernehmen, ſo gut wie von ſo und ſo viel anderen. In E. biſt du ja meinem Heimatsort ganz nahe, ein kleiner Spaziergang führt dich hin — thu mir den Gefallen und male mir eine Kopie der Madonna mit den Lilien.“

„Welcher Madonna?“

„Ich ſagte dir einmal davon — ein Altarbild, dem meine Frau gleicht oder glich, damals, als du ſie ſo wenig — anziehend fandeſt. Weiß ſchon, du biſt bekehrt, es bedarf keiner ſo ausdrucksvollen Handbewegung! Das Bild hat für Franzi und mich etwas zu bedeuten, es iſt gleichſam der erſte Ring in unſerer Kette, und nachdem ich mit meiner Frau oft davon geſprochen, möcht' ich, daß ſie es einmal zu Geſicht bekäme. Willſt du ein guter Knabe ſein und mir einige Ferientage aufopfern, ſo könnten wir ſie damit überraſchen, wenn ſie von dieſer verwünſchten Reiſe heim kommt. Ich ſehe ſchon, das bleibt uns nicht erſpart — wann ſtünden

die Schachfiguren jemals so, wie man es gern hätte! Also — topp?"

Hans schlug ein, machte aber ein saures Gesicht dazu.

„Wird ein nettes Scheusälchen sein, deine alte Dorfmuttergottes! na, wenn sie wirklich der Hausfrau gleicht, oder diese ihr, dann hat wohl solch weltverborgener Pinsel einmal den heiligen Geist verspürt — kommt immerhin zuweilen vor. Haben sollst du das Stück — wann, das versprech' ich nicht zum voraus."

* * *

Franziska war abgereist. Wenn sie auch ihren Mann damit geneckt hatte, daß er eine nur wochenlange Trennung so schwerfällig nahm, ward ihr selbst doch das Scheiden nichts weniger als leicht. Die Luft ihres Hauses erquickte sie, wie ein heiterer Morgen in der Natur erquickt. Der Abschied würde den seit Jahren ununterbrochen Vereinten noch schwerer gefallen sein, hätte sich in der Stunde des Scheidens voraussehen lassen, daß es sich um wesentlich längere Dauer handelte als zuerst in Aussicht stand. Gleich die ersten Briefe Franziskas eröffneten ihrem Manne den Einblick in komplizierte Verhältnisse. Der Wunsch des Testamentsvollstreckers, die entscheidende Persönlichkeit an Ort und Stelle zu sehen, erwies sich durchaus berechtigt. Es galt, möglichst rasch liegende Gründe zu verwerten, die nach Anordnung des Erblassers parzelliert werden sollten; hiermit stimmte Roberts eigener Wunsch überein, da er freie Verfügung über ein Barvermögen der Uebernahme entfernt gelegenen Landbesitzes vorzog. Hieraus ergab sich aber die Notwendigkeit mündlicher Erörterungen, Rücksprachen und Unterschriften.

Franziskas Briefe klangen heiter. Durch Lehre und Beispiel ihrer Mutter, dann später neben dem nur seinen Schreibtisch berücksichtigenden Vater, auf persönliches Eingreifen in praktische Verhältnisse hingewiesen, fehlte es ihr weder an Klugheit noch an Energie für die jetzt übernommene Aufgabe. Verantwortlich, wie sie sich fühlte, sparte sie keine Mühe, die ihr fremden, aber bald von ihr erfaßten Angelegenheiten genau kennen zu lernen, und die Zeit verging ihr rasch, wie jedem, der wirklich zu thun hat. Während sie, vollauf in Anspruch genommen, zu Heimweh gar keine Zeit fand, so oft auch ihr Herz auf Reisen war, wurde sie daheim in einer Weise vermißt, die sogar noch über Roberts Voraussicht hinausging. Das Haus erschien ihm völlig verödet, namentlich die späteren Abendstunden, wo er sich im Zusammensein mit Franziska zu erholen und neu anzuregen gewohnt war, wurden ihm je länger, desto mehr zum Ungemach. Er versuchte auszugehen, mit Bekannten zusammen zu sein, kam aber meist unbefriedigt nach Hause. Nichts weniger als ungesellig von Natur hatte er sich doch während seiner befriedigten Ehejahre stets daheim wohler befunden, als bei anderen. Die weiten Entfernungen der Großstadt, die Abspannung, welche einer körperlich wie geistig anstrengenden Berufsthätigkeit folgt, kamen dazu. Also saß er doch noch am liebsten und häufigsten abends in seinem leeren Hause und tröstete sich über so viel trockene Stunden mit dem Allerweltsspruch: daß endlich nicht ewig währt!

Eines Abends, als er eben im Begriffe war, nach interessantem Tagewerk heim zu gehen, überkam es ihn besonders stark, daß er zu Hause niemand fand, bei dem er seine angeregte Stimmung konnte ausklingen lassen. Eine plötzliche Unlust an den einsamen vier Wänden, welche ihn erwarteten, ergriff ihn, er besann sich, was er wohl mit diesem Abend anfangen könne, wohin er etwa gehen möge? Da kam er an einem Cirkus vorüber, dessen schöne Pferde und ausgezeichnete Reitergesellschaft er zuweilen hatte rühmen hören, und entschloß sich kurz, dort einzutreten. Die Abendvorstellung war bereits im Gang, als er sein Billet löste und den ihm zugewiesenen Platz im amphitheatralisch disponierten Zuschauerraum einnahm.

Die gewöhnlichen Reiterkünste, hier mit hervorragender Geschicklichkeit und viel Geschmack der Anordnung vorgeführt, gingen unter pomphaften Titeln am zahlreich versammelten Publikum vorüber, das Roberts Aufmerksamkeit zuweilen von den Darstellungen ablenkte. Es war ihm nicht uninteressant, einmal wieder solche lebendige Galerie der verschiedenartigsten Köpfe zu überblicken, wenn er auch schließlich zu der Betrachtung kam, wie wenig wirklich anziehende Physiognomieen unter diesen Hunderten zu finden waren. Am meisten beschäftigte sich nicht nur sein Auge, sondern auch sein Ohr mit zwei, auf der Reihe vor ihm befindlichen Köpfchen, die einem jungen Mädchen und einem etwa fünfjährigen Knaben zugehörten. Diese beiden, offenbar Zusammengehörigen gaben sich der Schaulust mit

ſo naivem Genuſſe hin, daß ihr ſtrahlendes Vergnügen daran, ihr luſtiges Geflüſter darüber Robert herzlich ergötzte. Das Mädchen, eine friſche Blondine mit dunkeln Schelmenaugen, ſchien ihm kaum achtzehnjährig; wenn ſie den Kopf zu dem bildhübſchen Buben neigte und, während ſie mit ihm plauderte und lachte, ihre Wangengrübchen zeigte, kam ſie dem Beobachter noch jünger vor. Sie war geſchmackvoll gekleidet; das weiche, aus der Stirn zurück gekämmte Haar fiel in luſtigem Gelock auf das ſchlanke Hälschen nieder, deſſen häufige, zierliche Bewegungen an die eines Vogels erinnerten.

Robert dachte an ſeine Frau, die ein freudiges Auge für jede Anmut beſaß, und zeigte ihr in Gedanken das reizende junge Menſchenpaar, dem ein daneben ſitzendes Weib von ungeheurer Dicke zur Folie diente.

Die zweite Abteilung hatte ſchon begonnen, als ſich plötzlich eine eigentümliche Unruhe in dem verhangenen Teile des Cirkus bemerklich machte; in demſelben Moment ſah Robert eine leichte Rauchwolke aufſteigen. Ein Kniſtern — ein ſeltſamer Geruch — eine Flamme — deren Aufſprühen der Schrei aus hundert Kehlen folgte: „Es brennt!“

Die namenloſe Verwirrung, welche unvorbereiteten Schreckniſſen folgt, ſobald es ſich um Maſſen handelt, veränderte die eben noch ſo friedlich heitere Scene binnen wenigen Minuten in ein wildes Chaos. Während an dem unmittelbar bedrohten Punkte Rauch und Flammen, immer ſtärker werdendes Geprаſſel und das Durcheinanderſchreien der mit Waſſereimern thätigen, die wachſende Gefahr kündeten, drängte die Menge kopflos dem Ausgange zu, einander hemmend, erſtickend, unter Angſtrufen, mit denen ſich raſch genug die Jammerlaute Niedergeworfener miſchten.

Der Platz, welchen Robert inne hatte, war ziemlich in der Mitte des Zuſchauerraumes, dem Ausgang alſo fern. Er ſuchte vergebens die ihm Nächſtbefindlichen zur Ruhe, zur Beſonnenheit zu mahnen — jeder ſtrebte nur nach der Möglichkeit, von der Stelle, die er einnahm, hinwegzuſtürzen. Auch das junge Mädchen mit dem Kinde war im Begriff, dieſem allgemeinen Fluchtbeiſpiel zu folgen, an allen Gliedern zitternd, hatte ſie den Knaben auf ihren Arm gehoben und ſuchte ihren Nachbarn nachzudrängen, als ſich eine Hand auf ihre Schulter legte.

„Bleiben Sie auf Ihrem Platze, Fräulein,“ ſagte Robert nachdrücklich. „Sie kommen nicht durch und wagen Ihr und des Kindes Leben. Vertrauen Sie ſich mir an, ich bringe Sie ſicher hinaus, wenn Sie Geduld haben wollen.“

Zweifelhaft blickte die Blondine in ſein ernſtliches Geſicht, ihre geängſtigten Augen beruhigten ſich nicht. Als Robert aber den Knaben von ihrem Arm auf den ſeinen hob, was ſich der Kleine ohne Widerſtreben gefallen ließ, und ſie des fremden Mannes Ruhe gewahrte, ſchien ihr ein plötzliches Zutrauen zu kommen. Ihre Hand faßte zwar nach des Bübchens Rock, als müſſe ſie mit der ergriffenen Falte ihr Eigentumsrecht behaupten, zugleich ließ ſie ſich aber halb willenlos, wie ein Menſch, der ſeinen verſagenden Gliedern nachgibt, auf die eben verlaſſene Bank niederfallen. Schon war es um dieſe Gruppe her ziemlich leer geworden. Nur wenige folgten dem Beiſpiel des Abwartens, deſſen Klugheit ſich ſchon nach wenigen Minuten erwies. Zwar füllte ein faſt erſtickender, brenzlicher Dampf den Raum und machte den Aufenthalt dort ſchwer erträglich; offenbar griff aber das Feuer nicht in dem Maße um ſich, als bei dem nur allzu brennbaren Material des leichten Holzgebäudes zu befürchten geweſen. Die raſch und energiſch betriebenen Löſchbemühungen hatten Erfolg, und dämpften bald die Flammen. Das Unheil lag dort, wo blinde Angſt ſich ſelbſt die höchſten Gefahren erſchaffen hatte.

Sobald Robert ſeinen Schützling fähig ſah, ſich ſeiner Leitung zu überlaſſen, ſetzte er das Kind neben ſie, um eine Rekognoszierung zu unternehmen, von der er mit der Zuverſicht zurückkehrte, jetzt die Führung der ihm Anvertrauten wagen zu dürfen. Noch immer drängte, türmte ſich die Maſſe der den Ausgang belagernden, nur langſam vorrückenden Flüchtlinge an jener Stelle. Robert, das junge Mädchen an ſeinem rechten Arm führend, das Kind auf dem linken tragend, benutzte eine Breſche, die, um die Flamme möglichſt zu iſolieren, mit Aexten in die Holzwand nächſt dem Feuerherde geſchlagen worden war, und brachte ſeine Schutzbefohlenen glücklich ins Freie — allerdings auch hier an einem beängſtigenden Durcheinander von Menſchen, Waſſerbehältern, ſelbſt an beſchädigten, ſtöhnenden Pferden vorüber.

(Schluß folgt.)

Dr. Edmund W. Burton
Mt. Eden

Dr. Burton was born in Ireland, and came to this country when a young man. He graduated from the University of Pennsylvania Medical School in 1870, and practiced in Philadelphia for a number of years. He then moved to Mt. Eden, where he practiced medicine for the remainder of his life. He was a member of the Mt. Eden Medical Society, and served as its president in 1885. He was also a member of the Mt. Eden Board of Health, and was instrumental in establishing the first public water supply in the town. He died in 1912, and was buried in the Mt. Eden Cemetery.

zeln und Steine stolpert, oder du schickst ein wildes, tosendes Ungewitter in die Berge hinein, in welches alle Pfeifen der Riesenorgel, die der Sturm spielt, schrillend hineinklingen.

Straße in Hirschberg.

Ich bitte dich, nimm Rücksicht auf mich! Ich bin ein schwachnerviger, lyrischer Poet, ein Landsmann, der niemals deiner gespottet, wie die nüchternen Geldphilister, die sich in deinem Zauberreich neben den schwärmerischen Enthusiasten umhertreiben, nein, der vielmehr zur Ausbreitung deines Ruhmes mit einer ganzen Anzahl schwungvoller Lieder beigetragen und dir, wie ich meine, einen so reichen Tribut an ehrfürchtigen Empfindungen gespendet, daß du mir schon auf einige Tage deine erhabene Gunst verleihen und den Dämonen, die in den schauerlichen Schlünden und Gründen hausen, eine absolute Enthaltsamkeit von ihren teuflischen Anschlägen gebieten kannst.

* * *

Es war ein klarer, wundervoller Morgen, die Sonne blickte so freundlich durch mein geöffnetes Fenster, in welches aus dem gegenüberliegenden Garten ein feiner Duft hereindrang, als wollte sie mir statt des Beherrschers der Berge eine verheißungsvolle Antwort geben: ich nahm Stock und Hut, drückte den Meinen noch einen zärtlichen Kuß auf die Lippen und eilte über das staubige Pflaster nach dem Bahnhofe. Das Dampfroß kam eben herangebraust, geschmückt mit hellglänzenden Lindenzweigen, die einer der beiden rußigen Gesellen, die gewissermaßen als Stallmeister und Stallknecht bei ihm figurieren, an seinen Flanken angebracht — ich sprang in einen Wagen, nachdem ich meine Fahrkarte erstanden, und eroberte mir angenehmerweise einen Eckplatz, von dem aus ich bald eine überaus unterhaltsame Aussicht gewann, während um mich herum die Weinflasche kreiste und der Humor, der daheim vielleicht nur selten einen echten und unverfälschten Gemütston gefunden, sich in seiner ganzen vollquellenden Ursprünglichkeit manifestierte.

In prächtiger Stimmung gelangte ich nach Hirschberg, wo ich den Schienenweg verließ und auf Schusters Rappen, der mich schon weidlich umhergetragen, in einen kühlen schattigen Biergarten einritt; eine blonde Kredenzjungfer brachte mir einen schäumenden Schoppen mit milchweißer Haube, den ich — reine, erquickende Gebirgsluft atmend — auf die schönste Schöne unter Gottes blauem Himmel leerte, auf die ewig jungfräuliche Natur. Ich schlenderte sodann durch die Stadt, deren eine Straße dem Leser hier sichtbar wird, und empfand ein wonniges Behagen, daß ich dem holden Müßiggang so unbehindert fröhnen konnte. Sie hat nicht besondere Reize, die Stadt, aber sie liegt wahr-

Der Kynast [illegible]

Fig. 1. Photograph of the Sun taken on 1919 May 29 at Sobral, Brazil, by the Expedition sent out by the Royal Society and the Royal Astronomical Society.

Sie hat jahrhundertelang bestanden, ein trutzhafter Bau, bis ein Wetterstrahl mit seiner zerstörenden Gewalt sie traf und in Trümmer legte.

Von ihrem Turm aus hat man eine ganz reizende Aussicht. Lange stand ich da oben und schaute hinunter in den Grund und hinüber nach den Bergen, wohin ein Falk seine Fittiche gerichtet, um sich in dem dichten Grün der Wälder zu verlieren. Während ich so den Blick von Gipfel zu Gipfel spannte, von Dorf zu Stadt, wo die Pulse des Lebens in ewiger Bewegung, wo ein rastloses, durch die Gebirgswasser unterstütztes Schaffen sich geltend macht, schreckte das Echo, durch einen Schuß aufgeweckt, aus dem Schlafe auf und antwortete mit donnerartigem Geroll, wie empört, um sich dann in einem leisen flüsternden Sausen zu beruhigen. Ich dachte der fehdelustigen Ritterzeit und des grausam koketten Fräuleins Kunigunde, das einst auf diesem Burgneste gehaust haben soll; aber erzählen will ich nichts von ihr, sintemalen ihre Unthaten ja schier jedem Backfisch, der mit der Musikmappe umherläuft, bekannt sind. — Nachdem ich dem Kynast Valet gesagt, fuhr ich nach Petersdorf, einem großen, industriell sehr thätigen Dorfe im Thale des Zacken, der über Steingeröll, mutig und frohlaunig, ein elastischer Sohn der Berge, dahinschäumt und von da nach Schreiberhau, dessen Häuser weit zerstreut auf grünen saftigen Wiesen oder an bewaldeten Abhängen liegen, bis nach der Josephinenhütte, einer der großartigsten Glashütten meiner Heimatprovinz (S. 500), von wo aus ich in der zeitigen Frühe des nächsten Morgens meine Koppenwanderung zu unternehmen beabsichtigte. Ich sorgte für Nachtherberge und machte noch dem genannten Etablissement, das von dem Grafen Leopold Schaffgotsch gegründet worden, einen Besuch. Dasselbe ist seiner kunstvollen Erzeugnisse wegen weit berühmt und versendet sie vorzugsweise nach England und Amerika. Das Magazin mit

Elbquelle (S. 504).

Der Kikonos und Elbfallbaude (S. 505).

kleine weiße Schlepp, unter dem sich weiche, weiße Spitzenunterröcke bauschten, und ein weißer Spitzenschleier fiel ihr bis auf die Schultern herab. Sie hielt prächtig, wie eine Königin, den Kopf, und ihre großen, dunklen Augen, die sonst so ernst blickten, leuchteten heute in strahlendem Glanze. Rechts und links von ihr schritten ihre Brautführer, Herr Pfarrer Schmidt und Herr Lehrer Hoffmann.

Das Alte Pfarrhaus, Nr. 10.

Im Hause seiner künftigen Braut im Nachbardorfe, Nr. 10, hatte Jakob sich schon, wie es Sitte war, mit seinen Freunden eingefunden, um sie zum Hochzeitstanze abzuholen. Er hatte sich in seinem Leben noch nie so gefreut und schön gefühlt, wie heute. Er war ja der Glücklichste unter allen Sterblichen, denn er durfte heute seine Braut heimführen. Und wie sie ihn anblickte, wie sie ihm die Hand gab, wie sie ihm ihre Liebe und Treue versprach — das war ihm ein Zeichen, daß sie ihn auch wirklich liebte, daß sie ihn nicht nur aus Gehorsam gegen ihren Vater nahm, sondern daß sie ihn wirklich liebte, daß sie ihn auch

wirklich zum Lebensgefährten wählte. Und wenn Jakob Hochzeit hatte, so hatte auch Lehrer Hoffmann Hochzeit, denn Jakob und Lehrer Hoffmann, — sie waren gute Freunde geworden, — hatten sich versprochen, daß sie sich gegenseitig ihre Hochzeiten ausrichten wollten. Lehrer Hoffmann hatte sich

Das Alte Schulhaus, Nr. 11.

Hochzeitsbraut, wie es gebräuchlich war, aus dem Nachbardorfe, Nr. 11, geholt. Jakob und Lehrer Hoffmann hatten sich gegenseitig ihre Bräute zugeführt, und nun waren sie Hochzeitspaar und Brautführer zugleich. Jakob — unterwegs im Wagen — besuchte seine Braut, Lehrer Hoffmann — zu Fuß — seine Braut, und dann fuhren sie zusammen zur Kirche. Jakob und Lehrer Hoffmann hatten sich nämlich vorgenommen, daß sie sich gegenseitig ihre Bräute zuführen wollten.

aber die Erfahrung ihre Lehrmeiſterin geworden, ſo treffen ſie bei Zeiten ſchon Vorſorge und verſehen ſich mit allem Notwendigen für die langen, bangen Tage, wo's ſo unwirtlich, einſam und grauenvoll auf den mit weißer Decke umhüllten Bergen, wenn ſchon auch die bildende

Die große Schneegrube (S. 506).

Hand der Natur eine Pracht entwickelt, die ſie in ein Märchen, in ein Feenreich verſetzen könnte. Man unterſcheidet Winter- und Sommerbauden; ſolche, die der Viehwirtſchaft wegen nur im Sommer bezogen und im Herbſt wieder verlaſſen werden, und ſolche, die auch im Winter

Max beim Boxen im Ring

Sonntag! Welche auf diesem Gebiet Großartiges leistete! Es kann Niemand mehr durchführen, obwohl noch Viele glauben, es zu können. Ich habe Jahre mit Kopfweh und Zerschlagenheit, mit Schwindel und Übelkeit nach Hause kommen müssen. Wir Athleten gehen manchmal förmlich wie Betrunkene, auf den Straßenbahnen hält, wenn wir nach Hause fahren, Jeder Abstand von uns, weil er glaubt, wir wären betrunken. Wir sind nicht betrunken, wir sind nur so müde, daß wir nicht mehr gerade gehen können. Wenn man das Alles durchgemacht hat, dann kann man sich nicht mehr vorstellen, daß man noch Lust hat, sich zu prügeln. Wenn man sich dann vorstellt, man gewinnt, so ist es nicht mehr so schön, wie wenn man sich vorstellt, man verliert. Ich habe mich vorgestellt, ich gewinne, ich möchte gewinnen, ich will gewinnen, ich habe gewonnen, ich bin Champion, ich bin Champion, ich bin Champion

Der Rieſengrund (S. 505).

volle der Natur hoch auf den Bergen kennen lernt, iſt in ein ſchlichtes, ſteinernes Baſſin gefaßt und läßt durchaus nicht ahnen, daß daraus ein ſo großer, majeſtätiſch dahinrauſchender Strom wird, der auf ſeiner Reiſe nach dem Meere ſo viele ihm huldigende Städte grüßt. Von hier aus wanderte ich nach der Elbfallbaude, die auf dem beigegebenen Bilde von dem Krkonos (S. 501), von dem man weit ins Böhmer Land hineinſchauen kann, faſt verdeckt wird, um den Elbfall mit in die Skizzenmappe meines Gedächtniſſes aufzunehmen. Dieſer, der wie der Zacken- und andere Fälle bei heißem, trockenen Wetter erſt durch Oeffnung von Schleuſen in Aktivität verſetzt werden muß, ſtürzt aus gewaltiger Höhe in den Abgrund, als jage ihn die Sehnſucht, in den „Sieben Gründen", in den wilden Bergſchluchten, mit den Waſſern, die dort hinabkommen, ſich zu vereinigen. Eine gute Strecke tiefer liegt der Elbgrund (S. 502), den ich aber nicht berührte, mit ſeiner düſter romantiſchen Scenerie, von der man ſich, wenn man die in den Text eingefügte Illuſtration betrachtet, leicht einen ſeinem Weſen nahe kommenden Begriff machen kann. Ich ſtieg nach der Schneegrubenbaude empor, einem behaglich eingerichteten Einkehrhauſe, das von dem Grafen Schaffgotſch, der ſich um das Rieſengebirge durch ſeine edelherzige Opferwilligkeit die bedeutendſten Verdienſte erworben, erbaut worden und das ſich ſcheinbar an die Rübezahls- oder Teufelskanzel, eine flache Granitmaſſe, anlehnt, die eine überraſchende, entzückende Ausſicht bietet (S. 507).

Die Schneegruben, nach welchen die Baude getauft worden, ſind eine überaus gewaltige und gigantiſche Schöpfung der Natur. Das Auge kann ſich kaum entſchließen, ruhig hinabzuſchauen in dieſe totenöde Felſenwüſte, in deren Grunde aber doch das Geröll noch von üppig wuchernden Pflanzen bedeckt iſt, trotzdem der darin liegende Schnee von der Sonne des Sommers nur ſelten geſchmolzen wird.

Die Felſen, grauſig zerklüftet und zerriſſen, fallen ſteil in die furchtbare Tiefe — und ich

Der Mittagſtein (S. 507).

kann mir wohl denken, welchen überwältigenden Eindruck es machen muß, wenn der Wind die wogenden Nebel in dieſe Abgründe hineinjagt

Figure 1 Glacial landforms. Aerial photograph of a glacial landscape in the Cairngorm Mountains, Scotland. Glacial erosion has produced a steep-sided valley (glacial trough) and a corrie (cirque) at the head of the valley. Glacial deposits (moraine) are also visible. Photograph courtesy of Geoscience Features Picture Library.

Schneegrubenbaude mit Rübezahls Kanzel (S. 505).

gen Ungars zu neuer Kräftigung getrunken wird. Auch ich nahm, ermüdet und erschöpft, wie ich war, zu diesem Weine, für den ich sonst gerade keine sonderlichen Sympathieen hege, meine Zuflucht und zog dann auf dem Abhange, der die Mädelwiese genannt wird, fürbaß nach der Spindlerbaude. Von da wanderte ich über die Kleine Sturmhaube nach dem Mittagstein (S. 505), der aus mehreren hintereinander aufgeschichteten Felsgruppen besteht, deren nördliche Front, von der Seite betrachtet, fast ein ernstes menschliches Gesicht scheint. Von ihm aus begegnete meinem Blicke eine andere interessante Felsgruppe, die Dreisteine (S. 509), wohl eine Verballhornung von „Druidensteine“, deren Zerklüftung, wie die Sage geht, von einem Blitzstrahl, der auf sie herabgefahren, herrühren soll. In verhältnismäßig kurzer Zeit gelangt man dann zum Rande des Großen Teiches (S. 508), wo sich ein Anblick bietet so grandios und erhaben, wie an den Schneegruben. Krystallklares Wasser, in dem kein Fisch lebt und über dem ein geheimnisvolles Schweigen liegt, glänzt aus der Tiefe der Schlucht herauf und leise Schauer ziehen durch die Seele. Fast noch mächtiger ist der Eindruck, den man am Kleinen Teiche (S. 508) empfängt, dessen Felswände schroffer und dessen Abgründe tiefer. Er enthält Forellen, aber auch um ihn her brütet eine lautlose Einsamkeit, und ein nordischer Hauch, als

Der Langegrund (S. 509).

Ice is a crystalline substance that forms when water freezes. Ice is a mineral, and it is also a rock. Ice is found in many places on Earth, including glaciers, ice caps, and ice sheets. Ice is also found in the atmosphere, where it forms clouds and precipitation. Ice is a solid, and it has a definite shape and volume. Ice is a good conductor of heat, and it is also a good insulator. Ice is a transparent substance, and it is also a reflective substance. Ice is a brittle substance, and it is also a malleable substance. Ice is a cold substance, and it is also a warm substance. Ice is a dangerous substance, and it is also a beautiful substance. Ice is a fascinating substance, and it is also a mysterious substance. Ice is a powerful substance, and it is also a delicate substance. Ice is a versatile substance, and it is also a unique substance. Ice is a remarkable substance, and it is also an extraordinary substance. Ice is a wonderful substance, and it is also a magnificent substance. Ice is a spectacular substance, and it is also a breathtaking substance. Ice is a stunning substance, and it is also a captivating substance. Ice is a mesmerizing substance, and it is also a hypnotizing substance. Ice is a enchanting substance, and it is also a bewitching substance. Ice is a charming substance, and it is also a delightful substance. Ice is a pleasing substance, and it is also a satisfying substance. Ice is a gratifying substance, and it is also a rewarding substance. Ice is a fulfilling substance, and it is also a meaningful substance. Ice is a significant substance, and it is also a important substance. Ice is a crucial substance, and it is also a vital substance. Ice is a essential substance, and it is also a necessary substance. Ice is a indispensable substance, and it is also a irreplaceable substance. Ice is a unique substance, and it is also a one-of-a-kind substance. Ice is a rare substance, and it is also a precious substance. Ice is a valuable substance, and it is also a priceless substance. Ice is a treasured substance, and it is also a cherished substance. Ice is a loved substance, and it is also a adored substance. Ice is a worshipped substance, and it is also a revered substance. Ice is a respected substance, and it is also a admired substance. Ice is a honored substance, and it is also a glorified substance. Ice is a exalted substance, and it is also a elevated substance. Ice is a lofty substance, and it is also a sublime substance. Ice is a majestic substance, and it is also a regal substance. Ice is a royal substance, and it is also a imperial substance. Ice is a supreme substance, and it is also a ultimate substance. Ice is a perfect substance, and it is also a flawless substance. Ice is a pure substance, and it is also a clean substance. Ice is a fresh substance, and it is also a new substance. Ice is a young substance, and it is also a youthful substance. Ice is a vibrant substance, and it is also a lively substance. Ice is a energetic substance, and it is also a dynamic substance. Ice is a active substance, and it is also a busy substance. Ice is a productive substance, and it is also a efficient substance. Ice is a effective substance, and it is also a successful substance. Ice is a prosperous substance, and it is also a wealthy substance. Ice is a rich substance, and it is also a abundant substance. Ice is a plentiful substance, and it is also a bountiful substance. Ice is a generous substance, and it is also a kind substance. Ice is a compassionate substance, and it is also a caring substance. Ice is a loving substance, and it is also a affectionate substance. Ice is a tender substance, and it is also a gentle substance. Ice is a soft substance, and it is also a smooth substance. Ice is a silky substance, and it is also a velvety substance. Ice is a luxurious substance, and it is also a opulent substance. Ice is a lavish substance, and it is also a extravagant substance. Ice is a sumptuous substance, and it is also a splendid substance. Ice is a magnificent substance, and it is also a grand substance. Ice is a majestic substance, and it is also a regal substance. Ice is a royal substance, and it is also a imperial substance. Ice is a supreme substance, and it is also a ultimate substance. Ice is a perfect substance, and it is also a flawless substance. Ice is a pure substance, and it is also a clean substance. Ice is a fresh substance, and it is also a new substance. Ice is a young substance, and it is also a youthful substance. Ice is a vibrant substance, and it is also a lively substance. Ice is a energetic substance, and it is also a dynamic substance. Ice is a active substance, and it is also a busy substance. Ice is a productive substance, and it is also a efficient substance. Ice is a effective substance, and it is also a successful substance. Ice is a prosperous substance, and it is also a wealthy substance. Ice is a rich substance, and it is also a abundant substance. Ice is a plentiful substance, and it is also a bountiful substance. Ice is a generous substance, and it is also a kind substance. Ice is a compassionate substance, and it is also a caring substance. Ice is a loving substance, and it is also a affectionate substance. Ice is a tender substance, and it is also a gentle substance. Ice is a soft substance, and it is also a smooth substance. Ice is a silky substance, and it is also a velvety substance. Ice is a luxurious substance, and it is also a opulent substance. Ice is a lavish substance, and it is also a extravagant substance. Ice is a sumptuous substance, and it is also a splendid substance.

tum und Gedeihen der Pflanzen in hohem Grade, namentlich in den Gehängen und Thälern, die freilich einen sehr kurzen Lenz haben, etwa vier Monate lang, auf den dann der unendlich lange Winter folgt mit seinem Frost und seinen furchtbaren Schneestürmen.

Je nach der Höhe des Gebirges ändert sich, so zu sagen, sein pflanzlicher Charakter. Sein Fuß gehört noch dem Pflanzengebiet der Ebene an mit Eiche und Kiefer, dann mit 1700 Fuß Höhe beginnt die Region der Vorberge mit Tanne und Fichte, worauf man mit 3600 Fuß in die Region des Hochgebirges sich erhebt, wo das Knieholz als verkümmerter Vertreter des Baumwuchses auftritt. —

Der Hainfall (Rübezahl).

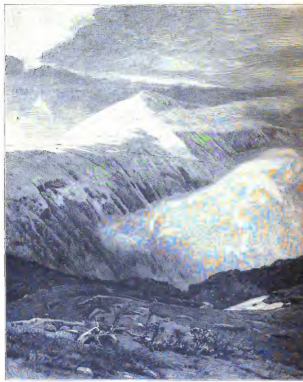
Als dritten interessanten Punkt führe ich nach dieser Abschweifung noch den Ziegenrücken (S. 511) an, von dem aus der Wanderer, der die höchst beschwerliche Partie über diesen Kamm nicht scheut, in ein wildphantastisches Schaffen der Natur — Weißwassergrund, Klausengrund und Langegrund (S. 507) — einen mächtig fesselnden und großartigen Einblick gewinnt.

Die Treifteine (S. 507).

Meine Rast war beendet. „Hinauf zur Koppe!“ (S. 508) rief es sehnsüchtig in mir und mein Herz bebte — was soll ich mich schämen, es zu sagen — vor Freude, daß es nun aufwärts gehen sollte zu dem lockenden Ziele, das nach rauher Mühsal nur, wenn man eben nicht mehr jung, leichtfüßig und ausdauernd, erreicht werden kann. Endlich — endlich stand ich auf ihrem Gipfel — als eben die Sonne, wie ein großer feuriger Ball, mit seinem Wiederscheine alles vergoldend, zur Rüste ging. Weit konnte man den Blick in die Runde schicken, vor dem sich ein Labyrinth von Bergen, Thälern und Ortschaften ausbreitete — bis die Beleuchtung langsam verglühte, bis die schönen Farben, an denen sich das Auge geweidet, schwanden und nach und nach die Schleier der Dämmerung des Berges Spitze umwoben und die Luft feucht zu werden anfing. —

In dem prächtigen Koppenhause sitzend unter fidelen, übermütig lustigen Menschen — während die Gläser klangen und schließlich gar der Tanz sein rauschendes Getöse begann — vergaß ich bald alle Müdigkeit und beteiligte mich nach Kräften an dem gemütlichen Trinkturnei, das eine Anzahl älterer Herren neben mir eröffnet. Auch die Harfenei fehlte nicht.

Einige böhmische Künstlerinnen griffen mit beschwingten Fingern in die Saiten und sangen von Liebe und Seligkeit. Indessen war die Nacht herangekommen, eine wundersame, träumerisch-süße Mondnacht — die weißen Nebel zogen, feierlich sich bewegend — wie Gespenster —



Die Schneekoppe i. d. Nacht.

über die Berge hin, und das Wasser murmelte aus der Tiefe in geheimnisvollen, an das innerste Gemüt anklingenden Lauten.

Viel schlafen konnte ich nicht; die Aufregung war zu groß. Nerven und Blut fieberten. So kam der Morgen — ein Morgen voller

Der Ziegenrücken (S. 509).

Hoffnung — und ich erhob mich vom Lager, um der holden Himmelskönigin, die ihre Ankunft bereits an den Bergen signalisiert, meine unterthänigste, von Staunen und Bewunderung überfließende Huldigung darzubringen. Da plötzlich erschien sie, von einem schimmernden Wolkentrosse begleitet, schön, daß sich nichts mit ihr vergleichen konnte unter der blauen Wölbung des Himmels und in den unermeßlichen Weiten der Erde und lächelte, wie eine gnädig gelaunte Majestät, auf uns fröstelnde Sterbliche nieder, denen der Morgenwind scharf ins Gesicht blies.

Es war ein Moment voll wunderbarer Poesie!

Ich hielt dem Berggeiste eine preisende Rede. Er hatte mir keine Spur von Tücke und Hinterlist gezeigt, er hatte mich unbehelligt in seinem herrlichen Gebiet herumsteigen lassen, mir keinen Genuß verkümmert, keine Freude geschmälert. Ich deklamierte:

Du alter Zaubermeister —
Beherrscher aller Geister
Im Eingeweid' der Berge —
Du hast mich, arm Gezwerge,
Behütet wunderbar.
Drum bring' ich meinen Dank
In Versen, im Gesang
Dir frohen Herzens dar.

So viel als Flüche wettern,
Wenn meine ird'schen Vettern —
Getäuscht von dir, betrogen —
In feuchtem Nebelwogen
Nichts schauen weit und breit:
So vielmal sei mit Schalle
Unter des Himmels Halle
Gelobt, gebenedeit.

Ich steckte mir sodann einen Teufelsbart auf den Hut und Glimmerschiefer, mit duftigem Veilchenmoos überzogen, in eine Schachtel gepackt, in die Tasche und stieg auf kürzerem und leichterem Wege wieder ins Thal nieder, um — meine mir selbst bewilligten Ferien weiter auszunützen.

Engel Kirk.

Von

Herm. Oelschläger.

Umsummt von Bienen, sonnenlichtdurchglüht,
Versandet hier, dort doldenüberblüht,
Dehnt, wie des Meeres Fläche uferlos,
Bis Erd und Himmel ineinander fließen,
Die Heide sich mit Moor und Bruch und Wiesen
Zur Ferne hin, erhaben, einsam, groß.
Wie alte Sagen weht's und alte Träume
Geheimnisvoll durch Büsche und durch Bäume,
Rauscht's durch die Föhren, rauscht es um den See,
Auf dessen dunkler Fläche, weiß wie Schnee,
Seerosen mit halboffnen Kronen schimmern;
Die Bäche klingen und die Lüfte flimmern,
Das Riedgras schwankt, das schlanke Schilfrohr bebt,
Die Kräuter duften, aus den Schollen hebt
Die Lerche schmetternd sich ins Blau. Durch Strauch
Und Wald und Flur zieht wunderbar ein Hauch
Von Andacht, Träumerei, wenn weit und breit
Die ganze weltverlorne Einsamkeit
Dem Wanderer ins Antlitz schaut. Verwittert
Steh'n Blöcke, uralt, hingestreut die Flur,
Und heil'ge Stille rings, die manchmal nur
Von fern der Dorfuhr Mittagsschlag durchzittert,
Den Kätner mahnend, nun am Moor zu ruh'n
Von schwerer Arbeit.

In der Heide nun
Stand einst ein Haus. Es war nicht groß, nicht klein;
Nicht reich, nicht arm mocht' sein Besitzer sein.
Behaglich war es, lag in tiefem Frieden
Und von der lauten Welt so abgeschieden,
So losgetrennt und so versteckt,
Daß es von selbst den Glauben weckt,
Das Böse wenigstens, der Haß, der Neid
Und was die Menschenherzen sonst mit Leid
Und Angst beschwert, das könne nimmermehr
Die endlos weite Heide her
Wie ein Gespenst, umbläht von gift'gen Nattern,
Bis hier zum Hause seine Pfade finden
Und müsse unterwegs ins Nichts zerflattern,
Im Nichts verschwinden.

Doch schien hier Liebe wohl zu wohnen, Glück,
Das stets vom Lärm des Tages weit zurück
Zur Stille fliehen soll, Zufriedenheit
Und andre Tugenden, die wir uns weit
Vom Markt gern träumen.

Strohgedeckt das Dach,
Das altersbraun geworden allgemach;
Ein niedrer Giebel, mäßig zugespitzt,
Auf dessen Höh', von plumper Hand geschnitzt,
Als einz'ger Schmuck zwei Pferdeköpfe prangen;
Ein Erdgeschoß — fünf Fenster in der langen
Front seitwärts; unterm Giebel vorn am Haus
Auslug und Thor, so hoch, daß ein und aus
Die Diele hin bequem im Herbst die vollen
Und schwerbeladnen Wagen rollen.

Ein Blumenbeet, das neben Kohl und Rüben
Sich nicht zu stolz dünkt. Ueberm Hofe drüben,
Drin ein uraltes, heil'ges Lindenpaar
Die Kronen streckt zum Himmel blau und klar —
An ihren Stamm lehnt Egg' und Pflug empor
Der Knecht, der von der Arbeit kehrt im Moor —
Backhaus und Schuppen. Und zuletzt ein Wald
Im Halbkreis hinten, grün und hoch und alt,
Der, wenn im Julifeuer der verglühten,
Verbrannten Heide braune Rinde springt,
Wenn zitternd heiß die Luft in dumpfem Brüten
Auf allem liegt, kein Hall, kein Laut erklingt,
Wenn fieberisch der Welt die Pulse klopfen —
Im Moos des Morgentaus kristallne Tropfen
Festhält und über Menschen, Tier und Kraut
Mit kühlem Hauch Erquickung niedertaut;
Der, wenn vom Ost die scharfen Winde stürmen,
Als fester Wall vermag sich aufzutürmen,
Als Schutz und Schirm berufen ist zu dienen
Im Norden dort dem zarten Volk der Bienen.

Es ist schon lange her, seit sechzig Jahren,
Da wohnte auf dem kleinen Hof ein Mann,
Der, wie er meinte, alle Gunst erfahren,
Die man vom Himmel nur erfahren kann.
Gleich fern vom Mangel, wie vom Ueberfluß
Bot ihm das Leben, was es bieten muß,
Wenn seiner Kräfte froh und hoffnungsvoll
Ein Menschendasein sich entfalten soll.
An jeden Tages Mühen oder Sorgen
Trat zuversichtlich er mit jedem Morgen;
Er schaffte bis zum Abend wie ein Knecht,
Sich selbst zu keiner Arbeit je zu schlecht
Und, da er also mit dem Leben rang,
Voll Stolz, daß er's zu seinen Gunsten zwang
Und daß zuletzt ihm alles gut gedieh
In Feld und Wald, zu Hause und beim Vieh.

Er war ein Imker. Nah dem Hause stand,
Im Garten und geschützt vor Sonnenbrand,
Ihm Korb an Korb. Sein bester Reichtum war
Der fleiß'gen Bienen ungezählte Schar.
Voll Freude sah er, wenn wie eine Wolke
Der Schwarm am Morgen hinflog, seinem Volke
Lang in die weitgedehnte Heide nach,
Auf der mit heißem Dunst die Sonne lag,
Viel hunderttausend Silberfädchen zogen
Von Halm zu Halm sich, wie von Elfenhand
Netzgleich zur Nachtzeit zierlich ausgespannt,
Und drüberhin mit farb'gen Schwingen flogen
Die Falter durch die blaue Sommerluft,
Gleich lieblichen Gedanken. Süßer Duft
Stieg aus dem rötlich weißen Blütenflor
Des kaum bewegten Heidekrauts empor.
Still war's ringsum. Die Grille nur war laut
Und manchmal schwirrte aus dem Heidekraut
Ein Vogel auf, daß zitternd hin und wieder
Die blauen Glöckchen schwankten, und jetzt brach,
Gelockt vom Duft, der auf den Büschen lag,
Der Schwarm der Bienen aus der Luft hernieder,
Brach wie ein Feind herunter auf die holden,
Die honigreichen, unbewehrten Dolden,
Brach in der Blütenkelche Heiligtum,
Flog auf, kam wieder, sauste mit Gesumm
Die Heide hin, zum Plündern unverdrossen,
Bis er des Nektars denn genug genossen
Und nun, beladen dicht mit Blütenstaub,
Nach Hause flog, zu bergen seinen Raub.

Wie freute sich Jan Kirk da stets aufs neu'!
Denn immer hatte noch die Sonne treu
Sich ihm und hold bezeugt, kein Frost, kein Regen
Endloser Wochen ihn um Ernt' und Segen
Und seiner Bienen Fleiß gebracht. Die Sonne,
Sie war's, die Jahr um Jahr ihm Tonn' um Tonne
Mit gold'nem Honig füllte — aus der Wabe
Floß reich ihm stets die balsamduft'ge Gabe.

Schon vier, fünf Jahre lang. Doch nicht genug!
Jan Kirk nahm selber Spaten, Karst und Pflug

Und quälte sich mit schwielenreicher Hand
Am Moor herum und andrem sumpf'gen Land.
Drei Knechte halfen ihm ja wohl dabei,
Er aber schaffte mehr als alle drei.
Schwer war die Arbeit und das Jahr war heiß,
In hellen Strömen floß von ihm der Schweiß.
Er grub, entwässerte, er legte trocken,
Bis endlich er mit eines Kinds Frohlocken
Die Flamme schürte, bis der Rauch verwehte
Und in die Asche er den Weizen säte.
„Für meine Kinder!" sprach er dann und lachte
Zum Wald hinüber, wo ein Bubenpaar,
Das kaum noch recht geschickt zum Laufen war,
Am Rand des Walds Jagd auf Kaninchen machte.
Wie die flachshaarig durch den Ginster krochen,
Vom Stein zerschunden und vom Dorn zerstochen!
Der Vater lachte: „Sind zwei wilde Rangen!
Gott segne sie, stärk' ihnen Herz und Glieder!"
Dann ward er ernst und mit erhitzten Wangen
Beugt' er aufs neue sich zur Arbeit nieder.
„Aus Moor und Wildnis schaff' ich fruchtbar Land;
Sterb' ich so fällt es ihnen in die Hand,
Den beiden Jungen — Brüdern, die sich lieben,
Die fest zusammenstehn, ein Fleisch, ein Blut —
Mir hat solch Glück der Teufel hintertrieben —
Gott segn' euch, Kinder — dann ist alles gut."

Am Abend saß Jan Kirk bei seinem Herde,
Vor sich den Holztisch auf gestampfter Erde
Und drauf den kühlen Trank, den er voll Lob
Und wohlverdient zu seinen Lippen hob.
Auf andrer Bank die Knechte, müd und stumm,
Indes die Schüssel fleißig ging herum.
Dem Herrn zur Seite, jung und schön an Leib,
Des Hauses Ehre, Engel Kirk, sein Weib.

Schwül war die Luft und hell die Sommernacht,
Die Heide lag im Schlummer, überdacht
Vom weiten Himmel, dran der Sterne Chor
Aus blauen Tiefen leuchtend stieg empor.
Im fernen Westen zuckt ein fahles Licht
Im Flug oft auf und zeigt, daß schwer und dicht
Geballt dort Wolken stehn, mit feuchten Schwingen
Vielleicht noch Kühlung dieser Nacht zu bringen.

Im Haus ward's dunkel. Leicht bewegt vom Zug,
Glüht eine Lampe, doch kaum hell genug,
Mehr als drei Schritte weit davon zu sehn.
Da schien das Hofthor knarrend sich zu drehn,
Der Hund schlug an, ein Knecht gebot ihm Ruh'
Und schritt vom Hause träg dem Thore zu.
Bald kehrt er wieder: „Herr, ein fremder Mann!" —
„Wer ist's?" — „Seht selbst!" — da kam er schon heran,
Zur Thür herein, unheimlich, ohne Gruß,
Als folgte ihm das Unheil auf dem Fuß.
Zerlumpt, zerrissen schien er bis zum Grund,
Ein Strolch, ein Straßenläufer, Vagabund.
Die Frau erschrak. Ein tödlicher Gedanke
Durchschoß ihr Herz — ihr war, der Boden schwanke
Ihr unterm Fuß: der Mann — es ist — doch nein!
Warum soll gleich das Fürchterlichste sein?
Langsam und keck doch schritt der Fremde vor,
Jan Kirk sprang auf — die Lampe hoch empor
Und selbst von Grauen seltsam jetzt erfaßt.
Ließ er das Licht voll fallen auf den Gast,
Daß der im Hellen plötzlich stand, und rief:
„Wer seid Ihr?" — „Ich? je nun, ich nehm's nicht schief —
Du kennst mich nicht?" — „Um Gottes willen! sprich!" —
„Was denn? dein Bruder bin ich." — „Fürchterlich!" —
„Ein freundlicher Empfang!" —

Voll Haß stieß Jan —
Und er war sonst bei Gott ein starker Mann —
Die Lampe auf den Tisch, sonst ließ gewiß
Vor Schreck gelähmt er jetzt sie fallen. Bleich
Bis in die Lippen, krank, als ob ein Riß
Das Herz ihm töte, einem Menschen gleich,
Dem Tote aufersteh'n, die Faust geballt,
So starrt er auf die schreckliche Gestalt,
Die sich ihm Bruder nennt. Doch dann sich fassend,
Die Knechte kurz mit stummem Wink entlassend,
Kehrt er zum Herd zurück, wo ihm der Platz
Als Hausherrn zusteht nach uraltem Satz.
Dort setzt er sich, schiebt vor sich hin das Licht,
Mit keiner Muskel zuckend im Gesicht,
Sieht auf den Mann, als ob's ein Fremder wär',
Und fragt dann kalt: „Bell Kirk, wo kommst du her?"

Wo kam er her? Das war nicht schnell erzählt,
Und ob aufs Blut er seine Hörer quält,
Ihm ist es gleich. Ausführlich, frech im Ton,
Mit Klagen gegen alle Welt, voll Hohn
Erzählt und prahlt er noch mit seiner Schande,
Die ihm Begleit'rin war durch alle Lande —
Seit Lebenszeit. Denn nichts war so verrucht,
Daß er's nicht trieb, daß er es nicht versucht
Von Kindesbeinen an. Sein Lebenstrieb
War nur das Böse und das hatt' er lieb,
Wie andere das Gute lieben. Mut
Zum Schlechten nur beflügelte sein Blut.
Wie dunklen Höhlen gift'ge Dünst' entquellen,
So stieg in ihm das Schlechte auf, die Wellen
Des Bluts vergiftend und den Kopf umnachtend,
Daß er auf das, was Tugend heißt, verachtend
Nur mehr und höhnisch sah. Sein größter Haß
Traf seinen Bruder, den ohn' Unterlaß
Im Fleiß er sah. Wie haßt' er diesen Fleiß!
Wie höhnt' er sein! Wie anders, besser weiß
Er selbst zu leben! Wie ein Graf so frei,
Verschont von Herrendienst und Sklaverei.
Faulenzend trieb er also hin, bekannt
Als wüster Mensch zu Hause und im Land.
Er spielte (falsch natürlich), fluchte, trank,
Und wie er 'mählich tief und tiefer sank,
Geschah's einst, daß bei einem Zechgelag
Im Streit er einen andern niederstach.
Er kam ins Zuchthaus. „Gott sei Dank!" sprach nur
Jan Kirk, als er des Richters Spruch erfuhr,
„Ja, Gott sei Dank! Nun sind wir seiner los,
Ihm half nichts mehr und Schand und Schimpf war groß."
Doch blühte kaum zum zweitenmal der Flieder,
Kam auch Bell Kirk schon aus dem Zuchthaus wieder
Und schlechter als zuvor. Das wüste Leben
Begann aufs neu, nur toller, anzuheben.
Irrt' er durchs Haus, halbtrunken und verstört,
So ward ringsum kein Lachen mehr gehört;
Angst, Unlust und Verdruß beschlich sie alle,
Man wich ihm aus, im Hof, im Haus, im Stalle:
Ein schwerer Traum schien alles zu umziehn
Und nichts gedieh mehr, wie es sonst gedieh'n.
Dann ging er fort wohl, weithin über Land.
Nun harrte man daheim der neuen Schand'
In voller Angst. Sie blieb nicht lange aus
Und endlich kam er selbst zurück nach Haus,
Mit Zwangspaß. O, das fraß Jan Kirk am Leben!
Und wie auch Engel so entsetzlich litt,
Von Schimpf und Schmach im engsten Kreis umgeben,
Des Lasters Bild vor sich auf Schritt und Tritt,
Wie sie, die Liebliche, die Engelreine,
An der sein Herz mit ganzer Inbrunst hing,
Die sonst barmherzig war und mild, wie keine,
Sich scheu in sich zusammenzog, da fing
Er an, das letzte Mittel zu bedenken,
Und sammelte voll Hast aus allen Schränken,
Was an erspartem Geld er fand, um Not
Und Sorge lieber in den künft'gen Tagen,
Als länger noch dies Jammerlos zu tragen.
Bell Kirk nahm alles und er ward nicht rot.
„Ja, nimm nur, nimm," sprach Jan und niemand sah,
Wie bitter weh tiefinnen ihm geschah,
Als seines Bruders Hand keck nach dem kleinen
Sparpfennig griff — er hätte können weinen.
„Ja, nimm nur, nimm," sprach Jan, „zieh übers Meer,
Frei willst du sein — dort kannst du's nach Begehr."

Und da Bell fortzog, war's daheim ein Fest
Und alles lebte auf. Wie wenn die Pest,
Die würgend Umgang durch ein Land gehalten,
Daß Leben, Jugend, Reichtum nichts mehr galten,
Tod, Hunger, Greuel waren auf den Wegen —
Endlich verschwindet und ein neues Regen
Voll froher Hoffnung alle Herzen schwellt:
So war es hier. Wie eine neue Welt
Lag alles da vor den erstaunten Sinnen
Und nichts als Frohsinn ließ der Tag gewinnen.
Es war ein andres, war ein neues Wesen:
Man sang, man lachte, fühlte sich genesen
Von einem grauenvollen Alp befreit —
Wie flog die Arbeit und wie flog die Zeit!

Am meisten doch kam Engel das zu gut:
Wie eine Schwalbe fliegt, so flog ihr Mut
Aufs neue hoch am Himmel hin. Gestalt
Und Ansehn wuchsen ihr. Wie sich im Wald
Die Tanne, die so lang verkümmert stand,

Gedrückt von andern und vom Licht verbannt,
Urplötzlich hebt und schlank zur Höhe schießt,
Wenn voll der Sonnenzauber um sie fließt,
So war auch sie. Gesundheit, Jugend, Kraft,
Stolz, Liebe, volle, heiße Leidenschaft
Umleuchteten das Weib. Blauäugig, blond,
Die Hand so klein, so weiß, wie nur der Mond
Hellsilbrig glänzt (daß sie vom Stamm der Friesen,
Das ward allein schon durch die Hand bewiesen),
So wallte sie dahin auf ihren Wegen;
An ihren Sohlen haftete der Segen,
Aus ihren Händen schien das Glück zu fließen,
Aus ihrem Blick sich Wohlsein zu ergießen,
Aus ihrem Munde Wohllaut zu ertönen,
Ein Hauch von ihr den Zwiespalt zu versöhnen —
So schritt sie hin durch Haus und Hof und Heide,
Sich selbst zum Glück, der Welt zur Augenweide.

Bell Kirk? Der war verschollen, ganz und rein,
Vielleicht schon tot. Dann war's für ihn ein Glück.
Kaum dachte mehr ein Mensch an ihn zurück;
Man war nur froh, von ihm befreit zu sein.
Nur manchesmal noch mitten in der Nacht
Schrie Engel auf. Ihr Mann erschrickt, erwacht.
Sie fiebert, bebt, ihr Haar ist wie gebäumt
In jähem Schrecken. „Sprich, was ist?" ruft Jan —
„Ach, wie man nur so thöricht träumen kann,"
Entgegnet sie, „ich hab' von Bell geträumt." — —

Nun war er da, nicht tot und nicht verschollen,
Nun war er wieder da, und wieder sollen
Die Schreckenstage neu beginnen? Nein,
Allmächt'ger Gott, es kann nicht möglich sein!
Es kann nicht! darf nicht! rief's in Engel wild,
Doch saß sie schweigend, wie versteint, ein Bild
Der Angst und sah voll Spannung nur auf Jan,
Der, als sein Bruder schwieg, nun so begann:

„Du kommst — doch heißt dich niemand hier willkommen.
Viel Unheil hast du einst von uns genommen,
Als du von dannen zogst. Zugleich mit dir
Erscheint auch das, so fürcht' ich, wieder hier.
Verfemt, verstoßen, aller Welt ein Grauen,
Trittst du herein — warum soll ich dir trauen?
Jedoch du bist mein Bruder: Eine Brust
Hat uns genährt — noch bin ich mir's bewußt.
Noch fühl ich's tief, wie etwas in mir spricht:
Dein Bruder ist's! — Ich wollt', du wärst es nicht.
Doch bist du's! Ob zum Segen oder Fluch,
Entscheide du! Ich gönn' dir den Versuch
Und spreche: Sei willkommen, bleibe hier,
Bleib'! Auf wie lang — das steht allein bei dir."

Bell blieb. Und wie vom abgebrannten Moor
Rauchwolken schwer und dumpfig zieh'n empor,
Die Luft mit widrigem Geruch erfüllend,
In totes Grau die weiten Lande hüllend,
So war Bell Kirk. Noch füllte kaum die Scheibe
Des Monds sich neu, so sprach zu seinem Weibe
Jan schon bekümmert: „'s war 'ne Unglücksnacht,
Die ihn zurück in unser Haus gebracht."

Und seit der Nacht ergoß endloser Regen
Vom Himmel sich, der Heide Blütensegen
Ertränkend. Keine Biene flog mehr aus,
Wie sonst im Sonnenlicht mit muntern Schwingen
Sich auf der Flur zu wiegen und ins Haus
Zurück des Honigs süße Last zu bringen.
Unlustig krochen sie in ihren Zellen
Und trag herum, verdrießliche Gesellen,
Und nahmen, statt vom Strauch die Nektarlabe,
Des Lebens Notdurft von der eignen Wabe.
Verdrießlich sah am Auslug vor dem Haus
Jan Tag um Tag nach bessrem Wetter aus.
Doch Tag um Tag ergoß die Regenflut
Sich unerschöpflich und das war nicht gut,
Dieweil das Moor, das kaum bebaute Land,
Nun auch schon wieder überflutet stand
Und weil das Grau, das schwer vom Himmel hing,
Die Herzen auch stets drückender umfing
Und weil auch sonst schon jeder Freude bar
Das einst so frohe Haus geworden war.

Daran war Bell schuld, der als Tagedieb
Im Hofe lag nnd keinem Menschen lieb.
Wich er dem Bruder aus, so floh dagegen,
Von Haß erfüllt, ihn Engel allerwegen.
Sie grämte sich, im Innersten verstört,
Schalt ihren Mann nachgiebig, schwach, bethört
Und haßte Bell so heiß, so wild, so voll,
Wie man nur das Verbrechen hassen soll.
Das war er ihr. Sie hielt ihn für den Mann,
Der, will er, auch zum Schlimmsten kommen kann.
Sie haßte Bell. Ihr ganzes Wesen wallte
Feindselig auf, wo sie ihn sah; sie ballte
Im Grimm die kleine Hand und weinte dann
In ihrer Ohnmacht, daß den braven Jan
Ihr Haß nicht rührte: „Schick ihn fort, sogleich!" —
„Er ist mein Bruder!" sprach der andre weich.
„Dein Bruder?" höhnte Engel. „Fleisch und Blut,
Entscheiden die? Nicht Bösein oder gut?
Stammt Schlecht und Gut aus einem Quell? So scheide
Das Schlechte, eh das Ganze Schaden leide.
Das Böse zeugt nur Böses — schick' ihn fort!" —
„Noch nicht," sprach Jan, „du weißt, er hat mein Wort." —
„Noch nicht?" Und Engel drückte fieberheiß
Ans Herz die Kinder und sie weinte leis;
„Noch nicht! Der Himmel weiß, woher dies Bangen
Mir kommt die Tage und die ewig langen
Qualvollen Nächte her. Weit aus der Heide
Hör' ich's oft seufzen wie in tiefem Leide
Und wie im Sturme hör' ich Stimmen rauschen,
Die warnend mahnen. Muß ich da nicht lauschen?
Und durch den Regen hör' ich leises Weinen
Um dich, um mich, um unsre beiden Kleinen —
Das klagt, das ächzt, das stöhnt: gewiß, wir werden
Unglücklich noch, wie niemand sonst auf Erden."

Bell saß indessen lungernd bei den Knechten,
Die mit ihm spielten und beim Branntwein zechten.
Die Arbeit war ja klein, seitdem das Moor
Im Wasser stand, wie niemals noch zuvor,
Und immer noch, kaum einmal unterbrochen,
Der Regen rieselnd niederkam seit Wochen.
Und eine Heideschenke lag nicht weit,
Klein, dürftig, schmutzig. Dort vertrieb die Zeit
Auf seine Art sich Bell, wenn Hof und Haus
Ihm ungemütlich ward, und dort hinaus
Lockt' er die Knechte, denn er war wie Gift,
Das, wo es immer auf den Körper trifft,
Zerstörend um sich frißt. Sie kamen gern
Und hielten Bell bald höher als den Herrn.

So ging die Wirtschaft schlechter allgemach.
Die Bienen brachten nichts und bald gebrach
Es auch im Stall an Futter mehr und mehr,
Das Korn lag halb verfault schon, naß und schwer
Im Felde draußen. Abgegrämt und stumm
Schlich Jan in seinem öden Hof herum.
Auch Engel schwieg — was half ihr jedes Wort?
Einst sprach sie nur das eine: „Schick ihn fort!"
Jetzt sagte sie auch das nicht mehr; denn krank
Lag einer ihrer Knaben. Speis' und Trank
Verschmähend lag er tagelang im Schlummer
Und siechte hin — woran? man wußt' es nicht,
Doch war der Knabe jetzt ihr ganzer Kummer,
So daß sie Tag' und Nächte durch beim Licht
An seinem Bett in dumpfem Brüten saß
Und alles andre, wie es schien, vergaß.
Nur einmal kam ihr Schwager Bell. Da fuhr
Sie wütend auf, voll Haß und Grimm, wie nur
Die Löwenmutter ihre Jungen deckt,
Wenn sie der Anblick eines Feindes schreckt.
Sie wies ihn jäh hinaus, stumm, ohne Wort,
Doch Blitze in den Augen. Bell schlich fort.
Schlich schweigend fort, geduckt, doch tückisch schoß
Der Rache Gier aus seinem Blick. Sie schloß
Die Thüre hinter ihm, das Herz zum Springen
Voll banger Furcht.

Und wieder war's einmal,
Da kam — des Winters eis'ge Stürme gingen
Nun heulend schon ums Haus und nackt und kahl
Stand hinter ihm der Wald — da kam zum Plaudern
Vom nächsten Hof der Schäfer. Ohne Zaudern
Erzählt Jan Kirk, wie schwer er sei betroffen
In Feld und Haus, getäuscht in allem Hoffen.
„Und denkt Euch," schloß er, „aus Amerika
Ist auch der Bell, mein Bruder, wieder da." —
„Bell, Euer Bruder?" — „Ja." — „Der Thunichtgut?" —
„Ja, eben der." — „Dann seid auf Eurer Hut." —
„Wie so?" — „Ist er nun besser?" — „Um kein Haar." —
„Dann seid doch klug und nehmt die Dinge wahr
So, wie sie sind." — Der Schäfer war im Land

Gerühmt als einer, der gar viel verstand.
Viel wußte, was ein andrer selbst im Traum
Nicht ahnte, war ein „weiser Mann“ und kannt
Gab's zwischen Erd und Himmel einen Pfiff,
Den er nicht löste, nicht sofort begriff.
Und also sagt er, daß es Menschen gibt,
Die jeder hassen muß, die niemand liebt,
Weil ihnen von Geburt durch Teufelslist
Das Unheil an den Fuß geheftet ist:
„Es geht mit ihnen, folgt auf Schritt und Tritt,
Es trifft sie selbst und trifft die andern mit.
Und treten sie auch in das schönste Haus,
Gleich bricht die Not an allen Ecken aus.
Wo Reichtum war, da sitzt der Hunger bald,
Das Vieh steht um, der Käfer frißt den Wald,
Die Heide dorrt, wenn sie nicht erst ertrinkt,
In Regenfluten samt dem Moor versinkt.
Durchs Haus geh'n Gram und Kummer. Wer gesund
Und frisch war, klagt mit fieberheißem Mund,
Und Zwietracht ist in jede Brust gesät,
Dem Unkraut gleich, das zwischen Weizen steht.
Das ist ein Leben! Und es endet nicht.
Bevor man nicht den unheilvollen Wicht
Vom Hals sich schafft. Glaubt mir, ein solcher ist
Auch Bell. So seht doch, wie zur selben Frist
Des Himmels ganzer Segen Euch verläßt.
Just, da er Euch sich wieder setzt ins Nest.
Er selbst ein Taugenichts, ein Vagabund —
Und gleich kommt alles mit ihm auf den Hund.
Die Heide honigt nicht — zum erstenmal!
Der Roggen fault, kein einz'ger Sonnenstrahl
Fällt mehr vom Himmel. Er verführt die Knechte,
Die mitverlumpen. Euer Kind — ich dächte,
Das sagt genug — wird krank, wird plötzlich siech
Und sucht schon heimlich nach der Himmelsstieg' —
Seht Engel an! Euch selbst — wie trüb' und bleich!
Und darum, Nachbar, rat' ich Euch nur gleich:
Schafft Wandel noch beizeiten! Jedenfalls
Schafft Euch Bell Kirk, sobald Ihr könnt, vom Hals!“ —

Jan bebte, doch er sprach: „Ich glaub' es nicht,
Was Ihr da sagt, und kenne meine Pflicht.
Ja, Bell ist schlecht, doch wie in aller Welt
Soll, daß die Sonne scheint, daß Regen fällt,
Daß die Gesunden kranken, Kranke sterben,
Sein Werk sein? Laßt die Thorheit! Sein Verderben
Sind seine Laster. Glaubt mir's!“ — „Jedenfalls
Schafft Euch den Bell, ich rat' Euch, bald vom Hals.“ —
„Vom Hals? Wohin? Vielleicht auf offne Straße,
Daß er in Schimpf versinkt?“ — „Glaubt nicht, ich spaße,“
Sprach ernst der Schäfer; „fort! laßt ihn verschwinden!
Wer sucht nach Bell? Wer wird ihn wollen finden?“ —
Und dabei sah der Mann so wunderlich
Auf Jan, daß den ein Grauen überschlich.

An einem Morgen bald darauf war Bell
Wirklich verschwunden. Seine Lagerstell'
War leer, war unbenutzt. Noch in der Nacht
Hatte, so schien es, er sich fortgemacht.
Man mußt' es glauben. Engel jauchzte fast
Vor Jubel auf, daß sie von ihrem Gast
Endlich befreit war, und auch Jan schien mehr
Erfreut, als aufgebracht. Nun war auch er
Der Sorge los, im Guten oder Bösen
Sich und sein Weib von diesem Bann zu lösen.

Zwei Tage später macht' er sich zur Fahrt
Zur nahen Kreisstadt fertig, dort die Steuer
Selbst einzuzahlen, die der Aermste hener
Vom eignen Blut sich mühvoll abgespart.
Das Pferd war angeschirrt, Jan schritt zum Schrank,
Ihn öffnend, als er schreiend niedersank.
Denn das Geheimfach, drin seit Mond und Wochen
Den Schatz er aufgespart, fand er erbrochen
Von roher Hand, das Geld — kein Zweifel blieb —
Das Geld war fort und Bell nur war der Dieb.
Beraubt vom eignen Bruder! Schwarze Nacht
Schien wirbelnd sich Jan Kirk ums Haupt zu drehen.
So abgrundlose Schlechtigkeit, erdacht
Vom Teufel selber, ward noch nie gesehen.
Ward nie geahnt vom guten Jan. Die Hand
Des eignen Bruders gegen ihn gewandt
Zur räuberischen That! War da zum Mord
Mehr nötig noch, als nur ein Schritt, ein Wort,
Ein Augenblick, der jäh den Rest der vollen,
Verbrecherischen Kraft, die still noch ruht,
Bestialisch wachruft und den wahnsinnstollen,
Verruchten Trieb sich sätt'gen läßt in Blut?
Beraubt vom Bruder, hier im Haus, das Brot
Und Obdach ihm, dem Weltverstoßnen, bot!
Beraubt sein Weib, die Kinder, die wie er
Für dieses Geld gedarbt schon lange her!
Geraubt das Geld, das nun in Fieberhast
Der andere verspielt, verjohlt, verpraßt!
Ein Schrei der Wut entrang sich ihm: die Stunde
Tilgt' alle Lieb' ihm aus und tief im Grunde,
Fühllos für jede andre Qual und Pein,
Spürt er die Gier nach Rache nur allein.

So sprang er auf und in den Hof hinaus,
Indes von Engels Jammerruf das Haus
Und von der Kinder Feterschrei erscholl.
Dann auf den Wagen — und das Pferd wie toll
Antreibend jagt im Wettlauf mit den Winden
Der Stadt er zu, gewiß, dort Bell zu finden,
Am nächsten Tag, todmüd', kam er zurück.
Das Geld war hin, gerettet nicht ein Stück,
Mit Dirnen und erbärmlichen Gesellen
Vergeudet, weggeworfen, wie von Wellen
Hinweggespült. In namenloser Wut
Erschlug er Bell fast. Doch das heiße Blut
Zum letztenmal besänft'gend, schied er nur
Auf immer sich von ihm und that den Schwur,
Mit eigner Faust ihn vor Gericht zu schleifen,
Ließ' er noch einmal sich im Hof ergreifen
Jan Kirks. Und Engel pries ihn, daß er sich
Im Zorn beherrscht: „denn Bell wird sicherlich
Sich hüten, ferner unsres Hauses Thor
Zu nah'n; jetzt, denk' ich, hat er Scheu davor.
Doch du sei nun getrost! Und drängt die Steuer,
Verkauf' im Stall das Pferd! Niemals zu teuer
Erwirbt ein Mensch dem Hause Ruh' und Glück.
Die wohnen nur am festgebauten Herd,
Der alles Böse trotzig von sich wehrt.
Und glaub' mir's nur: jetzt kommt auch uns zurück
Des Himmels Segen, der uns einst so treu
Und sicher war. Jetzt werden wir aufs neu
Uns unsrer Tage freuen. Sorg' und Not
Arbeiten wir mit unsern Händen tot,
Nicht Müh und Schwielen scheuend. Heiter lacht
Uns jeder Morgen an, der bis zur Nacht
Jedweder Stunde ihre Arbeit bringt,
Und wie's im Herzen wieder fröhlich klingt,
Klingt auch die Welt um uns und Sonnenschein
Blitzt wieder golden uns ins Haus herein.“
Sie fiel ihm um den Hals und küßte Jan
Voll Inbrunst. Und dann gingen sie daran,
Mit frischem Mut und frischem Gottvertrauen
Ihr Haus und Glück aufs neue aufzubauen.

So ging der Winter langsam hin, in Plag'
Und unverdrossner Müh für jeden Tag.
Dann nahm ein Wind mit lauem, mildem Hauch
Das Eis vom Bach, den Schnee von Baum und Strauch.
Und wie am Waldhang aus der schwarzen Erde
Manch gelber Keim sich kraftvoll drängend hob
Und all des braunen Winterlaubes Schwerde
Zum Lichte strebend auf die Seite schob,
So riß auch Engel kraftvoll aus dem Schoß
Des Kummers und des Grams sich wieder los.
Ihr starker Geist, zum neuen Tag erwacht,
Schob alles, was in dunkler Winternacht,
Ihn erst beschwert, zur Seite und dem Licht
Wandt' er sich zu in froher Zuversicht.
Nicht Jan, der ernst und stumm blieb. Wie ein Kummer
Lag es auf ihm und drückt' ihn selbst im Schlummer.
Und immer sah er, wo er stand und ging,
Und ob er wachte, ob ihn Schlaf umfing,
Den Bruder vor sich, schrecklich, haßentstellt
Und Rache drohend. Ueberall, durch Feld
Und Haus, die magre Hand geballt.
Verfolgt' ihn die entsetzliche Gestalt,
Wie ein Gespenst. Nichts kann den Spuk ihm bannen,
Nichts treibt den dunklen Schatten ihm von dannen,
Sein ewiger Begleiter wandelt dicht
Er neben ihm, im Dunkel und im Licht.
Doch einmal, als er spät zur Dämmerzeit
Vom Fenster in die dunkle Heide weit,
Die still und friedlich lag, noch sinnend sah,
Da glaubt' er plötzlich seinem Hause nah
Den Bruder selbst, leibhaftig Bell zu sehen.
Wie Wölfe nächtlich um die Hürde späh'n,
So schien er drohend um den Hof zu schleichen,
Im Schutz der Nacht. Ein Ingrimm ohnegleichen

Digitized by Google

Erfaßte Jan. Die Flinte von der Wand
Jäh reißend, rief er: „Wer da?“ Da verschwand
Der Schatten vor den Augen ihm, verschlungen
Wie von der Erde. Jan, von Grau'n bezwungen,
Trat mit der Flinte ins Gemach zurück:
„Gottlob, ich träumte nur. Das war mein Glück.“

Und wieder ruhte in dem dunklen Arm
Der Nacht die müde Erde. Feucht und warm
Und weich fuhr durch die kahle nordsche Heide
Der schmeichlerische Wind des Südens. Fern
Aus tiefem Blau erglänzte Stern an Stern,
Aufblitzend, wie ein Schmuck auf sammtnem Kleide.
Im Hof war alles still. Jan hatte spät
Den Weg zu einem Nachbarn erst genommen
Und war von dort noch nicht zurückgekommen.
Die Kinder, noch das kurze Nachtgebet
Auf ihren frommen Lippen, schliefen. Leise
Und friedlich ging manchmal ihr Atemzug
Wie Lebenshauch durchs Zimmer. Engel trug
Die Bibel sich heran gewohnterweise
Und las, so trüb das Licht der Lampe quoll.
Aufs Buch gebeugt, andächt'ger Spannung voll
Die alten, oft gelesenen Geschichten
Von weiland König Davids Thun und Dichten
Und seines Sohnes stolzem Regiment,
Des Salomo, im Alten Testament.

Und Engel las und nahm der Zeit nicht acht.
Da plötzlich tauchte aus der dunklen Nacht
Am Fenster draußen bleich das Angesicht
Bell Kirks empor und an die Scheiben dicht
Sich pressend späht er durch den trüben Raum,
Mit Blicken, wie im dunklen Wald vom Baum
Ein wildes Tier nach seinem Opfer blickt.
Doch war's nur ein Moment. Dann ließ geschickt,
Unhörbar er sich wieder an der Wand
Des Hauses niedergleiten und verschwand.
Und Engel las. Beim Flackerschein des Lichts
Las sie noch immer. Engel, hörst du nichts?
Fährt doch die Tigermutter auf und lauscht,
Wenn durch das Schilf der Nachtwind stärker rauscht,
Und sprungbereit, mit aufgerecktem Ohr
Horcht sie, wenn dürr ein Zweig nur knickt, empor.
Für ihre Jungen, bis des Morgenlichts
Strahl wach wird, lauscht sie — Engel, warnt dich nichts?
Von all den vielen Heil'gen und Propheten
In deinem dicken Buch — warnt keiner dich?
Will keiner jetzt als Schützer zu dir treten
Und warnend dir die Schulter rühren? dich,
Dich retten? O, dann wirf das Buch ins Feuer!
Es ist dein Tod! Schon naht dir ungeheuer
Dein Schicksal! Auf, bevor es dich erreicht!
Horch, wie es draußen auf der Diele schleicht!
Hör' auf, zu lesen! Schließ die Thür! Zu spät!
Schon dreht die Angel sich und vor dir steht
Der böse Bell. Was nützt dir jetzt dein Schrei'n?
Bell Kirk ist da und du, du bist allein.

Und wie er heiser „Guten Abend!“ bot
Und dicht vor Engel stand, da stammt' es rot
Und heiß ihm übers weiße Antlitz. „Sprich,
Was willst du, Bell?“ frug Engel stammelnd. — „Dich,
Dich will ich,“ zischte der. „Von Hof und Haus
Hat mich dein Mann in alle Welt hinaus
Gestoßen, wie mit Hunden weggetrieben —
Du hassest mich und ich, ich will dich lieben.
Ich lieb' dich lange schon.“ Und nun begann
Ein wildes Ringen zwischen Weib und Mann,
Auf Tod und Leben. Wie des Meeres Wogen
In ihren Kämpfen schreckensvoll sich türmen,
Sich eng umklammern und hinabgezogen
Vom Strudel wieder zu erneuten Stürmen
Auftauchen, also rangen hier die zwei
Mit Allgewalt. Ein Schreckensruf, ein Schrei,
Ein wildes Keuchen, dumpf verhaltnes Stöhnen
Erfüllt den Raum. Der Boden schien zu dröhnen;
Denn tapfer rang Jans Weib und heldenhaft
Für ihre Ehre. Aber ach die Kraft
War doch nur eines Weibes. Jammernd schrie
Um Hilfe Engel, zitternd brach ihr Knie,
Ihr Arm erlahmte, den wie erzgegossen
Die Faust des frechen Burschen hielt umschlossen.
Ihr schwand der Sinn, wie einem, der ertrinkt
Und nun verstummend in die Tiefen sinkt.
Sein Ohr umrauscht's und Purpurwellen fließen
Ihm vor den Augen hin, die müd' sich schließen.

Doch wie jetzt Bell, daß sie vor Schmerz sich wand,
Ihr schönes Haupt mit unbarmherz'ger Hand
An seinen reichen Zöpfen rückwärts bog —
Da sprang die Thür gewaltig auf, da flog
Auch Jan herein, da flog er in die Stube
Und donnerte: „Zurück, verfluchter Bube!“
Und faßt' ihn hoch und warf mit einem Schlag
Bell auf den Boden, daß er stöhnend lag.

Und still ward's. Niemand sprach und niemand frug.
Nur manchmal ging der Kinder Atemzug
Friedlich durchs Zimmer, leise, wie ein Hauch
Des jungen Lebens, und jetzt regte auch
Bell Kirk sich wieder und ein Zittern lief
Den Körper ihm hinauf, als ob er schlief'
Und Schweres träumte. Scheute sich das Leben
In ihm, zurückzukehren? War's ein Beben
Geheimer, dunkler Angst? War's Reue, Scham,
Was herzbeklemmend ihn jetzt überkam?
War ihm das Leben selber nun verhaßt
Und sträubt' er sich, die unwillkomme Last
Aufs neu zu tragen, die nur neue Sünde
Für ihn bedeutet? Hatte geisterhaft
Sein Blick, indes er schon wie hingerafft
Am Boden lag, sich in die tiefsten Gründe
Der Seele ihm gekehrt und schreckensklar
Die Nacht gesehen, die dort heimisch war,
Aus der verbrecherisch und grauenvoll
Von Anfang an sein Thun und Denken quoll?
War jetzt der Tod nicht alles, was noch gnädig
Der Himmel ihm gewähren konnte?

Stumm
Sah Jan auf ihn und jedes Mitleids ledig.
Da warf im heft'gen Krampf sich Bell herum
Und schlug die Augen langsam auf, im Kreis
Sie mühvoll drehend, und dann sprach er leis:
„Ich will —“ „Du aber sollst nun nichts mehr wollen!“
Schrie Jan und riß ein Kissen aus dem vollen
Bett nebenan, warf sich auf ihn und schloß
Den Mund ihm — ach, für immer. Regungslos
Hielt er das Kissen schwer auf Bell gepreßt,
Minutenlang, die einer Ewigkeit
Gleichkamen. Seine Hände hielten fest
Und zuckten nicht. Und als er mit der Zeit,
Im Antlitz heiß vom Druck und purpurrot,
Das Kissen wieder hob, da war Bell tot ....

Die Mitternacht war lang schon weit im Land,
Das Licht der Lampe längst herabgebrannt.
Jan starrte schweigend in die Nacht hinaus,
Denn seine Seele war voll Grant und Graus.
Und Engel saß am Tisch. Gedankenschwer
Das Haupt gestützt, so sah sie vor sich her
Dem Mond nach, der mit seinem Silberschritt
Durchs dunkle Zimmer hin am Boden glitt,
Den altersbraunen Schrank entlang, und jetzt
Traf er die gute Bibel, die zerfetzt
Darunter lag, und jetzt, hell wie der Tag,
Strich leis er hin, dem Orte zu, wo Bell
Gar still und stumm noch auf der Erde lag.
Da faßte sie ein jähes Grausen. Schnell
Erhob sie sich und trat zu Jan: „Wir haben
Zu thun — sei stark — wir müssen Bell begraben.“

Auf einem Karren fuhren sie ihn fort,
Die Heide hin, an einen stillen Ort.
Das Gras war noch nicht hoch, die Fahrt ging leicht.
Die Nacht war hell, bald war der Platz erreicht.
Gar einsam lag er in der weiten Welt,
Von einem Dutzend Föhren nur umstellt.
Hier kam im ganzen Jahr kein Mensch vorbei.
Nur dann und wann sah man mit heiserm Schrei
Sich Krähenscharen in den Zweigen wiegen
Und wieder mit Gekrächz von dannen fliegen.
Hier gruben sie ein Loch im dürren Land
Und Engel scharrte mit der eignen Hand
Die Schollen tief heraus, zu Häupten sie
Aufhäufend. Das war Arbeit, wie noch nie.
Der trübe Mond schien leis nur durchs Gezweig.
So schafften sie im Dunkeln, stumm und bleich.
Sie gruben emsig, rastlos, und sodann
In seine Grube senkten sie den Mann,
Den toten Mann. Da lag nun Bell begraben
Und konnte Fried' und Rüh für lange haben.
Jetzt that er, eingeschlossen in vier Wände,
Nichts Böses mehr und alles war am Ende.

Der Morgen graute, als sie heimwärts fuhren,
Doch niemand sah im Gras des Wagens Spuren.
Und niemand frug nach Bell. Er blieb verschollen —
Wer wird ihn suchen? wer ihn finden wollen?

Und als der heiße Sommer kam, da blühte
Die Heide reich wie nie, der Himmel glühte
In lichtem Blau und zitternd lag die Luft
Auf der unendlich hingestreckten Fläche,
Die, grün von Gräsern wogend, sich in Duft
Und Sonne fern verlor. Des Lebens Bäche
Umrauschten jung und voll das schlichte Haus
Jan Kirks. Die Bienen flogen ein und aus
Und bargen, heimgekehrt, mit Mühe fast
Und Not nur all die reiche, süße Last.
Und fleißig schaffte wiederum am Moor
Jan Kirk, wie sonst, und wieder wie zuvor
Sprach er bei jedem neuen Spatenstich:
„Für meine Kinder!" leise hin vor sich
Und lächelte glückselig, wenn die Rangen
In Kinderlust ihn auf dem Feld umsprangen;
Und Engel pries, daß sich des Himmels Segen
So sichtbarlich erweise allerwegen
Und daß sich seine Gunst in diesem Jahre
An ihnen allen deutlich offenbare.

Im Juli brach zur Nachtzeit ungeheuer
Ein Wetter los. Der Himmel stand im Feuer
Zahlloser Blitze: Schwere Donner rollten
Die sturmgepeitschte Heide hin, als sollten
Heut Erd und Himmel untergehn. Die Nacht
War bang für Mensch und Tier. Wie eine Schlacht
Erdröhnt es in den Lüften. Prasselnd goß
Die Regenflut hernieder und jetzt schoß
Ein Feuerball vom Firmament und tauchte
In Gluten Haus und Hof, hell wie der Tag,
Die Augen blendend, dann ein Donnerschlag,
Daß alle Mauern bebten. Und schon rauchte
Es zischend auf, schon züngelten die Flammen
Just an der mächtigsten der Linden auf —
Der Regen löscht sie — doch am Morgen drauf
Brach blitzgefällt der Baum in sich zusammen.

Jan sprach: „Der Himmel selbst hat ihn zerschmettert,
Da liegt der Riese nun gestürzt, entblättert.
Soweit ich weiß, hat er nicht seinesgleichen
Im Land gehabt — ich ahn' ein schlimmes Zeichen."

Und noch am selben Tag flog durch die Runde
Der Höfe eine schauervolle Kunde.
Weit in der Heide draußen, wo im Sand
Ein Dutzend Föhren stehen, war die Hand
Wie eines Toten an den Tag gekommen
Und wies zum Himmel aus der nackten Erde.
Ein Knecht, der hier am Morgen seine Pferde
Vorbeigeführt, der hatt' es wahrgenommen.
Man strömt hinaus und sieht hinweggeschwemmt
Den Sand vom Sturm der Nacht, der ungehemmt
Das Grab durchwühlt, das ohne Kreuz und Sarg
Wer weiß, wie lang schon, einen Toten barg.
Daß ein Verbrechen hier geschehn, war klar,
Der Tote selber macht' es offenbar
Und alle, wie sie um die Grube stehn,
Getrau'n sich, Gottes Finger hier zu sehn.
Am Ende holt aus seinem stillen Haus
Den Leichnam emsig schaufelnd man heraus
Und man erkennt Bell Kirk, denn wer im Land,
Wer hätte nicht den Taugenichts gekannt?

Jan wird befragt, doch er erwidert nicht.
Am andern Tag geht selbst er vor Gericht,
Um, eh man andern nachforscht, zu gestehn,
Die dunkle That sei nur von ihm geschehn.
Nun kamen schwere Zeiten. Im Gefängnis
Hielt man Jan Kirk und Engel mondelang.
Wie grausam träg nahm, mit wieviel Bedrängnis
Die Prozedur schwerfällig ihren Gang!
Doch hielten beide mutig aus und blieben
Bei ihrer ersten Rede, Weib wie Mann:
„Er hat uns selber in den Fluch getrieben,
Es ging nicht anders." Und dann sprach noch Jan:
„Ich aber that's allein." Doch Engel, mild
Hinlächelnd, sagte: „Ja, jedoch was gilt
Es auch, daß du's allein gethan? Ich stand
Dabei und sah's und rührte nicht die Hand,
Dem unglückselgen Menschen beizustehn,
Dem nur sein Recht, so dacht' ich, ist geschehn.
So denk' ich heute noch. Du hast uns beide,
Da selbst der Himmel uns in solchem Leide
Kein Helfer war, aus unerhörter Not
Und Schimpf und Schmach befreit durch seinen Tod.
Was wir ertrugen, niemand kann es wissen.
Wer sieht ein Herz zerfoltert und zerrissen?
Wer sieht die Bitternis, wenn jede Stunde
Erneurung bringt der tief verborgnen Wunde?
Wer sieht die Qual? Und wenn für Ehr' und Haus
Kein Retter kommt, so bricht sie endlich aus
Und schreit zum Himmel: Lieber Tod und Sterben,
Als langsam so noch länger hinverderben!
Drum stand ich da und konnt es ruhig sehn,
Da jenem nur sein Recht ja war geschehn.
Drum schrie ich nicht und weinte nicht — und haben
Wir denn nicht beide heimlich ihn begraben?"

So ward das finstre Urtel dann gesprochen,
So ward der Stab von Richterhand gebrochen.
Und weil der mächtige Gott Zebaoth
Ein strenger Rächer ist und sein Gebot
Uns kundthut: Aug' um Auge, Zahn um Zahn,
So ward für seinen Mord dem armen Jan
Das Leben abgesagt und Engel sollte
Des Zeuge sein und dann für lebenslang
Ins Zuchthaus wandern. Da war's Engel bang,
Sie schrie und klagte, zeterte und wollte,
Wie hoffend sie von Anfang an gemeint,
Mit ihrem Manne sterben, ihm vereint.
Dann sprach sie ihm mit starken Worten zu
Und sprach ihm Mut ein: „Alles endest du
Ja, in Minuten, während lange Jahre
Ich seufzend harren muß auf Tod und Bahre.
Ich soll dich sterben sehen, guter Jan.
Dann blick' auf mich nur, nur dein Weib sieh an!
Denk alles dessen, was wir schwer gelitten,
Wie wir uns liebten — trifft dich dann inmitten
So guten Denkens jäh der Tod, befreit
Bist du von allem Wehe dieser Zeit."

Und wie die schwere Stunde kam, da stand
Mit totenbleichem Antlitz, unverwandt
Den Blick auf Jan gerichtet, Engel. Nichts,
Nichts sah sie von den Schrecken des Gerichts,
Nichts sah sie von der tausendköpf'gen Menge,
Die wie ein Meer in brausendem Gedränge
Heran sich schob. Sie blickte nur auf Jan,
Gewiß, daß er aus ihrem starken Auge,
Wie er im Leben schon so oft gethan,
In dieser Stunde Mut und Stärkung sauge.
Jetzt sahn sie sich — zum letztenmale flog
Sein Liebesblick zu ihr, wie zu den Spitzen
Des Bergs ein letzter Sonnengruß — dann bog
Er müd sein Haupt. Da brach auch ihre Kraft;
Von einer Ohnmacht diesem Leid entrafft.
Sah sie nicht mehr das Schwert des Henkers blitzen.

Und als sie tags darauf von ihren Kleinen
Den Abschied nahm, sprach sie mit leisem Weinen
Den Segen über sie: „Aus krankem Herzen
Segn' ich euch, Kinder, in den tiefsten Schmerzen,
Die je ein Weib erlitt. Doch fromm und rein.
Was auch die Welt jetzt von mir spricht und glaubt,
Ist diese Hand. Sie leg' ich euch auf's Haupt
Und denkt ihr einst des Vaters, denkt ihr mein,
So thut's im Guten. Und nun geht."

Sie gingen
Und weinten; doch sie wußten nicht, warum.
Sie blickten scheu. Doch Engel legte stumm
Jetzt ihre Hände in des Knechtes Schlingen,
Der sie im Wagen, wie sich das gebührte,
Verdross'nen Blickes nun zum Zuchthaus führte.

* * *

Gelassen wandelt ihren ew'gen Gang
Die Zeit von Anfang an. Kein Ueberschwang
Von Menschenfreuden oder Menschenleiden
Verlangsamt oder flügelt ihren Schritt.
Gelassen wandelt sie vorbei an beiden
Und nimmt von beiden nach Gefallen mit.
Von ihrer hohen jungfräulichen Stirn
Strahlt kalter Glanz, wie von der Alpen Firn

Der ew'ge Schnee. Glück, Liebe, Frohsinn, Lust
Rührt nie das Eisenherz in ihrer Brust.
Gefühllos wandelt sie. Der Schmerzensschrei
Des Unglücks hallt ihr ungehört vorbei.
Und ob der eine ihre Flucht beklagt,
Der andre ihren Zauberschritt — sie fragt
Nach beiden Thoren nicht; sie sieht den Sand
Gleichgültig in dem Glase niederrinnen
Und ruhrt, dem Markt entrückt, auf hohen Zinnen
Der Glocke Hammer mit gelass'ner Hand.
Dem Glück zum Hohn, dem sie zu rasch enteilt,
Dem Schmerz zum Trotz, dem sie zu lang verweilt,
Singt sie die uralt alte Melodie:
„Ich ende alles — ich selbst ende nie."

Und also hatte viermal schon das Jahr
Im Kreislauf sich erneut und viermal war
Der Bienen Volk zur Heide ausgeflogen
Und heimgekehrt. Und durch des Thores Bogen
War viermal schon der Roggen eingebracht —
Von fremder Hand, und viermal hatte schon
Sich jene unheilvolle Schreckensnacht
Gejährt. Wie rasch war doch die Zeit entflohn!
Wie rasch, wie rasch!

Nur Engel fand das nicht.
Ein wenig bläsſer war ihr Angesicht,
Als sonst. Das kam, weil sie die Luft entbehrte,
Die Blut und Herz ihr sonst so fröhlich nährte.
Jetzt saß sie da und klagte still für sich,
Wie qualvoll langsam ihr die Zeit verstrich,
Da jeder Augenblick doch Jahr für Jahr
Mit Schmerz und Gram ihr reich gesättigt war.
Und weil das Jahr wie eine Ewigkeit,
Schien auch die Qual verzehnfacht durch die Zeit.
Wie grausam war die Zeit, wie schwer die Not!
Für alle Menschen war sie schon wie tot
Vergessen, wie ein ausgetretner Funken,
Ein Tropfen Blut, vom Boden aufgetrunken,
Die Arbeit that sie, wie sie kam. Doch wußte
Davon ihr Herz nichts. Ihre Hände flogen
Nur um die Pflicht, die sie erfüllen mußte.
Die Seele war wo anders. Bilder zogen
Trüb wechselnd ihr vorbei in raschem Flug.
Das höchste Glück, gemischt mit tiefstem Leide:
Der arme Jan, das Haus, der Hof, die Heide —
Da hatte sie zu denken denn genug.
Und dann die Kinder, die — Gott sei's geklagt!
Noch nicht ein einz'gesmal nach ihr gefragt.
Doch nahm sie's wie das andre. Aus dem Leben
War sie wie Jan; sie mußte sich ergeben.
Doch Jan lag stumm, lag tot im Leichentuch,
Indes mit jedem Pulsschlag sie den Fluch
Des Seins verlängerte! War das nicht mehr?
Nicht schrecklicher's? Ist Sterben denn so schwer? — —
Und plötzlich kam's wohl auch, daß nach der Welt
Ein heißer Durst sie überfiel, nach Leben
Und Freiheit. Jung und schön und kraftgeschwellt
Mann durch den Körper ihr ein leises Beben,
Verlangen, Sehnsucht, Qual, nur noch einmal
Zu schaffen in der Sonne goldnem Strahl,
Den Kampf des Lebens mutvoll zu erneuen,
Mit ihren Kindern sich des Tags zu freuen
Und wie die andern vielen Millionen
Sich frei zu regen und im Glück zu wohnen.
Sie schrak zusammen. Wie die heiße, rasche
Glutflamme plötzlich lodert aus der Asche
Und wie der Quell, seit Jahren schon versandet,
Plötzlich noch einmal aus der Tiefe brandet,
So kam es über sie. Verzweiflung, Schmerz,
Wunsch, Hoffnung, Gier durchschüttelten ihr Herz
Und durch das Haupt, wie einem Fieberkranken,
Tobten ihr heiß die marternden Gedanken.
Doch stritt sie's mannhaft durch und ganz zuletzt,
Wenn sich ihr Wünschen endlich müd gesetzt,
Kam Ruhe wieder über sie, wie matt
Des Sees Wogen ruhn und spiegelglatt,
Die erst im Sturm getobt. Gelassenheit
Erfüllte sie, und das, was ihr zur Zeit
Ergebung hieß, bis sie sogar vergaß —
So schien's, — daß sie in Schmach und Schweigen saß

Im fünften Jahr nun war's, da kam, als neuer
Hirt seiner Herde vorgesetzt, ein neuer
Pastor zur Stadt, in deren Kirchenspiel
Gleichfalls das nahgelegene Zuchthaus fiel.
Ein junger Mann war Clemens Arsten, jung
Und stark im Glauben, voll Begeisterung
Für sein erhabnes Amt, voll Schwärmerei,
Die felsenfest die Treue führt im Schilde,
Bereit zur Hilfe, angethan mit Milde
Und stets gedenk, daß Gott die Liebe sei.
Ein Garten war sein Herz, darin er gut
Die Menschenliebe hielt in frommer Hut.
Vor allem pflegt' er sie und im Gewirr
Des Lebens ward er niemals an ihr irr.
Sie achtet' er wie eine Wunderblume,
Zum Heil dem, der sie pflegt, und Gott zum Ruhme,
Die siegreich jede Menschennot bestreitet,
Vom Himmel kommt und wieder zu ihm leitet.
Darum, wenn auch mit schwerem Herzen nur
Sein junges Weib vom neuen Amt erfuhr,
Folgt' er doch freudig jenem Ruf. Die Stätte
War heilig ihm. Denn hier lag an der Kette
Das Unglück, lag das Elend, das Verbrechen,
Der bittre Jammer und die blut'ge Reue,
Die jeden Tag das Herz zerfleischt aufs neue,
Hier war ein Strom von Thränen zu besprechen,
Hier waren, die zerbrochnen Herzens sind,
Und die zerschlagenen Gemüts. Hier waren,
Die Schiffbrüch auf des Lebens Meer erfahren,
Abseits geschleudert jäh von Sturm und Wind.
Hier konnte seine schöne Wunderblume,
Den Elenden zum Heil und Gott zum Ruhme,
Sich in verstockte Seelen siegreich drängen,
Die Lippen öffnen und die Herzen sprengen:
Denn wie der Regen kommt zur dürren Zeit,
Folgt auch der Not stets die Barmherzigkeit.

Und als er so zu Engel Kirk einst kam,
Zum erstenmal, da faßt' ihn tiefer Gram.
So jung, so schuldig und so trotzvoll! Schweigend
Hört' Engel auf sein Wort, die Stirn kaum neigend.
„Doch Eures Manns Verbrechen seht Ihr klar?" —
„Er that nur, was ihm Recht und Ehre war." —
„Als er gefrevelt wider die Natur?" —
„Dafür war er sich selbst sein Richter nur."
Und dennoch ließ den Pastor Engels Bild
Nicht los mehr. Er kam oft. Verständig, mild
Sprach er ihr zu und wie die Sonn' im März
Das Eis der Flüsse löst, rührt' es ihr Herz
Und löst' es von der Eisesrinde, die
Es kühl umschlossen hielt, bis denn auch sie
Sich endlich ihm ergab, ihm ganz vertraute,
Daß er in ihre tiefste Seele schaute.
Er war erstaunt, entsetzt, beglückt, vernichtet!
Am Mord mitschuldig war sie, war gerichtet,
Und doch wie groß, wie rein und ohne Fehle
Erschien ihm dieses Weibes schlichte Seele.
Verdammt vom Richter, sprach aus eigner Kraft
Sie frei sich, ohne Haß und Leidenschaft.
Zeugin des Mords, kalt, mit gelassnem Blut,
War einem Kinde gleich sie weich und gut.
Und wie er all den Jammer dann vernahm,
Der einst durch Bell jäh über Engel kam
Und über Jan und übers ganze Haus,
Wie sie Unmenschliches durch ihn erduldet
Und wie er selbst den blutgen Schluß verschuldet,
Ging er betrübt von ihr, in tiefem Graus,
Und weinte über sie. Doch *eines* stand
Ihm fest im Herzen, hier mit Gotteshand
Aus Kerkernacht und aus der Schande Ketten
Für dieses Leben Engel Kirk zu retten!

Ja, sprach er, Blut um Blut! In Gottes Namen!
Wie Joram ward gestraft samt seinem Samen
Für Brudermord, wie Abimelech fiel
Für seine ungeheuerliche That,
So ward auch Jan gerichtet, ihm das Ziel
Des Seins verkürzt durch Richterhand. So hat
Er seines Bruders Blut, das von der Erde
Zum Himmel schrie, versöhnt, im sichern Hoffen,
Daß ihm dafür auch jenseits Gnade werde.
Das walte Gott! Dann stand der Himmel offen
Der reu'gen Seele und sein Leib hienieden
Sank müd' der Erde zu und ihrem Frieden.
Doch Engel, Engel hat man leben lassen
Für mindre Schuld! Und sie — ich kann's nicht fassen —
Soll jahrelang in Schimpf und Schande stehn?
Langsam verkommen, langsam untergehn
Und so vermodern? Bei dem Angesicht
Des Himmel, diese Menschen ahnen nicht,
Wen sie da morden, wen sie da zerstören!
Doch ruf' ich's laut und alle sollen's hören

Ich fordre dieſes Weib zurück dem Leben,
Der König kann, der König muß vergeben.
Ihr ward für kleinre Schuld der größre Teil
Der Strafe zugemeſſen. Blitzt das Beil,
So iſt die Schuld geſühnt, das Haupt zu Füßen.
Doch ſie ſoll endlos lange Jahre büßen?
O hätte man ſie doch mit Jan zugleich
Der Welt entrückt! Wär' ihr der Todesſtreich
Erlöſung nicht, ihr Rettung nicht geweſen?
Nun irrt ſie ewig lange Jahre hin,
In Schmach, in Schande, mit verſtörtem Sinn
Und ohne Hoffnung, jemals zu geneſen.
Welch' Elend, ohne Hoffnung und Vertrauen
Endloſe Jahre in die Oede ſchauen,
Die ſchweigend vor dem ſtumpfen Blick ſich dehnt
Wie nachtbedeckte Wüſte. Ringsum gähnt
Das Grau'n. Die Furien liegen vor der Schwelle,
Verzweiflung, Jammer lagern in der Zelle,
Angſt und Geſpenſter bringt die finſtre Nacht,
Der Schmach Bewußtſein bringt der Tag zurück,
Am Herzen reißt mit ſtets erneuter Macht
Die Klage um das lang verlorne Glück —
Und unentrinnbar — nirgends zu entfliehen —
Alltäglich neu geſtraft — niemals verziehen —
Und unabſehbar dieſer Leiden Drang,
Ein Jahr ums andre und auf lebenslang
Des Teufels Opfer und der Hölle Spiel?
Das iſt zu viel!

Und ſo geſchah's, daß er zwei Jahre lang
Um Engel Kirk mit ſeinem König rang.
Der König wollte nicht. Denn Engel ſei
Schuldig genug. Wie würde vogelfrei
Und ſchutzlos die Geſellſchaft ſteh'n, wenn jeder,
Der tief verletzt dem oder jenem grollte,
Im eignen Recht tyranniſch walten wollte!
Wenn jeder ſeinem Haß nur folgen, weder
Vor Gott noch Menſch ſich ſcheu'n und wie ein Tier,
Das brüllend aus dem Käfig bricht, voll Gier
Und Blutdurſt ſeinen Nächſten überfallen
Und morden wollte! Kann das heiß're Blut
Entſchuld'gung ſein? Und iſt denn nicht vor allen
Der König da, des Bürgers Leben, Gut
Und Wohlſein vor verbrecheriſchen Händen
Zu ſchützen? Und hält Engel, die ſo rein! —
Den Toten nicht begraben? Darum nein!
Wie ſie's verdient, ſo mag ſie nun auch enden.

Der Paſtor aber ſetzte alles dran
Und wie einſt Jakob mit dem fremden Mann
Zur Nachtzeit bis zum Morgenrot gerungen
In ſchwerem Kampf und doch nicht ihn bezwungen,
Bis er dann rief: „Stark biſt du, ja! doch wenn!
Ich laſſ' dich nicht, du ſegneteſt mich denn!“ —
So rang er mit dem König und er lag
Vor Gott auf ſeinen Knieen manchen Tag
Und manche Nacht, auf daß er ſein gedenke
Und ihm in Gnaden dieſe Seele ſchenke.
Und endlich ward's erfüllt. Am Königstag,
Da Gutes jeder gern erwarten mag,
Kam ihm vom Throne der Beſcheid, daß gnädig
Zur Zeit der Fürſt auf Engel Kirk geſeh'n;
Er ſpreche ſie fortan der Feſſeln ledig,
Falls Paſtor Arſten ſelbſt dazu verſteh'n
Sich wolle und ſich ſelbſt dazu bequemen,
Für Jahreslauf ſie in ſein Haus zu nehmen.
Beſtehe ſie die Probe gut, ſo ſei
Sie losgeſprochen und für immer frei.
Beſteht ſie ſchlecht, dann — ſchloß das Gnadenſtück —
Kehrt in das Zuchthaus ſie ſofort zurück.

So ſtand's geſchrieben. Engel in ſein Haus!
Er las und las und las es doch nicht aus.
Sein Herz ſchrak auf, im Innerſten beklommen:
Wie hatten ſie ihn gut beim Wort genommen!
Die Mordverdammte aus der Zuchthauszelle
Von ihm geleitet über ſeine Schwelle,
Als Hausgeſellin zu dem Hausgeſind',
Zu ſeinem Weibe und zu ſeinem Kind.
Mein Heim, dem Frieden Gottes nur geweiht,
War es für ſolchen duſtern Gaſt bereit?
Und wenn der Schatten, der ſie ganz umhüllte,
Allmählich auch ſein helles Haus erfüllte?
Und wenn ſein Kind — doch durft' er denn die Blüte
Mit dieſem Lächeln voller Lieb' und Güte
Dem Weib vertrauen, das mit eigner Hand
Das Unglücksgrab geſcharrt im Heideſand?
Klebt nicht ein Fluch an ſolchen Händen? Sollen
Das Kind ſie faſſen dürfen, nach den vollen
Und derben Bäckchen greifen, zärtlich ſtreicheln,
Liebkoſend taſten und voll Inbrunſt ſchmeicheln?
Sie ſah den Mord. Sie ließ den Mord geſcheh'n.
Wer ſo Entſetzliches mit angeſeh'n,
Muß nicht ſein Auge wie verzaubert ſein?
Voll böſer Macht? Nein, rief's in Arſten, nein!
Und Seelenangſt befiel den Braven. Wieder
Schritt er dann lang im Zimmer auf und nieder
Und kämpfte nun mit ſich viel Stunden lang,
Wie mit dem König er der Jahre zwei
Gerungen, wie einſt Jakob ſchwer und bang
In jener Nacht. Dann ſprach er feſt: „Es ſei!
Heut bin auch ich dir, ſtarker Gott, begegnet
Und laſſ' dich nicht, bevor du mich geſegnet.
Noch morgen hol' ich Engel Kirk. Willkommen
Sei ſie bei mir und freundlich aufgenommen.“

Frau Arſten freilich war voll Widerſtreit,
Doch ſtand das rechte Wort ihr jetzt bereit,
Sie ſprach: „Wo Blut gefloſſen iſt, da ſproßt
Dir keine Blume mehr als Augentroſt.
Da ſteht ein Kreuz — ſo war's in alten Tagen,
Das ſoll auch ſie in Gottes Namen tragen.“
Er aber küßte ihr die Stirn: „Und ſollen
Der Schmerzbeladnen wir und Kummervollen
Das ſchwere Kreuz, wie es in alten Tagen
Bei Chriſten Sitte war, nicht helfen tragen?“

Und Engel kam. Wie aus der dumpfen Nacht
Der Blindheit einer neu zum Licht erwacht
Und, all der Glanzesfülle zugewendet,
In freud'gem Schrecken ſteht und halb geblendet —
Wie einer, aufgerufen aus der Gruft
Des Todes, wieder wandelt in der Luft,
Die Sterne wieder ſieht, für die ſeit Jahr
Und Tag ſein Auge müd' geſchloſſen war,
Und ſtaunend fühlt, wie ihm die Sonne wieder
Erwärmung gießt in die erſtarrten Glieder,
Wie, von der Flut des Lebens neu umrauſcht,
Er ihrem Locken mit Entzücken lauſcht
Und endlich ganz betäubt und unruhvoll
Zagt, ob er weilen oder fliehen ſoll:
So fand ſich Engel Kirk. Des Paſtors Knie
Umklammernd küßt ſie ſeine Hand. Doch wie
Sie dann die ihre nach dem Kinde ſtreckt,
In holdem Drang, den Knaben mit den ſüßen,
Purpurnen Lippen liebevoll zu grüßen,
Der, in der Mutter Kleider halb verſteckt,
Großäugig auf die Fremde ſchaut, da tritt
In heftiger Bewegung zwiſchen beide
Frau Arſten, wie zur Wehr den Knaben mit
Den Händen ſchützend. Weh! In tiefem Leide
Bebt Engel Kirk zurück. Ein großer Schmerz
Durchzuckt ihr treues, vielgeprüftes Herz.
Iſt ſie geächtet? Steht das Mahnzeichen
Auf ihrer Stirn? Ein Schrecken ſondergleichen
Erfaßt ſie. Lieber dann in Kerkersnacht
Zurück, begraben in dem tiefſten Schacht,
Verſenkt in Schimpf, geſchnürt in enge Bande,
Als ſo zu leben! In das Haus der Schande
Zurück dann lieber noch, wo unbeſehen
Die einen Sünder bei den andern ſtehen!
Zurück aus ſolcher Freiheit in die Zelle!
Doch bebt ihr Fuß und kann nicht von der Stelle.

Die Tage gingen ſtill und friedlich hin
Im Pfarrhof, wo ein milder, heitrer Sinn,
Von Gottesfurcht und Frömmigkeit getragen,
Den Menſchen half in gut' und böſen Tagen.
Es war im Haus von jener Helligkeit,
Die aus den Herzen ſelten ſtrahlt, die weit
Und nah das Kleinſte trifft, ſo wie der Strahl
Der Sonne findet auch das engſte Thal
Die von der Schwelle jede Laune ſcheucht
Und die der Blume gleich die Freude weckt.
Und Engel that wie alle. Waltend ging
Sie ein und aus. Ein milder Sinn umfing
Sie allgemach. Sie ſah den Nebelſchleier
Zerfließen, der ihr Herz bedrückt, und freier
Sah ſie ins Weite. Wenn es kaum getagt,
Sprang ſie zur Arbeit auf, wie eine Magd
Tagein zu ſchaffen. Dank empfing ſie. Doch
Sie warb um Hoh'res, warb um Beſſ'res noch.
Sie warb um Liebe und bisweilen ſchien
Ihr Herz auch die der andern nachzuzieh'n.

Dann jubelte sie still für sich und schon
Litt auch Frau Arsten, daß ihr kleiner Sohn
Mit Engel durch den Garten strich nach Beute
Im Haselstrauche. Wie das Engel freute!

Noch hatte sie das Pfarrhaus nicht verlassen!
Sie fürchtete die Stadt, den Markt, die Gassen,
Durch die sie einst, vom Volke roh begafft,
Gezogen war, dem armen Jan zur Seite.
Ein trüber Zug! Ein trauriges Geleite!
Ein böser Tag, der noch in Bann und Haft
Ihr Herz erinnernd hielt, daß es verzagte!
Der Pastor schalt. So ging sie denn und wagte
Sich einmal in die Stadt. Doch bald schon kam
Entsetzt zurück ins Pfarrhaus sie gesloh'n,
Voll Todesangst und leichenblaß, voll Scham.
Vom Volk erkannt, war sie mit Spott und Hohn
Empfangen worden: „Seht die Mörderin!
Stolziert sie nicht in Freiheit frech dahin?
Vom Zuchthaus kommt sie! Sollte man es meinen?“
Ein Straßenjunge warf nach ihr mit Steinen
Und andre folgten. Wie ein Wetter brach
Es auf sie los. Sie floh und alle nach.
Vergebens sah sie sich nach Rettung um.
Die einen lachten, andre schlossen stumm
Die Thür vor ihr. So jagte sie entsetzt
Die Häuser hin, ein Wild, das aufgehetzt
Und todesbang durchs Waldesdickicht bricht.
Die Steine flogen ihr ums Haupt, das dicht
Sie schützend mit dem Tuch verhüllt, die Not,
Die Angst lieh ihr die Kraft, sonst lag sie tot
Jetzt auf der Straße, von der blinden Wut
Des Pöbels hingeopfert, die nach Blut
Und Rache schrie.

Und tiefe Trauer zog
Durch Arstens Herz und Kümmernis. Wie log
Der alte Spruch da wieder, daß die Stimme
Des Volks die Gottes sei, wo alles Schlimme
Und Rohe häßlich aus dem Herzen brach
Der Thoren und Einfältigen. Dann sprach
Er: „Kommt! Sie sollen uns nicht beugen
Und laut vor allen will ich Gott bezeugen.“
Zu seinem Knäblein neigt' er sich herab
Und hob es auf und küßt' es und dann gab
Er der erstaunten Engel auf den Arm
Das Kind; das schmiegte seine Händchen warm
Ihr um den Hals und lachte. — „Aber, Mann —!“
„Auch du kommst mit und Engel geht voran.“
So traten alle feierlich heraus,
Die Frauen bang, bewegt von tausend Schmerzen,
Er seines Herren froh und stark im Herzen.
Wie ihrer harrend, unweit von dem Haus,
Stand noch das Volk, in Rotten dicht geschart
Und bösen Willens voll. Und kaum gewahrt
Der Pöbel Engel wieder, ging die Reih'n
Ein Murren hin und einer schwang den Stein
In seiner Hand mit Droh'n. Frau Arsten schrie
Wild auf und stürzte vor. Da stutzten sie
Und sah'n nun erst, welch ein seltsamer Zug
Da näher kam und daß des Pastors Kind
Es war, das Engel auf den Armen trug.
Und wie es freundlich blickte! Wie im Wind
Ihm seine langen, goldnen Locken flogen!
Wie, über Engel halb zurückgebogen,
Es mit dem Vater jetzt aufjauchzend scherzte
Und dann die Dienerin frohlockend herzte!
Die Leute traten scheu zur Seite. Wer
Hätt' auch dem Pastor Arsten Gruß und Ehr',
Wo immer er im Volk erschien, versagt?
Wer sich an ihn mit frechem Wort gewagt?
So schritt er hin, das Haupt voll Ernst gehoben
Und voller Würde, wie durch Sturmestoben
Ein starker Mann. Gleich einem Zauber ging
Es von ihm aus, der jedermann umfing
Und auch den Keckſten bändigte. Das Weh'n
Göttlichen Geistes spürten sie, doch ohne
Es nur zu wissen oder zu versteh'n.
Das eine nur begriffen sie: dem Hohne
Der Welt entrückte Arsten hier das Weib
Jan Nirks und schützend über ihren Leib
Hielt er in Segen seine Priesterhand,
Da er sein Kind in ihre Arme legte
Vor aller Welt. Und seit der Stunde fand
Sich keiner mehr, der so viel Keckheit hegte,
Der Aermsten je zu spotten. Wie gefeit
Vor aller Unbill war sie seit der Zeit
Und wie die Flur aufs neue blüht und grünt.
Die seufzend unterm Schnee lag und beklommen.
So schien der Fluch auf Engels Haupt gesühnt.
Durch Arstens starke Hand von ihr genommen.
Und dankbar grüßte jeder Herzensschlag
In ihr mit neuer Freude jeden Tag.

Und Segen war mit ihr, wie auf der Heide
Er einstmals mit ihr war. Wie das Geschmeide
In Licht und Sonne blitzt, so strahlte Glück
Ihr Dasein aus und Lust und Wohlergeh'n.
Fast wie ein Wunder war es anzuseh'n:
Verdoppelt gab das Gute sie zurück,
Das sie empfing. Gedeihen schien gebannt
An alles Thun und Schaffen ihrer Hand.
Der Baum, der Strauch, der Stall, der Taubenschlag,
Das Stücklein Feld, das nah am Pfarrhof lag,
Sie gaben Ernte, wie noch nie. Die Bühne
War voll von Obst, wie voll von Sand die Düne.
Der Keller war voll Frucht. Der Henne Schrei
Rief mahnend durch das Haus hin, Ei um Ei
Zum Korb zu sammeln. Wohl verwahrt in Kannen
Fuhr früh am Tag der Knecht die Milch von dannen
Zum Markt, und manches, was sie lang entbehrt.
Weil es des Lebens Notdurft ihr verweigert,
Sah sich Frau Arsten unversieh'ns beschert
Und fand ihr Haus zum Wohlstand sacht gesteigert.
Sie nahm es lachend hin, froh und geduldig.
Als sei der Himmel ihr nichts andres schuldig
Der Pastor nur sprach demutvoll zu sich:
Wie kommt ein solcher Segen über mich?

Und wieder war es Sommer und es fehlte
Ein Tag nur noch an Engels Probejahr;
Im Garten saß Herr Arsten ernst und quälte
Sich und sein Herz. Seit vielen Wochen war
Ein böser Geist ins Land ringsum gefahren
Und in der Saat, die er seit vielen Jahren
Gepflegt voll frommen Eifers früh und spät,
Schoß Unkraut, das die Hölle selbst gesät,
In gift'ger Blüte auf. Am Marke zehrend,
Die Kraft aussaugend, bis zum Tod verheerend
Zog eine Krankheit durch das Volk. Kein Wort
Im Guten oder Bösen half. Er warnte
Umsonst. Das Uebel fraß sich langsam fort
Durch alle Herzen. Unheilvoll umgarnte
Es Mann und Weib und Kind. Fruchtlos verlor
Sein zürnend Drohen sich, nur taubem Ohr
Begegnend. Wie im Taumel, ohne Sinn
Und Denken trieb das Volk am Abgrund hin,
Nur nach dem Irrlicht haschend, welches strahlend
Von drüben lockte und in Goldglanz prahlend.
Spielteufel hieß der böse Geist, der sich
Ins Land gesetzt. Er hauste fürchterlich.
Fleiß, Sparsamkeit, Genügen, Frohsinn schlug
Er grausam nieder; jene holde Blüte
Des Friedens, die im redlichen Gemüte
Dicht bei der Liebe wohnt, die riß er aus,
Warf auf die offne Straße sie und trug
Verschwendung, Geldgier, Streit in jedes Haus.
Wie eine Tollheit ging es durch das Land,
Da war kaum einer, welcher widerstand
Der Thorheit aller und dem falschen Schein,
Kaum einer, der des Volkes Sinn gemein
Und roh schalt, der wie Arsten bang die Hände
Zum Himmel hob, das schreckenvolle Ende
Voraus verkündend. Denn sie hörten nicht.

Und also mit vergrämtem Angesicht
Saß er und sann und dachte all der Schmach
Und Not, die kommen mußte, schmerzlich nach
Und ob denn keine Rettung sei. Da sprang
Des Gartens Thüre auf und in dem Gang,
Der kühlungreich sich durch die Mitte zog,
Kam Engel aufgeregt daher. Sie flog
Mehr, als sie ging; in heller Freudenglut
Stand ihr das Antlitz. Hoch herauf gefaßt
Trug sie die Schürze, die von schwerer Last
Zu schwanken schien. So kam sie wohlgemut,
Schön, wie sie in der Heide war, daher:
„Was bringst du, Engel? Ei, du trägst ja schwer!“
„Was ich da bringe? Ihr erratet's nicht!
Goldfische sind's, die mir ins Netz gegangen,
Für Euern Heinrich hab' ich sie gefangen.“
Und wie sie so glückselig lachend spricht,
Hebt sie die schwere Schürze hoch empor
Und schüttelt sie und rüttelt sie am Ohr

Des Paſtors dicht vorbei. Hellſilbrig klingt
Und klirrt es drin. Herr Clemens Arſten ſpringt
Erſchrocken auf: „Um alles in der Welt,
Was bringſt du?“ — „Einen ganzen Haufen Geld.“ —
„Wem iſt es?“ — „Euerm Heinrich.“ — „Biſt du toll?“ —
„Entfernt nicht! Seht, die ganze Schürze voll.“
Und damit ſpreitet ſie die Schürze aus,
Ein Haufen blanker Thaler blitzt heraus,
Noch heller als die Sonne. Wehe! Zielt
Der Teufel ſelbſt ins Pfarrhaus? „Und woher,“
Frug Arſten ahnungsvoll und ſorgenſchwer,
„Stammt dir das Geld?“ — „Je nun, ich hab' geſpielt.
Für mich nicht! Nein! Was ſoll der Bettel hier
Für mich? Doch Euer Heinrich, dacht ich mir,
Wenn der einſt groß wird, wenn er als Student
Einſt in der Fremde draußen iſt, dann thut
Zur Aushilf' ihm ein ſolcher Pfennig gut.
Man weiß ja, wie das geht. Und darum nennt
Mich nicht leichtfertig, daß auch ich mein Heil
Verſucht wie viele. Ach, in banger Weil'
Erharrt' ich die Entſcheidung und zu Gott
Fleht' ich, daß er den guten Willen mir,
Dem Kind zuliebe, ſegnen möge. Hier,
Nehmt denn das Geld!“

Soll ich zu Schand und Spott,
Frug Arſten ſich, im eignen Hauſe werden?
Dann wandt' er ſich mit zürnenden Gebärden
Zu Engel: „Hör mich! Nur ein einzig Wort!
Im Augenblick ſchaffſt du das Geld mir fort,
Daran das Blut der Armut klebt. Du biſt
Zum Schimpf mir worden! Soll des Teufels Liſt
Auch mir das Haus umgarnen? Soll ſein Fluch
Auch meine Schwelle treffen? Dies mein Spruch:
Du lohnſt mir ſchlecht, was ich an dir gethan.
Fort mit dem Geld! Doch ſtehſt du damit an
Und zögerſt du, laut trotzend oder ſtumm —
Dein Probejahr, bedenk', iſt morgen um.“
Und Engel wurde kreideweiß. Sie ließ
Die Schürze mit den Thalern ſinken. Hieß,
Was da Herr Arſten ſagte, neue Schande
Und Elend, neues Zuchthaus und Gefängnis?
Und Schande bis zum Tod nun? Voll Bedrängnis,
Wie einer, der verſinkend nach dem Lande
Um Rettung ſchreit, ſchrie Engel auf. Im Blick
Die wilde Angſt des Todes ſah ſie groß.
Mit weitem Aug' auf Arſten, der ihr Los
In ſeinen Händen hielt und ihr Geſchick
Jetzt prüfend wägte. Kalter Todesſchweiß
Brach aus der bleichen Stirn ihr, da doch heiß
Das Herz ihr klopfte, wie vom Sturm gejagt,
Und weil der Mund ihr jetzt den Laut verſagt,
Und ihr die Bruſt umſonſt nach Atem rang,
Feſt zugeſchnürt, hielt ſie minutenlang
Den Blick auf Arſten nur. Wie ſtreng erſchien
Er heut' ihr, der doch ſtets ſo gern verzieh'n!
Viel ſtrenger noch, als jene Männer, die
Das Urteil einſt geſprochen über ſie,
Erhabener und größer. Und jetzt ſank
Die Furcht ihr in die Kniee, daß ſie ſchwank
Sich neigte, wie der Pappel ſchlanker Schaft
Im Wind ſich neigt. Doch plötzlich und bevor
Bleichſücht'ge Ohnmacht ihr die letzte Kraft
Entzog, riß ſie gewaltſam ſich empor,
Zum Bache eilend, der den Garten lang
Wild rauſchend zog. Auf wallten die Gewänder
Um ihren Leib. Dann auf die Brücke ſprang
Sie flink und weithin über das Geländer
Gebeugt, ſchwang ſie die Schürze: „Sprecht ein Wort,
So rollt der Mammon mit den Wellen fort!“

„Das wäre nicht gering're Sünde,“ ſprach
Mild lächelnd Arſten. „Wirfſt du's in den Bach,
Iſt's ſchlimmer noch, als wollteſt du's verſchwenden.
Wirſt du das wollen? Geld iſt hohes Gut,
Rechtlich erworben und in rechten Händen,
Weil man der Wunder viele damit thut.“ —
„Was fang' ich an?“ rief Engel, „habt Erbarmen!
Doch ja, jetzt weiß ich's! Hier — ſchenkt es den Armen!“ —

„Das könnte geh'n, das läßt ſich überlegen.“ —
„Und ich?“ rief Engel, wieder rief verzagt. —
„Da bleibſt bei uns, wie ich es ſtets geſagt,
Und Glück und Heil ſei mit dir allerwegen.“ — — —

Am Morgen aber trieb es Engel fort,
Der Heide zu. Auf einem Hofe dort,
Der einem fernen Vetter Jans gehörte,
War, ſeit ihr eignes Haus Unheil zerſtörte
Und blutbefleckte Schuld, ihr Knabenpaar
Zur Pflege hingegeben. Manches Jahr
War ihr in Seufzen um ſie hingegangen.
Heut aber trieb ein mächtiges Verlangen
Sie nach dem Hof. Nun war das Weh vorbei,
Die Schuld geſühnt, ſie ſelber wieder frei,
Nun konnte ſie vor ihren Kindern ſteh'n
Und ihnen offen in die Augen ſeh'n.
Nun durfte ſie ihr Mutterglück genießen,
Die Nievergeſſ'nen in die Arme ſchließen.
Nun ſollten endlich wieder ihre Knaben,
Gleich andern Kindern, eine Mutter haben.
Jans Kinder! Ihre Kinder! Thränenheiß
Ward ihre Wange, daß ein ſolches Glück
Das Leben noch ihr bot. Seltſamerweiſ'
Erſchrak ſie halb und bebte halb zurück.
Doch ſchritt ſie tapfer fort.

Ob wohl die beiden
Dem Vater glichen? Wie des Baches Weiden
Schlank waren ſie indes heraufgeſchoſſen.
Gewiß, ſie mußten jetzt zwei große Knaben
Schon ſein. Ob ſie wohl noch, wie einſt, im Graben
Am Wald Kaninchen jagten, unverdroſſen
Und luſtbeſeelt? Jetzt meinte ſie ihr Schrei'n
Ganz laut und neben ſich zu hören, wie
Vor Jahren ſie's gehört. Da fiel ihr ein
Jans Freude an den Knaben. Sie, ja ſie
War glücklicher, als er. Ob er heut nur
Auf ſie herabſah?

Eigen widerfuhr
Es ihr, wenn ſie an ihre Kinder dachte
Und ſich ein Bild der lang Entbehrten machte.
Wie ſie ſich mühte, nie wollt' es gelingen,
Auch feſte Linien in das Bild zu bringen.
Das ſchwebte unklar hin, ſchwach, unbeſtimmt,
Wie eine Landſchaft weit im Duft verſchwimmt,
Wie jemand, der in weiter Ferne geht,
Daß man umſonſt nach ſeinen Zügen ſpäht.
Und endlich ſank ein dichter Nebelflor
Herab und ſchob ſich ihrem Auge vor,
Daß ſie wie blind war, bis denn ganz zuletzt
Des kleinen Heinrich Köpfchen hoch ergötzt
Und lachend aus dem Nebelſchleier blickte.
Ihr ſchalkhaft drohte und ſie grüßend nickte.
Der kleine Heinrich! Ja, der war ihr lieb
Wie eignes Blut. Der hatte wie ein Dieb
Sich in ihr Herz geſtohlen. Und wie war
Er ſchön und hold! Gewiß, ihr Knabenpaar
War nicht ſo ſchön! doch, konnt' es anders ſein?
Er war ein Paſtorsſohn, da mußt' er fein
Und wie ein Prinz ſein. So ein Bauernkind
Iſt grob und plump, wie alle Bauern ſind.
Was thut's? Wenn ihre Kinder an ihr hängen
Und wieder ſich zu ihrem Herzen drängen —
Schön oder nicht ſchön — jeder Tropfen Blut
Ruft: ſie ſind dein! und dann iſt alles gut.
Wer, armer Heinrich, weiß, was dann geſchieht
Und ob die Engel dir nicht doch entflieht,
Ob ſie ſich nicht aus deinen Händchen reißt,
Um da zu bleiben, wohin Gott ſie weiſt,
Bei ihren Söhnen! Kindchen, weine nicht!
Die Engel kann's nicht ſeh'n — ihr Herz zerbricht
Und zagt und klagt und weiß nicht, kummervoll,
Wen ſie nun halten, wen ſie laſſen ſoll?

Nun ſtanden ſie vor ihr, ſcheu, trotzig, fremd;
Ihr Herz war tief im Innerſten beklemmt.
Kaum dankten ſie dem Gruße. Sagt doch, waren
Das Engels Kinder? In den wen'gen Jahren
So ſehr vertauſcht in Seel' und Angeſicht?
Der kecke dort, der ältre, glich er nicht
Dem ſchuft'gen Bell? In allem, Zug für Zug!
War das nicht ſchrecklich? War das nicht genug?
Und jetzo trat er frech, als wär's ein Spaß,
Heran an ſeine Mutter: „Weißt du was?
Ich mag dich nicht.“ — „Warum?“ — „Die Leute ſagen
Des Vaters Bruder habeſt du erſchlagen
Und aus dem Zuchthaus ſeiſt du auch entſprungen.“ —

Da ſtieß ſie ſchreiend den verruchten Jungen
Ins freche Antlitz mit der Fauſt. Die Hand
Hob ſie zur Züchtigung, dann aber wandt'
Sie raſcher noch ſich ab und floh. Die Nacht

Irrt auf der Heide ſie dahin. Als ſacht
Der Morgen kam nach all dem Weh und Graus,
Stand ſie erſchöpft und müd' vor Arſtens Haus
Und totenblaß. Man führte ſie herein.
Der kleine Heinrich ſtreckte von den Kiſſen
Ihr ſeine Händchen her. Von Schmerz zerriſſen,
Sank ſie an ſeinem Bett aufs Knie. „O wein',
O weine nicht!“ ſprach ſüß das Kind und ſtrich
Die Wang' ihr ſacht, „du gute Engel.“ — „Sprich,
Was iſt geſchehen?“ frug der Paſtor dann,
„Du machſt mir Angſt. Was trat an dich heran?“
Da aber beugte ſie ſich demutvoll
Zu Arſten hin und ihre Thräne quoll
Aufs neu und leiſ' ſprach ſie zu ſeinem Weibe:
„Fragt mich nicht aus! Erlaubt nur, daß ich bleibe.“

* * *

Und wieder war's nach dreißig langen Jahren.
Gar mancher Sturm war durch die Welt gefahren,
Gar manches Wetter hatt' in wildem Toben
Das Meer des Lebens wolkenwärts gehoben
Und wieder fallen laſſen, auf und ab,
Zum Sieg die einen, andere ins Grab
Und in das Dunkel führend. Licht und Nacht,
Sie hatten wechſelnd ihre alte Macht
Der Menſchen ſterblichem Geſchlecht bezeugt,
Es oft erhöht und öfter noch gebeugt,
Die Herzen durchgerüttelt bis zum Grunde
Und immer wieder Heilung jeder Wunde
Gebracht und neues Hoffen, neues Regen
Und neuen Lenz und neuen Blütenſegen.

Und ſo war Luſt und Leid und Freud' und Bangen
Auch oft im Pfarrhaus ein- und ausgegangen,
Die Freude, ſtets mit Dankbarkeit begrüßt,
Der Schmerz, durch jenen milden Troſt verſüßt,
Daß auch ſein Stachel unſern Herzen frommt
Und daß er, wie das Glück, von oben kommt,
Denn dies war Arſtens Glaube feſt und klar,
Der hielt ihn aufrecht, war ſein Schild und war
Ihm wie ein Schwert, das er zeitlebenslang
Und ſiegewiß in allen Tagen ſchwang.
Und dieſer Glaube war es auch allein,
Der Kraft ihm gab, als er in ſchwerer Pein
Vor Jahren ſchon, den Knaben an der Hand,
Am Sterbebette ſeines Weibes ſtand.
Sie hatte nichts als Liebe ihm gegeben,
Sie war das Sonnenlicht in ſeinem Leben,
War ſeines Daſeins allerhöchſter Preis,
An ſeinem Lebensbaum das ſchönſte Reis.
Nun welkt' es hin, nun ward es ihm genommen.
Und als er weinend ſtand und tief beklommen,
Sprach ſie zu ihm: „Es fällt mir ſchwer, zu geh'n,
Uns blieb noch viel gemeinſam zu beſteh'n.
Wie ſollen denn wir beide, du auf Erden,
Im Himmel ich, allein nun fertig werden?
Doch für den kleinen Heinrich laſſ' ich dir
An meiner Statt die gute Engel hier.
Sie wird ihm Mutter, wie ich ſelber, ſein.
Und ſo lebt wohl, ſo ſchlaf' ich friedvoll ein.“

Und was blieb Paſtor Arſten wirklich nun,
Als ſich, ſein Kind, ſein ganzes Sein und Thun,
Sein ganzes Haus in Engels treue Hände
Zu legen bis an ihrer Jahre Ende!
War ſie auch nur des Hauſes Dienerin,
Ging ſie doch herrſchend durch dasſelbe hin,
Still waltend und beſorgt, beratend, lehrend
Und das beſcheidne Gut in Klugheit mehrend.
Jung Heinrich wuchs, wie draußen auf der Heide
Die ſchlanke Föhre, wie auf grüner Weide
Ein krätt'ges Füllen, ſtark und munter. Gut
Bekam ihm Engels unabläſſ'ge Hut.
Der Knabe war ihr Stern, ihr Augenlicht.
Ihm galt ihr Leben. Ihm ins Angeſicht,
Ins helle, jugendblühende zu ſchauen,
Märchen erzählen, Zukunftsſchlöſſer bauen,
Worin ſie ihn mit ſtolzen Namen nennt —
Zum mindeſten: Herr Superintendent —
Das war ihr höchſtes Glück und ſo verrann
In Scherz und Ernſt die Zeit.

Jetzt war zum Mann
Jung Heinrich längſt geworden; wohlbeſtallt
Als Paſtor und geliebt von jung und alt
Wohnt' er in einem kleinen Dorfe nah
Und war mit Kind und Frau, dem Großpapa
Zu Liebe, der ſein Wiegenfeſt beging,
Heut angelangt. Das war kein kleines Ding
Für Engel Kirk. Das war ein Doppelfeſt,
Das einmal nur im Jahr ſich feiern läßt:
Der Sohn als Gaſt, Herr Arſten Jubilar.
Gleich Engel floß auch ihm ſchon weiß das Haar
Die Schläfe hin; doch ſtattlich gleich dem Sohn
Trug er noch ungebeugt der Jahre Laſt,
Wie eine Ceder auf dem Libanon.

Und als beim Mahle Jubilar und Gaſt
Und Schnur und Enkelkind gefeiert waren
Im hellumklung'nen Toaſt, da goß vom klaren
Und feuerkräft'gen Wein, der aufgeſpart
Schon Jahre her im Keller lag, die Gläſer
Herr Arſten voll und rief in munt'rer Art:
„Der Engel, meinem treuen Reichsverweſer,
Weih ich dies Glas Ein frohes Alter gebe
Der Himmel ihr und mir! Stoßt an, ſie lebe!“
Und ſilbertönig klangen durchs Gemach
Die Gläſer, bis der Weiheſtimmung Fülle
Der Enkelſohn mit ſchrecklichem Gebrulle,
Vom Mittagsſchlaf erwachend, unterbrach.
Und Engel lief hinzu. Großmütterlich
Und zärtlich, wie ſie einſt um Heinrich ſich
Gemüht, liebkoſte ſie den derben Jungen,
Bis der, nun froh geſtimmt, keck aufgeſprungen,
Den Eltern in die Arme lief. Da nahm
Ihn Arſten auf den Schoß. Ihn überkam
Der Rührung mächtiges Gefühl, als er
Im Kind hier ſich erneut ſah, fortgeſponnen
Des Lebens Faden, der ihm ſelber mehr
Und mehr zu Ende ging. In vollen Wonnen
Strich er des Kindes goldnes Lockenhaar
Und küßte ihm das blaue Augenpaar
Und ſegnet' es aus ſeinem tiefſten Herzen:
„'s iſt doch ein ſeltſam Ding, ſein eigen Blut
In andern ſeh'n, es halten, küſſen, herzen,
Und alles, was wir ſelbſt an frohem Mut
Und Jugend einſt beſaßen, hier im linden
Aufblüh'n des neuen Weſens neu zu finden.“

Der Knabe zappelte auf ſeinem Schoß.
So ließ er ihn, doch wider Willen, los.
Und niemand ſah es weiter, daß das Kind
Zur offnen Thür hinaus und wie der Wind
Zum Garten lief, wohin der Sonnenſchein
Es rief und Vogelſang und Blum' und Stein.
Und längs dem Garten wälzte ſeine vollen
Flutwellen heut der Bach hoch aufgeſchwollen
Von Regengüſſen, die der Sommernacht
Gewitterſtürme reichlich ihm gebracht
Und niemand ſah's und ſah dem Kinde nach,
Indes beim Wein der greiſe Paſtor ſprach
Von alten Zeiten und von Freud' und Leid,
Das ewig wechſle, wie dem alten Kleid
Das neue folgt und wie dem Tag die Nacht,
Und wie er Engel auch ins Haus gebracht.
Er ſprach nicht oft davon; doch hatte heute
Die Zunge ihm der Wein gelöſt; er ſcheute
Sich nicht, an die Vergangenheit zu rühren,
Und pries dann Gottes gnadenreiches Führen
Und wie ihm ſeine Gutthat ſelbſt zum Segen
Geworden ſei und wie ihm allerwegen
Die Engel ſelbſt, ſeit ſie im Haus gewohnt,
Es tauſendfach an Haus und Kind gelohnt.

Und Engel hatt' es ſtill gehört. Das Lob,
Mit welchem Arſten ſie ſo laut erhob,
Trieb ihr die Thränen ins Geſicht, wie hell
Im Lenz zur Tiefe niederrauſcht der Quell,
Vom Strahl der Sonne frei geküßt. Beſchämt
Sank vor dem würd'gen Mann ſie hin: „O nehmt
Mein Leben Euch zum Danke. Denn genug
That ich Euch nimmer. Nichts als meine Pflicht
Erfüllt' ich, wie ein jeder thut, und trug
Mich Euer Arm nicht an des Tages Licht
Aus dunkler Nacht und aus der Nacht der Schande
Ins Licht der Ehre, aus der Schmach der Bande
In goldne Freiheit? Drum ſeit Jahr und Tagen
Iſt mir, als bliebe mir noch was zu wagen
Für Euch, für mich. Ich denk' es nimmer aus,
Daß mich mein Gott von hier, aus dieſem Haus
Wegführen könnte, eh ich noch zum Schluß

Den Dank Euch zeigte, den ich zeigen muß.
Den thu' ich Euch zulieb' noch. Sagt nicht Nein!
Was, weiß ich nicht. Es muß was Großes ſein.
Dann ſterb' ich gern', dann bleibt mir Euer Segen
Und weiter iſt am Sein mir nichts gelegen."

Sie ſprach's und alle ſchwiegen ernſt und ſtill.
Da ſcholl ein Schrei vom Garten grell und ſchrill.
Der Kleine war's, der Enkel, der ſo ſchrie.
Vor Schreck ſaß Arſten wie gelähmt. Doch ſie,
Sie, Engel Kirk, die nie den Kopf verlor,
Fuhr wie vom Donner wachgeſchreckt empor,
Hinaus zum Garten — wie ein Pfeil, vom Bogen
Geſchnellt, kam ſie den Laubgang hergeflogen.
Dann durch die Wieſen — raſch, wie auf ein Dach
Der Blitz vom Himmel ſtürzt — hinab zum Bach.
That Hilfe not, ſo war es hier. Und ja,
Ein wilder Schrei entrang ſich ihr. Schon ſah
Das Kind ſie treiben mitten in der Wogen
Furchtbarem Schwall, ſchon halb hinabgezogen,
Vom weißen Feſttagskleidchen nur mehr kaum
Recht auf der Flut getragen, deren Schaum
Die runden Gliederchen voll Gier umſpülte
Und in den aufgelöſten Locken wühlte.
Ein Blick — ein Sprung — da hielt ſie's ſchon umfaßt
Und rang ſchon trotzvoll um die teure Laſt
Mit all den Wellen, die aufbrauſend grollten,
Das ſchöne Kind ihr neu entreißen wollten.
Sie gab's nicht her, ſie kämpfte, froſtdurchſchauert,
Zum Ufer hin ſich, das hoch aufgemauert
Sich ſteil erhob. Mit aufgereckter Hand
Bot ſie es her, bis glücklich ſein Gewand
Herr Heinrich faßte: „Gott ſei Dank, es lebt!"
Ruft er und beugt zu Engel ſich. Die hebt
Und bäumt ſich kraftvoll aus der tück'ſchen Flut —
Umſonſt — ſie gleitet aus. Der Wogen Wut
Empfängt ſie neu — ſie treibt zur Brücke hin —
Ihr Haupt ſchlägt an den Pfoſten, daß der Sinn
Betäubt ihr ſchwindet — Well' und Woge gießt
Sich über ſie — ihr treues Auge ſchließt
Für ewig ſich und aus dem Wellenreiche
Zieht man das tapfre Weib nur mehr als Leiche.

„Das alſo war's, das war's, was du gewollt;
Das war das Große, das du noch geſollt,"
Sprach Arſten dumpf und ſchloß die kalte Hand,
Noch feucht vom Schaum der Wellen und vom Sand,
In ſeine! „Zog ich dich aus Nacht und Ketten,
Gingſt du dahin, den Enkel mir zu retten.
Kein König lohnt ſo königlich hienieden —
Sprich, treue Seele, biſt du nun zufrieden?"

Und ein Begräbnis war, wie nie das Land
Geſeh'n noch hatte. Tauſendköpfig ſtand
Rings um das friſche Grab des Volkes Menge,
Wie damals ſie in flutendem Gedränge,
Ians Weib zu ſeh'n, das Hochgericht umgeben,
Fluch und Verwünſchung ſpendend, daß ihr Leben
Verſchont noch blieb. Heut rief im Trauerkleide
Ein ganzes Volk, das aus der fernen Heide
Herangezogen war, ſein klagend Wehe!
Und drängte weinend zu des Grabes Nähe.
Herr Paſtor Clemens Arſten aber ſprach,
Ob auch das Herz ihm faſt vor Kummer brach,
Mit feſter Stimme über ſie den Segen:
„Kein Menſch kann ſchöner ſich zur Ruhe legen,
Als du gethan. Nur Gott iſt ohne Fehle.
Er richtet uns. — Fahr' wohl, du reine Seele!"

Da füllte neuer Klage Laut die Luft,
Da ſcholl ein Weinen ſchmerzlich um die Gruft,
Da mühten alle ſich, mit frommen Händen
Den letzten Gruß der Toten zuzuſenden,
Die nun, in dunkle Nacht gehüllt, ſo tief
Den Schlaf der Ewigkeit da unten ſchlief.
Ein Blumenregen, hell und duftig, goß
So reich ſich hin, daß bald das Grab er ſchloß;
Der Arme aber, dem kein Gärtchen eigen,
Warf auf das Grab den Kranz von Lorbeerzweigen.

Die Zoologiſche Station in Neapel.

Von

Karl Vogt.

(Schluß.)

Ich betonte vorhin den internationalen Charakter der Anſtalt und glaube, auf denſelben etwas näher eingehen zu ſollen. Dieſer Charakter ergibt ſich aus der Teilnahme an den Einnahmen durch Beiträge, aus der Nationalität der Arbeiter an der Station und derjenigen der Angeſtellten. Ein genaueres Eingehen auf dieſe Punkte läßt uns zugleich einen tieferen Blick in das ökonomiſche Getriebe der Anſtalt werfen.

Die Einnahmequellen.

Sie ſetzen ſich aus folgenden Elementen zuſammen.

Die Beſucher des Aquariums zahlen ein Eintrittsgeld von zwei Franken. Es werden Familien- und Abonnementsbillette ausgegeben. Dies iſt der Beitrag der Fremden, welche Neapel durchreiſen. Er beträgt im höchſten Fall 30000 Franken jährlich. Die internationalſte Einnahme, die ſich denken läßt, denn die einheimiſche Bevölkerung zeigt nur geringe Beteiligung an dem Beſuche.

Die Verleihung der Tiſche bildet eine zweite Einnahmequelle. Um dieſen Ausdruck zu erklären, muß ich etwas weiter ausholen. Einzelne Regierungen, Inſtitute, ja ſelbſt Private können für die Zahlung einer jährlichen Rate, die einſtweilen auf 2000 Franken (1600 Mk.) feſtgeſetzt iſt, aber wohl auf 2500 Franken erhöht werden muß, das Recht erwerben, einen ihnen genehmen Forſcher auf die Station zu ſenden. Dort erhält er einen Platz mit Arbeitstiſch und Aquarium und nach einem feſtgeſtellten Reglement alles Material und alle Hilfsmittel, deren er zu ſeinen Unterſuchungen benötigt. Er hat nur ſeine optiſchen Inſtrumente, Mikroſkop und Lupen, ſowie ſein anatomiſches Beſteck mitzubringen, alles andere wird ihm mit größter Liberalität geliefert, bis zum Material für Zeichnungen. Er teilt dem Direktor und dem Chef des Laboratoriums ſeine Wünſche hinſichtlich der Tiere oder Pflanzen mit, die er zu unterſuchen wünſcht — ſie werden ihm ſofort verſchafft, ſoweit man über dieſelben Herr iſt. Wer freilich die Cassiopeja borbonica, eine der ſchönſten

und größten Medusen, welche den Golf besuchen, und nur diese studieren wollte, müßte sich etwa bis zur Mitte August gedulden, denn das Tier erscheint nur um diese Zeit auf wenige Wochen und läßt sich sonst das ganze Jahr hindurch nicht blicken. Aber die Beamten kennen genau die Erscheinungszeiten der einzelnen Tiere und können darüber sofort den Unerfahrenen belehren. Freilich sind manche Klagen von Solchen laut geworden, welche meinten, man könne ihnen zu jeder Jahreszeit die von ihnen verlangten Tiere auf einem silbernen Teller präsentieren.

Wie dem auch sei, so sind bis jetzt von folgenden Behörden und Instituten Tische abonniert, über welche die Minister, die Präsidenten und Kommissionen der betreffenden Institute disponieren. Regierungen: Italien und Preußen je vier Tische, Rußland zwei, Baden, Bayern, Belgien, Hamburg mit Hessen-Darmstadt, Holland, Schweiz, Ungarn, Württemberg je ein Tisch, also im ganzen 18 Regierungstische. Andere Institute: Akademie in Berlin, British Association, Universität Cambridge, Universität Straßburg, Williams Kollege (Nordamerika) je einen Tisch, also fünf Universitätstische. Im ganzen sind 23 Tische abonniert, wovon 10 dem Gebiete des Deutschen Reiches, 13 den außerdeutschen Ländern zufallen. Das Deutsche Reichsgebiet trägt also nicht ganz 44 % der Abonnements, die im ganzen etwa 41000 Franken abwerfen.

Eine nicht unbedeutende Brutto-Einnahmequelle, die von Jahr zu Jahr reichlicher fließt, wird durch den Versand von konservierten Seetieren hergestellt. In dieser Beziehung hat die Station, besonders durch die Bemühungen des Konservators, Salvatore lo Bianco, fast ein Monopol. Mit seltener Findigkeit hat dieser Mann durch unablässiges Probieren zahlreiche, der Natur eines jeden Tieres angepaßte Methoden gefunden, wodurch diese, in konservierenden Flüssigkeiten aufbewahrt, sich ganz so darstellen, wie sie im Leben sich zeigten. Die Weichheit, Durchsichtigkeit und Kontraktilität der meisten niederen Organismen scheinen einer lebensähnlichen Erhaltung um so größere Hindernisse entgegenzustellen, als auch die Farben äußerst zart und vergänglich sind. Wer die vollkommen erhaltenen und entfalteten Tiere, welche die Station versendet, mit den unförmlichen, durch den Weingeist zur völligen Unkenntlichkeit zusammengezogenen Klumpen vergleicht, welche man in älteren Sammlungen besitzt, kann ermessen, welche Dienste die Station auf diese Weise dem Anschauungsunterrichte leistet. Diese Dienste werden auch allerorts so sehr anerkannt, daß der Versand sich jedes Jahr steigert und jetzt in runder Summe etwa 17500 Franken brutto abwirft, aber anderseits auch Ausgaben von nahezu gleicher Höhe verursacht, so daß von einer wirklichen Reineinnahme für die Station kaum gesprochen werden kann. Diesen Umstand zu erwähnen halte ich für geboten, weil viele der Meinung sind, die Station mache einen bedeutenden Gewinn; der Gewinn ist allerdings sehr bedeutend, aber kommt der Wissenschaft im ganzen, nicht der Kasse der Station als solcher zu gut.

Anderweitige Subventionen. Hier kann man jährliche Bewilligungen, außerordentliche Schenkungen und Darleihen unterscheiden. In allen steht Deutschland obenan. Das Deutsche Reich bewilligte im Jahre 1883 einen Zuschuß von 36900 Franken (30000 Mk.), die preußische Regierung von 3683 Franken und da diese Zuschüsse alle Aussicht haben, wenigstens teilweise bleibend auf die Budgets übertragen zu werden, so kann man die jährlichen Subventionen auf etwa 38000 Franken anschlagen. — Der zoologische Jahresbericht, auf den wir noch zurückkommen werden, deckt bei weitem die Kosten nicht. Für die Publikation dieses, jedem arbeitenden und lehrenden Zoologen unentbehrlichen Hilfsmittels trugen im Jahre 1883 folgende Geber bei. Die italienische Regierung 5000 Franken, die Berliner Akademie 2500 Franken, die russische Regierung und die Kellinghusensche Stiftung in Hamburg je 1250 Franken, die Gesellschaft Natura artis magistra in Amsterdam 200 Franken.

Stellen wir die verschiedenen Einnahmequellen aus Tischen, Aquariumsbilletten, Export konservierter Seetiere und Subventionen zusammen, so beträgt die Bruttoeinnahme der Station in runder Summe im Jahre 1883 145000 Franken (116000 Mk.).

Hinsichtlich der Schenkungen zu bestimmten Zwecken überwiegt Deutschland bedeutend; das Reich bewilligte zum Bau des Stationsgebäudes 100000 Franken, während eine Subskription englischer Naturforscher, an deren Spitze sich Darwin und Huxley stellten, zu gleichem Ziele 25000 Franken ergab; die Akademie in Berlin schenkte 22500 Franken (18000 Mk.), die preußische Regierung 7500 Franken (6000 Mk.)

zur Erstellung des ersten Dampfers, den die Station mit Aufwand von 10000 Franken ausrüstete.

Die verzinslichen Darleihen drücken wohl schwer auf das Budget der Station, konnten aber nicht umgangen werden. Außer dem Kapital von 302400 Franken, welches Prof. Dohrn selbst in die Anstalt verwendete, dürfen wir wohl noch folgende Gönner nennen: Herr O. Beer, Kaufmann und deutscher Generalkonsul in Neapel mit 71000 Franken, der verstorbene Professor Czermak in Leipzig mit 20600 Franken, Dr. Fiedler in München mit 18000 Franken, der verunglückte Prof. Balfour in Cambridge mit 11000 Franken, Herr Werner Siemens in Berlin mit 5000 Franken. Herr Markus Goldschmidt in Frankfurt a. M. lieh anfangs den Betrag von 1875 Franken unter der Bedingung, daß die Zinsen durch zeitweilige Sendungen konservierter Seetiere an das Senkenbergische Museum in Frankfurt ausgeglichen werden sollten, schenkte aber später die Summe. Das Balfoursche Darleihen wurde an die Erben zurückerstattet.

Die Forscher und Beamten.

Um über die Benutzung der Station durch Forscher der verschiedenen Nationalitäten ins klare zu kommen, habe ich die genau geführten Listen der Verwaltung konsultiert. Danach haben seit Eröffnung derselben im Jahre 1874, also seit zehn Jahren, dort gearbeitet Deutsche 111, Italiener 50, Engländer 32, Russen 23, Holländer 17, Schweizer 14, Belgier 7, Amerikaner 4, Oesterreicher 4, Ungarn 4, Spanier 1, Dänen 1, im ganzen 268, im Durchschnitte 28 Forscher jährlich. Die Deutschen betragen 40 %, die übrigen Nationalitäten 60 % und von diesen letzteren hat Italien das stärkste Kontingent geliefert. In dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, (anfangs Januar 1884), sind 21 Tische besetzt, aber ein bedeutender Nachschub aus Deutschland angemeldet — sechs Deutsche, vier Engländer, drei Italiener, zwei Russen, zwei Spanier, je ein Amerikaner, Holländer, Schweizer, Ungar — die Deutschen betragen also nur 30 % der Gesamtzahl, ein Verhältnis, das sich sehr bald zu ihren Gunsten ändern wird.

Die Forscher, welche die Station benutzen, sind meistens Professoren, Privatdocenten, seltener Studenten, welche specielle Arbeitszwecke verfolgen; doch haben die Schweiz, Baden und Württemberg die Ansicht bethätigt, daß auch Solche, welche sich nur eine allgemeine Anschauung der Meeresfauna verschaffen wollen, die Station mit Nutzen besuchen können.

Betrachten wir nun zuletzt noch die Verteilung der Beamten unter die verschiedenen Nationalitäten. Wir können dieselben in zwei Gruppen teilen: Niedere Angestellte, welche zum Betriebe der Station, zur Anschaffung des Materials, zur Führung der Schiffe und Boote nötig sind: Fischer, Matrosen, Maschinisten, Maurer und Schmiede, Nachtwächter, Laboratoriumsdiener, Ausläufer — es sind ihrer 24 im ganzen, alle Italiener.

Unter diesen niederen Angestellten finden sich manche typische Prachtexemplare. Da ist Aniello, der erste Matrose, ein Riese an Körperkraft, der mich Huckepack durch die Brandung an die Küste von Ischia trug, für den Wind und Wetter keine Geheimnisse haben; Giovanni, der Fischer, der die reichen Untiefen des Golfes, die Seccas, wie seine Taschen kennt und sofort weiß, wohin er sich wenden muß, um dieses oder jenes sitzende, kriechende oder im Grunde wühlende Tier zu erbeuten; da sind die beiden Oberflächenfischer Ciro und Ciccillo, die mit den feinen Netzen die in den Strömungen treibenden Hochseetiere erjagen. Salvatore lo Bianco, der Konservator, der die sinnigen Methoden zur Aufbewahrung der Seetiere größtenteils erfunden hat, dirigiert nicht nur die Fischer nach den auszubeutenden Gegenden, sondern kommandiert auch noch eine Hilfsschar intelligenter Jungen, die mit der schnellen Auffassung, welche den Südländern eigen ist, sich vollständig in die Kenntnis der Tiere eingearbeitet haben. Guter Himmel! Wie mancher frisch Angekommene hat schon diesen Jungen imponieren wollen durch Nennung von Namen, welche sie wahrlich besser wußten, als er!

Ueber dieser Gruppe italienischer Bediensteten steht der Generalstab, dessen Mitglieder meist eine doppelte Aufgabe haben; einesteils die Wissenschaft durch selbständige Arbeiten, namentlich Monographieen für die von der Station herausgegebene Fauna und Flora des Golfes von Neapel zu bereichern oder die Redaktion des zoologischen Jahresberichtes, sowie der Mitteilungen zu besorgen und endlich durch Uebernahme eines Departements der Verwaltung die Last des Direktors zu erleichtern.

Die Hälfte dieser strebsamen, wie eine befreundete Familie zusammenwirkenden Genossenschaft, deren Mitglieder ich gerne nenne, besteht aus Deutschen. Dieser Nationalität gehören der Direktor, Prof. Dohrn, der Chef des Laboratoriums und Ersatzmann des Direktors in dessen Abwesenheit, Dr. Eisig, der zugleich die Ringelwürmer bearbeitet, der Redakteur der Publikationen Dr. Paul Mayer und dessen Genosse Dr. Giesbrecht, die sich beide mit Krustentieren beschäftigen, der Bibliothekar Dr. Brand, der die niedersten Tiere, Protozoen und Coelenteraten studiert und der Sekretär und Rechnungsführer Linden an. Von den beiden Italienern, dem Konservator Salvatore lo Bianco und Dr. Andrés, welcher eine prachtvolle Monographie der Actinien oder Seeanemonen zum Druck fertiggestellt hat, verläßt der letztere die Station, um eine Professur in Mailand anzutreten, wie denn überhaupt die Station fast zum notwendigen Durchgangspunkte der heranwachsenden italienischen Professoren der Zoologie geworden ist. Zwei Russen, Dr. Ed. Meyer, der keinen speciellen Verwaltungszweig besorgt, aber eine Monographie einer Gruppe von Ringelwürmern bearbeitet und der Oberingenieur E. v. Petersen, früher Marinelieutenant und in allen technischen Dingen äußerst kompetent. Ein Schweizer, Dr. A. Lang, der neben der Oberaufsicht der Fischerei und des großen Aquariums Zeit gefunden hat, in ausgezeichnetster Weise eine Gruppe der Plattwürmer, die Planarien, zu bearbeiten, welche Arbeit soeben im Erscheinen begriffen ist. Ein Holländer, Dr. Vosmaer, welcher die so schwierigen Schwämme bearbeitet.

Zieht man aus diesen Angaben ein allgemeines Resultat, so findet sich, daß der internationale Charakter der Anstalt, den gegebenen Verhältnissen entsprechend, wohl gewahrt ist. Das Deutsche Reichsgebiet steht in finanzieller Bedeutung obenan, Italien folgt ihm in zweiter Linie. Die Arbeitsleistung verteilt sich in der Weise, daß das Deutsche Reichsgebiet die Hälfte der höheren Beamten, etwa 40 % der Arbeiter liefert. Wie könnte dies anders sein? Das Deutsche Reich hat keine Küsten, welche zur Errichtung einer größeren Station geeignet wären; das Material könnte nicht in ausreichender Menge beschafft werden, die Fauna der Ostsee ist ebenso arm an Typen, als der Schlick und Sand der Nordsee. Und dennoch werden gerade in Deutschland die Studien, welche sich auf die Entwickelung und Organisation der Meertiere beziehen, am eifrigsten betrieben! Man kann dreist behaupten, daß Deutschland in den bezüglichen Wissenschaftszweigen wenigstens ebensoviel arbeitet, ebensoviel publiziert, als alle übrigen civilisierten Länder zusammengenommen, und daß der Wert und die Bedeutung dieser Arbeiten nicht hinter den Leistungen anderer Länder zurücksteht. Die Station von Neapel ist also eine Notwendigkeit für die Entwickelung der Wissenschaft in Deutschland geworden, und daß diese Wahrheit erkannt und infolge dieser Erkenntnis die Anstalt nach Kräften gefördert worden ist und noch gefördert wird, gereicht den Behörden gewiß zu hohem Ruhme. In Italien aber hat sich, wenn auch nur allmählich, die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß das Land, die Provinz und die Stadt Neapel an der Station ein Juwel besitzen, das ihnen wesentlichen Nutzen bringt und einen mächtigen Impuls zu jenem Aufschwunge der Wissenschaften gegeben hat, der sich jetzt in dem klassischen Lande kundgibt. Wenn einige Staaten, wie Frankreich und Oesterreich gewissermaßen im Schmollwinkel stehen, so hängt dies davon ab, daß in beiden Staaten das exklusiv nationale und gouvernementale System die Ueberhand gewonnen hat — schwerlich zum Vorteile der Studien selbst.

Die Leistungen.

Wenn im Laufe einer Zeit von zehn Jahren etwa 250 Forscher aus den meisten Ländern Europas und aus Nordamerika in der Station sich zusammengefunden haben, um dort ihren Studien obzuliegen, so ist gewiß in erster Linie dieses Verhältnis als eine vorwiegende Förderung der Wissenschaft zu betrachten. Gewiß brachten viele dieser Forscher noch mehr Kenntnisse und Erfahrungen in die Station hinein, als sie derselben entnahmen; aber ebenso sicher ist auch, daß die meisten mit frischer Anregung und mancherlei Bereicherung ihres Wissensschatzes nach Hause kehrten. So ist denn die Station einerseits ein Brennpunkt geworden, in welchem die Lichtstrahlen der Wissenschaft aus den verschiedenen Ländern sich sammeln, anderseits gewissermaßen ein Leuchtturm, von welchem aus sie nach allen Seiten sich verbreiten. Es hat sich schon verwirklicht, was Prof. Leuckart in Leipzig mit prophetischem Geiste im Jahre 1871 voraussagte, als er Dr. Dohrn zur Ermunterung für die Ausführung seiner Pläne

ſchrieb: „Mit großer Sachkenntnis und Umſicht haben Sie ſchon Einrichtungen getroffen und einen Reichtum von Unterſuchungsmitteln in Ausſicht geſtellt, der aus der „zoologiſchen Station“ in kurzer Zeit eine „Hochſchule für Zoologie“ machen wird. Schon ſehe ich in Gedanken unſere jungen Zoologen, wie weiland die Mediziner nach dem benachbarten Salerno, ſo nach Neapel wallfahrten und mit den Hilfsmitteln Ihres Inſtitutes die Schätze heben, die das Meer uns Aelteren vorenthalten hat.“

Die Leiſtungen werden in Deutſchland vorzugsweiſe nach den Publikationen beurteilt. „Sei Bücherwurm und wenn du dich auch damit begnügſt, aus zwölf Büchern das dreizehnte zu machen oder Anderer Goldſtücke in kleine Münze umzuwechſeln, Profeſſor wirſt du doch.“

Die Station veröffentlicht drei Serien von Druckſchriften.

Zuerſt die „Mitteilungen aus der zoologiſchen Station von Neapel“, Zeitſchrift in zwangloſen Heften, die jährlich einen Band bilden, mit Kupfern ausgeſtattet und für diejenigen Arbeiten beſtimmt ſind, welche nicht einen monographiſchen Charakter tragen. Wenn auch einzig aus den in Neapel gemachten Arbeiten zuſammengeſetzt, iſt das Journal doch weit entfernt, ein Geſamtbild der Thätigkeit der Station zu geben, da dem dort Arbeitenden nicht, wie anderwärts, der Zwang auferlegt wird, in dem Organe der Station zu veröffentlichen. Jeder iſt frei, zu publizieren, was, wie und wo er will.

Sodann die „Fauna und Flora des Golfes von Neapel“, ein aus Monographieen zuſammengeſetztes Werk in Folio, mit zahlreichen Tafeln. Jährlich erſcheinen mehrere Monographieen von Pflanzen und Tieren des Golfes, in Form und Inhalt gleich ausgezeichnet. Viele Tafeln gehören zu den ſchönſten, die jemals gefertigt wurden.

Endlich der „Zoologiſche Jahresbericht.“ Die bisher gelieferten Ueberſichten dieſer Art zeichneten ſich meiſt durch ihre Aehnlichkeit mit dem „Hinkenden Boten“ aus; ſie krückten und humpelten mühſam, oft um drei oder vier Jahre hinter den Leiſtungen eines Jahres drein und erfüllten den weſentlichſten Zweck eines ſolchen Berichtes, die arbeitenden Forſcher auf dem Laufenden zu erhalten, in keiner Weiſe.

Es würde die Grenzen dieſes Aufſatzes überſchreiten, wenn ich auf dieſe Publikationen näher eingehen wollte. Sie erſchöpfen indeſſen, wie geſagt, die litterariſche Thätigkeit der an der Station beſchäftigten Forſcher bei weitem nicht. Es liegt mir eine Liſte von 20 größeren oder kleineren wiſſenſchaftlichen Mitteilungen vor, welche allein im Laufe der letzten ſechs Monate des Jahres 1883 in verſchiedenen Organen veröffentlicht wurden und alle auf in der Station gemachten Arbeiten beruhen. Man darf kühn behaupten, daß es keine naturwiſſenſchaftliche Fakultät irgend einer Univerſität gibt, welche ſich in Beziehung auf Publikationen mit der Station auch nur in entfernter Weiſe meſſen könnte.

Mag man aber auch den Wert dieſer Veröffentlichungen noch ſo hoch anſchlagen, ſo ſteht er meines Erachtens doch zurück hinter dem Gewinn, welchen die Forſcher ſelbſt einheimſen in dem Gebiete, welches erſt in neuerer Zeit eine hohe Bedeutung gewonnen hat. Ich meine die mikroſkopiſche Technik, die Anfertigung von Präparaten, welche einerſeits der Forſchung ſelbſt dienen, anderſeits die dauernden Belagsſtücke für die gewonnenen Reſultate liefern. Durch die unabläſſigen Bemühungen der Angeſtellten wie der arbeitenden Forſcher iſt die Station die wahre Hochſchule für die mikroſkopiſche Technik geworden, auf welcher jeder ſich mit allen Methoden derſelben auf das eingehendſte vertraut machen kann. Alle Verfahrungsarten für Härtung, Färbung, Zerlegung in Schnittſerien und dauernde Konſervierung der feinſten embryologiſchen und anatomiſchen, für mikroſkopiſche Studien geeigneten Präparate ſind hier in ſolcher Weiſe durchgearbeitet, vervollkommnet und durch neue Erfindungen ergänzt worden, daß man bei einigermaßen gutem Willen als vollendeter Techniker aus der Station hervorgehen muß. Das alles pflanzt ſich fort in weitere Kreiſe und die Dienſte, welche die Station durch dieſe Ausbildung der Technik der Wiſſenſchaft geleiſtet hat und noch leiſtet, laſſen ſich nicht hoch genug anſchlagen, denn auf den Fortſchritten dieſer Technik beruht großenteils die thatſächliche Grundlage, auf welcher die Wiſſenſchaft weiter baut.

Die Ausgaben.

Wenn man von einem Einnahmebudget von nahezu 145 000 Franken (116 000 Mark) jährlich hört, über welches die Station disponiert,

ſo ſollte man faſt glauben, man ſchwimme im Ueberfluß. In der That iſt auch dieſe Meinung, ſo irrig ſie auch ſein mag, vielfach verbreitet draußen im Lande und gar manchem will es nicht in den Kopf, daß die Anſtalt ſo viel oder noch mehr koſten ſolle als manche Fakultät. Bis jetzt aber haben die Rechnungen ſtets mit einem mehr oder minder bedeutenden Deficit abgeſchloſſen und wenn man ſich den ganzen Betrieb vergegenwärtigt, der nicht wohl reduziert werden kann, ſo begreift man leicht, daß es noch mancher Anſtrengungen bedarf, daß weitere Einnahmequellen geöffnet werden müſſen, um die Bilanz gleich zu ſtellen, ohne daß die einzelnen Betriebszweige geſchädigt werden. Ich gebe hierzu einige Belege aus den Rechnungen von 1883 in runden Summen.

Die beiden größten Ausgabepoſten fallen einerſeits auf die Gehalte der Angeſtellten (46 500 Franken) und die Zinſen an die Gläubiger (30 000 Franken). Die einzelnen Gehalte ſind wahrlich nicht hoch; man möchte faſt ſagen, zum Sterben zu viel, zum Leben zu wenig, denn wenn der Direktor 5000 Franken, der Chef des Generalſtabes und der Ingenieur 4000 Franken jährlich beziehen und hiernach die weiteren Beſoldungen ſich abſtufen, ſo kann man wahrlich nicht behaupten, daß hier nicht haushälteriſch zu Werke gegangen werde. Aber aus dem früher Geſagten geht hervor, daß eine große Zahl von Angeſtellten höheren und niederen Ranges nötig iſt, um die ganze Maſchine im Gange zu erhalten, denn neben der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit, welche von dem Laboratorium und den Publikationen in Anſpruch genommen wird, erfordert der Unterhalt der Aquarien und Maſchinen, der Dampfſchiffe und der Ruderboote, ſowie der Dienſt im Hauſe eine Menge von Kräften, deren ganze Zeit in Anſpruch genommen wird. Ebenſo verſtehen ſich die aus der Verzinſung der aufgenommenen Kapitalien, welche zu dem Bau und der Einrichtung des Hauſes, der Anſchaffung der Schiffe und der Apparate verwendet wurden, von ſelbſt. Geringere, aber doch ſchwer in das Gewicht fallende Poſten erwachſen durch den Betrieb des Exports von konſervierten Seetieren (14 000 Franken) an welchen die Station nur etwa 3000 Franken jährlich verdient, durch die Publikationen, welche ein Deficit von 13 000 Franken brachten, durch die Koſten des Laboratoriums (12 000 Franken). Die beiden erſteren Poſten werden ſich wohl von Jahr zu Jahr verringern, beſonders wenn dringend verlangte Subventionen eingehen; die Koſten des Laboratoriums aber werden ſich vorausſichtlich bedeutend vergrößern durch den Andrang zahlreicher Arbeiter und die Schaffung neuer Arbeitszweige. Die Generalſpeſen, der Ankauf ſolcher Tiere, die von den Fiſchern der Station nicht beſchafft werden können und dennoch zu Arbeiten verlangt werden, der Unterhalt der Maſchinen, der Bibliothek und der Schiffe, die Steuern, die Aufſtellung der typiſchen Muſterſammlung, die Beſorgung des Aquariums für das Publikum, die Fiſcherei und die Herſtellung von Zeichnungen und Photographieen benötigen kleinere Ausgabepoſten, die ſich aber in ſolcher Weiſe ſummieren, daß den in runder Summe zu 145 000 Franken (116 000 Mark) anzunehmenden Einnahmen 150 000 Franken (120 000 Mark) gegenüberſtehen, ſo daß alſo die Station im Jahre 1883 mit einem Verluſte von 4—5000 Franken (3500—4000 Mark) gearbeitet hat. Dazu kommt noch, daß notwendig ein Reſervefonds für unvorhergeſehene Fälle, Abnutzung des Materials u. ſ. w. geſchaffen werden muß.

Solche Opfer können auf längere Zeit hier nicht gebracht werden. Will man alſo, daß die Station noch fernerhin ihre ſegensreiche Wirkung entfalte, ſo iſt größere Teilnahme durch Abonnierung von Tiſchen, durch Subventionen zu allgemeinen oder beſtimmten Zwecken dringend nötig.

Die Aufgaben der Zukunft.

Bis jetzt hat die Station hauptſächlich die Organiſation, die Entwickelung und das Leben und Treiben der Seetiere untereinander ſich zur Aufgabe gemacht. Daß mit dieſen morphologiſchen, embryologiſchen und biologiſchen Forſchungen einesteils die ſyſtematiſche Bearbeitung der einzelnen Gruppen, anderenteils die ſtete Ausbildung der Technik Hand in Hand ging, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Sodann iſt es ganz begreiflich, daß dieſe Richtungen die vorherrſchenden ſein mußten. War ja doch ſeit Darwins mächtigem Einfluſſe, die ganze organiſche Wiſſenſchaft auf dieſe Ziele gerichtet. Daß dieſelben bei weitem noch nicht erreicht ſind, beweiſen die bahnbrechenden Unterſuchungen Dohrns ſelbſt, der durch Erforſchung der Entwickelung der niederſten Fiſche, Neunaugen, Haie, Rochen die bisher landläufigen Vorſtel-

Digitized by Google

lungen über den Urſprung der Wirbeltiere geradezu auf den Kopf geſtellt hat.

Aber wenn auch die Forſchungen in dieſer Richtung noch lange vorwalten werden, ſo kann doch die Wiſſenſchaft nicht dabei ſtehen bleiben. Die Phyſiologie verlangt ſtets dringender die Ausdehnung ihrer Unterſuchungen auf die anderen Tiere. Die Biologie dürſtet um ſo mehr nach einem größeren Arbeitsfeld, als die wichtigſten praktiſchen Folgerungen ſich an die Löſung der ihr geſtellten Fragen knüpfen, wie ich dies ſchon oben andeutete. Durch Erweiterung der Räumlichkeiten mittelſt Erſtellung eines neuen Gebäudes, deſſen Koſten ausſchließlich Italien zu tragen geneigt ſcheint, nachdem Deutſchland das Seinige zur erſten Errichtung der Station gethan hat, werden die Laboratorien für dieſe neuen Forſchungszweige erſtellt werden müſſen; das Arbeitsfeld des Golfes und eines großen Teiles des Mittelmeeres wird intenſiver, mit Berückſichtigung der praktiſchen Geſichtspunkte, bearbeitet werden müſſen. Aber alle dieſe neuen Studienzweige bedürfen zu ihrer Betreibung ausgedehnter Hilfsmittel, die bedeutende Summen repräſentieren, ſei es für Anſchaffung der Apparate, Inſtrumente, Dampfer u. ſ. w., ſei es zum Betriebe während des Jahres.

Wir können nur wünſchen, daß dieſe Hilfsmittel in ausreichender Weiſe gewährt werden. Gelingt dies, ſo wird die Station in Wahrheit eine Univerſität für die marine Wiſſenſchaft werden, auf welcher der theoretiſche Unterricht durch unmittelbare Bethätigung der einzelnen erſetzt wird. Vielleicht kann es ja ſpäter auch kommen, daß eine Art akademiſchen Unterrichts Platz greift, indem diejenigen Forſcher, welche ſpecielle Aufgaben gelöſt haben, durch Vorleſungen und Demonſtrationen ihre Genoſſen in die gewonnenen Reſultate einweihen; allein vorläufig überwiegen die praktiſchen Ziele, die ſelbſtthätige Forſchung, ſei es in rein wiſſenſchaftlicher, ſei es in nationalökonomiſcher Hinſicht. Wie ſehr das Bedürfnis der Löſung ſolcher Aufgaben gefühlt und die Station als Muſteranſtalt angeſehen wird, zeigt der Umſtand, daß gerade in dem gegenwärtigen Augenblicke die bedeutendſten Forſcher Englands, mit Huxley und Ray-Lankeſter an der Spitze, zur Gründung einer ſolchen Anſtalt in England aufrufen, daß die franzöſiſche Regierung vor Inſtallierung der Station in Marſeille den dortigen Profeſſor Marion mit einer Miſſion zur Unterſuchung der Einrichtung in Neapel betraute, und von überall, wo Stationen errichtet werden ſollen, Schottland, Nordamerika, Auſtralien, Beirat und ſelbſt Mitwirkung verlangt wird. Dort handelt es ſich um Gründung, hier, in Neapel, nur um weiteren Ausbau auf ſchon vorhandenen Grundlagen, die um ſo ſolider ſind, als ſie durch harte und unabläſſige Arbeit während einer Reihe von Jahren geſchaffen wurden.

Vor dem Gewitter

Siebenschläfer.

Novelle von Otto Roquette.

(Schluß.)

Der Abend war inzwischen herangekommen, im Gartensaale wurde auf dem Flügel ein Tanzstück gespielt, und nach vielen Vorbereitungen und Gelächter erscholl ein Duo von Frauenstimmen. Hanno zog es vor, das Konzert im Freien, auf einer Gartenbank anzuhören — oder auch zu überhören, denn vor seinem Sinne klang noch immer eine andere Stimme, hinreißend, alles übertönend, die ihm das Herz pochen und das Blut aufgeregter strömen machte. Er hatte sich ihr entziehen, einen Augenblick zu sich selbst kommen wollen; da erblickte er eine Gestalt in der Thüre des Gartensaales, deren schöne Umrisse sich deutlich von dem erleuchteten Hintergrunde abhoben. Sie beugte sich hinaus, wie um nach etwas zu spähen. Mit wenigen Schritten war er in ihrer Nähe. „Schwärmer!" sagte sie leise. „Sie suchen die Einsamkeit? Wer sich der guten Stunde entzieht, kann mehr, kann alles verlieren!" Aber mit diesen Worten war sie bereits in den Saal zurückgekehrt, und trat zu den Musizierenden, welche während des überlauten Gespräches der übrigen Gesellschaft ihre Kehlen anstrengten, um sich vernehmlich zu machen. Endlich fing man an zu tanzen, alt und jung durcheinander, und Hanno bewies, daß er es noch nicht verlernt hatte.

Es war weit über Mitternacht, als er sich zu Fuß auf dem Heimwege befand. Der Tanz hatte seine Aufregung nur gesteigert, und wie in einem Taumel von Glücksgefühl gab es für ihn keine Vergangenheit, keine Kränkung und Schuld, keine Vergeltungslust mehr, nur den Nachgenuß der letzten Stunden und die Aussicht auf neues Begegnen. Der alte Zauber hatte ihn nicht nur von neuem ergriffen, er war mächtiger geworden, die einstige Liebe zur Leidenschaft erwachsen, deren Dämon ihn zu beherrschen drohte. Und dabei empfand Hanno doch nichts von Eifersucht gegen Herrn von Falkenberg, denn er selbst war ja der gegen ihn Bevorzugte, der Hochbegünstigte. Schon morgen, und zwar in der Frühe schon, wollte er ihr die versprochenen Bücher bringen, um sie nur so bald als möglich wiederzusehen. Er hatte die Wahl auch bereits getroffen, und freute sich, daß Leontinens schöne Hände in seinen Büchern blättern, ihre Augen darauf ruhen würden.

Die Familie Volmar wartete am anderen Morgen mit dem Frühstück nicht auf den Gast in der Giebelstube, sondern ließ ihn in den Tag hinein schlafen. Gudula hatte ihn heimkehren gehört, und zwar erst nach zwei Uhr. So war denn die zehnte Tagesstunde gekommen, als er sein Fenster öffnete, mit dem Entschluß, sich wieder auf den Weg zu machen.

Daß die Schwestern ihn unter dem Nußbaum, wo sie bei ihrer Arbeit saßen, mit Lachen empfingen, verstimmte, ja, es verletzte ihn beinahe. Und doch konnte er nicht umhin, eine Rast bei ihnen zu machen, denn von Frau Theodore war ohne einen kleinen Bericht über die Gesellschaft nicht loszukommen. Schon meinte er, es wäre genug, als der Vater erschien, ihm freundlich die Hand zum guten Morgen reichte und mit einer gewissen Feierlichkeit Platz nahm.

„Mein guter Sohn", begann der Konrektor, „ich habe dir etwas zugedacht, was du in alter freundlicher Weise aufnehmen wirst! Nicht als dichterisches Werk, sondern als Herzensangelegenheit, welcher ein der Poesie entlehntes Gewand verliehen wurde. Es sollte schon zu deinem Empfange bereit sein — du weißt ja selbst, weshalb es sich verspätete." Mit diesen Worten zog er ein Manuskript aus der Brusttasche, und setzte die Brille auf.

„Ah!" riefen Theodore und Gudula gleichzeitig, die erwartungsvollen Blicke auf den Vater gerichtet.

Hanno aber erschrak. Er sah einer Vorlesung entgegen, im Augenblick, da er fort wollte, da seine Erwartung auf ein Wiedersehen gespannt war, da jede Minute, die er verzögerte, als ein Verlust erschien. Seine Augen musterten das Manuskript, welches ziemlich umfangreich aussah, und ein ernster Mißmut

sollte ihn ergreifen. Sollte er der Familie, welche die Stunde einer solchen Mitteilung so festlich nahm, die Enttäuschung bereiten, daß er augenblicklich nicht dazu gestimmt, daß er anders gebunden sei, eine fremde Gesellschaft aufsuchen wolle? Er brachte es nicht übers Herz, ja er wäre sogar zu spät damit gekommen, denn schon hatte der Konrektor sein Gedicht „Auf unsres geliebten Hanno Wiederkehr" zu lesen begonnen. So suchte der Gefeierte und doch tief Herabgestimmte sich zu fassen und zu fügen, wenn es ihm auch nicht gelang, seine Aufmerksamkeit an den Vortrag zu fesseln.

Der alte Herr aber hatte diesmal sein Bestes gethan, sich reichlich und mit ganzem Gemüt auszusprechen. Seine Verse galten diesmal nicht nur dem frohen Wiedersehen, sondern reihten alle Beziehungen, welche Hanno von Jugend auf an die Familie knüpften, aneinander; sie gaben Kunde von der Herzlichkeit dieses schönen Verhältnisses, von der Tüchtigkeit des Besungenen, seinem Aufstreben und Fortschreiten, und näherten sich dann dem gegenwärtigen Zeitpunkt, da ihm durch eine akademische Berufung ein vielverheißendes Ziel vor Augen stand. Das alles war sehr hübsch ausgedrückt, mit poetischen Bildern und Wendungen durchflochten und kam innerlich warm aus dem Herzen.

Der junge Mann saß in stummem Hinbrüten dabei, seine Gedanken schweiften weit ab, er hörte bald gar nichts mehr. Dann erfaßte ihn eine Ungeduld, die fast zur Verzweiflung stieg. Er hätte aufspringen und davonlaufen mögen. Der alte Herr aber las und las, und so viel Blätter er umwendete, so viel schienen unten nachzuwachsen, es wollte kein Ende nehmen. Denn nachdem nun die Verse die Bedeutung einer akademischen Wirksamkeit für den Lehrenden, für die Jünger, für die Nachwelt, für die ganze Menschheit dargelegt hatten, kamen sie mit einem phantasievollen Uebergang auf jenen Morgen, da der Alte ausgegangen war, um für seinen Zögling einen poetischen Begrüßungsstrauß zu sammeln, ohne zu wissen, wie nahe ihm derselbe bereits gewesen. Das nächtliche Gewitter, die Flucht in die Höhle, wurde nicht vergessen, und zu poetischen Bildern (durch Nacht zum Licht) herangezogen.

Hanno fühlte sich wie ein Gefesselter, der den Kampf gegen seine Ketten aufgegeben hat, um erdrückt und stumpf alles über sich ergehen zu lassen. Da fielen ein paar Worte des Alten in seine Seele, mahnend wie Glockenton, seine bessere Regung wieder erweckend. Er kam zum Bewußtsein dessen, was ihm diese Stunde liebevoll hatte bereiten sollen. Er sah Theodorens Augen feucht und gerötet (denn trotz ihres praktischen Verstandes wurde sie leicht zu Thränen gerührt), er glaubte zu erkennen, daß Gudula seine Zerstreutheit beobachtet hatte. Er hörte jetzt ernstlich zu, und ein Gefühl seiner Unwürdigkeit, zugleich mit tiefer Reue, machte sich in ihm geltend. In einer ganz anderen inneren Bewegung, als ihn am Anfang der Vorlesung ergriffen, nahm er den Ausgang derselben auf, und als der alte Herr zu Ende gekommen, sprang Hanno auf, um ihn mit aufrichtigem Dank in die Arme zu schließen. Er empfing das Manuskript, welches ihm als Geschenk zugedacht war, Theodore aber erklärte, es müsse erst eine Abschrift für die „Werke" genommen werden.

Zu einem Vormittagsbesuch auf dem Gute war es zu spät, und Hanno sprach nicht von seiner Absicht. Er beschloß, die Bücher nachmittags, oder morgen abzugeben. Nachmittags aber forderte der Konrektor ihn zu einem Spaziergange auf, und Hanno ergab sich darein, um in wissenschaftlichen und gelehrten Gesprächen doch einige Ablenkung der aufrührerischen Gedanken zu finden. Als sie heimkehrten fanden sie Thassilo wieder fröhlich bei den Frauen.

Das Gespräch kam nun auch auf die gestrige Gesellschaft, und Frau von Ellerstedt konnte dabei nicht unerwähnt bleiben.

„Ich habe ihr Bücher versprochen," sagte Hanno, „und werde sie ihr wohl morgen bringen."

„Du kannst dir die Mühe sparen," entgegnete Thassilo, „denn die wird doch nicht darin lesen! Ueberdies will sie morgen fort."

„Fort? Wohin?" rief Hanno, und erschrak über die Hast und den Ausdruck seiner Frage.

Thassilo wußte es nicht, wie er berichtete. Er hatte sie selbst noch nicht gesehen, nur von Tante Adelgunde bei Tische vernommen, daß Frau von Ellerstedt auf ein paar Tage verreisen werde, vermutlich auf einige Landbesitzungen, dahin und dorthin.

So mußte der von leidenschaftlicher Unruhe immer wieder Berückte ein ungewisses Zuwarten vor sich ausgedehnt sehen, das seiner Stimmung nur noch mehr zu schaffen machte. Sie sollte noch durch einen Zug verwirrend durchkreuzt werden.

Als er tags darauf wiederum von einem Spaziergang zurückkehrte, den er diesmal allein angetreten hatte, fand er auch wiederum Thassilo zum Besuch vor. Und zwar befand sich der junge Gast allein mit Gudula, indem er das Garn für ihre Stickerei hielt, welches sie abwickelte, seiner Unterhaltung mit Lächeln zuhörend.

Hanno beobachtete es vom Fenster aus und fühlte sich plötzlich unangenehm dadurch überrascht. Ein ganz fremdes Gefühl durchzuckte ihn plötzlich. Es war Eifersucht. Worauf er gegenüber Herrn von Falkenberg in Leontinens Nähe noch gar nicht verfallen war, das ergriff ihn jetzt, mit einem Erschrecken. Eifersucht! War es denn möglich? Er schlug sich vor die Stirn, als ob er sich für seine Narrheit selbst strafen wollte. Eifersucht! Gegen wen? Gegen seinen Schüler, einen kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling! Es war ja ganz thöricht, wie er sich selbst sagte.

Und doch mißstimmte, ja ärgerte es ihn, daß Thassilo am nächsten, und am folgenden, und am dritten Tage wieder erschien, und von den Frauen gern gesehen wurde. Vor allem hätte er sich der Freundschaft widersetzen mögen, welche zwischen ihm und Gudula zu wachsen schien. Es verstand sich für ihn von selbst, daß er da aufmerken mußte, und so blieb er gesellig bei der Familie, und wurde von ihr willkommen geheißen. Er empfand, daß ihm Gudula innerlich nicht um einen Gedanken ferner gerückt war, selbst in der leidenschaftlichen Aufregung, die durch eine verwirrende Anziehungskraft in ihm angefacht wurde. Es kamen ihm Stunden ernster Selbstbetrachtung, die ihn in sein Inneres wie in einen Abgrund blicken ließen, und aus welchem er mit Beschämung und Selbstanklage sich zu dem Entschlusse rettete, Leontine nicht wiederzusehen. Und zu anderer Stunde wußte er doch ganz genau, daß sie nun schon fünf Tage abwesend war, und er wurde ungeduldig, zu erfahren, wann sie endlich zurückkehren werde?

Da rief eines Nachmittags Theodore: „Es halten zwei Reiter vor unsrer Thüre, der eine von beiden wird wohl unser kleiner Freund sein. Richtig! Der andere scheint ein Reitknecht. Sie bringen sogar noch ein drittes Roß mit.“ Gleich darauf stürmte Thassilo in Hannos Zimmer. „Du mußt mit uns!“ rief er. Ich hoffe, du thust es. Sie wollen die Höhle sehen, du weißt ja, unsre Siebenschläferhöhle —“

„Wer will sie sehen?“ fragte Hanno.

„Nun, Frau von Ellerstedt und Falkenberg! Beide sind niemals dort gewesen, und ich nur in jener einen Nacht, so daß ich mir nicht zutraue, sie richtig zu führen. Bitte, übernimm die Führung! Da wir alle zu Pferde sind, habe ich auch für dich eines mitgebracht. Ich weiß, daß du reiten kannst. Bitte, besinne dich nicht zu lange, denn die beiden anderen kommen gleich hinter mir her!“

Hanno besann sich in der That nicht lange, sondern rüstete sich schnell, während Thassilo auf einige Augenblicke bei der Familie vorsprach. Die beiden jungen Männer sprangen in die Sättel, in dem Augenblick, da Leontine und Herr von Falkenberg bereits die Straße heraufgetrabt kamen. Während die beiden Paare einander begrüßten, standen Theodore und Herr Volmar betrachtend am Fenster, Gudula hielt sich mehr im Hintergrunde. „Sie ist wunderschön!“ sagte der alte Herr. „Wirklich bezaubernd!“

„Ja wohl!“ bestätigte Theodore. „So wunderschön ist Roß und Weib, so wunderschön der junge Leib‘ — wie es in dem bekannten Liede heißt — und dennoch kenn‘ ich dich! Du bist die Hexe Lorelei!“

Gudula verließ das Zimmer, die berittene Gesellschaft aber setzte sich in Bewegung.

Auf dem schlechten Straßenpflaster konnte der Ritt nur langsam gehen, dafür unterhielt man sich über gewöhnliche Dinge mit Angeregtheit und verstand über ein Nichts zu lachen. Aber einmal aus der Stadt heraus, ließ man die Pferde traben, um den Schritt erst gegen den steiler sich hebenden Waldweg hin zu hemmen. Da dieser Weg sich zwischen Felsenwänden und Abgrund hinauf zog und nur für einen Reiter genügenden Raum bot, setzte Hanno sich an die Spitze des Zuges, bis zum Eingang in die Schlucht. Die Pferde wurden in einiger Entfernung, wo es eine freiere Waldlichtung gab, unter der Obhut des Reitknechtes gelassen.

Die Gesellschaft begab sich durch den engen Felsengang in die Höhle, welche sich augenblicklich, bei günstigem Stande der Nachmittagssonne, die durch den engen Felsenspalt drang, und einen Wechsel von Licht, Dämmerung und Finsternis hervorbrachte, besonders vorteilhaft zeigte. Hanno deutete auf einen zweiten Felsengang hin, der seitwärts, wo die Dämmerung begann, aufsteigend zu einer kleineren Höhle führte. Diese öffnete sich freier, und führte ohne Beschwerlichkeit, zumal bei offenem Tageslicht, wieder in die Hauptschlucht hinunter. Thassilo verlangte dringend den Gang zu thun und auch Herr von Falkenberg wünschte diese Felsenbildungen im ganzen kennen zu lernen. Allein Leontine wollte sich unter keiner Bedingung dazu verstehen. Die Dunkelheit bedrücke sie schon dermaßen, sagte sie, daß sie sich nach dem Walde hinaus sehne. Sie bat Herrn von Falkenberg, den Weg ohne sie zu machen, sie werde ihn draußen erwarten, und inzwischen unter der Obhut des Herrn Professors bleiben. Nach vergeblichen Bitten und einiger Zögerung verstand sich Herr von Falkenberg dazu und ließ sich von Hanno bis hart an die finstere Felsenpforte leiten, durch die in der Entfernung

doch ſchon ein Lichtſtrahl ſichtbar wurde. Thaſſilo ſtieg vorauf, die Tritte der beiden Kletterer verhallten in der Entfernung. Hanno war mit Leontinen allein, ſein Herz pochte lauter in freudiger Erregung.

„Es iſt Zeit, daß wir uns allein ſprechen!“ begann ſie. „Wie haben Sie inzwiſchen gelebt?“

„Ich habe Sie entbehrt! ſchmerzlich entbehrt!“ rief er. „Ich bin glücklich, Sie wieder in meiner Nähe zu wiſſen! Warum mußten Sie ſo lange entfernt ſein?“

„Geſchäfte, lieber Freund! Leidige Geſchäfte! Ich hätte eher Ihnen Vorwürfe zu machen, daß Sie mir die Bücher nicht brachten! Ich hatte Sie beſtimmt erwartet. Doch, keine Vorwürfe! Ich wünſche Frieden zwiſchen uns. Hanno! Freund! Soll Frieden, dauernder Frieden zwiſchen uns ſein?“

„Für immer! Für alle Ewigkeit!“ rief er.

„Darauf geben Sie mir Ihr Wort?

„Ich gebe es! Nehmen Sie es als einen Schwur!“

Er fühlte Leontinens Hand auf ſeiner Schulter, ihr Antlitz näherte ſich dem ſeinigen, ſchon fühlte er den warmen Hauch ihres Atems, und im Rauſch der Freude wollte er die Geliebte umſchlingen.

Da machte ſich ein tiefer Seufzer in der Nähe vernehmlich, zugleich mit dem gepreßten Jammerrufe: „Ach Gott! Ach Gott im Himmel!“

Leontine fuhr entſetzt zurück, und eilte dem Ausgang der Höhle zu.

„Wer iſt da!“ rief Hanno, nicht minder betroffen, indem er einige Schritte in das Dunkel hinein that.

„Es geht zu Ende mit mir!“ ſeufzte die Stimme. „Wer wird mir noch helfen?“

Leontine aber, von der feigſten Regung erfaßt, rief ſelbſt die Hilfe ihres Begleiters an, und als dieſer ihr nicht ſogleich folgte, verſtärkte ſie ihren Ruf nach den anderen Begleitern, und lief, von Angſt getrieben, allein durch die Schlucht.

Hanno taſtete weiter und fand einen Menſchen am Boden liegen. „Was fehlt Ihnen?“ fragte er, ſich niederbeugend. „Was treiben Sie, und wie kommen Sie hierher?“

„Ach, guter Herr!“ ſtammelte der andere; „Sie kennen mich nicht mehr, aber ich erkenne Sie an der Stimme. Ich habe ſchon ein paarmal gerufen, aber man hat es nicht gehört. Jetzt, da Sie allein waren —“

„So erklären Sie doch nur, wer Sie ſind!“ rief Hanno, unangenehm berührt, daß ſein Geſpräch mit Leontine einen Zeugen gehabt hatte.

„Ach, gnädiger Herr, ich bin ja einer von den Siebenſchläfern, wie Sie uns nannten! Wenn ich nur erſt hier heraus wäre! Der Hunger und der Froſt ſind zu arg!“

Thaſſilo ſtürmte herein, mit der Frage, was hier vorgehe. Er und Falkenberg hatten den Hilferuf Leontinens gehört, und waren eiligſt herabgekommen. „Sie ſagte, die Höhle ſtecke voll von Geſindel,“ ſo fuhr Thaſſilo fort, „und war nicht zu bewegen, länger zu verweilen. Falkenberg wollte ſelbſt nachforſchen, ihre Furcht zerſtreuen, aber es half nichts, ſie verlangte zu Pferde zu ſteigen und um jeden Preis hinwegzukommen. Sie ſind ſchon auf dem Wege.“

Hanno empfand das freilich ziemlich hart, allein ſein Gewiſſen rief ihn doch zu männlichen Pflichten auf. „Hier iſt ein Unglücklicher, dem wir helfen müſſen!“ ſagte er. „Er ſcheint krank. Greif' mit an, wir tragen ihn aus dieſem Höhlendunſt in die Sonne.“

Thaſſilo faßte an, und gemeinſam trugen die jungen Männer den Kranken, freilich unter ängſtlichem Stöhnen und Wimmern desſelben, ins Freie, wo ſie ihn auf einer von der Sonne erwärmten Stelle, an die Felswand gelehnt, niederließen.

„Aber iſt denn das nicht —? Freilich, das iſt ja die ‚zweite Klarinette‘ aus der Muſikantengeſellſchaft!“ rief Thaſſilo.

Der Kranke nickte. „Ja, gnädiger Herr, ich bin es. Mit meinem kranken Fuße konnte ich das Wandern ſchon lange kaum noch erzwingen, aber mit dem Zurückbleiben ging es auch nicht. Und jetzt, da unten in der Stadt ward es ſo ſchlimm mit mir, daß ich den Kameraden nicht folgen konnte. Sie ließen mich im Wirtshauſe und wollten mich auf der Rückreiſe abholen. Als mir aber mein Zehrgeld ausgegangen, warf mich der Wirt auf die Straße. Verdienen konnt' ich nichts und betteln auch nicht. Da ſchleppte ich mich hinaus und wollte die Höhle wiederfinden, zum letzten Obdach, und müßt' ich darin ſterben. Und ich habe drei Tage und Nächte darin gelegen und keine Nahrung gehabt, und meinte, nun wär's zu Ende, da wachte ich wieder auf —“

So weit hatte der Unglückliche mit großer Anſtrengung geſprochen, als Thaſſilo ihn mit lautem Ausruf des Mitleids unterbrach. „Sechsunddreißig Stunden nichts genoſſen! er ſtirbt vor Hunger!“

„Wir müſſen ihm zu helfen ſuchen!“ entgegnete Hanno. „Iſt der Reitknecht noch da?“

„Nein! Den beiden anderen ſchon gefolgt!“

„So gilt es den Verſuch, ob wir den Kranken auf eins unſrer Pferde bringen.“

Der Verſuch ſcheiterte, man mußte den Mann wieder am Boden ausſtrecken.

„Ich ſprenge nach der Stadt!“ rief Thaſſilo; „hole Nahrungsmittel, einen Wagen —“

„Der kann hier nicht herauf!“ unterbrach ihn Hanno. „Eine Tragbahre mit zwei Männern aus dem Hospitale! Melde die Sache zuerst in unserem Hause! Theodore soll etwas Stärkendes schicken —“

„Ja! Ja!“ rief Thassilo, sich aufs Pferd schwingend, und jagte den Waldweg hinunter.

Hanno aber setzte sich auf einen Stein, in die Nähe der beklagenswerten zweiten Klarinette, welche mit geschlossenen Augen dasaß, aber von den warmen Sonnenstrahlen schon ein wenig mehr belebt schien. Ein Gespräch fand nicht weiter statt, da der Kranke sichtlich zu angegriffen war.

Hanno hatte inzwischen Zeit, dem nachzudenken, was er in der Höhle erlebt hatte. Beinahe zürnte er dem Unglücklichen durch den ihm der ersehnte Augenblick verkürzt, die Bringerin seines Glückes in die Flucht getrieben worden war. Wann würde ein solcher Augenblick wiederkommen? Und was dann? Was sollte überhaupt aus alledem werden? Diese Frage trat zum erstenmal in ihm auf, und fand ihn bei reichlicher Muße, sie in der Einsamkeit zu durchdenken. Denn es vergingen Stunden, und schon begann es abendlicher im Walde zu dämmern. Vergeblich richtete er die Blicke den Weg hinunter nach der erwarteten Hilfe. Sein Pferd freilich stand bereit, ihn fort zu tragen, und stampfte ungeduldig den Boden, doch wie hätte er über sich gewinnen mögen, den Leidenden zu verlassen! Zuweilen schien es ihm, als atme derselbe nicht mehr, und Sorge und Ungeduld steigerten sich auch ihm bei der tiefer sich ausbreitenden Dämmerung.

Endlich kamen die Träger, zugleich mit einem erfahrenen Wärter aus dem Hospitale. Der Patient wurde durch Stärkungsmittel neu belebt und behutsam fortgetragen. Hanno folgte, das Pferd am Zügel führend, und fand unten am Ausgange des Waldes den Konrektor, der ihn erwartete.

„Nun, mein Sohn!“ so begrüßte ihn Herr Volmar: „Du hast Samariterdienste geleistet, darfst aber deinen Schützling jetzt getrost jenen Leuten überlassen. Er wird in das städtische Krankenhaus aufgenommen, ich habe das bereits besorgt. Jetzt aber mußt du erfahren, warum die Hilfe so lange gezögert hat. Wir haben im Hause auch einen Verunglückten, nämlich deinen jungen Freund Thassilo. Er ist mit dem Pferde gestürzt, hart vor unserer Thüre, und liegt in deinem Zimmer, sogar auf deinem Lager. Bleibe ruhig, ich bitte dich! Verletzt hat er sich allerdings, wenn auch nicht gefährlich, aber der Arzt verbietet die Ueberführung nach dem Gute, da er ihn unter den Augen behalten müsse. Theodore ist um ihn beschäftigt und versorgt ihn bestens. Siehst du, darum ließen wir dich warten, da uns die Hilfe für den auf unsrer Schwelle liegenden die dringendere schien. Er selbst freilich trieb uns am meisten an, das andere nicht zu vergessen. Auch ist bereits ein Bote nach dem Gute geschickt worden. Was in der Eile geschehen konnte, ist geschehen.“

So war es in der That. Als Hanno in sein Zimmer trat, rief Thassilo trotz heftiger Schmerzen ihm zuerst die Frage nach der „zweiten Klarinette“ entgegen, und schien sich selbst erleichtert zu fühlen, als er erfuhr, daß sie lebe und wohl geborgen sei.

Bald darauf erschien Herr von Hoberg, in der Absicht, den jungen Mann mitzunehmen, mußte sich aber in den Ausspruch des Arztes fügen, der keinen Ortswechsel duldete. So konnte er nur seinen Dank aussprechen und jeden Gegendienst seines Hauses zur Verfügung stellen.

Hanno und Theodore, die ganz mütterlich um den Verwundeten waltete, teilten sich in die Pflege bei Tag und Nacht.

Schon am anderen Morgen erschien mit Thassilos Reisekoffer ein ganzer Wagen voll guter Stärkungsmittel vom Lande, die denn nicht bloß für die Bedürfnisse des Kranken berechnet waren, und nachmittags fuhr Fräulein Adelgunde vor. Sie war in ihrer Art teilnehmend und wacker, wenn auch nicht ängstlich oder empfindsam; sie saß an Thassilos Lager, wollte einige Worte des Tadels über das übereilte und ganz verrückte Reiten, welches ihn zur Niederlage gebracht, nicht unterdrücken, und gab zu verstehen, daß er bei seiner Ungeschicklichkeit noch gut genug davon gekommen, und von Glück sagen könne, von so vortrefflichen Menschen aufgenommen worden zu sein. Und nachdem sie so ihr pädagogisches Bedürfnis befriedigt hatte, zeigte sie sich als eine gute und sorgliche Person. Mit Frau Theodore schien sie sich gleich zu verstehen, und ebenso waren Herr Volmar und Gudula, bei welchen sie einige Zeit verweilte, sehr geneigt, gutes von der etwas rauh gefaßten Dame zu denken. Die Fühlung zu einander schien gegenseitig, denn Fräulein Adelgunde blieb länger, als sie sich vorgesetzt hatte. Als sie sich verabschiedete, lehnte sie die Begleitung des Hausherrn bis zu ihrem Wagen ab, da sie dem Herrn Professor allein noch etwas zu sagen habe.

In der Gartenthüre blieb sie stehen und begann zu Hanno: „Es wird Sie vor anderen interessieren, und so sollen Sie es zuerst wissen, um vielleicht danach zu handeln. Wir haben gestern Abend eine Verlobung im Hause gehabt. Frau von Ellerstedt und Herr von Falkenberg wollen ein Paar werden.“

Hirtenkinder.
Drei Zeichnungen.

Hanno sah sie erstarrt an. Aber die Gewalt des Schlages fand ihn gefaßter und stärker, als er es sich selbst zugetraut hätte. Was er aber hervorbrachte, waren nur die Worte: „Und wußte Leontine zur Stunde schon von dem Unglücksfall, welcher Thassilo betroffen?"

Fräulein Adelgunde wendete ihm einen Blick zu, der das volle Verständnis dessen aussprach, was die Frage bedeutete. „Ja! Leontine wußte es!" entgegnete sie. „Und wenn ihr Stiefsohn gestern den Hals gebrochen hätte, und Sie, Herr Professor dazu, Frau von Ellerstedt würde nichts danach gefragt, sondern sich ganz munter mit Herrn von Falkenberg verlobt haben! Lassen Sie es sich nicht mehr als nötig zu Herzen gehen!" Fräulein Adelgunde bestieg den Wagen und fuhr davon.

Hanno aber fühlte, daß er eine Stunde der Einsamkeit brauchte. Er schritt durch den Baumgarten, an dessen letzter Umzäunung, gegen die Felder und Wiesen zu, wo er einen Platz wußte, entlegen genug, um ihm störungslose Muße zu gewähren. Er befand sich nicht sowohl in einer schmerzlichen Aufregung des Gemütes, als vielmehr von neuer Erfahrung und Erkenntnis aufgestachelt, gegen die sein männliches Ehrgefühl sich vergeblich wehrte. Die Niederlage, welche sein Stolz erlitten, beschäftigte nicht mehr sein Herz, nur noch seine Gedanken. Er glaubte das künstliche Spiel, mit dem eine Erzgaukerin ihn bethört hatte, zu durchschauen, indem er sich die Begegnungen, die er mit ihr gehabt, vergegenwärtigte. Daß ihr seine Rückkehr unbehaglich gewesen, daß sie eine Aussprache von seiner Seite gefürchtet, nahm er als wahrscheinlich an, und so auch ihren Plan bei dem ersten Wiedersehen, wenn es denn doch nicht zu vermeiden war, behutsam zu tasten, ob sie durch ihre Zauberkünste die alte Anziehung erneuern, das Vergangene vergessen machen könne. Daß sie längst für Herrn von Falkenberg entschieden gewesen, daran zweifelte er nicht. Es galt eben nur, einen vielleicht gefährlichen Gegner in Schranken zu halten, und es gelang ihr so gut, daß sie sich über seine Ungefährlichkeit sogar lustig machen, durch ein unterhaltendes Spiel den anderen sogar ein wenig zur Eifersucht reizen, und zu einem rascheren Vorgehen veranlassen konnte. Daß der von ihr einst Aufgegebene ein ernster Charakter sei, und ein gegebenes Wort halten werde, davon mochte sie überzeugt sein, und darum wollte sie eine Versicherung, daß künftig Frieden zwischen ihnen sein sollte. Er hatte das Wort gleich einem Schwur ausgesprochen. Sie sah sich am gewünschten Ziele, wußte sich gesichert, und kümmerte sich in ihrer Herzlosigkeit nicht um das, was sie sonst angerichtet haben konnte. So sah er jetzt das ganze Spiel an, und war mit seiner Annahme vielleicht nicht weit von der Wahrheit entfernt. Aber wenn er auch nichts als Abscheu und Verachtung gegen das seelenlose, kalt berechnende Weib fühlte, so wendete sich nun der ganze Strom leidenschaftlichen Unmuts gegen seine eigne Thorheit, um ihn in höhnischen, bittern und zornigen Selbstanklagen zu durchfluten. Sein Denken und Empfinden zum zweitenmal an sie verloren zu haben, mochte er sich nicht verzeihen, er fühlte sich erniedrigt vor sich selbst, jetzt erst im Innersten gedemütigt. Es bedurfte seines ganzen Trotzes gegen diese Regungen, um sich nur einigermaßen zu sammeln und nicht unter dem Druck dieser Stimmung vor den Hausgenossen zu erscheinen.

Die Verlobung der schönen Frau wurde in den nächsten Tagen im Hause des Konrektors bekannt. Herr von Falkenberg selbst war es, der die gedruckte Anzeige nebst einigen anständig freundlichen Worten an Thassilo sendete. Dieser reichte das Blatt, nachdem er es gelesen, schweigend an Hanno, welcher Fassung genug besaß, zu entgegnen, daß er dergleichen habe kommen sehen. Etwas lebhafter nahm Frau Theodore die Nachricht auf, doch unterdrückte sie längere Gespräche darüber, um den Kranken, als den Nächstbeteiligten, zu schonen.

Gleichwohl befand sich Thassilo bereits auf dem besten Wege zur Genesung, da seine Verletzung sich als weniger bedenklich herausstellte, als es den Anschein gehabt hatte. Er war guten Mutes, las viel, empfing die Besuche der Familienglieder und erkundigte sich jeden Tag nach dem Ergehen seines Leidensgenossen, der „zweiten Klarinette".

Hanno war inzwischen seines inneren Ringens wohl Herr geworden, aber wie ein Bann lag es immer noch, bis zur körperlichen Mattigkeit, über ihm. Der Verkehr, ja das Gespräch mit Gudula bedrückte ihn, er kam sich ihr gegenüber so niedrig, so unwürdig vor, er suchte sie wohl gar zu vermeiden. Häufig wählte er jenen Platz im Baumgarten, um zu lesen, zu schreiben, vor allem allein zu sein.

Hier befand er sich eines Tages, ein Buch, in welchem er nicht las, in der Hand, und blickte über das grüne Thal nach dem Bergrücken hinüber, ohne darum die Landschaft sonderlich zu betrachten. Da vernahm er leichte Tritte in der Nähe, wendete sich und erkannte Gudula, welche auf ihn zu gegangen kam. Er sprang fast erschreckt auf, als ob er sich auf etwas ertappt fühlte, sie aber, indem sie die Stufen des erhöhten Aussichtsplatzes betrat, rief ihm entgegen: „Verzeih', wenn ich dich

ſtöre! Hätteſt du wohl ein Viertelſtündchen Zeit zu einem Geſpräch mit mir?"

„Gewiß, Gudula!" entgegnete er in etwas banger Erwartung.

Sie nahm Platz und begann ſelbſt mit einiger Befangenheit: „Hanno, ich glaube, du weißt, daß ich es immer gut mit dir gemeint habe!"

„Ja, Gudula, ich weiß es!"

„Nun dann," fuhr ſie fort, „wirſt du den Rat, den ich dir gebe, nicht verkennen. Hanno — reiſe ab! Es wäre am beſten für dich und — auch für uns. Tritt deine Reiſe nach Italien an, ſobald als möglich! Für deine Stimmung, für deine jetzige Lage iſt eine Veränderung des Ortes, ſind ablenkende neue Eindrücke durchaus nötig."

Er ſchlug, innerlich betroffen, die Augen nieder und ſchwieg eine Weile. Dann begann er: „Du ſcheinſt damit etwas ſagen zu wollen, was mich tief demütigt. Iſt meine Stimmung im Hauſe ſo übel empfunden worden?"

„Ich glaube nicht, Hanno! Man wußte dich beſchäftigt und ließ dich gewähren, man beobachtete dich kaum. Ich aber, die ich dich beſſer kenne, als die anderen, konnte mir wohl denken, um was es ſich handelte. Warum, lieber Hanno, ſollen wir beide Geheimniſſe vor einander haben? Leontine iſt —"

„Gudula, ich bitte dich!" unterbrach er ſie heftig. „Sprich dieſen Namen nicht mehr aus! Du weißt nicht, wie tief du mich beſchämſt!"

„Das liegt nur in deinem Gefühl," entgegnete ſie, „und iſt durch keine Notwendigkeit geboten. Ich habe gerade die Abſicht, von Leontinen mit dir zu ſprechen und dir etwas zu bekennen, ein Geheimnis, das ich mit einer Art von Schuldgefühl in mir getragen habe. Ich habe dir etwas verhehlt, ſeit lange, und das bedrückt mich; denn zwiſchen Freunden, wie wir, iſt es ein Unrecht!"

„Ein Unrecht? Du, Gudula —?" rief er in nicht geringer Spannung.

„Ich muß weit ausholen," fuhr ſie fort, „wenn ich dir alles ſagen ſoll. Ich war ein kleines Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren, und für mein Alter noch ſehr ein Kind. Die Leontine wurde damals von jedermann eine große Schönheit genannt, und ich ſchwärmte auch für ſie, und freute mich immer, ihr zu begegnen. Ja, meine Schwärmerei wuchs, als ſie mich einmal freundlich bei der Hand nahm, mich nach allen in unſerm Hauſe fragte, endlich auch nach dir, und ich ihr beſonders von dir allerlei erzählen mußte. Ich that es, kindlich arglos und freute mich, daß ſie ſo gern von dir hörte. Denn von nun an rief ſie mich faſt täglich auf meinem Schulwege an, war zärtlich gegen mich und nahm mir mit höchſter Aufmerkſamkeit von den Lippen, was ich ihr über dich mitteilen konnte. Nun, du darfſt überzeugt ſein, daß es ſehr harmloſe Mitteilungen waren! Einmal aber — Hanno, nun kommt mein Geheimnis! Ich kann es nicht länger verſchweigen. Einmal wurde ich abends noch fortgeſchickt, es war nach der Apotheke, da der Vater ſchnell etwas nötig hatte, und als ich an den kleinen Garten des Hauptmanns komme, erblicke ich zwei junge Leute, die ſich umſchlungen halten und küſſen. Ich erſchrak ſehr, als ich Leontine und dich erkannte."

Mit einem Ausruf der Ueberraſchung, des Widerwillens und der Scham wendete Hanno ſich ab, als wollte er ſein Geſicht vor Gudula verbergen.

Das junge Mädchen aber fuhr fort: „Ja, ich erſchrak, aber es war bald vorüber. Denn ich konnte mir nun Leontinens Fragen erklären, und dachte mir, daß ihr beide ja wohl zuſammengehörtet, denn ich vernahm ja nun öfter, wie ihr auf Bällen miteinander tanztet, euch in Geſellſchaft ſahet, und ſo meinte ich, wenn das eine erlaubt ſei, werde es das andre wohl auch. Noch war ich kindlich genug, nicht weiter daran zu denken. Erſt nachdem du abgereiſt warſt, und längere Zeit darüber vergangen, kam mir, bei der Nachricht von Leontinens Verlobung mit Herrn von Ellerſtedt, die Erinnerung an jenen Anblick wieder. Ich erſchrak jetzt ſchon mehr, zumal ich ein Jahr älter geworden war. Zugleich aber tauchten beunruhigende Gerüchte auf. Leontine ſollte ein älteres Verlöbnis gebrochen haben. Andre wollten Zeugen einer gleichen Situation geweſen ſein, wie ich ſie geſehen, aber niemand wußte auf eine beſtimmte Perſönlichkeit hinzuweiſen. So war ich allein die Wiſſende, ängſtigte mich im ſtillen, daß noch andere dich erkannt haben möchten, und mußte auch meine Teilnahme verbergen, denn ich dachte mir, daß ihre Untreue dich tief ſchmerzen würde."

„O, Gudula!" rief Hanno. „Es iſt abſcheulich, daß du, ein harmloſes Kind, dieſer elenden Thorheit Zeuge ſein mußteſt!"

„Und doch —" nahm Gudula wieder das Wort: „Und doch war es vielleicht beſſer, daß nicht andere, ſondern ich allein dich erkannt hatte. Es wäre viel Gerede darum geweſen und würde dem Vater und Theodoren gegenüber Unangenehmes für dich daraus erwachſen ſein. Und nun, lieber Hanno, bin ich froh, daß ich mir mein Geheimnis vom Herzen heruntergeſprochen habe! Ich dachte nicht, daß ich es jemals über die Lippen bringen würde, obgleich es mich dir gegenüber bedrückte, und wer weiß, ob ich es gekonnt hätte, wenn ich nicht

einer Art von Notwendigkeit gewichen wäre. Die verdüsterte Gemütslage, welche dir das Wiedersehen und der erneute Verkehr mit Leontinen gebracht hat, brach endlich mein Widerstreben und bewog mich zum Bekenntnis."

„Nun aber genug davon, teure Gudula!" sagte Hanno. „Das weitere soll nicht zwischen uns beiden verhandelt werden!"

„Es wäre doch gut und würde dich beruhigen!" entgegnete sie. „Hier kann gar nicht davon die Rede sein, daß ich mich in dein Geheimnis drängen wolle, den ersten Teil desselben kannte ich seit lange, den Verfolg in der letzten Zeit hast du mir zwar nicht erzählt, aber ich habe ihn erraten, da ich eben den Anfang wußte. Zwar, daß es so, gerade so kommen würde, dachte ich nicht, obgleich — es denkbar war. Und, glaube mir, daß ich es im ganzen doch beruhigt abgewartet habe! Denn ich kannte dich zu gut, um anzunehmen, daß Leontine dich noch einmal dauernd fesseln könne. Denn, wie mir ihr Charakter inzwischen deutlich geworden war, mußte, ja, es mußte ein Ende nehmen!"

„Ein Ende, ja!" sagte Hanno, „aber nicht durch meinen gesunden Verstand, sondern mit einer Niederlage meiner Thorheit!"

„Du nimmst die Selbstanklage zu quälerisch!" entgegnete Gudula. „Daß Leontine durch ihre Schönheit, durch ihr Wesen anzieht und fesselt, ist eigentlich selbstverständlich. Selbst unser guter Vater ist hingerissen von ihrem Anblick, und es würde mich gar nicht wundern, wenn vor seiner Phantasie bereits ein Gedicht schwebte, etwa ‚Die schöne Amazone' betitelt. Und selbst unsre Schwester Theodore, die sonst Frauenfehlern gegenüber nicht nachsichtig ist, kann wenigstens das Denken über dies psychologische Rätsel nicht los werden."

„Gudula!" rief Hanno plötzlich, indem er des jungen Mädchens Hand ergriff. „Wirst du mir glauben, wenn ich dir versichere, daß ich während meiner Verirrung dich, dich dennoch im Herzen getragen habe?"

Sie entzog ihm leise ihre Hand, und die Augen rein und offen zu ihm gewendet, sagte sie: „Ja, ich glaube es! Ich weiß, daß du mir gut bist. Und ich — du mußt es doch auch wissen! Ich wäre dir gut geblieben, selbst wenn Leontine dir ihre Hand gereicht hätte! Freilich, das Unglück mußte dann groß werden — aber das war ja unmöglich!"

Er fühlte sich ergriffen von ihrer Aufrichtigkeit, ihrem jungfräulich reinen Wesen und ein Seufzer drang über seine Lippen. „Wie schuldbewußt ich mich gerade vor dir fühle," sagte er, „vor dir, Gudula — ich wollte, ich könnte es dir ganz aussprechen! Denn, wenn ich auch an dich dachte, eine verächtliche Leidenschaft hat mich dir doch treulos gemacht —"

„Treulos?" unterbrach sie ihn in munterem Tone. „Nun machst du mich beinahe lachen über dein Schuldgefühl! Du hast mir nicht versprochen, immer an mich zu denken und hattest keine Verpflichtung dazu! Wenn du in deine gelehrten Arbeiten dich vergräbst, und dich mit Leidenschaft an römische Inschriften verlierst, wirst du dich dann auch treulos gegen mich erklären? Von solchen Spitzfindigkeiten darf nicht die Rede sein! Kurzum — ich rate dir, mache dich auf den Weg nach dem schönen Lande der gelehrten Inschriften und sonstigen Beruhigungsmittel! Deine Abreise wird nicht auffallen. Die Zeit, die du uns zugedacht hattest, ist herumgegangen, die Bequemlichkeit zur Arbeit durch Thassilos Krankheit abgebrochen. Er selbst ist bei uns gut aufgehoben. Der Vater wird deinen Entschluß ganz natürlich finden; Theodore, die, so klug sie sonst ist, diesmal von der Ursache deines Trübsinns doch nichts gemerkt hat, kann auch über deine Abreise keinen Verdacht schöpfen. Also reise! Und wenn du wiederkommst — nicht wahr? — bist du wieder der Alte!"

Hanno sprang auf. „Gudula!" rief er, „du gibst mir Freude, Selbstvertrauen, Ruhe des Herzens wieder! Deine Güte hat alle Schatten aus meinem Gemüte wieder verscheucht. Ja, du hast recht, ich muß und ich will fort, und als ein gesunder Mensch wiederkehren!" Er kniete plötzlich vor ihr nieder, ergriff ihre Hände und küßte sie. „Und dann — dann, Gudula?" fuhr er fort, indem er sie mit glücklichen Augen ansah: „Was soll dann mit uns beiden geschehen?"

Sie erhob sich schnell, und trat von ihm zurück. „Nicht weiter, Hanno!" entgegnete sie mit ruhigem Ernst. „Der Vorsatz, in dem ich dich hier aufsuchte, geht nur bis zu deiner Abreise. Ueberlege sie jetzt und komme bald zum Entschluß! Ich verlasse dich in dem Vertrauen, daß du meine Absicht ehrst, und — dich nun recht vernünftig beträgst!" Sie nickte ihm freundlich zu und schritt hinweg. Er sah ihr nach, bis die anmutige Gestalt zwischen den Bäumen verschwunden war, dann atmete er tief auf, wie im Gefühl innerster Befreiung.

Und wie es wohl geschieht, daß ein Wort, eine Bezeichnung, die in einem bestimmten Kreise, sei's im Ernst oder Scherz, geläufig geworden ist, uns einfällt, um in anderer Beziehung eine gewisse Bedeutung zu gewinnen, so boten sich ihm die vielgenannten Siebenschläfer plötzlich zum Gleichnis für seine eigene Lage dar. „Ja!" sagte er zu sich selbst, „auch ich habe geschlafen, bin in wüstem, verwirrendem

Traume gewandelt, mußte in halbem Bewußtſein meines beſſeren Selbſt zwiſchen Schlaf und Erwachen ringen, bis ein Morgenruf mich zu neuem Bewußtſein weckte! Dank dir, holde Mahnerin! Du bleibſt meinem Daſein verbunden, einzig, wandellos, ewig —!"

Schon einige Stunden darauf, am Abend, fand er die Familie auf ſeinen Reiſeplan vorbereitet. Der Konrektor wollte ſich eher wundern, daß Hanno ſo lange bei ihm ausgehalten; Theodore bedauerte, daß er nicht noch ein paar Tage zugeben wollte, hatte aber ſonſt nichts einzuwenden, zumal er verſprach, aus Italien wieder bei den Seinen einzutreffen und noch einige Zeit mit ihnen zu verleben. Die Abreiſe wurde auf übermorgen feſtgeſetzt. Gudula war heitrer, als man ſie ſeit lange geſehen, und ließ ſich von der älteren Schweſter ausſchelten, daß ſie über den Abſchied ſo vergnügt ſei.

Als ſich Hanno von ſeinem jungen Freunde verabſchiedete, ſtand er zugleich mit Gudula vor ſeinem Lager. „Es iſt recht dumm," ſagte Thaſſilo, „daß ich dich nicht nach Italien begleiten kann, was ich im ſtillen eigentlich gehofft hatte! Da ich aber doch einmal wieder ein horizontales Daſein zu führen habe, ſo iſt mir's lieber, ich liege es hier ab, als draußen auf dem Gute — obgleich auch da jetzt die Luft rein iſt. Tante Adelgunde war heute nachmittag da, mit der Nachricht, daß Frau von Ellerſtedt bereits weg iſt, zu Verwandten Falkenbergs, bei welchen auch die Hochzeit ſein ſoll. Hoffentlich werde ich nicht eingeladen, denn ich müßte ja doch danken! Inzwiſchen bleibe ich hier, bis du zurückkehrſt — ich habe das mit Vater Volmar bereits abgemacht — und laſſe mich durch Fräulein Gudula in der Botanik unterrichten. Sie hat es mir verſprochen."

Gudula beſtätigte es lächelnd, und als Hanno ſie betrachtete, mußte er innerlich lachen, daß er jemals einer Regung von Eiferſucht hatte Raum geben können. —

Etwa vierzehn Tage nach Hannos Abreiſe war Thaſſilo wieder auf den Beinen und im Garten, zwar noch an einem Stocke gehend, aber doch mit der Ausſicht auf baldige völlige Herſtellung. Als der Konrektor ihn eines Tages vor ſeiner Bücherſammlung fand, nach einer Stelle im Homer blätternd, machte er ihm den Vorſchlag, ſich täglich eine oder paar Stunden gemeinſam mit ihm zu beſchäftigen. „Es wäre hübſch," meinte der Alte, „wenn wir es mit einer Tragödie des Sophokles griechiſch verſuchten, oder unſern lieben Homer vornähmen!" Thaſſilo war gleich einverſtanden, zumal er auf eine Ausfüllung ſeiner Tagesſtunden bereits zu denken hatte.

So ſaßen ſie eines Morgens über dem Sophokles, als Frau Theodore die Studien unterbrach, mit der Nachricht, daß ein junger Menſch den Hausherrn zu ſprechen wünſche. Er wurde in das Arbeitszimmer gelaſſen, und Thaſſilo begrüßte ihn mit dem Willkommensruf: „Die zweite Klarinette!" Er ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand: „Sie ſind wieder wohl auf!" rief er, „und ſchon weiter als ich, der ich noch am Stocke nachhinke!"

Die zweite Klarinette, oder vielmehr Peter Muhl, wie ſich ihr Name herausſtellte, ſprach ein tiefes Bedauern aus, daß der junge Herr um ihretwillen ſelbſt einen Unfall erlitten, und wußte dem Konrektor zu danken für das Unterkommen und die Pflege, die er an ihn hatte wenden laſſen. „Bin ich jetzt wieder ganz geſund," fuhr er mit ſeinem böhmiſchen Accent fort, „und geſünder als früher und kann arbeiten."

Peter Muhl, ein junger Burſche von etwa dreiundzwanzig Jahren, ſah in der That jetzt viel rüſtiger aus, als in ſeiner früheren Verfaſſung als Siebenſchläfer.

„Nun denn," begann der Konrektor, „ſo wirſt du wohl deine ehemaligen Genoſſen aufſuchen, um mit ihnen, Klarinette blaſend, weiter zu wandern? Ich kann mir denken, daß es um das Reiſegeld ſchlecht genug beſtellt iſt."

„Nein, gnädiger Herr!" entgegnete Peter Muhl. „Ich will nicht mehr blaſen und wandern, möchte lieber einen Dienſt haben in der Nähe, wenn Sie mir verſchaffen wollten. Ich kann dienen in Haus und Hof, und graben und alles thun im Garten. Ich bin vom Lande und hab' von frühauf gedient, bis ich das Blaſen erlernte. Und ich that es nur, um mir bei der Muſik zur Kirchweih und zu Hochzeiten noch etwas zu erwerben. Denn ich habe früh keine Eltern mehr gehabt und mußte ſelber zuſeh'n. So hab' ich daneben immer bei der Muſik geſpielt, bis die anderen kamen und mich überredeten, mit zu wandern. Aber ich hätte es doch nicht mit ihnen ausgehalten. Jetzt möcht' ich wieder arbeiten, wie ich es gewohnt war. Sie haben Haus und Hof und ſo großen Garten, wenn ich — wenn ich könnte bei Ihnen —"

„Hm!" machte Herr Volmar und ſchien zu überlegen, indem er die Geſtalt Peter Muhls aufmerkſam prüfte. Frau Theodore aber, welche während der Verhandlung vorſichtig im Zimmer geblieben war, erſchrak bei dem Gedanken, daß der Vater einen Vagabunden in Dienſt nehmen könnte. Der Poſten, zu welchem derſelbe ſich angeboten hatte, war nämlich wirklich frei, man hatte ſich vergeblich nach einer zweckmäßigen Beſetzung umgeſehen, und ſich inzwiſchen etwas

unbequem behelfen müssen. „Dieser Bursche hat sicherlich Wind davon bekommen," dachte Theodore, „und sucht sich hier einzuschleichen." Sie unterzog daher die Gestalt des Ersatzmanns einer nicht minder aufmerksamen Prüfung, und mit nicht so wohlwollender Gesinnung, als der Konrektor ihm entgegenzubringen schien.

„Hm!" fuhr der Hausherr fort. „Das ginge doch nicht so unbedingt. Eine kurze Probezeit müßtest du immer erst bestehen. Etwa eine Woche."

„Ach, lieber Vater —!" wollte Theodore einwenden, wurde aber von einem ernst beschwichtigenden Blicke zurückgewiesen.

„Etwa eine Woche, sage ich!" nahm der Konrektor seine Rede auf. „Das schließt nicht aus, daß, wenn du dich übermorgen oder schon morgen übel beträgst, oder dich unbrauchbar zeigst, ich dich sofort wieder wegschicke. Du hast jedenfalls auf der Wanderschaft noch schlimmere Dinge gelernt als das Blasen in eurem Quintett, welches an sich schon etwas sehr Bedenkliches ist. Du darfst daher in deiner Probezeit die Klarinette nicht berühren, und von dieser Enthaltsamkeit wird dein künftiger Dienst bei mir mit abhängen."

Peter zog sein Instrument hastig aus der Rocktasche, wollte es dem Hausherrn überreichen und in Verwahrung geben, mit der Versicherung, daß er der Kunst auch wohl ganz entsagen könne.

„Keineswegs!" entgegnete der alte Herr. „Du wirst das verführerische Werkzeug in deiner Nähe behalten, und deine Entsagungsfähigkeit daran prüfen. Merke wohl! Höre ich dich in deiner Kammer Klarinette blasen, so wird dies ein Zeichen sein, daß du wieder hinaus willst und noch desselbigen Tages wirst du entlassen. Und so wollen wir es einmal versuchen, mein Sohn! Im übrigen wird meine Tochter dir deine Beschäftigung anweisen."

Der für seine Probezeit Geworbene machte ein sehr beglücktes Gesicht und wollte dem Hausherrn die Hand küssen. Frau Theodore aber, welche wohl wußte, daß es keinen Widerspruch gab, wenn der Vater einmal seinen Willen kund gethan, seufzte und beschloß, ein wachsames Auge auf Peter Muhl zu haben. —

Daß nun die Briefe aus Italien, und zwar in jeder Woche einige, sämtlich an Gudula gerichtet waren, wunderte bald keinen mehr im Hause, ja man schien sich mehr und mehr darüber zu freuen, zumal Gudula in sehr heitrer und glücklicher Stimmung war. Diese teilte sich allen mit, und so verflossen ihnen die Sommertage rasch und ungetrübt.

Da machte Thassilo Beobachtungen an dem alten Herrn, die ihn mit einiger Besorgnis erfüllten. Der Konrektor fing an bei der griechischen Lektüre die Adverbia zu verwechseln, falsch zu übersetzen, er war zuweilen so zerstreut, daß der Jüngere ihn fortwährend hätte verbessern müssen. Dieser ließ es zwar auf sich beruhen, konnte aber nicht umhin, seine Beobachtung den Töchtern mitzuteilen. Aber beide waren ohne Besorgnis und stimmten in ihrer Annahme überein, als Gudula lächelnd sagte: „Ich denke, die Ursache wird eine neue Dichtung sein, über deren Ausführung der Vater noch nicht entschieden ist."

So war es in der That. Aber nicht ein Gedicht ging dem Konrektor im Kopfe herum, sondern ihrer drei auf einmal, und dieses Uebermaß von poetischen Stoffen machte der Gestaltungskraft des wackeren Poeten arg zu schaffen. Peter Muhl hatte ihm nämlich im Garten die herzbrechende Geschichte seiner Kinderjahre, sowie das Unerfreuliche seiner musikalischen Wanderschaft ausführlich erzählt. Dieser Bericht erschien Herrn Volmar zu einer dichterischen Bearbeitung ganz geeignet, zumal dabei an Persönliches und Häusliches anzuknüpfen war, wie er dergleichen liebte. Das Gedicht konnte den Titel führen: „Der gerettete Landstreicher", oder „Das Asyl im Bürgerhause", und der Stoff erschien ausgiebig genug, um viel zu sagen. Nun aber war vorher schon ein Stoff so ziemlich herangediehen, welcher sich auf Thassilos Niederlage bezog, und als „Des Jünglings Genesung" viel Anziehendes und rührend Darstellbares hatte. Beanspruchten diese beiden Themata aber bereits die gleiche innere Teilnahme, so trat ein dritter Stoff, sogar mit noch älteren Ansprüchen hervor, und drängte zeitweise die beiden jüngeren etwas rücksichtslos beiseite. Herr Volmar hatte nämlich in jenem Begrüßungsgedicht an Hanno die Siebenschläfernacht nur nebensächlich behandelt, und für eine besondere Bearbeitung zurückgelegt. Diese letztere sollte nun mit seinem Waldgange beginnen, die merkwürdige Erscheinung des Jünglings im Eingang der Felsenschlucht schildern, dann das Gespräch mit ihm und die Lösung der märchenhaften Scene durch den Begrüßungsruf Hannos. „Die neuen Siebenschläfer" boten zahlreiche, höchst anregende Momente und gewannen an manchen Tagen den Vorrang vor den beiden anderen Stoffen. Vielleicht konnten sie auch alle drei in eine Beziehung zu einander gebracht und zu einem ansprechenden Ganzen vereinigt werden. Noch aber lebten diese drei Stoffe getrennt voneinander, und bestritten einander die Stunden zu ihrer Entfaltung. Hier hieß es nicht: „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen"

— nein, die Gedanken wohnten nicht ſo leicht bei einander, ſondern als ganz böſe Nachbarn, denn jeder pochte gewiſſermaßen auf ſein eignes Hausrecht. Sprach „Des Jünglings Geneſung“ ſanft und verſöhnlich, ſo fuhren „Die neuen Siebenſchläfer“ in geſchloſſener Gruppe drein, um ihn zu überſchreien. Dann nahm ſich „Der gerettete Landſtreicher“ wohl des erſteren an, und hoffte mit ihm Hand in Hand das Feld zu behalten, ſonderte ſich doch aber wieder ab, denn er wünſchte, wie Homunkulus, ſelbſt zu „entſtehen“. Der Kampf dieſer drei Elemente machte die innere Werkſtatt des guten alten Poeten ſehr geräuſchvoll und aufrühreriſch, ſo daß Herr Volmar von ſeinen Spaziergängen nur verworrener heimkehrte, und auch in der Familie ſeine Zerſtreutheit nur ſchwer bemeiſtern konnte. Aber er hoffte dennoch des Uebermaßes Herr zu werden und das Dreiblatt nach und nach herauszugeſtalten.

Beſchäftigt, wie er, waren auch die übrigen im Hauſe. Gudula ſchrieb Briefe — lange, ausführliche Briefe, denn ſie hatte Hanno die größte Ausführlichkeit verſprochen. So konnte ſie als Neueſtes auch die Aufnahme des Siebenſchläfers Peter Muhl in das Haus mitteilen. Ferner, daß Thaſſilo bereits weite Wanderungen anſtelle, um zu botaniſieren; daß Frau von Hoberg aus dem Bade zurückgekehrt ſei, in leidlichem Befinden, und ihnen einen Beſuch gemacht habe, Tante Adelgunde ſogar öfter bei ihnen vorſpreche, und daß man ſich in Thaſſilos ferneren Aufenthalt bei ihnen denn ohne viel Umſtände gefügt habe. Es gab ja ſo viel zu erzählen, woran der Empfänger der Briefe teilnahm, alſo durften ſie lang werden.

Frau Theodore aber wachte über Peter Muhl, anfangs mit ernſter Sorge, dann mit ruhigerer Beobachtung. Denn die erſte Woche verging und die zweite, die dritte, ein Monat und mehr, und Peter blies weder Klarinette noch zeigte er andere hervorragende Untugenden. Er verſtand tüchtig zu arbeiten, hielt Hof und Garten in Ordnung und erwies ſich als anſtelligen und leidlichen Burſchen. Er war ſogar ein Tauſendkünſtler, ſchnitt Blumenſtäbe, verſtand ſich auf Mauſefallen und hatte ein Geſchick, den Maulwurf abzufangen. Schon mehrere der ſchwarzen Gartendurchwühler waren von ihm ertappt und erlegt worden. Er konnte auch Vogelbauer machen, und beklagte, daß dergleichen für den Hausbedarf abgelehnt wurde. Um ſo ſchneller war er bei der Hand, wenn ihm von Theodore oder Gudula etwas aufgetragen ward.

Ja, ſie waren alle beſchäftigt: Theodore jetzt ſchon mit der ferneren Politur Peters; Gudula mit Briefſchreiben; der Konrektor mit den Gebilden ſeiner Phantaſie; nur der jüngſte Hausgenoſſe fing an gegen Ende des September das Winterſemeſter zu erſehnen, um als wirklicher Student die Univerſität zu beziehen.

Da kam ein klarer Herbſtmorgen, der einen Freudenſturm im Hauſe erwachen ließ. Diesmal erſchien der Heimkehrende nicht überraſchend, ſondern hatte ſeine Ankunft gemeldet. Und als Hanno unter den Familiengliedern diesmal auch Gudula jubelnd in die Arme ſchloß, und ſie es errötend geſchehen ließ, fand niemand etwas Auffallendes darin. Nun ging es in der erſten Stunde an das Erzählen. Hannos Beſuch ſollte diesmal doch nur kurz ſein, da er für ſeine neue Stellung bereits begehrt wurde. Daß Thaſſilo an derſelben Univerſität ſeine Studien beginnen ſollte, verſtand ſich für alle Teile von ſelbſt. Und nach wieder einer Stunde, da Hanno und Gudula ſich allein geſprochen hatten, trat ein glückſeliges Paar vor den Vater, der ſeine Kinder gerührt in die Arme ſchloß. Es wunderte ſich auch darüber niemand, aber die Stimmung aller war feſtlich und gehoben.

Nachmittags aber, da man fröhlich unter dem Nußbaume beiſammenſaß, erſchollen plötzlich Töne, welche erſchütternd durch alle Nerven fuhren.

„O heilige Romantik!“ ſchrie Thaſſilo. „Es ſind die Unſren! Die Siebenſchläfer!“ Er ſprang aus dem Garten auf die Straße.

Ja, ſie waren es! Ihre Romantik war auf der Sommerreiſe nur noch verwilderter, haarſträubender geworden. Die Frechheit der erſten, jetzt einzigen Klarinette, ging ins maßloſe! Das erſte Waldhorn mußte ſeine Studien bei dem Grauenhaften und Erſchütternden gemacht haben, die Poſaune ſchien ſich auf das Weltgericht vorzubereiten. Nur von dem zweiten Waldhorn war, wie vordem, nichts Sonderliches zu ſagen, als daß es, wie die übrigen, immer falſch einſetzte.

Als Peter Muhl im Garten dieſe Klänge vernahm, ließ er einen faſt ergriffenen Maulwurf fahren und eilte fort, nicht um nach ſeiner Klarinette zu greifen, und ſich anzuſchließen, ſondern um die einſtigen Genoſſen vor der Hausthür mit lebhafter Rede zur Ruhe zu verweiſen. Sie hörten wirklich auf, erſtaunt über ſeine Begegnung und die Eröffnungen, welche er ihnen über ſeine dienſtliche Stellung, ſeine Wandlung und ſein Glück machte. Das zweite Waldhorn hörte ihm mit aufgeriſſenen Augen an und hätte Luſt gehabt, mit ihm zu tauſchen, und wer weiß, ob das erſte nicht ähnliche Neigungen fühlte, wenn nur der Gedanke an Arbeit und an einen Dienſtherrn nicht ſtörend geweſen wäre. Die Klarinette aber lachte

verächtlich, und die Posaune sprach wegwerfend über Peter Muhls Abtrünnigkeit.

Während dies draußen vorging, sagte Hanno zu den Seinen: „Oh, ich bin so glücklich, daß ich alles um mich her glücklich wissen möchte, wär's auch nur auf eine Stunde! Ich bewirte meine Siebenschläfer! Sie waren auf eine Nacht meine Gefährten, sie sollen etwas von meinem Feste spüren!"

„Ja doch!" entgegnete Theodore. „Du wirst uns doch auch einen Teil an der Bewirtung gönnen, zumal ich die Schlüssel zur Speisekammer führe!" Sie schritt hinaus und Hanno begab sich zu den Musikanten. Seine Einladung zu einem Imbiß wirkte überraschend und bedeutend, und wurde nicht abgelehnt. Und als in den Hof dann ein Tisch und vier Stühle getragen wurde, Brot, Fleisch und das gute Getränk erschienen, welchem man lebhaft zusprechen durfte, da schienen selbst die Klarinette und die Posaune bekehrt und dachten nicht mehr schlecht von Peter Muhl. Die vier Siebenschläfer waren voll Dankes und nahmen es nicht übel, daß man sich das Ständchen verbat, mit welchem sie ihrem Abschied eine größere Feierlichkeit geben wollten. Die einstige zweite Klarinette sah sie mit Genugthuung wandern und segnete das bessere Los, das ihr zuteil geworden.

Drei Siebenschläfer blieben zurück, jeder beglückt in eine sonnige, selige Zukunft blickend, und erfüllt vom Genuß des schönen Tages, der sie mit den übrigen Hausgenossen vereinte. Das Herz des alten Konrektors quoll über von freudiger Rührung. Denn hatte er in der letzten Zeit, unterstützt durch Theodorens Winke, auch wohl vermutet, daß Gudula und Hanno sich für das Leben gefunden, so war die Gewißheit doch nun im tiefsten Herzen beglückend. Freilich mischten sich in dieses Glück auch einige kleine Besorgnisse. Hanno behauptete, es sei nicht nötig, lange mit der Hochzeit zu zögern. Da war doch ein Hochzeitsgedicht nötig, und wenn nicht nötig, so war es ihm Bedürfnis, denn sein Gemüt hatte soviel zu sagen und auszusprechen. Leider aber waren weder „Der gerettete Landstreicher", noch „Die neuen Siebenschläfer", noch auch „Des Jünglings Genesung" schon zustande gekommen, obwohl keineswegs aufgegeben, und es drängte sich ein viertes dazu, welches geradezu das erste zu sein beanspruchte. Der gute alte Poet schüttelte gedankenvoll den Kopf. Ihm kam zum Bewußtsein, daß, wenn ein Dichter sich bestrebt, auch nur das Nächstliegende seiner menschlichen Umgebungen und Verhältnisse zu bearbeiten, es eine Unmöglichkeit ist, diese Fülle poetischen Stoffes zu bewältigen.

Ein Prozeß aus der Petersburger Gesellschaft.

Nicht nur ein Bild von dem Leben und Treiben des einzelnen gibt dem aufmerksamen Beobachter in den Gerichtssälen die gegen bestimmte Personen erhobene Anklage; sehr häufig sind diese Personen nur die Repräsentanten eines ganzen, sich weit erstreckenden Systems, sind in ihnen nur die symptomatischen Erscheinungen der Korruption und Demoralisation der sogenannten Gesellschaft verkörpert. Der auf der Anklagebank sitzende Verbrecher ist nur ein schlauer Intrigant, der sich die geheimen Schäden der Gesellschaft zu nutze gemacht und aus denselben die möglichsten Vorteile für sich herauszuschlagen gesucht hat. Daß ein derartiges Untertauchen in den Sumpf aber kein reinliches Geschäft sein kann, liegt auf der Hand, und ebenso, daß der Charakter dessen, der sich damit abgibt, ein unlauterer sein muß; und da kann es denn nicht ausbleiben, daß, wenn derartige Giftpflanzen allzu üppig wuchern und sich gar zu breit machen, die Organe der öffentlichen Ordnung Hand anlegen müssen, um dieselben auszurotten. Nirgends aber ist der Boden für solche Aftergewächse ein so günstiger, als in der russischen, namentlich aber in der Petersburger Gesellschaft. In keinem Lande ist gerade die sogenannte gute, höhere Gesellschaft vom Verbrechen so durchseucht als in Rußland; die fortwährenden Wühlereien des Nihilismus, der sich bis in die höchsten Kreise erstreckt und der mit brutalem Cynismus das Evangelium des Verbrechens predigt, hat seinen korrumpierenden Einfluß auf alle Schichten der Bevölkerung nicht verfehlt. Durch ihn ist das Gefühl für Recht und Sitte, die Lauterkeit der Gesinnung, die Integrität des Wandels vollständig verloren gegangen; statt dessen hat sich eine für andere Nationen kaum faßbare Laxheit in der Auffassung der moralischen und sittlichen Pflichten breit gemacht, welche, kaum noch übertüncht mit dem Firnis äußerer Ehrbarkeit, am innersten Marke der Gesellschaft zehrt.

So nur war es auch möglich, daß vor dem Petersburger Gericht in diesen Tagen ein Prozeß verhandelt werden konnte, der ein scharfes Schlaglicht auf die Sittenverkommnis der dortigen ge-

ſellſchaftlichen Kreiſe wirft, obwohl in demſelben nur einzelne Daten zur Sprache gebracht wurden, während das meiſte hinter den Couliſſen blieb, die dasſelbe jedoch immerhin nicht dicht genug verdeckten, um nicht manchen Seitenblick dahinter zu geſtatten: wir ſprechen von dem Prozeß gegen die „Schwarze Bande", welcher weit über Petersburg, ja weit über die ruſſiſchen Grenzen hinaus in der ganzen civiliſierten Welt ein berechtigtes Aufſehen erregt.

Auf der Anklagebank ſehen wir um zwei geriebene Gauner Namens Viktor Dubezki und Alexei Sarudny ſich Perſönlichkeiten aus verſchiedenen hochgeachteten Geſellſchaftskreiſen gruppieren, wie den erblichen Ehrenbürger Rabutowski, die Offiziere a. D. Kotowitſch und Kornilow, letzterer der Sohn des Helden von Sebaſtopol, welcher einſt ſogar zum Vizegouverneur für die baltiſchen Provinzen auserſehen war; daneben den Bauer Graesnow. Alle dieſe Perſonen waren durch die beiden erſtgenannten Gauner, die Häupter der „Schwarzen Bande", derart umgarnt, daß ihnen nichts übrig blieb, als den Anordnungen derſelben ſtrikte Folge zu leiſten. Erſt Opfer der beiden Hochſtapler, wurden ſie mit der Zeit deren gefügige Werkzeuge!

Als die Geſchädigten in dem gegenwärtigen Prozeſſe treten freilich nur zwei Perſonen auf: ein junger Edelmann, Korwin-Krukowski, und die Frau eines Kaufmanns erſter Gilde, Iwanowna; gleichwohl illuſtrieren ſchon dieſe beiden Fälle, abgeſehen von dem, was gelegentlich der Prozeßverhandlungen noch zur Sprache kam, die Thätigkeit der „Schwarzen Bande" in genügender Weiſe. Der junge Edelmann Korwin-Krukowski wurde nämlich von den Gaunern dadurch gekirrt, daß dieſelben ihr Schweigen von ihm für den Preis von 5000 Rubeln darüber erkauften, daß er gelegentlich eines in ſeiner Wohnung arrangierten Spielchens angeblich „das Glück korrigiert" hatte. Frau Iwanowna dagegen, die hübſche Frau eines reichen Kaufmanns, wurde von den Gaunern in eine Liebesintrigue verwickelt, aus der zu entkommen, ihr nur durch ſchwere Opfer möglich ſein ſollte. Der Angeklagte Graesnow wußte ſich derſelben nämlich als feuriger Liebhaber zu nähern und ihr Herz zu gewinnen. Nachdem er die Frau, die ſo thöricht geweſen, ſich für eine Witwe auszugeben, gehörig umgarnt, verleitet er dieſelbe zu einem Stelldichein in ſeiner Wohnung und hier wird nun die Falle geſchloſſen: Dubezki und noch eine dritte, unermittelt gebliebene Perſon, überraſchen das Paar bei ſeinem Rendezvous, geben der beſtürzten Frau zu erkennen, daß ſie vollſtändig darüber orientiert ſind, wer ſie ſei, und zwingen ſie unter der Drohung, ihrem Manne Mitteilung von ihrer Verirrung machen zu wollen, einen Wechſel auf eine gewiſſe Tichomirowa auszuſtellen. Aber in dieſen beiden Fällen hatten die Gauner die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Frau Iwanowna machte ſich, kaum den Händen der Spießgeſellen entronnen, bald klar, daß ſie hier in eine Lage geraten ſei, welche doch über kurz oder lang dazu führen müſſe, ihrem Manne ein Bekenntnis ihrer Verirrung abzulegen; kurz entſchloſſen that ſie daher dieſen Schritt ſogleich und machte der Polizei Mitteilung von ihrem Erlebnis. Korwin-Krukowski dagegen entſchloß ſich erſt, nachdem er infolge der eingegangenen Wechſelverbindlichkeiten ſeine Stellung verloren, die Hilfe der Behörden gegen die unverſchämt drängenden Gauner in Anſpruch zu nehmen, und ſo wurden dieſe endlich von dem ſtrafenden Arme der Gerechtigkeit erlangt.

Was wir ſonſt noch aus den Verhandlungen über das Treiben der „Schwarzen Bande" und namentlich über das Leben der beiden Führer derſelben erfahren, reiht ſich den beiden zur Anklage geſtellten Fällen würdig an.

Für das Raffinement Dubezkis ſpricht, daß derſelbe im Jahre 1872 für den General Lanskoi einen von einem Rechtsanwalt bereits in allen Inſtanzen verlorenen Erbſchaftsprozeß dadurch gewinnt, daß er eine alte Urkunde des Zaren Joann Grosni ausfindig macht. Dieſer Prozeß, durch welchen Dubezki dem General 79 000 Rubel gewinnt, bringt ihm 15 000 Rubel ein. Bald darauf aber wird Dubezki aus Petersburg ausgewieſen und begibt ſich nach Nizza, wo er einen jungen Ruſſen Raſchetow kennen lernt und im Spiel um 15 000 Rubel betrügt, worüber ihm letzterer Wechſel ausſtellen muß. Später kommt Dubezki nach Berlin und weiß dort durch einen Fußfall vor dem Kaiſer Wilhelm bei einem Spaziergange des letzteren deſſen Herz zu rühren, ſo daß ſich, nach Angabe eines Zeugen, die deutſche Botſchaft für die Rückkehr Dubezkis nach Petersburg verwendet, und ihm infolgedeſſen dieſelbe auch wirklich geſtattet wird. In Petersburg ſucht Dubezki alsbald den jungen Raſchetow, deſſen Bruder eine geachtete Stellung im dortigen Appellhofe ein-

nimmt, wieder auf und bedrängt denſelben mit den in Nizza ausgeſtellten Wechſeln derart, daß Raſchetow ſich eine Kugel durch den Kopf ſchießt.

Aber der Gauner weiß auch den Zufall wohl auszubeuten. So iſt er eines Tags auf der Straße ganz zufällig Zeuge des Geſprächs zweier ihm völlig unbekannter Damen, aus dem er erfährt, daß eine derſelben ein Verhältnis mit einem bekannten Herrn hat. Sofort heftet er ſich an die Ferſen der Unbekannten, kundſchaftet Namen und Wohnung derſelben aus und ſtattet ihr einen Beſuch ab, um ſich ihr als Mitwiſſer ihres Geheimniſſes vorzuſtellen und ſchließlich gegen einen Wechſel von 1000 Rubel ſein Schweigen erkaufen zu laſſen. Zugleich weiß der raffinierte Hochſtapler die Dame derart von dem Wohlwollen ſeiner Geſinnung zu überzeugen, daß dieſe ihm die Briefe ihres Geliebten zur Vernichtung überläßt. Aber Dubezki wird doch dies koſtbare Material nicht ſo ohne weiteres verſchwinden laſſen! Zunächſt begibt er ſich daher zu dem Liebhaber und läßt ſich von dieſem noch einmal 1000 Rubel für ſein Stillſchweigen zahlen.

Außerdem treiben die Genoſſen der „Schwarzen Bande“ ihr Weſen als Heiratsvermittler. Ein Stubenmädchen Dubezkis heiratet z. B. einen Oberſten, und einem anderen Stubenmädchen, der bereits erwähnten Zeugin Tichomirowa, wird ſogar ein General zugeſagt. Ja, der Angeklagte Alexei Sarudny verſchmäht es ſogar nicht, gelegentlich den Polizeiſpion zu machen. Die Hauptthätigkeit der Bande beſteht aber in Erpreſſungen, namentlich beim Kartenſpiel, und das Geſchäft florierte, das beweiſen die Wechſel, die im Beſitze der Angeklagten gefunden wurden und die eine Höhe von 20000 Rubeln erreichen.

Aber auch nicht ohne einen aufregenden Zwiſchenfall ſollte dieſer an ſich ſchon ſo ſenſationelle Prozeß verlaufen. Während der Verteidigungsrede Dubezkis auf das ſcharfe Plaidoyer des Prokurators Sablin ertönte plötzlich im Zuſchauerraum ein Schuß, der einen ungeheuren Tumult im Publikum hervorrief. Den Schuß hatte die Tochter Dubezkis, eine Frau Kunizin, auf ſich abgefeuert, ſich jedoch dabei nur leicht an der Hand verletzt. Kaum hört jedoch Dubezki den Namen ſeiner Tochter nennen, als er in eine furchtbare Aufregung gerät, eine neben ihm ſtehende gefüllte Waſſerflaſche ergreift und ſich mit derſelben derart auf den Kopf ſchlägt, daß ſie zerſplittert und er blutüberſtrömt zu Boden ſinkt. Erſt nach längerer Unterbrechung und nachdem Dubezki aus dem Saale geſchafft, konnte die Verhandlung zu Ende geführt werden.

Das Urteil lautete gegen Dubezki und Graesnow auf zweijährige Zuchthausſtrafe, gegen Sarudny auf ſiebenmonatliche Arbeitshausſtrafe und gegen die übrigen Angeklagten auf Deportation nach Sibirien.

Ob mit der vorläufigen Unſchädlichmachung dieſer Verbrecher die Nachforſchungen über ihre Thätigkeit ihr Ende erreicht haben werden? Obwohl die „Schwarze Bande“, wie aus der obigen Darſtellung hervorgeht, noch eine weit ausgebreitete „Praxis“ hatte, ſteht dies doch zu erwarten, da die Petersburger „Geſellſchaft“ allen Grund hat, zu wünſchen, daß der darüber gebreitete Schleier nicht allzuſehr gelüftet werde.

O. B.

Die junge Pompejianerin.

Auf den Leichen-Gips-Abguß im Muſeum zu Pompeji.

Von

Hermann Friedrichs.

Du ſtiegſt ans Licht; die Aſche, holdes Kind!
Die dich begrub, die Aſche weht im Wind.
An deine Bahre tritt die Welt und ſtaunt,
Bald mehr, bald minder ernſt, wie ſie gelaunt.
Mir biſt du eine Sterbende erſchienen.
Die Menge gafft — ich leſ' in deinen Mienen:

Noch ſtarbſt du nicht; doch wiſſend, was dir droht,
Siehſt ſtill gefaßt entgegen du dem Tod
Und ſchmiegſt im Fall den ſeelenvollen Leib
Der Erde an. O rede, ſüßes Weib!
Von jenem Schreckenstage gib mir Kunde,
Eh' dich ereilt die finſt're Todesſtunde.

Du ſchweigſt — und doch dein ganzes Weſen ſpricht:
Geh', Freund, du redeſt meine Sprache nicht.
Die Götter rüſten zur Gigantenſchlacht!
Die Nacht bricht an, die ew'ge Todesnacht!
Vergebens ſträubt und windet ſich das Leben ....
Geh', laß mich ſtill ins große Nichts entſchweben.

Eleonore.

Roman von August Becker.

(Fortsetzung.)

Ueber Dräsows blasses, von der Stubenluft gebleichtes Antlitz flog eine seltene Purpurglut. Er hatte durchaus keine Eile, zu antworten, da er zu einer Entschuldigung oder Rechtfertigung wenig vorbereitet war. Unruhig hin- und herschreitend, ließ ihm Herbig auch keine Zeit dazu, indem er fortfuhr:

„Gut denn, wenn du nur wirklich der Knopf auf Fortunas Haube bist und reichlich geerbt hast — das andere ist Nebensache. Ich fragte auch nicht aus dem Grunde, weil ich nach den Umständen besonders neugierig wäre. Das Nähere geht mich nichts an, und im Grunde ist mir all das höchst gleichgültig. Ich forschte nur, um dir Gelegenheit zu geben, dich über die Lage mir gegenüber auszusprechen, wenn du Lust dazu hattest. Dann sind wir darüber hinaus und können zu Wichtigerem — für mich nämlich — übergehen."

„So setze dich wenigstens! Ich habe dir allerdings einiges mitzuteilen," bat jetzt Dräsow dringend, ernst und gefaßt.

Der Ausdruck seiner Züge war dabei von so bedeutsamem Ernst, daß Herbig nicht umhin konnte, seine Bitte zu gewähren, und, wenn auch widerwillig, ihm gegenüber auf dem Sofa Platz zu nehmen. Zwar nahm er eine der von Dräsow angebotenen Cigarren an, legte sie jedoch bald beiseite, um sich eine aus seiner eigenen Dose hervorzuholen und anzubrennen. Dann lehnte er sich zurück, bat Dräsow zu beginnen, und dieser fing mit seiner etwas schwachen, wispernden Stimme an, folgendes mitzuteilen:

„Es ist dir wohl nicht unbekannt, daß ich mit Steuber einmal ziemlich befreundet war. Die Unähnlichkeit zwischen ihm und mir konnte nicht größer sein. Ich weiß noch heute nicht, was ihn, den geleckten, stutzerhaften Weltmann und Streber an mir so anzog, daß er mir sein Vertrauen schenkte. Dies dauerte noch fort, als er sich in der früheren Welfenhauptstadt an der Leine, wo er eine Zeitlang auf den Gerichten praktizierte, sterblich in ein liebenswürdiges und gebildetes Mädchen verliebte, das dort in den besten Häusern verkehrte und als Musiklehrerin wirkte. Sie stammte aus einer sehr achtbaren Beamtenfamilie, sah sich jedoch nach dem Tode ihres Vaters mit der Mutter auf eine kleine Pension angewiesen, so daß sie keinen Augenblick zögerte, ihr Talent zu verwerten und durch Klavierunterricht zu erwerben, was sie mit der Mutter bedurfte. Gefördert durch die Bekanntenkreise ihres Vaters in der Stadt, setzte sie diesen Erwerb auch nach dem Tode ihrer Mutter fort. — Steuber hatte das schöne, überall gern gesehene Mädchen zufällig in Gesellschaft kennen gelernt und faßte eine heftige Neigung zu ihr. Er setzte alles daran — und es scheint ihn einige Mühe gekostet zu haben — ihre Liebe zu gewinnen. Vielleicht schmeichelte es seiner Eitelkeit, — denn ob er überhaupt eines wärmeren Gefühls fähig ist, ist mir schon früher zweifelhaft gewesen. Vielleicht auch — doch ich will ihm nicht zu nahe treten und gerne annehmen, daß die persönlichen Vorzüge Paulinens ihn allein bestachen. Sie stand nämlich in dem Rufe einer hoffnungsvollen Erbin. Ein Großonkel von ihr lebte kinderlos und hochbetagt in der Butjahdinger Marsch. Jedenfalls aber mußte Steuber nachträglich in Erfahrung gebracht haben, daß die Erbschaft nicht so bedeutend sei, als er erwartet und vorausgesetzt hatte; denn eines Tages vertraute er mir unversehens brieflich an, daß sein Ehrgeiz und seine Lebenslust dennoch in Kollision mit seiner Liebe geraten werde, wobei er den Stoßseufzer einfließen ließ, daß in seinem Beruf mit einer reicheren Frau eine ganz andere Carriere möglich wäre. Erst später erfuhr ich, daß Paulinens Großonkel testamentarisch über sein Vermögen verfügt, verschiedene Vermächtnisse an wohl-

thätige Stiftungen eingesetzt und seiner Großnichte nur einen verhältnismäßig bescheidenen, wenn auch für ihre Bedürfnisse voll genügenden Anteil zugewiesen habe. — Auf jenes Schreiben Steubers hatte ich jedoch sofort die Antwort folgen lassen, daß er verpflichtet sei, Treue zu halten, sein Glück als gewissenhafter Mann zu suchen, und dies auch sicher finden werde."

Hier ließ Dräsow eine Pause eintreten, um etwas aufzuatmen und die ausgegangene Cigarre wieder anzuzünden. Wäre er ein scharfer Beobachter gewesen, hätte er bemerken müssen, daß Herbig ein sehr unaufmerksamer Zuhörer war und jetzt mit einem Ausdruck an die Decke sah, der genügend darthat, daß sich seine Gedanken mit ganz anderen Dingen beschäftigten. Doch setzte Dräsows Gutmütigkeit volle Teilnahme an seinem Bericht voraus, den er, die rauchende Cigarre immer wieder aus dem Munde nehmend, also fortsetzte:

„Seitdem würdigte mich unser edler Steuber keines Briefs mehr. Ich setzte indes voraus, meine Mahnung habe gewirkt. Es schien auch so. Damals nun hatte ich viel Pech; notgedrungen zog ich mich noch mehr zurück, um in der Arbeit die Misere des Lebens zu vergessen. Einmal hörte ich wohl, daß Steuber als Assessor nach Berlin zurückgekehrt sei. Doch sah ich ihn nie, und er selbst suchte mich nicht auf. Da erhielt ich eines Tags eine anonyme Einladung in ein bekanntes Hotel unter den Linden, und weil ich dich dorten traf, konnte ich mir nicht anders denken, als sie sei von dir ausgegangen. Deine Aeußerungen jedoch belehrten mich eines Bessern. Du erinnerst dich wohl noch des Abends, wo du mir im Hotel von einer schönen Unbekannten am Ostseestrand schwärmerisch eine wunderliche, doch keineswegs inhaltsreiche Geschichte erzähltest? He?"

Herbig wandte den Kopf her, sprach jedoch nichts, sondern sah den Freund nur zerstreut und abwesend an.

„Entsinnst du dich noch," fuhr dieser fort, „der jungen Dame, die jenes Abends und nochmals am Tage deiner Abreise an uns vorüber kam? Indem sie das Hotel verließ, hatte sie mir ein Paket überreichen lassen, wie du dich erinnern wirst. Nicht? Weil dein Kopf ganz mit deiner Ostseebekanntschaft angefüllt war, hattest du die junge Fremde abends vorher für einen Kandelaber angesehen."

„Ah, richtig! Der Kandelaber!" bemerkte jetzt Herbig, vor sich hinnickend.

„Dieselbe junge Dame — die übrigens mit einem Kandelaber so viel Aehnlichkeit hatte, als ich mit einer korinthischen Säule oder mit der Statue des Sophokles — dieselbe junge Dame hatte mir jene Einladung ins Hotel zukommen lassen, wie jetzt das Paket, das ich nach deiner Abreise auf Umwegen durch die Stadt nach Hause trug, da ich es erst 6 Uhr abends öffnen durfte. Mein Herz pochte — wie Krupps Eisenhammer. Denn auf dem Heimweg war ich durch einen Vorfall und durch flüchtige Reden sehr beunruhigt worden. Und dann die Neugierde, die Spannung, die Erwartung! Du wirst es auch natürlich finden, denn dich selbst juckte es schon damals, hinter das Geheimnis zu kommen. Nun saß ich allein auf meinem ärmlichen Stübchen; das Paket lag vor mir auf dem wackeligen Tisch. Gewissenhaft erwartete ich die bestimmte Stunde. Endlich, endlich schlug es 6 Uhr abends. Aber noch immer machte ich mich nicht an die Lösung. Ich zündete erst mit Bedacht meine Lampe an. Dann sah ich noch eine Weile auf die Siegel des Pakets, indem ich mich Vermutungen über den Inhalt desselben überließ. Nun aber brach ich die Siegel auf, um hinter das Geheimnis des Mädchens aus der Fremde zu kommen, wie du sie nanntest. Mit bebender Hand hatte ich das Paket geöffnet. Mehrere zusammengefaltete Papiere lagen darin. Ich war jetzt auf den Inhalt so weit gefaßt, daß ich in der That Manuskripte, lyrische Gedichte oder sonstige belletristische Produkte erwartete. Doch nein, es waren keine Verse, das sah ich sofort, sondern Aktenstücke, Abschriften gerichtlicher Dokumente, wie es schien ein beglaubigtes, förmliches Testament. Erschrocken fuhr ich beim Anblick desselben zurück. Bei mir war dergleichen in die unrechten Hände geraten. Mir konnten Verschreibungen, notarielle Urkunden über Vermächtnisse nur aus unliebsamem Versehen zufallen — so mußte ich glauben. Ein Mißverständnis hatte die Zusendung an mich verschuldet, ein Irrtum den Zufall veranlaßt, der mir keinen Einblick in fremde Akten gestattete. So begann ich sie wieder einzupacken, sah jedoch auf dem Umschlag deutlich meine genaue Adresse. Indes hatte sich auch ein Brief in dem Paket gefunden, der an mich gerichtet war und dieselben festen und entschlossenen Züge auf der Aufschrift zeigte, wie jenes anonyme Einladungsschreiben."

„Dieſes Schreiben nun," fügte Dräſow ſeiner Erläuterung hinzu, indem er aus einem Schubfach ſeines Sekretärs einige Papiere nahm, vor ſich hinlegte und eines davon entfaltete — „dieſes Schreiben, welches ich hier im Original habe, lautet, wenn du die Geduld haben willſt, es anzuhören, folgendermaßen:

Sehr geehrter Herr Doktor Dräſow!

Wollen Sie mir zu gute halten, wenn ich, obſchon Ihnen perſönlich unbekannt, auf Grund beiliegender Dokumente, Sie brieflich behellige, nachdem es mir geſtern nicht ſchicklich geſchienen, Sie der Geſellſchaft eines Freundes zu entreißen. Ich ſtehe allein, ohne nahe Verwandte in der Welt, die zu verlaſſen ich im Begriffe bin, da es ſich der Mühe des Lebens nicht weiter lohnt. Ich bin die verratene Braut des Aſſeſſors Steuber, Ihres Freundes, wenn Sie ihn dieſer Ehre noch würdig halten. Nach langem Sträuben — ſein Weſen flößte mir bei aller Neigung Argwohn ein — nach langem Widerſtreben verlobte ich mich ihm dennoch. Alle Welt war gegen dieſe Verbindung, zum Teil aus politiſchen, zum Teil aus anderen Gründen; und ſo war ich gegen alle Welt. Aus den Kreiſen entfernter Verwandtſchaft und der Bekannten meiner Eltern ſcholl es: Du wirſt einſt reuig zurückkehren, Pauline! — Das werde ich nicht, war meine Antwort. Und ich werde es nicht. — Mein Verlobter hatte mir damals zugeſchworen, treu auszuharren; er wäre ſonſt ja wert, aufgeknüpft zu werden, beteuerte er. Geſtern abend ward er daran erinnert, und er zitterte. Er ſoll noch tiefer erſchüttert, ſein Hochzeitstag mein Todestag werden. Nicht weil ich den falſchen, ſchlechten Mann noch liebe. Ich verabſcheue, haſſe, nein, ich verachte ihn! Doch drückt mich die Laſt des Daſeins. Das Leben hat keinen Zweck mehr für mich, wohl aber der Tod, der ſeine ſchwarzen Schatten in ſeine ſonnigen Tage werfen wird. Wo er ſich hinwendet, wo er weilt, am eignen Herd, im Richterſtuhl, im Salon, beim Feſtjubel, auf der Reiſe, in der Stille des Waldes, auf Bergeshöhe, im Gewühl der Hauptſtadt und in ſchlafloſer Nacht wird dem Schauernden mein Geiſt gegenübertreten, daß er von nun an ruhelos durch das Leben fliehe. Und nun nur noch ein Wort von ihm, dann keines mehr. In einem vertraulichen Augenblick hat er mir einen Blick in das Schreiben eines edlen Mannes geſtattet. Es war Ihr Brief, Herr Doktor, in welchem Sie ſich an ſeine Ehre, an ſein Gewiſſen wenden, ihn beſchwören, Treue zu halten. Von da an keimte ein Entſchluß in mir für den gegebenen Fall. Als ich in den Beſitz meiner Erbſchaft gelangte, wandte ich mich an einen zuverläſſigen Freund meines ſeligen Vaters, dem ich vertrauen konnte, den ich von meinem unabänderlichen Vorſatz und deſſen Notwendigkeit zu überzeugen vermochte. Im Beſitze eines Notariats war er zugleich der rechte Mann für meinen Auftrag. Es galt meinen letzten Willen aufzuſetzen. Man ſchreibt mir Stolz zu. Doch beſitze ich nicht ſo viel Eitelkeit, es verſchafft mir keine Genugthuung, im Grabe als öffentliche Wohlthäterin geprieſen zu werden. Ich will mich nicht denen anreihen, die im Leben die Dürftigkeit abweiſen, um im Tode von fettgemäſteten Verwaltern ihrer Stiftung geſegnet zu werden. Die Welt ſoll mich vergeſſen, und Sie, Herr Doktor, ſchulden mir keinen Dank. Ich folge nur dem Drange meines Herzens und einem Gebote der Pflicht, wenn ich durch meinen letzten Willen dazu beitrage, einem Mann der Idee, einem redlichen Gelehrten, einem gewiſſenhaften Schriftſteller den Weg in ſeinem erhabenen Beruf durch unſere rauhe Zeit zu ebnen. Ihm iſt nicht geſtattet, den Erwerb als ſeinen Lebenszweck zu verfolgen. Er kann nicht fremde Hände für ſich und die Seinigen arbeiten laſſen. Was er verſäumt, bleibt verſäumt; was er nicht ſchafft, bleibt ungeſchaffen. — Und bin ich die einzige Deutſche, die ſolcher Verpflichtung nachkommt, um ſo ſchlimmer für die Nation, um ſo weniger lohnt es ſich für mich, noch zu leben. Mein Teſtament — es iſt nicht anzugreifen, genügt ſtreng der geſetzlichen Form; ich bin großjährig, imſtande über mein Vermögen frei zu verfügen; keine Verwandtſchaft ſteht mir ſo nahe, um Anſprüche erheben zu dürfen. Mein Teſtament alſo ſetzt Sie, Herr Dr. Dräſow, zum Erben meiner Hinterlaſſenſchaft ein, wie Ihnen die beiliegenden Papiere bekunden. Es ſind Abſchriften der bei den Gerichten meiner Vaterſtadt niedergelegten Originaldokumente. Ihnen, Herr Doktor, der Sie ſich einer Unbekannten angenommen, vererbt dieſe Unbekannte — mit Ausnahme einiger kleinen Legate — ihr geſamtes bares Vermögen für den Fall, daß ſie unverheiratet vor Ihnen ſterben ſollte. Dieſer in Ausſicht genommene Fall tritt nun heute beſtimmt ein. Trauern Sie nicht deswegen. Seien Sie glücklich, wählen Sie ſich Ihre Gattin

nach den Eingebungen Ihres braven Herzens. Gedenken Sie dabei dann und wann meiner, ohne daß mein Andenken einen Schatten in Ihr Glück werfen, Ihre Ruhe stören darf. Mir gewährt das Sterben Befriedigung, keinen Schmerz, Ihnen keinen Vorwurf. Leben Sie also wohl und genehmigen Sie den Ausdruck aufrichtiger Hochachtung, mit der ich zeichne Ihre ergebenste Pauline Brokholt.

„Mit derselben festen Hand," setzte Dräsow ernst hinzu, „war dem Schreiben noch ein Postskriptum beigefügt, dieses Inhalts: ‚Das bare Geld in meinen Koffern reicht hin, die Leichenkosten zu decken' und weitere Andeutungen enthielt das Schreiben nicht."

3.

„So lautete der Brief," schloß Dräsow tief aufseufzend seinen Vortrag und faltete das Schreiben wieder zusammen, indem er es auf den Tisch und die Hand darauf legte. „So wie ich dir Wort für Wort aus dem Original vorgelesen habe. Du magst dich selbst überzeugen."

Herbig winkte stumm mit einer Wendung des Kopfes ab, fragte aber nach einer etwas drückenden Pause:

„Und weiter?"

„Wie mir zu Mute war," fuhr dann auch Dräsow in seinem Berichte fort, „läßt sich nicht beschreiben. Ich fuhr empor, warf nochmals einen Blick auf die festen, entschlossenen Schriftzüge des Briefs, welche den Vorsatz der jungen Dame, in den Tod zu gehen, aussprachen, jedoch durch keinen Strich, oder sonstige Spur ein Zaudern, ein Straucheln, ein Beben und Zittern ihrer Hand verrieten. Ohne auch nur einen Blick in die übrigen Papiere zu werfen, schob ich tief erschüttert und am ganzen Leibe schaudernd die Kopieen der Urkunden zusammen und hinweg in ein Fach meines Pultes, um mit aller Hast davon zu eilen und mir Kunde zu verschaffen, ob sie ihren entsetzlichen Entschluß ausgeführt habe. Ich bildete mir ein, ihren Vorsatz vereiteln, die Verzweifelte trösten und wieder ins Leben zurückführen zu können. Allein centnerschwer lag mir die nachmittags in der Stadt vernommene Andeutung auf dem Gemüt und in den Beinen. Wie gelähmt schleppte ich mich durch die Straßen. Wohin mich zuerst wenden? Ohne Zweifel war es am zweckdienlichsten, ins Hotel zu eilen, um vorerst hier nachzufragen, ob die junge Dame noch nicht von ihrer Ausfahrt zurückgekehrt sei. Dort erhielt ich denn auch auf meine Erkundigung die Auskunft, die Dame sei noch nicht zurückgekommen, habe übrigens ihre Rechnung berichtigt und ihr Zimmer auch für die kommende Nacht — ein ungewöhnlicher Fall — bereits vorausbezahlt.

„Während ich noch mit dem verhängnisvollen Brief in der Tasche an der Portierloge stand, trat ein Polizeibote ein, um den Wirt oder Oberkellner aufzufordern, sofort nach dem Obduktionshause zu kommen. Es handle sich um die Wiedererkennung einer im Engelbecken gefundenen Leiche, bei welcher man eine in der Börse verwahrte, freilich vom Wasser gänzlich durchweichte, immerhin noch leserliche quittierte Rechnung des Hotels entdeckt habe. Mir brachen beinahe die Beine. Mir zitterten alle Glieder. Kaum vermochte ich der Aufforderung des Oberkellners, ihn zu begleiten, nachzukommen. Wir fuhren dahin, wurden vor die Leiche geführt. Beim ersten Blick erkannten wir sie. Mehrere Augenzeugen hatten von der Königinbrücke aus bemerkt, wie sie ihren Entschluß ausführte. Man hatte sofort um Hilfe gerufen, konnte jedoch die Arme nur als Leiche wieder an den Strand heben. Auf ihre Effekten wurde gerichtlich Beschlag gelegt. Da jedoch alle Koffer mit meiner Adresse von ihrer Hand versehen waren und die Aufschlüsse, welche ich zu geben vermochte, mit sonstigen Erhebungen übereinstimmten, wurden sie mir bald ausgeliefert. Ihre Leiche wurde, soweit es anging, nach ihren testamentarischen Verfügungen begraben; ich stand allein an ihrem offenen Grabe und legte einen Immortellenkranz auf den Hügel, der sich über demselben erhob. Ein anderer Kranz umgibt ihr Bild hier oben. Nun sieht sie mich aus demselben so ernst und fragend an. Warum wollte sie nicht mehr leben! So jung, so feinsinnig, so hold! — Das ist meine Geschichte."

Als Dräsow damit schloß, stand Herbig hastig vom Sofa auf und ging wieder unruhig in der Stube auf und ab.

„Und damit war's aus?" frug er.

„Nein," lautete die Antwort. „Noch nicht ganz, obwohl ich in der Stimmung war, nichts weiteres zu erwarten. Aber man suchte mich auf und fand mich. Das Testament umzustoßen oder ungültig zu erklären, wurden keine Versuche gemacht — wenigstens ist mir nichts davon zu

Ohren gekommen. Es wurde mir denn auch alles — für meine Wünſche mehr als genug — endlich von dem Notar ausgeliefert, der ſich im voraus bezahlt gemacht hatte. Mit einem Schlag war ich ein wohlhabender unabhängiger Mann. Hier die Dokumente, aus welchen du dich ſelbſt überzeugen kannſt. Mehr habe ich nicht zu berichten."

„Laß, laß!" erwiderte Herbig, noch hin- und herwandelnd. „Ich glaube dir, ohne Einſicht zu nehmen und wünſche dir Glück. Merkwürdig! Springt mein Kandelaber ins Waſſer! Man erlebt ſonderbare Dinge. Ja," fuhr er fort und warf, für einen Augenblick innehaltend, einen Blick nach dem Bildnis empor. „Ich erinnere mich des Mädchens aus der Fremde — hübſch, ſchlank, eleganter Wuchs, und vornehme Haltung. So blickt ſie mich auch aus dem Immortellenkranze an. Immortellen! wachſen ſie nicht auch bei uns, auf Triften, am Rand der Heide? Nicht wahr? Ja, es iſt dieſelbe Blume," ſetzte er nachſinnlich hinzu, indem er ſein unruhiges Wandeln im Zimmer aufs neue begann. „Iſt jener kleine, dicke, glatzköpfige Mynheer nicht weiter hervor getreten?"

„Nein. Er ſtand in keiner näheren Beziehung zu dem Fall."

„In Amſterdam war es, wo ich einmal im Rathaus durch ein Bildwerk A. Quellins tief gerührt wurde," fuhr Herbig fort. „Eine Karyatide, ein ſchönes junges Weib, entblößt bis zur Hüfte, trägt da den Balkon und verhüllt ſich weinend mit den Händen die Augen, als ob ſie nicht bloß unter der Wucht ihrer Laſt, ſondern mehr noch ob ihrer allen Blicken ausgeſtellten, verletzenden, unwürdigen Poſition leide. Selten hat eine lebloſe Figur einen ſo ergreifenden Eindruck auf mich ausgeübt. Und dennoch war es mir damals noch nicht ſo nahe gelegt, wie viele ſolcher Karyatiden unter uns leben und ſeufzen — im Hauſe, im Kabinett, im Salon. Beim erſten Blick — ich entſinne mich wohl — rief mir die Erſcheinung dieſes Mädchens aus der Fremde auch die Erinnerung an A. Quellins Karyatide dunkel vor die Seele. Und nun hat ſie ausgelitten. Gewiß ein edles, entſchloſſenes, wenn auch überſpanntes Weſen. Ihr Tod hat ſeinen Zweck verfehlt. Sie hätte ſich ſagen müſſen, daß ſie ſterbend ihre Abſicht, Rache oder Vergeltung an Steuber, am wenigſten erreicht. Oder haſt du vernommen, daß er tiefſinnig geworden ſei?"

„Gott bewahre. Er iſt jetzt Richter, trinkt gut, ißt gut, läßt ſich's ſchmecken, brilliert in der Geſellſchaft und ſtrebt mit guter Ausſicht weiter, wie ich höre. Ob er aber dennoch nicht insgeheim von Gewiſſensbiſſen gequält wird?!"

„Nicht ſo viel!" erwiderte Herbig, den Daumen auf die Spitze ſeines Goldfingers ſetzend. „Nicht nagelsgroß. Gewiſſensbiſſe haben nur fein organiſierte Naturen, Gemütsmenſchen. Ihrer Ferſe heftet ſich nur zu leicht ein Erinnyenheer reuiger Empfindungen und böſer Erinnerungen an; den anderen, den Glücklichen, denen der Kampf ums Daſein keine Beklemmungen macht, *nie* — oder nur dann, wenn ſie ſich in der Falle ſehen. Bei den meiſten Verbrechern regt ſich das Gewiſſen erſt mit der Gewißheit der Sühne, mit der Todesangſt. Was nun dieſe arme, verratene Pauline Brokholt betrifft, ſo konnte ſie dem Treuloſen keinen größeren Dienſt leiſten, als zu ſterben. Ihm iſt damit der quälende Alp ein für allemal vom Herzen gewälzt. Wäre ſie am Leben geblieben, ja, dann hätte ihn doch fortwährende Furcht und Angſt vor ihrer Erſcheinung, vor einer plötzlichen Begegnung geplagt und gejagt. Den Geiſt einer Toten fürchtet er nicht."

„Vielleicht ſtellt ſich doch noch die Reue ein," meinte Dräſow, trüb vor ſich hinblickend.

„Keine Spur davon, verlaß dich darauf!" verſicherte Herbig. „Ich habe ihn nie unbefangener und zuverſichtlicher geſehen, als an der Seite ſeiner Gattin in Rom."

„Du ſchriebſt doch, ſie ſei ein Bläßhuhn!"

„Iſt ſie auch, — ein Bläßhuhn, das goldene Eier legt und darum ihm lieb und wert. Die Verlaſſene mag modern."

„Der Molch! Und ich," ſtöhnte Dräſow, „ich ſitze nun warm und ſoll mich freuen, daß ich kein Proletarier, kein armer Schlucker mehr bin. Reich bin ich nicht, allein die Intereſſen des Kapitals der Geopferten ſichern mir doch eine anſtändige Exiſtenz und gewähren die nötige Unterlage zu gedeihlicher Thätigkeit. Soll ich, darf ich mich hierüber freuen?"

Herbig zuckte die Schultern.

„Du meinſt wohl, ſtatt ins Waſſer zu ſpringen, hätte ſie dir in die Arme hüpfen ſollen!" ſprach er. „So klug war die Arme nicht. Indes, kommen wir nun einmal auf meine Angelegenheiten; ihretwegen eilte ich über die Alpen zurück. Du haſt dich doch nach dem Geheimrat Wantrup erkundigt?"

„Geheimrat Wantrup? Nein. Warum?“

„Mein Gott!“ rief Herbig ungeduldig und heftig mit dem Fuße ſtampfend. „Ich ſchrieb es dir doch, bat dich darum. Ihm muß ich mein Teuerſtes erſt abgewinnen!“

„Ja ſo!“ verſetzte Dräſow. „Aber, wie hätte ich Zeit dafür gewonnen, da dein Schreiben vorhin erſt anlangte. Uebrigens, nicht wahr, Herbig, dein Teuerſtes heißt — Jenny?!“

„Biſt du beſeſſen? Eleonore heißt ſie.“

„Richtig, Eleonore. Doch deuchte mir, ſie heiße Jenny Nordhaſe.“

„Menſch, wie kommſt du auf den Namen?“ fragte Herbig, ſich ſo haſtig nach ihm umkehrend, daß Dräſow etwas betroffen zurückwich.

„Da kommt mir — wie, weiß ich nicht — ein beſchriebenes Kärtchen von einer gewiſſen Jenny Nordhaſe in die Hand,“ erläuterte er, ſich faſſend. „Ich las mich hinein, da du eintratſt. Es ſchwebt etwas ſeltſam Anziehendes, etwas Erfriſchendes, Einnehmendes, Zutrauliches um dieſe Jenny.“

„Und da küßteſt du ſie.“

„Ihren Namen. Nur ihren Namen! Weißt du, der Zauber, der Reiz, die Faſcination, die Bezauberung.“

„Du biſt ein Heimtücker, Dräſow!“ ſagte Herbig, ihn ins Auge faſſend. „Eher konnte ich mir einen Elefanten auf dem Schlappſeil denken, als dich auf ſolchen Anwandlungen. Allein, ich ſehe, du biſt gefährlich, entflammbar wie ein Strohdach. Das Billet — gib es einmal her — muß unter die Gedenkblätter und Photographieen geraten ſein und war nicht für dich beſtimmt. Das konnte dir ſchon die Aufſchrift ‚L. G.‘ beweiſen.“

Dräſow, deſſen Wangen ohnehin die Stubenfarbe trugen, wurden hier leichenfahl. Ein Gefühl, wie er es nie empfunden hatte, flößte ihm Wermut ein und das Herz zuckte, als habe das „grüngeäugte Scheuſal“ einen Biß hinein gethan.

„Mir deuchte,“ fing er dann zögernd an, „dies L. G. bedeute licet gaudere oder gestire — es iſt erlaubt, ſich über mich luſtig zu machen.“

„Jenny verſteht kein Latein,“ erwiderte Herbig hierauf. „Du mußt es anders deuten.“

„Gut denn,“ erwiderte Dräſow ſich abwendend, „ſo mag es ‚lieber Geliebter, lieber Galan, Gatte‘ oder ‚Gemahl‘ heißen, oder meinetwegen, wie es wolle, da es für dich beſtimmt iſt.“

„Nein, nicht für mich, alter Wiedehopf!“ erklärte jetzt Herbig, der mit einiger Verwunderung das Gebahren des Gelehrten verfolgte. „Der Zufall führte es mir in die Hand, ein glücklicher Zufall! Es iſt an ihre Schweſter Gretchen gerichtet; Jenny entſpricht dem liebenswürdigen Eindruck dieſer Zeilen, und — Eleonore wohnte bei den Schweſtern.“

„Ei ſo!“ meinte Dräſow aufleuchtend. „Iſt ſie hübſch?“

„Wie? Eleonore hübſch!?“ flammte Herbig auf.

„Eleonore!! Es handelt ſich um Jenny. Nun — iſt ſie's?“

„Ich glaube ja.“

„Was hat ſie denn für Augen? Blaue?“

„Ja, ja, ſtellenweiſe. Der Zufall ließ mich den Zopf finden.“

„O du Glückspilz! Wie ſieht er denn aus?“

„Wer?“

„Frag' wer! Der Zopf! Iſt er ſchwarz oder blond, goldblond, rehblond, nuß- oder kaſtanienbraun?“

„Grün und blau iſt er, oder wie du willſt!“ verſetzte Herbig geärgert. „Stürme ich von Rom bei ſolchem Wetter über die Alpen hierher, um dir Auskunft über die Farbe des Zopfes von Jenny Nordhaſe zu geben?! Nein! Ich kam, von dir zu hören, was du von meiner Eleonore zu bekunden haſt. Meiner Eleonore, ſage ich. Laß dir im Vertrauen ſagen: ich habe ſie in Thüringen wiedergefunden. Sie iſt eines Geheimrats Wantrup Gattin — wenigſtens jetzt noch und dem Namen nach. Exiſtiert ein ſolcher in der Reichshauptſtadt? Oder wo ſonſt in der Welt? Sprich!“

„Ich weiß nur von einem Wantrup,“ antwortete Dräſow mit nachdenklichem Zögern. „Aber der iſt nicht Geheimrat, ſondern quieſcierter Gymnaſialdirektor aus einer Landſtadt und Schwiegervater des — —“

„Laß alle ‚ſondern‘ und ‚aber‘!“ fiel Herbig ungeduldig ein. „Damit förderſt du nichts. Ich vergeude nur meine Zeit. Wenn du nichts von einem Geheimrat Wantrup weißt, ſo werde ich anderweitig erfahren, wo er ſteckt. Denn erfahren muß ich es, heute noch, — verlaß dich darauf! Finde ich Eleonoren — und dazu ſollteſt du, als Freund, behilflich ſein — iſt ſie nur einmal mein, ganz mein eigen, dann werde ich auch dir bei deines Herzens Mädchen zur Seite ſtehen. Allein, erſt muß ſie gefunden

und gewonnen ſein, Dräſovius, das ſiehſt du wohl ein.“

„Aber, Jenny —“

„Mach' keine Einwürfe, ſprich nicht von Schwierigkeiten!“ fuhr Herbig mit ungeſtümer Bewegung fort, ohne den Freund zu Wort kommen zu laſſen. „Kein Hindernis ſchreckt mich, kein Widerſtand hält mich ab. Nichts beirrt mich. Unlösbar iſt dieſer Knoten nicht. Und muß es ſein, zerhau man ihn! Fortem Fortuna adjuvat!“

„Allein —“

„Beſorge nichts. Aufſehen wird vermieden. Fürchte nicht, daß ich Klugheit und Vorſicht außer acht laſſen werde!“ verſicherte Herbig mit demſelben leidenſchaftlichen Ungeſtüm, derſelben Raſtloſigkeit auf- und niederſchreitend. „Mit dem größten Zartſinn wird die Sache angegriffen, Senſation vermieden, allein der Konflikt gelöſt — ſo oder ſo! Hilf mir nun den Pelz wieder umhängen, wenn du ſo gut ſein willſt.“

„Wie? Du willſt ſchon fort?“ fiel hier Dräſow ein, dem Freunde zuvorkommend, der ſich nach ſeinem Mantel umſah.

„Ich kann nicht länger weilen. Mein Kutſcher wartet unten — bei dem Wetter die ganze Zeit über! Es ſcheint zwar einiger Stillſtand eingetreten zu ſein — man ſieht nur noch wenige Flocken. Doch einerlei. Ich habe vor Nacht noch einige Beſuche und Einkäufe zu machen. Morgen komme ich wieder. Dieſen Abend werde ich bei Geheimrat Betting verbringen. Du kennſt meine Verehrung für — — ſo, ich danke dir!“ unterbrach ſich Herbig ſelbſt, nachdem er wieder in den Pelz geſchlüpft war, und fuhr dann gelaſſener, jedoch noch immer mit Ton und Ausdruck entſchiedenſter Entſchloſſenheit fort. „Du kennſt meine Verehrung für den trefflichen alten Herrn, den ich wie einen Vater ſchätze und ehre. Wie freue ich mich, ihn einmal in ſeinem neuen Heim begrüßen zu dürfen! Habe mich auch ſofort nach meiner Ankunft angekündigt und erwarte nun ſeine Einladung. Von ihm und ſeiner trefflichen Gattin erwarte ich zuverſichtlich Auskunft über Eleonore, Rat und Beiſtand. Während der Badeſaiſon an der Oſtſee kann ihnen eine Erſcheinung wie Eleonore Wantrup nicht entgangen ſein!“ fügte Herbig hinzu, indem er nach ſeinem Hute und gleichzeitig nach der Hand des Freundes griff, um ſie zum Abſchied zu ſchütteln, während er ihm durch ſeine Haſt das Wort abſchnitt. „Ja, mir iſt — auf Wiederſehen Dräſow! — mir iſt, als müßte ich heute Eleonoren dort treffen!“

„Das iſt nicht unmöglich!“ verſetzte Dräſow mit ungewohntem Ernſt und faſt beſtürzter Nachdenklichkeit, indem er den ſtürmiſch bewegten Freund bis zur Haustreppe geleitete, über welche dieſer unverweilt hinunter eilte. „Das iſt keineswegs unmöglich!“ wiederholte der Zurückgebliebene nachdenklich für ſich, als er in ſeine Gelehrtenzelle mit dem Bewußtſein zurückkehrte, daß alle Vorſtellungen vergeblich geweſen wären. „Gar nicht unmöglich!“ fügte er nochmals bekümmert, mit bedenklichem Kopfnicken hinzu.

Und dabei gewannen ſeine Züge einen Ausdruck, als ſei ihm ein Licht aufgegangen, das einen grellen Schein auf die Leidenſchaft des Freundes und einen unheilkündenden Schimmer auf den Weg warf, den derſelbe einzuſchlagen im Begriff ſtand.

4.

Jene Märznacht war nicht weniger ſtürmiſch, als es der Tag geweſen war. Wie Irrlichter huſchten die Wagenlaternen dahin und ſpiegelten ſich in trüben, von Schnee und Regen gebildeten Straßentümpeln draußen am Tiergarten. Durch die leeren, doch bereits in jungem Safte ſchwellenden Zweige und Aeſte der Baumkronen ſauſten die Sturmgeiſter des kommenden Lenzes und unten trabten die Droſchkengäule und raſſelten die Räder durch ein Wagen und Pferde beſpritzendes Chaos.

So ſchlimm das Wetter, ſo uneinladend die Nacht und ſo entlegen die Wohnung des Geheimrats Betting für die Bewohner der inneren Stadt war, hatte ſich dennoch ein Geſellſchaftskreis eingefunden, der alle für den Zweck des Abends geöffneten Räume des gaſtlichen Hauſes füllte. Es war ein ſehr gewählter Zirkel, kein glänzender, wenigſtens nicht, was man gewöhnlich darunter verſteht. Blitzende Uniformen, leuchtende Orden u. dergl. fehlten ganz. Auch wetteiferten nicht, wie in anderen Soiréen, allzulange Schlepproben an Eleganz und Farbenpracht. Jedermann wußte, daß man hier durch ſolche Aeußerlichkeiten keinen Eindruck machte, niemand beſtach, niemandes Neid erregte,

und bequemte sich der vornehmen Einfachheit in Kleidung und Haltung an, welche die feinsten Gesellschaftskreise überall auszeichnet oder doch auszeichnen sollte. Oeffnete die Geheimrätin Betting ihr Haus, so konnte sie füglich anderen Salons überlassen, die es nötiger hatten, durch prunkvolle äußerliche Zuthaten glänzen zu wollen.

Als Bruno Herbig vorfuhr, gedachte er lebhaft jenes vergeblichen Besuchs im vergangenen Herbst. Indem er ausstieg, beschleunigte er seine Schritte, um unterm Regenschirm — es schneite und regnete noch immer bei unangenehmem „Schlackerwetter" — an dem Vorgärtchen vorüber das Haus zu erreichen. Kein Rosenflor umduftete jetzt dasselbe. Die Stämmchen waren entweder in die Erde gelegt oder mit Stroh umwickelt. Allein, dem Vorüberwandelnden war dabei jetzt seltsam zu Mut: als lägen die Kronen der Rosenstämmchen alle in seiner Brust verwahrt und strebten da einem neuen Blütensommer entgegen. Die Einbildung verursachte ihm kein durchaus angenehmes und wonniges Gefühl, da auch die Dornen und Stacheln sich schmerzhaft geltend machten. Doch suchte er die wunderlich gemischte Empfindung zu bemeistern und sich ganz den Hoffnungen hinzugeben, welche er von dem Abend hegte. Er lebte in der That der Zuversicht, daß mit dem Eintritt in dieses Haus sein Schicksal zur gewünschten Entscheidung gelange. Von ihm, dem edlen, liebenswürdigen alten Herrn, der sich seinem dankbaren Schüler stets als väterlicher Freund bewiesen, durfte er auch in einer ebenso peinlichen, als zarten Herzensangelegenheit jene Förderung erwarten, die der Geheimrat jedem aufrichtigen und schönen Streben angedeihen ließ.

Mit all dem Vertrauen, das sein verehrter Lehrer heischen konnte, wollte er ihm bei guter Gelegenheit sein Geheimnis mitteilen, sein ganzes Herz eröffnen, und er glaubte gewiß sein zu dürfen, daß ihm Rat und Beistand gewährt wurde.

Mit solchen Gesinnungen, Hoffnungen und zuversichtlichen Erwartungen war er gekommen, ins Haus eingetreten und hatte draußen seinen Mantel abgelegt. Jetzt überfiel ihn eine seltsame Beklommenheit, die ihm sonst fremd war. Im Begriff, sich in die Salons zu begeben, kam eine sonderbare Unruhe über ihn, deren Ursache oder Grund er sich nicht zu erklären vermochte. Er hatte das Vorgefühl von etwas Unerwartetem, eines erschütternden Erlebnisses, einer verhängnisvollen Begegnung. Es auf seine Voraussetzung von Eleonorens Anwesenheit deuten zu wollen, ging nicht wohl an; sein freudiges Verlangen nach ihrem Anblick ließ solche Auslegung seiner Herzensbangigkeit von unvermuteter oder doch unbekannter Tücke des Schicksals nicht leicht zu. Indes durfte er keiner Schwäche nachgeben; es galt, gefaßt zu sein.

Sich zusammennehmend, trat er denn nun mit der gewohnten guten Haltung in den vorderen Gesellschaftsraum, wo Gruppen von meistens älteren Herren in gelassenem Geplauder — über wissenschaftliche Fragen, wie es schien — umherstanden. Nur einige wenige Damen waren mit in die Unterhaltung gezogen. Das Ganze bot einen so nüchternen, friedlichen und gewohnten Anblick, daß es auch auf ihn beruhigend wirkte, obwohl er von den Anwesenden niemand kannte und niemand dem Eintretenden besondere Aufmerksamkeit schenkte.

Während Herbig sich nach dem Hausherrn umsah und zu diesem Behuf, da er ihn unter den Umherstehenden nicht erkannte, mit wiedererlangter vollkommener Fassung sich der offenen Flügelthüre näherte, welche nach einem belebten Saale führte, glaubte er jedoch zu bemerken, daß ihn eine der Damen freundlich lächelnd ansah und ihm, da er ihr den Blick nochmals zuwandte, mit der Vertraulichkeit einer Bekannten leicht zunickte. Mit einer Verbeugung kam er ihr um einige Schritte entgegen, als er in ihr dieselbe Dame erkannte, welche er bei seiner Durchreise im letztverflossenen Herbst abends mit Steubers Braut und Schwägerin in einem der Modemagazine der Hauptstadt getroffen hatte. Sofort erinnerte er sich, daß sie sich damals selbst als eine Vertraute der Herrin des Hauses, in welchem er sich jetzt befand, zu erkennen gegeben hatte und nach ihrem eigenen Geständnis mit derselben an der See gewesen war.

„Sie sind es in der That, Herr Doktor?" fragte sie in ihrer verbindlichen Weise. „Wir dachten Sie — Gott weiß, wie weit, nach dem Aequator hin."

„Vorgestern war ich ihm auch wirklich noch um zehn oder elf Grad näher, als heute," war seine Antwort. „Ich komme aus Italien, unmittelbar von Rom."

„So kurz vor dem Osterfeste konnten Sie St. Petersdom den Rücken kehren?"

„Ich habe alles im Stich gelaſſen, meine Gnädige, und mit Freuden," ſagte er.

„Das kommt überraſchend!" ſprach ſie mit einigem Nachdruck, indem ſie ein wenig den Kopf wendete und über die Schulter ſah. „Weiß es unſer lieber Geheimrat?"

„Er war ſo gütig," erwiderte Herbig, „auf die Anzeige meiner Ankunft hin ſofort eine Einladung ins Hotel zu ſenden."

„So! Aber Eleonore hat noch keine Ahnung!" verſetzte die Dame.

Eleonore? Herbig ſtutzte. Wie fiel ihr gerade jetzt und in dieſem Zuſammenhang der Name ein! Und dabei ſah ihn die Dame mit einem Blicke an, daß ihm alles Blut zu Kopf ſchoß. Was wußte ſie von ſeinen Beziehungen zu Eleonoren, daß ſie ihrer in dieſem Augenblicke und in ſo andeutungsvoller — wenn nicht anzüglicher — Weiſe erwähnen konnte! War ſeine Liebe zu der ſchönen Frau bereits ein öffentliches Geheimnis, — lag das ſüße Myſterium ſeines Herzens ſchon auf jedermanns Lippen? — Bevor er ſeine Verwirrung wieder bemeiſtert und ſich aus ſeiner Betroffenheit erhoben hatte, fuhr indes Fräulein Lenz — dies war ihr Name, wie er ſich jetzt wieder entſann — völlig unbefangen fort:

„Wir erfuhren nachträglich, daß Sie einige Tage ſpäter wieder nach Misdroy zurückgekehrt ſeien, wohl um den Dank für die Rettung des Schirmes zu holen!" Und Fräulein Lenz lächelte ihn ſchalkhaft an. „Leider waren wir ſchon abgereiſt, aus unſerem gewohnten Kreiſe nur Kommerzienrat Brink zurückgeblieben, der denn auch Gelegenheit zu Ihrer näheren Bekanntſchaft hatte."

„Kommerzienrat Brink?" wiederholte Herbig. „Wohl ein Irrtum. Ich entſinne mich nicht."

„Gewiß erinnern Sie ſich ſeiner noch, wenn Sie nur wollen," meinte Fräulein Lenz. „Seine Perſönlichkeit vergißt ſich ſo leicht nicht. Wußte er uns doch mitzuteilen, wie ſehr Sie ſich damals für die Domänenrätin von Frey intereſſierten."

„Sie ſehen mich ſehr erſtaunt, mein Fräulein. Nie flößte mir eine Domänenrätin Intereſſe ein."

„Allein, Sie waren doch nachträglich noch in Misdroy?"

„Nicht zu leugnen."

„Und erkundigten ſich lebhaft nach der Domänenrätin — einer etwas langen, ja allzulangen Frau in blauer Seide."

Jetzt entſann er ſich des Auftrittes und ſeiner beſchämenden Enttäuſchung am Strande. Doch zog er Schweigen vor, was umſo leichter fiel, als Fräulein Lenz ihre Aufklärungen mit einiger Lebhaftigkeit fortſetzte:

„Und ebenſo muß Ihnen ein kleiner, runder, munterer, ſehr zuvorkommender und galanter Herr aufgefallen ſein."

„Rotwangig, glatzköpfig?" frug Herbig jetzt. „Ein rundes, altes, zierliches Männchen?"

„Dasſelbe, das Ihnen in der Düne vor die Füße kollerte und Ihnen ſpäter Auskunft gab über die lange Domänenrätin, der ſie dann ſchleunigſt nachſetzten."

„Bitte, meine Gnädige, laſſen wir die Domänenrätin als Mißverſtändnis beruhen," meinte jetzt Herbig. „Was aber jenes runde, muntere Männchen anbelangt, ſo erinnere ich mich allerdings ſeiner noch. O, ſehr gut!" Herbig konnte dies mit Recht verſichern, da er den Kleinen für den Gatten der Geliebten, Geheimrat Wantrup, anſah und ſetzte nicht ohne Schärfe hinzu, daß er den Scherz, den ſich jener erlaubt, nicht vergeſſen habe, worauf Fräulein Lenz, die ihn nicht ohne Abſicht aufhielt, Frieden zu halten bat.

„Ach, Herr Doktor, laſſen Sie mir mein altes, gutes, harmloſes Kommerzienrätchen ungeſchoren!" ſagte ſie halb im Scherz.

„Ich ſpreche, geſtatten Sie mir die Berichtigung, von dem kleinen Glatzkopf . . ."

„Alſo von dem Kommerzienrat Brink!" bemerkte Fräulein Lenz. „Gut, daß wir ihn nicht hier haben. Eleonore und ich waren der Meinung, Sie ſtänden mit ihm auf dem freundlichſten Fuß. Sie wird ſehr erſtaunt ſein, wenn ich ihr das Gegenteil berichte," fügte die Dame hinzu, indem ſie einen Blick durch die offene Thüre in den Nebenſaal warf.

Dem jungen Gelehrten leuchtete umſomehr ein, daß er ſich in einem Irrtum befunden, wenn er den kleinen Glatzkopf von Misdroy, der mit ſo viel muſikaliſchem Geſchick ſein Taſchentuch anzuwenden wußte, für den Gemahl Eleonorens gehalten hatte. Wichtiger erſchien ihm jedoch, daß die Andeutungen, welche ihm Fräulein Lenz gab, auf Eleonorens Gegenwart ſchließen ließen. Sofort mußte er ſich hiervon überzeugen.

„Und Eleonore — die Frau Geheim-

rätin," verbesserte er sich rasch, „befindet sich hier?"

„Natürlich," erwiderte die Dame etwas verwundert. „Wie können Sie daran zweifeln oder anders voraussetzen, Herr Doktor! Ich würde Sie auch schon — indes," unterbrach sie sich, „hier kommt der Hausherr selbst!"

Während sich nun Fräulein Lenz zurückzog und in den nächsten Saal begab, wohl um ihre Neuigkeit am rechten Orte anzubringen, stand Herbig tief erregt von der Gewißheit, sich unter einem Dach mit der geliebten Frau zu befinden. Schmerzlich empfand er den Zwang, der ihm verbot, rückhaltslos seiner Liebe zu folgen und in ihre Arme zu eilen. Diesem Taumel von Lust und Leid ward er indes nunmehr durch einen alten Herrn entrissen, welcher ihm zwischen den Gruppen der anderen Gäste hin, mit vorgestreckten Händen und leuchtenden Augen entgegeneilte.

Sofort erkannte Herbig in demselben, obwohl er ihn viele Jahre nicht mehr gesehen, seinen verehrten Lehrer, zu dessen Füßen er einst als begeisterter Hörer gesessen. Geheimrat Betting war eine schlanke, hagere Gestalt mit schneeweißen Haaren, vom Alter bereits etwas gebeugt, dennoch ein stattlicher, anscheinend noch rüstiger und ein schöner Greis, der ganz der Vorstellung entsprach, die man sich nach dem Rufe seines edlen Charakters und seines nicht minder edlen Strebens von ihm machte. Herbig stand tief ergriffen, während die Gruppen beiseite weichend, etwas Raum gaben.

„Wen seh' ich! Wen seh' ich?" rief ihm der ehrwürdige Herr des Hauses entgegen. „Wen darf ich begrüßen?" Und damit faßte er Herbigs Rechte mit beiden Händen. „Willkommen, mein lieber Doktor! Gottwillkommen im Vaterlande und in meinem Hause!"

Sofort machte er ihn dann mit den umstehenden Herren bekannt, indem er mit so herzlicher Freude von seinem lieben jungen Freunde sprach, daß den nahezu Rührung anwandelte. Mehrere der Anwesenden, wohlbekannte Namen, wechselten verbindliche Worte mit dem aus Rom heimkehrenden Königsberger Privatdocenten, bis der Geheimrat ihn wieder bei der Hand ergriff und vorwärts zog nach den tiefer im Hausinnern gelegenen Sälen.

„Kommen Sie, kommen Sie, mein lieber Freund, nun einmal zu meiner Frau. Sie müssen vor allem jetzt der Herrin meiner Burg vorgestellt werden!" sprach der alte Herr dabei mit glücklichem Eifer. „Eleonore weiß noch nicht im mindesten, wen ich ihr bringe. Sie soll überrascht werden, und es wird sie überraschen; denn Sie dürfen überzeugt sein, daß ich ihr von meinem treuen Herbig schon erzählt habe."

Eleonore? Hieß des ehrwürdigen Mannes Gattin Eleonore? Heiß und kalt ging es dem Gaste durch die Glieder. Ein Schauer wehte sein Herz an, ein Wirbel faßte seine Seele, und für einen Moment war ihm, als klappe ihm die Kehle zu, daß der Atem ausging.

Dann wunderte er sich selbst, daß er einer herzbeklemmenden Befürchtung erlegen war. Warum sollte die Geheimrätin Betting nicht auch Eleonore heißen, wie die Geheimrätin Wantrup! Der Name war beliebt und nicht ungewöhnlich. Und nach allem war die Annahme nicht ausgeschlossen, hatte sogar die Wahrscheinlichkeit für sich, daß der greise Hausherr mit seinen letzten Worten zwischen seiner Frau und Eleonoren unterschieden haben wollte, daß letztere vielleicht eine Verwandte des Hauses oder eine vertraute Freundin desselben war.

Wenn nun Herbig mit solchen Erwägungen seine Befürchtungen beschwichtigte, so schlug doch sein Herz in banger, gespannter Erwartung, als er nun dem Geheimrat durch die offenen Flügelthüren in den eigentlichen Gesellschaftssaal folgte, in dessen von gewürzhaftem Rosenaroma durchduftetem Raum die Frau des Hauses inmitten ihrer Gäste saß.

„Kollege Betting, Betting! Haben Sie schon gehört, gelesen?" rief hier ein bekannter Gelehrter den Hausherrn an und faßte ihn dabei mit beiden Händen an den Schultern. „Sie sind dennoch entdeckt! Darwin selbst soll sich kaum fassen können vor Staunen!"

Diese, dem alten Herrn zugeflüsterten Worte, welche Herbig eben noch zu verstehen vermochte, hatten die Wirkung, daß Geheimrat Betting, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, des jungen Freundes Hände losließ und mit einer hastigen Bitte um Entschuldigung, sich mit dem Rücken abseits in eine Ecke stellte, um sich in einen eifrigen Diskurs über eine ganz neu auftauchende, alle seitherigen Weltanschauungen über den Haufen werfende Entdeckung einzulassen.

Herbig, an der Stelle verharrend, wo ihn

ſein ehrwürdiger Führer ſtehen gelaſſen hatte, konnte von der leidenſchaftlich geführten Verhandlung der beiden nur einzelne Worte aufſchnappen. Immerhin vermochte er aus denſelben zu ſchließen, daß es ſich um eine, wenn ſie ſich beſtätigte, großartige Entdeckung handelte, die ein unbekannter Laie, ein ſchwäbiſcher Advokat über Organismen in Meteorſteinen gemacht hatte. Und nun wollte ein anerkannter Fachgelehrter den mikroſkopiſchen Nachweis liefern, während unabhängig davon ein anderer die philoſophiſche Begründung der neuen Theorie übernommen hatte: Im Anfang war der Organismus!

Hierüber verhandelten nun die beiden alten Gelehrten, ganz verloren in ihr Thema, mit lebhaften Gebärden, fechtenden Händen und heftigen Kopfbewegungen. Es blitzte und wetterte nur ſo durch ihre Rede von Protoplasmen, Molekülen, biologiſchen Einheiten, Aggregatzuſtand, Urmaterie, Weltſtoff, Dunſtnebel, Komplexen, Eozoon, Laurentiangneis, Affinität und chaotiſchem Welttanz. Und Geheimrat Betting hatte ſowohl ſeiner Frau, als ſeines jungen Freundes und ſonſtiger Hauswirtspflichten völlig vergeſſen.

Indem Herbig um ſich her blickte, fand er ſich in der Nähe der Flügelthüre des Saales, in welchem ſich zumeiſt Damen befanden, denen bereits ſeine Erſcheinung auffiel. Sein Auftreten hier konnte ihn ſelbſt nicht mit Genugthuung erfüllen. Doch harrte er noch eine Weile in ſeiner ſeltſamen Lage aus, ſtets erwartend, ſein ehrwürdiger Freund werde ſich des Verlaſſenen wieder erinnern und annehmen. Mittlerweile galt es, ſich die nötige Unbefangenheit zu bewahren, den Gleichmut nicht zu verlieren, und mit kaltblütiger Geiſtesgegenwart ſah er bald nach der Wanddekoration, bald prüfend und muſternd über den Kranz von Damen hin, um ſich zu orientieren.

Aber der Augenblick kam, wo all ſeine zur Schau getragene Unbefangenheit mit der beſonnenen, gemütsruhigen Miene und erkünſtelten Faſſung dahinſchwand, wo ſein Schauen, Sinnen und Denken von einem Gegenſtand ſo ſehr in Anſpruch genommen ward, daß er die beiden gelehrten Alten und alles andere darüber vergaß. Wer ſaß dort inmitten der Damen empfangsbereit auf der Ottomane? Das ſchöne hohe Weib in der grauen Seidenrobe, mit dem edlen Profil, die Stirn etwas geſenkt, das bleiche Antlitz unverwandt zu der plaudernden Nachbarin gewendet?

Er hatte ſie wiedergefunden, Eleonore, ſeine immerwährende Sehnſucht, ſeine einzige Liebe. Dort ſaß ſie, unter den Brauen hervorblickend, wie ein verſchüchtertes, innerlich ſich aufbäumendes Mädchen. Obwohl ſie nicht herſah, mochte ſie ihn doch ſchon bemerkt haben. Es entging ihm nicht, wie ihr mit einem Immortellenſträußchen geſchmückter Buſen wogte und zwiſchen den geſenkten Brauen eine aufſteigende Blutwolke gewitterhaft weilte. Sie ſcheint aufmerkſam und tief bewegt auf das zu hören, was die lebhafte Nachbarin berichtet. Wie heißt wohl der fragliche Gedanke, der eine neue Wolke über die ſchöne Stirn jagt? Spricht man ihr von etwas, das ſie verletzt, das ſie drückt? Allein, ihre Nachbarin lächelt häufig zwiſchen ihre Mitteilungen hinein und ſieht ſo munter und vergnügt aus, daß dieſelben nur Heiteres, nichts Erſchütterndes enthalten können.

„O nein!“

Die Ergriffenheit Eleonorens hatte alſo anderen Grund. Sie wußte, daß er ihr gegenüber an der Flügelthüre ſtand. Schaute ſie auch nicht her, ſchien doch ihre Aufmerkſamkeit von nichts anderem in Anſpruch genommen. Er ſelbſt vermochte den Blick nicht mehr von ihr abzuwenden. Seine Augen verſchlangen die teure Geſtalt. Er lechzte nach einem Blick von ihr. Aber ſtarr, unverwandt war dieſer auf die Lippen der geſchwätzigen Nachbarin geheftet, von deren Geplauder ſie vielleicht kein Wort verſtand.

Viel länger vermochte er in dieſer Lage nicht auszuharren. Warum gab ſie kein Zeichen des Erkennens, warum kehrte ſie ſo andauernd die Augen von ihm ab? Ihr Geſicht trug ein unbeſtimmtes, geheimnisvolles, außerordentliches Gepräge, das er noch nie an ihr wahrgenommen hatte. Sie war ungewöhnlich blaß, ſchien gelitten zu haben oder noch zu leiden. War ihr Mann in der Nähe, erlag ſie ſeinetwegen drückenden Befürchtungen? Herbig ſah ſich raſch im Saale um und entdeckte niemand, den er dafür anſehen oder danach fragen konnte. Nun glaubte er, ſich ihr nähern zu müſſen, mochte daraus entſtehen, was da wolle. Dennoch verharrte er zaudernd an der Stelle, als ſich bereits aller Augen nach ihm richteten, nur die ihrigen nicht.

Während ein ihm unbegreiflicher Einfluß

noch lähmend auf ſeinen Entſchluß wirkte, brach ſich endlich der ehrwürdige Hausherr, noch glühend von dem Vernommenen und den daran geknüpften Erörterungen, Bahn durch die Gruppe, welche ſich mittlerweile zwiſchen ihn und ſeinen Schützling eingeſchoben hatte. Herbigs Hand wieder ergreifend, bat er tauſendmal um Entſchuldigung; allein eine außerordentliche, wichtige Neuigkeit auf dem Gebiete der Weltkunde habe ihn abgezogen und nehme ſeine Gedanken faſt ausſchließlich in Anſpruch.

„Nun aber kommen Sie, kommen Sie, teuerſter Freund, zu meiner lieben Frau.“

Damit führte er ihn durch die Mitte des Saals zu Eleonoren.

In ſolchen Augenblicken wird der Menſch, der nicht bloß äußerlich lebt, inne, was er zu leiſten, zu ertragen und zu erleiden imſtande iſt. Sein Himmel ſtürzt ein, eine Welt voll Glück und blühender Hoffnungen bricht in ihm zuſammen, knickt und zerſchellt alles an Glauben, Vertrauen und Liebe in ihm, — und die Haltung und Miene ſoll und darf nichts davon verraten; er muß aufrecht ſtehen, und kein Zucken eines Geſichtsmuskels darf vor ſo vielen forſchenden Augen anzeigen, wie ihm zu Mute, was in ihm vorgeht. Auch der Ungeübte erlangt dann oft wie durch ein Wunder raſch die nötige äußere Faſſung; Eiskälte legt ſich um das Herz, das in heißen Gluten ſchmelzen und vergehen will.

Zwei Menſchen ſtanden ſich jetzt da anſcheinend ruhig gegenüber, — Herbig totenblaß, doch äußerlich gefaßt, — Eleonore zwar bleich, doch gleichſam unberührt, gleichmütig, wie andern Fremden gegenüber. Als ihr Mann mit aufleuchtender, freudiger Miene ſeinen Gaſt vorführte, wandte ſie ruhig dem Verleugneten das ſchöne Antlitz zu und hörte ſcheinbar unerregt und kühl den Worten ihres greiſen Gemahls zu.

„Hier, meine Eleonore, der treueſte und liebſte junge Freund deines alten Gatten. Doktor Herbig! Es wird dir angenehm ſein, die Bekanntſchaft endlich zu machen, nachdem du längſt von mir weißt, wie ſehr er deiner Achtung wert iſt. Ich ſtelle ihn unter deine Fittiche, meine Liebe!“

Nachdem er ſeinen Schützling noch raſch verſchiedenen der anweſenden Damen vorgeſtellt hatte, entfernte ſich der greiſe Gelehrte ſchleunigſt, um den Kollegen aufzuſuchen und vollends die Frage zu erläutern, zu erörtern, zu erwägen, inſofern und wie weit man der neuen, ſo folgenreichen Aufſtellung in der Wiſſenſchaft Geneigtheit, Glauben oder Zweifel entgegenzubringen habe. Und bald befanden ſich die beiden alten Herren wieder mitten im neuen Weltgetriebe, halfen drehen und wirbeln, zerſtören und organiſieren, und ſahen und hörten dabei nichts mehr von ihrer Umgebung.

Indeſſen ſtanden ſich der Gaſt und die Frau des Hauſes inmitten eines Schwarmes von alten und jungen Damen noch immer wie Erſtgekannte gegenüber. Wie die Augen aller ihrer Freundinnen, waren auch ihre Augen dabei auf den jungen Königsberger Docenten gerichtet, der eben auf der Rückreiſe aus Italien begriffen war. Kein Zucken in ihrem ſchönen Antlitze verriet, daß ihr der Mann überhaupt ſchon bekannt ſei oder wie nahe er ihrem Herzen ſtehe. Ihre Miene war kalt, ja ſtarr, ihre Haltung ſeltſam ſteif und ſpröde.

„Es iſt ſehr freundlich von Ihnen, Herr Doktor,“ ſagte ſie in einem ihrem angenommenen froſtigen Weſen entſprechenden, wie gefroren klingenden Ton, „daß Sie uns die Ehre ſchenken. Sind Sie ſchon längere Zeit aus Rom zurück?“

„Vor einigen Stunden erſt angekommen, gnädige Frau,“ antwortete er in derſelben Tonart, indem er ſich verneigte.

Mit derſelben kühlen Ruhe und Gelaſſenheit, wie die Begegnung überhaupt, nahm ſie auch ſeine Antwort hin. Kein Zeichen des Erkennens gab ſich kund.

„Werden Sie längere Zeit hier verweilen, Herr Doktor?“

„Je nach Umſtänden, gnädige Frau,“ erwiderte er. „Nach Umſtänden. Am liebſten —“ Er ſtockte und gab dem bitteren Gedanken, der ſich ihm auf die Lippen drängte, einen anderen, minder ſcharfen Ausdruck. „Am liebſten würde ich ſofort wieder dahin gehen, wenn es die Verhältniſſe erlaubten. Indes, man ſchickt ſich in das Unabänderliche, ohne unnütze Worte darüber zu verlieren.“

Unter ihren ſich aufrollenden Brauen blitzte es auf. Aber ſie unterdrückte die Regung, bezwang ſich völlig.

„Das iſt das einzige, was uns zukommt!“ verſetzte ſie dann. „Es hat mich gefreut, Sie kennen gelernt zu haben,“ fuhr ſie hierauf etwas zögernd fort, ſetzte aber raſcher hinzu: „Ich hoffe, Sie werden uns wieder beehren!“ Und damit machte ſie eine unzweideutige Bewegung,

daß ſie die Vorſtellung und daran geknüpfte Unterredung beendigt zu ſehen wünſche.

So, in den banalſten, abgedroſchenſten Geſellſchaftsphraſen hatte ſich das Geſpräch ihrer erſten Wiederbegegnung bewegt.

Es hätte des letzten Winks nicht einmal bedurft, — Herbig würde ſelbſt abgebrochen haben und zog ſich ohne weitere Erwiderung, unwillig, erbittert, mit Eiskälte im Blick und Todesgrimm im Herzen zurück.

5.

Herbig war zurückgetreten mit der Empfindung, als ſei ihm das Blut in den Adern geronnen. Solchen Ausgang ſollte ſeine hohe Liebe nehmen! Dieſe Erklärung fand jenes Verſchweigen und Verheimlichen, als er glückheiſchend in ſchönen Herbſttagen nach ihren Lippen ſtrebte! Hintergangen hatte ſie ihn und ihren Gemahl in zwiefachem Verrat! Eleonore war nicht eines ihm fremden, gleichgültigen Mannes Gattin, wie ſie ihn glauben ließ, ſondern die ſeines edeln, verehrten Lehrers, des Mannes, den er unter allen Menſchen am meiſten ſchätzte.

Eine wilde Zerknirſchung nahm Beſitz von ihm. Ekel, ſchal erſchien ihm das Treiben umher, ſein eignes Leben, Lieben und Streben ein wüſter Garten voll verworfenen Unkrauts. Entſetzt, betäubt von der gemachten Erfahrung fand er fürs erſte keinen Anhaltspunkt im Chaos wirrer Gedanken und auf dem ſchwankenden Boden ſeines Bewußtſeins.

Sah er von ferne nach ihr hin — und er vermochte auch jetzt nichts anderes, — ſo ſaß ſie nach wie vor dorten, ſtill die Freundin anhörend inmitten einer redſeligen Schar. Auch jetzt verriet kein Zug ihres ſchönen Antlitzes eine wärmere oder tiefere Bewegung. Allein in ſein Inneres zog dabei eine ſchreckliche Leere ein, als ſei da alles ausgebrannt, verkohlt, Aſche. Dann kochte es wieder in ihm auf wie ein brodelnder Vulkan, daß er hätte aufſchreien mögen vor Ingrimm und wildem Schmerz über ungeheuern Verrat, über heuchleriſche Argliſt und kalte Verworfenheit.

Solche Stürme durchtobten ihn, während er mit der Verpflichtung, ihre Gewalt zu zähmen, noch im Salon weilte. Und während ſich dabei der Aufruhr ſeiner Gefühle notgedrungen etwas legte, nahm eine ſtumpfe Bitterkeit, eine träge, zähe Entrüſtung ſein Empfinden ein. Wie ein nagendes Gewiſſen in den verſtörten Menſchenſinn, wie eine gierige Ratte in den vergifteten Köder, nagte er ſich in ſeinen Groll hinein und verbohrte ſich in denſelben. Der Maßſtab zur ruhigeren und richtigeren Beurteilung der Dinge war ihm verloren gegangen. Obwohl er hätte einſehen müſſen, daß Eleonore unter den bewandten Umſtänden kaum anders handeln konnte, ihre Haltung unter den Augen ihrer Gäſte der Sachlage entſprechend war, wenn die heimlichen Störungen ihres Herzens unter der Oberfläche verborgen bleiben ſollten, hier wenigſtens nicht hervorbrechen durften: fühlte er ſich dennoch auch nachträglich aufs tiefſte verletzt von der zur Schau getragenen unempfindlichen Ruhe und dem kalten Gleichmut, mit welchem ſie ihm begegnet war. Denn die kühle Aufnahme, die er bei der Hausfrau gefunden, mußte nach der Aufmerkſamkeit, mit welcher der Geheimrat ihn empfangen hatte, auch den Gäſten aufgefallen ſein. Unter dieſen Umſtänden gewann gefliſſentliche Sprödigkeit den Anſtrich einer abſichtlichen Beleidigung.

Während er bei ſich erwog, ob und wie er ihr entgelten ſolle, ob er noch länger weilen dürfe oder beſſer thät, die Einſamkeit zu ſuchen, um ſein widriges Geſchick in ſeiner ganzen Schwere und Tücke zu betrachten; während er bedachte, ob nicht ein raſcher Entſchluß ihn am leichteſten den Qualen enthob, unter welchen er litt: ſah er ſich allmählich von Herren und Frauen umgeben, denen ſeine Perſönlichkeit Teilnahme einflößte und die ihn mit ausdauerndem Bemühen in die allgemeine Konverſation zu ziehen ſuchten.

Allein er verhielt ſich ablehnend, einſilbig, kurz, gab verkehrte oder zerſtreute Antworten, oder erwiderte herb und abſtoßend. Seine Bemerkungen kamen aus einem vergällten Gemüt. Und was man als Originalität hinnahm, war der Ausfluß verſtörter Laune und eines umſchatteten Geiſtes. Gefährlich war er auf naiv aufdringliche Fragen, und um ſolche zurückzuweiſen, ſchreckte er auch vor anſcheinend albernen Entgegnungen nicht zurück, indem er ſich im trockenſten Ton den Schein teilnahmloſer Thorheit gab. Daß er damit anſtieß, war nicht verwunderlich, kümmerte ihn jedoch wenig.

Beſonders gab ſich eine kleine unterſetzte, lebhafte Brünette Mühe, ihn zum Reden zu

bringen. Seine Zurückhaltung deuchte ihr Befangenheit, seine Schweigsamkeit Verschüchterung, so daß er nur zum Auftauen gebracht werden müßte.

„Ach, Herr Doktor, Sie kommen aus Rom?“ fragte sie. „Was macht denn der borghesische Fechter?“

„Kann nicht dienen, gnädige Frau. Ich habe mit Leuten dieses Schlags keinen Umgang gepflogen.“

„Aber den Apoll von Belvedere haben Sie doch besucht?“

„Entsinne mich nicht. Ist mir nicht vorgestellt worden.“

„Sind Sie denn nie im Vatikan gewesen?“

„Man hat mich nicht eingeladen.“

„So haben Sie auch den Laokoon nicht gesehen?“

„Leider nicht; er muß zur Zeit verreist gewesen sein.“

Die kunstsinnige Dame sah den gelehrten Römer mit so bedenklichen Blicken an, daß Fräulein Lenz sich hell auflachend zu ihm wandte.

„Nehmen Sie sich in acht, Herr Doktor, daß Sie nicht in den Ruf barbarischer Unbildung kommen,“ sagte sie. „Indes kommen Sie, folgen Sie mir zum Buffet. Sie haben ja noch gar nichts genossen. Ihre Lebensgeister bedürfen der Anregung, und ich werde für etwas Erquickendes Sorge tragen.“

Willenlos ließ er sich bestimmen, sich zum wohlversorgten Erfrischungstisch führen zu lassen, und durch ihren Beistand war er bald mit dem Nötigen versehen. Ein saftiges Stück Indian stillte den mit dem Essen kommenden Appetit, einige Gläser Rheinwein hoben sein Gemüt aus der Bedrückung und gewährten den gewöhnlichen augenblicklichen Trost. Allein mit innerem Schauer dachte Herbig an die erste Wiederbegegnung mit dem greisen Freunde, dem Herrn des Hauses.

„Und was sagen Sie zu den socialen Erscheinungen in unserer Reichshauptstadt?“ fragte ihn am Büffett eine aus den Rheinlanden stammende Dame mit etwas tiefer und rauher Stimme, grauem Haar und kräftigen Zügen, in denen sich Charakter, Festigkeit und Anstand ausprägten.

„Gar nichts, meine Gnädige,“ war Herbigs Antwort.

„Das ist zu wenig!“ erwiderte sie in einem Ton, als sei sie gewohnt, rückhaltslos die Rücksichten zu beanspruchen, die man einer Frau von ihrem Alter und Ansehen schuldete.

„Ich begreife nicht, Frau Geheimrätin,“ versetzte jetzt Herbig, „wie man sich darüber wundern mag, wenn von wilden Bäumen Holzäpfel kommen oder Konsequenzen der im Nu wechselnden Weltanschauungen für die Praxis gezogen werden. Sonst gab es Ritter des Geistes, sagt ein ernster Mann, heute Ritter des Blödsinns, dessen Ausgeburten sich als Glaubensartikel aufdrängen. Das ist der Geist der Welt. Schief ist alles, meint Timon von Athen.“

„Sie sind ein Pessimist,“ äußerte die Matrone.

„Ich wäre für den Pessimismus vollkommen reif, wenn sich nicht so viel eitle Narren dazu bekennten, schreibt Gutzkow an einen Freund.“

„Wenn Sie wollen, setzen wir uns mit unserer Beute an jenen leeren Tisch,“ meinte jetzt die alte Frau gemütlich, wie eine Rheinländerin. „Wir können da essen und plaudern. Kommen Sie!“

Und Herbig folgte ihr.

Dort saß leider bereits ein Herr, bei dessen Anblick die alte Geheimrätin brummte, als finde sie diese Gesellschaft so unwillkommen, als entbehrlich. Der Herr Professor, wie er genannt wurde, hatte denn auch schon ein seltsames Aussehen: große Augen bei vorspringender Nase und stark zurückweichendem Kinn. Dies gab seiner Erscheinung etwas Auffälliges, Geierartiges, Gespenstisches. Fortwährend muffelte er und plauderte dabei nach rechts und links, indem er, da viele seine Nähe flohen oder auswichen, die Leute beim Knopf zu packen pflegte. Gewöhnlich stellte er seine Sätze in Frageform auf und beantwortete sie dann selbst mit einem seufzenden „O ja!“ öfter noch mit einem klagenden „O nein!“ wobei er wie ein Blutfink piepte. Als fanatischer Anhänger der Vivisektion hatte er ein Buch zu deren Verteidigung geschrieben und scheuchte in Gesellschaft mit einer Schilderung seiner „schönen Versuche“ die Leute weit hinweg aus dem Gehörkreis seiner glücklicherweise schwachen, klagenden Stimme.

(Schluß folgt.)

Leben und Treiben in Mexiko.

Von

Friedrich von Hellwald.

Leſer! Ich führe dich weithin an einen fernen, öden Strand! Endlos vor dir flutet tiefblaue See wie ein Opal in ſchimmernder Pracht. Senkrecht ſendet die Sonne ihre ſengenden Strahlen auf deinen Scheitel nieder, denn längſt ſchon haſt den Wendekreis du überſchritten. Nackter, heißer, dürrer Sand nur bildet den troſtlos flachen Küſtenſaum; kein Baum, kein Strauch, kein Gras ſprießt auf dem ungaſtlichen Boden, nur hie und da hebt ein ſtachlicher Kugelkaktus ſein häßlich grünes Haupt empor. Böſe Seuchen, dem Fremden verderblich, wüten hier und in dem niedrigen Gemäuer dort, welches ſich dir als des Landes erſte Hafenſtadt ankündigt. Flieh' die gefahrdrohende Stätte und zieh' ins Land hinein, deß' ſchneeverhüllte Kegelberge hoch hinan ragen in den klaren Aether.

Du ſteigſt bergan. Gleich einem Traumgeſicht iſt dir der dürre Küſtenſtrich entſchwunden, des Meeres Wogenſchall, die Stadt und ihre Schiffe auf der Reede. Waldesgrün, dicht und dunkel, umfängt dich, ſchützt dich gegen die Glut der Sonne, labt dich mit würzigem Dufte; milde feuchte Nebel hängen an den vielgeſtaltigen Blättern und in jäh eingeſchnittenen Schluchten brauſt tief unter dir kaskadenreich der reißende Waldbach. Mit den feingefiederten Farn wechſeln die mannigfachſten Formen der Palmen, und auf den ſeltſamſten Gewächſen niſten Vögel noch ſeltſamerer Art. Da, wo das Waldgebiet bebautem

Wohen Klub macht, gewährt das englische Wort eine neue Stütze.

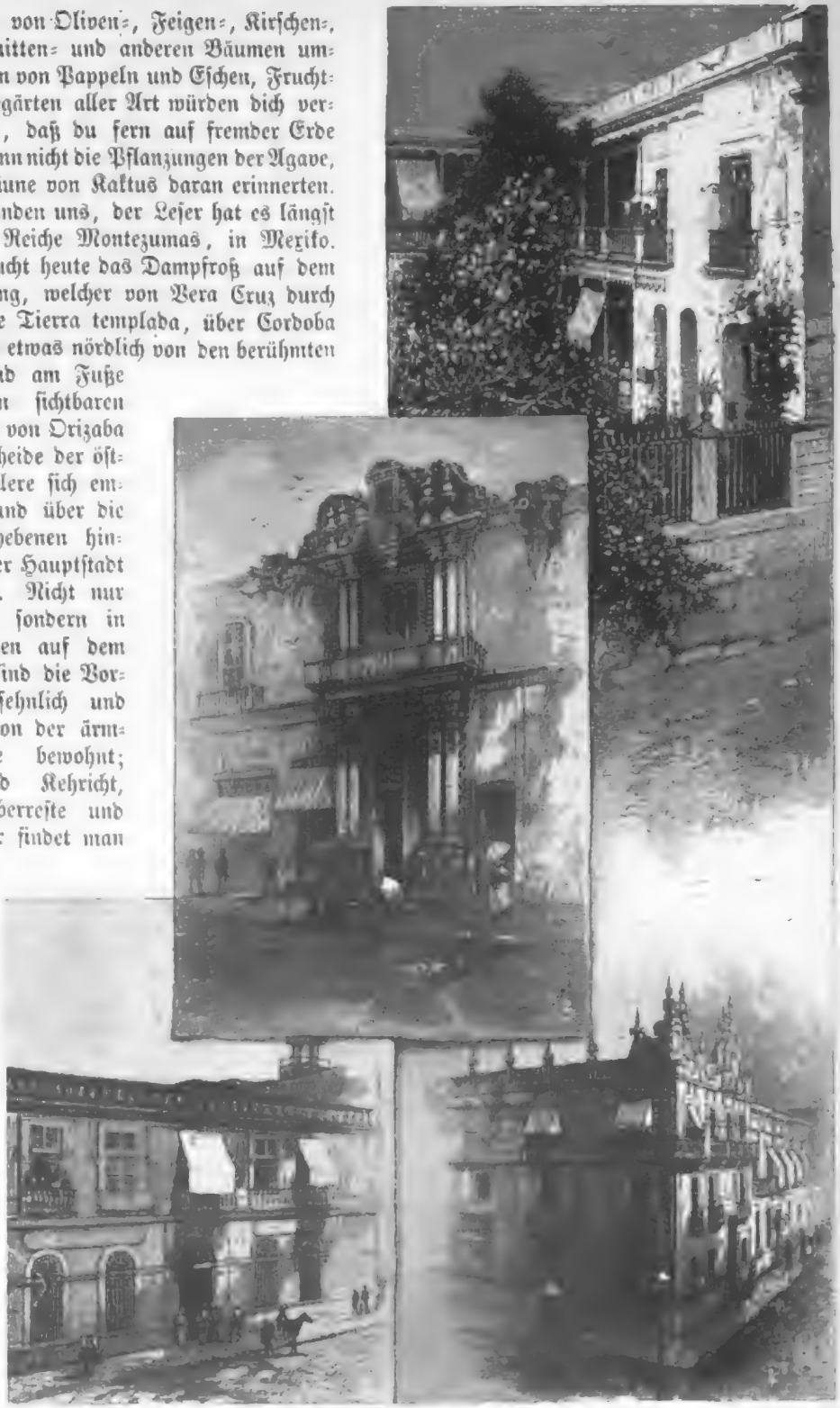
Gewiß sind bekanntlich sind sie gewesen, die Bergvölker, die auf den steinigen Gebirgen herabkommen und die einen eigentümlichen Charakter annehmen, sowohl in ihrer Lebensweise, sowie in ihren ausgebildeten Gebräuchen und eingeprägten in Schwank hochhäuslichen Zeugen seiner Thaten und den erfindlichen ungeheuren Monumenten und hohen Ruinen Ruinen; denn trotz des Krieg auf seiner Seelenhöhe herrlicher Eichen und Ulmen, deren behemdete Form heimatlich anmutet und gütig, ein edelmütiger Schirmgeist unter Rinn zur Krone Weh. Hier hat der Wirsch vor einem, der entlangen von Bauen seine politischen Bluttaten, seine Heldentaten und Heldentaten dem Leben und Schlagen, seine edelsten Liebe Opfer bringt der Leben Schlagen. Hinab und weiter und weiter die Halt das ganze Jahr hindurch, bei Tag sind durch die Morgenstille,

Die Heidelberger auf der „Burg“ in Heidelberg. Nach einer Photographie.

endlich durch verschiedenen Gebirgsstock gekühlt. — Ja, nur auf den höchsten Höhen bei Burg Schwind endlich die erfrischenden, mild ha ein es ist neuer, freudiges Leben. Die Wolke bleibt allmählich zurück, die Vegetation ändert sich. Grasmatten, hier und dort, besonderer Gräser beginnen den Charakter der Landschaft, welche zum Zeitlauer gewonnen. Hier, mehr denn 2000 m über dem Meere weilt bis heute, bei Schnee bis tief unter den Tannen aber unter den Hammel Nespeln. Ringsum sehr nahe! Nur die Natur an den Jagd des Tragelhirn, wären nicht die Wolke und die Größe der Bäumgrenzen. Zwerge Wunden, Thiere und hauptsächlich der Mann sind hier bei verschiedenen Gestalt. Verschieden jeden Tag zum Zeit und Thiere hier, gegen Sterben aber sind die Bergvölker sehr wild. Die große weite Thiere behandelt den Reisenden durch die Monotonie ihren Wohnungen und in ihrer Lebensweise bis Ding einer hart behelligen Verwöhnung gewerden. Die Gegenden im eigentlichen, ihnen selbst fremden heißen Tiermeeren, den schwerpflichten überlich. Eine Wolke von Dürfern, Thieren und

Landgütern, von Oliven-, Feigen-, Kirschen-, Aepfel-, Quitten- und anderen Bäumen umgeben, Alleen von Pappeln und Eschen, Frucht- und Gemüsegärten aller Art würden dich vergessen lassen, daß du fern auf fremder Erde wandelst, wenn nicht die Pflanzungen der Agave, die Gartenzäune von Kaktus daran erinnerten.

Wir befinden uns, der Leser hat es längst erraten, im Reiche Montezumas, in Mexiko. Mühsam keucht heute das Dampfroß auf dem Schienenstrang, welcher von Vera Cruz durch die gesegnete Tierra templada, über Cordoba und Orizaba etwas nördlich von den berühmten Cumbres und am Fuße des weithin sichtbaren Feuerberges von Orizaba zur Wasserscheide der östlichen Kordillere sich emporwindet und über die weiten Hochebenen hinweg nach der Hauptstadt Mexiko eilt. Nicht nur in Mexiko, sondern in allen Städten auf dem Tafellande sind die Vorstädte unansehnlich und schmutzig, von der ärmsten Klasse bewohnt; Schutt und Kehricht, tierische Ueberreste und Bautrümmer findet man an den Eingängen der Städte aufgehäuft, in der Nähe elender Hütten, den Wohnungen lumpiger Proletarier oder halbnackter Indianer. Der Kern der Stadt gestaltet sich freilich ganz an-



Architekturproben aus Mexiko (S. 562).

tent. Weniger reich komponiert wirkt recht- teckig (2. 360), aber der ein Spitzgiebeldach aufsitzt und Blumen- und Blütenbilder ausgefüllt sind, gemalt eines aus Bildstöcken und Heiligenbildern bestehenden Altars. Die Bilder sind von einem breiten Zierrahmen, der sich, wie in den Beispielen Blumen, ordnungsmäßig schneiden. Die dünnen Bretter sind hier Wirkstoff und einfarbig, bei den größeren haben zwei, drei und mehr

Bauten nach nachstehender Zeichnung.

Giebeln; bei Bauhöfe ist der Hauptsitz, und Bauhäusern der Hauptteil des Schlafraums Jahrhunderts, doch hält es in Bayern auch noch an Fachwerkmauer-Bauweise (2. 361). Die innere Bauart und Einteilung der Ställe ist weniger hier schlicht und bequem. Die Ställe sind meist Bauer unterscheidet sich auch darin von den besseren Ställen, daß sie Gefälle haben, damit der Mist leichter Ställen, wie sie Schwaben vorzieht, und ist deshalb schlechter. Die Futterkrippen sind meist aus Holz, häufig schlechterer Materie belegt, weil heute ertragen Klumpen und Massen gelöstmehl, Blöcke, den beliebt empfohlen. Gemeinliche Brunnen pflegen dort noch nach Hausgemachtes anzu- bringen, wie auf unserer Abbildung einer solchen

Kornboden zu ersehen. Dem breit gelegenen was in den Getreidehäusern, dem in ersten Drittel des Jahrhunderts belegt ist und praktisch- sein, Verschlechtern überragenen Mittel ent- teilt. Vorgehungen sind hier belebt; ausgeleere Tröge, Kübeln und Futterschlauben gehören auch noch zur Einrichtung. Die Ställe sind Stallungsbau, der Tennen entsprechen sie nicht ein paar Tennen Stallungen und Remisen, auch beginnt man sich hier mehr Mauerbau und weniger Zimmerei. Die Mauern sind fast bis halbe Zeichen Ställen in einem Zeichen Gewand. Das Spreizjochen ist schon der Kühe angebracht und mittels einer Teilwand in der Mauer und

einer Verbindung zwischen Ceylon und Indien durch natürliche Steine herein und hinaus befördert. Manche Stücke ist mit ungeheurer Mühe eingearbeitet, in welchen die so beliebten „Juwelier“ bereitet werden, ein aus gestoßenen Muscheln verfertigtes Backwerk in der Form einer kleinen Schale, schlürfend, auch sehr gesundheitlich. Dieses bereitet man sich meist offener Feuer und in den Landesüblichen Mittelschalen („Kandus“) in flüssigem Zustande, wo dasselbe sodann gewöhnlicher einige mit roter Lauber, aber leider garstig fette Schmutzige Zusammengerinnt. Ein braunes Zeug aus Zucker verschiedener Früchte wunderlich zu mischen übrig, so nehmen sich beide der Hochzeitsgeschichten beide unmöglich

Der Bräutigam in ungewöhnlicher Kleidung.

aus, wie unsere Kleider bei Hofe in Gala; bei verschiedenen Hochzeiten Zeuge (S. 564), bei erheiterten Gegenden Kaiser Majestätlich, zwar. Bei weitläufigen Gebäuden Kabel bis weiterer und ein ganzer Kaiserer Hof, in welchem sehr feines eine Gärtner über ein Kleider-Schalter empfindlich ist (S. 565).

In vielen Gegenden Kaiser bei Magistrat, Leben es sich um die besseren, aus Europäern stillumwundene Kleider handelt, ein sehr innigst Familienleben; das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, Leute auch zwischen Geschwistern ist gewaltig ein gefestigt zu nennen. In Negrito Familie die Geschwister Liebe, daß die Kinder bei ihren Verheirateten nicht in den Hauptstädten Kaiserlichen Kaiser Majestät, Kaiserin Majestät, Kaiserlich Majestät, Kaiserlich Majestät, Kaiserlich

Mexikos im großen und allgemeinen unerlaßlich unrecht thut, ist in Bezug auf ihre Moralität. Schon das Bollwerk der Vornehmen, das gewöhnlich eine junge Frau umgibt, setzt sie weniger den Gefahren aus; doch sind sie beinahe überall auch zurückhaltend und vorzüglich der Annäherung der Fremden gegenüber streng und beinahe prüde. Die Ehen sind innig und glücklich; überall sieht man die Eheleute miteinander; der aufmerksame Gatte überhäuft seine Frau mit Geschenken, was als Beweis von Liebe sehr hoch gehalten wird. Vor der Ehe ist jungen Leuten unter feinerlei Umständen eine freie Begegnung miteinander gestattet; sie können sich höchstens von ihren Balkonen aus oder auf dem Platze, dem öffentlichen Spaziergange, gegenseitig ansehen. Selbstredend gilt dies nur von den höheren Klassen der

Auf im Grade bei Mexikanischen Damen. (S. 563.)

Kreolen. Von den Mestizen und den niederen Volksschichten sind dagegen ziemlich lockere Sitten zu melden. Einführungen sind bei ihnen an der Tagesordnung.

Ueber die Schönheit mexikanischer Frauen läßt sich viel streiten; im ganzen genießen sie hohen Ruf und verdienen ihn auch jedenfalls wegen der Pracht ihrer Haare und Zähne, des tiefen Glanzes ihrer großen, schwarzen Augen, der wunderbaren Kleinheit ihrer Hände und Füße. Die Jugendblüte dauert aber nur kurze Zeit und im reiferen Alter werden die Mexikanerinnen meistens sehr stark; auch zeigt sich dann oft ein dunkler Flaum auf der Oberlippe und manche Dame erfreut sich einen ziemlich stattlichen Schnurrbärtchens. In der Toilette sieht es die wohlhabendere Klasse, einen Luxus zur Schau zu tragen, der in den meisten Fällen in Unsitte Pöbelei ausartet. Was aber die Damen sehr geschmackvoll tragen, und was ihnen ganz vortrefflich steht, das sind die sogenannten „Rebozos", die Mantille der Spanierinnen, und ob sie nun aus schwerer Seide oder Spitzen, oder aus gewöhnlichem, selbstverfertigtem Baumwollenzeug gewoben ist, die jungen und älteren Damen wissen sie so geschickt und dabei immer ein wenig kokett umzuwerfen, daß es eine Lust und Freude ist. Sonst greift freilich die französische Mode immer mehr um sich. Der Mexikaner der unteren Klassen trägt die „Serape",

Waſſerbehälter im hinteren Hofe des Hauſes (S. 563).

dieſe in ganz Mittel- und Südamerika gebräuchliche Decke, um ſich damit gegen Kälte und rauhe Luft zu ſchützen. Aus den höheren Ständen iſt dieſes Kleidungsſtück aber faſt gänzlich verbannt. Dieſe tragen dagegen noch immer ihre koſtbaren Reitanzüge. Die Herren erſcheinen auf dem Paſeo meiſt zu Pferde und ſind da immer im Nationalkoſtüm, während ſie zu Hauſe oder zu Fuß auf der Straße gleichfalls die gewöhnliche franzöſiſche Kleidung tragen. Der große lichte „Sombrero“, der Hut mit ſteifer, breiter Krempe, welcher die Schultern überragt, mit Goldſchnüren verziert, die dunkle Jacke mit den vielen kleinen Silberknöpfen, die reich in Gold und Silber geſtickten „Zapateros“, welche, über das gewöhnliche Beinkleid gezogen, von unten nur über das Knie reichen und mit einem Gurte um den Leib gehalten werden, ſind ſehr kleidſam, und ebenſo geſchmückt wie der Reiter iſt auch ſein kleines gedrungenes Pferd. Der Sattel iſt reich in Gold oder Silber geſtickt, der große Sattelknopf und die Rücklehne ſind mit Silber beſchlagen, ebenſo verziert ſind Mundſtück und Kopfzeug; die Zügel beſtehen aus einer bunten ſeidenen Schnur, die monſtröſen großen Radſporen, die übrigens gefährlicher und grauſamer ausſehen, als ſie wirklich ſind, dürfen nur aus Silber ſein.

Scharenweiſe reiten die Mexikaner ſo durch die Gaſſen zu ihren Morgenpromenaden und dieſes Reiten hat für uns etwas Geheimnisvolles, denn der Tritt der Pferde iſt beinahe lautlos, da die Hufe gewöhnlich nicht beſchlagen ſind. Ihr beliebteſtes Ziel iſt der ſchon erwähnte „Paſeo“, eine ſchattige Promenade, die in keiner Stadt fehlt und wie die Kathedrale, die Plaza und die „Alameda“, der öffentliche Garten, zu ihren charakteriſtiſchten Zügen gehört. In Mexiko iſt der Paſeo de Bucareli eine lange Allee, die aus vier Reihen häßlicher, verkrüppelter, pappelartiger Bäume beſteht; von beiden Seiten ſind Fuß- und Reitwege angelegt, der Weg ſelbſt iſt nicht zum beſten erhalten. Noch weniger glänzend iſt der Paſeo in Morelia, der Hauptſtadt des Bundesſtaates Michoacan, welche zu Ehren des hier geborenen Patrioten Joſe Alonſo Morelos ihren früheren Namen Valladolid mit dem gegenwärtigen vertauſchte. Ein ſchlichtes Denkmal zur Erinnerung an dieſen heldenhaften Prieſter und Vorkämpfer der Freiheit ſchmückt den Paſeo (S. 567), der ſich auf einen einfachen Baumgang reduziert. Morelia iſt eine kleine Landſtadt, deren größte Sehenswürdigkeit vielleicht die 1788 erbaute, 5 km lange Waſſerleitung iſt, welche auf maſſiven Steinbögen dahinzieht (S. 566). Die Einwohnerſchaft überſteigt wohl kaum 30—35 000. Gerade an ſolchen Plätzen kann man beſſer als in der Metropole Thun und Treiben kennen lernen. Das ganze Leben der Mexikaner trägt den Stempel eines dolce far niente; nie ſieht man ſie geſchäftig durch die Straßen eilen, nie iſt ihre Zeit in Anſpruch

genommen. Die Reiter sind auf, die Damen gehen sich verabschiedet in die Küche, die Herren begleiten ihre Wirtsgemeinschaft. Noch dem Hausherrn gute Ruh' alle in die Stuben gewünscht, gewünscht wird heute von den Weitgekommenen, denn sieht man oft die Morgenröthe mit aufgeführten rothen Hahn, dann wünschen die Schlafern niemand noch besonder Ruh zu den Stuben rufen, und den Zurückbleibenden Glücke auf

Die Verabschiedung vom Wirthe. (S. 166).

beim jungen Hofmeisterlein der Wirthe ist der Aufbruchgruß an den Vogel hier gesagt. Von den sehr gastlichen Wirthen werden die Reiter meist schon gestern mit vielen Freuden Wirt an was die Pferden behandelt. Haben den Morgen Kaum was sie gestern gefüttert und den Nachtmahl trinken lassen, ebenso nimmt man sie mit auf die Frühstück. Wenn sie herumreiten, Schenken sie wiederum verkehrt Trinken den Tropfen Schnaps, Frühstückbrotchen auch Zwiebacken, kaum ist fertig in den Reiterei Stiefeln man versorgt alles.

Nun sie aber Gesellschaft, Zufriedheit und Gastlichkeit haben es davon klein in der Gegend nicht wieder gefunden, weil sie trinken zu Essen. Mit der Bedienung der Tellerin sorgfältig kann sie sich; sich Kleider an Hände, so auch diesen Speise zugetragen, doch auch hatte sich recht und rasch mit den Gläsern, den Kannen, den Tassen ist verschieden. Die Reisen Herren schenken sehr viel, entweder sich sehr schenkt und sich weniger schenkt gar ungemein heute so. Bei Bedienung der Kellnerinnen sehr ungemein

Die Bedienung der Kellnerinnen. (S. 166).

an einer gewissen Gleichheit, einem mehrfach Kaufleuten, einheimischen Reisen. Die Zuvorkommenheit sehr frisch und erwacht schnell eine gewisse, oft Innenwärmere Güte, aber beim Reisen sie Reisen. Um die Mannigfaltigkeit auch in einem Raume ein gewisse Intelligenz eingenommen, bei welchem die Tellerin sich bewegen Bedienen, begegnen „Fräulein" einer heiteren Naturanlagen, in einem Hotels, ob man einer sind, bei Hauptstadt Reisen. Noch Wagnis man Durchlassen mit „Gnädige" einer den besonder Reisen, auch Damen begegnen, die gleichfalls eine Gastfreundschaft. Mit Hausherrn gewiß auch in Mannichfaltigkeit gewandt, in Touch gebildet, bildet leichter Wagnis der beste

Spiele des Lebens, die „Tarnkäpp'l" verstehen für andere Staaten, welche sie mit großer Mühe und Kostenaufwand herbeischaffen müssen, nur ein mitleidiges Lächeln übrig. Die Mannigfaltigkeiten zeigten in Ergebung nach der Verschiedenheit von Belieben, geringe Veränderungen. Es ist gar zu auffallend, bedenken sie den Thieren, welche jeder von Gebrauch kann ein anderes Buch kennen. In jede meines Gedächtnisses, wenn sie sich eine eigentliche Mittagsruhe; man hält sich eine Dachkatze oder eine Spatze bereiten, sich allerdings ungern stört. Das Naturalgeräthe, das auch und dem Leibe der Kinder sein Leben, die „Lehrer", welchen auch neue gegebenen Spiele der Wagenspringer, der amerikanischen Spiele genommen wird. Hierher Gelehrsamkeit, ist sein Studium der grossherzoglichen Bibliothek große Langeweile und sie Bücher bei

Marschall Ferdinand VII. (S. 166).

Spielen nimmt heute kein Ende. Nach den Spielen Bande begeht man sich ins Theater, wenn einen in der Stadt umherirren, die freilich mit Menschengleich wie Ameisenhaufen thun, wo übrigen Männer nach dem Straßenkehricht, am Schwindsucht zu suchen. Nie, sagt mir Jemand, wäre gut ich auch Gelegenheit, mich in Paris zu ärgern, ich in Ruhe genießen und niemand bei Frauen sondern wegen meinen Gesang. Die Gesellschaft der Damen weilten man beleidigen, gemeinlich Stücke des Damitte zur besseren Classe bestimmen, und wer über Tag geschlecht hat, geht auf ein Ball, nach den Vorstaten, um zu hören und anzustaunen. Diese Damen sind einige normale Exemplare in einer bekannten Familie zusammen; man besäuft, raucht, malquirt und tanzt. Unter den gebildeten Talenten der Mannsmenschen sind die Damen auch die Talent zur Musik obenan, sie besitzen als hohe Fähigkeiten und sie besitzen außerordentlich viele Damen. Bei einer solchen zahlreichen Gesellschaft ist es nicht zu verwundern, „Tarnkäpp'l" singen, Bücher unter Tisch und Bänkerl'n, auch gar bei Klavierbegleitung der Hausfreunde. Ich gehöre zu man ein Roman über Leben Reisen, „Douglas" (Hoffer, Klein und Fuchs) oder Romanze. Die Männer trennen sich häufig von den Frauen, um entweder eine Partie „Billard" oder „Dreikäs" zu spielen, aber gewöhnlich eine

Maeß in Marsilia.

kleine Bank aufzulegen. Die galanten jungen Herren verlassen die Damen nicht, die Unterhaltung ist leicht, Witz und Wortspiele jagen sich, leicht entzündliche Naturen flammen auf und glühen, aber der äußere Anstand wird nie verletzt. Hier, in solchen Kreisen von Bekannten tanzt man gerne noch die spanischen Tänze, welche stets von Gesang begleitet sind und durch die Mimik erst ihre rechte Bedeutung bekommen.

Auf dem Lande überhäuft die Zahl der Meßtigen meistens die der Kreolen. Pächter und kleine Gutsbesitzer, sowie die vielen zerstreut wohnenden Hirten und Bauern sind beinahe durchweg Meßtigen. Ihre Frauen kann man auf den beschiedenen Märkten der Landstädte treffen, wie ein Teil eines solchen in Morelia in obigem Bilde zu sehen. Auch die Klasse der Handwerker in Töpfern und Städten zählt eine Menge solcher Mischlinge, deren Übrigens es gern den Weißen gleichtun oder diese überflügeln möchte. Anderen beschäftigen sich viele mit dem Handel, der sich früher ausschließlich im Betrieb der Weißen befand, und es ist auch gar kein Zweifel, daß die Zukunft des Landes in den Händen dieser Meßtigen liegt.

Warnung.

Von

Friedrich von Hoffs.

Da klagt ben klangen Gang klaut
Ein Zaiter, daß ihn weh reißt,
Daß ihr ihn fangen? Gottlieblaun!
Gedenken wir unter den Gaul!
Zaiter entbindet,
Leicht gelabendt,
Kind,
Gehe hoch, fall' nicht!

Da hebt im Ren eine Tille und ruft,
Die wandelt auch wiehert mit zu,
Daß ich mich stärker? Gottlieblaun!
Klink' ich da, daß du wankt Kind!
Über ich ich,
Tief der Ren!
Kind,
Gehe hoch, fall' nicht!

Der Sammler

Zur Zeitgeschichte.

Mosaik.

In Berlin hat sich eine allseits willkommen geheißene Agitation gegen das unselige **Klavierspielen** geltend gemacht, welche die Bearbeitung der „Drahtkommode" oder des „Saitenspindes" auf gewisse Tagesstunden zu beschränken trachtet. Wer wünschte dieser Bewegung nicht Erfolg? Es gibt wohl kaum einen Menschen, den nicht die herrschende Klavierpest zu den unchristlichsten Wünschen verleitet hätte. Unser Mitarbeiter Stinde empfiehlt Zwangsübersiedelung des Klavierpaukers in ein besonderes Musikstadtviertel.

Zu den mancherlei Sachen, welche von den Meyers und Baedekers mit dem auszeichnenden Sternchen versehen werden, tritt nun auch die — — **Mitternachtssonne.** Zweimal wöchentlich fahrende „Touristenschiffe" befördern diejenigen, welche das Naturwunder genießen wollen, von Trondhjem nach dem Nordkap. Die Hin- und Rückfahrt inkl. der „Vorstellung" nimmt 8 Tage in Anspruch.

Die Einwanderung Deutscher in **Amerika** zeigt eine beträchtliche Steigerung während des Aprils. In genanntem Monat hat sich die Zahl gegenüber demselben Monat des Vorjahrs um 2333 Personen vermehrt.

Ein nicht geringes volkswirtschaftliches Interesse erregt die Statistik über die **italienischen Sparkasseninstitute**, welche der Minister für Ackerbau, Industrie und Handel soeben publiziert. Danach betrug am 31. Dezember 1883 die Summe der gemachten Spareinlagen: 1 147 695 103 Lire gegen 157 205 040 Lire im Jahre 1860 und 348 121 099 Lire im Jahre 1870. Im ganzen besitzt Italien jetzt 1283 Sparkassen; der Zuwachs der Einlagen zeigt sich am bedeutendsten bei den Postsparkassen.

Zu den wenigen Dingen, die man bisher nicht zu zählen unternommen hatte, gehörten auch die **Haare**, obgleich ihre Menge vielfach sprichwörtlich angewendet wurde. Ein englischer Arzt, Dr. Wilson, der offenbar an Patientenmangel leidet, hat die ihm hierdurch gebotenen Mußestunden dazu benutzt, das Problem zu lösen, und siehe da! er fand 127,920 Haare durchschnittlich pro gehörig behaartem Kopf — gewiß weit weniger als viele dachten.

Das 600jährige **Rattenfängerfest** wird am 26. Juni in Hameln festlich begangen werden.

In Amerika wird unser genialer Staatsmann **Bismarck** vielfach zu Reklamen von Fabrikaten gebraucht. So kann man lesen, welche Aehnlichkeit der Gewaltige mit Spaulding's Leim oder mit Sozodont hat; aber immer findet man dabei doch warme Anerkennung, die mit dem uns an sich wenig sympathischen Gebaren versöhnt.

Für viele ist es ein harter Schlag gewesen, daß die **Hamburger Seewarte** ihre Wetterprognosen einstellte, doch können wir ihnen zum Trost mitteilen, daß in anderer Form die stets willkommenen Nachrichten wieder aufleben werden.

Expedition und Kolonialwesen.

Offiziere des russischen Marineressorts haben das Projekt einer neuen **Nordpolexpedition** ausgearbeitet, nach dem das Vordringen nur langsam erfolgen und durch zu errichtende Stationen stets eine Rückkehr möglich gemacht werden soll.

Die vielbesprochene Ansiedelung der Firma Lüderitz an der **Angra Pequenabucht** gab Veranlassung zur Betrachtung des deutschen Handels nach Westafrika, wobei sich herausstellte, daß wohl schon jetzt der deutsche Handel auf Guinea dem englischen überlegen ist. 1883 fuhren von Hamburg 19 regelmäßige Dampfer 25mal nach Südwestafrika, und zwar machten 4 deutsche Dampfer 10, 9 englische Dampfer 15 Reisen. In jedem Fall hat das deutsche Kapital in Westafrika die besten Hoffnungen auf lohnenden Erfolg.

Theater.

Sarah **Bernhard**, die große französische Schauspielerin und noch größere Reklameheldin, die wegen ihrer Magerkeit sprichwörtlich geworden ist, lernt jetzt das Lieblings-Instrument Friedrichs des Großen — die Flöte blasen. Man erzählt sich nun, daß sie sich bei ihren Studien festbinde, damit sie nicht durch die Gewalt ihres eigenen Atems in eines der Flötenlöcher hineingeweht werde und auf Nimmerwiedersehen in dem hohlen Innern des Instruments verschwinde.

Musik.

Während am 25. bis 26. Mai in Weimar das Jubiläumsfest des **Allgemeinen deutschen Musikvereins** begangen wurde, bereitet man in Bonn das 25jährige Stiftungsfest des **Männergesangvereins** vor, bei dem ein großer Gesangwettstreit veranstaltet werden soll.

An Stelle Ferd. **Hillers** ist Hofkapellmeister Wüllner von Dresden unter den günstigsten Bedingungen zum städtischen Kapellmeister und Leiter des Konservatoriums in Köln ernannt worden.

Kunst.

In letzter Zeit sind verschiedene **Denkmale** enthüllt worden, so am 21. Mai ein **Luther**-Standbild in Washington, am 11. Mai in Pavia ein Denkmal **Garibaldis**, am 2. Juni ein Denkmal für den General **Dufour** in Genf.

Der Maler **von Stetten** hatte im diesjährigen Salon in Paris ein Bild ausgestellt und war dafür mit einer Medaille ausgezeichnet worden. Herr E. About, der Redakteur des XIX. Siecle und auch bei uns als Autor wohlbekannt, polemisiert dagegen in einer Weise, die es schwer macht, zu sagen, ob seine Beschränktheit oder seine Gemeinheit größer ist. Er kann sich nicht erklären, „daß die Deutschen nicht in Frankreich den Empfang finden, den man den störenden Hunden bereitet". Er hat von dem Bild nicht gesprochen, „weil der Name des Künstlers auf 100 Schritte nach Deutschtum riecht". Ob Herr About glaubt, mit solchen Rüpeleien seinem Vaterland einen Dienst zu erweisen und der Akademie Ehre zu machen, der er angehört?

Wormser Bürger erlassen einen Aufruf zu Beiträgen für die Restauration des **Wormser Doms**, welch herrliches Denkmal deutscher Baukunst leider dem Verfall entgegengeht.

Entdeckungen.

Pasteur, der bekannte französische Gelehrte, behauptet, das Mittel gefunden zu haben, um der Hundswut vorzubeugen, ja er stellt sogar ein allmähliches Erlöschen der Krankheit in Aussicht. Wird bei einem von einem tollen Hund gebissenen Menschen die Pasteursche Impfung angewendet, bevor die Hundswut ausgebrochen ist, so kann er gerettet werden.

Militärisches.

Am 1. Juni trat das neuformierte **Ballondetachement der deutschen Armee**, dessen Aufgabe in der Vornahme von Versuchen mit dem Ballon captif besteht, zusammen. Außer einem Hauptmann, der als Vorsteher der Versuchsstation fungiert, gehören zu dem Detachement 1 Premierlieutenant als Mitglied und Führer des Detachements, 2 Sekondelieutenants, 1 Luftschiffer als technischer Beirat, 4 Unteroffiziere, 35 Mann Infanterie.

In Amerika ist der Vorschlag zur Erbauung **schildkrötenartiger Panzerschiffe** gemacht worden. Nach dem Projekt des Herrn Clark sollen die Panzerwände des Schiffes soweit unter die Wasserlinie reichen, daß eine senkrechte Panzerung unterbleiben kann. Das feindliche Geschoß trifft selbst bei heftigem Rollen des Fahrzeugs auf eine stark abgeschwächte Fläche, von der es abgleitet. Die runden Geschützthürme würden durch einen nur die eigentliche Geschützkammer deckenden birnenförmigen Raum ersetzt, der mit der Spitze, aus dem die Geschützmündung hervorragt, stets nach dem Feind gerichtet ist und von dessen schrägen Wandungen die feindlichen Kugeln abprallen.

Verkehrswesen.

Die Zahnradbahn von **Rüdesheim auf den Niederwald** ist am 30. Mai eröffnet worden.

Am 14. Mai wurde der letzte Mauerring des **Arlbergtunnels** vollendet.

Die sich mehrende Zahl der **Bicycelisten** wird nicht ohne Genugthuung hören, daß bei einem Wettkampf, der in San Franzisko zwischen Bicycelisten und Reitern ausgefochten wurde, die ersteren einen vollständigen Sieg davontrugen. Sechs Tage lang kämpfte man um die Entscheidung. Endlich fand es sich, daß das abwechselnd von einem Herrn und einer Dame gelenkte Bicycle 1073 Meilen zurückgelegt hatte; $1\frac{1}{4}$ Meile mehr als das schnellste Pferd.

Ausstellungen und Kongresse.

Vom 28. Juni bis 2. Juli findet die erste **Sommerobstausstellung** des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in den preußischen Staaten in Berlin statt.

In Amsterdam, wo nebenbei gesagt für das Jahr 1885 eine **Weltausstellung** geplant wird, halten die vereinigten niederländischen landwirtschaftlichen Vereine vom 7. bis 9. September eine **internationale landwirtschaftliche Ausstellung** ab.

Eine **Weltausstellung** wird für das Jahr 1889 in Paris geplant.

In New Orleans nimmt am 31. Dezember dieses Jahres eine **internationale Weltausstellung**, die mit einer internationalen Baumwollausstellung verbunden ist, ihren Anfang. Sie dauert bis 31. Mai 1885.

Am 25. Mai fand die Eröffnung der **argentinischen Ausstellung** in Bremen, am 27. Mai die der internationalen Elektricitätsausstellung in Turin statt.

Eine internationale **Hygiene-Ausstellung** wurde am 8. Mai in South-Kensington eröffnet. Am 17. desselben Monats nahm eine internationale **Gartenbauausstellung** in Petersburg ihren Anfang, der am 20. die Eröffnung einer ebensolchen in Paris folgte.

Hundstage und Kongresse sind unzertrennlich! Wir nahen uns mehr und mehr jenen und alsogleich beginnen diese. Für den 10. bis 16. August ist ein **internationaler Aerztekongreß** in Kopenhagen angesagt.

Unglücksfälle.

Trotz aller Sicherheitsvorrichtungen ist abermals ein Theater den Flammen zum Opfer gefallen: das **Stadttheater in Wien**. Glücklicherweise brach der Brand am Tag aus, so daß Menschenleben nicht zu beklagen sind. Die, wie bekannt, nicht sonderlich prosperierende Bühne wird nicht mehr zu neuem Dasein erstehen, da die Genehmigung zum Wiederaufbau auf der jetzigen Stelle verweigert wurde. Außer dem Stadttheater-Brand ist noch von anderen Bränden zu melden: so vernichtete am 28. Mai eine Feuersbrunst in **Paum-Penh** 105 Backstein- und 150 Strohhäuser, so daß ein Verlust von 1,400,000 Fr. verursacht wurde. Ein Brand in **Philadelphia** wurde dadurch veranlaßt, daß der Blitz in die Atlantic-Petroleumraffinerie einschlug und das brennende Oel von 12 Bassins sich über die Straßen ergoß. Hier betrug der Schaden 500,000 Dollar. Gräßlichere Folgen hatte ein **Prairiebrand**, der durch die Funken einer Lokomotive im südwestlichen Kansas veranlaßt wurde.

Bei einem **Brandunglück** in Neustadt bei Koburg sind 7 Männer verschüttet worden, wovon 5 sofort tot blieben.

Am 25. Mai ist der **Moskauer Expreßzug** in der Nähe von Bologoje entgleist und sind dabei mehrere Menschen ums Leben gekommen. Die Schuld trifft einen Bahnwärter, der, um seinen Kollegen zu schädigen, auf der Strecke ein Hindernis anbrachte, an dem der Zug zu Grunde ging.

Verbrechen.

In dem Prozeß gegen **Kraszewski** und **Hentsch** ist das Endurteil gesprochen worden. Der erstere wurde zu 3 Jahren 6 Monaten Festungshaft, der letztere zu 9 Jahren Zuchthaus verurteilt. Kraszewski verbüßt seine Strafe in Magdeburg, Hentsch in Halle.

Dem Mörder des Detektiv Blöch, Hermann **Stellmacher**, wurde der Prozeß gemacht. Er räumte bei der Vernehmung ohne weiteres ein, die furchtbare That begangen zu haben, verneinte hingegen mit aller Entschiedenheit die Beteiligung an dem Eisertschen Raubmord. Stellmacher ist zum Tode durch den Strang verurteilt worden.

In **London** wurde abermals ein Dynamit-Attentat verübt, das aber glücklicherweise ohne schwere Folgen blieb. Der Versuch der Attentäter, das Nelsondenkmal in die Luft zu sprengen, mißlang gänzlich.

Als ein jeden Menschenfreund tief betrübendes Zeichen muß es betrachtet werden, daß 1883 in Berlin gegen **651 Kinder Anklagen wegen strafbarer Handlungen** bei der Kriminalpolizei eingegangen sind. Von diesen 651 waren 585 erst 6—12 Jahre alt! Die Anklagen lauteten außer auf Bettelei auf Diebstahl, Hehlerei, Unterschlagung, Sachbeschädigung, Brandstiftung, Sittlichkeitsvergehen, Körperverletzung ꝛc.

Totenschau.

Prinz August Ignaz v. Liechtenstein † im 75. Jahr im Mai zu Wien.

Prinz Leopold v. Sachsen-Koburg † 21. Mai zu Wien.

Achtermann, Theodor Wilhelm, der Nestor der deutschen Künstler in Rom, † das. im Alter von 84 Jahren. Er wurde 15. August 1799 als armer Schreinerssohn in Münster geboren und erhielt erst vom 33. Jahre ab seine Ausbildung als Bildhauer. Seine Lehrer waren Schadow und Rauch.

Sire **Bartle Frere**, der bekannte englische Staatsmann, welcher mit dem Sultan von Sansibar den Vertrag zur Aufhebung des Sklavenhandels abschloß und bis kurz nach Beaconsfields Sturz Gouverneur und oberster Befehlshaber der Kapkolonie war, † 29. Mai zu London.

Benjamin, P., einer der berühmtesten englischen Rechtsgelehrten, † im 73. Lebensjahr zu Paris.

v. Boguslawski, Prof. Dr. G., Sektions-Vorstand des hydrographischen Amts in Berlin, † das. 4. Mai.

Brassin, Louis, der bekannte Klaviervirtuos und Komponist, † 47 Jahre alt im Mai zu Petersburg.

Costa, Sir Michael, Komponist seit 1832 in London, † zu Brighton.

Goeppert, Geh. Medizinalrat, der Direktor des Breslauer botanischen Gartens, † im Mai, 84 Jahre alt.

Groß, Samuel, einer der bedeutendsten Aerzte und Chirurgen der Vereinigten Staaten, † 6. Mai zu Philadelphia. Im gleichen Monat starb auch der berühmte amerikanische Chirurg Dr. Willard **Parker** zu New York.

Graf d'Haussville, Mitglied des Senats und der Akademie, † zu Paris. Er ist der Verfasser der Broschüre „Frankreich und Preußen vor Europa", in der er gegen die Handlungen der deutschen Sieger in Paris protestierte.

Johnson, Alvin J., bekannter amerikanischer Verleger, † zu New York. Johnson ist der Verleger der großen Encyklopädie, die seinen Namen trägt.

Kolb, Georg Friedrich, der bekannte volkswirtschaftliche Schriftsteller, † im Alter von 75 Jahren zu München.

Landini, einer der gefeiertsten Komiker Italiens, † im Mai zu Livorno.

Maria Anna, Witwe Ferdinand I., Kaiser von Oesterreich, † 81 Jahre alt am 4. Mai in Prag. Die Verstorbene war eine Tochter Viktor Emanuel I., Königs von Sardinien.

Midhat Pascha und **Mahud Damet** Pascha starben zu Taif.

v. Rothmaler, General der Infanterie z. D., † 20. Mai zu Erfurt, 70 Jahre alt. Mit Rothmaler starb der letzte preußische General, der von der Pike auf gedient hat.

Schödler, Ph. Dr., der bekannte Verfasser des „Buch der Natur", geb. 1813, † zu Mainz.

Strousberg, Dr. H. B., bekannt durch seine großen Eisenbahnbauten, † den 31. Mai zu Berlin.

Thöl, Dr. Heinrich, Geh. Justizrat, Professor der Rechte in Göttingen, † das. 16. Mai im 77. Lebensjahre.

Smetana, czechischer Komponist, der sich durch eine Oper auch in Deutschland bekannt gemacht hat, † in Prag.

Prati, Giovanni, ausgezeichneter ital. Dichter, geb. 27. Januar 1815 zu Dascindo, † in Rom.

Fig. 1.

Elektrische Neuigkeiten.

Von

Civilingenieur Peschel.

Die große Leichtigkeit, mit der sich die Elektricität in fast alle anderen Formen der Naturerscheinungen umwandeln läßt, macht dieselbe ganz außerordentlich für praktische Anwendung geeignet, denn ein elektrischer Strom braucht nur durch getrennte Kohlenspitzen gesendet zu werden, um Licht zu erzeugen; er braucht nur durch Drähte gesendet zu werden, um Wärme hervorzubringen; um einen Eisenstab spiralförmig herumgeführt, erzeugt er Magnetismus; in die Nähe eines anderen Stromes oder eines Magneten gebracht, bringt er diesen in Bewegung oder kommt selbst in Bewegung; durch eine zusammengesetzte Flüssigkeit gesendet, zerlegt er sie in ihre Bestandteile.

Gewöhnlich wendet man zur Erzeugung von Glühlicht primäre galvanische Batterieen von möglichst großer Spannung mit konstantem Strome und geringem inneren Widerstande an, wozu sich am besten die sogenannten Bunsen-Elemente mit zwei Säuren (das ist: Thonzelle mit (positiven) Kohlenpol mit Salpetersäurefüllung konzentriert (negativen), Zinkpol mit verdünnter Schwefelsäure) eignen.

Ein solches Bunsen-Element hat mit frischer Füllung eine Spannung von ca. 1,75 Voltaeinheiten (Volts) und es ist behufs Erzielung der zu einer in Anwendung gebrachten Lampengröße erforderlichen Spannung nötig, so viele Elemente hintereinander (das ist: Kohlenpol des ersten Elementes mit dem Zinkpole des zweiten Elementes, Kohlenpol des zweiten mit dem Zinkpole des dritten ꝛc.) zu verbinden, bis man die Gesamtspannung der Kohlenfaser in der Lampe erreicht hat.

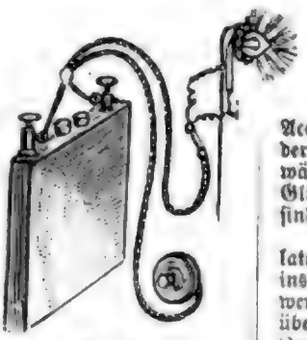


Fig. 2.

Die gewöhnlichen Glühlampen bestehen aus einer hohlen Glaskugel, in welcher eine auf eigentümliche Weise dargestellte verkohlte Faser in Form eines Bügels, mit zwei einmündenden Platindrähten metallisch verbunden, eingeschmolzen ist. Um das Verbrennen der Faser möglichst zu verhindern, wird die Kugel luftleer gemacht. Läßt man durch die Kohlenfaser einen entsprechend starken galvanischen (elektrischen) Strom kreisen, so wird selbe zuerst rot glühen, dann weiß glühen, wobei ein weißes, ruhiges Licht ausgestrahlt wird.

Die durchschnittliche Brenndauer der Glühlampen beträgt gegen 800 Stunden.

Fig. 3.

An Stelle der Bunsen-Elemente, die der Säuredämpfe wegen in möglichst freien Räumen oder in Lokalen mit gutem Luftdurchzuge untergebracht sein müssen, treten dieses Umstandes wegen gegenwärtig sogenannte Accumulatoren, die als Erfindung neuerer Zeit noch vieler Abänderungen und Verbesserungen fähig sind.

Zweck der Accumulatoren ist: auf möglichst geringem Raume beliebig große Quantitäten elektrischen Stromes anzusammeln, welchen Strom man nach einiger Zeit bei Bedarf an anderer Stelle verwertet, zu welchem Zwecke der Accumulator zu laden ist, d. h. es ist nötig, den Strom von mehreren kräftigen primären Elementen durch eine entsprechende Anzahl Stunden auf die im Accumulator befindlichen positiven und negativen Platten einwirken zu lassen, wodurch in demselben chemische Spannung sozusagen erweckt wird, welche letztere sodann beim Einschalten einer Glühlampe oder anderer Apparate, die dem elektrischen Stromdurchfluß Widerstand entgegensetzen, in elektrische Spannung verwandelt oder umgesetzt wird.

Ist der im Accumulator vorhandene Strom verbraucht, so kann man die Prozedur des „Ladens" beliebig oft wiederholen, hat daher jederzeit eine Elektricitätsquelle zur Verfügung.

Der aus Accumulatoren erzielbare wirkliche Nutzeffekt beträgt beiläufig ein Drittel der aufgewandten Stromquantitäten. — So ist man z. B. mit einem Taschendoppelaccumulator von vier Volt*) Spannung in der Lage, eine Glühlampe, wie die folgenden Figuren (1. 3. 4) zeigen, in Nadel, Blume, Brosche ꝛc. gefaßt, durch 100 Minuten bei Benützung eines Drückers (Kontaktor), der unter den Kleidern unsichtbar getragen wird — in brillanteste Wirkung zu versetzen, so daß man nach Belieben durch Bewegen eines Fingers die Lampe bloß eine Sekunde oder eine Minute oder auch länger ununterbrochen leuchten lassen kann, wie solches die Figur 2, welche den Accumulator in Verbindung mit einer die Glühlampe tragenden Brustnadel und Fig. 1, den Accumulator in der Westentasche versteckt, veranschaulichen.

Viel Effekt macht eine Ballerine, deren Schmuck kleine Glühlämpchen trägt, die durch den vorhin erwähnten Accumulator in Betrieb gesetzt sind, wie solches vom Verfasser für die Ausstattung der Operette „Nipp-Rippe" am kgl. deutschen Landes-theater zu Prag geliefert wurde.

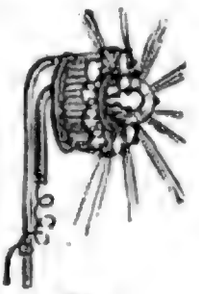


Fig. 4.

Eine weitere Anwendung der Accumulatoren für Equipagenbeleuchtung skizziert Fig. 3, indem sechs einfache Accumulatoren, in einen Kasten montiert, unter den Kutschbock gestellt werden, von wo aus die Leitungen sowohl zu den beiden großen Seitenlaternen, als auch zu einer an der Spitze der Deichsel oder auch zwei an dem Pferdegeschirre anzubringenden Laternen, resp. in den inneren Wagenraum geführt werden, so daß man nach Belieben entweder einzelne Lampen allein oder mehrere gleichzeitig erglühen lassen kann, wenn man einen dem Bedarfe entsprechenden Umschalter benützt.

Für größere Beleuchtungsanlagen sind naturgemäß größere Accumulatoren notwendig, die man entweder mit Elementen oder mit einer dynamo-elektrischen Lichtmaschine ladet. Die Anschaffung einer solchen Dynamomaschine und Accumulatoren ist für Besitzer von Dampfkraft sehr rationell, da erstere während des Tages durch Kraftübertragung leicht in Betrieb gesetzt werden kann, wodurch alle vorhandenen Accumulatoren geladen werden, die sodann nach dem Stillstande der Dampfmaschine oder auch bloß nach erfolgtem Ausschalten während der Nacht zur Speisung aller im Hause befindlichen Glühlampen dienen. Hat man Wasserkraft zur Verfügung, so sind die Kosten zum Betriebe der Dynamomaschine fast belanglos.

Aus dem Gesagten ist zu ersehen, daß dort, wo die Accumulatoren bald nach ihrer Ladung zur Benutzung kommen und insbesondere, wo die Ladung mit unbedeutenden Kosten zu bewerkstelligen ist, weil die aufgespeicherte Arbeitsmenge sonst überhaupt nutzlos verloren wäre, die Accumulatoren eine große Zukunft für sich haben.

*) „Volt" bezeichnet die in der Praxis für elektrische Messungen angenommene Einheit der elektromotorischen Kraft.

Unser Hausgarten.

Von **O. Füllig.**

Die Erdbeeren.

In Frankreich soll, wie wir im vorigen Jahre in der „Landwirtschaftlichen Post" schrieben, der Erdbeerbau seine größte Ausdehnung im Departement Finisterre in der Nähe von Plougastel bei Brest haben. Die ganze Meeresküste, die Einbuchtungen an der Reede bei Brest und das Flußufer bis 600 m landeinwärts ist durch Hecken und niedrige Mauern in kleine Felder von 50 qm abgeteilt und beinahe ausschließlich der Anzucht von Erdbeeren gewidmet. Es werden hier nur Varietäten der Fragaria chiloënsis gebaut. Die Ernte dauert von ungefähr dem 20. Mai bis in die zweite Hälfte des Juli, und werden von hieraus wirklich fabelhafte Massen versendet, besonders durch Vermittlung von Brest, denn es soll keine Stadt auf dem Erdboden geben, in der so viele Erdbeeren verzehrt, konserviert und verschickt werden, als in Brest. Während der Erntezeit ißt hier alles Erdbeeren, und doch gehen noch viele Früchte auf dem Felde verloren, weil es an Händen zum Pflücken fehlt. Nach dem Bericht des Concours regional im Journal „Scienco pour tous" waren 1875 bei Plougastel 200 ha mit Erdbeerpflanzen bebaut,

und wurden in jedem Jahre 2 Millionen Kilo reife Früchte nach Paris geschickt. Außerdem wurden nach näherliegenden Städten wie Brest, Morlaix, Lorient, Quimper, Nantes u. a. gegen $1\frac{1}{2}$ Mill. Kilo versendet, so daß der Gesamtversandt wenigstens $3\frac{1}{2}$ Mill. Kilo erreichte. Wenn nun auch die Früchte wegen der hier erzielten Massen fabelhaft billig verkauft werden, nämlich für 20 Centimes, d. h. 16 Pfennig für das Kilogramm, so ergibt das doch einen Ertrag von 700000 Frank, und wenn die Betriebskosten mit einem Drittel abgerechnet werden, so ergibt sich immerhin noch ein Reinertrag von mehr als $4\frac{1}{4}$ Mill. Frank allein für nach auswärts verkaufte Erdbeeren. Von 1876 an soll der Anbau von Erdbeeren noch größere Ausdehnung gewonnen haben.

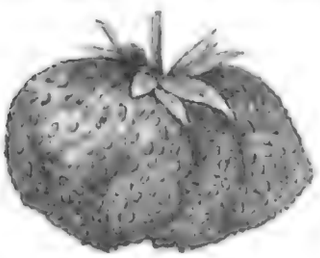


Fig. 1. Dr. Wilhelm Neubert (Göschke) von 1882.

In Deutschland betreibt das Elbthal zwischen Dresden und Meißen den bedeutendsten Erdbeerbau. Nach offiziellen Mitteilungen gingen im Jahre 1879 allein von der Station Kötschenbroda der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, 10 km von Dresden, 48000 Kilo Erdbeeren in 1500 Sendungen meist nach Berlin. Ein anderer Mittelpunkt des Erdbeerbaues ist bekanntlich bei Hamburg (Vierlanden).

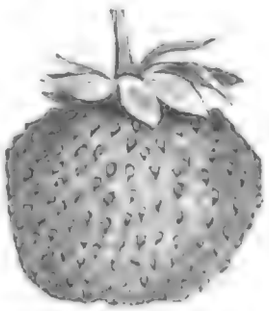


Fig. 2. GartenInspektor Hoff (Göschke) von 1883.

Mit dem Vorstehenden wollten wir nur andeuten, daß recht viele Menschen mit dem Anbau von Erdbeeren sich beschäftigen, weil derselbe sich gut bezahlt macht, wenn er richtig betrieben wird. Das ist aber nicht überall der Fall, weshalb wir glauben, auch hierin der liebenswürdigen Leserin einige Ratschläge erteilen zu sollen, die vielleicht umsomehr sich ihrer Beachtung erfreuen werden, als man in der Regel im August, also binnen kurzem, die Erdbeeren von neuem zu pflanzen pflegt.

Der gewöhnliche Fehler bei der Kultur dieser beliebten Frucht ist nämlich der, daß die Pflanzen zu lange auf ihrem Platze stehen bleiben, und daß Neupflanzungen, wenn sie ausgeführt werden, oft wieder denselben Platz einnehmen, auf dem die alten schon jahrelang gestanden. Und doch saugt die Erdbeerpflanze wie kaum eine andere den Boden vollständig aus, auch wenn er jährlich gedüngt wird. Deshalb sollte sie nie länger als vier Jahre auf ihrem Platze stehen bleiben, auch erst nach frühestens sechs Jahren wieder auf denselben zurückkehren. Man teile deshalb sein Land für die Erdbeerenkultur von einiger Ausdehnung in 10 Abteilungen, von denen jährlich eine abgeräumt, rigolt, reichlich gedüngt und sechs Jahre hindurch mit Gemüse bebaut wird. Auch sollte man Erdbeeren in der Regel nicht unter größere Bäume pflanzen, denn sie gedeihen nur in freier und, mit Ausnahme der Mittagsstunden, sonniger Lage und auf tiefgrundigem, also rigoltem Boden, den man aus Lehm, Sand und genügendem Dünger zusammensetzen oder gutgedüngtem lehmigen Sandboden wählen sollte; derselbe darf mäßig feucht sein, in keinem Falle aber an stehender Nässe leiden; wo solche vorhanden, muß sie durch Drainierung oder offene Gräben entfernt werden.

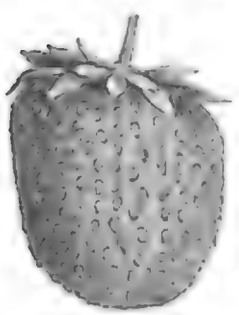


Fig. 5. Teutonia (Göschke) von 1883.

Unter den Erdbeeren unterscheidet man die Gartenerdbeere von der Monatserdbeere. Letztere ist wahrscheinlich eine Abart der botanischen Spezies unserer Walderdbeere (Fragaria vesca L.) und wird leicht durch Teilung alter Pflanzen, auch durch Anbau ihres Samens vermehrt, den man durch Abreiben getrockneter Beeren erhält und der möglichst bald nach der Reife (denn er verliert leicht seine Keimfähigkeit) in Schalen unter Glas ausgesäet wird; er keimt bald, und werden die jungen Pflänzchen auf ein geschützt liegendes Beet mit gutem leichtem Boden verstopft, nach Anbruch des Winters mit Tannenreisig o. dgl. bedeckt und im Frühjahr in sechs Reihen auf einem 1,3 m breiten Beet angepflanzt, tüchtig angegossen und dann bis nahe an den Herbst stets feucht gehalten. Sie tragen beinahe den ganzen Sommer hindurch reife Früchte mit starkem Aroma und feinstem Geschmack.

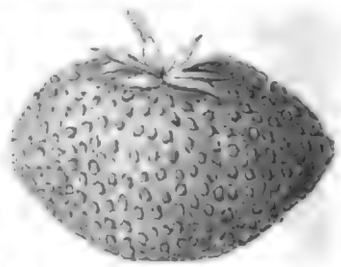


Fig. 3. König Albert von Sachsen (Göschke) von 1879.

Wenn die Pflanzen im August in Töpfe gesetzt werden, lassen sich diese Monatserdbeeren im warmen Mistbeet, im Weintreibhause oder im Doppelfenster des warmen Zimmers leicht früh zur Reife bringen. Rankende Sorten auch der Monatserdbeere können wie die folgenden durch Ausläufer vermehrt, nicht rankende als Einfassung der Wege im Gemüsegarten verwendet werden.

Die Gartenerdbeere mit großen verschiedenfarbigen Früchten ist durch natürliche oder künstliche Befruchtung mehrerer Arten (Fragaria elatior, virginiana, chiloënsis Ehrh. u. a.) entstanden, so daß man ihre Abstammung nur selten noch erkennen kann. Anpflanzungen werden meist mit Ausläufern älterer Pflanzen gemacht, die man deshalb, soweit man sie zu verwenden gedenkt, beim Reinigen und Ausputzen der Beete stehen läßt, damit sie sich vorher stark bewurzeln. Man benutzt auch Teile älterer noch fruchtbarer Pflanzen, weil sie gewöhnlich früher als die Ausläufer tragen. Bei beiden Arten der Vermehrung ist aber darauf zu achten, daß nicht Pflanzen mit nur männlichen Blüten zur Verwendung kommen, die sich besonders dann viel vorfinden, wenn die Pflanzen zu lange auf ihrem Platze gestanden haben; gewöhnlich sind durch sie die weiblichen Pflanzen stark verdrängt worden, sie selbst aber ganz und gar unfruchtbar.

Fig. 4. Erdbeer-Krinoline.

Nach der Ernte, im August, steche oder grabe man Ausläufer oder die äußersten Teile alter Pflanzen aus, schneide die größten Blätter ganz ab, verkürze die Wurzeln und schlage im rauhen Klima des Nordens und Ostens oder in hoher Lage diese kleinen Pflanzen dicht zusammen auf einem geschützten Platz ein, decke sie im Winter mit Laub und Tannenreisig und pflanze sie im Frühjahr, im mäßigen oder milden Klima aber im August gleich nach dem Abstechen in 40—50 cm Entfernung, vier Reihen auf ein 1,3 m breites Beet, das vorher stark gedüngt und tief gegraben war. Die Pflanzen werden so tief gesetzt, daß nur die Spitzen der Herzblätter oben sichtbar bleiben, weil sie sich sonst emporheben und vertrocknen; dann gieße man stark, oft und durchdringend, zuweilen mit Dungwasser oder Mistjauche, stets aber mit darauf folgendem reinem Wasser, decke die Beete zwischen den Pflanzen nach Eintritt des Frostes mit Laub und Reisig, oder besser mit kurzem Dünger, welcher letztere im Frühjahr bei dem dann nötigen Reinigen und Auflockern der Beete mit untergehackt wird, halte sie dann stets von Unkraut, die Pflanzen aber von Ausläufern rein, soweit man diese nicht zur Ver-

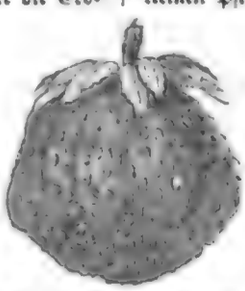


Fig. 6. Charybdis (Göschke) von 1882.

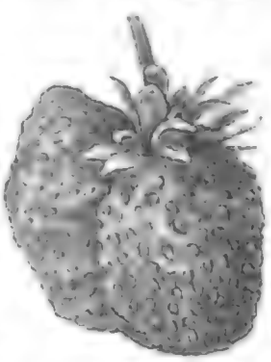


Fig. 7. Alex. v. Humboldt (Göschke) von 1881.

stellung braucht, doch wenig Ar- oder Sie gebraucht werden. Für Jed- ist der Zeichnung Ihnen eine Kleiderpuppe nötig, doch Sie können sich auch mit einem Stuhl oder einem Tisch behelfen. Sie können sich auch mit einem Stuhl oder einem Tisch behelfen. Sie können sich auch mit einem Stuhl oder einem Tisch behelfen.

Fig. 1. Kleid (Vorder-).

Fig. 2. Kleid (Rück-).

Fig. 3. Kleid (Vorder-).

Fig. 4. Kleid (Rück-).

Trachten der Zeit.

Von Jda Harder.

Mittelalterliches aus der Saison.

Wenn auch die Farben weniger, doch die Formen sind, wie die Abbildungen zeigen, in der Tracht der Gegenwart stark mittelalterlich. Einer der Gründe dafür ist wohl die Vorliebe für Stoffe, die sich in Falten legen lassen, wie Crêpe de Chine, Crêpe Georgette, Crêpe Satin, Crêpe Meteor, Crêpe Marocain, Crêpe Romain, Crêpe Faille, Crêpe Foulard, Crêpe Chiffon, Crêpe Mousseline, Crêpe Batiste, Crêpe Voile, Crêpe Organdy, Crêpe Tarlatan, Crêpe Tüll, Crêpe Spitze, Crêpe Stickerei, Crêpe Perlen, Crêpe Pailletten, Crêpe Strass, Crêpe Gold, Crêpe Silber, Crêpe Bronze, Crêpe Kupfer, Crêpe Messing, Crêpe Eisen, Crêpe Stahl, Crêpe Blei, Crêpe Zinn, Crêpe Zink, Crêpe Nickel, Crêpe Aluminium, Crêpe Magnesium, Crêpe Phosphor, Crêpe Schwefel, Crêpe Arsen, Crêpe Quecksilber, Crêpe Antimon, Crêpe Wismut, Crêpe Tellur, Crêpe Selen, Crêpe Jod, Crêpe Brom, Crêpe Chlor, Crêpe Fluor, Crêpe Sauerstoff, Crêpe Stickstoff, Crêpe Wasserstoff, Crêpe Kohlenstoff, Crêpe Silizium, Crêpe Bor, Crêpe Aluminium, Crêpe Magnesium, Crêpe Natrium, Crêpe Kalium, Crêpe Lithium, Crêpe Rubidium, Crêpe Cäsium, Crêpe Barium, Crêpe Strontium, Crêpe Kalzium, Crêpe Beryllium, Crêpe Yttrium, Crêpe Lanthan, Crêpe Cer, Crêpe Praseodym, Crêpe Neodym, Crêpe Samarium, Crêpe Europium, Crêpe Gadolinium, Crêpe Terbium, Crêpe Dysprosium, Crêpe Holmium, Crêpe Erbium, Crêpe Thulium, Crêpe Ytterbium, Crêpe Lutetium, Crêpe Hafnium, Crêpe Tantal, Crêpe Wolfram, Crêpe Rhenium, Crêpe Osmium, Crêpe Iridium, Crêpe Platin, Crêpe Gold, Crêpe Quecksilber, Crêpe Thallium, Crêpe Blei, Crêpe Wismut, Crêpe Polonium, Crêpe Astat, Crêpe Radon, Crêpe Francium, Crêpe Radium, Crêpe Actinium, Crêpe Thorium, Crêpe Protactinium, Crêpe Uran, Crêpe Neptunium, Crêpe Plutonium, Crêpe Americium, Crêpe Curium, Crêpe Berkelium, Crêpe Californium, Crêpe Einsteinium, Crêpe Fermium, Crêpe Mendelevium, Crêpe Nobelium, Crêpe Lawrencium, Crêpe Rutherfordium, Crêpe Dubnium, Crêpe Seaborgium, Crêpe Bohrium, Crêpe Hassium, Crêpe Meitnerium, Crêpe Darmstadtium, Crêpe Roentgenium, Crêpe Copernicium, Crêpe Nihonium, Crêpe Flerovium, Crêpe Moscovium, Crêpe Livermorium, Crêpe Tennessin, Crêpe Oganesson.

Die Vorliebe und Verwendung dieser Stoffe für Kostüme ist so groß, daß man sie in allen Farben und Mustern findet. Sie sind in der Regel sehr teuer, aber sie sind auch sehr schön. Sie sind in der Regel sehr teuer, aber sie sind auch sehr schön. Sie sind in der Regel sehr teuer, aber sie sind auch sehr schön.

Die Abbildungen zeigen, wie sie sich in der Tracht der Gegenwart verwenden lassen. Sie sind in der Regel sehr teuer, aber sie sind auch sehr schön. Sie sind in der Regel sehr teuer, aber sie sind auch sehr schön.

Fig. 1 und 2 zeigen ein Kleid aus Crêpe Georgette, das mit Crêpe Satin und Crêpe Stickerei verziert ist. Sie sind in der Regel sehr teuer, aber sie sind auch sehr schön. Sie sind in der Regel sehr teuer, aber sie sind auch sehr schön.

Fig. 3 und 4 zeigen ein Kleid aus Crêpe Marocain, das mit Crêpe Satin und Crêpe Stickerei verziert ist. Sie sind in der Regel sehr teuer, aber sie sind auch sehr schön. Sie sind in der Regel sehr teuer, aber sie sind auch sehr schön.

Digitized by Google

wenig zu ihr schlafenden Kleid haben, wie jenes mit Zeit und Zeitlichkeit angefangene Gewand, das wir beginnend Fig. 2 vor Gericht gezogen. Es ist ein Kleid, das

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 9.

Fig. 10.

Fig. 11.

Fig. 12.

Fig. 13.

Fig. 14.

Fig. 15.

Fig. 16.

Fig. 17.

Fig. 18.

Fig. 19.

Fig. 20.

Fig.

die mehr seitwärts geschweiften dagegen (Fig 10) mit vollem Blumenbouquet, auf dem sich Libellen und Schmetterlinge, Leuchtkäfer und andere Bier- und Sechsfüßler wiegen.

Kleine Wiesenblümchen oder Flieder, Vergißmeinnicht, Nelken, Primeln sieht man diademartig gebunden, oft die ganze Front der kleinen Capotthütchen einnehmen (Fig. 11); es gewinnt den Anschein, als ob der ganze Hut mit Blumen gedeckt sei; solche Facons kleiden Jung wie Alt vortrefflich; die jüngsten Frauen tragen derartige Kapotthütchen und finden, daß sie ihrer natürlichen Form wegen allen anderen vorzuziehen seien.

Jene feine Demarkationslinie, die ehedem pflicht- und zielbewußt von Allen, die sich gut kleiden wollten, aufrecht erhalten wurde, scheint neuerdings sehr ins Schwanken geraten zu sein. Alt und Jung trägt gleiche Formen, gleiche Farben. Alles ist modern für Alle und doch sollte man, um nicht bald zu jugendlich bald zu alt gekleidet zu sein, auch in Modesachen des Dichterwortes: „Eines schickt sich nicht für Alle," nicht vergessen.

Neue Hutformen.
Fig. 9. Fig. 8. Fig. 11.
Fig. 10.

Chemisches und Physikalisches.

Sensitive Flamme. Daß auch eine Flamme nicht ohne musikalisches Gefühl sein kann, zeigt folgendes Experiment. Läßt man aus einer schmalen Gasbrennerröhre unter Druck Gas ausströmen, so daß die Flamme nach dem Anzünden eine Höhe von 40 cm erreicht, so verkürzt sich, wenn man eine schrille Pfeife ertönen läßt, diese schnell auf die Hälfte ihrer Länge, erreicht aber, sobald der Ton aufhört, wieder ihre frühere Höhe. Auch Glockentöne wirken ähnlich und besonders die Töne der Quinte einer Geige, wobei die Flamme plötzlich zu einem kleinen unruhigen Büschel zusammensinkt. Weit empfindlicher noch ist eine Flamme von 50—55 cm Höhe, jedes kleine Geräusch wird durch die Flamme angezeigt. Singt man den Vokal O, so gerät sie ins Schwanken, heftiger nach dem Vokal I und beim S-Laut bildet sie einen wirr bewegten Feuerklumpen, dagegen wird die Flamme durch den Vokal U nicht irritiert.

Silhouetten. Man zeichne vorher die Figuren in Umrissen auf feines Papier (am besten japanesisches Papier), z. B. einen Jäger mit Gewehr, löse dann etwas salpetersaures Bleioxyd und reines Stärkemehl in heißem Wasser auf und überfahre mit einem feinen Pinsel die Umrisse der Zeichnung mit der Mischung. Ist dies geschehen, so lasse man gut trocknen und berühre irgend eine Stelle des Umrisses mit einem glimmenden Holzspan oder brennender Cigarre. An der berührten Stelle bildet sich ein kleiner Funken, der seinen Weg durch den ganzen Umriß der Zeichnung nimmt und diese aus dem Papier löst. Noch effektvoller wird der hübsche Versuch, wenn man unterhalb des Papiers, da wo die Gewehrmündung des Jägers liegt, eine kleine Menge Knallquecksilber klebt, es wird so zugleich das Schießen des Jägers nachgeahmt.

Ein hübsches gefahrloses Beispiel, daß die Verbrennung von Metallen auf ähnliche Weise wie bei organischen Körpern, nämlich durch Aufnahme atmosphärischen Sauerstoffs vor sich geht, zeigt das Zink. Man verschaffe sich aus einer Metallbreherei Zinkspäne, presse diese zu einem lockeren Bündel zusammen und halte dieses mittels einer Zange in eine Weingeist- oder Gaslampe. Unter Bildung einer großen grünlichen Flamme entzünden sich die Zinkspäne, wobei unzählige Flocken von weißem Zinkoxyd den Raum in welchem man das Experiment anstellt, erfüllen.

Uebersättigte Lösung eines Salzes. Man fülle einen kleinen Kolben zu zwei Drittel mit krystallisiertem unterschwefligsauren Natron, setze ihn auf ein Wasserbad und bringe das Salz zum Schmelzen. Ist dieses in seinem Krystallwasser flüssig geworden, so verstopfe man den Kolben und lasse ihn ruhig ohne ihn weiter anzurühren, erkalten. Das unterschwefligsaure Natron bleibt dann beliebig lange Zeit flüssig; schüttelt man aber den Kolben, oder wirft man ein Stückchen festes Salz in denselben, so erstarrt der Inhalt des Kolbens plötzlich unter lebhafter Wärmeentwickelung.

Pharaoschlange. Ist man in der Lage, von einer Braunkohlenteerdestillationsanstalt jene schwarze Masse zu erhalten, die bei der Destillation des Teers auf leichte Oele und Behandlung mit Natronlauge und Schwefelsäure entsteht, so koche man diese mit rauchender Salpetersäure, wasche das auf der Flüssigkeit schwimmende Harz aus und trockne dasselbe. Ein daraus gefertigter Kegel brennt mit leuchtender Flamme und vergrößert sich um sein 50faches Volumen. Diese Art von Pharaoschlange hat vor der früher beschriebenen den Vorteil, keine ungesunde Gase auszustoßen. M.

Eine schwere Kopfarbeit.

In der Einleitung zu Lehners „Corveyschr Chronik" (Hamburg 1590) steht gedruckt: Dieweil aber Schreiben ein sehr beschwerliche und mühselige Kopfarbeit ist, und noch viel schwerer ankommt, wenn's mit Unlust und Verdruß geschieht, auch viel Zeit und Weil' dazu gehöret, ehe man ein Buch schreiben und verfertigen kann, so hat Gott der Welt, uns und unseren Nachkommen zum Besten, die hohe, edle und in aller Welt ruhmwürdige Kunst der Truckerei in Teutschland in der ertzbischöflichen und churfürstlichen Stadt Mainz durch den edlen Ritter Johann von Guttenberg geoffenbaret und herfürgebracht anno Christi 1440, als Friedrich III. zum Kaiserthum kommen. F.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Silbenrätsel.

(Zweisilbig.)

Die erste Silbe ist niemals hier —
Die zweite sagt es des Dichters dir:
Das Ganze jedoch ist eine Stadt,
Die viele Eisen- und Stahlwerke hat.

(Dreisilbig.)

Die erste Silbe bietet dir die letzten beiden;
Dem Ganzen (einer Oper) lauschest du mit Freuden!

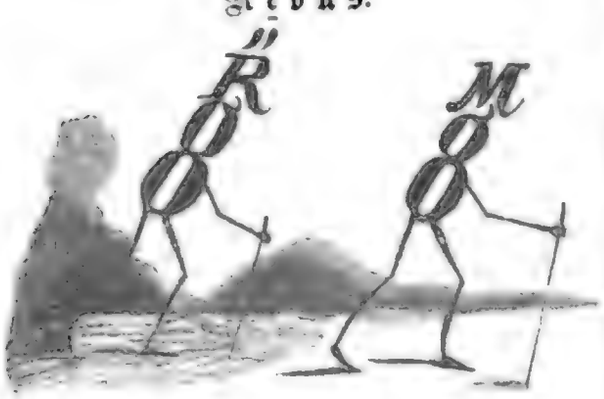
(Zweisilbig.)

Wenn die erste meiner Silben
Kommet jährig in die zweite,
Freuet sich das Ganze — ja es
Ist die ganze Welt voll Freude.

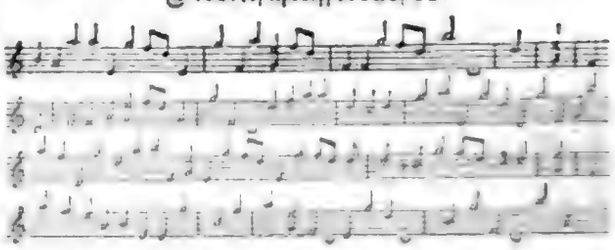
Versetzrätsel.

1. Bin ein gewaltiges Tier und auch ein uralter Wohnsitz;
   Schenk mir ein h und du schaust oft mir ins Antlitz hinein.
2. Staunend bewunderst du es in seiner verheerenden Wirkung;
   Setze ein Zeichen nur um: Siehe, ein heiliges Buch!
3. Nimmst du dem Ganzen, mein Freund, von seinen dreimal drei Zeichen
   Erstes Drittel hinweg, bleibt nur ein Achtel zurück.
4. Teile in ungleiche Hälften den Namen des mächtigen Gottes
   Unserer Ahnen, mein Freund: Siehe, ein Strom und ein Maß.
5. Zwischen zwei Teilen der Welt, als Grenzpunkt, bin ich gelegen,
   Lies mich rückwärts: du nennst einen altheidnischen Gott.
6. Ausgestattet mit Größe im orthographischen Sinne
   Bin ich ein mächtiger Strom, ohne sie — Konjunktion.
7. Patriotisches Feuer durchglühte den edlen Empörer;
   Noch ein Wörtlein: du nennst Schwabens erhabensten Sohn.
8. Ueber der ersten ragt die zweite als mächtige Waffe
   Bei dem Ganzen, das wild lebt in der tropischen Welt.
9. Bilde aus spanischem Titel und deutschem Laut der Empfindung
   Eines herrlichen Stroms Namen, mein ratender Freund.
10. Kannst du jenes Gebirge und diesen Titanen verwandeln
    Zeichen versetzend, mein Freund, in ein beliebtes Gericht?
11. Häng' ein französisches nichts noch jenem kräftigen Seil an.
    Siehe, zur Halbinsel wird's in der Russen Bereich.
12. Klüglich verbinde die Grasflur mit lieblich rauschendem Wasser
    Durch den schnarrenden Laut: sieh' ein gefeierter Nam'.

Rebus.



Violinschlüsselrätsel.



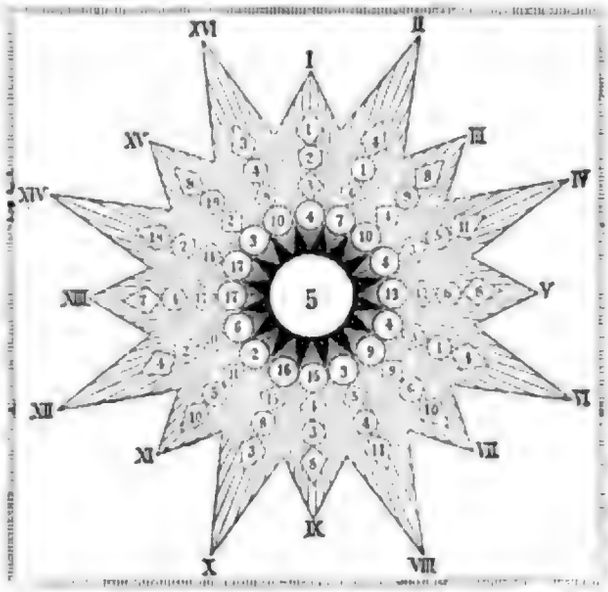
An Stelle der Noten sind Buchstaben zu setzen.

Buchstabenrätsel.

a, a, a, a, a, a, a, b, b, b, b, b, c, c, c, d, d, e, f, f, g, g, h, i, i, l, lo, o, o, r, r, s, t, u, u, z.

Aus obigen 36 Buchstaben sollen 8 Wörter gebildet werden, welche bedeuten: 1. Einen Wochentag; 2. Ein allgemeines Nahrungsmittel; 3. Eine Frauengestalt aus der griechischen Mythe; 4. Einen bekannten französischen Schriftsteller; 5. Ein stinkes Insekt; 6. Ein Gefährt; 7. Einen Frauennamen; 8. Einen Fluß in Polen.

Die Anfangs-, sowie die Endbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben die Anfänge zweier beliebter Melodieen aus zwei Opern von Rich. Wagner. Wie heißen die Texte dazu? —



Wenn man die Zahlen der obigen Figur durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so erhält man 14 vierstellige Wörter, mit einem gemeinsamen Endbuchstaben. Die Anfangsbuchstaben dieser 14 Wörter nennen unsern Lesern einen guten Bekannten. 1) Ein Gefäß; 2) ein musikalisches Instrument; 3) ein Vogel; 4) eine Komposition; 5) ein Planet; 6) einer der Götter in Wagners „Rheingold"; 7) eine Quelle der ältesten Geschichte und der epischen Dichtung; 8) ein Kammermädchen; 9) ein Baum; 10) eine mächtige Herrscherin; 11) ein Hafendamm; 12) ein Vogel; 13) ein großer Fluß; 14) ein Vogel.

Rätsel.

Du findest es auf allen Feldern,
Die Lenz mit frischem Grün geschmückt,
Du findest es in allen Wäldern,
Wo dich des Vögleins Lied entzückt.

Auf Libyens heißem Wüstensande
Eilt es dahin in schnellem Flug,
Und in der Sonne glüh'ndem Brande
Zieht's oft in vieler Brüder Zug.

Zu dritt ist's eines Mannes Namen,
Der weit in deutschen Landen klingt,
Und der aus vieler Titel Rahmen
Verheißend dir entgegen winkt.

Auflösungen zu Heft 10, S. 464.

Buchstabenversetzung: 1. Russen, 2. Nuß, 3. Presse, 4. Pur, 5. Sense, 6. Esse, 7. Suse, 8. Urne, 9. Neu, 10. Spree, 11. Essen. Das Königreich heißt Preußen.

Was mag es sein? Das Rätsel.

Kapselrätsel: 1. wer ist: Eris, 2. frei? der: Eider, 3. edle Dame: Leda, 4. einem Mal: Emma, 5. sich an das: Hand, 6. Edenhall Am Morgen: Lamm.

Silbenrätsel: Ehret die Frauen, sie flechten und weben — Himmlische Rosen ins irdische Leben.

Skataufgabe: Im Skat liegt: Treff-Bube und Treff-As. Mittelhand hat: Coeur-Bube, Treff-König, Dame, Neun, Acht und Sieben, Pique-Zehn, Coeur-Dame und Neun, Carreau-As. Hinterhand hat: Carreau-Bube, Pique-Dame, Neun, Acht und Sieben, Coeur-Zehn, König, Acht und Sieben, Carreau-Zehn. Erster Stich: Vorhand Pique-Bube, Mittelhand Coeur-Bube, Hinterhand Carreau-Bube. Zweiter Stich: V. Carreau-Sieben, M. Carreau-As, H. Carreau-Zehn. Dritter Stich: M. Treff-Sieben, H. Coeur-Sieben, V. Treff-Zehn. Der Spieler hat nun Rest und die Gegner haben im Ganzen nur 21 Points.

Rätsel: Leinwand, Einwand, Einband.

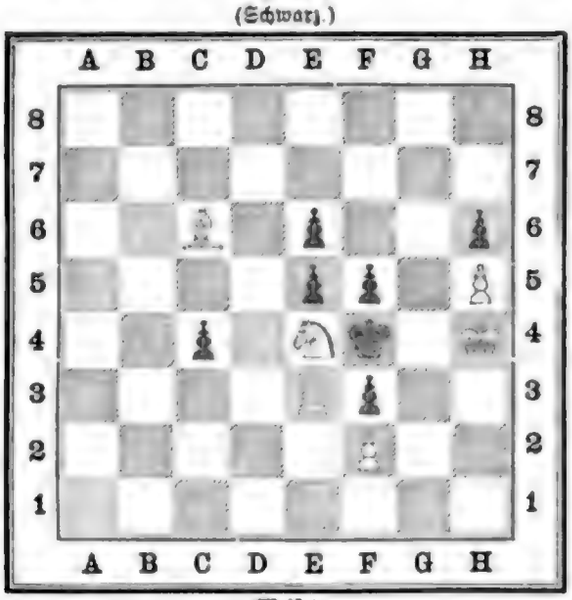
Rebus: Der Vermessene büßt das vermessene Wort mit schwerem Gericht, dann lernt er auch wohl noch weise zu werden im Alter.

Buchstabenrebus: Bitte zum Thee zwischen 7 und 8.

Schachaufgabe Nr. 7

von J. Minckwitz (Redakteur der Deutschen Schachzeitung) in Leipzig.

(Schwarz.)



(Weiß.)

Weiß zieht an und setzt in vier Zügen matt.

Lösung von Nr. 6

1. Da6 — a1 — Tf6 — e6:
2. Da1 — a5! — beliebig.
3. Lb5 — d3, e2, d7 matt.

Auf 1. Kf5 — g4: folgt 2. Da1 — f6: nebst 3. Lb5 — e2 matt; auf 1, Tf6 — f7 oder f8, 2. Te6 — e4 ꝛc.

Eingelaufene Lösungen.

Die Lösung der Aufgabe I. in Typen ist folgende:

1. Sf4 — g2 Kf5 — e4: — 1. . . . . Ld5 — e4
2. Dh1 — b1 matt. — 2. Se8 — d6 matt.
1. . . . . Sf3 — h4: — 1. . . . . Ld5 — e6:
2. Te4 — e5 matt. — 2. Te4 — f4 matt.

Auf andere Züge folgt 2. Se8 — d6 oder 2. Sg2 — e3 matt.

Richtig gelöst von W. Dams in Nepelen, W. Kron in Beeck, H. Strömer in Stettin, P. Gtzoldt in Plauen, F. Paukner in Nürnberg, Sofie Schett in Unterwaltersdorf, W. Pravne in Smichow, Géza Vanesó in Dornbirn, E. Kuhl in Gotha, H. Boltze in Potsdam.

Die Aufgabe Nr. 5 gestattet Nebenlösungen durch 1. Ld5 — e6, beliebig, 2. Le1 — h4, beliebig, 3. Td6 — e6 matt, und durch 1. Td6 — g6, h6 ꝛc. Gelöst von W. Kron in Beeck, W. Dams in Nepelen, R. W. Winkler in Reudnitz, E. Kuhl in Gotha, H. Boltze in Potsdam, Franz Jansa in Budweis, C. L. Feldmann in Frankfurt a. M., Géza Vanesó in Dornbirn, Hermann Strömer in Stettin, Lehrer Winsauer in Dornbirn, Dr. G. Graf Sarntheim in Innsbruck, Emanuel Merinsky in Wien, P. Gtzold in Plauen, F. Paukner in Nürnberg, R. Koch in St. Petersburg, R. Stähli in Langenthal, Sofie Schett in Unterwaltersdorf, A. Fehrmann in Höngen, J. Britz in Budapest, G. Winsauer in Dornbirn, A. S. in Felegyhaza.

Nr. 5 wurde ferner gelöst von F. Paukner in Nürnberg, L. L. in Leipzig.

Die Aufgabe Nr. 3 wurde ferner gelöst von W. Kron in Beeck, W. Pravne in Smichow, Franz Schreiber in Horitz, H. Strömer in Stettin.

Briefwechsel.

S. S. in Unterwaltersdorf. Von Ihren 5 Aufgaben verwenden wir die beiden Dreizüger mit Kd8, Kd5 (1. Te4) und Kc8, Kh5 (1. Ta4). Die Lösungen geben Sie zu unvollständig an.

A. F. in Höngen. Die Lösungen und sonstigen, unsere Schachrubrik betreffenden Mitteilungen sind mit Aufschrift „Schach“ an die Redaktion von „Vom Fels zum Meer“ einzuliefern.

Zeitgemäßes aus Küche und Haus.

Von L. von Pröpper.

August.

Italienische Suppe mit Würstchen. Man habe etwas Wildbretfarce und bereite daraus kleine Würstchen, indem man sie, mittels eines dünnen Wursthörnchens, in die dünnsten Hammelsdärme füllt, je nach 3 cm den Darm zweimal umdreht und so die Würstchen abteilt, sie aber vorläufig aneinander läßt und sie, 12—18, in eine mit Butter bestrichene flache Pfanne legt. Dann gebe man in 2 l starke Bouillon 2 Eßlöffel Tomatenpüree und 100 g in Wasser gekochte und danach in 3 cm lange Stückchen geschnittene Makkaroni; übergieße kurz vor dem Anrichten die Würstchen mit kochender Bouillon, lasse sie aufstoßen, auf einem Sieb rasch abtropfen, zerteile sie ebenfalls sehr rasch und lege sie in die Suppenterrine, gieße die Bouillon mit den Maccaroni darüber und serviere geriebenen Parmesankäse dazu. Wollte man die Würstchen nicht selbst bereiten, so kann man beim Metzger von der ganz dünnen Bratwurst (Saucischen) nehmen, sie, wie oben angegeben, abkochen und ganz wie bei den Farcewürstchen verfahren, nimmt dann aber statt der Maccaroni Reis und statt Bouillon eine recht kräftige braune Jussuppe.

Wildbretfarce. Man hacke 125 g Wildbret mit ebensoviel Nierenfett oder Butter fein, thue 90 g in Milch eingeweichtes und fest ausgedrücktes Weißbrot ohne Kruste, ein Ei, ein Eigelb, sehr fein gehackte Petersilie, Salz, weißen Pfeffer und Muskatnuß daran und arbeite die Masse gehörig untereinander.

Tomatenpüree. Man zerdrücke einige recht reife Tomaten — ohne etwas davon zu entfernen, da gerade der Saft (das Wasser), welches nach einigen Rezepten ausgedrückt werden soll, die pikante Säure enthält — dämpfe sie mit etwas Sellerie, Zwiebel, Petersilie, Salz und Pfeffer, bis das Wasser ganz eingedämpft ist und gebe die Püree dann durch ein feines Sieb.

Hirsch auf altdeutsche Art (aus Klosterküche, 16. Jahrhundert). Man koche einen schönen Hirschziemer in gut gesalzenem Wasser ab (nicht zu gar) und röste ihn hierauf über einem Roste, auf beiden Seiten schön braun, lege ihn auf eine erwärmte Schüssel und bestreue ihn stark mit Zucker, Zimt, Gewürznelken und Muskatblüte, Korinthen und abgezogenen Mandeln. Dann vergolde man schöne Zimtstengel und Muskatnüsse in der Art wie man Nüsse für den Weihnachtsbaum vergoldet, bestecke den Ziemer damit und lasse nachfolgende Sauce oder auch nur Johannisbeer-Gelee dazu reichen.

Sauce. Man bringe ½ l Rotwein mit einem Stückchen Zimt, 6 Gewürznelken und 90 g Zucker zu Feuer, lasse es kochen, ziehe es mit einem knappen Eßlöffel voll, mit ein wenig Wasser verklopftem Kartoffelmehl ab und gebe es durch ein Sieb.

Liebt man das Süße nicht, so lege man den abgekochten und wohl abgetropften Ziemer auf eine Schüssel, welche das Feuer erträgt und bestreiche ihn mit Butter; vermische ein paar Handvoll geriebenes Schwarzbrot mit Salz und Ingwer oder Gewürznelken, bestreue den Ziemer damit, lege noch kleine Flöckchen Butter darauf und lasse ihn in dem Backofen (Röhre) oben schön gelb werden, bestecke ihn mit an Silberspießchen (Atelets) oder auch an zierlichen Holzspießchen befestigten Petersiliensträußchen, garniere ihn mit gedämpften Kartöffelchen und serviere eine braune Zwiebelsauce (Sauce Robert) dazu.

Gedämpfte Kartöffelchen. Man steche aus großen, geschälten, rohen Kartoffeln mit einem Ausstecher walnußgroße Kartöffelchen aus, überbrühe sie mit kochendem Wasser, lasse sie zugedeckt, 10 Minuten lang darin auf dem Tisch stehen und gieße das Wasser ab; überbrühe sie nochmals und wenn sie auch darin wieder 10 Minuten lang gestanden haben und das Wasser abgegossen ist, so trockne man sie mit einem Tuche ab, lasse für 40 Kartöffelchen 75 g Butter mit Salz sehr heiß werden, thue die Kartöffelchen hinein, schwenke sie recht um und lasse sie, zuerst zugedeckt, recht heiß werden, dann aber, ohne Deckel und indem man sie oft umschwenkt, langsam weich dämpfen, welches eine bis anderthalb Stunden lang andauern kann; sie müssen ganz bleiben, hochgelb und inwendig ganz weich sein und sind auch sehr gut zu Beefsteaks und dergleichen.

Braune Zwiebelsauce (Sauce Robert). Man röste 4 Eßlöffel fein gehackte Zwiebeln mit 4 Eßlöffeln Mehl in 125 g Butter kastanienbraun, rühre es mit ¾ l Fleischbrühe und 4 Eßlöffeln Essig an, würze mit 4 Gewürznelken, 6 Pfefferkörnern, einem Lorbeerblatt und 2 Citronenscheiben und koche es eine Viertelstunde, gebe es durch ein Haarsieb und füge noch 2 Eßlöffel Senf hinzu.

Aprikosen-Torte. Man schneide 20—30 Aprikosen entzwei, nehme die Kerne heraus, klopfe sie auf und schäle und

stoße die inneren Kerne wie Mandeln, schneide die Schale einer halben Citrone fein und koche alles zusammen in 250 g geläuterten Zucker, bis die Aprikosen weich sind, worauf man das Ganze zum Erkalten auf eine Schüssel thut. Nun belege man eine Tortenform mit 2 Messerrücken dick ausgerolltem Blätterteig oder mürbem Teig, fülle die Aprikosen hinein und bestreue sie mit 125 g gröblich gestoßenen Mandeln, die mit einem geriebenen mürben Weißbrötchen, 60 g gestoßenen Zucker und einem Theelöffel gestoßenen Zimt vermischt worden, lege noch etwas frische Butter in kleinen Brödchen darauf und backe die Torte in nicht zu heißem Ofen.

Ungarische Jäger-Bretzeln. Man thue ½ kg Mehl auf das Backbrett und knete es mit 8 Eidottern, einer Messerspitze Salz und Zucker und etwas Milch zu einem festen Teig, den man dann mit dem Kochlöffel so lange schlägt, bis er sich vom Backbrett und Löffel löst, wonach man ihn zu kleinen Ringen, etwa wie ein Armring formt, die man in kochendes Wasser gibt und wenn sie in die Höhe kommen, mit dem Kochlöffelstiel herausnimmt und zum Abtrocknen auf ein Tischtuch legt. Hierauf bestreicht man ein Backblech mit Butter, legt die Ringe darauf, bestreicht sie mit Butter, bestreut sie mit fein gestoßenem Zucker und thut sie in einen mäßig heißen Ofen, so daß sie mehr trocknen als backen, aber schön braun und rösch (spröde) werden; ziehe die Bretzeln nun zu je 10 oder 20 Stück auf ein Band und knüpfe sie zusammen, und wenn der ungarische Jäger dann auf die Jagd geht, so hängt er diese, bei den Jägern besonders beliebten Bretzeln an den Rockknopf oder auf die Jagdtasche. Uebrigens auch zum Thee sehr angenehm und dabei haltbar. — Aus Szegedin.

Schaum-Bowle. Man gebe in eine weite und tiefe Terrine ½ kg Zucker, presse den Saft von 2 Citronen und von 2 Apfelsinen darauf, gieße das nötige Eiswasser darauf, um den Zucker zu schmelzen und verrühre es mit einem silbernen Löffel; füge dann eine Flasche Bordeaux oder Burgunder hinzu und hierauf, nach und nach und immerfort in die Runde rührend, eine halbe Flasche feinsten Rum und danach ½ kg schönes, klares, durchsichtiges, in Stücke zerschlagenes Eis und lasse es 10 Minuten lang ziehen. Fülle die Terrine nun vollends mit feinstem bayrischem Bier, schlage diese Mischung mit einem Löffel zu Schaum und serviere sofort und sehr kalt.

Photographierter Blitz.

„Geschwindigkeit ist keine Hexerei" sagte der Photograph Robert Hänsel in Reichenberg — da hatte er einen Blitz photographiert. Am 6. Juli bei einem heftigen Gewitter stellte Hänsel seinen Apparat auf — in später Abendstunde bei wolkenduntlem Himmel. Von zehn Platten waren nur drei (die nebenstehenden) brauchbar. Der Gesichtswinkel betrug, nach den Berechnungen, welche er am darauffolgenden Tage anstellte, circa 1700 m Horizontweite. Wie empfindlich die Silberbromplatten gewesen sein müssen, ergibt sich aus der Schnelligkeit einer Blitzerscheinung, dieselbe beträgt nach Wheatstone weniger als den Millionstel Teil einer Sekunde. Aber auch in anderer Weise ist das Ergebnis interessant. Die Bilder, welche Hänsel von dem Blitz erzielte, sind ganz dazu angethan, die landläufige Meinung, der Blitzstrahl fahre im Zickzack zur Erde nieder, zu zerstören. Viel eher hat er nach dem photographischen Konterfei das Aussehen eines Flußlaufs auf der Landkarte. Zu beachten ist auch die Verästelung des Strahls, welche bei der Annäherung an den Erdboden eintritt.

Neue Musikalien.

Es ist zur Zeit das Streben der Verleger, auf litterarischem wie auf musikalisch-litterarischem Gebiete dem Publikum Gutes in würdiger Ausstattung zu billigem Preise zu bieten, und was Poesie und dahin Einschlägiges anlangt, so leisten die Collection Spemann und ähnliche Unternehmungen geradezu Erstaunliches, während auf musikalischem Gebiete die Volksausgabe von Breitkopf & Härtel und die Edition Peters sich durch ihre trefflichen Ausgaben bei unerhört billigem Preise wahrhaft hervorthun. Die oben angedeutete Tendenz verfolgt auch der „Verlag der **Musikalischen „Universal-Bibliothek"** in Leipzig (R. Schmidt). Diese Universal-Bibliothek ist bis dahin in 156 Nummern erschienen und ist bestimmt, „die Lust und Liebe zu Musik und Gesang im Hause zu pflegen". Als ob Gesang nicht Musik wäre! Seltsam berührt's den Musiker stets, wenn von „Musik und Gesang" die Rede ist. Doch lassen wir das! Korrekt ausgedrückt bringt also diese Bibliothek Werke für Gesang und für Pianoforte und in meistenteils guter Auswahl. Es sind Bach, Händel, Rameau, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Weber, Mendelssohn, Cherubini, Scarlatti, Boccherini, Pergolese, Field, Hummel, Chopin, Kreutzer, Méhul u. s. w. vertreten, aber freilich auch Thekla Bardazewska mit ihrem fadenscheinigen Gebet der Jungfrau und Lefébure-Wély mit seinen Spieldosenstückchen „Les cloches du monastère". Jede Nummer kostet nur 20 Pf. Wenn die Verlagshandlung sorgt, daß die Auswahl alles wirklich Verwerfliche beiseite läßt und daß das Gute und Schöne, wenn es einer Bearbeitung bedarf, nur in einer echt künstlerischen auftritt, so wird sich diese „Musikalische Universal-Bibliothek" eine geachtete Stellung erwerben können. Die Bearbeitung von Haydns „Gott erhalte Franz den Kaiser" hätten wir allerdings anders gewünscht, als sie hier geboten ist. Solche dicke Baß-Tremolos schreibt man heutzutage nicht mehr.

Einen überaus wohlthuenden Eindruck machen die jüngst bei Fr. Kistner in Leipzig erschienenen neueren Werke von Stephan Heller. Ein Ungar, der in Paris lebt und urdeutsch komponiert und ein Mann von neunundsechzig Jahren, welcher mit jugendlicher Frische für die Jugend schreibt, der ist fürwahr eine erfreuliche Erscheinung, und wir machen Lehrer und Lernende aufs nachdrücklichste aufmerksam auf des genannten Komponisten **Zwanzig Präludien für Pianoforte** Op. 150 Heft I à 2 M. Heft II à 3 M. **Aufzeichnungen eines Einsamen.** Vier Klavierstücke Op. 153. Pr. 2,50 M. **Zweite Sonatine für Pianoforte** als Vorstudie zu den Sonaten der Meister Op. 147. Pr. 3 M. — Geist, Gemüt und die Finger, sie alle finden ihre Rechnung dabei. Möge der treffliche Meister Stephan Heller uns bald Aehnliches wieder bescheeren.

Vom Büchertisch.

Raskólnikow, Roman von F. M. Dostojéwskij, aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Henckel. Leipzig, W. Friedrich. Dostojéwskij, der vor nicht langer Zeit verstarb, ist einer der hervorragendsten unter den modernen russischen Schriftstellern. Das „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes" brachte vor längerer Zeit eine interessante eingehende Charakteristik des Dichters aus der Feder W. Henckels. Derselbe Autor hat den vorliegenden Roman Dostojewskys übertragen, den wir als eine erfreuliche Ausnahme unter dem Wust aus dem Russischen übersetzter Erzählungen begrüßen, die meistens von solchen Interpreten verdeutscht werden, die kein russisch verstehen. Das Buch ist — wie der Uebersetzer in seiner Vorrede treffend bemerkt — ein sehr wesentlicher Beitrag zur Beurteilung und Erklärung der in Rußland stattgefundenen Ereignisse neuer Zeit, obwohl es bereits vor anderthalb Jahrzehnten geschrieben wurde. Die Lehren, welche den Titelhelden zum Verbrecher machen, die unsinnigen Theorieen und verschrobenen Begriffe über Moral und Menschenrechte, welche ihn ins Verderben bringen, sind mit geringen Abweichungen dieselben, aus denen die Heroen des Nihilismus hervorgingen. Die Uebersetzung hält sich streng an den russischen Text und liest sich dabei doch sehr leicht und fließend. Selten begegnen uns Russicismen — nichts ungewöhnliches gerade bei solchen Uebersetzern, welche in Rußland gelebt haben und mit der Sprache vertraut sind. Nur einen Punkt muß ich tadelnd bemerken. Herr Henckel hat die orthographische Marotte, das Pronomen in der Anrede klein drucken zu lassen. Das geht wohl in anderen Sprachen, aber im Deutschen entstehen durch Gleichschreibung von Sie und sie, Ihr und ihr zahllose Mißverständnisse, die man erst durch Reflexion in einer unwillkommenen Pause der Lektüre beseitigen muß. M. v. W. — **Der Kampf um die Sprache.** Linguistische Plaudereien von Heinrich Teweles. Leipzig, Reißner, 1884. Die kleinen Aufsätze, welche zuerst im Feuilleton der Prager „Bohemia" erschienen, bilden in ihrer Gesamtheit eine sehr anziehende Lektüre. Der Plauderton ist glücklich eingehalten, ohne daß sich der Verfasser dadurch je zu jener blumenreichen Flachheit hätte verleiten lassen, welche heutzutage von Feuilletonisten so häufig als Geist verkauft wird. Die anmutige Form ist bei Teweles nie ohne ernsten Inhalt, und dieser letztere darf auf allgemeine Beachtung Anspruch machen. Von den verschiedensten Seiten wird der Satz beleuchtet, daß die Sprache eines Volkes die wesentlichste und hauptsächlichste Bedingung seiner nationalen Existenz ist, daß die Größe einer Nation nur in der Sprache ihren Ausdruck finden kann, daß ein Volk niemals den Untergang seiner Sprache überlebt hat. Indem der Verf. dies durch glücklich gewählte Beispiele aus der Geschichte beweist, bestimmt er zugleich seinen Standpunkt gegenüber der Tagesfrage, welche der chauvinistische Eifer des Czechentums in Böhmen heraufbeschworen hat. Wir erkennen, daß es sich hier um einen sehr ernsten Kampf handelt, dessen Fanatismus eben in dem Objekte selbst, der Nationalsprache, seine Erklärung findet. Wir Deutsche werden dem Verf. freudig beistimmen können, wenn er gegenüber dem sanguinischen Bestreben der Czechen, ihre Sprache zu heben und zu fördern, besonders darauf dringt, daß wir die Pflege, Reinhaltung und Veredelung unserer Sprache als eine

Bestellung eines Bildexemplares, welche Roland Schrödt in Heidenburg bei seinem Besuche beschließt.

Buchhandlungen, Verleger, Autoren, Redakteure, Zeitungsverleger, Illustratoren, Maler und Zeichner aus Nah und Fern, Alle, Alle kommen, Alle wollen, Alle müssen kommen, Alle müssen sich bedienen, Alle müssen sich bedienen lassen im Bildarchiv. Alle müssen sich bedienen lassen im Bildarchiv, das Roland Schrödt, der Sohn des großen Roland Schrödt, der Enkel des großen Roland Schrödt, der Urenkel des großen Roland Schrödt, der Ururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururururururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururururururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururururururururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Urururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururururenkel des großen Roland Schrödt, der Ururur

Der luſtige Geſellſchafter.

(Freiwillige und unfreiwillige Mitarbeiter willkommen!)

Wie es geht.

Gertrud: „Wer hätte das gedacht, daß die einſt ſo viel umſchwärmte Marie dem alten häßlichen, unliebenswürdigen Kanzleiſekretär die Hand reichen würde?“

Elſe: „Gern hat ſie ſich wohl nicht dazu entſchloſſen; aber was blieb der 28jährigen übrig? Ihren erſten Liebhaber hatte ſie zum beſten; der, mit dem ſie am beſten meinte, verließ ſie am erſten; da mußte ſie ſchließlich den erſten beſten nehmen.“

Berliniſch.

Ob feuriger Brünetten härmt
Sich dieſer oder jener,
Für „kühle Blonden“ einzig ſchwärmt
Der richt'ge Spreeathener.

Im Theaterbureau.

Direktor (zur Sängerin): „Dem Publikum ſind Sie ja unzweifelhaft ſehr ſympathiſch, meine Liebe, aber der Recenſent unſeres Wochenblattes ſpricht Ihnen jede muſikaliſche Begabung ab.“

Sängerin: „Da hat er von ſeinem Standpunkt ganz recht, Herr Direktor; denn er hat in der That aller Bemühungen ungeachtet kein Gehör bei mir gefunden.“

Gut motiviert.

„Herr, was ſchneiden Sie für Geſichter?“

„Das iſt mein Geſchäft; ich bin Holzſchneider.“

Aus der Töchterſchule.

Lehrerin: „Wie heißt ‚täuſchen, betrügen‘ auf franzöſiſch?“

Mariechen: „Tromper.“

Lehrerin: „Gut. Und wie lautet das davon abgeleitete Subſtantiv; jemand, der täuſcht und betrügt?“

Mariechen: „Trompeter.“

Bewährtes Mittel.

Des Mannes Macht iſt nur Legende;
Bei der Ohnmacht der Frau hat ſie ein Ende.

Aus der Kinderſtube.

„Die Auſtern haben doch alle einen Bart, Mama?“

„Ja, mein Kind.“

„Laſſen ſie ſich auch raſieren?“

Beim Wort genommen.

Ein durch ſein dünkelhaftes Weſen bekannter Schriftſteller beſtellt ſich im Café ein Glas Waſſer; nachdem er eine ganze Weile vergeblich gewartet, wiederholt er ſeine Beſtellung.

„Nehmen Sie's nur nicht übel, Herr Doktor!“ entſchuldigt ſich der von den Gäſten inſtruierte Kellner, „es iſt mir aber ganz unmöglich, Ihren Wunſch zu erfüllen. Sie ſelbſt haben ja geſtern abend am Stammtiſch ausdrücklich erklärt: Mir kann keiner das Waſſer reichen.“

Probat.

„Können Sie mir nicht ein Mittel angeben, um mager zu werden?“

„Gehen Sie heute abend in das Wirtshaus zum goldenen Löwen und laſſen Sie ſich mit dem dort verkehrenden Dr. Gallig in eine Diskuſſion ein; dann haben Sie gleich Ihr Fett weg.“

Verſchieden beurteilt.

„Nicht wahr? die muſikaliſch-deklamatoriſchen Vorträge auf der letzten Soirée beim Geheimrat X... waren doch ganz entzückend?“

„Die Verpflegung ließ aber ſehr viel zu wünſchen übrig.“

„Ich konnte mich wirklich gar nicht ſatt hören.“

„Und ich habe mich thatſächlich nicht ſatt eſſen können.“

Im Berliner Budikerkeller.

Tübbeke: „Menſchenskind, wie red'ſt du denn? Du biſt ja janz heiſer.“

Spilleke: „Das kommt davon, daß ick heute vormittag jewählt habe.“

Tübbeke: „Haſt du dir denn im Wahllokal ſo erkältet?“

Spilleke: „Das jerade nich, aber ick habe doch Müllern meine Stimme jejeben.“

Ehemannsſeufzer.

Dem Atlas ſchenkt viel Sympathien
Die Modedame leider:
Zur Schule trägt der Backfiſch ihn,
Die junge Frau — zum Schneider.

Aus der Schule.

Lehrer: „Wann ſind die Flüſſe am gefährlichſten?“

Karlchen: „Wenn man ſie in den Gliedern hat, ſagt Papa.“

En gros.

„Wieviel haben Sie während Ihres Aufenthalts in England wohl gebraucht?“

„Circa fünf Centner.“

„Wie verſtehe ich das?“

„Genau gerechnet 493 Pfund.“

In das Album einer jungen Frau.

Stell, was dich an Reiz beglückt,
Niemals in den Schatten;
Wenn die Roſe ſelbſt ſich ſchmückt,
Schmückt ſie auch den Gatten.

Eben deswegen.

„Prachtvolles Wetter heute!“

„Sie ſcherzen. Es gießt ja wie mit Eimern.“

„Eben deswegen. Ich bin Theaterdirektor.“

In der Künſtlerkneipe.

„Nun wie haſt du den heutigen Tag verbracht?“

„Ich habe mich auf die Leinwand geworfen.“

„Du haſt alſo fleißig an deinem Porträt gearbeitet?“

„Ach was! Geſchlafen habe ich, um das in der letzten Nacht Verſäumte nachzuholen.“

„Und das nennſt du ‚dich auf die Leinwand werfen‘?“

„Allerdings. Oder glaubſt du, mein Bettlaken wäre keine Leinwand?“

Scherzfrage.

Weshalb ſind tüchtige junge Aerzte als Ehemänner ſehr begehrt?

Antwort: Weil man annimmt, daß ſie ihre Frauen gut behandeln werden.

Der geſtirnte Himmel im Monat Auguſt.*)

Von den Planeten iſt in dieſem Monate Venus als Morgenſtern zu ſehen. Sie erreicht am 21. ihren größten Glanz. Auch Mars iſt am Abendhimmel ſichtbar und Saturn geht kurz vor Mitternacht auf. Am 7. tritt der Vollmond, am 14. das letzte Viertel, am 20. der Neumond und am 28. das erſte Viertel ein. Am 1. ſteht der Mond in der Erdferne, am 16. in der Erdnähe.

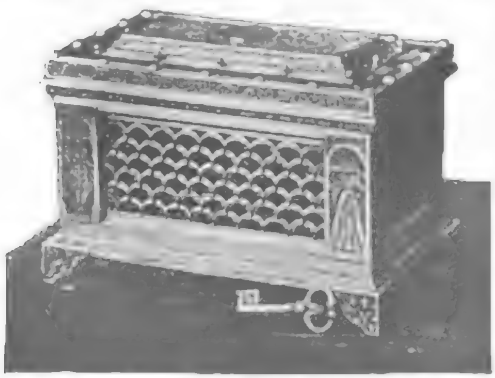
In den Nächten um den 8. bis 12. Auguſt wird man eine größere Anzahl von Sternſchnuppen wahrnehmen, die ihren Ausgangspunkt aus dem Sternbilde des Perſeus nehmen und welche man deshalb „Perſeiden“ nennt. Das Sternbild des Perſeus ſteht um Mitternacht dieſer Tage hoch am öſtlichen Himmel. Im Süden des Himmels ſtrahlt der helle Stern Fomelhaut, während in NW der helle etwas rötliche Arkturus eben im Begriff iſt unterzugehen. Nach dem Scheitelpunkte prangt das Sternbild der Leier mit der funkelnden Wega.

Schmiedeeiſernes Hausgerät.

Von F. Luthmer.

Man iſt in gewiſſem Sinne berechtigt, unſerer Zeit wieder den Beinamen der „eiſernen“ zu geben, wenn man beobachtet, wie dasjenige Material, welches nur bei den Rieſenaufgaben der Technik ſeine mäßig bezahlten Dienſte leiſten, neuerdings wieder durch kunſtvolle Arbeit der Menſchenhand veredelt, ſeine Rolle in dem Schmuck unſerer Wohnungen angewieſen erhält. Schmiedeeiſerne Leuchter, Kaſſetten, Garderobehalter, Lampenfüße und anderes hat mit der neueren kunſtgewerblichen Bewegung wieder ſeinen Einzug in unſere Salons gehalten; es iſt willkommen geheißen worden als neues Element, das durch die charakteriſtiſchen Formen und die Zartheit ſeines Ornaments eine Abwechſelung in die Holz-, Stuck- und Bronzeformen unſerer Zimmerausſtattung brachte.

Mehr als wünſchenswert war namentlich uns Deutſchen die Verwendung des Metalls zu unſern Hausmöbeln verloren gegangen. Für Bettſtellen fand das Schmiedeeiſen von jeher reichliche Anwendung in England und in Italien. Sein geringes Volumen bei großer Tragfähigkeit machte es gerade zum Gerüſt eines Möbels ſehr brauchbar, bei dem Luftigkeit und Reinlichkeit die höchſte Anforderung ſind. Während wir eiſerne Bettſtellen



Schmiedeeiſerne Kaſſette (geſchloſſen). Von Hans Mayer in München.

faſt nur als Nothbehelf für Dienſtboten, für Kaſernen und Krankenhäuſer beſtimmen, wird mit denſelben in den genannten Ländern ein großer, allerdings nicht immer vom feinſten Geſchmack getragener Luxus getrieben; man überzieht die ſichtbaren Teile mit Meſſingblech, bildet aus Meſſingröhren hohe verſchnörkelte Aufſätze auf dem Kopf- und Fußende, und ſchmückt auch wohl die Pfoſten mit Glas- oder Porzellanknöpfen. Der Katalog der weltberühmten Ausſtattungsfirma Mapple u. Co. in London weiſt Stücke zum Preiſe von über 400 M. für das leere Geſtell auf. Aber weit ausgedehnter und, wie wir gleich hinzuſetzen wollen, weit mehr durch die Kunſt verſchönt waren die Metallgeräte des griechiſchen und römiſchen Altertums. Hier war es beſonders die Bronze, die zu den meiſten derjenigen Zwecke verwendet wurde, zu welchen wir bei Tiſchen und Stühlen das Holz anwenden. Dem mannigfaltigſten Gebrauch dienten dieſe leichten, zierlichen, ſelbſt bei ſchlichteſter Behandlung immer mit unnachahmlicher Grazie profilierten Geräte, die in allen Altertumsmuſeen, in geradezu erdrückender Menge aber im Nationalmuſeum in Neapel vertreten ſind: Da ſehen wir Seſſel, Stühle, Sofas, große und kleine Tiſche, Samovars, Doſen, Eimer — am herrlichſten aber die zu vielfältigſten Zwecken benutzten Dreifüße und die Lampenträger, die in zierlicher Pflanzenform aus einem dreiteiligen Fuße aufſchießenden Kandelaber. Man kann annehmen, daß in der immerwährenden Umgebung dieſer dünnen und zierlichen Möbel — neben denen ja auch derbere Stücke aus Holz und ſelbſt aus Stein exiſtierten — das Auge des Menſchen des Altertums ſich weit mehr als das unſrige mit dieſer Magerkeit der Formen vertraut gemacht hatte.

Denn gerade darin liegt die Schwierigkeit, welcher die Einführung des Schmiedeeiſens bei uns ſo oft begegnet: Wir ſind gewöhnt, unſer Hausgerät derber, körperlicher zu ſehen. Als Ver-

Schmiedeeiſerne Kaſſette (geöffnet). Von Hans Mayer in München.

mittelung für dieſe Schwierigkeit, welche eiſernen Möbeln immer entgegenſtehen wird, bietet ſich nur eines: das Element der Farbe. Und dies finden wir auch beim Eiſen früher immer angewendet. Man kann mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß zur Zeit der Gotik und Frührenaiſſance, da man das Eiſen noch häufiger zu Hausgerät verarbeitete, kein Stück exiſtierte, das nicht einen Ueberzug von lebhafter Farbe gehabt hätte. Wenn dieſelbe bei unſern Muſeumsſtücken ſo häufig fehlt, ſo ſind wohl ausnahmslos die Reiniger und Reſtauratoren dafür verantwortlich zu machen.

Und ſtiliſtiſch fordert das Eiſen dieſen Ueberzug unbedingt; wir wollen dabei von der praktiſchen Forderung einer ſchützenden Decke gegen den Roſt ganz abſehen, da man dieſe neuerdings durch chemiſche Prozeſſe ebenfalls erreicht hat. Allein erſtens iſt das Material an ſich ohne jeden Reiz. Man kann vom Zinn, vom Blei, ſelbſt vom Nickel ſagen, daß ſie in gepuktem Zuſtand einen nur ihnen eigentümlichen reizvollen Glanz haben. Beim Eiſen trifft dies nicht zu; auch ſein Roſt iſt nicht wie bei der Bronze eine Veredelung, ſondern eine Verunreinigung.

Aber wir wollen gegen letzteren auch keinen ſchwarzen, etwa durch vergoldete Einzelheiten gehobenen Ueberzug: denn — und dies iſt der zweite Grund, der für bunte Bemalung des Eiſens ſpricht — der an ſich ſchon körperloſe Charakter dieſer Ranken, Stangen und Bänder wird durch die ſchwarze Farbe faſt bis zur Unſichtbarkeit geſteigert. Gerade weil das Eiſen dem Auge ſo wenig Fläche bietet, möchten wir dieſe Fläche ſo lebhaft gefärbt ſehen wie möglich. Das Zinnoberrot, Orydgrün, Bergblau, Weiß und Hellgelb, das wir bei guterhaltenen gotiſchen Kirchengeräten von Eiſen ſehen, und auf welchem das Gold zur glänzendſten Wir-

*) Auf viele Anfragen teilen wir hierdurch mit, daß die Sternkarte, welche dem erſten Hefte beigegeben war, auch für neueintretende Abonnenten oder Solche, denen das Blatt abhanden gekommen iſt, gegen Einſendung von 30 Pfennig in Briefmarken durch die Verlagshandlung dieſer Zeitſchrift zu beziehen iſt.

Digitized by Google

kung kommt — alle diese lebhaften Farben sollten wir getrost wieder anwenden. Auch wer sonst keine Sympathieen für die letzteren hat, wird sie angenehm und wohlthuend finden, wenn sie ihm in zarten, schmalen Linien, auf den dünnen Schnörkeln des schmiedeeisernen Gerätes begegnen.

Wir bezweifeln nicht, daß eine solche polychrome Behandlung des Eisens demselben noch weit schneller die Vorliebe des Publikums erobern würde, als es bisher geschehen ist. Freilich müßte noch eines dazu kommen, um zu verhindern, daß die letztere sich nicht in ihr Gegenteil verwandelt. Das Eisengerät muß handlich sein. Wir vergessen bei unserm Trachten nach Stilrichtigkeit in neuester Zeit nur zu gern, daß ein schönes Gerät nach altem Muster, welches wir in die moderne Haushaltung einführen, vor allem brauchbar sein soll! Wenn mir nun der Kunstschmied einen

Schmiedeeiserner Kronleuchter für elektrisches Licht. Von Hans Mayer in München.

Petroleumlampenfuß, einen Handleuchter, eine Feuerzange herstellt, an deren spitzen Ranken ich mir das Handgelenk verletze, so wird das stilvolle Gerät sehr bald seine Stelle einem glatten, schmucklosen Rivalen abtreten und auf das Bortbrett wandern.

Zu verschiedenstem Gebrauch werden heutzutage in allen Städten Deutschlands schmiedeeiserne Möbel verfertigt, oft in gefälliger Kombination des Eisens mit blankem Rotkupfer: wir nennen von den bekanntesten Meistern nur E. Puls und P. Marcus in Berlin, Asendorpf in Bremen, Garny, Sipf, Germann und Hammeran in Frankfurt, Kölbl in München, Gillar und Milde in Wien. Am besten eignen sich diese Arbeiten aber zu Beleuchtungskörpern, da die Dünne des Materials nur geringe Schatten, und damit schwachen Lichtverlust erzeugt. Ein besonderes Zukunftgebiet mag sich dem schmiedeeisernen Hausgeräte noch in der elektrischen Beleuchtung eröffnen. Die Probe, welche aus der Werkstatt von Hans Mayer in München hervorgegangen, und die wir neben anderen Arbeiten desselben Meisters (S. 581) heute mitteilen, läßt hierin das Beste erhoffen.

Verantwortl. Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda.

Nachdruck, auch im Einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Von Interlaken zum Großen St. Bernhard.

Von

J. Herzfelder.

---

uf nach Italien!" lautete die Losung in der fünften Morgenstunde des 18. August 1881. Nicht als ob wir von Interlaken sofort mit beiden Beinen in das italische Gefilde hineinzuspringen gedachten. Wußten wir doch, welche Berge und Thäler zwischen uns und unser Ziel geschoben waren! Aber aus den umdüsterten verregneten Schweizer Bergen baldmöglichst in das sonnige Land der Citronen zu flüchten, war der sehnliche Wunsch, der uns früh vom Lager trieb. Aufgegeben ward der frühere Plan, über die Grimsel oder Gemmi ins Wallis einzubrechen, vielmehr der zeitlich kürzeste Schienenweg nach Martigny gewählt, um von da zum Großen St. Bernhard hinaufzuwallen.

Als uns die Bödelibahn in zehn Minuten in Därligen abgesetzt hatte und wir das nasse Deck des Dampfschiffs betraten, sah es um und über uns verwünscht grämlich und greulich aus. In langen Tüchern hingen die Wetterwolken bis in den Thuner See herein, dessen Wellen in mißfarbigem Grau ans Ufer schlugen, der Wind pfiff unheimlich über das Wasser und hinter uns, in Interlaken, brodelte ein schwarzer unheilvoller Hexenkessel. Vor uns aber, weit gegen Westen, leuchtete es hoffnungsvoll auf, lichte Streifen säumten das aufdämmernde Flachland, leicht und luftig flatterte dort das Gewölk auseinander, das Thermometer unserer Stimmung stieg bereits über den Gefrierpunkt. Und als nun Passagiere, Kisten und Kasten eingeladen waren und das Boot in die dunkle Flut hinausdampfte, da ward von Minute zu Minute der Himmel freundlicher, der Wind günstiger, und die malerischen Gestade, frischgewaschen und sauber gebürstet, lagen in aller Klarheit der Morgenbeleuchtung vor den Blicken. So heitere Fahrt hatten wir nicht erwartet.

Den Thuner See teilt eine leichte Krümmung in zwei Becken. Der obere Teil, schmäler und ernster, wird von den kahlen Ralligenstöcken im Norden und südlich von den wald- und weidereichen Hängen des Morgenberghorns umfaßt; um die felsige „Nase", an den „Kalten Kindbetten" vorüber, eilt das Schiff in die untere Seekammer hinaus, die, weit ausgerundet und gegen Westen flach ausbuchtend, rechts und links an vorspringenden Hügeln eine Fülle anmutigster Veduten zeigt. Zuerst am linken Ufer Spiez mit der vieltürmigen Burg des Herrn von Erlach, dem modernen Schloßbau des Hotels, dem grauen Kirchlein daneben und den hochwipfligen Bäumen dazwischen, ein wahres Kabinettsstück idyllischer Landschaftsmalerei, dann am rechten Ufer die zierlichen Pensionshäuser von Gunten, darüber der hohe Rebenhügel mit dem Dörfchen Sigriswyl, Oberhofen und das romantische Feudalschloß der Grafen von Pourtalès, der preußisch-royalistischen Granden von Neufchatel, und endlich weiter gegen Thun Villen und Schlösser, aus reichen Gärten schauend, vor allem Schloß Schadau, im englisch-gotischen Stile übervoll ornamentiert, von einem prunkvollen Park umschlossen! Die Pyramide des Niesen und die blauende Kette des Stockhorns traten hervor, als wir in Scherzligen landeten, von wo uns der Dampfwagen in kurzer Zeit nach Bern entführte.

Den dreistündigen Aufenthalt allda nützten wir ergiebig aus. Durch die Straßen dieser Stadt zu flanieren, hat mir immer ein gewisses Behagen bereitet. Die mäßig hohen Häuser, aus grauem Sandstein solid aufgeführt, ruhen auf massiven Bögen, unter deren offenen Hallen Kaufladen an Kaufladen, Schenke an Schenke stößt und ein rühriges Volk hin und her hastet; die Fensterausladungen sind balkonartig ver-

gittert und auf den roten Polſtern über dem Geſimſe ſitzt jung und alt, auf die Straße gaffend; nirgends fehlen die grünen Jalouſieläden, und mächtige Thorflügel führen in ebenſo mächtige Flurräume. Maſſige Türme mit hochgeſprengten Durchläſſen teilen die Straßen ab, an Märkten und Plätzen rauſchen altertümliche, figurenreiche Brunnen, und allerorten, wo es nur anzubringen war, prangt in Erz, Stein oder Holz als Schildhalter oder Eckenſteher das bekannte Wahrzeichen von Bern, der Bär, Freund „Mutz", wie die Berner ihren Liebling heißen. Das iſt das alte Bern, auf einer Felſenbank hoch über der Aare angelegt, ſeine Phyſiognomie konſervativbehäbig, altväteriſch-derb wie ſeine Bewohner, aber auch ebenſo pfahlbürgerlich, protzig und abgeſchloſſen wie dieſe. Heller und ſchmucker präſentiert ſich die Neuſtadt. Das Bundespalais, Muſeum, Berner Hof u. ſ. w., wirkliche Prachtzeugniſſe der modernen Kunſt, deuten darauf hin, daß hier der Regierungsſitz eines freien regſamen Volkes ſich befindet und daß die patriciſche Häuſerburg der inneren Stadt ein ſteinerner Anachronismus iſt. Um Mittelalter und 19. Jahrhundert legt ſich hier aber gleichfreundlich ein Kranz der gefälligſten Promenaden.

Als wir ſo am Erdgeſchoß der Häuſer unter den kühlen „Lauben" dahinſchritten, erinnerte ich mich daran, welch ein hoffärtiges Geſchlecht dereinſt in dieſen Räumen gewaltet, welch ein volksbedrückendes Regiment die bevorrechteten Patricier geführt. Noch im vorigen Säkulum haben die regierenden Zweihundert, die ſich Monſeigneurs betiteln ließen, den Kaufleuten und Gewerbetreibenden, wenn ſie Waren oder Werkzeuge trugen, den Durchgang durch dieſe Arkaden unterſagt, auf daß die weitbauſchenden Reifröcke ihrer Frauen und Töchter nicht beläſtigt würden. Wie die Geburtsariſtokratie, die ausſchließliche Beſitzerin des Weinzehnten, die Landſchaften Waadt und Freiburg bedrückte, iſt ſattſam bekannt. Auch innerhalb der Ringmauern der Stadt iſt viel unſchuldiges Blut gefloſſen, jedes freiheitliche Gelüſte der Bürgerſchaft wurde mit Tortur und Henkersblock geahndet, und wenn auch die Gerechtigkeitsgaſſe heute noch beſteht, die Junkergaſſe in der Nähe belehrt uns, daß die hochmögenden Herren die Gerechtigkeit ſehr junkermäßig traktierten. Anno 1749, dem Geburtsjahre Goethes, mußte der edle Samuel Henzi, der Führer im ſogenannten „Burgerlärm", ſein Haupt unter das Beil legen, weil er es verſucht hatte, die Macht der hochmütigen Bevorrechteten zu dämmen. Ein Fragment aus Leſſings Jugendzeit liegt noch vor, nach welchem der große Geiſtesapoſtel den Opfertod Henzis in einer Tragödie verherrlichen wollte.

Wir ſchlenderten die Straßen auf und ab, wobei wir uns weidlich darüber erzürnten, daß die Stadt ſich augenfällig immer mehr „franzöſiert", und wendeten uns dann zum Münſter, dieſem Meiſterbau der Spätgotik, von Matthes Heinz aus Straßburg im Jahre 1421 begonnen. Leider haben ſie dem Turme eine Notkappe aufgeſetzt, wie das auch an anderen Orten der Fall, wo es zur Vollendung an religiöſer Wärme oder am Gelde fehlte. Das Hauptportal mit den reichen Skulpturen und ſteinernen Blumenranken des Meiſters Nikolaus Künz war von Engländerinnen belagert, die mit Naſenzwickern und Zeichenheften bewaffnet waren, wir zogen uns deshalb auf die Münſterterraſſe zurück, wohl eines der anheimelndſten Buenretiros der Schweiz. Wie erquicklich iſt die Raſt unter ihren ſchattigen Baumkronen, zumal wenn, wie heute, der Ausblick auf die Oberlandsberge gegönnt iſt! Ohne den Bärenzwinger aufzuſuchen, in welchem aus dem Stadtſäckel eine Familie von Atta Trolls Geſchlecht unterhalten wird, kehrten wir zum Bahnhof zurück, um dem Genfer See zuzuſteuern.

Von Freiburg an ſind wir mitten im franzöſiſchen Sprachgebiete, aus dem wir eine lange Zeit nicht mehr herauskommen ſollen, und auch im Wagen vernimmt man kein deutſches Wort mehr. Ueber die jähe, von Sandſteinflözen eingerammte Glaneſchlucht ſetzt der Zug, an hochanſteigenden Wäldern fliegt er vorüber, Wieſen und Getreidefelder wechſeln mit welligen Hügeln und eingeſchnittenen Thälern, die Berge des Simmenthals treten hervor und verſchwinden, und jene mächtigen, zerſägten Felſenrücken, die links in weiter Ferne dunkeln, es ſind die erſten Grüße des Savoyer Landes. Auf einſamem Hügel liegt das Städtchen Romont; mit ſeinen Mauertürmen, der ſchwerfälligen Burg, den altersgrauen, hochſtrebenden Anſitzen erinnert es an die kräftigen Holzſchnitte aus Seb. Münſters „Kosmographey". Gleich ihm aus dem Mittelalter in die Neuzeit hereingebannt, erſcheint in der fruchtbaren Tiefe, die bis zum Jura reicht, das ſchwarze finſtere Städtchen

Rue, und ſpäter, an der Bahntrace ſelbſt, das Felſenſchloß Oron-le-Chatel. Wir aber ſchauen mehr nach Süden aus, wo aus ſchweren Nebelmaſſen, die immer noch herumwogen, bald die Eiskuppe des Montblanc, bald die leuchtende Dent du Midi herausſpäht.

Nun eilt der Zug abwärts, wir ſind in Cherbres und können kaum erwarten, bis wir aus dem langen Tunnel von Corvallaz heraustreten. Ein Pfiff ertönt, es wird Licht, männiglich ſtürzt an die Fenſter, lautloſes Entzücken feſſelt uns alle. Aus der Nacht des Bergſchlundes plötzlich heraus an die ſonnigen Ufer des Genfer Sees! Da liegt er zu unſeren Füßen, achtzehn Stunden weit in halbmondförmiger Krümmung ausgeſtreckt, blauſchimmernd im Mittagslicht, der unſterbliche Lacus lemanus. Nur die ſüdweſtliche Spitze, von Nyon bis Genf ſtromähnlich verlaufend, der „Kleine See“, iſt unſeren Blicken entzogen; vor uns aber am nördlichen Ufer ruhen an Rebenhügeln, Kaſtanienhainen und Obſtgeländen die zahlloſen Villen, Landſitze, Dörfer und Städte, alle anmutig und heiter wie der ſommerliche Glanz des Waſſers, während gegenüber das ſavoyiſche Geſtade unwirtlich und düſter aufſteigt, von ernſten Höhen ummauert. Welche unvergänglichen Namen ſind doch an dieſen See gekettet! Calvin und Servetо, Voltaire und Rouſſeau, Matthiſſon und Bonſtetten, Julie Bondeli und Frau von Staël, Gibbon und Byron und jener Dichterjüngling Shelley, „ein Atheiſt, der heiß nach Gott gerungen“. Wie viele weltſchmerzlichen Thränen ſind jener neuen Heloiſe gefloſſen, die der Genfer Philoſoph in die Gefilde von Clarens gezaubert! Wie viele guten und ſchlechten Verſe haben dieſe Ufer hervorgelockt, von Friederike Brun bis zu Luiſe von Plönnies:

„Die Sonne ſinkt. Ein purpurfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel,
Der Alpenſchnee erglüht in hoher Luft,
Geneva malt ſich in der Fluten Spiegel.“

Dieſe Verſe Matthiſſons hat wohl jeder Gymnaſiaſt einmal recitiert, und manche aſchlockige Tochter Albions lieſt heute noch beim ſummenden Theekeſſel die Strophe Childe Haralds:

„Himmel und Erd' iſt ſtill, doch ſchlafend nicht,
Nur atemlos wie tiefſte Wonn' und Qual,
Wenn allzuvoll das Herz nicht ſeufzt und ſpricht.
Himmel und Erde iſt ſtill — der Sterne Zahl,
Der eingelullte See, Gebirg und Thal
All in ein einzig lebend Eins verfließt,
Darinnen jedes Lüftchen, Blatt und Strahl
Anteil am Daſein hat und mitgenießt,
Was ſchaffend all erzeugt und ſchirmend all umſchließt.“ — —

Vom hochgelegenen Lauſanne führt die Bahn, dem öſtlichen Horn des Halbmonds zu, immer am See in derſelben Richtung zurück, die ſie von Cherbres her genommen, nur daß ſie jetzt tief unten das Ufer entlang zieht, während über ihr die Berner Linie läuft. Dieſe zauberhafte Fahrt zu ſchildern, iſt unnötig, wenn man nur die Namen Vevey, Clarens, Montreux, Glion, Chillon nennt. Die heiße Luft flimmerte über dem See, den der Mittagswind, hier le rébat genannt, in leichten Wellen kräuſelte. Ein wunderſames Farbenſpiel zeigte der ſanft gehobene Spiegel: in der Ferne dunkelblau wie Italiens Himmel, ſpielte die Flut in lichtgrünen Schäumen ans Ufer, während in der Mitte weißgraue Striemen über das Waſſer zogen; am ſüdlichen Rande aber, hart an die dunkeln Wälder, die über das Felſengemäuer herabklimmen, legte ſich der See in ſtahlſchwarzer Glätte an wie ein metallener Schild. Einſam war es über den Wogen, nur von Evian her rührte ein lateiniſches Segel ſeine ſeltſamen Flügel.

In Chillon ſtiegen viele Reiſende aus, um den Kerker Bonnivards, berühmt durch Byrons Gedicht, zu beſuchen. Das Schloß mit den vielen Ecktürmchen und den fürchterlichen Verließen unter dem Seeſpiegel bildet ein Seitenſtück zur Pfalz im Rhein, doch wirkt dieſe viel mächtiger, da ſie mitten aus dem Strom herauswächſt, während Chillons Mauern gar zu nahe dem Strande aufragen und die Brücke, die hinüberführt, das Inſelbild beeinträchtigt. Wir durften nicht verweilen, weiter flogen wir, unter dem Righi Vaudois hinweg; in Villeneuve, wo die ſchweren dunkelblauen Trauben über die Mäuerchen der Vignen heraushingen, ſagten wir dem einzigen See lebewohl.

Wir fuhren nun im Thal der Rhone aufwärts, das, anfänglich eine breite ſchilfbewachſene Niederung, bald das Gepräge eines großartigen Gebirgsſpaltes annimmt und weit hinauf behält. Vorüber ziehen die Weinberge von Yvorne, die auf dem Bergſturze von 1584 fröhlich gedeihen, die ſchwarzen Marmormauern von Aigle und die Schlucht, die zu den Ormontthälern aufwärts zieht; Bex mit den ſtattlichen Salinenbauten bleibt links liegen, nahe an das

Geleise tritt jetzt die trübe wildschäumende Rhone, die ich einst von ihrer Gletscherwiege am Galonstock bis zum Eintritt in den See begleitet, und zwischen der Dent de Morcles und der Dent du Midi, den hohen beeisten Bergpfosten, hindurch braust der Zug in den Tunnel hinein, an dessen Ausgang St. Maurice, das alte befestigte Städtchen, liegt. Die düstere Abtei, nach der Sage schon im vierten Jahrhundert gegründet und noch jetzt von Augustinerchorherren bewohnt, war einst der Schauplatz einer fürstlichen Greuelthat. Die Söhne Chlodwigs, des Merowingers, brachen, von ihrer Mutter verhetzt, in das heilige Asyl, das den vertriebenen Burgunderkönig barg, und unter ihren Händen verblutete der wehrlose Greis, ihr eigener Oheim.

In St. Maurice verließen wir die Wagen der „Suisse occidentale" und stiegen in den Schneckenzug der Simplonbahn, die vorläufig nur bis Brieg geht. Dort wird sie wohl auch stecken bleiben, wenn der geplante Montblanctunnel das Simplonprojekt aus dem Felde schlagen sollte.

Als wir weiter fuhren, war auch das letzte Wölkchen verflogen. Im Thalhintergrunde tauchte ein breiter, hochüberfirnter Bergscheitel auf, es war der Mont Velan, der eigentliche Gipfel des Großen St. Bernhard, dem wir morgen noch näher treten wollen. Vor Vernayaz blitzt es hell zwischen den Felsspalten auf, die Pissevache, der Wasserfall der Sallenche, donnert mehr als 200 Fuß hoch über die schroffe Wand herunter. Auch aus dem Wagenfenster gesehen, bietet sie ein prächtiges Schauspiel. Es sind sechs Jahre verflogen, seit ich den schmalen Ziegensteg hinaufkletterte und über dem lauten Wasserschwalle stand.

Kaum hatten wir Vernayaz im Rücken, da that sich drüben an den Felsen ein anderes Naturwunder auf, die Gorge du Trient, jener enggewundene stromdurchrauschte Bergriß, der in seiner schauerlichen Lage die Taminaschlucht weit überholt. Nur den klaffenden Spalt des Schluchteingangs durften wir aus der Ferne betrachten, wollten wir noch rechtzeitig ans Ziel gelangen, und so legten wir uns mit stiller Resignation in die Kissen zurück, bis der alte Turm La Battiaz vom rebenbewachsenen Bergkegel grüßte. Wir landen in Martigny.

„Martigny-la-ville", das Octodurum der Römer, das Goethe noch im Jahre 1779 mit seinem deutschen Namen Martinach bezeichnete, ist ein altes verblichenes Nest. Zwar nimmt sich die breite Hauptstraße, mit modernen Gasthöfen und dem verwesten Glanze etlicher patricischer Häuser prahlend, etwas behäbiger aus, seine winkeligen Nebengassen aber sind bettelhaft, eng und dumpfig, wahre Fundstätten für das Skizzenbuch motivehaschender Maler. Ueberall unverputzte Wände, fensterlose Oeffnungen, je nach Bedürfnis quer und krumm in die verschwärzte Mauer gebrochen, Balkons mit verrostetem Gitterwerk, Thüren, die nicht schließen, Läden, die nicht klappen, und als Staffage finstere verkommene Menschen, oftmals fieberkrank und blaß — das ist annähernd das Bild jener Stadt, die vor Jahrhunderten sogar der Herrschersitz mächtiger Bischöfe war. Nur der Promenadeplatz, von besser erhaltenen Bauten umgeben, mit Platanenalleen besetzt, macht den Eindruck des Civilisierten. Dort steht seit einigen Jahren auf schmalem Piedestal eine seltsame weibliche Büste. Wild wogen ihr die Haare um die hohe Stirne, das Gesicht kehrt sich uns streng und trotzig zu, über die gehärteten Züge scheint es wie der Rausch einer vergeistigten Mänade zu fliegen. Keine gemeine Künstlerhand hat sie geschaffen, sie ist das Werk Courbets, des Helden der Kommune, der in herostratischem Eifer die Vendomesäule zerstörte. Liberté nannte er sie und soll sie der Stadt geschenkt haben, aber die guten verpfafften Bürger wußten wahrscheinlich nicht, was mit der Freiheit zu machen sei, und so ist jetzt kurz und bündig darunter zu lesen: Helvetia. Ob sie ein Seitenstück oder nur eine Kopie jener Freiheitsbüste ist, die Courbet der Stadt Vevey schenkte, konnte ich nicht erfahren.

Wir wanderten wieder zurück, zur Stadt hinaus gegen die Brücke, unter der die wilde Dranse der Rhone zueilt, und blickten in die herrliche Thalweitung hinaus, die der letzte Abendglanz überströmte. Schon in tiefe Schatten getaucht, schoß im Süden die hochgetürmte Wand mit dem Zeigefinger auf, die sie Pierre à voir nennen, aus dem westlichen Thalspalte ängelten die Aiguilles rouges hervor, gegenüber traten die Schneehäupter des Berner Oberlandes heraus, hier an ihrem südlichen Abhang so gedrückt und bescheiden, daß man sie kaum wieder erkennen konnte, und weit hinauf zerflossen in weichem Duft die Höhenzüge um Sion und Leuk. Wie gerne wären wir noch weiter gewandelt, hätte uns nicht die einfallende Däm-

merung und der knurrende Magen an die Rückkehr gemahnt.

Bei Tiſche ſchien die Geſellſchaft, die meiſt aus Engländern beſtand, ein willkommenes Stillſchweigen bewahren zu wollen, als unſer Unſtern noch eine alte knöcherige Miß hereinführte, die ſofort alle Hoffnungen auf ein ruhiges Zuſammenſein zerſtörte. Sie ſprach oder vielmehr belferte unnachläſſig fort, und dabei ziſchte ſie die Worte ſo nachdrucksvoll heftig durch die Zahnlücken heraus, daß die Gegenüberſitzenden wie Belagerte erſchienen, die ein Bombardement auszuhalten haben. Verſtändnisvoll wackelte dabei ihre große Blondenhaube hin und her, und die vielen maſſiven Ringe an ihren Fingern klapperten auf Tiſch und Teller den Takt dazu. Keiner wagte ſie anders als mit dem bekannten langgedehnten „Yes“ zu unterbrechen oder vielmehr zu accompagnieren, und dieſes geiſtlähmende Wörtchen wurde vom britiſchen Chorus ſo mechaniſch und kanonmäßig gehandhabt, daß uns ſchließlich der ſüße Pudding ſauer im Munde wurde. Wir leerten unſere Flaſche Walliſer Landweins und eilten auf unſer Zimmer, das nötige Handgepäck für eine einwöchentliche Fußwanderung herzurichten.

Des anderen Tages in früher Morgendämmerung führte uns unſere Straße dem Großen St. Bernhard zu. Wenn wir die Reiſehandbücher nachſchlugen, ſo fanden wir zwar überall die Hinweiſung auf geſchichtliche Erinnerungen, die ſich an dieſen Hochalpenweg knüpfen, aber alle wollen uns glauben machen, daß er weniger ſchön als berühmt ſei und daß er vor den übrigen Bergpäſſen nach Italien weit zurückſtehe. Berlepſch, der den Mund immer etwas voll nimmt, redet ſogar von Langeweile und Entnüchterung. Nun, wir kennen die meiſten Schweizer Uebergänge nach dem Süden, beſonders Gotthard, Simplon und Bernina, aber noch ſind wir nicht ſo blaſiert, daß uns gerade nur das Schönſte gefiele und daß wir uns den friſchen Genuß neuer Bergſcenen durch ängſtliche Vergleichung mit früher geſehenen verkümmern ließen; auch ſind wir nicht Neulinge genug, um der Geſchmacksrichtung roteingebundener Bücher unſer Urteil ohne weiteres auszuliefern.

Deſſen waren wir jedenfalls ſicher, als wir von Martigny auszogen, daß wir eine Straße wandern würden, deren Markſteine zugleich die Gedenkſteine einer zweitauſendjährigen Geſchichte ſind, und daß uns bis zum Hoſpiz hinauf die gewaltigen Schatten von Völkern und Heerführern zur Seite gingen. Denn was iſt nicht alles über dieſen Felſenpaß herüber und hinüber geklommen! Römer und Longobarden, Franken und Burgunder, Ungarn und Sarazenen, Oeſterreicher und Franzoſen, Kleriker und Laien, römiſche Päpſte, deutſche Kaiſer und zuletzt noch, in fünftägigem Gewaltmarſche, das Heer des großen Konſuls, des korſiſchen Imperators! An den Zug Hannibals zu denken, verbot mir mein hiſtoriſches Gewiſſen. Denn wenn ich mir auch nicht anmaße, in das Gezänke der Gelehrten einzugreifen, die in kleinlicher Zerfaſerung des Polybius und Livius bald für den Großen, bald für den Kleinen St. Bernhard, bald für den Mont Cenis und bald wieder für den Mont Genèvre als Uebergangspunkt des puniſchen Heeres ſtreiten, ſo ſcheint mir doch nach allem, was ich als Dilettant von den Akten dieſes Prozeſſes kenne, die Anſicht des Abbé Ducis, daß Hannibal über den Großen St. Bernhard in das Aoſtathal hinabgeſtiegen ſei, die fadenſcheinigſte und unhaltbarſte zu ſein. Er hätte ja, von Gallien heraus, um den Genfer See ziehen müſſen, und davon zu berichten, hätte der umſichtige Polybius gewiß nicht verſäumt. Verzichten wir alſo auf den großen Karthager! Es bleibt uns doch noch genug. Vor allem die waffenklirrenden Kohorten der Römer! Schon hundert Jahre vor Chriſtus kannten die Kulturträger der Alten Welt dieſen Wolkenſteg, und nachdem im Jahre 26 v. Chr. das heutige Aoſta, die Augusta Praetoria Salassorum, ihren Heeren einen feſten Stützpunkt gab, da führte über den denkwürdigen Paß jahrhundertelang die römiſche Militär- und Handelsſtraße in die nordöſtliche Schweiz nach der großen Soldatenkolonie Augusta Rauracorum (dem dermaligen Flecken Baſel-Augſt), die L. Munatius Plancus im Jahre 27 v. Chr. gegründet hatte.

Den Felſengrat des Bernhardbergs befeſtigte der Oſtgotenkönig Theodorich, den die Sage als Dieterich von Bern (Verona) verherrlicht, über ihn ſtürmten die Longobarden, um ſich an der Felſenfeſte Bard die Schädel einzurennen, zogen die Heere Karls des Großen, er ſelbſt in den Jahren 773, 787 und 801, das letzte Mal um Weihnachten im ſtrengſten Winterfroſt und nach ihm ſeine weibiſchen Nachfolger Karl der Kahle und Karl der Dicke.

Wohl erwuchs der Straße des heil. Bern-

hard ein gefährlicher Rivale im Mont Cenis, seit um das Jahr 700 das Kloster Novalese bei Susa gebaut ward, die Franken auf diesem Berge ihre festen „Klausen" errichteten und, von Ludwig dem Frommen gestiftet, ein Hospiz sich dort erhob; doch weit über das Mittelalter hinaus wimmelten allfort die Pfade des Bernhardspasses von Pilgern und Kaufleuten, Fürsten und ihren Kriegern. Kaiser Arnulf besetzte ihn im Jahre 894, die kleinen schlitzäugigen Ungarn jagten auf ihren Raubzügen über ihn hinweg, und nach der Vernichtung der Araber durch Karl Martell nisteten sich sarazenische Horden, aus der schönen Provence herausgeworfen und zersprengt, in den wallisischen Bergen ein und plünderten die wehrlosen Wanderer, bis endlich ihren Räubereien der Garaus gemacht wurde. Noch heute geht man in den Seitenthälern des Wallis den Spuren sarazenischer Niederlassungen mit Erfolg nach, und im Saasthale mahnen die Namen Almagel und Allalin und am Simplon der Namen Algaby an die Sprache der Araber.

Burgundische Fürsten von Rudolf dem Großen an, führten ihre Reisigen über den Paß; ihnen folgten die Mannen der deutschen Kaiser, als Konrads des Zweiten, Friedrich Rotbarts und zuletzt noch Sigismunds; die Fähnlein ihrer Vasallen flatterten auf den ungastlichen Bergwegen, so z. B. im Jahre 1163 des Hilfsheers Bertholds von Zähringen. Wie früher schon die Päpste Stephan IV. und Gregor IV., so mußte sich auch Leo IX. bequemen, über den Großen St. Bernhard in das barbarische Deutschland hinabzusteigen.

Zahllose Scharen von Rompilgern, voran die Frommen aus Angelsachsen und Island, durchstreiften schon vor dem Jahre 1000 die wüste Gebirgsöde, um an den Märtyrerstätten der heiligen Stadt zu beten, Laien jeden Standes betraten sie, die zu Rom Dispense und Indulgenzen um teures Geld erkauften, und Geistliche, darunter hohe Würdenträger der Kirche, wanderten durch die Schrecknisse der Alpenwelt, um in Rom Besitzstreitigkeiten zu regeln, Ablässe zu erbitten und wohl auch mit obligater Biederkeit zu intrigieren.

Die Saumtiere der Kaufherren brachten aus dem Welschland herüber Weihrauch und Gewürze, Arzneistoffe und glutige Weine, manchmal auch allerlei Curiosa, z. B. Affen, ja einmal sogar einen Elefanten; der Norden dagegen sandte seine Getreide, Vieh, Fische, Honig u. s. w. Die Hauptzollstätte war zu Aosta.

Nicht alle, die da hin und wieder zogen, kamen heilen Leibes davon, viele überschüttete die Lawine, Roß und Reiter stürzten in die grundlosen Klüfte, und im verräterischen Schnee erstickte mancher nordische Barbar. Die Geretteten wissen aber in den Itinerarien, die uns noch erhalten sind, nicht genug zu erzählen von den Gefahren, denen sie entronnen, von den Unbilden des Wetters, denen sie beinahe erlagen; ein heißes Dankgebet schließt alle Berichte.

Solchen Bedrängnissen des inzwischen verfallenen Weges trotzte in der Neuzeit noch jener Einzige, der nicht lang vorher aus dem Sande der afrikanischen Wüste zurückgekehrt war. Bonapartes Zug über den Großen St. Bernhard, von der Liebedienerei napoleonischer Legendenschreiber übermäßig ausgeschmückt, bleibt immerhin ein kühngewagtes, ruhmvolles Unternehmen. In der Zeit vom 17. bis 21. Mai 1800, als meilenweit klaftertiefer Schnee Berg und Thäler füllte, peitschte der Wille dieses einen eine Armee von 30000 Mann von Martigny bis Aosta; über Fels und Eis hinweg, an grausigen Abgründen vorüber, trieb er Mann und Roß mit allen Hilfsmitteln, die ein scharfsinniger und rücksichtsloser Geist zu ersinnen vermag; auf Kufen und in hohlen Bäumen wurden die Geschützrohre hinaufgeschleift, und ihn kümmerte es nicht, wenn da und dort erschöpfte Krieger niedersanken, dem sicheren Tod verfallen. Noch Monate später war ein Engländer, den der Führer Couttet zum Hospiz geleitete, über die Menge von Gebeinen erstaunt, die rechts und links vom Alpenwege bleichten. Schon am 2. Juli zog der Konsul in Mailand ein, am 14. pflückte er auf dem Schlachtfeld von Marengo ein neues Ruhmesblatt, mit Desaixs Blut beträufelt. —

Doch allzuviel der geschichtlichen Seitensprünge! Bleiben wir hübsch auf der Landstraße, die jetzt breit und gediegen an den Bergrändern des Val d'Entremont hinanzieht! Widerlegt doch schon, nachdem wir Martigny-le-Bourg und die Rebenhügel hinter uns haben, an denen der „Coquempey" und „La Marque" reift, der Eintritt in dieses Engthal all die Bedenken und Kritteleien unserer Reisebücher! Wir finden freilich keine tannendunkle Felsenkluft wie an der Via mala, keine schwindligen Bergkehren wie über der Saltineschlucht der

Simplonſtraße, aber mit keckem Pinſel hat auch hier Natur friſche, originelle Gedanken hingeworfen, und ein erhebendes Bild um das andere entrollt ſich, ſo oft wir mit der tief unten brauſenden Dranſe um eine neue Thalbiegung kommen. Während zur Rechten die Höhen mehr zurückweichen und an den Staffeln der Vorberge armſelige Weiler mit braunen, eng aneinandergerückten Holzhütten kleben, zieht links über dem Wildbach eine lange graue Felſenmauer fort, ſchroff ausgezackt, von trockenen Runſen durchfurcht, vom Wetter verwaſchen; und weit an ihren ſteinernen Rippen hinauf ſteigen die Aeckerchen der armen Thalbewohner, mühſam gepflegt und durch Mäuerchen geſtützt wie unſere Weinberge am Rhein und Main. Immer ernſter und härter wird der Charakter der Landſchaft, und doch tritt noch die Edelkaſtanie hart an das Bett des Gletſcherwaſſers, ihre ſchmalen dunkeln Blätter glänzen im Sonnenlicht und durch das wirre Laubwerk ſchimmern die helleren ſtacheligen Früchte. Auch ihr ſteter Begleiter, der Walnußbaum, breitet ſeinen Schatten über den kümmerlichen Raſen, der zwiſchen zerbröckeltem Geſtein ein zweifelhaftes Daſein führt.

Auch die Dörfer, durch die wir kommen, ſchauen gar dürftig aus, menſchenleer iſt die Straße in dieſer frühen Morgenſtunde, nur ein beladenes Wägelchen, mit einem Maulеſel beſpannt, trottet langſam vor uns her. Hinter Bovernier ſchließt ſich das Thal enger zuſammen, dunkle Föhren füllen die Schlucht, ungeheuerliche Felsblöcke verbarrikadieren den Fluß, der zornig über die Barrieren ſetzt, und wie wir durch die Galerie de la Monnaie ziehen, einen 200 Fuß langen Felſentunnel, ähnlich dem Urner Loch, da donnert das gehetzte Waſſer ſo verzweifelt an die Wandung, daß man glauben möchte, es werde ſie jeden Augenblick zerſchmettern.

Beim Austritt bleiben wir betroffen ſtehen: wir wiſſen jetzt, woher die vielen Felsquadern durch das Thal geſchleudert wurden, denn drüben durch die bewaldete Bergwand des linken Ufers geht von oben bis zur Tiefe ein weiter, breitklaffender Riß, geſchwärztes Steingerölle zieht durch den offenen Schlund bis in den Fluß und ſpärlich wachſen über den Trümmern krüppelige Latſchen. Der 16. Juni 1818 iſt der Geburtstag dieſes entſetzlichen Spaltes. Schon mehrere Jahre vorher hatte der unförmliche Gietrozgletſcher, der am Mont Pleureur, weit weg von unſerem Thale, über eine 2000 Fuß hohe Felſenwand herabzüngelt, ſeine Eismaſſen ſo ergiebig in das Val de Bagne abgeladen, daß der ungeheure Firnwall das Bergwaſſer jenes Thales mit einemmal einſchloß und zu einem drohenden See aufſtaute. Noch am 13. Juni führte der Ingenieur Venetz einen Stollen durch das Eis, um die Flut abzuleiten, aber umſonſt! Drei Tage ſpäter zerkrachte plötzlich die fürchterliche Gletſchermauer, und in ungebändigtem Schwalle ſtürzten die Waſſer über das Bagnethal, von da ſamt den Erdſchlipfen, die allwärts entſtanden, über die Hochwand, vor der wir eben halten, und wälzten ſich verheerend in das Bett der Rhone. Bis auf den nackten Steingrund ward Erdreich und Ackerkrume weggewaſchen, das Mattland gründlich fortgeſchwemmt und an 500 Häuſer und Städel trug das empörte Element in die Niederung hinab. Ein vorſpringender Felsrücken rettete Bovernier vor der Zertrümmerung; der Riß ſchließt ſich nie wieder, und alljährlich zittern die Bewohner dieſer Thäler vor den Launen des ſchrecklichen Gietrozgletſchers, wie ihre Vorahnen ſeit dem Jahre 1595 zitterten, in welchem er eine gleiche Tragödie aufführte.

Aber nicht Eis und Waſſer allein haben ſie zu ſcheuen, grauenhaft auch wütet das Feuer, wenn es mitten in der Erſtarrung des Winters ihre Firſte ergreift. Vor mehreren Jahren brannte in einer Novembernacht das hochgelegene Dörfchen Vernay im Val de Bagne nieder. Waſſer hatten die armen Leute genug, aber nur in der unzerbrechlichen Form des Eiſes, an Löſchen oder Hilfe von außen war nicht zu denken, und ſo mußten ſie mit gebundenen Händen zuſehen, wie das Feuer von Hütte zu Hütte ſprang. Nur die zwei unterſten Häuschen retteten ſie dadurch, daß ſie dieſelben mit mühſam ausgeſtochenen Erdſchollen über und über bedeckten. Und nun denke man, die winterliche Vereinſamung dieſer Dörfer iſt ſo groß, daß erſt Wochen nachher das Schweizer Land von dem Brandunglücke Kunde erhielt und ſeine milden Gaben ſpenden konnte.

Solche düſteren Hiſtorien ſtimmten zu dem einſamen Wege, der uns nach Sembrancher brachte an der Mündung des Bagnethals, aus dem das Wildwaſſer herabtoſt, das mit dem vom Großen St. Bernhard kommenden Bache die Dranſe bildet. Die erbärmlichen Häuſer des Dorfes lehnen ſich recht maleriſch an die

Digitized by Google

vorgeschobenen Hügelchen; von der einen Kuppe schaut eine Burgruine mit geschwärzten Mauern, die einst Kaiser Siegmund den Luxemburger beherbergt haben sollen.

Den hochragenden Mont Catogne zur Rechten, kommen wir nach Orsières, unserem ersten Rastorte, an welchem das dunkle Ferret-Thal einmündet. Nackt und grau, wie die Felsen umher, starren uns die Häuser an, meist steinerne Blockhütten von abschreckender Oede, nackt und grau grüßen die Reste des Schlosses Chatelard von der Höhe, und auf dem kleinen Marktplatze, an dem das Hotel des Alpes liegt, schießt das Gras aus den Ritzen des verkommenen Granitpflasters. Dürftiger mag es hier nicht ausgesehen haben, als die Sarazenen noch das Raubnest innehatten und (792) den ehrwürdigen Abt Majolus von Clugny wegzufangen sich erlaubten. In ein Gefängnis glaubten wir auch einzutreten, als wir im Gasthofe die engen dunkeln Steintreppen hinauftappten und in ein stockfinsteres Gelaß geführt wurden. Doch eiligst wurden die Läden geöffnet, und als das Tageslicht hereinbrach waren wir überrascht, einen sauberen Speisesaal vorzufinden, dessen Wände, wie überall an dieser Straße, mit Bildern aus Napoleons Geschichte geziert waren. Der Wein war vortrefflich und ergötzlich die Unterhaltung, die ein Franzose mit der Wirtin führte. Er hatte erst lange um einen Maulesel zum Ritte in das Val Ferret gefeilscht und schüttete jetzt seine Ungeduld aus, als das gemietete Grautier immer noch nicht erscheinen wollte. Zu seiner Mißlaune trug offenbar das unverständliche Patois bei, in dem die gute Frau mit sichtlichem Behagen excellierte. Dieses romanische Französisch ist ein Gemengsel keltischer, römischer und italienischer Laute, in welche sich sogar deutsche Sprachfragmente verloren haben; eine besondere Eigentümlichkeit dieses Thales ist, daß seine Bewohner das d ausgestoßen haben und auch das l meistens ignorieren, so daß z. B. un mulet (ein Maulesel) in ihrem Munde o muhet lautet.

Wir ließen den Fremden fortwettern und wanderten in heiterster Laune weiter; in reinster Bläue spannte sich der Himmel aus, und als wir vom Fußpfade, der über einen gewölbten Hügel geführt, wieder zur Straße einbogen, da ward uns auf einmal ein überwältigender, unvergeßlicher Anblick. Wie aus einer Versenkung urplötzlich herausgehoben, wuchs die prachtvolle, eisüberströmte Hochgestalt des Mont Velan vor uns auf, in ihren weichen, feingezogenen Linien, in der leisgeschwungenen majestätischen Form ihrer Glieder der Jungfrau gleichend, sichtbar vom Scheitel bis zum Fuße, bis in die Tiefe ihrer schneegefüllten Schründe, ihrer unversieglichen Firnkammern.

So überrascht den Wanderer, der durch das Nikolaithal gen Zermatt pilgert, der einsame Riesenobelisk des Matterhorns. Doch während dieses bald wieder verschwindet, behielten wir bis zum Hospiz hinan den weißschimmernden Berg, den zuerst der Prior des St. Bernhardklosters, Herr Murith, bestiegen, als treuen Gefährten und neben ihm die schwarzen, schwerfaltigen Felsenrippen des Grand Combin, die Aiguilles de Valsorey, jäh abfallende Schrofen, nur in den obersten Rinnen mit dünnem Schnee besprenkelt. Und je weiter wir aufwärts stiegen, desto eifriger lugten auf allen Seiten spitze beschneite Felsnadeln über die Bergkuppen. Zur Rechten mag es wohl der Mont Dolent gewesen sein, dessen weißer Kamm uns begleitete, hinter uns glaubten wir die Spitzen der Dent du Midi zu erkennen.

Doch fesselten uns hinter Orsières nicht die Höhen allein; auch das Thal, das sich hier wie ein Fächer auseinanderlegt, bot uns ein prächtiges Schauspiel. War doch hier auf weiten Fruchtfeldern, die von hochgeschwungenen Hügeln herab bis an die tiefgebettete Dranse reichten, der Erntesegen des Jahres noch zu erblicken. Schnitter banden gerade die Garben der dunkelgebräunten Gerste, die ein bayerischer Bräuer kaum versieden würde, andere lagen zur Mittagsrast unter breitästigen Edelkastänien, die als die letzten auf dieser Seite in dichten Gruppen zusammenstehen.

Dann ward das Thal wieder enger, in dunkler Schlucht kochte das Bergwasser, und bald klomm die Straße in vielen Serpentinen die Höhen hinan. An der Kapelle St. Laurent vorbei stiegen wir zu dem weitläufigen Dorfe Liddes empor, das mit seinen finsteren kastellartigen Häusern an grünen Bergwiesen hängt, den letzten in diesem Thalgrunde. Mancher meiner Leser kennt die Bauart der romanischen Dörfer Graubündens, diese plumpen, schiefhängenden Häuser, schwerfällig wie Ritterburgen, mit tiefen Gucklöchern, zerschlissenen Läden und weitgähnenden Thorbogen, aber diese steinernen Trödelbuden erscheinen noch

nobel und wohlkonſerviert gegenüber der Armut und Nacktheit ſolcher Walliſer Trümmerhaufen. Als ich auf das traurige Liddes zurückſchaute, den verlotterten Häuſerklumpen, in den die Phantaſie nur Schmuggler und Räuber verſetzen möchte, auf die zerſplitterten Steinplatten ſeiner Dächer, über die ein mitleidiger Sonnenſtrahl ſpielte, da war mir's, als müßte ich mit Fauſt ausrufen: „Der Menſchheit ganzer Jammer faßt mich an.“

Durch die ernſten Berglehnen ging es noch eine Stunde aufwärts, bis wir die Kapelle Nôtre Dame de Lorette begrüßten und das letzte Walliſer Dorf erreichten, Bourg St. Pierre, auch St. Pierre Mont Joux genannt. Dieſelben elenden Häuſer, aus klotzigen Blöcken roh aufgerichtet, mit winzigen erblindeten Fenſterchen über den weiten Eingängen, alles hübſch verfallen und verkommen! Ueber den lockeren Steindächern wächſt uraltes verfilztes Moos, deſſen roſtbrauner Ton das melancholiſche Bild künſtleriſch ergänzt.

Das ſtattlichſte Gebäude im Neſte iſt das Wirtshaus, Déjeuner de Napoléon iſt die hochklingende Firma des Hotels. Hier ſoll der kleine Konſul gefrühſtückt haben, und natürlich hatten wir die Ehre, in demſelben Zimmer, in dem er bewirtet ward, unſer Mittagsmahl einzunehmen. Viel Ehre und wenig Vergnügen! Denn den niedlichen Hammelsrippchen folgten Speiſen ſo alt und zäh, daß ſie unbedingt von jenem Frühſtück des Chefs der armée d'Italie übrig geblieben ſein mußten, und das Backwerk, das als Deſſert paradierte, ſchien ein ausgegrabenes verſteinertes Produkt altrömiſcher Küche zu ſein. Modern erſchienen nur die langen Kunſtpauſen, die zwiſchen jedes Gericht eingeſchoben wurden. Sie ließen mir Zeit, eine Karte nach Hauſe zu ſchreiben, gegenüber die ehrwürdige Kirche St. Peters mit dem verwitterten Turm, ſowie den römiſchen Meilenſtein zu betrachten, der, in die Kirchhofsmauer eingeſetzt, noch deutlich die Zahl XXIII erkennen läßt, und endlich noch das Fremdenbuch zu ſtudieren, auf deſſen letztem Blatte ſich der Münchener Pandektiſt Brinz über die Artikel des Herrn Ludw. Leutz in der Allgemeinen Zeitung mokiert. Halbſatt brachen wir auf, noch über vier Stunden waren bis zum Hoſpiz zurückzulegen, aber rüſtig und luſtig nahmen wir den Weg unter die Füße. Zuerſt durch einen anſehnlichen Lärchenwald, dann die Felſenbänder entlang, über die bisweilen ein eiskalter Gletſcherbach herabſauſt. Bald war alles Leben ringsherum eingeſchlafen, kein Baum, kaum ein magerer Grashalm zu ſehen, nur Stein und zerriſſenes Erdreich, und auf der Höhe die Eiswände und Schneekorridore des Mont Courboiſſière. Das Defilé de Charreire nennt man die Schlucht, in deren dunklem Spalte die Dranſe unmutig ſich aufbäumt. Die düſtre Hoheit weltverlorener Einſamkeit ruht auf dieſem Landſchaftsbilde. Dabei wird die Straße immer ſchmäler und ſchlechter, bis ſie ſich zuletzt in ein wüſtes, ſanft anſteigendes Trümmerfeld verliert, den Plan de Proz. Ein plumpes Bergwirtshaus ſteht am Eingange, die bekannte Cantine de Proz, die auch im Winter, von Schneewächtern ummauert, die Pilger des Großen St. Bernhard gaſtlich aufnimmt. Am 20. Dezember 1879, als der Wirt Moret, der dort einſam hauſt, auf einem Geſchäftsgange abweſend war, plünderten italieniſche Schmuggler das Gehöfte und brannten es nieder, und als der Arme zurückkehrte, fand er mitten in der grauſen Winteröde die rauchenden Reſte ſeines Heims. Wohlthätige Beiträge aus der Schweiz haben es ihm ermöglicht, dieſe vielbeſuchte Zufluchtsſtätte wieder aufzubauen. Wagen und Maultiere ſtanden vor dem Hauſe, als wir vorbeizogen, ein ſtruppiger Hund jagte in den Steinen umher, ſonſt weit und breit alles ſtill und leer.

Hier beginnt der Saumpfad, der zuerſt kreuz und quer über die Steinbrocken hinwegführt, zwiſchen denen dürftige Grasbüſchel, mit ganz kleinen Gentianen und Soldanellen durchſtickt, daran gemahnen, daß hier nicht alle Vegetation erſtickt ſei; dünne Waſſeräderchen durchſetzen den unwirtlichen Boden und die ſtolze Dranſe plätſchert als ein armſeliges Bächlein herab. Bis an den Rand dieſer Einöde geht zur Linken ein Gletſcher nieder, rechts ſchließt ein kahler, rauher Felſenwall die Welt ab. Hier hinein führt der Weg und klettert zwiſchen finſteren Felſenbarrieren aufwärts. Es war das Defilé de Marengo, in das wir bald eintraten, eine beängſtigende, langgekrümmte Steinkluft, die den Bach und Pfad wie in einem engen Verließe einſperrt. Die raſtloſe Natur ſcheint hier der ewigen Arbeit ſatt geworden, die Starre des Todes liegt auf ihr. Selbſt das Waſſer in dieſem Kerkerſpalte verrät kaum einen Pulsſchlag.

Beim Austritt ward es uns leichter ums Herz, war doch das Thal, das ſich ſteil hinan-

windet, offener und breiter geworden! Freundlicher freilich nicht! Graue Steine und wieder Steine, dazwiſchen verkümmerte Raſenflecke, und als einzig leuchtender Punkt der Schneerücken des Mont Velan! Aber nicht nur die Natur hat hier ihre troſtloſen Steinmaſſen ausgeſät, auch an Steinbauten, von Menſchenhand aufgeführt, kommen wir vorüber. Weit zur Rechten taucht im Grunde ein langes, ſchmales, rohgemauertes Haus auf, kleine Fenſterluken werden ſichtbar, La Pierre wird es genannt, eine Meierei des Hoſpizes, wenn man kunſtloſen Viehſtällen einen ſolchen Namen beilegen darf. Und weiter oben, nahe am Wege, treffen wir auf zwei kleinere Hütten, kaum von den dunkeln Felſen zu unterſcheiden, L'Hôpital hat ſie das Volk getauft, die eine ein Behälter für aufgefundene Gebeine, die andere im Sommer zum Zufluchtsort für verirrtes Vieh beſtimmt, im Winter das Aſyl verlorener Wanderer und zugleich Wächterhaus der menſchenfreundlichen Mönche, die hier acht Monate lang Kerzen und Holz, Wein und Speiſen niederlegen.

Hinter L'Hôpital ſtanden zwei Schiebkarren am Wege, mit großen Päcken beladen, die in ganz neue Rupfen eingenäht waren; und als wir weiter gingen, fanden wir jenſeits des Pfads auf dem ſchwachen Graſe des Bachufers zwei Burſche, die auf dem Bauche liegend im Sonnenlichte ſchliefen. Die roten Binden um den Leib kennzeichneten ſie als Italiener. Es waren, wie mir ſpäter erklärt wurde, Schmuggler, und jene Päcke waren Kontrebande, die ſie über die Grenze zu ſchwärzen hatten. Das waren die erſten Menſchen, die uns ſeit Bourg St. Pierre begegneten; dann zog ein Knabe mit einem Maultier am Zaum ſingend vor uns vorüber, und von der Höhe kamen uns drei dunkle Geſtalten entgegen, die wir bald als Chorherren vom Hoſpiz erkannten. Ihr Gewand ähnelt der Ordenstracht der Benediktiner. Schon von weitem grüßten ſie uns auf das herzlichſte, blieben dann ſtehen und unterhielten ſich mit uns in heiterer, ungezwungener Weiſe. Es waren ſehr junge Leute, rotbackig und von Geſundheit ſtrotzend; der Gedanke ſtieg in mir auf, wie bald der Froſthauch auch dieſe Roſen knicken werde. Sie erzählten uns, daß ſie zur Meierei gingen, um dort wirtſchaftliche Angelegenheiten zu ordnen, daß ſie aber nicht den geraden Weg genommen, ſondern, um ihre Beine in Uebung zu erhalten, über eine ſchroffe Bergkuppe herabgeklettert wären, die ſie uns zeigten. Mit weltmänniſcher Höflichkeit verabſchiedeten ſie ſich dann, duckmäuſeriſche Aſcetik war in dieſen friſchen jugendlichen Zügen nicht zu leſen.

Es that uns faſt leid, allein weiter ziehen zu müſſen, denn in erſchreckender Einförmigkeit eröffnete ſich jetzt die Grande Combe, jenes Hochthal von ſchauriger Abgeſtorbenheit, das im Munde der Leute mit Recht das Totenthal heißt. Welcher Schrecken mag dem einſamen Wanderer das Herz zuſammenſchnüren, wenn ihn hier der raſende Winterſturm übermannt, der durch dieſe Wildnis fegt, wenn ihm überm Haupte das ſchneeige Leichentuch in ſchweren Falten zuſammenſchlägt! An ſolchen Weg mag Dante gedacht haben, als er (im 3. Geſang der Hölle) die Worte ſchrieb:

Per me si va nella città dolente,
Per me si va nell' eterno dolore,
Per me si va tra la perduta gente.

(Durch mich geht's in die Stadt voll Pein und Harm,
Durch mich geht's ein zum Schmerz, der nimmer ſchwindet,
Durch mich geht's unter der Verlornen Schwarm.)

Doch bedürfte dieſer Friedhof der Natur keiner ſolchen Aufſchrift, die ſchlichten Kreuze am Wege belehren uns, an welcher Stätte des Schreckens wir uns befinden. Eines darunter erinnert an den Opfertod des Paters Francois Cart, den im Jahre 1825 die Lawine begrub, ein anderes wieder iſt drei Brüdern und einem Knechte errichtet, die an die Rettung von Menſchenleben ihr eigenes Leben ſetzten.

Immer ſteiler ging der Pfad über das felſige Bett ausgeſtorbener Gletſcher, bis nach langem Aufklimmen ein hartes ſolides Pflaſter die Hoffnung erweckte, daß wir dem Ziele nahe ſeien. Es war drei Uhr vorüber, die Sonne brannte auf dem nackten Steine, uns ſelbſt brannten die Sohlen. Noch einige Windungen durch Felscouliſſen — hurra! Ein hohes Kreuz winkt von oben, ein graues Dach ragt über die Klippen, noch einige Schritte tapfer vorwärts — wir ſtehen am Hoſpiz des Großen St. Bernhard! Die Steintreppen auf der Rückſeite des Hauſes ſtiegen wir hinauf; im kühlen, gewölbten Kloſtergange zogen wir die Glocke, ein Marronier (Knecht) kam herbei, der uns zu einem kleinen Vorplatz führte und uns etwas zu verziehen bat. Kaum ſtudierten wir auf der großen ſchwarzen

Marmortafel die ſtolze Inſchrift, in der die Republik Wallis ihren Retter Napoleon feierte, da erſchien ein junger Chorherr, bewillkommte uns auf das freundlichſte und geleitete uns ſelbſt durch den breiten Korridor des oberen Geſchoſſes auf unſer Zimmer. Es war ein ſehr geräumiges, einfenſteriges, holzgetäfeltes Gemach; zwei feine Himmelbetten mit Teppichen davor, Waſchtiſche, Schränke und Stühle bildeten das Mobiliar. Die Bilder Napoleons III. und Eugeniens hingen an der Wand, und nur ein kleines Kruzifix dazwiſchen bewies, daß wir nicht in einem Gaſthofe eingekehrt waren. Unſer Mönch ſtellte uns frei, ob wir den Wein auf das Zimmer gebracht haben oder ihn im Speiſeſaale trinken wollten, deutete noch an, daß dort auch für anderweitige Labung geſorgt ſei, und belehrte uns, daß um ſechs Uhr das Diner ſerviert werde, wobei er mit feinem Lächeln bedauerte, daß wir heute, weil es Freitag ſei, nur Faſtenſpeiſen erhalten würden. Kein Oberkellner konnte gewandter, kein Gaſtfreund herzlicher ſich benehmen.

Wir ruhten uns etwas aus, machten Toilette und gingen dann in den Speiſeſaal hinab. Die dunkelbraun gebeizten Holzwände geben dem mäßig großen Saale ein trauliches, familiäres Gepräge, während die lange, in rechtem Winkel aufgeſtellte Tafel, von ſchweren Stühlen beſetzt, mehr an ein Hotel erinnert. Die übrige Ausſtattung iſt gediegen, aber einfach: ein Schrein, der allerlei Andenken dankbarer Gäſte, namentlich Photographieen und Medaillen, auch weibliche Arbeiten, aufbewahrt, ein Seitentiſch mit Muſikalien und Fremdenbüchern beladen, ein elegantes Pianino, das der Prinz von Wales geſtiftet, das iſt alles. Die Bilder an den Wänden, meiſtens in ſchweren Goldrahmen und ebenfalls Geſchenke treulicher Anhänger, behandeln zwar vornehmlich heilige und bibliſche Gegenſtände, ſonſt würde aber nichts an einen klöſterlichen Aufenthalt gemahnen, wenn nicht die offenen Flaſchen, mit dunklem Italienerweine gefüllt, daneben die geſchliffenen Fläſchchen mit allerlei Liqueuren, die Teller mit Brot, Butter und Käſe, was alles à discretion der Fremden auf der Tafel ſteht, von jener anerkennenswerten Kloſtergaſtlichkeit Zeugnis gäben, die nur um Gotteslohn arm und reich, Gläubige und Ketzer bewirtet.

Wir machten uns ohne Ziererei an die Arbeit, und wenn auch das Brot etwas altbacken war, ſo mundete der Wein doch vortrefflich, und Butter und Käſe verrieten, daß ſie im Hochgebirg ihre Heimat hatten. Ein Landpfarrer mit etlichen Schönen, die ſehr laut waren und ſich aufs luſtigſte unterhielten, halfen uns in Vertilgung der Vorräte. Ab und zu kam der freundliche Chorherr, der uns empfangen hatte, um als Haushofmeiſter du jour nach dem Rechten zu ſehen. Später fanden ſich noch einige Gäſte ein, Männer und Frauen aus dem Rhonethale.

Es litt uns aber nicht lange im Zimmer; das Verlangen auf dieſer hiſtoriſchen Stätte, dem höchſtgelegenen bewohnten Orte Europas Umſchau zu halten, trieb uns hinaus.

Durch den in Kreuzform angelegten windzügigen Gang gelangten wir ins Freie. Da ſtanden wir denn auf der Paßhöhe des Großen St. Bernhard (nahe an 8000 Fuß); zwiſchen ſterilen, hie und da mit Gras ſchwach angeflogenen Felſenhöhen eingeſattelt, nach Süden ſanft geneigt, iſt ſie ſelbſt eine unfruchtbare, trauervolle Oedung, abgeſchnitten von der Welt, unzugänglich den Verſchönerungskünſten der Kultur, ohne Ausblick in die Tiefe, vom flüchtigen Sommer nur ſtundenweiſe beſucht, doch neun Monate lang von den froſtigen Armen des Winters umfangen, die rechte Bühne für die Werke der Entſagung und des ſchweigenden Opfermuts. Der kleine farbloſe See, der ſüdlich dieſe Steinwüſte abgrenzt, trägt keinen Nachen, und doch iſt es uns, als müſſe jeden Augenblick Charon auf dem Totenſchifflein ans Ufer rudern, uns in das Reich der Schatten überzuführen. Im Winter ſchreiten die Wanderer, die von Italien kommen, über die hoch mit Schnee belaſtete Fläche des Sees hinweg; aber auch zur Sommerszeit überzieht in den Morgenſtunden dünnes Eis ſeinen Spiegel. Wo er endigt, endigt hier gleichſam die Welt, denn ſo jäh ſtürzt jenſeits der ſteile Hang ab, daß man über ihn hinweg nur in leere Luft ſchaut und das Thal nur ahnt, das uns abwärts in die heſperiſchen Gefilde bringt. Die guten Franzoſen, die es mit dem geographiſchen Wiſſen oft ſo leicht nehmen, haben auch hier in der Vergötterung ihres Heros einen kühnen Sprung über die Wahrheit hinweg gemacht. So öffnet ſich auf dem bekannten Bild Davids, das Bonaparte auf der St. Bernhardshöhe hoch zu Roß theatraliſch darſtellt, die italieniſche Niederung mit ahnungsvollem Hinblick auf die Wunder der ſüdlichen Welt. So

bringt in einem Werke aus jener Zeit (Le Mont Joux, discours historique etc. an VIII) der Profoß Ludler an der Pforte des Hospizes folgende oratorische Leistung an die versammelten Soldaten zuwege: „Von hier aus seht ihr den Genfer See (!) und seine reizenden Ufer. Dort liegt der Stein Neptuns, den sein Bruder Penninus von diesem Hospiz herabrollte, einen Opferaltar ins Thal zu senden ꝛc.“ Und Alfred de Mussets Vater, Viktor de Musset, der den Zug Bonapartes mitgemacht, erzählt in seinem Buche: Voyage en Suisse et en Italie, fait avec l'armée de réserve, an IX, daß sie auf der Höhe des Bernhard ein Fest gefeiert, weil sie nach den Zeugnissen von Schriftstellern vermeinten, mit wenigen Schritten mitten in die Herrlichkeit Italiens hineinhüpfen zu können, und daß sie sehr verdutzt gewesen seien, als sie ein alter Mönch belehrte, der Weg hinab führe durch dieselbe Bergwilde, als sie heraufgekommen seien.

Auf dieser einsamen Höhe ward einst ein keltischer Gott verehrt, Penninus nannten ihn die Römer, und wie sie nicht nur Länder und Völker annektierten, sondern auch fremde Götter zur Ausfüllung ihres Pantheons zwangen, so ward hier bald unter den Fittichen ihrer Adler dem „Jupiter maximus optimus Poeninus“ ein Altar errichtet. Freilich fuhr der Wetterstrahl des Christentums auch in diese heilige Stätte, der gewaltige Donnerer sank zu einem Höllendämon herab, dessen Teufelskünste nach dem Glauben des Landvolks sich noch heute in greulichen Gewittern manifestieren, aber lange Zeit hindurch hat das christliche Volk noch an dem Namen festgehalten, unter dem die Römer diesen Gebirgsstock kannten: Mons Jovis, Jupitersberg, Mont Joux hieß er, bis im Jahre 972 der Archidiakonus Bernhard de Menthon aus Aosta heraufstieg und das kleine Hospiz, das die Mauren eingeäschert hatten, wieder größer aus dem Schutt erhob. Die Kirche gab ihm den Heiligenschein, dem Berge gab das dankbare Volk seinen Namen. Doch jetzt noch heißen die gewaltigen Höhenzüge zwischen Montblanc und Monte Rosa in Erinnerung an den alten Gott die penninischen Alpen.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts ward das dermalige Hauptgebäude aufgeführt. Man denke sich keinen prächtigen Klosterbau mit zopfigen Ornamenten, mit mächtigen Seitenflügeln und weiten Hofräumen! Ein langes schmales, aus groben Quadern aufgeführtes, aber nüchtern übertünchtes Haus überragt es, dreistöckig, in kasernenartiger Gliederung wie ein Festungsbau die natürlichen Felsenbollwerke, in deren Verschanzung es eingebettet liegt; gegen den Anprall der Stürme, die Wucht der Fröste, den Druck der Schneemassen hat es zu kämpfen, und wenn der Winter seine hohe Vortreppe unter dem Schnee begräbt, schreiten die Bewohner darüber hinweg in die hochgelegenen Eingänge. Hinter diesem Hause, nur durch den Saumpfad getrennt, der von Norden heraufführt, liegt auf dem westlichen Abhang ein zweites, etwas kleineres, hochaufsteigendes Haus, gleichsam das Vorwerk der Hauptcitadelle, St. Louis ist es benannt; in gewöhnlichen Zeiten als Herberge der Frauen und als Vorratskammer benützt, ward es wesentlich zu dem Zwecke erbaut, den Chorherren und ihren Knechten als Zufluchtsort zu dienen, wenn mitten in der Strenge des Winters eine Feuersbrunst ihren Wohnsitz zerstören sollte. Zur Seite des Hospizes gegen Nordost steht noch ein kleiner Steinbau, eine Art von Schuppen, vor demselben schaut uns ein düsteres Häuschen an, einer alten Felskapelle gleichend, das ist die — Morgue.

Wo wir unsere Schritte hinwandten, lagen die Hunde des Klosters in der Sonne oder wedelten faul und schläfrig um uns herum. Gelbgefleckt, schmal gebaut und bei weitem nicht so derbknochig und robust, wie wir sie aus allerlei Illustrationen kennen oder wie unsere Bernhardiner erscheinen, gleichen sie keineswegs dem Ideale, das man sich von den berühmten Hunden zu machen pflegt, ihre entzündeten Augen gaben ihnen sogar den Anstrich des Krankhaften und Schwächlichen. Die ursprüngliche Rasse ist bekanntlich ausgestorben, die dermaligen Hunde entstammen einer Neufundländer Nachzucht, und wer weiß, wie lange auch diese dem totbringenden Klima trotzen wird. Daß sie aus der Leonberger Zucht hier angesiedelt wurden, wie man vielfach glaubt, ist ganz unrichtig, die sogenannte Leonberger Hunde repräsentieren eine untaugliche Bastardrasse, wie das erst im vorigen Jahre auf der Hundeausstellung zu Cleve von Sachkundigen festgestellt wurde.

Noch waren wenige Leute am Platze, zerlumpte Bettler lagen an den Treppen, einige alte Frauen mit sehr defekter Gewandung schlurften auf dem Grase herum, das spärlich zwischen den Steinplatten wuchert, savoyardische

Maultiertreiber gesellten sich zu ihnen, und wir hatten Muße, uns hin und her wandelnd des herrlichen Tages zu freuen und die hohen Bergpfosten zu betrachten, die das düstere Bild feierlich umstehen, die Pointe de Dronaz, die Chenalette, den Mont Mort und vor uns im Südwest über dem Col de Fenêtre den spitzigen Pain de Sucre, der sich eine faltige Gletscherschärpe um die Felsenbrust geworfen hat.

Allmählich entwickelte sich ein rührigeres Treiben um uns her, Pferde und Saumtiere, mit Fässern, Holzbündeln und allerlei Säcken beladen, hielten vor dem Hause, vom Aostathale stiegen Landleute herauf, auf Mauleseln kamen die „besseren Stände" von der Nordseite her, darunter ein Ehepaar, mit dem wir am frühen Morgen in Martigny gefrühstückt hatten. Es waren Spanier, recht ungezwungene, gebildete Menschen, mit denen wir gern Unterhaltung pflogen. Bald mischten wir uns in eine Gruppe von Bürgersleuten aus dem Wallis, fremde Geistliche traten zu uns, die sämtlich im Cortege aufgeräumter Frauenzimmer erschienen. Wo wir uns hinkehrten, sahen wir frohe Gesichter, hörten wir muntere Gespräche. Selbst eine Gruppe von Engländern, die am See beisammensaßen, schien von der allgemeinen Heiterkeit angesteckt.

Nach fünf Uhr ward es unbehaglich kühl, das Seelein schien sich zu verdüstern, und über das Schneedach des Mont Velan hinter uns sammelten sich die Nebel. Wir schlüpften in unsere Ueberröcke und fanden doch kaum Schutz vor dem Froste, der von Minute zu Minute schärfer auf uns eindrang. Auf zehn heitere Tage im Jahre rechnet man hier oben; der heutige war einer dieser auserwählten zehn, und doch schon um diese Stunde solche angreifende Kälte! Jetzt begriffen wir's, daß Alexander v. Humboldt die mittlere Temperatur dieses Passes der nordsibirischen gleichstellt, daß noch keiner der Brüder den Ablauf der fünfzehn Jahre, die er hier auszuhalten gelobt, jemals hier erlebt hat.

Eine Kongregation von Augustinerchorherren ist's, die der heilige Bernhard gegründet, vierzig an der Zahl. Ernste, strenge Regeln hat er für sie aufgestellt, aber durch die harte Rinde des Gesetzes bricht die warme Menschenliebe, die ihn leitete. Nur 12 bis 15 Mönche hausen hier im Hospiz, von etwa sieben Knechten unterstützt, die übrigen leben teils im Tochterhospiz auf dem Simplon, das Napoleon I. stiftete, teils auf kleineren Kuratien und Klöstern in den benachbarten Thälern. Der Superior ruht im alten Klösterlein zu Martigny von den Mühseligkeiten des Bergdienstes aus. Meist junge kräftige Männer finden Aufnahme in den ehrwürdigen Orden. Mit stahlharter Gesundheit, opferwillig und hilfsbereit treten sie ein, aber oft schon nach wenigen Jahren welkt ihre Kraft dahin, der eisige Wind dorrt alle Lebenskraft in den Adern aus, länger als 10 bis 12 Jahre erträgt es keiner auf diesem Boden, dessen magere Erdkrume jahraus, jahrein so hartgefroren ist, daß nicht einmal ein Grab geschaufelt wird, in das man ihn betten könnte. Wer nicht in stillem Dulden dort abwarten kann, bis der Tod an sein Herz greift, und viele warten es ruhig ab, der wird, natürlich nur dann, wenn ihn Schwäche oder Krankheit überwältigt, auf den milderen Simplon oder in eine freie Klosterkuratie versetzt. Meist kranken sie auch dort; solange sie aber hier oben ihre Pflicht erfüllen, thun sie es mit jener offenen Heiterkeit, jener ungetrübten Opferfreude, die sich Jahrhunderte hindurch auf diese Kämpen im Dienste der Menschheit unveränderlich vererbt hat. Nicht nur die tobenden Winterstürme, die qualvollen Märsche durch Eis und Schnee reiben sie auf, wenn sie Signalstangen pflanzen, Drahtseile aufspannen, an denen sich die Wanderer über Klippen und Eiswände hinüberhelfen sollen, wenn sie Knechte und Hunde auf der Suche nach Verirrten begleiten — die lange, lange Dauer der Winterkälte, die durch die dicksten Mauern ihren Eishauch sendet, die ewige Trübe der Nebel untergräbt allein schon auch die kräftigste Konstitution. Monatelang werden Tag und Nacht die Zimmer durchheizt, und nicht bloß im Hauptgebäude, auch im Hause St. Louis brennen allfort die Scheiter in den Zufluchtsräumen, in denen sie, wenn sie jemals drüben vor dem Feuer flüchten müßten, ohne solche Vorsicht rettungslos erfrieren würden.

Helles Geläute rief uns ab, doch war es nicht das schauerliche Hilfsglöcklein, das an nebligen Tagen, im Schneesturm oder im Grauen der Nacht die Knechte ziehen, um den Pilger an die gastliche Schwelle zu rufen, die friedliche Eßglocke lud uns zum Diner. Bald war die lange Tafel vollbesetzt, etwa 45 Gäste waren es, bunt zusammengewürfelt, Amerikaner und Engländer mit ihren Familien, das spanische

Ehepaar, italieniſche Geſchäftsleute, die Landgeiſtlichen aus der Schweiz mit ihren Freundinnen, und zuletzt einige junge Leute und muntere Bürgersmädchen aus den ſavoyiſchen Thälern. In der eben gezeichneten Rangabſtufung ſaßen ſie um den Tiſch, wir zwei Deutſche obenan, zwiſchen uns der gaſtliche Pater. Die übrigen Chorherren ſpeiſen im Refektorium.

Das Menu war ein ſehr eigentümliches, eine Reihe von Mehlſpeiſen, Mußen und Breien, dazwiſchen Stockfiſch; Omeletten und Maccaroni, Kompotte und Käſe kamen in raſcher Folge, mehrere der Gerichte waren mir nach Ausſehen und Zuſammenſetzung völlig fremd. Unſer Pater machte den liebenswürdigſten Wirt, unterhielt ſich in lebhafter Galanterie mit den engliſchen Damen, die franzöſiſch radebrechen konnten, ſchenkte den Gäſten in ſeiner Nähe ſelbſt den Wein ein und gab ab und zu den Dienern heimliche Winke. Kaum war eine Flaſche geleert, und alles becherte mit Luſt, ſo ſtand wieder der Erſatz auf dem Tiſche. Ueber die ganze Tafel flog ſein aufmerkſamer Blick und öfters wußte er den etwas unbeholfenen Marroniers beizuſpringen. Dabei war er voll Munterkeit, die ſich bald über die ganze Geſellſchaft verbreitete, und das laute Gelächter, das oft am unteren Tiſche ausbrach, war ihm ſichtlich ganz willkommen. Am lauteſten war der eine Kaufmann aus Italien, der hier überhaupt zu Hauſe zu ſein ſchien. Weder vor noch nach Tiſche wurde gebetet, nur einige bekreuzten ſich andächtig.

Als die Mahlzeit zu Ende war verbeugte ſich unſer Wirt und verließ das Zimmer. Er hatte noch Gäſte zu empfangen, die in der Dämmerung angelangt waren. Im Saale aber wurden die Stühle in einer dreifachen Halbrunde um das Klavier herumgeſtellt und das liebe Publikum lauſchte dem Spiele einer blondlockigen Britin. Walzer von Strauß in dieſem weltfremden Kloſter! Es wunderte mich faſt, daß nicht noch ein Tänzchen unternommen oder ein Kantus angeſtimmt wurde. Man fühlt ſich eben hier ſo frei und ſicher wie in einem Familienkreiſe. Gaſthofähnlich ſind alle Fremdenzimmer numeriert, auch die übrigen Räume tragen Aufſchriften, als Salle à manger, Réfectoire, Bibliothèque, Église.

Wir beide zogen uns frühzeitig zurück, denn wir fühlten uns allmählich doch ermüdet. Als wir durch den ſchwachbeleuchteten Thorweg ſchritten, um noch einen Blick ins Freie zu werfen, ſahen wir in die offenen Schlafſäle hinein, in denen das geringere Volk untergebracht wird. Hohe, ſaubere Räume mit ſehr ſoliden Bettſtellen, ganz annehmliche Raſtorte für die armen Werkleute, Maurer und Kaſtanienbrater aus den piemonteſiſchen Bergen, deren Dürftigkeit auch im Winter nicht zuläßt, den weiteren, aber ſichereren Umweg über den Simplon oder gar die Bahnfahrt über den Mont Cenis zu benützen!

Ueber 200 Gäſte vermag das Hoſpiz zu beherbergen; in dieſer Nacht hatten, wie ich anderen Tags erfuhr, ungefähr 80 Perſonen ſeine Gaſtfreundſchaft in Anſpruch genommen, und einige Tage vorher, an Mariä Himmelfahrt, gar über 600 Andächtige hier genächtet, die natürlich meiſtens auf Strohſchütten in den Hausfluren lagerten.

Draußen war es bitter kalt, ein heftiger Wind jagte die mächtigen Wolken über uns weg, wir ſuchten unſer Lager auf, um unter dem Schutze des heiligen Bernhard den Schlaf des Gerechten zu ſchlafen.

Falbes Zwielicht dämmerte durch das Zimmer, als wir nach unruhigem, von der Kälte unlieb geſtörtem Schlummer erwachten, leiſe klopfte es an das Fenſter, und ehe wir uns recht beſannen, daß das der Regen ſei, der ſeinen Morgenbeſuch ankündige, rollte es dumpf und ſchwer über unſeren Häuptern — wahrhaftig, ein rechtſchaffenes Gewitter erlaubte ſich in dieſen Bergen zu rumoren. Raſch waren wir in den Kleidern und eilten hinunter. War auch der urſprüngliche Plan zerſtört, in der Frühe die Chenalette zu beſteigen, die prächtige Blicke auf den Montblanc gewährt, ſo entſchädigte uns der Gedanke, auf dieſer Höhe das Schauſpiel eines geſunden Gewitters zu erleben. Vom Zugwinde gepackt, ſchlug die Thüre dröhnend hinter uns zu, als wir hinaustraten.

Es war ein gewaltiges, betäubendes Ständchen, das da dem Hoſpiz gebracht wurde, aber die erhoffte Augenweide ſollte uns nicht werden; der feuchte, graugetuſchte Vorhang, den Regen und Nebel ausgehängt, wollte nicht hinaufrollen, und nur ſchwach zuckte es hie und da vom Mont Mort herüber aus der verſchloſſenen Bühne.

Fünf Uhr war es. Während wir dann im Speiſeſaal den Kaffee nahmen — es war eine richtige ſächſiſche Cichorienbrühe — und ich an manchen Poeten gedachte, der hier ſchon geſeſſen, an Matthiſſon, Rudolf Töpffer, den Verfaſſer der Genfer Novellen, an Franz von

Gaudy, der hier oben Veilchen gefunden haben wollte, ließ das Wolkengetöse nach, auch der Regen war erschöpft und nur weiße Nebelwogen trieben noch vor den Fenstern herum.

Andere Töne drangen jetzt in den matterleuchteten Saal, Orgelklang und Chorgesang, die Frühmesse hatte begonnen; auch wir gingen in die Kirche, die innerhalb der Mauern des Haupthauses sich befindet, wohl die höchstgelegene in Europa. Das Gotteshaus war schon beträchtlich angefüllt, auf beiden Seiten knieten Frauen in den Bänken, im Mittelgange standen die Männer, und bescheiden im Hintergrunde hielten sich die englischen Damen, zu denen jetzt auch die Spanierin trat. Die Kirche ist nicht sehr groß, das Chor kaum kleiner als das Hauptschiff, schwarze und rote Säulen, mit leichtvergoldetem Schnitzwerk geziert, tragen die Decke, der Schmuck der Altäre scheint ungekünstelter, als man ihn sonst in Klöstern findet, reich ornamentierte Stühle nehmen die Chorherren auf, die in ihren weißen Gewändern, vom Kerzenlicht beleuchtet, eben einen Choral anstimmten. Es waren frische, jugendkräftige Stimmen darunter, und über uns wäre wohl auch eine feierlichere Stimmung gekommen, wenn sich nicht der Organist an der Orgel gar so weltlich aufgeführt und in tändelnden Opernreminiscenzen die Würde der Handlung erstickt hätte.

An der Wand zur Linken des Eingangs betrachteten wir das marmorne Reliefbild, das hier Napoleon I. seinem Freunde Desaix über seinem Grabe errichten ließ. In nahezu klassischer Einfalt, nur schwach an die Steifheit jener falschen antikisierenden Richtung erinnernd, die damals (1806) den gallischen Kunststil beherrschte, hat Moitte den Helden von Marengo dargestellt, wie er sterbend vom Pferde sinkt und zwei Krieger trauernd ihn empfangen. Gleich neben diesem Denkmal ist der Opferstock befestigt, in den auch wir unseren klingenden Dank rollen ließen.

Während in anderen Klöstern das Geld unter Teller oder Tischtuch gelegt oder einem Bruder in die Hand gedrückt wird, gilt hier als unverbrüchliches Gesetz, daß die freiwilligen Gaben für die unentgeltliche Verpflegung nur dort eingeworfen werden dürfen, damit die wackeren Mönche ja nicht erfahren, welcher Gast und wie reichlich oder kärglich er gespendet. Nur die Marroniers nehmen ein Trinkgeld. Ueber 20000 Pilger sind jährlich zu verpflegen, und die wenigsten wohl tragen so viel mit sich über die Berge, um der frommen Stiftung gedenken zu können; leider zeigt aber die Sammelbüchse, daß auch die vermögenderen, die in Hotels flott zu leben wissen, sich hier oftmals mit wohlstilisierten Dankessprüchen im Fremdenbuche loskaufen. Drei Tage lang muß jeder Gast, wes Landes, Standes oder Glaubens er sei, umsonst beherbergt und verköstigt werden, Kranke bleiben selbstverständlich bis sie genesen sind. Da ist es denn erklärlich, daß die eigenen Besitzungen der Kongregation und der von Napoleon I. gegründete Fonds nicht ausreichen, daß alljährlich an die Mildthätigkeit der Schweiz, Frankreichs und Italiens appelliert werden muß und die Bilanz dem Pater Rechenmeister oft heiße Schweißtropfen kostet.

Kein leichtes Werk ist die Bewirtschaftung dieser großartigen Wohlthätigkeitsanstalt. Solange der Weg gangbar ist, schleppen Saumtiere, meist von der Südseite her, Wein, Früchte, Mehl, Oel und alle die vielen Bedürfnisse herauf, die ein solches Gasthaus in der Oede fordert, und auf Mauleseln wird zur guten Jahreszeit 6 bis 8 Stunden weit aus dem Val Ferret das Holz heraufgeführt, dessen natürlich eine unermeßliche Fülle in Rauch aufgeht.

Wie langsam und mühevoll sich solche Transporte abwickeln, hat der Bau vom Jahre 1822 gezeigt. Damals wurde dem Hauptgebäude der dritte Stock aufgesetzt; zwei Jahre bedurfte es, um Baumaterialien, Steine, Sand und Holz hinaufzuschaffen, drei weitere Jahre verschlang die Bauführung selbst.

Die Einheimsung und Aufspeicherung der Wintervorräte, die Bewirtung der Fremden, der Empfang von Gönnern und Bevorzugten, die Obhut über Meiereien, Waldung und Viehweide, die Rechnungsführung und Finanzgebarung — all das liegt in den Händen der wenigen Chorherren, und so begreift es sich, daß den edeln Menschenfreunden die bessere, so kurz zugemessene Saison auch nicht in vergnüglichem Ausruhen, sondern in andauernder Arbeit dahinschwindet. Dabei sind sie meist gelehrte Herren, die namentlich naturwissenschaftliche Studien pflegen.

Eine meteorologische Anstalt ist hier errichtet, Pflanzen und Steine werden gesammelt und geordnet, und das Museum, das den Fremden offen steht, zeigt außerdem noch in seinen Votiertafeln, Münzen und Bildstücken aus

römiſcher Zeit, welche Altertümer der ſonſt unfruchtbare Boden birgt.

Nach dem Gottesdienſte und der Beſichtigung der Sammlungen verabſchiedeten ſich unſere Spanier, obwohl wir ſie vor dem Wetter warnten, das noch einen Regenguß verſprach. Sie wollten den Weg nach Martigny zurück, den ſie heraufgekommen. Während die Geſellſchaft im Saale frühſtückte, führte uns beide der aufmerkſame Pater an die Morgue, ſchloß den ſonſt verſchloſſenen Laden auf und ließ uns durch das Quergitter in die ſchauerliche Totenkammer ſehen. Der Anblick, der ſich uns darbot, war nicht ſo gruſelig, als wir befürchteten. Auf den Dielen lagen keineswegs Schädel und Knochen in greulicher Verwirrung herum, wie das nach der Schilderung mancher Reiſebücher und noch nach der Darſtellung von Michél und Leutz der Fall ſein ſoll; die Tenne war vielmehr blank gefegt und nur aus dem Winkel ſchimmerte ein Haufen zuſammengekehrter Gebeine. An den Wänden aber, hart an den kalten Stein gelehnt, ſaßen im Halbkreiſe, Leben prahlend, die Unſeligen, die hier der Tod fern von der Heimat dahingerafft; in verblaßte und verſchliſſene Kleider gehüllt, einige bloß in weiße Laken gewickelt, hatten ſie das eingeſunkene Auge nach außen, nach uns, gerichtet; deutlich waren die Geſichtszüge noch zu erkennen, die eingetrocknete Haut lag dunkelbraun, bei einigen citronengelb über den Knochen, und wäre nicht die ängſtigende Unbeweglichkeit geweſen, in der ſie feierlich zuſammenſaßen, man wäre faſt verſucht worden, die ſtillen Menſchen wachzurufen. Mumienhafte Verſchrumpfung zeigte keine der Leichen, wenn ſie auch recht klein ausſahen, denn ach! die dünne kalte Luft, die hier die Lebenden tötet, bewahrt den Toten auf viele Jahre dies lügenhafte Bild des Lebens. Die ganze Einbalſamierungskunſt beſteht hier in der Zulaſſung der kalten Luft. Schon lange Zeit harren ſie aus, ob nicht ein Freund, ein Verwandter käme, das ſchreckliche Wiederſehen zu feiern, und keinem ſinkt ſobald die trügeriſche Maske vom Geſichte. Dem einen Toten hatte man ein unbekleidetes Gerippe in den Schoß gelegt, dieſes witzige Spiel mit dem Tode konnte ich nicht ertragen, ich mußte mich abwenden.

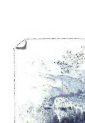
Seit vier Jahren war dieſe Totenſtätte von neuen Bewohnern verſchont geblieben, doch glaube man nicht, daß die Gefahren des Winters ſich verringert hätten, auch nicht, daß es nur die armen Teufel ſeien, die ſich zu ſchlimmer Zeit über dieſe Einöden wagen. Als der gefürchtete Regen ſturmartig wieder losbrach, durchblätterte ich die Fremdenbücher, da fand ich denn unter ſchlechten Verſen und lahmen Witzen ſo manchen Beleg dafür, daß dem Uebermute, Leichtſinn und tollem Sport noch in neuſter Zeit mancher Touriſt zum Opfer gefallen wäre, hätte ihn nicht die Wachſamkeit der Marroniers und ihrer Herren gerettet. Um nur ein Beiſpiel anzuführen, hat vor mehreren Jahren ein adeliger Offizier aus Preußen im November, als viele Klafter hoch der Schnee Klüfte und Abgründe überbrückte, ohne Führer mit ſeiner Frau den Weg nach dem Hoſpiz geſucht; im Schnee mußte er die erſchöpfte Frau liegen laſſen, er ſelbſt tappte halb blind und verzweifelnd in der Irre umher, bis endlich die Hunde in der Hütte L'Hôpital unruhig wurden und die Knechte ſich aufmachten, die ihn fanden. Ihn ſelbſt ſchleppte man ſofort zum Hoſpiz, auf einer Tragbahre wurde ſpäter die ohnmächtige Dame von Mönchen abgeholt. Drei Tage verweilten ſie im Kloſter, bis der Weg nach Süden offen wurde.

Als Wind und Regen ſich gelegt hatten und die Luft wieder klar und heiter ward, dachten wir an den Aufbruch. Es war acht Uhr. Wir ſtanden reiſefertig unter dem Thor, da kamen die Spanier wieder zurück. Das Unwetter hatte ſie in der Grande Combe überfallen und wieder heraufgetrieben. So kurz der Regen war, ſo ausgiebig hatte er ſie bedacht, namentlich die Frau troff von Waſſer und fror zum Erbarmen.

Wir nahmen zum zweitenmal Abſchied von ihnen und zogen von dannen, zwiſchen dem trüben Seelein und dem Plan de Jupiter hin, auf dem wir vergebens nach den Trümmern des alten Heidenaltars ſpähten.

Das Herz war uns voll, dieſe wenigen Stunden im „Hoſpital der Armen Chriſti", wie das Hoſpiz auch genannt wird, hatte uns des Denkwürdigen ſo viel gebracht. Keinen Dank kritzelten wir in das Fremdenbuch, er bleibt uns im Herzen eingeſchrieben.

Am ſüdlichen Rande des Sees ſteht eine Steinſäule, es iſt der Grenzſtock zwiſchen der Schweiz und Piemont. In den Nebel hinein, der von unten wieder mächtig heraufquoll, rief ich aus voller Bruſt: Eviva Italia!



Gebirgsbahn Salzburg-St. Johann i. Pongau.

Oberösterreichische Seen.

Von

Nikolaus von Dumreicher.

Vom Attersee nach Mondsee und Wolfgangsee.

Es ist schon viele geschrieben, wenn irgendwo einem Dorf besucht, dessen vom Fremdenverkehr Umwohnern belebte grüne Matten und hohe Bergmassive Besucherscharen ins Tal verwandelten. Besucher, es kommen nur 60 bis 70 nicht weniger erwähnt, auf dem Wege auch in jenen abgelegen eine Gemeinde gewiß sind, neben solchen eine Zahl aufmerksam, daß es solche Zeit den Fremden den Gemeinde auch gibt.

In eine abgelegte Lage hat der Fremden- oder besser Touristenverkehr auch hier schon gebracht, ein er, um mehr in den landschaftlichen Reizen zu verfallen und Gegenden jene Gastfreundschaft zu pflegen, welche gegenwärtig kaum mehr gefunden werden kann. Wenn Jahr um Jahr

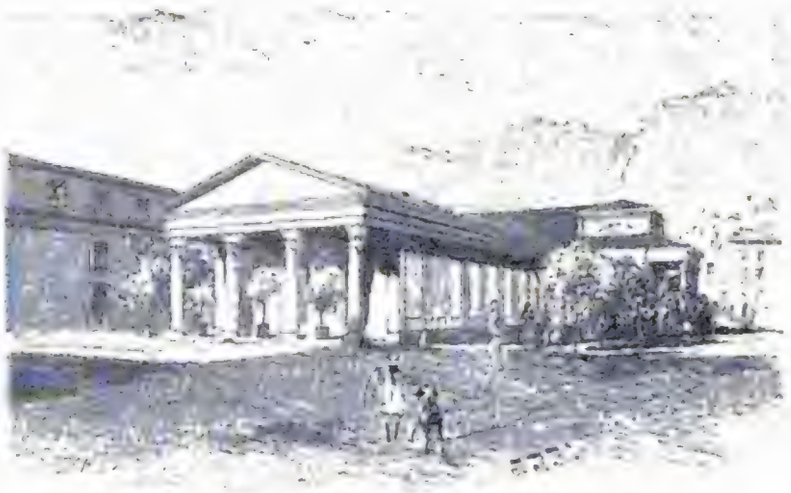
hören, seine Schönheiten und den Gastfreundschaft in Ischl, Jahr um Jahr, und Mondsee und den Gastfreundschaft kennzeichnen und an malerischer Schönheit ebenso reizvoll Landschaften um St. Wolfgang-, Mond- und Wörther sich ausgestellt hat.

Es sind ihn, nachdem bestehen durch die Bezeichnung „Oberösterreichische Seen" die gegenwärtig richtige Auffassung angemessen ist. Im Schlusse befolgen wir uns ihr als Führer in sehr Reisen, um ihn als relevanten exklusiven Teile den persönlichen Naturgenuß Oberösterreich anderen zu bieten.

Jene Reisen auch nähen weise, als Reisegesellschaft für unsere Touristen den Vorzug einzelnen Gruppen bei unseren Gastfreundschaft Zeit zu schätzen, wenn sich schneller Ausflüge bekannt, dadurch den unvergleichlichen Zeit sich aufkommen gewinnt werden zu können.

Digitized by Google

Die Verhältnisse haben bei unserer erwähnten Beschreibung des Salzkammergutes ganz anders gelegen als heute. Damals bildete Ischl einen beiläufig in der Mitte des zu schildernden Gebietes befindlichen Punkt. Wir hatten schon viel Zeit zum Besuch der nördlichen Hälfte verwendet und eine nicht kürzere Zeit erheischte die südliche Hälfte. So war es unthunlich, zu lange in Ischl zu verweilen. Heute dagegen treten wir unseren Ausflug aus ihm an, ob etwas früher oder später, ist gleichgültig, und deshalb können wir uns eingehender mit ihm beschäftigen.



Trinkhalle in Ischl (S. 601).

Je näher man Ischl kennt, desto lieber gewinnt man es. In unseren Skizzen aus dem Salzkammergut wurde seiner prächtigen Lage an der Vereinigung mehrerer Thäler und des dadurch gegönnten Ausblickes auf die sich über denselben aufbauenden gewaltigen Gebirge, und wurde ebenso der ringsum von den nächsten Höhen, den Ausläufern des Hochgebirges, bis an den Markt herabreichenden schattigen Wälder und der saftigen Wiesen auf der Höhe und in der Tiefe gedacht. Diese köstliche Lage, aber auch die dadurch erzeugte frische und elastische Luft bildet einen der Faktoren, und nicht den kleinsten, welche Ischl beliebt machen.

Pfarrkirche und Post in Ischl (S. 601).

Ein anderer liegt in der von uns gleichfalls kurz angedeuteten Bauart des Marktes. Durch die zumeist breiten Gassen mit niedrigen Häusern und freundlichen Gärten oder Parkanlagen dazwischen ist für die Bewohner der Städte, besonders für die ein Hauptkontingent der Sommergäste stellenden Wiener, der denkbar angenehmste Gegensatz gegeben zu ihrem in den engen und dumpfen Straßen mit den leider von Jahr zu Jahr kastellartiger werdenden Neubauten, in der heißen Jahreszeit Staub, Gluthitze und nichts weniger als liebliche Düfte erzeugenden gewöhnlichen Wohnorte. Dabei sind die Ischler Häuser in den belebteren Gassen fast ausnahmslos nett, viele im Villenstil gebaut, und auch an wirklich stattlichen Bauten ist kein Mangel. Als solche nennen wir: die große katholische Pfarrkirche (s. oben), ein Bauwerk des vorigen Jahrhunderts, deren Inneres in den

Kreuzplatz in Ischl.

letzten Jahren von dem Tiroler Künstler Mader in ausgezeichneter Weise al fresco gemalt worden ist, und in deren von einem älteren Kirchenbau stehengebliebenem Turme sich ein Römerstein, worauf vier Figuren im Brustbilde und eine Inschrift ersichtlich sind, eingemauert befindet; das Badhaus mit der Trinkhalle (S. 600), das Theater auf dem Kreuzplatz (s. oben), die protestantische Kirche, ein neuerbauter großer, leider in seiner äußeren Erscheinung wenig ansprechender und auch in der inneren Einteilung nicht belobter Kursalon (S. 603) inmitten eines Kurgartens, das Hotel zur Post (S. 600), unmittelbar an der Brücke das Hotel Elisabeth und von ihm flußabwärts das Pfannhaus (S. 604.)

In Parkanlagen treffen wir im Markte Monumente zum Andenken an Erzherzog Rudolph, Bruder des Kaisers Franz I., und an Doktor Wierer an, welche sich um das Emporblühen Ischls wesentliche Verdienste erworben haben.

Das künstlerisch wertvollste Monument aber ist der in jüngster Zeit zur Erinnerung an die größten Gönner Ischls, die Eltern des Kaisers Franz Joseph, Erzherzog Franz Karl und Erzherzogin Sophie, an der günstigsten Stelle im ganzen Markte, auf dem am Ende der Wierer- und Pfarrgasse, nur wenig Schritte von der Brücke und vom Beginn der Esplanade gelegenen Platze vor dem Hotel Elisabeth errichtete gotische, von zierlichen Blumenbeeten umgebene Franz-Karl-Brunnen.

Daß die Häuser des Marktes und der mit ihm verbundenen Ortschaften nicht bloß in der Thalsohle, sondern zum Teil auch auf den Abhängen darüber und den Steilufern der Traun und Ischl stehen, verhilft Ischl zu manchem pittoresken Punkt in seinem Weichbilde. Aus den erhöht stehenden Gebäuden aber lenkt am meisten das in seiner Lage unterhalb der Kirche des Kalvarienberges den Markt förmlich beherrschende Aktienhotel (S. 604) die Aufmerksamkeit auf sich.

Vorzugsweise haben sich die Villen auf den Höhen angesiedelt. Aus ihrer Zahl heben wir vor allem die auf dem Abhang unter dem Jainzen in einem ausgedehnten Park liegende geschmackvolle Kaiservilla (S. 602) mit ihrer reizenden Cottage hervor (S. 599). Die Villa Sickingen auf einer Anhöhe auf dem rechten Traunufer ist ein älterer, einfach edler Bau.

Einen dritten Faktor, welchem Ischl seine Beliebtheit verdankt, würden wir außer acht lassen, wollten wir nicht auch den Komfort des fashionabeln Badeortes betonen.

Es soll nicht behauptet werden, daß sich die Ischler diesen gebotenen Komfort nicht ausreichend bezahlen lassen. Allein Preise, welche manchen bescheidenen Alpenreisenden verstimmen, verstimmen nicht die hier weilende Geburts- und Geldaristokratie und manche nicht zu ihnen gehörige Personen, die den Grundsatz haben, auf Reisen nicht zu sparen, und es gilt eben wieder einmal das

„Eines schickt sich nicht für alle".

Ansicht von Zell, vom Berg bei Bodenteich aus (S. 161).

Jedoch stieß in allen Klein Zell ein be-
sonderes Ereignis, das sich
Bischofs eingehen nehmen.

Es hat eigentlich gar nicht viele Ereignisse gemacht. Zugleich hat vor Zeit den Bischofs-
Bischofsgemeinde mit dem Bischofs im Jahre
1733 sich heute als Name unterstand sich dann-
gehörigen Gemeinden Bischofs-Mitbesitzern
in Bischofs und eine Bischofs von Zell ein-
Bischofs.

Bischofs
Bischofs
Bischofs

verkennen, an der besten Stelle hie, einem sehr langsamen Schlusse, weil je eine der Stimmen

Notenblatt zu Zeile 16 etc.

den Cantus und dem Tenor den Namen Zeile führt und, wie wir sahen, im Zeile lösen im Choralsatze den Namen Zeile in Anspruch nehmen darf. Die Zeile ist also ein Theil des Liedes, und Zeilenweise wird auch der Gesang der Gemeinde ausgeführt.

Die andere Ansicht kennt sich etwas mehr Choralmäßigkeit Zeile und der Zeilenlänge und giebt sich wirklich alle Mühe, an den Zeilenschlüssen den neuen Schnitt durch Pausen anzudeuten. Diese Pausen sind aber in den Zeilen des Liedes verschiedener Melodiegattungen, wenn nun die Kenntniß der Melodiegattungen, wenn nun die Kenntniß der Melodien nicht vorhanden ist, unmöglich auch die Kenntniß der Zeilen.

Auf diesen Grunde erklärlich sich mehr Zeilen, als sie sind, und bei verwendeten Melodien auch die Zeilenlänge nicht mehr

Notenblatt zu Zeile 16 etc.

Die Auffassung kennt den Namen am besten. Gründe den Schlußcadenzen ein und gewinnt an den gegen den Ton offenen Stellen, verwechselt auf dem erhöhten Gegenton Kolorierung einen einzelnen Melodieschritt mit Tonwechsel, welches letzteren nur man in das Auge fassen sollte.

Der Art Bildungen aber Abweichungen sind Verbesserungen und Gründen anerkannt. Diese Klänge sind mit 111 zu angegeben. Ohne mühsamen Aufschlag, hat man den sichtbaren Gebrauch, ohne jede Kenntniß der Liedmelodie, bei jedem etwa in der Zeile der Singenden Tone eine Gefühlsart von besserer Größe angeschlossen, bald hohen Schwung, bald strengere Abgeschlossenheit hier nur mehr einem besseren Zeile gleicht und sie dem angenehmen Ohre klug auf den Ruhe und ordnet man beide Gesichtspunkte sich nach besonderen Schwierigkeiten anderen und Gesangsweise Gesetzmäßigkeit Ausgaben gleichen kann.

Die Nachricht wird ganz neuen Schreiberg (1790 ist) übergeht. Er Lieds sich in Zeile und Ende zum Ganz kennt, um hauptsächlich in den Schlußtönen Zeilen gegen den Thorn Dr. Bearbeitung, am Anfange und Schlusse, um seine Zeilenbestimmung in den Text übergeht.

Die Schlüsse, über Zeile nämlich hat Choral den Singart, einen jenen abgeschlossenen Zeitabgut, auf, sehr Zeilen ab wenden Vorsingt am Beispiele, manchen Stern, 3. B. am Anfange und Schlusse in Pausen, am Schlusse

Notenblatt zu Zeile 16 etc.

bei in Reine verformen. Die Zeile und Schlüsse und den besonderen Choral schwer bei freundlich aus.

Den Hauptschmuck des Sees bildet dessen südliche Umrandung. Dort türmen sich über niedrigeren Vorhöhen in freier Gliederung die markierten Gestalten einer Anzahl Hochspitzen aus jener Gebirgsgruppe, welche den Raum einnimmt zwischen dem Salzachthal vom Einfluß der Lammer in die Salzach bei Golling bis zur Stadt Salzburg im Westen und dem Traunthal von der Mündung des Gosaubaches in den Hallstätter See bis Ischl im Osten, dann zwischen der von der Stadt Salzburg am Fuschel- und Wolfgangsee vorbei nach Ischl führenden Straße im Norden und dem Gosaubach von seiner Mündung bis hinauf in das Thal Gosau, der aus diesem über den Paß Gschütt nach Rußbach führenden Straße, dem Laufe des Rußbaches bis zu seinem Einfluß in die Lammer und dem letzteren Flusse bis zu seiner Mündung in die Salzach im Süden.

Laufen (S. 603). Das Ramsauer Gebirgt.

Aeltere Geographen haben diese Gruppe die des Hochzinken genannt, in nicht zutreffender Weise, weil nicht der 1762 m hohe Hochzinken, sondern das Gamsfeld (2024 m) der kulminierende Gipfel in ihr ist. Noch unglücklicher sind neuere Geographen mit der Bezeichnung Ischler Gebirge. Denn mindestens fünf Sechsteile aller Erhebungen der Gruppe gehören dem Lande Salzburg an, und welche Beziehung zum Fluß oder Markt Ischl läßt sich z. B. vom Gaisberg bei Salzburg oder vom Schlenken und Schmidenstein bei Hallein auffinden?

Dem Verfasser scheint vielmehr Nordöstliche Salzburger Kalkalpen der zweckmäßigste Name für die Gruppe, und zwar wegen der Lage ihres weitaus größten Teiles im Herzogtum Salzburg, zu sein, und er wird bei ihrer späteren Erwähnung auch nur ihn gebrauchen.

Aus dieser Gruppe treten nun südlich vom Wolfgangsee vor allem hervor: der zu oberst sich in ein feines Horn zuspitzende Sparber (1499 m), die massivere Pleckwand (1538 m), und die wegen ihrer Wandbildungen unersteiglich scheinenden Berge der Rettenkogel (1778 m) und Rinnkogel (1821 m). In St. Wolfgang und seiner nächsten Umgebung, aber auch sonst nirgends am See, erblickt man außer diesen Reckengestalten noch den Kulminationspunkt der Gruppe, das Gamsfeld, welches dräuend mit seinem kolossalen nördlichen Felsabsturze in der Wilden Kammer zwischen den zwei Riesenpfeilern Sparber und Pleckwand in fernem Hintergrunde emporsteigt.

Auf der Westseite des Sees endlich ziehen vom Zwölferhorn mäßig hohe Bergrücken hinter St. Gilgen, welches gegenüber Strobl das nordwestliche Ende des Sees besetzt hält (S. 610), von St. Wolfgang aber wegen der nächsten Vorsprünge des Nordufers nicht sichtbar ist, zu der westlichen Verlängerung des Zuges des Schafbergs, und an sie schließt sich wieder dieser Berg selbst an.

Der Wolfgangsee kann zu den oberösterreichischen, aber noch richtiger könnte er zu den Salzburger Seen gerechnet werden. Die Landesgrenze zwischen Oberösterreich und Salzburg ist nämlich von dem südlichen Gebirge etwa auf dem halben Wege zwischen Ischl und Strobl an das Flüßchen Ischl herabgelangt. Von da geht sie den Lauf desselben aufwärts bis zu seinem

Digitized by Google

Bellver, Ignasi Pere (Barcelona, 1824 - Madrid, 1894). Pintor. Estudió en la Escuela de Bellas Artes de Barcelona y en la Academia de San Fernando de Madrid. Pintó cuadros de costumbres y retratos. Entre sus obras figuran *El Pelaire*, *Un Cuento de Viejas*, *Un Cuento de Brujas*, *Un Cuento de Ciegos*, *Un Cuento de Gitanos*, *Un Cuento de Pescadores*, *Un Cuento de Soldados*, *Un Cuento de Frailes*, *Un Cuento de Niños*, *Un Cuento de Locos*, *Un Cuento de Mendigos*, *Un Cuento de Ladrones*, *Un Cuento de Estudiantes*, *Un Cuento de Cazadores*, *Un Cuento de Pastores*, *Un Cuento de Labradores*, *Un Cuento de Marineros*, *Un Cuento de Artistas*, *Un Cuento de Comerciantes*, *Un Cuento de Militares*, *Un Cuento de Médicos*, *Un Cuento de Abogados*, *Un Cuento de Jueces*, *Un Cuento de Reyes*, *Un Cuento de Príncipes*, *Un Cuento de Princesas*, *Un Cuento de Hadas*, *Un Cuento de Duendes*, *Un Cuento de Fantasmas*, *Un Cuento de Brujas*, *Un Cuento de Ciegos*, *Un Cuento de Gitanos*, *Un Cuento de Pescadores*, *Un Cuento de Soldados*, *Un Cuento de Frailes*, *Un Cuento de Niños*, *Un Cuento de Locos*, *Un Cuento de Mendigos*, *Un Cuento de Ladrones*, *Un Cuento de Estudiantes*, *Un Cuento de Cazadores*, *Un Cuento de Pastores*, *Un Cuento de Labradores*, *Un Cuento de Marineros*, *Un Cuento de Artistas*, *Un Cuento de Comerciantes*, *Un Cuento de Militares*, *Un Cuento de Médicos*, *Un Cuento de Abogados*, *Un Cuento de Jueces*, *Un Cuento de Reyes*, *Un Cuento de Príncipes*, *Un Cuento de Princesas*, *Un Cuento de Hadas*, *Un Cuento de Duendes*, *Un Cuento de Fantasmas*.

Bellver, Ignasi Pere (Barcelona, 1824 - Madrid, 1894). Pintor. Estudió en la Escuela de Bellas Artes de Barcelona y en la Academia de San Fernando de Madrid. Pintó cuadros de costumbres y retratos. Entre sus obras figuran *El Pelaire*, *Un Cuento de Viejas*, *Un Cuento de Brujas*, *Un Cuento de Ciegos*, *Un Cuento de Gitanos*, *Un Cuento de Pescadores*, *Un Cuento de Soldados*, *Un Cuento de Frailes*, *Un Cuento de Niños*, *Un Cuento de Locos*, *Un Cuento de Mendigos*, *Un Cuento de Ladrones*, *Un Cuento de Estudiantes*, *Un Cuento de Cazadores*, *Un Cuento de Pastores*, *Un Cuento de Labradores*, *Un Cuento de Marineros*, *Un Cuento de Artistas*, *Un Cuento de Comerciantes*, *Un Cuento de Militares*, *Un Cuento de Médicos*, *Un Cuento de Abogados*, *Un Cuento de Jueces*, *Un Cuento de Reyes*, *Un Cuento de Príncipes*, *Un Cuento de Princesas*, *Un Cuento de Hadas*, *Un Cuento de Duendes*, *Un Cuento de Fantasmas*.

Pollack Platz am Rettenbach bei Ischl (S. 603).

Kunstkenner haben schon oft den Vergleich zwischen diesen zwei in ihrer Art bedeutendsten Kunstwerken des Landes gezogen, und derselbe fällt immer zum Vorteil des St. Wolfganger Altares aus. Dabei wird nicht in Abrede gestellt, daß der Käfermarkter Altar in den ornamentalen Teilen reichhaltiger und in den Hauptdimensionen ausgedehnter ist, dafür die Konzeption und Durchführung der Details beim Wolfganger weit vorgezogen und besonders hochgehalten, daß sich bei ihm eine organische Entwickelung des Grundrisses mit dem Aufrisse bis zur letzten Spitze hinauf kundgibt.

Im Innern der Kirche bemerken wir noch die Kapelle des heil. Wolfgang mit seinem Bußstein, ein angeblich von ihm herstammendes Pastorale und andere mit ihm in Verbindung gebrachte Gegenstände, auch sind ein Evangelienbuch aus dem 12. Jahrhundert und schöne Kelche vorhanden.

Ein gleichfalls namhaftes Kunstwerk ist der vor der Kirche nahe ihrem Haupteingang unter einer eigenen, von vier Säulen getragenen Bedachung stehende, aus Blei gegossene Brunnen (S. 608). Der auf hohem Sockel sich erhebende Schaft, an welchem die ziemlich flache, kreisrunde Schale von fünf Fuß zwei Zoll Durchmesser befestigt ist, setzt sich aus der Mitte der Schale nach oben fort, und hier sprudelt das Wasser aus vier Löwenköpfen in die Schale. Zu oberst trägt er die Statue des heil. Wolfgang. Sockel und Schaft sind mit Figuren, Ornamenten und Wappen geziert, die Schale aber enthält auf der Außenseite Ornamente, Spruchbänder, Wappen und um den Außenrand die Inschrift: „Ich pin zu den eren sannkt wolfgang gemacht abt wolfgang haberl zu mansee hat mich petracht zu nutz und zu framen den armen pilgrumb dye nit haben gelt umb wein dye sollen pey dissen wasser frellich sein. Anno den 1515 jar ist das werk volpracht gott sey gelobt." Ein Spruchband bezeichnet dann noch Meister Lienhart Nannacher, Stadtbrunnenmeister aus Passau, als den Künstler. Das Kunstwerk zeigt, obgleich es in der Hauptform der Renaissance angehört, doch in den Details noch viel von der zur Zeit seines Entstehens zu Ende gehenden Gotik.

Der Besuch der Kapelle

Hohenzollern-Wasserfall bei Ischl (S. 603).

Auf Neuseeland: Maori-Häuptling Tarapuhia.

Auf Neuseeland: Maori-Häuptling Tarapuhia und seine Frau.

Maori-Häuptling Tarapuhia, der auch in Berlin war (S. 597).

Auf Neuseeland. Maori-Häuptling und seine Frau. Häuptling Tarapuhia hat sich in Berlin photographieren lassen, und wir geben hier sein Bild und das seiner Frau. Häuptling Tarapuhia ist ein Maori, d. h. ein Eingeborener von Neuseeland. Die Maoris sind ein kräftiger, schöner Menschenschlag, und sie stehen auf einer hohen Stufe der Gesittung. Sie sind Christen, haben Schulen und Kirchen, und auch Zeitungen werden in ihrer Sprache gedruckt.

Neuseeland besteht aus zwei großen Inseln, der Nord- und der Südinsel, und einigen kleinen. Es liegt im Stillen Ozean, ungefähr 1600 Meilen östlich von Australien, so daß man, um von Europa nach Neuseeland zu kommen, mehr als 6000 Meilen zu Schiff zurücklegen muß.

Neuseeland wurde im Anfange unseres Jahrhunderts von Europäern besiedelt, und jetzt leben dort schon über 600 000 Menschen, von denen aber nur 40 000 Maoris sind. Die Hauptstadt ist Wellington, und sie hat 30 000 Einwohner. Die größte Stadt ist Auckland, mit 70 000 Einwohnern.

Neuseeland ist ein Land, das sich in vielen Dingen von dem übrigen Teile der Welt unterscheidet. Es ist ein Land der Gegensätze. Es hat Berge, die höher sind als die Alpen, und Ebenen, die größer sind als Deutschland. Es hat Gletscher, die bis in die Nähe des Meeres reichen, und Wälder, in denen Palmen wachsen. Es hat Vulkane, die noch in Tätigkeit sind, und Quellen, die heißer sind als kochendes Wasser. Es hat Tiere, die es nirgends sonst gibt, und Pflanzen, die nur dort wachsen. Es hat Menschen, die noch vor kurzem Kannibalen waren, und solche, die Dichter sind. Es hat Gegenden, die so rauh sind wie Sibirien, und solche, die so mild sind wie Italien. Es hat Gegenden, die so heiß sind wie Afrika, und solche, die so kalt sind wie Grönland. Es hat Gegenden, die so trocken sind wie die Sahara, und solche, die so naß sind wie Irland. Es hat Gegenden, die so fruchtbar sind wie Deutschland, und solche, die so unfruchtbar sind wie Island. Es hat Gegenden, die so ungesund sind wie Kamerun, und solche, die so gesund sind wie Davos. Es hat Gegenden, die so einsam sind wie Spitzbergen, und solche, die so bevölkert sind wie Belgien. Es hat Gegenden, die so ruhig sind wie Holland, und solche, die so unruhig sind wie Kalifornien. Es hat Gegenden, die so teuer sind wie Paris, und solche, die so billig sind wie Rußland. Es hat Gegenden, die so langweilig sind wie Pommern, und solche, die so interessant sind wie Tirol. Es hat Gegenden, die so schön sind wie Italien, und solche, die so häßlich sind wie Pommern. Es hat Gegenden, die so reich sind wie Amerika, und solche, die so arm sind wie Irland. Es hat Gegenden, die so gut sind wie Deutschland, und solche, die so schlecht sind wie Rußland. Es hat Gegenden, die so gut sind wie Amerika, und solche, die so schlecht sind wie Deutschland. Es hat Gegenden, die so gut sind wie Rußland, und solche, die so schlecht sind wie Amerika. Es hat Gegenden, die so gut sind wie Deutschland, und solche, die so schlecht sind wie Rußland. Es hat Gegenden, die so gut sind wie Amerika, und solche, die so schlecht sind wie Deutschland. Es hat Gegenden, die so gut sind wie Rußland, und solche, die so schlecht sind wie Amerika.

Besucher, namentlich diejenigen von Ischl aus, zum großen Teil noch nie auf einem hohen Berge gestanden haben und ihre Reise auf den Schafberg für eine heroische Leistung, und was sie auf ihm gesehen haben, für das Unerreichbarste halten.

Unser Schafberg kann übrigens auch die Freunde von Höhlenwanderungen zufriedenstellen, weil mehrere Höhlen in seinem Massiv eingetieft sind. Als die großartigste darunter, allein auch als schwer zugänglich, wird das nur eine halbe Stunde südlich vom Gipfel liegende, erst in der neuesten Zeit genauer durchforschte Wetterloch mit reichen Stalaktitenbildungen und domartigen Räumen bezeichnet.

Jetzt aber besteigen wir das Dampfschiff zur Fahrt über den See bis an sein nordwestliches Ende bei St. Gilgen (S. 610). Die verschiedenen Motive um den See, vornehmlich die kühnen Spitzen des Gebirges über dem südlichen Ufer und die Buchten der Nordseite, gruppieren sich zu immer neuen, immer überraschenderen Bildern, und dieser Wechsel der Scenerie, der Umstand, daß doch stets ein oder das andere Objekt am Ufer uns beschäftigt, und wohl auch die kurze Dauer der Fahrt lassen das Gefühl nicht aufkommen, daß unser See, an welchem bloß die drei Orte Strobl, St. Wolfgang und St. Gilgen liegen, zu einsam ist.

Sind wir am kleinen Leuchtturm (S. 610) nächst St. Wolfgang vorbei, so breitet sich der nordwestliche Teil des Seebeckens vor uns aus. An der Felswand des Falkenstein erfreut das sieben- bis achtfache Echo. Dann blickt das Hochzeitskreuz vom nördlichen Ufer in die Flut herab. Es soll zur Erinnerung daran errichtet worden sein, daß hier eine auf dem gefrorenen See tanzende Hochzeitsgesellschaft im Anblick der Spielleute, welche am Ufer an sicherer Stelle, dort, wo jetzt das Kreuz steht, saßen, versunken ist.

Schafbergspitze mit dem Hotel Krämer (S. 608). Altes Gasthaus auf dem Schafberg.

Das nächste Denkmal, eine kleine Kapelle auf einem rings vom Wasser umspülten Felsgrunde, wieder nahe dem Nordufer, das Ochsenkreuz (S. 610), verewigt ein wenig tragisches Ereignis! Ein Metzger soll auf der Straße am südlichen Seeufer einen Ochsen getrieben haben, dieser scheu geworden und in den See gesprungen, der Metzger ihm nachgesprungen sein, und, um ihn

Im Kloster.

Im Kloster. Bild 2.

Im Kloster. Bild 3.

Im Kloster. Bild 4.

Im Kloster. Bild 5.

Im Kloster. Bild 6.

seinen Mitschülern den ersten, zweiten u. s. w. Platz anweisen kann. Selbst vorausgesetzt, daß der Beurteilende die verglichenen Objekte vollkommen kennt, sie insbesondere bei jeder Beleuchtung gesehen hat, daher ganz unbeeinflußt von dem Eindrucke ist, welchen er hier bei günstiger Witterung, dort bei ungünstiger empfangen hat, bleibt das Urteil immer ein subjektives, weil eben jeder sich selbst und in seiner Art den Begriff des Schönen gebildet hat.

Nur unter dieser Reserve des subjektiven Eindrucks erklärt der Verfasser, daß ihm der Wolfgangsee unter den größeren Seen Oberösterreichs, jene des Salzkammergutes inbegriffen, an landschaftlicher Schönheit mit dem Traunsee obenan steht. Zwar fehlen dem Wolfgangsee die Großartigkeit des Traunsees und die nicht leicht anderswo wieder anzutreffenden Gegensätze im Charakter der Ufer desselben, an nicht etwa kleinlicher, sondern hoheitsvoller Anmut und an überraschenden Gebirgsformen dagegen kommt er dem Traunsee mindestens gleich.

Das rote Kreuz in Deutschland.

Von

Friedrich von Weech.

Von dem blutgedüngten Schlachtfelde von Solferino ist eine mächtige und fruchtbare Anregung ausgegangen. Das versöhnende Werk der Menschenliebe, das in unsern Tagen dem Männer mordenden Kriege zur Seite geht, wird unter der Flagge des roten Kreuzes im weißen Felde ausgeübt. Dies ist das Symbol, welches gleichzeitig an die Religion der Liebe und an die Nationalität des edeln Menschenfreundes erinnert, dessen rastlosem Eifer die Neutralisierung der Verwundeten und Kranken — eine der höchsten Errungenschaften unseres Jahrhunderts — zu verdanken ist.

Die Lösung der Aufgaben, welche durch die Vorschriften der Genfer Konvention den Sanitätsbehörden der Armeen gestellt sind, erheischt eine solche Aufbietung von Kräften, daß die regelmäßigen amtlichen Organe nicht ausreichen, sondern sich durch Hinzuziehung von Freiwilligen verstärken müssen. Das Verhältnis dieser Freiwilligen zu den amtlichen Organen der Verwundeten- und Krankenpflege darf aber kein willkürliches sein, sondern muß festen Normen unterliegen, wenn nicht die schlimmsten Verwirrungen entstehen sollen.

Für das Deutsche Reich hat Se. Majestät der Kaiser und König am 10. Januar 1878 eine Kriegs-Sanitätsordnung erlassen, welche die Aufgaben der amtlichen wie der freiwilligen Krankenpflege im Felde feststellt. Für das königlich bayerische Heer ist eine in allen wesentlichen Punkten dieser Verordnung entsprechende Verfügung am 10. Februar 1879 ergangen.

Durch die Kriegs-Sanitätsordnung von 1878 ist vermutlich für einen längeren Zeitraum die Grundlage festgestellt, auf welcher sich, im engsten Zusammenhange mit der amtlichen Krankenpflege und in strengster Unterordnung unter dieselbe, die freiwillige Krankenpflege zu bethätigen hat.

Es war daher eine durch die Natur der Verhältnisse vorgeschriebene Aufgabe der zu den Zwecken der freiwilligen Krankenpflege verbündeten deutschen Vereine vom roten Kreuz, eine systematische Anleitung für das Wirken dieser Vereine im Kriege wie für deren vorbereitende Thätigkeit im Frieden ausarbeiten zu lassen.

Ihre Majestät die deutsche Kaiserin und Königin von Preußen, die erhabene Protektorin der humanitären Bestrebungen, die unter dem Zeichen des roten Kreuzes gepflegt werden, hat zur Förderung einer solchen Arbeit einen Preis ausgesetzt, und von drei durch das Centralkomitee der genannten Vereine bezeichnete Preisrichtern, zu denen der Verfasser dieser Zeilen zu gehören die Ehre hatte, wurde einstimmig die Arbeit des königlich sächsischen Regierungsrates Friedrich von Criegern als des Preises würdig erklärt.

Diesem vortrefflichen Werke [1]) folgen wir hier bei dem Versuche, in der durch den Charakter dieser Monatsschrift vorgeschriebenen Kürze ein Bild der Funktionen und Zuständigkeiten der Organe der freiwilligen Krankenpflege zu entwerfen.

---

*) Das rote Kreuz in Deutschland. Handbuch der freiwilligen Krankenpflege für die Kriegs- und vorbereitende Friedensthätigkeit von Friedrich von Criegern. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, Verlag von Veit u. Comp. 1883. XIV u. 282 Seiten.

Die freiwillige Krankenpflege hat keine selbständige Stellung. Sie ist dem staatlichen Organismus eingefügt und wird von staatlichen Behörden geleitet. Sie hat lediglich an der Erfüllung der Aufgaben, welche der amtlichen Krankenpflege gestellt sind, mitzuwirken.

Es ist daher unerläßlich, sich mit den geltenden staatlichen Vorschriften über die Krankenpflege im Kriege bekannt zu machen. Den gesamten Sanitätsdienst auf dem Kriegsschauplatze leitet der Chef des Feldsanitätswesens. Ihm unterstehen ein Armeegeneralarzt bei jedem Armeeoberkommando, ein Corpsgeneralarzt (mit konsultierenden Chirurgen) bei jedem Generalkommando, ein Divisionsarzt bei jeder Division, ein Etappengeneralarzt bei jeder Etappe und eine der Zahl der Armeecorps entsprechende Anzahl von Feldlazarettdirektoren.

Auf dem Schlachtfelde erhalten die Verwundeten die erste Hilfe durch die Truppenärzte und die denselben unterstellten Lazarettgehilfen auf den Truppenverbandplätzen. Dorthin werden sie durch Hilfskrankenträger verbracht, welche, den Truppen entnommen, durch eine rote Armbinde kenntlich sind und nicht unter dem Schutze der Genfer Konvention stehen.

Die nächste Organisation bilden die Sanitätsdetachements, deren jedes mobile Armeecorps drei, jede Reservedivision eines besitzt. Sie errichten einen Hauptverbandsplatz und lassen dorthin durch die ihnen zugehörigen Krankenträger die Verwundeten verbringen. Von da werden diese nach den Feldlazaretten geschafft. Jedes Armeecorps hat zwölf Feldlazarette für je 200 Verwundete und Kranke. Diese etablieren sich womöglich in Gebäuden, eventuell in Zelten und Baracken. Hier werden durch die Krankentransportkommission vier Kategorieen gebildet: Leichtkranke und Schwerkranke, Leichtverwundete und Schwerverwundete.

Wer von diesen transportiert werden kann, wird in Fahrzeugen, welche mit der erforderlichen Strohschüttung versehen sein müssen, zur nächsten Eisenbahnstation verbracht. Damit gelangen dieselben in den Bereich der Etappeninspektionen. In diesem werden die Leichtkranken und Leichtverwundeten in den Leichtkrankensammelstellen vereinigt und, soweit ihre rasche Heilung zu erwarten steht, bis zur Genesung und Wiederentlassung zu ihrem Truppenteil, in den Etappenlazaretten untergebracht. Jene, bei denen eine rasche Wiederherstellung nicht in Aussicht steht, werden in Krankenzügen der Heimat zugeführt.

Im Rayon der Etappen befinden sich ferner die stehenden Kriegslazarette, welche in der Regel bestimmt sind, die Ablösung und den Ersatz der Feldlazarette zu bewirken und nur ausnahmsweise auch unmittelbar Kranke und Verwundete aufnehmen dürfen.

Um die Anhäufung von Kranken und Verwundeten zu vermeiden und für die neuen Zugänge immer Platz offen zu halten, ist ein sorgfältig organisiertes Evakuationssystem eingerichtet. Die Schwerverwundeten und Schwerkranken, welche nur liegend transportiert werden können, werden in Lazarettzügen befördert, welche eine geschlossene Formation mit einem etatsmäßigen ständigen Personal und Material bilden und im Inlande aus dazu geeigneten Wagen zusammengestellt werden, die schon im Frieden dazu vorbereitet sind. Wenn sie für den Bedarf nicht ausreichen, können Hilfslazarettzüge gebildet werden, in denen Lagerungsvorrichtungen improvisiert werden. Diese beiden Kategorieen werden auch unter der Bezeichnung Sanitätszüge zusammengefaßt. In solchen Zügen dürfen Leichtverwundete und Leichtkranke nicht transportiert werden. Für diese, die sich, wenn auch mit Unterstützung, in den Wagen begeben und in sitzender Stellung fahren können, werden aus gewöhnlichen Personenwagen Krankenzüge zusammengestellt. Um die Anstrengungen der Fahrt zu vermindern, werden für diese Züge Uebernachtungsstationen eingerichtet.

In der Heimat, d. h. im Bereiche der Besatzungsarmee und der stellvertretenden Generalkommandos, bildet der Chef der Medizinalabteilung im Kriegsministerium die Spitze des amtlichen Sanitätsdienstes, bei den stellvertretenden Generalkommandos aber der stellvertretende Generalarzt. Die vom Kriegsschauplatz kommenden Verwundeten und Kranken werden in die Reservelazarette verbracht, deren Errichtung von den stellvertretenden Kommandobehörden angeordnet und in denen ein Chefarzt die Pflege der Verwundeten leitet. Wo sich mehrere Lazarette befinden, sind Reservelazarettdirektoren bestellt. Diese leiten den Transport vom Bahnhof nach den Reservelazaretten, die Verteilung der Verwundeten und Kranken unter diese, deren Entlassung entweder als geheilt oder als dienstunbrauchbar oder zu weiterer Behandlung in Vereinslazarette oder Privatpflege.

Zur Ergänzung der für den Sanitätsdienſt im Felde erforderlichen Gegenſtände, ſoweit dieſelben nicht im Feindesland durch Requiſition oder Ankauf beſchafft werden können, beſtehen Lazarettreſervedepots. Jeder Etappeninſpektion iſt ein ſolches zugewieſen. Jedes derſelben beſitzt zwanzig mit Train beſpannte Fahrzeuge. Die Füllung der Lazarettreſervedepots erfolgt von den ſog. Sammelſtationen aus den daſelbſt errichteten immobilen Güterdepots, beziehungsweiſe deren erſter Sektion, die ſpeciell zur Aufnahme und Bereitſtellung der für den Sanitätsdienſt erforderlichen Gegenſtände beſtimmt iſt, während die übrigen Sektionen derſelben Vorräte aller Art für die Armee und alle Heereseinrichtungen bereit zu halten haben.

Sehen wir nun, inwieweit die freiwillige Krankenpflege berufen iſt, an der Erfüllung der Aufgaben mitzuwirken, welche dem amtlichen Sanitätsdienſte geſtellt ſind. Die freiwillige Krankenpflege wird in der Kriegsſanitätsordnung nirgends ausdrücklich definiert, indes ergibt ſich aus einer Reihe von Beſtimmungen, daß unter dieſem Namen verſtanden wird: einesteils die Geſamtheit der Hilfsleiſtungen an Material ꝛc., welche der Militärkrankenpflege durch Privatwohlthätigkeit zu teil wird, anderenteils und vorzugsweiſe die Geſamtheit der Perſonen, welche, ohne Mitglieder des Heeres zu ſein, an der Verwundeten- und Krankenpflege im Kriege mitwirken, und zwar ſowohl Mitglieder von Vereinen und Genoſſenſchaften als auch Privatperſonen.

Dieſe Geſamtheit wird, nach den Beſtimmungen der Kriegsſanitätsordnung, dem amtlichen Sanitätsdienſte gegenüber allein vertreten durch den kaiſerlichen Kommiſſar und Militärinſpekteur der freiwilligen Krankenpflege. Er wird vom Kaiſer ernannt und bevollmächtigt, die Geſchäfte durch von ihm zu ernennende Delegierte ausüben zu laſſen.

Bei der Feldarmee kommt die freiwillige Krankenpflege in der Regel nicht zur Verwendung. Sie hat ihre Thätigkeit zu entfalten im Rücken der Feldarmee, im Bereiche der Etappeninſpektionen und der ſtellvertretenden Kommandobehörden in der Heimat.

Ausnahmsweiſe kann bei den Sanitätsdetachements der Anſchluß einer für die Verwundeten beſtimmten Transportkolonne an die Armee im Bereiche der fechtenden Truppen von den Armeeoberkommandos geſtattet werden. Deren Angehörige treten indes alsbald abſolut unter militäriſches Kommando und unter die Herrſchaft der Disciplinarſtrafordnung für das Heer und verlieren ſomit den Charakter freiwilliger Helfer. Ebenfalls nur ausnahmsweiſe kann bei den Feldlazaretten durch die Etappeninſpektionen die Mitwirkung von freiwilligen Krankenpflegern und Pflegerinnen geſtattet werden. Dieſes Perſonal unterſteht vollſtändig dem Chefarzt, von dem es jederzeit wieder entlaſſen werden kann.

Beim Vorhandenſein eines dringenden Bedürfniſſes kann endlich der Generalinſpekteur des Etappen- und Eiſenbahnweſens unter Vorbehalt des Widerrufes die Errichtung einzelner Vereinslazarette auf dem Kriegsſchauplatze zulaſſen. Aus der, wenn auch nur ausnahmsweiſen, Einfügung von freiwilligen Transportkolonnen in die Sanitätsdetachements folgt, daß ſolche Kolonnen, allerdings auch nur ausnahmsweiſe, auch zum Transport von Verwundeten und Kranken aus den Feldlazaretten nach den Eiſenbahnen verwendet werden können.

Wie ſchon erwähnt, beginnt erſt im Rayon der Etappeninſpektion die regelmäßige Mitwirkung der freiwilligen Krankenpflege und zwar unter Leitung des Etappengeneralarztes mit Hilfe des Delegierten bei der Etappeninſpektion. Zum Dienſte bei den Leichtkrankenſammelſtellen und den Erquickungs- und Verbandſtationen ſowie in den Etappenlazaretten ſoll das Perſonal der freiwilligen Krankenpflege herangezogen, die Erfriſchungsſtationen können ſelbſt vollſtändig von Organen der freiwilligen Krankenpflege übernommen und durch Delegierte des kaiſerlichen Kommiſſars geleitet werden.

In erheblicherem Maße erweitert ſich das Feld der Thätigkeit der freiwilligen Krankenpflege bei der Evakuation aus dem Bereiche der Etappeninſpektion nach den Reſervelazaretten. Die Etappeninſpektionen teilen den einzelnen Transportkommiſſionen Begleitperſonal aus der freiwilligen Krankenpflege zu, welche dieſe nach Bedürfnis verwenden. Bei den Lazarettzügen wird dies nur ausnahmsweiſe der Fall ſein, öfter wohl bei den Hilfslazarettzügen, während bei den Krankenzügen in der Regel das Begleitperſonal aus der den Transportkommiſſionen zur Verfügung geſtellten freiwilligen Begleitkolonne zu ſtellen iſt.

Auf Antrag des kaiſerlichen Kommiſſars kann der Generalinſpekteur des Etappen- und

Eisenbahnwesens der freiwilligen Krankenpflege gestatten, Lazarettzüge aus eigenen Mitteln zu errichten und unter eigener Verwaltung und Leitung in den Dienst zu stellen. Da ein solcher Zug aus 41 Wagen zu bestehen hat, so werden sich die Kosten für Einrichtung und Betrieb so hoch stellen, daß die freiwillige Krankenpflege kaum in die Lage kommen wird, von dieser Ermächtigung Gebrauch zu machen. Eher wird sie veranlaßt sein, nach Bedarf Hilfslazarettzüge einzurichten.

Im Herrschaftsgebiete der stellvertretenden Generalkommandos bei der Besatzungsarmee wird die freiwillige Krankenpflege auf Anordnung der Reservelazarettdirektoren bei dem Transport der Verwundeten und Kranken vom Bahnhofe nach den Reservelazaretten sich beteiligen können. Für diese hat sie ausgebildete Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen bereit zu stellen und kann in denselben einzelne Zweige der Lazarettverwaltung, insbesondere der Wirtschaft übernehmen. Selbständig kann sie Vereinslazarette (von mindestens zwanzig Betten) und Rekonvalescentenstationen errichten. Privatpflegeanstalten dürfen nur solche Personen eröffnen, welche durch eine Bescheinigung des Vorstandes eines vom Staate anerkannten Pflegevereines nachweisen, daß sie für die ordnungsmäßige Pflege der Aufzunehmenden (die indes auf Rekonvalescenten beschränkt sind) vollständige Gewähr bieten.

Eine der wichtigsten Aufgaben der freiwilligen Krankenpflege besteht in der Sammlung und Zuführung der freiwilligen Gaben für die Krankenpflege und zwar sowohl der Lazarettbedürfnisse als der Erquickungsgegenstände. Je nach Ländern, Provinzen, Bezirken werden durch den kaiserlichen Kommissar im Einvernehmen mit den stellvertretenden Generalkommandos, womöglich an oder in der Nähe von Etappenanfangsorten in Lazaretten der Militärverwaltung Annahmestellen errichtet, von wo die gesammelten Gaben an die staatlichen Güterdepots geschickt werden sollen. Auch bei der Füllung der Lazarettreservedepots und noch in höherem Maße bei der Errichtung von Vereinsdepots findet die freiwillige Krankenpflege Gelegenheit, eine reiche Wirksamkeit zu entfalten. Schließlich hat sie noch die Aufgabe, Nachrichten über die in den Lazaretten befindlichen Verwundeten und Kranken an deren Angehörige zu vermitteln, sich zu diesem Behufe in den Lazaretten, in denen ihre Angehörigen thätig sind, hilfreich zu erweisen, als auch Nachweisebureaus zu errichten.

Der kaiserliche Kommissar und Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege, der, wie schon erwähnt, die leitende Spitze der freiwilligen Krankenpflege ist und den Verkehr der einzelnen Organe derselben mit den Staatsbehörden und der Armee zu vermitteln hat, bedient sich hierzu seiner Delegierten. Diese wählt er vorzugsweise aus solchen Genossenschaften und Vereinen, welche schon im Frieden den Zwecken der Krankenpflege sich gewidmet haben und berechtigt sind, dem kaiserlichen Kommissar Personen in Vorschlag zu bringen, welche sie zur Uebernahme der Funktion von Delegierten für geeignet halten. Solche Delegierte werden auf Grund der Bestimmungen der Kriegssanitätsordnung sowohl auf dem Kriegsschauplatze als im Bereiche der stellvertretenden Kommandobehörden bestellt.

Alle Angehörigen der freiwilligen Krankenpflege, welchen die Ausübung einer Thätigkeit auf dem Kriegsschauplatze gestattet wird, müssen uniformiert sein. Durch eine besondere Verordnung ist vor einiger Zeit Schnitt und Farbe dieser Uniform festgestellt worden.

Eine so umfangreiche und wichtige Thätigkeit, wie sie den Organen der freiwilligen Krankenpflege durch die Kriegssanitätsordnung eingeräumt ist, verlangt unfraglich schon im Frieden eine wohlorganisierte Vorbereitung. Und diese wird am folgerichtigsten von mehr oder weniger eng und fest geschlossenen Körperschaften erwartet werden dürfen. Bezüglich der Delegierten, die der kaiserliche Kommissar und Militärinspekteur ernennt, verweist ihn die Kriegssanitätsordnung ausdrücklich auf jene Vereine und Körperschaften, die schon in Friedenszeiten sich mit Krankenpflege beschäftigen. Das sind also die Johanniter und Malteser und die bayerischen Georgiritter, die Diakonissinnen und barmherzigen Schwestern und die Vereine vom roten Kreuz. Die Ritterorden werden wohl nur Delegierte und bezahltes Pflegepersonal stellen können, die Frauenorden und die Vereine vom roten Kreuz aber sind in der Lage, eine große Menge von freiwilligen Krankenpflegern und Pflegerinnen im weitesten Sinne des Wortes im Inland wie auf dem Kriegsschauplatze zu verwenden, also neben Delegierten und Depotverwaltern, pflegenden Schwestern und Krankenwärtern auch wohlorganisierte und vollständig ausgebildete Transportkolonnen. Die Vereine

vom roten Kreuz, an deren Spitze ein in Berlin tagendes Centralkomitee ſteht, in welchem Vertreter aller mit der Krankenpflege im Kriege ſich befaſſenden Vereine (nicht aber der Orden) Sitz und Stimme haben, ſind ſo geartet, daß in ihnen der Wille, für den Krieg ſchon im Frieden vorbereitend thätig zu ſein, ſich mit den hierzu nötigen Mitteln vereinigt. Die große Zahl der Frauenvereine beſchäftigt ſich vorzugsweiſe mit der Ausbildung von Krankenwärterinnen, während die Männervereine insbeſondere den Unterricht für Anlegung erſter Verbände und für den Transport von Verwundeten und Kranken, ſowie die für ein auf dem Kriegsſchauplatz in Thätigkeit tretendes Corps unumgänglich nötige militäriſche Schulung ins Auge faſſen. In das Berliner Centralkomitee, das urſprünglich nur aus Delegierten der Männervereine beſtand, ſind neuerdings auch Vertreter der oberſten Spitze der Frauenvereine eingetreten, und auch die Kriegervereine, zunächſt Norddeutſchlands, haben ihre Abgeordneten in dies Centralkomitee entſandt. In einigen deutſchen Ländern hat ſich für Frauen- und Männervereine auch ſchon in den engeren heimiſchen Bezirken eine organiſche Verbindung ergeben und ſegensreich bewährt, welche für die Männervereine und den vaterländiſchen Frauenverein in Preußen erſt noch im Entſtehen begriffen iſt.

Die Vereine vom roten Kreuz haben in den großen Kriegen der letzten Jahrzehnte, neben den Ritter- und Frauenorden und vielfach Hand in Hand mit dieſen, eine nicht hoch genug anzuſchlagende Wirkſamkeit entfaltet. Eingeengt durch veraltete Reglements, mißtrauiſch betrachtet von Kommandobehörden und Aerzten haben ihre Angehörigen im Kriege von 1870—71 eine Thätigkeit entwickelt, welche weit über den Rahmen hinausging, der durch die amtlichen Vorſchriften der freiwilligen Krankenpflege vorgezeichnet war. Die Vereine hatten indeſſen einen ihre Bethätigung auf dem Kriegsſchauplatz weſentlich beeinträchtigenden ſchwachen Punkt in der ganz ungenügenden Organiſation der Kolonnen, die ſie zum Behufe des Verwundetentransports in großer Zahl entſandten. Es war darunter viel unbrauchbares Perſonal, ſogar Leute höchſt zweifelhaften Charakters, und auch wo Wille und Geſinnung tadellos war, fehlte es vielfach am Können, vor allem an dem ſtrammen Gehorſam, der im Kriege die Bedingung jedes Erfolges iſt.

Das wird in Zukunft anders ſein. Wie ſchon erwähnt, iſt eine geſchloſſene Organiſation durch die neue Kriegsſanitätsordnung zur Vorausſetzung der Wirkſamkeit der Organe der freiwilligen Krankenpflege gemacht.

Ueber die auch heute noch ſehr eng gezogenen Grenzen für die freiwillige Krankenpflege herrſcht unter den Vereinen vom roten Kreuz einige Unzufriedenheit. Indes ſehen doch — ganz abgeſehen davon, daß nach Erlaß der neuen Kriegsſanitätsordnung dieſe nunmehr als ein auf geraume Zeit wirkſames Geſetz zu betrachten iſt — diejenigen Vereinsangehörigen, die den Krieg aus eigener Anſchauung kennen, einerſeits mit Unbefangenheit den großen Fortſchritt, welchen die neuen Verfügungen gegenüber den früher geltenden Beſtimmungen bezeichnen und anderſeits geben ſie ſich, geſtützt auf die in der Praxis gemachten Erfahrungen, der beſtimmten Erwartung hin, daß die Unzulänglichkeit der ſtaatlichen Sanitätsanſtalten, die ſich bisher noch in jedem Kriege ergeben hat und auch in Zukunft ſich ergeben wird, einfach aus dem Grunde, weil keine Armee der Welt eine ſo große Zahl von Aerzten und Krankenpflegern u. ſ. f. mit ſich führen kann, als man ihrer bedarf, wenn große blutige Schlachten raſch hintereinander geſchlagen werden, daß dieſe Unzulänglichkeit wie ehedem auch künftighin dazu führen wird, eine der Schranken, welche die Reglements gegenüber dem Wirken der freiwilligen Krankenpflege aufgerichtet haben, nach der anderen zu beſeitigen, und die Hilfe, wenn ſie in brauchbarer Weiſe geboten wird, auch da von Organen der freiwilligen Krankenpflege anzunehmen, wo ſie reglementsmäßig nur von ſtaatlichen Organen geleiſtet werden ſollte.

Daß ſie ſich fähig machen, zunächſt ordnungsmäßig, im Fall der Not aber auch über die vorgeſchriebenen Grenzen hinaus, nach Form und Inhalt wohlgeordnet in das gewaltige Gefüge einzugreifen, wie es im Kriege auf all den mannigfaltigen hier in Betracht kommenden Gebieten in die Erſcheinung tritt, das muß die gar nicht ernſt genug aufzufaſſende Aufgabe der Vereine vom roten Kreuz ſchon im Frieden ſein. Das preisgekrönte Werk des Herrn von Criegern bietet hierfür, in ſeinen Rückblicken auf die Vergangenheit, in ſeiner Darlegung deſſen, was heute Geſetz iſt, und in den Erwägungen über die Friedensthätigkeit der Vereine vom roten Kreuz die zuverläſſigſte und ſachkundigſte Anleitung.

Die Madonna mit den Lilien.

Erzählung von A. Godin.

(Schluß.)

Das Mädchen an ſeinem Arm zitterte und ſchauderte während der paar hundert Schritte, die durch den Rückwärtsanbau des Cirkus in das Freie führten, und als friſche Luft den Brandgeruch, die verhältnismäßige Stille, draußen den Lärm des aufgeregten Durcheinander ablöſte, ſchluchzte ſie einmal auf, wie ein erſchrockenes Kind.

„Wohin führt Ihr Weg, Fräulein?“ frug Robert, nachdem ſie aus dem Menſchengedränge, das bereits den ganzen Platz umwogte, in eine ruhige Straße gelangt waren.

„Wir wohnen in der Sophienſtraße, das iſt noch weit,“ ſagte ſie. „Aber bitte, kommen Sie mit bis an unſer Haus, meine Füße tragen mich kaum. Fritzchen ſoll aber jetzt laufen!“

„Laſſen Sie mir das Kind, es iſt ja leicht wie eine Feder. Selbſtverſtändlich, daß ich Sie nach Hauſe bringe. Warum zittern Sie aber noch? In der Gefahr zeigten Sie ſich doch tapfer — ſogar tapferer als die Meiſten!“

Eine leichte Bewegung des Armes, der in dem ſeinen lag, ließ Robert zugleich mit ſeiner Begleiterin den Schritt anhalten. Zu ſeinem Erſtaunen klang ein ſilberhelles Lachen auf. „Das iſt wahr!“ rief des Mädchens klare Stimme. „O, wie ſie rannten! Haben Sie geſehen, wie meine dicke Nachbarin auf die Bank ſtieg, erſt mit einem Fuß, dann mit dem anderen, die beiden Arme in die Luft hob, mit aufgeſperrtem Munde und ſolchen Augen!“

Auch Robert mußte lachen, als das beweglichſte Mienenſpiel eine treue Kopie der komiſchen Figur zeigte.

„Ich dachte nicht, daß Sie Zeit fanden, dergleichen Beobachtungen zu machen,“ ſcherzte er im Weitergehen. „Im erſten Moment ſahen Sie auch nicht wenig erſchrocken aus und waren auf dem Sprung davonzulaufen. Und doch ein Auge für Komik?“

„O, dergleichen würde mir in meinem letzten Stündchen nicht entgehen,“ ſagte ſie leichthin und begann eine drollige Schilderung der Scenen, welche ſich während der paar Minuten von Roberts Abweſenheit vor ihr abgeſpielt. Er ſah ergötzt auf die lebhaften Züge nieder, die ſich unter dem hellen Nachthimmel fein abzeichneten. Erſt jetzt, während ihres ſorgloſen Geplauders kam er dazu, des Mädchens Geſicht, das er den Abend hindurch meiſt im Profil geſehen, genauer zu betrachten. Alles an ihr war weich, ſchmiegſam und zugleich von pikantem Ausdruck. Die dunkeln, nicht großen, ſchön geſchlitzten Augen funkelten ſchalkhaft unter einer ſchmalen, ſchneeweißen Stirn und wurden durch ſtarke, gleichfalls dunkle Brauen, die ſich kaum wölbten, ſondern als ein, beinahe zuſammenſtoßender Strich hinzogen, ganz eigentümlich beſchattet. Das feine Näschen, der feine Kindermund und das lichtblonde Gelock ſtanden hierzu in einem Kontraſt, der durch den zarten Teint noch gehoben wurde. Neugierig hörte ihr Führer dem Plaudern zu, das ihm keinerlei Aufſchluß über Stand und Bildungsgrad des Mädchens gab; trotz einer leiſen Färbung ſüddeutſchen Accentes, ſprach ſie ſehr korrekt, mit leicht fließendem Ausdruck; was ſie ſprach war voll Munterkeit, ſogar voll Mutterwitz und verriet einen raſchen Geiſt. Um ſo mehr wunderte er ſich über einzelne Plattheiten, die zwar nur im Vorübereilen, dennoch einen Mangel an feinem Geſchmack zeigten, der zu der ganzen Erſcheinung im Widerſpruch ſtand. Es blieb reichlich Zeit, dieſe Betrachtungen anzuſtellen, denn der zurückzulegende Weg nahm eine gute Stunde in Anſpruch. Von irgend Perſönlichem kam nichts zur Sprache als die Aeußerung: daß

der kleine Fritz, dessen Kopf bald in tiefem Schlaf auf Roberts Schulter lag, nicht ein Bruder des jungen Mädchens sei, sondern ihrer verwitweten Schwester zugehörte, bei der sie lebe.

Am Hause angelangt, welches die Blondine als ihr Ziel bezeichnete, lud sie Robert ein, mit ihr einzutreten und sich bei der Schwester vom Wege auszuruhen. Er lehnte dies mit dem Bemerken ab, daß es bereits sehr spät sei, reichte ihr das schlafende Kind, nachdem sie den Schlüssel hervorgezogen und die Hausthüre aufgesperrt hatte und empfahl sich. Eine kleine weiche Hand drückte die seinige mit dem Worte: „Auf Wiedersehen und tausend Dank!“

Dann verschwand die zierliche Gestalt im Hause und Robert trat seinen Heimweg an. Die Nacht war lau und schön, er schlenderte behaglich dahin, das kleine Abenteuer hatte ihn angenehm berührt und während seine Gedanken sich noch damit beschäftigten, machte ihm dessen Mitteilung an seine Frau schon im voraus Vergnügen. Wirklich setzte er sich, trotzdem schon elf Uhr vorüber war, als er sein Haus erreichte, noch an den Schreibtisch und entwarf eine muntere Schilderung seiner Erretterrolle, wobei ihm einfiel, daß Franziska ihn schelten würde, gar nicht nach dem Namen seiner Begleiterin gefragt zu haben. Er lächelte selbst bei dieser Bemerkung, und das kleine Erlebnis schien ihm um so hübscher, eben weil es sich an keinen Namen knüpfte, wie ein Blümchen am Wege einzeln stehen bleiben würde.

Am nächsten Morgen, als Robert bei seinem Frühstücke saß, kam das Dienstmädchen herein und sagte:

„Hier ist ein Ding, was ich im Aufschlag Ihres Rockärmels gefunden habe, Herr Baumeister! es fiel heraus, während ich den Rock ausklopfte.“

Verwundert betrachtete Robert den kleinen Gegenstand. Es war eine italienische Mosaik in Rautenform, einen Vogel im Neste auf blauem Grunde darstellend. Im ersten Moment begriff er nicht, auf welche Weise dies in seinen Aermel geraten sein könnte; im nächsten fiel ihm ein, daß er im Verlaufe des Abends am Halse des vor ihm sitzenden Fräuleins ein rautenförmiges Medaillon gesehen hatte, das sie an schwarzem Samtbande trug. Natürlich war seine Aufmerksamkeit durch nichts an dies Schmuckstück gefesselt worden, dessen Existenz nur als zur ganzen Erscheinung gehörig in seinem Gedächtnis geblieben und ihm wahrscheinlich durch seine ungewöhnliche Form überhaupt bemerklich geworden. Daß sich die Mosaik unterwegs aus der Fassung gelöst haben mußte und an ihm hängen geblieben war, lag nahe, und er nahm sich vor, den Fund, welchen dessen Eigentümerin vielleicht ungern vermißte, ihr noch denselben Morgen zuzusenden.

Da fiel ihm ein, daß er ja weder eine Adresse, noch die Nummer des Hauses zu bezeichnen wußte, in welchem die junge Dame wohnte. Es war also nötig, die Besorgung persönlich zu übernehmen, wenn er richtiger Bestellung sicher sein wollte.

Zunächst fehlte es ihm hierzu an Zeit; das Fräulein mußte ihren Verlust schon für diesen, vielleicht noch für den folgenden Tag verschmerzen. Doch steckte er für den Fall, daß er gegen abend zeitig genug frei sein würde, die Mosaik zu sich, als er nach den Bureauarbeiten, die seinen Morgen füllten, nachmittags zur Baustätte ging. Es wurde wirklich für heute zu spät; am nächsten Abende fand sich aber Zeit; er benutzte die Pferdebahn, um die von seiner Wohnung aus ziemlich beträchtliche Entfernung abzukürzen, und lächelte bei Erwartung dieses zweiten Teiles seines Abenteuers in sich hinein.

Ein anderer würde es wohl schwierig gefunden haben, überhaupt das nur bei abend gesehene Haus wiederzuerkennen; der Architekt war zu sehr gewöhnt, jede kleine bauliche Eigentümlichkeit auch ganz absichtslos zu bemerken, als daß er nicht auf den ersten Blick die bogenförmige Hausthüre richtig rekognosziert hätte. Nun galt es auch die rechte Thüre innerhalb zu finden. Robert entsann sich, daß seine Begleiterin zu einem erleuchteten Fenster des zweiten Stockwerkes aufgeschaut hatte, und folgte diesem Wink. Der Anblick Fritzchens, den er in dieser Etage auf dem Flur spielend fand, ersparte ihm die Wahl zwischen der Klingel zur Rechten oder Linken. Das Kind sah ihn zwar etwas zweifelhaft an, rannte aber bei der Frage nach der Tante auf die nur angelehnte Abschlußthüre zur Linken zu, und hinein. Robert folgte und hatte nicht einmal nötig zu klopfen, denn bei dem schrillen Ruf: „Tante Flory, Tante Flory!“ öffnete sich eine Zimmerthüre und seine junge Freundin vom Cirkusabend trat heraus. Ihr feines Gesichtchen färbte sich lebhaft, als sie Roberts ansichtig wurde, sie kam mit ausgestreckter Hand auf ihn zu:

„Das iſt ſchön!“ ſagte ſie, und ſah befriedigt aus wie ein Kind, das bekommt, wonach es im Augenblick die Hand ausſtreckt. „Ich hatte auf Ihren Beſuch gehofft, daß Sie heute ſchon kommen, iſt ſehr lieb und ſchön!“

Sie war ihm mit einladender Bewegung nach dem Zimmer vorausgegangen, und dort kam er auch zu Worte, indem er das Bruchſtück ihres Schmuckes hervorzog und ihr übergab. Ihre Freude, das vermißte Eigentum ſo unerwartet wiederzufinden ſprach ſich auf das Anmutigſte aus, und ſie dankte mit einer Wärme, als wären ihr Diamanten und Perlen zurückgebracht. Inzwiſchen nahm der Gaſt auf ihre Einladung Platz und frug, ob der geſtrige Schreck ihrer Nachtruhe nicht übel bekommen ſei. Während ein munteres Geſpräch ſich entſpann, ließ Robert ſeine Augen dann und wann durch das Zimmer ſchweifen. Es war mit einer gewiſſen Eleganz eingerichtet, wenigſtens fiel eine ſolche im erſten Moment in die Augen; trotzdem jedes Gerät zierlich und in ſeiner Art geſchmackvoll war, blieb ein unruhiger Eindruck zurück: Effekt ohne Harmonie. Durch die offene Thür des anſtoßenden Zimmers bemerkte er einen großen, mit buntfarbigen Stoffen oder Gewändern bedeckten Tiſch, an dem ſich eine Frau zu ſchaffen machte, welche dieſer den Rücken zukehrte. Der kleine Salon, in welchem Robert ſaß, war ſtark mit Blumenduft durchzogen, der von mehreren Sträußen ausging, welche, mehr oder weniger friſch, auf Tiſch und Konſole ſtanden. Ueber dem Pfeilerſpiegel hingen zwei große, mit Bandſchleifen geſchmückte Kränze.

Es ward dem Baumeiſter hier raſch behaglich, als hätte er wer weiß wie oft ſchon in dieſem mit weichen Kiſſen ausgefütterten Korbſtuhl geſeſſen und ſich mit ſeinem Vis-a-vis unterhalten. Nichts Bequemeres, als das Geſpräch dieſes Mädchens, deſſen naive Zutraulichkeit den anderen ganz heimiſch ſtimmte. Sie hatte ein Talent, vom Hundertſten ins Tauſendſte zu kommen, mit irgend einer leiſen Pendelſchwingung geſchickt von einem Gegenſtand auf den anderen hinüberzuleiten, ehe das erſte Thema erſchöpft war, ein Talent, welches Robert nie in gleicher Weiſe angetroffen und das ihn in amuſantem Geplauder die Zeit vergeſſen ließ. Erſt als die Frau aus dem Nebenzimmer mit einer brennenden Lampe eintrat und von Fräulein Flory als ihre Schweſter, Frau Rathmann, bezeichnet wurde, beſann ſich der Gaſt, daß er über eine Stunde hier geſeſſen haben mußte. Nachdem er, um der Hausfrau vorgeſtellt werden zu können, ſeinen Namen genannt, blickte er fragend auf Flory.

„Ich heiße: die Schütz,“ ſagte ſie lächelnd, „und hoffe, daß mein Name Ihnen bekannter iſt, als mein Geſicht es war, Herr Baumeiſter! Sie ſind offenbar kein Freund des Theaters, oder ſchwören einzig zum Hoftheater, ſonſt würde ich nicht nötig gehabt haben, mich Ihnen zu nennen.“

Robert war wirklich ein ſo ſeltener Gaſt der Theater, daß er ſich, trotz Florys zuverſichtlicher Vorausſetzung, auch jetzt einen Moment zu beſinnen hatte, um ſich an den Namen der gefeierten Soubrette einer vielbeſuchten Vorſtadtbühne zu erinnern. Er verbeugte ſich:

„Ich verſuche nicht mein Barbarentum zu entſchuldigen. Arbeit ſchafft den Künſten gegenüber nur da keinen Notſtand, wo die Kunſt ins Fach ſchlägt. Leider hatte ich mich ſeit Jahren des Theaterbeſuchs ziemlich zu entwöhnen.“

„Nun werden Sie mich aber doch ſpielen ſehen?“ ſagte Flory in dem koſenden Ton, der ſoviel mehr zu ihren weichen Lippen als zu dem Schalk in ihren Augen ſtimmte. „Sie verſprechen mir das?“

Etwas zögernd ſchlug er in das ausgeſtreckte Händchen. „Meine Zeit iſt ſehr beſchränkt —“

„Sie kommen! Und wenn ich Sie im Parkett entdecke, will ich alles aufbieten, einen Ketzer zu bekehren.“

Als Robert von dieſem Beſuch nach Hauſe kam, fand er einen Brief Franziskas, der ihn ſehr erfreute. Er brachte die Mitteilung, daß, wenn gewiſſe, ganz wahrſcheinliche Konjunkturen einträten, ihrer Rückkehr im Laufe der nächſten Woche nichts mehr im Wege ſtände. Sehr befriedigt durch dieſe Nachricht, antwortete Robert auf der Stelle, ohne in ſeinem Briefe des heutigen Ganges zu erwähnen, der momentan als ganz Flüchtiges, Zufälliges zurücktrat, während der Inhalt von Franziskas Mitteilungen eingehende Antwort und Meinungsäußerungen veranlaßte.

Am nächſten Tage, als er mittags nach Hauſe kam, fand er ein zierlich bekritzeltes Couvert vor, das eine Parkettkarte für die im X-Theater heute Abend ſtattfindende Vorſtellung der „Grille“ und zwei Zeilen von Flory Schütz einſchloß, die liebenswürdig baten, ihm die Titelrolle vorſpielen zu dürfen.

Die Aussicht, seine liebe Hausfrau bald wieder daheim zu haben, hatte seine Stimmung so gehoben, daß er sich ganz aufgelegt fühlte, sich einmal in besonderer Weise unterhalten zu lassen. Der Abend fand ihn demgemäß auf dem ihm angebotenen Sitze. Das gefüllte, baulich recht hübsche Haus, die von Beginn an sehr belebte Stimmung des Publikums versetzten ihn sogleich in einen festtäglichen Humor und er folgte der Aufführung des Stückes, dessen Stoff er weder als Novelleninhalt, noch in der geschickten Bearbeitung kannte, mit wirklichem Interesse. Bis jetzt hatte er nie eine Persönlichkeit auf der Bühne erscheinen sehen, die ihm außer derselben zuvor begegnet war. Es schien ihm, als spiele Flory Schütz in dieser Rolle sich selbst; jeder neue Ton, den sie anschlug, mußte eine, ihm noch nicht sichtbar gewordene Seite ihres Naturells sein. Sie sah als Fadette reizend aus und es glückte ihr ganz wunderbar, die Natur zu kopieren und dabei natürlich zu bleiben. Wie schwierig dies sei, welches Talent, welche Routine sich dadurch verriet, wußte Robert nicht zu beurteilen; der laute Beifall, welcher die junge Künstlerin auszeichnete, fand bei ihm aber ein lebendiges Echo. In der Scene des Tanzes mit dem eigenen Schatten war sie entzückend, und dem neuen Zuschauer entging es nicht, daß er selbst längst von der Schauspielerin bemerkt worden war, die gerade in dieser reizvollen Scene ihre Augen wiederholt nach dem Platze richtete, den er als ihr Gast einnahm.

Das lustige Bild tanzte diese Nacht in Roberts Träumen. Er hatte sich vorgenommen, mit einer Zeile für die Zusendung der Eintrittskarte zu danken, und damit einen Strich unter die zufällig entstandene Beziehung zu machen, doch kam er nicht dazu. Am zweiten Tage sagte er sich, daß die gewöhnliche Artigkeit ihm gebiete, diesen Dank nicht länger hinauszuschieben und ein Wort über den Eindruck daran zu knüpfen, den der Künstlerin Spiel ihm gemacht. Hieraus ward ein vollständiger Brief, den abzuschicken ihm nun wunderlich erschien. Während er noch schwankte, ob er nicht besser thue, all das mündlich zu äußern, brachte ihm die Stadtpost eine neue Karte für die Aufführung des heutigen Abends: „Aschenbrödel". Diesmal lag keine Zeile bei, der Umschlag des Billets trug nur drei Frage- und ein Ausrufungszeichen.

Robert lachte, beschloß der Einladung in das Theater zu folgen und am nächsten Tage zugleich mit Dank und Kritik weitere Güte in artiger Form abzulehnen. Gegen abend bekam er wieder Nachricht von Franziska, welche die Aussicht, sie bald hier zu sehen, nicht nur aufhob, sondern ihre Heimkehr sogar noch auf Wochen hinausschob, wenn der Zweck ihrer Abwesenheit nicht in Frage gestellt werden sollte. Verstimmt durch dies Unerwartete, verlor Robert alle Lust an seinem projektierten Abendvergnügen, blieb daheim und vergrub sich an seinem Schreibtisch in Kostenanschlägen und Berichten.

Der nächste Nachmittag fand ihn auf dem Wege in die Sophienstraße. Er hatte die Theaterzettel an der Ecke studiert und sich überzeugt, daß Flory Schütz heute nicht spielte. Auch traf er sie zu Hause. Mit einer schmollenden Miene empfangen, die ihr reizend stand und viel mehr ausdrückte, als ihre sämtlichen lächelnden Grübchen, sah er sich aufgenommen wie einen alten Freund und saß in der nächsten Minute sehr häuslich eingerichtet im Korbstuhl, Flory gegenüber.

„Uebrigens kenne ich Sie schon lange," sagte die junge Schönheit ganz unvermittelt aus einem Gespräch über Allgemeines heraus; „ich bin Ihnen öfters im Park begegnet. Sie haben da freilich niemals von mir Notiz genommen, sondern sich eifrigst mit einer älteren Dame unterhalten, die Sie führten. Wahrscheinlich Ihre Schwester?"

„Meine Frau," sagte Robert lächelnd.

„Ihre Frau?"

Er fühlte sehr scharf und bestimmt heraus, daß nicht Ueberraschung, ihn als verheirateten Mann zu erkennen, den Ton diktierte, womit Flory die zwei Worte sprach. Es war derselbe Ton, den er seit Jahren nun schon so oft zu hören bekommen, der ihn stets sehr unbekümmert ließ. Diesmal ärgerte ihn der Accent.

„Meine Frau," sagte er in dritter Wiederholung des Wortes, „die gegenwärtig abwesend ist, hoffentlich aber nicht allzulange mehr ausbleibt. Sobald sie zurück sein wird, werde ich ihr den Genuß verschaffen, Sie spielen zu sehen, Fräulein Schütz."

Des Mädchens Augen blitzten ihn einen Moment an. Ein mutwilliger Zug wetterleuchtete über ihr Gesicht hin, dann sagte sie mit leichter Verbeugung in gravitätischem Ton:

„Wird mir eine große Ehre sein!"

3.

An einem windigem, naßkaltem Septemberabend hielt eine Droschke vor dem von Haags bewohnten Hause. Franziska stieg aus, warf einen unruhigen Blick auf die dunkeln Fenster der ersten Etage, und klingelte dann, während der Kutscher bei strömendem Regen den Koffer herabhob und vor die verschlossene Hausthüre stellte. Es war zwischen neun und zehn Uhr, eine Zeit, zu der regelmäßig abgeschlossen wurde, deshalb konnte dieser Umstand die Heimkehrende nicht in Verwunderung setzen. Als aber eine ganze Weile verging, ohne daß geöffnet wurde, zog sie mit einiger Aufregung an einem zweiten Knopfe, dessen Glocke den Hauswirt anging. Nun wurde aufgethan. Die Hausfrau erschien mit einem Handlämpchen und schien sehr verwundert, als sie Franziska erblickte. Ihre Versicherung, daß sie kein Wort gehört, die Frau Baumeister würde erwartet, bestätigte Franziskas schon auf dem Bahnhof gefaßte Vermutung, daß ihre Anmeldekarte verloren oder verspätet sein mußte. Diese Ueberzeugung war, der großen Täuschung gegenüber, ihren Mann nicht auf dem Bahnhof zu finden, ja beruhigend, denn sie hob die erste Besorgnis auf. Sie frug die Hauswirtin, ob Haag anwesend sei, — möglicherweise hielt eine Diensttour ihn für ein paar Tage fern und er hatte deshalb die Karte, welche ihre raschere Ankunft meldete, noch nicht erhalten. Doch erfuhr sie: der Herr Baumeister sei nicht fortgewesen.

Oben rührte sich nichts. Die Hausfrau folgte zu Franziskas Verwunderung und leuchtete ihr, was sich als nicht überflüssig erwies, denn die Flurlampe der von Haags bewohnten Etage brannte nicht. Franziska klingelte umsonst; ehe sie es zum zweitenmal that, erbot sich die Wirtin mit ihrem Hauptschlüssel zu öffnen: „es würde wohl niemand drinnen sein."

Erstaunt sagte Franziska: „Guste nicht da? Um diese Zeit?"

Die Frau sagte entschuldigend: „Sie wird bei ihrer Schwester sein. Gnädige Frau müssen dem Mädchen das nicht übel nehmen! Der Herr Baumeister gehen fleißig ins Theater und essen abends nicht daheim, hat mir die Guste gesagt, da hat sie nichts zu thun und geht manchmal ihre verheiratete Schwester besuchen. Ganz in der Nähe, ich werde sie gleich rufen."

Franziska antwortete nichts; während dieser Erläuterung war sie eingetreten, hatte die im Wohnzimmer auf dem Sofatisch bereitstehende Lampe angezündet und die Frau mit einem Dankesworte gehen lassen. Das Unbehagen, welches von einer nicht erfüllten Erwartung unzertrennlich ist, übte einen fast peinlichen Druck auf sie. Während des gestrigen Tages, während der langen Fahrt hatte sie sich in dem frohen Gedanken gewiegt, welche liebe Ueberraschung für Robert ihre Botschaft gewesen sei, der ihre Ankunft rasch folgte. Sich nun nach so langer Abwesenheit unbegrüßt und einsam in ihrem Daheim zu finden, beengte ihr das Herz; sie konnte die Stimmung zu naher Freude nicht mehr in sich aufbringen, obgleich sie sich sagte, daß es sich ja nur um kurzen Aufschub handle, daß ihr Mann in jeder nächsten Viertelstunde erscheinen könne, — sicher nach Hause kommen müsse, und dann wirklich ein volles, freudiges Ueberraschen ihr Teil sei. Sie ward aber den seltsamen Druck nicht los, welcher alles Frohgefühl ausgelöscht hatte. Auf einmal trat die Kürze und Seltenheit der Briefe, welche sie in den letzten vierzehn Tagen von ihrem Mann erhalten, in veränderter Beleuchtung vor ihren Sinn. Sie hatte sich sein karges Schreiben damit erklärt, daß er wahrscheinlich von Arbeit überbürdet sei, wie sie dies zeitweise mit ihm durchzumachen hatte. In solchen Zeiten, wo er oft bis zur Atemlosigkeit in Anspruch genommen war, hatte sie, auch neben ihm lebend, manchmal für eine ganze Reihe von Tagen auf seine Gesellschaft zu verzichten.

Der flüchtige Ton seiner kurzen Mitteilungen mochte auch eine Empfindlichkeit über das immer neue Verzögern ihrer Heimkehr verraten; der Gewißheit froh, nun bald die lastende Trennung beendet zu wissen, hatte Franziska diese letzte Zeit in so eifriger Thätigkeit verlebt, daß ihr keine Zeit blieb, sich verzärtelter Sehnsucht hinzugeben. Ihr warmes, ehrliches Herz schlug seinem besten Glück nun um so freudiger entgegen, — wo war es aber jetzt? Befremdet dachte sie dem eben Gehörten nach. Robert „ging fleißig ins Theater". Das lag doch so gar nicht in seinen Gewohnheiten, — also fehlte es ihm wenigstens nicht an freier Zeit. Gut, daß er für seine einsamen Abende eine zusagende Unterhaltung gefunden, aber doch sonderbar, daß keiner seiner Briefe dieser neuen Liebhaberei erwähnt. Was lag aber hieran! Er war gesund, war hier und sie würden einander heute noch wiedersehen.

Während sich Franziska dies wiederholte, ging sie in steigender Unruhe auf und nieder, ohne nach ihrer sonstigen Weise ihr umherliegendes Handgepäck gleich zu beseitigen, ohne daran zu denken, daß sie nach langer Fahrt mit dem Kurierzug sich einer Erfrischung bedürftig gefühlt hatte. Das Mädchen erschien auch nicht, mußte sich also doch weiter entfernt haben, als die Wirtin gemeint. Es schlug zehn. Diese in ihrem Haushalt eingerissene Unordnung, das Warten und gespannte Aufhorchen versetzten Franziska in eine gereizte Stimmung, die ihrem Naturell ferne lag und ihr störend zum Bewußtsein kam. Gewöhnt sich zu beherrschen, unzufrieden mit der unangenehmen Erregung, welche in ihr Platz ergriffen, nahm sie die Lampe auf, trug sie zu ihres Mannes Schreibtisch und zwang sich, einige Notizen, die sie unterwegs kaum leserlich in ihr Täfelchen eingezeichnet, auf ein Blatt zu übertragen. Dies geschehen, blieb sie sitzen, tief in Gedanken, die nun wieder freundlich wurden. Sie blickte um sich; endlich daheim zu sein, war ihr ein reizvolles Bewußtsein, jedes Gerät sah sie traulich an. Während ihr Auge so den Schreibtisch streifte, vor dem sie saß, bemerkte sie unter dem Briefstein eine Korrespondenzkarte, und streckte die Hand danach aus, um zu schauen, ob das am Ende doch ihre eigene sei, welche nach Roberts Ausgang angekommen und von Guste dorthin gelegt worden wäre. Dies war nicht der Fall, eine geschäftliche Notiz von fremder Hand füllte die Schriftseite. Zugleich mit der Postkarte hatte Franziska aber ein glattes Visitenkärtchen hervorgezogen, dessen Aufschrift sie verwunderte: Flory Schütz — dieser Name war ihr bekannt, sie hatte die beliebte Schauspielerin einmal auf der Bühne gesehen, im Frühjahr, als sie einen auswärtigen Besuch in das Vorstadttheater begleitete, welches sie sonst nicht zu besuchen pflegte. Wie kam diese Karte hierher, zwischen ihres Mannes Geschäftspapiere? Während sie das Kärtchen fortlegte, fiel es auf die Kehrseite. Franziska sah diese eng beschrieben, und las:

„Ich habe heute nur im Einakter zu thun. Erwarte mich nachher an der kleinen Thüre, du versäumst nichts, das andere Lustspiel ist langweilig. Zu Hause werde ich dir allerlei zeigen.

F."

Wie kam das hierher? war Franziskas Gedanke auch jetzt noch. Daß diese Zeilen an Robert gerichtet sein könnten, lag ihr ganz ferne. Plötzlich durchfuhr sie aber solche Möglichkeit, ja Gewißheit mit so schneidender Schärfe, daß sie die Augen schloß, wie vor dem unerträglichen Blenden eines Blitzes. Ihre Arme sanken schlaff an ihr nieder.

Das Geräusch, auf welches sie eine Stunde lang angespannt gelauscht hatte, auf das sie nun zu lauschen vergessen, riß sie aus tiefem Brüten. Draußen wurde ein Schlüssel umgedreht, im nächsten Moment öffnete sich die Wohnzimmerthüre und Robert erschien auf der Schwelle. Als er seine Frau erblickte, rief er in freudigster Ueberraschung: „Franziska!"

Sie machte eine Bewegung ihm entgegen, blieb aber sogleich wieder stehen und stützte ihre Linke gegen den Schreibtisch, während ihr Mann heiter sagte:

„Du bist also deinem Dogma, niemals zu überraschen, auch einmal untreu geworden!"

„Ich hatte mich angemeldet," sagte Franziska tonlos und wich mit leisem Widerstand dem Arm zurück, der sie umschloß.

„Was ist dir, Franzi? Gewiß hast du dich recht übermüdet, jetzt sehe ich erst, wie blaß du bist!"

Es ward ihr kalt im Herz bei dem alten vertrauten Herzenston, ihre Augen erhoben sich nicht. Sie streckte die Hand nach dem beschriebenen Kärtchen aus, warf einen Blick darauf, und frug, indem sie es emporhob, mit so gewaltsamer Ruhe, daß ihr Ton kalt klang:

„Ist dies an dich gerichtet?"

Robert wechselte die Farbe und sah seine Frau starr an.

„Ja!" sagte er frappiert.

Beide Hände aufeinander gepreßt, atmete Franziska tief.

„Erkläre mir —" sagte sie dann, die stillen Augen auf ihren Mann geheftet.

Robert antwortete nicht gleich. Er ging mit verschränkten Armen ein paarmal hin und wieder, blieb dann vor seiner Frau stehen, nahm ihr das Kärtchen aus der Hand, durchlas es und ließ es fallen.

„Erklären?" sagte er mit gefalteter Stirn. „Das klingt, als gäbe es nach deiner Meinung etwas zu rechtfertigen."

„Was geht dich dieses Mädchen an?" frug sie in sehr ruhigem Ton. „Diese Fremde, die sich herausnimmt, dich ‚Du' zu nennen, von der ich nicht einmal weiß, daß ihre Existenz dir bekannt ist."

„Da liegt's!“ rief er unmutig. „Den Fehler muß ich mir allerdings von dir verzeihen laſſen. Was ſich da rein zufällig angeſponnen hat, kam nur ebenſo zufällig nicht gleich im nächſten Briefe zur Sprache — ich verſchob erſt — unterließ es dann, weil Nachgeholtes ſich ſo leicht zu überflüſſiger Wichtigkeit aufbauſcht — kurz, es wollte nicht in die Feder, ich zog vor, dir ſelbſt zu erzählen. Uebrigens ſprach ich dir doch davon — es iſt das Mädchen vom Cirkus.“

Er lachte ein wenig gezwungen, als ſie nichts erwiderte, und dann: „Wie es zuging, daß ich mit der amüſanten kleinen Hexe auf ganz vertrauten Fuß geriet, ließe ſich ſchwer erläutern. Es überkam mich eben einmal wie längſt vergeſſener Studentenübermut! Ihr Dutzen, was du ſo ernſthaft zu nehmen ſcheinſt, ſpendiert ſie jedem, mit dem ſie etlichemale zuſammengetroffen — kurz, es gab und gibt zwiſchen ihr und mir durchaus nichts — ein Verkehr für müßige Stunden —“

„Biſt du es, der ſpricht!“ ſagte Franziska todesernſt. „Sechs Wochen — und ich finde dich nicht mehr.“

„Du findeſt mich, wie du mich verließeſt,“ rief er nachdrücklich. „Nimm nur um Gottes willen nicht tragiſch, was entſtanden iſt, wie eine Seifenblaſe und ebenſo leicht zerrinnt. Sechs Wochen, ſagſt du — wären ihrer mehr geweſen, ſo hätte einer, der gerne im Rate der Weiſen ſitzt, ſich längſt darauf beſonnen, daß er aus heller Neugier einmal Wege der Thorheit ging.“

Franziska trat dicht vor ihn hin und erfaßte ſeine beiden Hände. „Robert,“ ſagte ſie traurig, „du haſt dich weit von dir ſelbſt entfernt. Daß du jemals in die Fertigkeit fallen ſollteſt, dich zu belügen, hätte ich nie für möglich gehalten. Dies Mädchen muß dir weit näher ſtehen, als du weißt, ſonſt würdeſt du nicht von ihr geſchwiegen haben. Ich muß dich fragen und du ſollſt mir antworten aus deinem tiefſten Gewiſſen: Gab es keinen Moment, wo ſich ihr gegenüber Stärkeres in dir regte?“

Eine ſchnelle Röte ſtieg Robert bis in die Stirn. Er zog die Brauen zuſammen und antwortete nicht.

„Ich wußte es wohl,“ ſagte Franziska ſchmerzlich und ließ ſeine Hände los. „Wir ſind lange Zeit glücklich geweſen, das iſt nun vorbei.“

„Was wäre vorbei?“ rief er in ſtarkem Ton. „Franziska, wenn es dir möglich iſt, an meiner Treue zu zweifeln, dann bin ich es, der zu vergeben hat, und Schweres!“

„Ich glaube, daß mir dein Herz nicht untreu geworden iſt, Robert, ich weiß, daß ich dir mehr gelte, als äußerer Reiz einer anderen. Um unſer ſchönes Glück iſt es aber doch gethan. Sieh, ich hätte von Anfang darauf vorbereitet ſein können, daß ein Tag kommen würde, wo deine Augen von mir fortgelockt würden. Nie habe ich vergeſſen, in welchem Licht ich allen neben dir erſchien — allen — ſogar deiner Mutter —“

„Die längſt deine wärmſte Freundin iſt —“ unterbrach Robert.

„Weil ſie dich, wider ihr Erwarten, zufrieden bleiben ſah. Robert! ich habe damals unter dieſem unverholenen Zweifel eines jeden, der dir nahe ſtand, insgeheim bittere Qual erlitten, aber ſie währte nur kurz. Zuverſicht auf dich riß jeden Keim von Furcht aus, und weil ich ruhig und glückſelig ſein durfte, ward ich auch fähig, dich zu beglücken. Das iſt nun zu Ende, — deine Augen ſuchten, dein Ohr hörte willig, was ich dir nimmer bieten kann, was dir zeigen mußte, woran du darbſt. Dies iſt erlebt und bleibt ſtehen, auch wenn es war. Ich glaube dir, daß du mir nichts verheimlichen wollteſt, — daß du, der Offene, in dieſem Falle aber zu ſchweigen vorgezogen haſt, beweiſt mir mindeſtens deine Beſorgnis, mich ſchonen zu müſſen. Menſchen, die in ſolcher Weiſe geſchont werden, haben aber viel, viel eingebüßt! Meine Zuverſicht iſt hin, — ohne ſie kann ich dir nichts geben, was dich für das Reizende entſchädigte, das vielleicht kein Mann zu entbehren vermag.“

„Du verkennſt mich —“ ſagte Robert gereizt.

„Gewiß nicht,“ entgegnete ſie ſtill. „Sonſt hätteſt du mich ſchwerlich hier gefunden. Ehe du nach Hauſe kamſt, dachte ich ſehr ernſtlich daran, ſchweigend fortzugehen und dir nie wieder zu begegnen. Es war ein feiger Gedanke, trotzdem würde ich ihm nachgegeben haben, dächte ich nicht groß von dir.“

„Du haſt daran gedacht, von mir zu gehen — du — Franziska?“ ſtieß er heftig hervor. Ehe er weiter ſprechen konnte, trat das eben heimgekehrte Dienſtmädchen mit zerknirſchter Miene ein. Während ſie ihre Entſchuldigungen vorbrachte, wendete Robert ſich um und ging in ſein Zimmer. Was er hatte ſagen wollen, war durchriſſen wie eine geſprungene Saite, er fühlte aber inſtinktiv, daß die Unterbrechung zur rech-

ten Zeit gekommen, daß er im Begriffe geweſen, ſich zu Worten hinreißen zu laſſen, die beſſer ungeſprochen blieben. Franziskas kühler Empfang, ihr Verhör, die Art, wie ſie ſeine Antwort aufgenommen, ihre letzten Worte beſonders, verletzten ihn tief. Was hatte er denn gethan, um ſolches Abwenden zu verdienen? Er warf ſich in dem dunkeln Zimmer auf einen Stuhl und ſuchte ſich zuſammenzunehmen. Daß ſeine Frau betroffen ſein mußte, ihn mit einer Perſon auf Du und Du zu finden, deren Beziehungen zu ihm er ihr verſchwiegen hatte, war begreiflich; daß ſie aber dabei beharrte, hierauf ſchweres Gewicht zu legen, nachdem er ihr das Ueberraſchende erläutert, begriff er nicht und nahm es ihr ſehr übel. Er hatte ihr die muntere Epiſode ſeines Strohwitwerlebens in ihrem ganzen Verlauf zu erzählen gedacht, daß ein Zufall dieſelbe ihr unvorbereitet und deshalb in ganz anderem Lichte vor die Augen führte, hätte ſo nicht auf ſie wirken dürfen. Das ſah ihr nicht gleich! Bei dieſem Gedanken machte er Halt. Ein wenig Ruhe und dies Mißverſtändnis hob ſich auf, mußte ſich aufheben!

Robert hielt ſich für einen guten Menſchenkenner und war es auch, ſoweit Nachdenken und Beobachtung hierzu reif machen. Hier ließ ihn aber ſeine Menſchenkenntnis im Stich, wie es meiſt geht, wo Gemütsſaiten ſtark berührt werden. Es gibt manchen Punkt, worin die Frau den Mann nur halb verſteht, und gleiches gilt im umgekehrten Falle. Kein Mann begreift ganz den Seelenzuſtand einer Frau, die ihm eine Wunde entblößt hat, welche ſie vor ihm, ſogar vor ſich ſelbſt ängſtlich verborgen gehalten, die ſie geheilt glaubte und plötzlich, bei rauher Berührung der empfindlichen Stelle, als unheilbar erkennt. Die meiſten blicken überdies auf einen Ausbruch weiblicher Erregung, ſelbſt bei der Frau, die ſie hoch halten, nicht viel anders zurück, als auf den Sturm im Glaſe Waſſer. Während Robert ſich mit Erfolg auf einen gelaſſenen Ton ſtimmte, erwartete er eigentlich bereits, daß Franziska ihn aufſuchen würde. Es geſchah nicht; als er in das Wohnzimmer hinüberging, traf er ſeine Frau beim Oeffnen ihres Koffers. Das Mädchen ging ab und zu, ein unberührtes Nachtmahl abzuräumen, das ſie ungeheißen gebracht, und ſonſt durch allerlei Dienſteifer ihren Fehler gut zu machen. Franziska richtete einige ruhige Worte an ihren Mann, legte das Päckchen, welches die Reſultate ihrer Reiſe einſchloß, auf ſeinen Schreibtiſch und frug, ob er heute noch etwas darüber zu hören wünſche, was er verneinte. Dann bot ſie ihm freundlich die Hand zur guten Nacht, da ſie wirklich reiſemüde ſei und ſchlafen gehen möchte.

Er ſah ihr betroffen nach. Nun hielt er es nicht mehr für einen günſtigen Zufall, daß er verhindert worden war, ſich voll auszuſprechen. Er empfand, daß der Augenblick oft ungleich mehr bedeutet, als die Stunde.

* * *

Schwüle Tage und Wochen folgten. Aeußerlich ſchien nichts im Leben der Gatten verändert, aber es war ein Nebeneinander, kein Miteinander mehr. Für Alltagsnaturen würde die Unveränderlichkeit gemeinſamen Lebens wohl genügt haben, ſie auf dieſem Wege auch innerlich, wenn gleich langſam, einander wieder nahe zu führen. Es gibt ihrer viele, denen es eine wirkliche Hilfe iſt, Schrittchen für Schrittchen vorwärts zu kommen, da ja das ganze Leben aus einzelnen Momenten beſteht. Dieſe beiden, gewöhnt, ganz nach der Wahrheit zu leben, rückten ſchweigend immer weiter voneinander ab. Franziskas unveränderliche Ruhe, bisher in den Augen ihres Mannes ihre ſchönſte Eigenſchaft, verdroß ihn jetzt. Sie hatte ein Zurückkommen auf das Geſpräch des erſten Abends ſichtlich vermieden, was ihn noch mehr verletzte und die Lippen verſchloß. Dahin die ſchöne, leuchtende Wärme, welche ſonſt jede Stunde des Zuſammenſeins erfüllt hatte. In Franziskas Art und Weiſe lag nichts von Verzichtleiſtung oder gar von Märtyrertum, ſie ging ihre ſtillen Wege wie ſonſt, war voll Aufmerkſamkeit für ihren Mann wie für jeden, der in ihren Kreis trat, im Geſpräche ſtets anregend und angeregt. Nur war der ſeelenvoll verklärte Ausdruck, den ſie durch das Glück gewonnen, von ihr gewichen, wie in Robert das ſchön befriedigte Lebensgefühl, wachſendem Unmut gewichen war. Er ſah in den ruhigen Augen Franziskas nur Kälte; das drängte die ihm natürliche Herzlichkeit zurück. Die Veränderung des ihm eigenſten Tones beſtärkte aber in Franziska die Ueberzeugung, ihn in dem Sinne verloren zu haben, der beiden als der höchſte Sinn gemeinſamen Lebens galt. Statt deſſen ſchien jetzt das Wort zu gelten, welches Robert geſprochen, als er um ſeine

Frau warb: von ſogenannten guten Ehen, wo ſich die Menſchen ineinander ſchickten, jeder einzelne aber arm bleibt und allein. Sie fühlte ſich ſehr verarmt und zu betteln vermochte ſie nicht. Tiefſte weibliche Scheu drängte ihr Leid in Verborgenheit zurück, während ſie nie ſtärker empfunden hatte, was Robert ihr war, was ſie ihm bisher geweſen. Es geht aber mit der Liebe zuweilen wie mit großem liegenden Beſitz, der ſich nicht zu jeder Zeit verwerten läßt. Keine leiſeſte Spur von Mißtrauen miſchte ſich in ihre ſchweren Gedanken. Robert fand wiederholt, zwiſchen dem in ſeiner Abweſenheit von Hauſe Einlaufenden, Briefchen Florys, ohne zu wiſſen, ob dieſelben ſeiner Frau zu Geſicht gekommen waren, und ohne ihr dieſelben zeigen zu mögen. Der Inhalt dieſer Zettel: ſcherzhaft klingende Vorwürfe über ſein wochenlanges Ausbleiben, Lockungen ins Theater, in ihr Haus, bot volle Beſtätigung deſſen, was er Franziska über die Art dieſes Verkehrs geſagt. Er wollte aber nichts beſtätigen. Nach ſeiner Ueberzeugung mußte ſeine Frau von ſelbſt in ſich gehen, mußte einſehen, daß und wie ſehr ſie ſich durch ihr Zurückziehen an ihm und ſich verſündigte.

Im Laufe der Tage wurde ſeine Verſtimmung zum Groll. Die tiefe Störung des inneren Gleichmutes wirkte auf ſeine Arbeitsluſt, ſeine ganze Exiſtenz zurück. Zufällig blieben die Gatten gerade in dieſer Zeit ganz aufeinander angewieſen, da von den wenigen, mit denen ſie freundſchaftlichen Verkehr pflegten, die eine Familie abweſend, die andere durch Krankheit heimgeſucht war. Robert vermißte beſonders den Hausfreund, deſſen immer gute Laune und bequemes Weſen ihn jetzt als dritten unſchätzbar gemacht haben würden. Er hatte während der Abweſenheit Franziskas einmal an Hans geſchrieben, um anzufragen, wie es mit der beſtellten Kopie ſtände und über ſein Strohwitwerleben zu beichten. Wie gewöhnlich war aber von dem ſchreibfaulen Künſtler keine Zeile Antwort gekommen, und er ſelbſt blieb weit über Erwarten aus.

Eine Unluſt an der Gegenwart, ein Unbehagen betreffs der Zukunft, die Robert nie gekannt, ergriff ihn mehr und mehr. Die gefährliche Empfindung einer Lücke, welche für Aufwuchern fremder Saat ſo ergiebigen Boden darbietet, weckte ihm das Bedürfnis nach irgend welcher Erfriſchung, und ſo kam ein Tag, an welchem ihm der längſt beabſichtigte, ſtets verſchobene Beſuch, den er Flory als Abſchiedsbeſuch zugedacht, im Licht einer erwünſchten Zerſtreuung erſchien. Zwar hatte er zur Zeit ſeines häufigen Verkehrs mit ihr wiederholt vorausverkündigt, daß er plötzlich aus ihrer Bildfläche verſchwunden ſein würde, ſobald viel Arbeit oder die Heimkehr ſeiner Frau über ſeine Zeit verfügten; er ſah dann aber jedesmal deutlich, daß ihm dieſe Verkündigung nicht geglaubt wurde. Der gute Humor, womit das ſchöne, verwöhnte Mädchen nun trotzdem ſein Ausbleiben hingenommen, die Unermüdlichkeit der freundlichen Lebenszeichen, die ſie ihm zugehen ließ, ſtimmten ihn ſehr zu ihren Gunſten. Trotzdem zögerte er noch, dachte aber oft und öfter an dieſen Gang und bekam große Luſt, zuvor einmal wieder das Vorſtadttheater zu beſuchen.

Es war Sonntag. Robert ſaß in ſeinem Bureau und durchlas eben einen Zettel ſeiner Frau, den ein Dienſtmann ihm überbracht, und welcher ihm ſagte, daß ſie heute möglicherweiſe nicht zur Mittagszeit zurück ſein würde, er alſo nicht mit dem Eſſen auf ſie warten möge. Obgleich dies zum erſtenmal vorkam, konnte es Robert nicht beſonders auffallen; ſeine Frau war zu einer kranken Freundin gegangen, die entlegen wohnte, und es lag nahe, daß ihre Anweſenheit dort heute irgendwie nötig oder nützlich ſei. Gleichgültig legte er den Zettel fort und dachte daran, den ohnedies freien Sonntag nun zu ſeinem Beſuch in der Sophienſtraße zu verwenden, wozu er ſich gleich zu rüſten begann. Das pikante Geſichtchen ward auf einmal ſehr lebendig in ſeiner Erinnerung; er meinte ihr rieſelndes Lachen ſchon zu hören, die reizenden Wangengrübchen vor ſich zu ſehen. Während er noch beſchäftigt war, ſich umzukleiden, hörte er auf dem Gange draußen ein Poltern, und das Anklopfen eines Fremden an der Bureauthüre.

„Gleich!“ rief er, „nur herein!“ und trat aus ſeinem Zimmer in das Bureau zurück, wo er einen Packträger mit einer ziemlich großen Kiſte vorfand.

Es bedurfte nicht erſt eines Blickes auf den Abſendungsort des Frachtbriefes, die Form der Bilderkiſte genügte, ihn zu orientieren. Als der Mann ſich entfernt hatte, blieb Robert mit finſterem Geſicht vor der Sendung ſeines Freundes Hans ſtehen; ein bitterer Zug legte ſich um ſeinen Mund. Was ſollte ihm jetzt dieſe Er-

füllung eines Wunſches, der in eine Zeit zurückwies, die nicht mehr war? Sein nächſter Gedanke hieß ihn den Bureaudiener rufen, um die Kiſte uneröffnet nach dem Bodenraum ſchaffen zu laſſen; da beſann er ſich, daß der Mann heute nicht im Hauſe ſei. Er warf noch einen Blick auf das Holzgehäuſe, nahm dann ſeinen Hut, ging und ſchloß wider Gewohnheit hinter ſich ab. Noch war er aber nicht bis zur Treppe gekommen, als er umkehrte, wieder aufſchloß, und das Käſtchen mit dem Handwerkszeug herbeiholte. Er wollte doch ſehen, was Hans gemalt. Bald waren die Schrauben los, und der Blendrahmen auf einen der Zeichentiſche in gutes Licht geſtellt.

Robert ſtand mit untergeſchlagenen Armen vor dem Bilde. Im dunkelblauen Mantel, ein weißes Schleiertuch über dem Kopfe, blickte das ſchmale, dunkle Madonnenantlitz mit ruhigen Augen auf ihn hin, Lilienzweige in den Händen.

Ja, es war das Bild ſeiner Kindheitstage, mit den ſtrengen, faſt ſteifen Linien, dem tief gedunkelten Farbenton, — nur die Aehnlichkeit mit Franziska, welche ihm eine zugleich lebhafte und unbeſtimmte Erinnerung vorgeſpiegelt, fehlte ganz und gar. Dennoch war ihm Franziska dieſem Bilde gegenüber ſo nahe, ſo gegenwärtig! Tauſend Erinnerungen drangen zugleich auf ihn ein, — ſeine Kinderzeit, ſeine Mutter, alles Gute, Liebe, Reine, das ſich an die heimatliche Madonna für ihn knüpfte, hatten ja ſeine Gedanken zugleich mit den Lilien, die ihr Wahrzeichen geweſen, in die Hände ſeines Weibes übertragen, von dem Augenblicke an, wo ſie ihm zum erſtenmal begegnete. Heiß überflutete ihn das Gefühl, ihre Liebe ſo wenig entbehren zu können, als den eigenen Atemzug, und es ging ihm wie ein Schnitt durch das Herz, daß ihm dieſe Liebe entzogen ſei. Der Groll in ihm ſchmolz hinweg, ſo ganz und gar, daß er ſich nicht einmal mehr darauf beſinnen konnte; nur das Entbehren blieb, und der Entſchluß, die unſichtbare Mauer niederzureißen, ſein Gut mit feſtem Arm zu faſſen und zu halten.

Nicht lange und er war auf dem Wege, den er ſich heute vorgenommen; es verlangte ihn danach, auch den oberflächlichſten Zuſammenhang mit jeder anderen zu löſen, ehe er Franziska wiederſah. Florys vor einer Stunde noch ſo friſch aufgetauchtes Bild war ihm nun verſchwunden wie in eine Theaterverſenkung und es erſchien ihm kaum begreiflich, daß er dieſen Weg ſo oft zurückgelegt hatte. Als er in das wohlbekannte Zimmer trat, ſprang ihm das Flitterhafte in deſſen Aufputz plötzlich neu in die Augen, wie am Tage ſeines erſten Beſuches. Er behielt aber nicht lange Zeit ſich umzuſehen; bei dem erſten Ton der Stimme, die nach ihr frug, ſtürzte Flory herein und fiel ihm mit einem Freudenſchrei um den Hals.

Robert machte ſich los und ſah betroffen des Mädchens Augen voller Thränen ſtehen. Ihr reizendes Geſicht hob ſich zu ihm auf wie das eines bittenden Kindes, und ſie atmete raſch in einem Ton, den er wohl auf der Bühne, aber nie ſich gegenüber von ihr gehört: „Böſer, Lieber, warum haſt du mir das angethan! Noch ein Tag und ich wäre vor Sehnſucht krank geworden oder — zu dir gekommen.“

Seine Pulſe ſchlugen ſchneller.

„Ich ſagte Ihnen voraus, daß ich früher oder ſpäter wegbleiben würde, liebe Flory! Nun iſt's an der Zeit — geben Sie mir eine Patſchhand und ſagen wir Ade!“

Der alte Neckton kam etwas gezwungen zu Tage und fand kein Echo. Flory ergriff ſeine Hand und ſagte mit großen, feuchten Augen: „Sie? — Ihnen? aber was hab' ich dir denn gethan?“

„Nur Liebes und Gutes, Kind! und hoffentlich ſagen Sie das auch von mir. Wir haben manche fröhliche Stunde miteinander verlebt, es gibt wahrlich keinen Grund, daß ‚Seufzer und Thränen dahinter nachkämen.‘ Ade! und vergeſſen Sie nicht ganz den alten Geſellen, kleine Fadette!“

Er war hinaus. Der Abſchluß mit dieſer, von ihm ſtets ſo leicht genommenen Epiſode hatte ſich nun doch nicht ganz ſo geſtaltet, als er vorausgeſetzt. Nie war ihm der Gedanke gekommen, daß Flory ihn anders betrachte, als wie einen Zufallsgaſt, an dem ſie ihre Augen probierte, über den ſie allerdings ein Netz zu werfen verſucht, deſſen Gewebe aber ſo luftig geweſen, daß er überzeugt blieb, es mit der leiſeſten Bewegung zerreißen zu können. Er wußte genau, daß auch die eben erlebte Anwandlung von Zärtlichkeit nur eine Laune war, und doch hatte er ſich einen Moment davon berühren laſſen, hatte zum erſtenmal geſehen, was er ſich ſtets verleugnet — die Gefahr! Wenn dieſe jungen Augen ihn früher ſchon ſo feucht und bittend angeblickt, wenn ſie ihm noch in der Stimmung des heutigen Morgens

begegnet wären, wo er, seinem Geliebtesten abgewendet, nach etwas Erfreuendem dürstete — wer weiß! Wie sehr hatte Franziskas drängende Frage in der schlimmen Stunde des Wiedersehens ihn beleidigt! und nun bekannte er sich, daß sie ein Recht gehabt, zu fragen, ihn auf sein Gewissen zu fragen, ob sich dem Mädchen gegenüber nie Stärkeres in ihm geregt, als Lust an erquicklichem Zeitvertreib?

Die schöne, gehobene Stimmung, womit er sein Haus verlassen, war erschüttert, er hatte einen bittern Geschmack auf der Zunge, unerbittlich deutlich trat es vor ihn hin, daß der Sprung, mit dem er aus dem festgezogenen Kreise seines Lebens in eine bunte Welt des Scheines hinübergesetzt war, die ihn gar nichts anging, dem reifen Manne überhaupt nicht zu Gesichte gestanden, und daß der Hauptreiz, der ihn dort festgehalten, eine Schwäche war, die er stets weit von sich gewiesen: geschmeichelte Eitelkeit.

In widerstreitendem Empfinden ging er den Weg zurück, den er so in sich beruhigt angetreten.

Franziska kam um die Dämmerzeit angegriffen nach Hause. In der Familie, mit welcher sie den Tag verlebt, war der Tod eingekehrt und hatte Menschen, die sich teuer waren, voneinander geschieden. Das weiße, stille Gesicht der Frau, welcher sie die letzte Liebe erwiesen, ging neben ihr her wie ein stummer Zeuge aller Gedanken, mit denen sie ihr Haus betrat. Sie sehnte sich tief nach ihres Mannes Augen, seiner Stimme, sehnte sich, ihren Kopf an seine Schulter zu stützen und ohne Worte von ihm verstanden zu sein. Sich mit ihm auszusprechen, was man so nennt, trug sie tiefste Scheu. Was hätten sie einander wohl sagen können, das durch Worte übersetzbar gewesen wäre? Es gab nur eines: Herz an Herz schlagen zu lassen. Und er liebte sie nicht mehr.

Still legte sie ab, ging in ihres Mannes Zimmer und, als sie ihn dort nicht fand, in das anstoßende Bureau. Es war noch eben hell genug, die einzelnen Gegenstände zu unterscheiden; so fiel ihr auf den ersten Blick das noch aufgestellte Bild in die Augen. Sie glaubte zu träumen — zwei Schritte und sie stand vor diesem Bilde, das sie nie gesehen, das sie aber kannte wie ihre eigene Seele. Ein Namenloses durchschauerte sie — die Madonna mit den Lilien hier in ihres Mannes Zimmer, sie jetzt hier zu finden, ließ ihr Herz erzittern. Da raschelte etwas unter ihren Füßen, sie bückte sich und hob ein Briefblättchen auf. War das für sie? gab es Aufschluß? Sie eilte zum Fenster, erkannte beim letzten Tagesschein Hans Kaisers Schrift und las, von heißer Erregung getrieben, die wenigen Zeilen:

„Ich habe Dir den Willen gethan, Alter, gern that ich's aber nicht. Wie Du je darauf verfallen bist, Deine Frau mit dieser bronzefarbigen Muttergottes zu vergleichen, ist mir ein Rätsel. Als Entschädigung für mein Freundschaftsstück bitte ich mir aus, Frau Franziska nach meiner Heimkunft porträtieren zu dürfen, mit oder ohne Lilienstengel, wie es ihr genehm sein wird.

Was Deine kleine Schauspielerin betrifft, so hat Dein Bericht mich amüsiert; ich kenne die allerliebste Wetterhexe, die für Strohwitwer im allgemeinen kein sehr heilsames Rezept gegen häusliche Einsamkeit sein dürfte. Für Dich gibt's da keine Gefahr, Du hast ja eine Schutzheilige, beneidenswerter Glückspilz! Wenn Dir einmal eine Franziska-Doublette aufstoßen sollte, so melde mir das ohne Zeitverlust! H. K."

Franziskas Augen wurden feucht. Wie ein Strom rauschte ihr die alte, so jammervoll entbehrte Zuversicht in das Herz und füllte es bis an den Rand. Da ließ ein leises Geräusch sie aufschauen; auf der Schwelle stand ihr Mann und sah sie an.

„Vergib!"

Das Wort flog wie ein Jubellaut über ihre Lippen. Herz an Herz empfanden die Gatten nur eines: Sie hatten sich wieder!

Lose Blätter aus meiner Wandermappe

Von

Friedrich Knauer.

Von dem echten Touristen, der ohne jeden Nebenzweck die herrliche Natur durchwandert und mit dem wir die genußreiche Freude an den mannigfaltigen Naturscenerieen teilen, haben wir das Verständnis für die sinnreichen Details, die unscheinbaren und doch oft so vielsagenden Einzelheiten des Naturlebens voraus. Wir wandernden Naturforscher gleichen da mehr dem Künst-

Ein Blick auf die Wiese. Rechts, am Rand, ein Stück Bodenwanne. Links, im Hintergrund, ein Stück Hecke. Dazwischen Gras, Kräuter, Blumen, Sträucher und Bäume. Ein Stück Wiese, wie es sich in unserer Bodenwanne befindet. Ein Stück Wiese, wie es sich in unserer Bodenwanne befindet. Ein Stück Wiese, wie es sich in unserer Bodenwanne befindet. Ein Stück Wiese, wie es sich in unserer Bodenwanne befindet. Ein Stück Wiese, wie es sich in unserer Bodenwanne befindet. Ein Stück Wiese, wie es sich in unserer Bodenwanne befindet.

in kleinen Episoden und Naturbildern vor meinen Augen abgespielt, das will ich hier, soweit es auch für den nichtfachmännischen Leser von Interesse sein dürfte, wieder erzählen, und es soll mir genügen, wenn die nachfolgenden schmucklosen Schilderungen auch nur vermöchten, dem Leser manche liebe Stunde, verlebt in freier schöner Natur, wieder wachzurufen.

1. Eine Wald-Idylle.

Im Juli war's. Die Wiesen standen in vollem Blütenschmuck und allerorts machten sich Ampfer-, Melden-, Dolden- und Schotengewächse und Disteln breit. Auch die Waldflora stand in prächtigstem Farbenkleide da; Glockenblumen, die weißrötlichen Blüten der Engelwurz, die gemeine Waldrebe, der großblumige gelbe Fingerhut, der blutrote Storchschnabel, Wicken, verschiedene Fingerhutarten — wer zählt sie alle — schmückten üppig wuchernd den Waldboden oder rankten an den Blumen und Sträuchern sich fort; angenehm dufteten aus jedem Winkel am Waldrande die sinnigen Cyklamenblüten. Glühend brannten die Sonnenstrahlen durch die Luft und müde nach mehrstündigem Wandern warf ich mich auf einer Waldwiese im Schatten einer Tanne hin. Um mich stand einer der herrlichen Nadelholzwälder mit prächtigen Baumgestalten, wie sie in unserem deutschen Walde immer seltener und seltener werden. Gibt es auch etwas Schöneres, als einen hoch in die Luft ragenden Nadelholzstamm? Wo, wie in unseren zusammenhängenden Waldungen, mehrere Nadelholzarten nebeneinander sich finden, bietet es eine wirkliche Augenweide, all die wechselnden Nuancen des Blattgrüns und die verschiedenen Baumtrachten zu betrachten. Hier das zarteste Hellgrün der kaum erst entfalteten Blätter, dort das tiefdunkle Grün alter Blätter, zwischendurch alle Schattierungen vom hellen zum immer gesättigteren, dunkleren Grün. Und die verschiedenen Umrisse und Formen der einzelnen Bäume! Mit regelmäßigstem Astwuchs, ein herrliches Vorbild unserer gotischen Baukunst, sich allmählich nach oben verjüngend, steht die Fichte als elegante Schöne neben der Edeltanne, die aristokratisch vornehm in ihrem hängenden Gezweige eine stolze Lässigkeit zur Schau trägt, während wieder bei der Kiefer mit ihren büschelig gruppierten Blättern, die alle aus einem Punkte hervortreten, sich der ganze Baum um einen Mittelpunkt konzentrieren zu wollen scheint. Da haben wir, wie im Leben, den kühnen selbstvertrauenden Streber, den vornehmen Blasierten und den genügsam anspruchlos Insichgekehrten. . . . Nichts störte meine Träumereien. Nur ab und zu ließen sich die Astschläge eines Spechtes vernehmen oder rief der Kuckuck seinen traulichen Ruf aus der Ferne herüber. Da vernehme ich plötzlich ein Knacken eines abgebrochenen Zweiges und, wie ich lautlos Umschau halte, sehe ich über mir aus dem Geäste das Köpfchen eines Eichhörnchens scheu und neugierig hervorlugen. Das muntere Treiben dieser liebenswürdigsten Bewohner unserer Wälder hat von jeher mein und wohl aller Tierfreunde Interesse erregt, und wo immer sich mir die Gelegenheit bot, ihrem possierlichen Gaukelspiel beobachtend zu folgen, ließ ich mich die verlorene Zeit nicht reuen. Diesmal sollte meine Ausdauer ganz besonders belohnt werden. Schon nach einer kurzen Viertelstunde hörte ich dasselbe Knattern und Knacken von mehrfacher Seite, und bald sah ich eine ganze Familie von Eichhörnchen über mir im Gezweige versammelt. Sie waren jedenfalls auf Nahrungssuche fort gewesen und nun nach ihrem Heim zurückgekehrt. Ich zählte elf Stück; eines davon bedeutend größer, gewiß die Mutter, sechs schon herangewachsene Junge, vier vielleicht drei Wochen alte Tierchen. Es hatte sich da ohne Frage die erste Brut mit den letzten Hecklingen zusammengefunden. Von den sechs älteren waren zwei schwarz gefärbt, die anderen hatten das bekannte rötliche Sommerkleid. Nach ihrer Ankunft hielten sie sich einige Zeit in der Nähe ihres Nestes, das sich mit Hilfe meines Feldstechers als ein geräumiges Kugelnest mit flachkegeligem Dache entpuppte, dessen Eingangsöffnung unten lag. Die Unterlage des Baues schien ein verlassenes Krähennest zu sein; die Außenwandung war von durcheinander gezogenem, gröberem und feinerem Reisig gebildet. Das Nest mußte noch eine andere Oeffnung haben, denn ab und zu schlüpfte eines der Jungen bei der Eingangsöffnung hinein und kam oben knapp am Stamme (das Nest stand zwischen zwei Gabelästen und dem Baumstamme) wieder zum Vorschein. Nach und nach wurde die Gesellschaft lebendiger. Die Mutter schien an dem Treiben ihrer Jungen vielen Gefallen zu finden und machte ihnen die tollsten Sprünge vor, die von den kleinen Turnern sofort nachgeahmt wurden. Auf mich machte das ganze Treiben den Eindruck einer regelrechten Unterrichtsübung,

denn die einzelnen Uebungen wurden nicht durcheinander, ſondern nach und nach vorgeführt und eingeübt. Den Anfang machten Kopfüberdrehungen an einem Aſte, etwa wie wir ſie beim Turnen an der Welle vornehmen. Es bot einen poſſierlichen Anblick, die Jungen in dem Beſtreben zu ſehen, es der Alten an Schnelligkeit der Radbewegungen gleichzuthun. Dann ging es ans Springen von Zweig zu Zweig, und in dem Verſuche, einander zu überbieten, kollerte wiederholt eines der ganz jungen Tierchen auf einen tieferen Zweig hinab, in welchem Falle die Mutter ſtets, wohl mehr aus Mutwillen als aus Sorge, in jähem Sprunge hinterherjagte. Ab und zu ſchlüpfte eines der Jungen in das Neſt und holte aus dieſem etwas Eßbares hervor, an dem es in der bekannten netten Stellung mummelte, dabei aber wenig Ruhe hatte, denn jeden Augenblick kam eines der Geſchwiſter verlangend heran und mußte ſich die Geſtörte be-

Wandernde Ameiſen

ſtändig wenden und drehen, wobei ſie ein ärgerliches Murren hören ließ. Meine Anweſenheit ſtörte die Geſellſchaft durchaus nicht. In ihren Turnübungen waren ſie immer weiter vom obern Geäſte herab und ihrem Neſte weggekommen, ſo daß ich ſie immer beſſer zu Geſicht bekam und meines Fernrohres nicht mehr bedurfte. Hier begann die Alte neue Turnerei, indem ſie in jähem Satze von einem Aſte des einen Baumes auf den ziemlich entfernten des Nachbarbaumes hinüberſprang, die älteren Jungen ſofort, die Jüngſten erſt nach einigem Zögern hinterher; beſonders eines der ſchwarzen Jungen zeichnete ſich bei all den Uebungen durch Geſchicklichkeit und Wagehalſigkeit aus. Als auch dieſe Aufgabe durchgeübt war, nahm das Weibchen einen Anlauf nach dem Hauptſtamme des Nachbarbaumes hin und lief dieſen, oft ſich mutwillig überpurzelnd, entlang auf und ab, die Jungen zu immer ſtürmeriſchem Kletterrennen ermutigend, wobei wiederholt ein paar Junge über die Alte hinwegvoltigierten. Je beſſer die Jungen es trafen, deſto toller und übermütiger wurden die Gauklereien der Mutter. Den Schluß all dieſer Uebungen bildete dann ein Wettlaufen auf der Waldwieſe von dem Fuße des einen Baumes zu dem des anderen. In größeren und kleineren Sätzen ging's dahin und zurück, und oft rannten

die schon wieder Umkehrenden den erst Anlangenden in die Arme. Bei all dem Umherjagen wurde aber auch Labung nicht vergessen, bald hier eine Knospe, ein junger Trieb geknickt, dort ein Tannenzapfen nach Kernen untersucht oder wohl gar eine aufgefundene Nuß mit größtem Behagen zerknackt. Wer weiß, wie lange ich noch dem frohen Treiben dieser liebenswürdigen Tierchen unverdrossen gefolgt wäre, hätte mir nicht ein in der Nähe gefallener Schuß die ganze Gesellschaft ins Gezweige verjagt. So oft ich auch später noch Eichhörnchen nachging und einzelne ihr lustiges Spiel treiben sah, eine ganze Familie bei solcher Unterrichtsstunde zu belauschen, glückte mir nicht mehr.

2. Auswanderer.

Es ist nicht des Menschen Los allein, dem Drang der Verhältnisse weichend, vom „Liebsten, das er hat", scheiden, sein Heim verlassen zu müssen und ferner Fremde zuzuwandern. Auch die Tiere überkommt zuweilen die zwingende Notwendigkeit, von der Heimat zu lassen und anderen Ländern zuzueilen. Ich will nicht der vielen Wanderfahrten unserer Zugvögel gedenken; die kehren ja wieder; auch nicht der zeitweiligen Züge der Fledermäuse, der abenteuerlichen, sagenumsponnenen Lemmingfahrten, der periodischen Hin- und Herzüge der Wildesel, der Bisons, der Renntiere, der Wale und Robben, der plötzlichen Wanderungen der südafrikanischen Antilopen, der Wanderheuschrecke, der Raubzüge gewisser tropischer Ameisen, der jährlichen Brautzüge der Landkrabben, Seeschildkröten, Aale, Lachse. In all diesen Fällen, wenn ich von Waldbrände, Riesenbränden, Ueberschwemmungen, Seuchen, Verwüstungen durch Erdbeben absehe, ist der eingetretene Nahrungsmangel oder der Wunsch, für die lustige Brut passende Wohnplätze aufzusuchen, die Triebfeder der Auswanderung, und sie alle kehren regelmäßig oder doch beim Eintritt der früheren Verhältnisse wieder nach ihrer Heimat zurück. Es gibt aber auch andere Umstände, die den Tieren ihr Heim verleiden können, lästige Nachbarn, wiederholter Ueberfall ihrer Behausung, Beunruhigung durch Lärm u. a. m. Solch lästiger Beeinflussung weichen viele Tiere, räumen ihre Siedelung mit Sack und Pack und gehen daran, an günstigerer Stelle eine neue Niederlassung zu begründen. Dieser Fall trifft oft bei Ameisenkolonieen ein, und einen solchen habe ich erst ganz kürzlich wieder zu beobachten Gelegenheit gehabt.

An einem der heißen Maitage dieses Jahres war ich in unsern Wienerwald hinausgewandert, und zwar von vornherein mit der Absicht, einmal dem Treiben der Ameisen im Freien zuzusehen und dann aus der einen und anderen Niederlassung kleine Gesellschaften samt Puppen und Eiern gefangen mitzunehmen. Ich hatte mehrere Baue im Holze nagender Ameisen und einige Kolonieen kleiner roter Rasenameisen mit Muße durchsucht und aus jedem Baue einige hundert Gefangene gemacht, als ich auf einer versteckten Waldlichtung auf einen etwa vor einem Tage begonnenen ganz niederen Hügel unserer roten Waldameise stieß. Ueber den in den Erdboden gegrabenen Gängen waren die aus der Erde heraufgeholten Erdkrümchen und etwa eine Handhoch Nadeln, kleine Zweige, Halmwerk und Harzbröckchen zusammengetragen. Die Inwohner fand ich in voller Arbeit, zugleich aber, was mir sofort auffiel, bewegte sich ein Zug hin und her wandernder Ameisen seitwärts nach dem Walde hin. Sowohl die Teilnehmer des Zuges als die beim Baue Beschäftigten waren durchaus Arbeiterinnen; Männchen und Weibchen waren nicht zu finden; auch fanden sich bei Untersuchung des Baues keine Eier oder Puppen. Die mit dem Zuge Ankommenden sprangen sofort in die Arbeit ein, während andere die Arbeit sein ließen und fortzogen. Ich sah dem Treiben eine lange Stunde zu, als plötzlich in dem Zuge insofern eine Aenderung eingetreten war, daß keine Arbeiter mehr ankamen, wohl aber immer mehr wegwanderten, bis nach einer weiteren halben Stunde der Zug aufhörte, und da, wo früher mehrere tausend gearbeitet hatten, kaum hundert mehr langsam ihrer Arbeit nachgingen. Nachdem ich in einer nahegelegenen Restauration einen Imbiß genommen, kehrte ich nach etwa zwei Stunden wieder zu dem Baue zurück und fand alles beim alten, nur daß ab und zu einige Arbeiter in der [illegible] Zuges eintrafen. Bald [illegible] und endlich war wieder [illegible] von Arbeiterinnen im Zulaufe, [illegible] eifrig an das Zuschleppen von Baustoffen gingen. Ich sah dem Treiben noch eine Weile zu, dann aber machte ich den Versuch, der mir schon öfter geglückt war, den Zug nach seinem Ursprunge zu verfolgen. Dies war diesmal nicht ganz leicht, da der Zug schon etwa zwanzig Schritte vom Baue weg nach einem Abhange hin sich verlor und wiederholt unter Gestrüpp hindurchzog. Nach bald längerem, bald kürzerem Suchen fand ich jedoch den Zug

immer wieder und gelangte endlich an den Waldrand und längs dieſem nach einem Hügel, an deſſen Fuße ein erſichtlich erſt vor kurzem zerſtörter Ameiſenbau lag. Hier fand ich alles in Aufregung; Arbeiter, Männchen, Weibchen wogten durcheinander; da und dort wurde eine Puppe, ein Ei in Sicherheit gebracht; aber es wurden keine Anſtalten zum Wiederaufbau getroffen, was ja ſonſt nach jeder Zerſtörung eines Baues ſofort geſchieht. Ich fand bald den Grund hierfür, indem ich bei genauerer Unterſuchung wahrnahm, daß der Bau ſchon zu wiederholten Malen zerſtört worden ſein mußte. Nun wurde mir klar, daß die Ameiſen im Begriffe ſtanden, den Bau aufzulaſſen und auszuwandern und daß der von mir zuerſt aufgefundene Bau das neue Heim der Ameiſenkolonie ſei. Daß dem wirklich ſo, konnte ich noch an demſelben Tage erfahren; denn als ich am Heimwege nach etwa vier Stunden beide Baue nochmals aufſuchte, fand ich die Ameiſen zum großen Teile ſchon überſiedelt, und ſtieß, als ich dem Zuge nachging, etwa in der Mitte desſelben auf Arbeiterinnen, die mit Puppen oder Eiern belaſtet waren; andere Arbeiterinnen ſchleppten Baumaterialien vom alten Baue mit. Die neue Anſiedelung war von der alten in gerader Linie über 300 Schritte entfernt; da aber der direkte Weg über ſumpfiges Terrain führte, mußten die Auswanderer in weitem Bogen umgehen.

Ich ſuchte acht Tage ſpäter beide Baue nochmals auf, fand den alten ganz verlaſſen, den neuen gewiß dreimal höher geworden. Was ein ſolches auswanderndes Völkchen bewegt und ob ihnen die Trennung von ihrer Geburtsſtätte nahegeht, das entzieht ſich wohl unſerer Beobachtung; die Härten und Mühen ſolcher Auswanderung aber bleiben ihnen ebenſowenig erſpart, wie dem Europamüden, der in der Neuen Welt ſein Heil ſucht.

In einer Sturmnacht.

Von

G. Emil Barthel.

Der Himmel grau, kein Sternlein mehr
Erglänzt vom ganzen Sternenheer,
Nur Wolkenſchichten jagen
Und brauſend fährt der Sturm daher,
Die Erde bebt, es wogt das Meer
Die Glocken hallen dumpf und ſchwer
Und Menſchenherzen zagen.

Herr Gott, in deine Hand gelegt
Sei jedes Schiff, das Menſchen trägt
Auf ſturmbewegten Wellen!
Und jedes Herz, das haſtig ſchlägt,
Und wie ein Schiff, vom Sturm bewegt,
Auf Lebenswogen Laſten trägt: —
O laß es nicht zerſchellen!

Der Hohentwiel.

Von

Hauptmann Zernin.

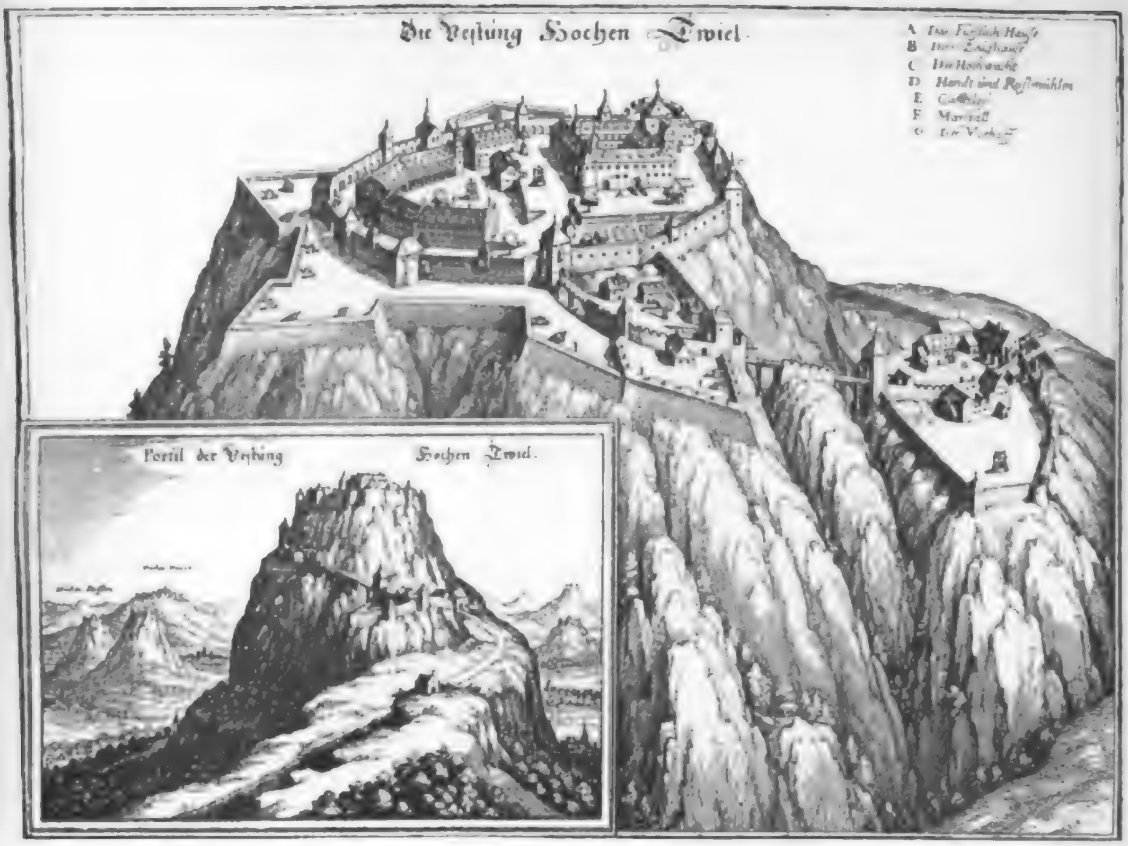
„Wer die Geſchichte ſeines Vaterlandes in kurzen Umriſſen kennen lernen will, der vertiefe ſich in die Vergangenheit einer ſolchen Feſte, deren Hallen oder Trümmer die Zeugen großer Ereigniſſe geweſen ſind."
Goethe.

Der Reiſende, welcher von Nordoſten kommend auf der Schwarzwaldbahn das geſegnete badiſche Land von Offenburg an quer durchſchnitten, die Höhen des Waldgebirgs bei St. Georgen überſtiegen und hinter Villingen das wieſenreiche Thal der hier noch ſehr jungfräulichen Donau ſchnellen Flugs durchmeſſen hat, wird am fernen Horizont durch einen ſeltſamen Anblick überraſcht. Weſtlich von dem auch kriegsgeſchichtlich bekannten Städtchen Engen mit ſeiner großen und ſchönen Pfarrkirche treten nacheinander mehrere Bergkegel ſchroff hervor. Da erſcheint zuerſt die Spitze von Hohenhöfen und weiter ſüdlich Hohenſtoffeln; die Bahn biegt dann ganz nahe um die ſcharfgeſchnittene Ecke von Hohenkrähen und hält endlich bei der Station Singen am Fuß der gewaltigſten dieſer Bergkuppen, des Hohentwiel. Wie ſchon der Name andeutet, ſind dieſe Bergſpitzen ſämtlich von nicht geringer Höhe, ſie erweiſen ſich mit noch vier weiteren Bergen als freiſtehende Baſaltfelſen ohne Verbindung mit anderen Bergrücken und fallen darum ganz beſonders in das Auge.

Wie kommt es — ſo fragt man ſich beim Anblick dieſer ſeltſam geſtalteten Bergrieſen —, daß dieſe zackigen Felsungeheuer ſo unvermittelt in flachem Lande auftreten, welche Naturkraft hat ſie geſchaffen, und wie lange ſtrecken ſie wohl ſchon ihre bemooſten Häupter ſo kühn zum Himmel empor?

Eine beſtimmte Antwort auf ſolche Fragen wird uns niemand geben, ſelbſt der gelehrteſte Geologe hat hierüber wohl nur Vermutungen. Ohne Zweifel bilden jene hohen, vulkaniſchen Bergkegel, die mitten aus dem Bodenſatze alter Flut aufſteigen, Denkſteine einer ſtürmiſchen Vorgeſchichte unſerer alten Mutter Erde. In der Niederung, die einſt gleich dem jetzigen Becken des Bodenſees von der wogenden Flut überſtrömt war, ragen dieſe ſchroffen und maleriſchen Bergſpitzen empor; ihre baſaltiſchen Maſſen müſſen ſich wohl glühend durch die Spalten der Erdrinde den Weg über den Waſſerſpiegel gebahnt haben. Für Fiſche und Waſſermöwen mag es ein denkwürdiger Tag geweſen ſein, als es in den Tiefen ſo brauſte und ziſchte und die Erdoberfläche eine neue Geſtalt annahm. „Aber das iſt ſchon lange her," ſagt J. V. von Scheffel im erſten Kapitel ſeines „Ekkehard" und fährt dann fort: „Es iſt Gras gewachſen über die Leiden derer, die bei jener Umwälzung mitleidlos vernichtet wurden; nur die Berge ſtehen noch immer ohne Zuſammenhang mit ihren Nachbarn, einſam und trotzig wie alle, die mit feurigem Kern im Herzen die Schranken des Vorhandenen durchbrechen, und ihr Geſtein klingt, als ſäße noch ein Gedächtnis an die fröhliche Jugendzeit drin, da ſie zuerſt der Pracht der Schöpfung entgegengejubelt."

Sobald man bei Singen die Bahn verlaſſen hat, wendet man ſich direkt zu dem Ort und durchwandert ſeine breiten Hauptſtraßen. Man überſchreitet dann den Schienenweg und das raſchſtrömende Flüßchen Aach, folgt hierauf einem durch Wieſen ſich ſchlängelnden Fußpfade und trifft nun auf einen guten Fahrweg, der in ſanfter Steigung bergan führt. Faſt greifbar ſtreckt uns der Hohentwiel ſeinen breiten Felſenrücken entgegen, in einer halben, höchſtens dreiviertel Stunden ſcheint er erſteigbar, allein bald verlangſamt, durch die zunehmende Steigung des Wegs, des Wanderers Schritt, und es dauert wohl über eine Stunde, bis er die Bergſpitze erreicht. Der Hohentwiel hat die nicht unbedeutende Höhe von 684 m, erreicht alſo die beiden größten Spitzen des Taunusgebirges: den großen Feldberg (880 m) und Altkönig (798 m) nicht ganz, dagegen überragt er in nicht geringem Maße den höchſten Punkt der Bergſtraße: Melibokus (512 m), den Felsberg im Odenwald (495 m), den Trifels in der



Der Hohentwiel. Nach Merian.

Rheinpfalz (462 m), den Königſtein an der Elbe (355 m) u. a. m. Nach einer Wanderung von etwa 25 Minuten erreicht man den Hof oder die Meierei bei der alten Linde, wo ein ſchwäbiſcher Schultheiß - der Hohentwiel bildet mit ſeiner Umgebung eine württembergiſche Enclave - die Trümmer der alten Feſte hütet. Nun hört der Fahrweg auf, ein ſteiler und recht ſteiniger Fußweg führt weiter auf die Höhe. Der Weg wird immer unbequemer, ſo daß auf demſelben ſchon unzählige Schweißtropfen vergoſſen ſein mögen; endlich gelangt man an das erſte in den Fels gehauene Thor, überſchreitet die ehemalige Zugbrücke und iſt auf der erſten Bergterraſſe angelangt. Ueberraſcht blickt man um ſich und erfreut ſich an der ebenſo weiten wie ſchönen Ausſicht, die ſich in ſo ausgedehntem Umkreiſe ſelten in Deutſchland wiederfinden mag. Der Dichter des „Ekkehard“ ſagt von ihr: „... Ueber dem glänzenden Bodenſee grüßt der Säntis aus blauer Ferne ſo anmutig und groß herüber wie vor viel hundert Jahren, und es iſt immer noch ein vergnüglich Geſchäft, ins ſchwellende Gras gelagert, eine Umſchau zu halten über das weite Land.“

In der That wird hier eine Rundſchau geboten, die einen ſeltenen Reiz hat. Fächerartig ausgebreitet liegt die ganze Niederung vor unſern Augen, nur einzelne Anhöhen — ſo beſonders der ſeltſam geſtaltete Felsblock des Hohenkrähen — ſteigen aus derſelben empor und heben ſich ſcharf vom Horizont ab. Südlich ſchimmert die lange Silberfläche des Bodenſees zu uns herüber, und hinter ihr hebt der breite, durch eine Kluft in zwei Zacken geteilte Gebirgsrücken des Säntis ſein leider öfters durch Nebel verhülltes ſchneebedecktes Haupt hoch in die Wolken. Bei klarer Luft muß der Standpunkt auf dem Hohentwiel eine überaus weite, maleriſche Ausſicht gewähren, die Tiroler und die Schweizer Alpen ſelbſt bis zum Montblanc ſollen dem bloßen Auge erreichbar hier entgegen treten, während die lachenden Ufer des Bodenſees mit ihren verſchiedenen Gebietern — Baden, Württemberg, Bayern, Oeſterreich, Schweiz ſich deutlich unterſcheiden laſſen. Man gedenkt

auf dieser Höhe gern des Eichendorff'schen schönen Liedes:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Thal und Wald und Feld!"

Die nächste Umgebung auf der Höhe zeigt dem Wanderer ein großartiges Chaos von Trümmerhaufen. Da liegen sie, die gewaltigen Reste von Felsbauten, auf- und übereinander, wie sie eine rohe Gewalt geschichtet hat, oft malerisch, dann wieder seltsam verwirrt. Die Burg, die hier einst gestanden hat, muß von sehr bedeutender Ausdehnung gewesen sein. Schon die Bergkuppe des Hohentwiel, welche wesentlich umfangreicher ist als manche andere, wie z. B. jene, auf denen die alte Burg von Baden-Baden, oder der Trifels und die Madenburg in der Pfalz, die Starkenburg, Schloß Auerbach und Burg Frankenstein an der Bergstraße, die Ebernburg an der Nahe, Rheinfels am Rhein u. a. m. gestanden haben, zeigt uns

Der Hohentwiel.

durch die Reste der ausgedehnten Ringbauten, daß hier einst eine besonders stattliche Fürstenwohnung gestanden haben muß. Und wie mannigfaltig und denkwürdig waren ihre Schicksale! Eine Geschichte von mehr als 1000 Jahren redet an dieser Stätte zu uns; große, stolze und wieder traurige Tage waren es, welche die Insassen dieser Burg erlebt haben, bis der stattliche Bau endlich in einen solchen Trümmerhaufen verwandelt wurde und alle menschlichen Bewohner ihm den Rücken kehrten.

Ebenso groß wie der Genuß des Naturfreundes auf dieser Stelle ist der Gewinn, den der Freund vaterländischer Geschichte davonträgt, wenn er forschend überdenkt, was seit den Tagen der Vorzeit über diese Felsenburg ergangen, auf deren Trümmern heute sein Fuß ruht. Suchen wir nun die hauptsächlichsten Daten festzustellen, die sich an der Hand kundiger Führer an diese redenden Zeugen der großen Vergangenheit knüpfen lassen [1]). Freilich

[1]) Wir folgen in den vorstehenden Angaben hauptsächlich dem schon älteren, aber durchaus tüchtigen Werke: „Geschichte Hohentwiels, der unbezwungenen Feste im dreißigjährigen Kriege. Ein Beitrag zur Geschichte desselben, aus urkundlichen Quellen dargestellt von O. F. H. Schönhuth. Mit einer Ansicht. Freiburg i. Br., 1836."

Weiter haben wir benutzt die vortreffliche und

werden wir kaum mehr als eine schmucklose Aneinanderreihung von Ereignissen bieten können, wie sie in der Folge von vielen Jahrhunderten über das Haupt des Hohentwiel und seine Glieder vorüberzogen. Auch er war einst, wie es im Volkslied heißt, eine „stolze und kühne" Burg, — jetzt sind ihre Mauern „zerfallen und der Wind streicht durch die Hallen, Wolken ziehen drüber hin!"

Ueber den Ursprung der Felsenburg Hohentwiel ist ein dichter Schleier gezogen, den keines Forschers Hand bis heute zu lüften vermocht hat. Gewichtige Anhaltspunkte sprechen jedoch dafür, daß der Hohentwiel von den Römern zuerst befestigt wurde, so namentlich der Name duellum oder duellium, den der Berg schon in den frühesten Urkunden trägt, sowie die nahe Lage des Hohentwiel am Rhein und Bodensee, an welchem die Römer in den ersten Zeiten ihres Uebertritts nach Germanien Niederlassungen gründeten. Es wird angenommen, daß die Erbauung des Kastells auf dem Hohentwiel etwa im Jahre 258 n. Chr. unter Kaiser Maximin erfolgte; andere halten sie erst 100 Jahre später unter Valentinian für wahrscheinlich. In den alles verheerenden Stürmen der Völkerwanderung blieb sicher die Felsenburg nicht verschont, später wurde sie wohl einem alemannischen Großen als Wohnsitz übergeben oder bildete den Aufenthalt der Gaugrafen des Hegaus unter den Karolingern. Um jene Zeit soll auf dem Berge Twiel ein Kloster errichtet worden sein. Im Jahre 890, als Schwaben noch nicht in ein Herzogtum verwandelt worden war und seine Einkünfte zur königlichen Kammer gezogen wurden, kamen die sogenannten Kammerboten ins Land, Erchanger und Berchtold, welche auf dem Hohentwiel ihren Sitz nahmen. Im Jahre 915 hielt die Burg ihre erste Belagerung aus: Kaiser Konrad lagerte sich vor dieselbe, doch mußte er unverrichteter Sache abziehen, weil Herzog Heinrich von Sachsen in Franken eingefallen war. Damals muß der Hohentwiel schon eine feste Burg gewesen sein, denn sie war zum Aufenthaltsort der mächtigsten Gewalthaber Alemanniens gewählt und vergeblich belagert worden. Ohne Zweifel kam Twiel nach dem Ende der Kammerboten an den neuerwählten Herzog Burkhard von Schwaben als Reichslehen und blieb in dessen Familie. Burkhard II. vermählte sich mit Hadwig, der geistreichen Tochter des Herzogs Heinrich von Bayern, einer Nichte des Königs Otto, „eine sehr schöne, aber gar strenge Frau", wie Ekkehard berichtet [1]). Die Ehe war nur von sehr kurzer Dauer, der schon bejahrte Herzog starb und hinterließ der Witwe ein reiches Erbe neben dem Herzogtum. Frau Hadwig — diese von Scheffel so charakteristisch gezeichnete hohe Frau — soll 994 aus ihrer stets regen Lebensthätigkeit abberufen worden sein, doch ist diese Zeitangabe nicht verbürgt. Nach ihrem Tode fiel der Hohentwiel an König Heinrich II., den Nachfolger Ottos III. Im Jahre 1079 befand sich die Burg im Besitz von Rudolf von Schwaben, dessen Gemahlin Adelheid hier ihre letzten Tage in Kummer und Armut verlebte, während Rudolf im Norden Deutschlands um die Königskrone kämpfte. Sein Schwiegersohn, Markgraf Berthold von Zähringen, folgte ihm im Besitz; zu jener Zeit wurde der Hohentwiel — vielleicht zum erstenmal — erobert. Als nämlich nach Rudolfs Tode im Jahre 1080 der Kampf des Kaisers Heinrich IV. und der Anhänger Rudolfs am Bodensee noch fortdauerte und Berthold von Zähringen den Feind seines Schwiegervaters, den Abt Ulrich von St. Gallen, mit Krieg überzog, rächte sich letzterer dadurch, daß er seinerseits die Güter Bertholds verheerte und auf diesem Zuge die Bergfestung wenn auch nicht mit Gewalt, so doch durch Verrat ihrer Bewohner nahm; er gab sie aber bald wieder zurück. Im Jahre 1094 wurde Hohentwiel mit dem schwäbischen Herzogtum eine Besitzung der hohenstaufischen Kaiser, doch traten auch Ritter „von Twiel" auf, die aber wahrscheinlich nur Lehensträger der Burg waren; später erschienen

völlig zuverlässige „Beschreibung des Oberamts Tuttlingen, herausgegeben von dem K. statistisch-topographischen Bureau, mit Tabellen, Ansichten und einem Plan von Hohentwiel. Stuttgart, 1879."

Endlich haben wir in einigen Punkten auch die „Geschichte von Hohentwiel von C. von Martens (Stuttgart, 1857)" zu Rate gezogen.

[1]) Nicht der „Ekkehard" von J. V. von Scheffel ist hier gemeint, sondern der wackere Geschichtsschreiber Ekkehard IV., Mönch von St. Gallen, der offenbar dem deutschen Dichter als Vorbild seines unübertroffenen kulturgeschichtlichen neuen Werkes gedient hat. Sein Hauptwerk ist die Fortsetzung des von dem Mönche Ratpert begonnenen Werks: de casibus monasterii St. Galli (über die Schicksale des St. Galler Klosters). Ekkehard soll zu Mainz nach der Mitte des 11. Jahrhunderts gestorben sein, ob 990 oder in welchem Jahr, ist unbekannt.

in Urkunden die Herren „von Klingen, genannt von Twiel" und sodann die Herren „Edeln von Klingenberg" als neue Besitzer; wahrscheinlich verlieh diesen nach dem Erlöschen des Hauses der Hohenstaufen Rudolf von Habsburg die Feste wegen der Verdienste, die sich sein Kanzler Heinrich von Klingenberg um ihn erworben hatte. Die Ritterburg wurde nun stark befestigt, denn sie hatte manche Stürme auszuhalten. Im Jahre 1464, als fünf Brüder von Klingenberg auf Hohentwiel saßen, die mit dem St. Georgenbunde in offene Fehde geraten waren, wurde die Festung wiederum, jedoch vergeblich, belagert, ein Jahr später folgte die Beilegung des Streits. Die Klingenberger kamen in der Folge von ihrem Wohlstand zurück und überließen durch Vertrag vom Jahre 1522 den Hohentwiel an Herzog Ulrich von Württemberg, unter dessen Herrschaft die Felsenburg besonders für Württemberg eine hohe Bedeutung gewann. Vom Hohentwiel aus begann der Herzog im Jahre 1525 mit 30 Fähnlein Fußvolk und 200 Reitern, zusammen 6200 Mann, den Zug zur Eroberung seines Landes, den er jedoch unterbrechen mußte, weil er von den schweizerischen Hilfstruppen verlassen wurde. Er kehrte jetzt und später mehrmals noch auf seine Bergfestung zurück, die er dann ganz verließ, um an den Hof des Landgrafen Philipp von Hessen zu gehen, worauf er endlich 1534 wieder in den Besitz seines Ahnenlandes gelangte. Oesterreich machte nun verschiedene Versuche, um wieder Herr von Hohentwiel zu werden, doch scheiterten alle seine Bemühungen, und durch den Passauer Vertrag (6. August 1552) kam die Feste unbestritten an Württemberg, dessen Fürsten sie fortan in großen Ehren hielten. Herzog Christoph ließ dieselbe nicht allein verstärken, sondern auch verschönern und unter anderem die „fürstliche Burg" dort aufführen, welcher Hauptbau zufolge der noch in Stein sichtbaren Zahl im Jahre 1554 vollendet wurde; auch das sogenannte „Rondel", unstreitig das schönste Bauwerk der Feste, wurde wohl zu seiner Zeit aufgeführt. So konnte jetzt der Hohentwiel nicht bloß als fester Punkt, sondern auch als fürstliche Residenz sich eines stattlichen Aussehens rühmen; derselbe erreichte gegen Ende des 16. Jahrhunderts den Gipfelpunkt seines Ruhms in der Schönheit seiner Erscheinung [1]).

In den nächsten Jahrzehnten ging auf dem Hohentwiel nichts von Bedeutung vor. Da kam der dreißigjährige Krieg, der die glänzendste Kriegsepoche der Bergfestung sehen sollte, und zwar unter ihrem mutvollen Verteidiger, dem württembergischen Major Konrad Wiederhold. Derselbe war ein wahrer Heros, welcher der Felsenburg unvergänglichen Ruhm verleihen sollte. Herzog Eberhard III. ernannte diesen tapferen Krieger, einen geborenen Hessen, der sich früh schon der Ingenieurkunst gewidmet hatte, 1634 zum Kommandanten von Hohentwiel, nachdem derselbe schon zwei Jahre vorher auf der Festung verweilt und damals die nahen Burgen Hohenkrähen und Mägdeberg dem Feinde entrissen hatte. Die Kaiserlichen brüteten Rache, und im Juli 1635 zog Oberst Vitzthum mit einer ansehnlichen Truppenmacht heran, um Hohentwiel zu belagern. Dazu brach eine bösartige Pestkrankheit unter der Besatzung aus. Doch der tapfere Wiederhold verlor den Mut nicht und der kaiserliche Oberst sah sich im Februar 1636 genötigt, das Feld zu räumen, nachdem er ein halbes Jahr „umsonst um die Dame

[1]) Etwa aus jener Zeit stammt die Aufnahme unseres ersten Bildes, das wir nach Merian, topographia Sueviae (1643), hier wiedergeben. Wir entnehmen einem Reisebericht des Herzogs Friedrich von Württemberg folgende Einzelheiten, um eine anschauliche Beschreibung zu geben, wie es gegen Ende des 16. Jahrhunderts auf der stattlichen Feste aussah: „... Diß Fürstlich, ja Königlich Hauß ligt im Hegow, nit weit vom Bodensee, in einer lustigen vnd an Wein vnd Korn Fruchtbaren landtsgelegenheit, ist vber die maßen Vest, es ist sich zu verwundern, wie der sehr harte Felß, ledig vnd allein, in so vbergroßer Höhe, im Feld aufsteigt, da so nahe darbei kein einiger Berg, der jhme möchte schaden bringen, also das er weder mit Steigen, Schießen oder Vndergraben, durchaus nicht kan gewältigt werden, auff demselbigen ist das Schloß, nicht nur mit vielen schönen Fürstlichen Zimmern, vnd nothwendigen Gemachen, wie auch guten Cisternen vnd Schöpfbrunnen, deßgleichen mit Keller vnd Stallungen, sondern auch mit Pasteyen (Basteien), Wählen (Wällen) vnd starken Wehren, zum vberfluß versehen, welches jedoch ohne Noth geachtet werden möchte, angesehen, das von Natur dieser Platz dermaßen beuestiget, das sich darob zu verwundern. Wann auch schon weder Wähl, Bollwerck, noch Pasteyen, sondern nuhr allein die Thor vnd Fallbrucken, dahin gebauwet weren, würde es vor eines mächtigen Feindes gewalt woll sicher sein, daher auch ettlich nicht vnbillich sagen, das sich eines solchen Hauses (da es auff den Vngarischen Grentzen gelegen) die gantze Christenheit zuerfreuwen hatten. Beneben wird an disem Berg erbauwet, Korn, auch trefflich guter Roter vnd Weisser Wein, welches der Welsch Doctor vom Willkom woll erfahren. Nicht weniger ist bei dieser Vestung, an gutem Bauw vnd Brennholz, gar kein mangel..."

gebuhlt", wie es in dem „Lobspruch der weitberühmten Vestung Hohentwiel" des Zeitgenossen M. Matthäus Esenwein heißt. Im Jahre 1637 mußte Herzog Eberhard in bedrängter Lage sich der Forderung Oesterreichs fügen und in die Abtretung des Hohentwiels an das letztere willigen; doch nun war es Wiederhold, der die Ausführung des Plans vereitelte. Er schloß eigenmächtig mit Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar einen Vertrag ab, wonach Sachsen und Württemberger die Feste gemeinschaftlich besitzen und Kommandant und Besatzung in die Dienste dieses Herzogs treten sollten. Im August 1639 erschien nun der kaiserliche Feldmarschall Huyn von Gelern mit einer neuen Truppenmacht vor der Festung und unternahm die Belagerung. Dieselbe begann am 6. August mit einer Beschießung; Versuche, die Burg durch Minen zu sprengen, reihten sich an, doch ein großer Erfolg wurde nicht erreicht. Allerdings gelang es dem Gegner, in den Vorhof der Feste einzudringen, der nur mit Palissaden befestigt war, allein dann wurde er wieder zurückgetrieben. Am 8. November wurde die Belagerung aufgehoben, doch blieb ein Teil der Kaiserlichen noch einige Zeit zurück; nachdem sie im ganzen 1500 Mann, Wiederhold jedoch nur 10 Mann eingebüßt hatte, verschwanden die Kaiserlichen. Im September 1640 trat ein neuer Feind auf: Don Enriquez mit 7000 österreichischen und spanischen Truppen, allein auch dessen Anstrengungen blieben vergeblich. Der Weimaraner Oberst Rosa kam zum Entsatz herbei, Wiederhold machte kräftige Ausfälle, und so kam es, daß die Belagerungstruppen bald auf die geringe Zahl von 700 Mann zusammenschmolzen. Im Juli 1641 war es nun der kurbayerische Oberst Neumark, welcher vor der Feste erschien; ihm folgte im Oktober Graf von Sparre mit kaiserlichen und bayerischen Truppen; letzterer hatte hoch und teuer versprochen, den Hohentwiel in drei Monaten zu nehmen. Er eröffnete ein bedeutendes Geschützfeuer, so daß nach dem Bericht eines Zeitgenossen das Feuer „etliche Meilen weit gesehen" wurde. Allein auch diesmal nahm die Belagerung keinen glücklichen Fortgang, und als zu Neujahr 1642 die aus den Besatzungen vom Elsaß herbeigeeilten schwedischen Truppen die Kaiserlichen überfielen und Wiederhold gleichzeitig einen Ausfall unternahm, eroberte er sogar das ganze Sparresche Lager. Bis zu Ende des Jahres blieb nun der tapfere Kommandant unangefochten, der inzwischen viele glückliche Streifzüge unternommen und unter anderem auch Ueberlingen erobert hatte. Auch noch im Jahre 1644 wagten bayerische Truppen einen Zug gegen Hohentwiel — er blieb gleichfalls erfolglos.

Wiederhold, welcher schon lange überzeugt war, daß ein allgemeiner Friede ein hochwichtiges Bedürfnis sei und demnächst kommen müsse, hatte erklärt, seine Festung gegen die völlige Befreiung Württembergs von Oesterreich übergeben zu wollen; der Vertrag war zwar am 21. Mai 1644 abgeschlossen, doch seine Bedingungen nicht von den Kaiserlichen gehalten worden, so daß Wiederhold nach wie vor die Feindseligkeiten im Bereich seines Platzes fortsetzte und im Januar 1645 unter anderem die Mainau überrumpelte. Im folgenden Jahre nahm er die Insel Reichenau, indem er über den zugefrorenen Rhein ging, sowie die Stadt Sulz. Endlich wurde der Friede in Münster und Osnabrück abgeschlossen und der Hohentwiel darin Württemberg zugesprochen. Am 10. Juli 1650 übergab der tapfere Degen dem Herzog seine Festung, die er vor so vielen Anfechtungen bewahrt hatte; er sehnte sich nun nach Ruhe und endete sein thatenreiches Leben am 13. Juni 1667 zu Kirchheim unter Teck, noch nicht 70 Jahre alt. Ein trefflicher Kriegsmann, ein tüchtiger und braver Degen hatte ausgeatmet!

Unter Wiederhold hatte sich das Innere der Festung nicht unwesentlich verändert. Er baute daselbst eine Kirche, deren Grundsteinlegung mitten im Kriegsgetümmel der Belagerung von 1639 erfolgte und deren Bau in wenigen Jahren vollendet war. Die Orgel dazu mußte das eroberte Ueberlingen spenden. Im Jahre 1645 wurde das Gotteshaus eingeweiht; es hat wesentlich dazu beigetragen, die kriegsgewohnten Leute Wiederholds durch innere Erbauung vor Roheit und Sittenlosigkeit zu bewahren. Ferner ließ er das neue Gasthaus errichten, in welchem sich die Kanzlei sowie seine Rüstkammer befanden, worin er manches großen Helden Waffen aufbewahrte, die er selbst erbeutet hatte oder zum Geschenk erhielt; endlich erbaute er ein Zeug- und Kugelhaus, das mit Waffen und Munition stets reich gefüllt war; auch das neue Portal, über welchem Wiederholds Wappen mit kurzer und doch vielsagender Inschrift angebracht worden, war ihm zu verdanken. Diese Inschrift verdient näher gekannt zu sein, sie lautet:

Durch Gottes Gnad und Helden Trew
Dis Vöste Hauß hier stehet New.
Der Feind hats zwar fünfmal geschreckht
Doch Hat der Herr zum Schutz erweckht,
Den Wiederhold der fünffzehn Jahr
Daffelb beschützt in Feindts gefahr. 166. [1]).

Die Geschichte Hohentwiels schweigt seit 1650 mehrere Jahrzehnte lang. Während des spanischen Erbfolgekriegs wagten kurbayerische Truppen 1703 einen Angriff auf die Festung, allein sie mußten sich unverrichteter Dinge zurückziehen.

Herzog Karl Alexander von Württemberg ließ nach dem Jahre 1734 noch manche Neubauten im unteren Teile der Bergfestung nach den Vorschlägen von Georg Bernhard Bilfinger ausführen; sie brachten den letzten Zuwachs der Burg, welche stets noch militärischen Wert besaß. Später verschwand der letztere immer mehr, und gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts verlor sie ganz ihre Bedeutung und wurde unter dem Herzog Karl hauptsächlich zur Festhaltung wichtiger Staatsgefangener benutzt. Unter denselben sind besonders aufzuführen: der preußische Werbeoffizier von Knobelsdorf, der württembergische Oberst Rieger und der Landschaftskonsulent Johann Jakob Moser. Der erstgenannte betrat die Festung in seinen Jugendjahren, um sie als Mann mit grauen Haaren zu verlassen, Rieger war vier Jahre lang dort Gefangener, und Moser kam aus heute noch nicht genau ermittelten Gründen nach Hohentwiel, um fünf Jahre strengste Einzelhaft zu erdulden.

Wenn auch die Bergfestung an ihrer einstigen militärischen Bedeutung starke Einbuße erlitten hatte, so wurde sie doch fortwährend in gutem Ausrüstungszustande gehalten. Mit Munition und Proviant war sie für eine jahrelange Belagerung versehen, da Mehl und Fleisch massenhaft vorrätig waren und die vier Pulvertürme „Tiger", „Löwe", „Panther" und „Drache" Pulver in schwerer Menge enthielten. Die Geschützausrüstung war dementsprechend: 25 Kanonen nebst anderen Geschützen hatten auf der Festung ihre Plätze [1]).

[1]) Beide Denksteine — Inschrift und Wappen — sind der heutigen Zeit zum größten Teil erhalten. Sie bilden mit den noch vorhandenen Ueberresten des Schlosses mit der Jahreszahl 1554 und dem in der Registratur des Kriegsministeriums zu Stuttgart befindlichen alten Fremdenbuch, das Einzeichnungen von 1652—1799 enthält, die geschichtlich wertvollsten Ueberbleibsel der einst so großen und mächtigen Felsenburg.

[1]) Einer interessanten Beschreibung der hauptsächlichsten Armierungsstücke, die sich noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf Hohentwiel befanden und die ein altes Buch über Büchsenmeisterei enthält („Gründlicher Unterricht der Büchsenmeisterei, Reißbuch von Johannes Siglin, angefangen zu Hohentwiel den 1. Augusti anno 1728," Handschrift in Querfolio, mit schönen Federzeichnungen) ist folgender kleiner Auszug entnommen:

Ein Vierundzwanzigpfünder, genannt „der Bär", mit folgendem Spruch:

Ich alter Beer
thu brummen sehr,
mit meiner Pfeiff
Ich alls umkehr.

und dem württembergischen Wappen mit der Umschrift: 17 E. L. H. Z. W. 29.

Eine ganze Kartaune*), schießt 48 Pfund. Bild: ein Hahn mit dem Spruch:

Wann ich Hahn kräh vf Hohentwiel,
Mach ich dem Feind der Unruh Viel.
Wann mein geschrey thut erschallen,
Thun viel derselben zu Boden fallen.

Unten das württembergische Wappen mit der Aufschrift: E. Z. H. Z. W.

Unter dem Wappen: Fortitudo Vigilantia.

Eine Viertels-Kartaune. Bild oben: Simson, wie er mit dem Löwen ringt. Spruch:

Wie Simson den Lewen bezwang,
Also ich meine Feind empfang,
Vf Hohentwiel hin horche ich,
Und meine Feind von weitem sich (seh').

Unten das sächsische Wappen mit der Ueberschrift: Churfürst Johann Friederich der 1. dieses Nahmens, älteste großmütige und Standhafteste Hertzog zu Sachsen.

Ein einfaches Falkonet (auch Falkaune, oder Falke genannt, ältere Geschützart) mit dem Bilde eines Fuchses und dem Spruch:

Das Füchslein man mich nennen thut,
Rehr mich mit meiner Feinden Blut.
Wann ich derselben thu ein erschleichen,
Muß der Haar lassen kan, nit weichen.

Ein Schild mit der Schrift: Churfürst Friedrich der III., Hertzog zu Sachsen, unten das sächs. Wappen.

Ein Stück, schießt 18 Pfund. Bild: ein Meerungeheuer mit einem Hörnlein im Mund. Spruch:

Wenn ich blaß mit diesem Horn,
So thut es meinem Feind Zorn.

Unten den Reichsadler mit der Aufschrift: Consilio et industria. Unter dem Adler: Oppilabit os.

*) Die Kartaune war die Geschützgattung des 16. und 17. Jahrhunderts, sie entstand aus der Bombarde und hatte ein längeres Rohr; die größeren Kartaunen wurden auch Hauptbüchsen oder Metzen genannt. Es gab ganze, halbe und viertel Kartaunen. Nach dem alten Buche: „Theoria et praxis Artilleriae, Nürnberg, 1683" war „eine gantze Carthaune, im Fall es gut, so eine Kugel von 48 Pfund Eisen schießet, 19 Cal. oder Kugeln lang, wiegt am Rohre 69 Centner, 90 Pfund, auf 1 Pfund Kugel 160 Pfund Metall, den Centner zu 110 Pfund gerechnet" u. s. w

Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts sollen diese 25 Kanonen mit noch anderen kleineren Geschützen auf dem Hohentwiel aufgestellt gewesen sein, darunter verschiedene Mörser von bedeutender und geringerer Größe, und Böller.

Es kam die französische Revolution und mit ihr die lange Zeit der deutsch-französischen Kriege. Im Oktober 1796 zogen Franzosen und Oesterreicher am Fuß des Hohentwiel vorüber, jedoch ohne etwas gegen die Festung zu unternehmen. Im folgenden Jahre wurde Oberst von Bilfinger deren Kommandant, der 1799 den Oberstlieutenant von Wolff als Beirat erhielt; beide Männer waren wohl wissenschaftlich gebildete Offiziere, allein sie hatten nicht die erforderliche Charakterfestigkeit und Thatkraft, um den ihnen bevorstehenden Ereignissen gewachsen zu sein. Als das Kriegsjahr 1800 begonnen hatte, bestand die Besatzung der Festung nur aus 106 Mann, größtenteils Invaliden; die Geschütze beliefen sich auf die Zahl 27, doch sollen davon nur zwei ganz brauchbar gewesen sein. Am 1. Mai drängte das französische Corps Lecourbe, welches den rechten Flügel der Rheinarmee bildete, die Oesterreicher von Schaffhausen und Stein her am Hohentwiel vorüber, und gegen Mittag erschien General Vandamme mit seiner Division von 10665 Mann vor der Bergfestung. Die erste Aufforderung zur Uebergabe wurde von dem Kommandanten würdig beantwortet, leider war der Ueberbringer dieser Antwort der Oberstlieutenant Wolff selbst. Im Pfarrhause zu Singen soll nun bei einem reichlichen Mahle General Vandamme den letztgenannten zu überreden verstanden und ihm eine Stunde Bedenkzeit gegeben haben; seine Drohung, im Weigerungsfalle zur Belagerung zu schreiten, konnte um so weniger ernst gemeint sein, als er bereits Befehl erhalten hatte, tags darauf seinen Marsch fortzusetzen. Der Kriegsrat auf Hohentwiel hielt, da der größte Teil der Besatzung unzuverlässig oder unfähig zu einer kräftigen Verteidigung schien, einen ernstlichen Widerstand für unausführbar und entschloß sich zu einer ehrenvollen Kapitulation. So wurde die Bergfestung den Franzosen übergeben und schon am 2. Mai von denselben besetzt. Bilfinger und Wolff wurden dafür am 27. Mai zu Dinkelsbühl vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt, jedoch zur Kassation und Einsperrung, bezw. Internierung begnadigt; der erstere kam nach Asperg, der letztere blieb jedoch lebenslänglich im Festungsarrest. Die Franzosen, welche versprochen hatten, den Hohentwiel im gleichen Zustande später an Württemberg zurückzugeben, hielten sich keineswegs an diese Zusage, sie beschlossen die gänzliche Zerstörung der Festung. Am 10. Oktober begann das Einreißungswerk, die Grundmauern der herrlichen Burg stürzten unter der Kraft des Pulvers, der eigenen Beute der Festung, sie brachen zusammen, nachdem sie jahrhundertelang dem Sturm der Zeit getrotzt hatten, und am 1. März 1801 war das Werk vollendet: der Hohentwiel nur noch ein Trümmerhaufe. Ein Versuch, den ersten französischen Konsul zu bestimmen, das Werk der Zerstörung nicht fortzusetzen, war abschläglich beschieden worden, Marschall Berthier hatte erwidert, daß auf Vandammes Verwendung für die Festung „aus höheren Rücksichten" keine Rücksicht genommen werden könne. So mußte denn die schöne Burg fallen, sie wurde in Schutt und Trümmer verwandelt, kein einziges Bauwerk derselben blieb verschont. — —

Die acht Jahrzehnte des laufenden Jahrhunderts haben auf dem Hohentwiel keine wesentlichen Veränderungen hervorgebracht. In der ersten Zeit geschah fast gar nichts zur Erhaltung der Ruinen und Gewölbe, die Reste der Baulichkeiten blieben dem Verfalle überlassen. Im Jahre 1847 entwarf der Generallieutenant von Prittwitz, der Festungsbaudirektor der damaligen Bundesfestung Ulm, einen Plan zur Wiederherstellung der Bergfestung, doch kam er nicht zur Ausführung; wie uns der Sohn des genannten Generals, Herr Oberst von Prittwitz, Kommandeur des großherzoglich hessischen Feldartillerieregiments Nr. 25 in Darmstadt, mitteilte, befindet sich jener Entwurf in den Akten des Königlich württembergischen Kriegsministeriums zu Stuttgart. Daß, wie C. von Martens in seiner „Geschichte vom Hohentwiel" annimmt, die Bergfestung in Gemeinschaft mit ihren benachbarten Bergen in ein gewaltiges Bollwerk Südwestdeutschlands verwandelt werden würde (er sagt vom Hohentwiel: „Seine Wiedergeburt bleibt einer späteren Zeit vorbehalten"), ist wohl kaum anzunehmen, da für die Sicherung jener Gegend im Westen Straßburg mit dem südlichen Flankenposten Neu-Breisach und im Osten das gewaltige Ulm wohl genügen dürfte. Somit wird es dem Hohentwiel wohl ergehen wie so manchen

anderen von den Franzoſen zerſtörten Burgen: ſie ſind und bleiben wüſte Trümmerhaufen, ſtumme Ankläger des Vandalismus einer Nation, die doch den Fortſchritt und die Civiliſation auf ihr Panier geſchrieben hatte! —

So iſt er alſo — wie ein Blick auf die heutige Geſtalt des Hohentwiel in dem nebenſtehenden Bilde erſehen läßt — nur eine große Ruine geblieben, allein ſelbſt in dieſem Gewande iſt der Hohentwiel auch in der Nähe betrachtet immer noch ein Punkt von unerſchöpflicher Schönheit. Dr. von Paulus ſchildert ihn in der S. 635 angeführten „Beſchreibung ꝛc.“ wie folgt: „Seine dicht mit Waldbäumen jeder Art beſtockte ſteil-amphitheatraliſche Nordſeite iſt beſonders am Abend wunderbar ſchön, wenn die unterſinkende Sonne die voll übereinander empor ſich wölbenden Laubbaumwipfel vergoldet und Falken und Habichte darüber langſam ſchweben. Dann die Felſenpflanzen, unverwüſtlich und unermüdlich aus allen Geſteinsfugen ſich drängend, dazwiſchen die ſtärkſten einzelnen Bäume, meiſt Linden, Ahorne, Ulmen und Eſchen, die krampfhaft in die Ritzen ihre Wurzeln hineindrehen, mit ihnen die Felſen umklammern und als prächtige Stämme hinaufſtreben. In den ſchattigen Falten des rieſigen Berges kriecht uralter Epheu und ſchmückt oft die Trümmer, daß ſie edeln Grabmälern gleichen; Mauerpfeffer- und Steinbrecharten blühen lebhaft auch aus der kleinſten Höhlung, goldgelbes Habichtskraut ſchimmert weithin, allüberall wieder das bläuliche Grün der duftenden Wehrmutpflanze und um die höchſten, noch nie von eines Menſchen Fuß betretenen Klippen ſchwankt, wie ein Laub das vom Windhauch ſich tragen läßt, der Alpenfalter Apollo, ſo recht das durchgeiſtigte Bild von der ſonnigen Lichtheit dieſer Felſennatur.“

Und an dieſen Blick in der Nähe möge noch ein Hinblick in die ſtolze Fernſicht nach Bodenſee und Alpenkuppen ſich anſchließen, wie ihn der Dichter J. V. von Scheffel ſo ſchön ſchildert: „auf die ſteilaufgeſchoſſenen Felsgipfel des Hegaus in einſamer Schöne, . . . den blau im Wiederſchein blauen Himmels mit gedoppelter Buchtung zu uns ſich herbiegenden Bodenſee, . . . die fernen rieſigen, wie ein Hauch im Abendrot verſchwindenden Schneeberge . . .“

Das iſt der Hohentwiel, der mächtige Bergrieſe, der Zeuge großer Begebenheiten, die gewaltige Burgruine, durch Sage und Geſchichte für alle Zeiten reich geſchmückt.

In der Heimat.

Von

Hermann Dickmann

Seid geſegnet, ſchöne Fluren!
Leuchtend ſtrahlt mir das Gefild'
Meiner Jugend goldne Spuren
Wie ein holdes Märchenbild.
Seit ich treulos dich gemieden,
Hab' ich ſchwer den Wahn gebüßt;
Du nur gibſt dem Herzen Frieden —
Teure Heimat, ſei gegrüßt! —

Draußen hab' ich nie gefunden,
Was der Knabe hier verließ:
Freundestroſt in trüben Stunden,
Treuer Liebe Paradies.
Folgen wollt' ich meinem Sterne, —
Und zur Wildnis, kalt und wüſt
Ward dein Eden, goldne Ferne —
Teure Heimat, ſei gegrüßt! —

Müde legt der Pilger nieder
Seinen Stab, da weh'n ans Ohr
Hell die Klänge alter Lieder,
Heben freudig mich empor.
Heilige Stätte! — meiner Leiden
Bittern Kelch haſt du verſüßt;
Werde nie mehr von dir ſcheiden —
Teure Heimat, ſei gegrüßt! —

Eleonore.

Roman von August Becker.

(Schluß.)

ünstig traf es sich insofern, als der Herr Professor eben einen Unglücklichen, der ohne Ahnung der Gefahr ihr unversehens verfiel, am Knopfe gefaßt hatte und wie ein Tintenfisch seine Beute hielt. So vermochte die Matrone unbekümmert mit Herbig zu plaudern, und sie achtete auch nicht weiter darauf, daß sich allmählich ein ansehnlicher Zuhörerkreis absichtlich oder zufällig um ihren Platz sammelte.

„Und erklären Sie mir nur das eine," fing sie plötzlich nach einigen gleichgültigen Reden an, „wie kommt's, daß Sie, der mir als geistsprühender, liebenswürdiger, weltmännisch gebildeter junger Mann geschildert worden ist, sich hier in der morosen Sonderlingsrolle gefallen. Sie steht Ihnen gar nicht."

„Das thut mir leid."

„Leid oder nicht leid. Sie müssen einer alten Frau schon erlauben, aufrichtig zu sein. Lösen Sie mir das Rätsel."

„Nun wohl! Ich gestehe zu," versetzte Herbig, „daß ich abfalle wie Macbeth im vierten Akt."

„Wie meinen Sie das nun wieder?"

„Nach dem letzten Hexentrug liebt Macbeth, wie ein Verrückter, gemeine Redensarten. Sollte das Ihrem Scharfsinn entgangen sein, Frau Geheimrätin?"

„Es ist mir bis jetzt nicht aufgefallen," erklärte sie. „Doch glaube ich, Sie haben recht. Allein, wie paßt das auf Sie? Welche Anwendung wollen Sie der Reminiscenz geben?"

Herbig zögerte mit der Antwort. Dann sprach er:

„Das ist mein Geheimnis. Uebrigens wußte ich nicht, daß ich mich hier anders, thörichter als sonst gebe und äußere."

„Sie handeln thöricht, indem Sie sich unzeitig einer Gemütsverstimmung überlassen; aber Thorheit spricht nicht aus Ihren kaustischen Aeußerungen."

„Wirklich, gnädige Frau?"

„In der That hätte ich auf das Gegenteil geschlossen, viel verborgenen Sinn darin gefunden," fuhr die alte Dame fort. „Allein, ich bin bereit, Sie aufzugeben, wenn Sie durchaus sein wollen, was Sie scheinen."

„Thun Sie das noch nicht, Frau Geheimrätin," mahnte er, „so wenig Sie Macbeth beurteilen dürfen auf seine Aussprüche nach der letzten Begegnung mit den Hexen hin, die ihm den ganzen Trug der drei Zauberweiber aufdeckten. Genügt doch ein Weib schon, verderbliche Täuschungen zu bereiten."

„Halt! Lassen Sie mir die Weiber in Frieden, sonst kriegen Sie es mit mir zu thun!" warnte die alte Dame. „Die Frauenseele ist wie ein gutes Buch, an welchem ein galliger Kritiker im einzelnen hundert Ausstellungen zu machen haben mag; allein das Werk an sich soll er mir gelten lassen —"

„Meinen Sie denn, daß heute noch," mischte sich hier der Professor mit dem Geierprofil unversehens ein, „daß heute noch ein Buch geschätzt, die Zusendung eines Buchs als Ehre angesehen wird? O nein! Heute wird ein Faß Bier, ein Korb Wein oder Eier, eine Mettwurst, ein Schinken oder Käse als würdige Ehren- und Huldigungsgabe von großen Männern betrachtet."

„Das ist in der Ordnung," bemerkte Herbig. „Ein Buch läßt sich nicht verzehren."

„Jedenfalls ist es oft ungenießbar, wie unsere jetzige Litteratur überhaupt," äußerte die alte Dame, sich Herbig zuwendend, der, ihren Blick verstehend und dem Geier zuvorkommend, sofort einfiel:

„Für abgestumpfte Gaumen, verzeihen Sie, gnädige Frau, oder für solche, denen der Geschmack für geistigen Genuß überhaupt fehlt, ja! Da befriedigt nur noch der versiſizierte Weinschwelg, Bierschlauch, Katzenjammer, — daneben kalifornischer und russischer Fusel, skandinavische

Heringe, Pariſer Rattenragouts. So iſt nun die von unſerer neidiſchen Kritik genährte Mode, und die Mode geht ſtets dem Echten aus dem Wege. An Gutem fehlt es nicht in unſerer ſchönen Litteratur; wahre Perlen der Erzählungskunſt liegen in unſcheinbarſter Hülle vergraben. Namen nenne ich nicht; allein, erſt heute Nachmittag fand ich in einem Groſchenbändchen ein wahres Kabinettſtück anſchaulicher Seelenkunde: ‚Im Banne der Sinne!‘ wie es kein Ruſſe, Engländer oder Franzoſe ſchreiben könnte. Man muß derlei nur zu finden wiſſen, und dazu gehört ebenſo Geſchmack, als guter Wille, den man bei uns nicht mehr vorausſetzen darf.“

„Oho!“ fiel hier die Geheimrätin lebhaft ein, während der Herr mit der Geierphyſiognomie haſtig und darum unſicher nach irgend welchem Knopfe an Herbigs Geſellſchaftsrock taſtete. „Geben Sie nur zu, daß noch manche andere Urſache, auch eigene Schuld mitwirkt. Vor allem die Koterieen, die auch das beſte totſchweigen, das nicht aus ihrem Kreis hervorgegangen, die gegenſeitigen Ruhmesaſſekuranzen, die das öffentliche Urteil verwirrende Marktſchreierei—“

„Reklame macht nur, wer ſie nötig hat,“ ſchaltete Herbig ein, während die alte Dame fortfuhr:

„Die Geckenhaftigkeit, mit welcher einer dem Publikum nichts Beſſeres mehr vorzuführen weiß, als quartalweiſe ſein eignes Porträt; die Ungeniertheit, mit der ein anderer Fro's Eber als Pegaſus reitet; der Aufwand von Kraft, mit welcher ein dritter offene Thüren durch Sturmbalken einrennt, ein vierter Kruppſche Kanonen nach Spatzen richtet, ein fünfter mit Vogelnetzen Bären nachſtellt; vor allem das Vordrängen ſchlechten Wuſtes auf dem Büchermarkt. All dies hat der Teilnahme an unſerer Litteratur Eintrag gethan, in einer Zeit, an die wichtigere Aufgaben herantraten.“

„Letzteres gebe ich nicht zu,“ erwiderte Herbig, indem er die taſtende Hand des Profeſſors von ſeinem Rockkragen abſtreifte. „Erſte Pflicht einer Kulturnation, wenn ſie auf den Namen Anſpruch erhebt, bleibt der Anteil an der Litteratur. Unſer Volk jedoch richtet ſich nach den oberen Luftſtrömungen. Heute gilt ſtatt Litteratur Litteraturgeſchichte. Nicht die Dichtung, eine ſchlechte banale Analyſe derſelben lernt man kennen. Innerliche Hohlheit und Unbildung iſt die natürliche Folge. Altkluge Kinder, auf den Bierbänken verſimpelnde Jünglinge und Männer, ins Modemagazin verlorene eitle Weiber. Vor allem bedürfen wir wieder eines geiſtigen Genuſſes fähiges Publikum.“

„Daran fehlt es doch nicht ſo ganz,“ wandte die alte Geheimrätin etwas erregt ein. „Denken Sie an den Erfolg unſerer archaiſtiſchen Erzähler.“

„Ach, das ſchlimmſte Kreuz!“ entgegnete Herbig. „Vom Weſen des hiſtoriſchen Romans keine Ahnung. Welcher Ungeſchmack, von Werken der ſchöpferiſchen Phantaſie zu beanſpruchen, daß ſie unterrichten, ſtatt zu bilden. Das iſt die eitle Hohlheit, die ſchon ſo viel Schlechtes, Unkünſtleriſches gehoben und getragen hat und das beſte unbeachtet ließ: dieſe Kreiſe machen die litterariſche Mode, da iſt das affektierte Wiſſen, das Liebäugeln mit dem Fremdländiſchen, das Naſenrümpfen über das ſchlicht Geſunde heimiſch.“

„Und was ſind das für Kreiſe?“ fragte die alte Geheimrätin, den Kopf aufrichtend.

„Da hält man jede gelehrte Schrulle, jeden wiſſenſchaftlichen Aberwitz ſchon reif zur poetiſchen Verwertung und Verherrlichung. Was ward nicht ſchon alles litterariſch in Schwung gebracht durch unſere Profeſſorentöchter und Frauen!“

„Dazu gehöre auch ich!“ rief jetzt die Geheimrätin mit flammenden Augen. „Vergeſſen Sie das nicht, Sie Giftmichel!“

„Aber, Sie werden zugeben, meine Gnädige . . .“

„Nichts gebe ich zu!“

„Daß Frauen ſo wenig Urteil haben, als Verlaß auf ſie iſt, daß ſie nur Angeeignetes nachſprechen. Die ſchlimmſten ſind, die ſich für die klügſten halten. Sie, Frau Geheimrätin, bilden ſtets eine Ausnahme.“

„Ich danke für die Ausnahme, leiſte Verzicht!“ verſetzte ſie, indem ſie ſich ſichtlich gereizt erhob.

„So ſiege ich, wie neulich bei Pharſalus Cäſar!“ ſagte Herbig mehr für ſich. Allein die alte Dame hatte es dennoch vernommen und kehrte ſich nochmals her.

„Neulich? Warum ſagen Sie neulich, und was iſt das mit dem Sieg?“

„Nun, unſere archaiſtiſchen Erzähler thun, als ſeien ſie vorgeſtern dabei geweſen. Und Cäſar ſiegte dadurch, daß —“

„Daß ſeine Soldaten den eitlen Junkern,

die für ihre Naſen fürchteten, ſtets nach dem Geſichte ſtießen, — das wiſſen wir auch. Uebrigens echt römiſch."

„Verzeihung, Frau Geheimrätin, es waren deutſche Hilfstruppen, Landsleute vom Rhein, die ſo rückſichtslos zuſtießen."

„Meinetwegen!" Und damit wandte ſich die lebhafte Matrone zu ihrer Umgebung, um auch hier zu verſichern und zu beteuern, daß dieſer Doktor Herbig der reine „Giftmichel" ſei.

Sofort ergriff der Mann mit dem Vogelgeſicht die Gelegenheit, ſich auf Herbig zu ſtürzen und an ihn zu heften.

„A propos abgeſchnittene Naſen," brach er los. „Glauben Sie denn, das Tier habe ähnliche Schmerzempfindungen, wie der Menſch? O nein!"

„O ja!"

„O nein!" piepte der Mann nochmals mit dem ſanfteſten Gimpelton.

„Damit aber, Herr Profeſſor, ſprechen Sie der marternden Viviſektion den praktiſchen Wert für die Medizin ab — den Viehdoktor ausgenommen," ſagte Herbig. „Ich gebe auch in der That zu, daß die Organiſation des Menſchen ihn empfindlicher macht, als das entwickeltſte Tier. Eine Spinne, die Sie an den Beinen faſſen, läßt dieſe getroſt in Ihrer Hand zurück und andere nachwachſen. Ein Fuchs oder Wolf in der Falle nagt ſich das gefangene Bein ab, um loszukommen, und macht ſich auf dreien davon. Machen Sie einmal den Verſuch, ob Sie davonkämen. Sicher gingen Sie zu Grunde."

„O nein!"

„So nagen Sie ſich einmal das Bein ab," mahnte Herbig. „Ein bekannter engliſcher Schriftſteller erzählte vor etwa vierzig Jahren, daß er auch einmal Naturforſcher, das heißt ſehr grauſam geworden, indem er Eidechſen den Schwanz abriß und in den Stumpf einen Einſchnitt machte. Nach kurzem kamen ſie doppeltgeſchwänzt, mit einem förmlichen Frack, zum Vorſchein. Machen Sie einmal an ſich die Probe, Herr Profeſſor, ob Sie dadurch von Natur aus ſalonfähig werden."

Ein halb unterdrücktes, dann aber dennoch losbrechendes Gelächter erſcholl aus der Gruppe hinter ihnen, die aus älteren Herren und Damen beſtand, während ſich die blühende Jugend in der Ferne hielt. Indes ließ ſich der Profeſſor mit dem Vogelkopf durch die Heiterkeit der Umgebung weder ſtören, noch abhalten.

„Glauben Sie denn," begann er dem Königsberger Privatdocenten gegenüber, „daß eine ſolche zweckentſprechende Anpaſſung, Entwickelung und Veränderung beim Menſchen ganz unmöglich wäre? O nein! Was wir an der Venus Kallipygos bewundern und elegante Damen durch den Modekünſtler für den Schein herſtellen laſſen, haben die Hußwannaweiber, nach Le Vaillants Bericht, in hochentwickeltem Maße von der Natur, durch Vererbung. Auf der Wanderung ſtellen ſich die kleinen Kinder darauf, wie auf ein Kutſchenkofferbrett; die ebenfalls zweckentſprechend verlängerten Brüſte werden ihnen über die Schultern hin in den Mund geſteckt, und fort geht es über die ſüdafrikaniſchen Steppen. Sie meinen vielleicht, es ſehe unſchön aus? O nein! Was zweckmäßig, iſt auch ſchön, und die Hußwannafrauen mit ihren kleinen Händen und Füßen ſind wahre Grazien. Sie haben zwar gewöhnlich nichts an, als eine kleine Mütze auf dem Kopfe, und Sie mögen wohl vorausſetzen, das kleide nicht gut. O nein! Sehr gut kleidet es, ſehr fein wiſſen ſich dieſe ſchwarzbraunen Damen zu benehmen und es ſind vortreffliche Hausfrauen. Aber iſt das alles? O nein!"

„Jetzt geben Sie einmal dieſe Exkurſe durch die ſüdafrikaniſchen Steppen auf," miſchte ſich die Geheimrätin mit dem grauen Haar wieder ein, deren Gutmütigkeit wie gewöhnlich über ihren Aerger auf Herbig raſch triumphiert hatte. „Herr Doktor Herbig wird alle dieſe Beobachtungen ſelbſt machen, da er, wie man hört, eine große Entdeckungsreiſe durch den heißen Erdteil plant."

„Sie werden nicht viel Neues mehr zu entdecken finden. O nein!" flötete der mit dem Vogelkopf wie ein Dompfaff, indes ſich der Zuhörerkreis inniger anſchloß.

„O ja," erwiderte Herbig, „wenn ich überhaupt dahin gehe. Bis jetzt habe ich noch keine rechte Luſt, mich von einem Krokodil zermalmen, von einem Löwen zerreißen zu laſſen, von einem kannibaliſchen Monbuttu geſpießt, gekocht, geſotten, gebraten und aufgefreſſen zu werden, — und dann, wenn ich's berichte, bei keinem Menſchen Glauben zu finden, von jedem gelehrten Ofenhocker angezweifelt und bekrittelt zu werden."

Ein herzliches Gelächter ſchlug wieder in der Gruppe auf. Ihm ſelbſt war es nicht luſtig dabei zu Sinne. Drängte die Unterhaltung ſein Leid auch für Augenblicke in den Hinter-

grund, so füllte es dann wieder um so schmerzlicher die Brust, und strömte es zurück, erschien ihm alles öde. Er hatte nicht übersehen, wie Eleonore zuweilen scheu und flüchtig herüber blickte, gleichsam verwundert und betroffen über die heitere Unterhaltung, die hier geführt wurde. Und, großer Gott, wie war es ihm zu Mut! Zu einer zusammenhängenden Unterredung, in welche man ihn seitens einiger älteren gelehrten Herren zu ziehen bemüht war, fühlte er sich in keiner Weise aufgelegt, zu einem ernsten Gedanken- und Meinungsaustausch jetzt nicht fähig.

Unter irgend einem Vorwand trat er von der Gruppe zurück und schritt weiter. Dort befand sich der greise Hausherr noch immer in eifrigster Erörterung der neuesten wissenschaftlichen Streitfrage. Die alten Herren, zu denen sich noch ein dritter und vierter gesellt, hatten unterdes wenigstens auf Fauteuils und Sesseln Platz genommen, die ihnen vorsorglich hingeschoben worden waren. Allein die Verhandlung nahm mit derselben Lebhaftigkeit ununterbrochenen Fortgang; alles, was nicht mit derselben zusammenhing, kümmerte die in ihr Thema Verlorenen nicht.

Nach der entgegengesetzten Richtung hin weilte die Frau des Hauses noch ruhig an ihrem Platze. Einsilbig, nur dann und wann mit einem etwas erzwungenen Lächeln auf den Lippen führte sie jetzt die Unterhaltung. Ein junger, etwas stutzerhafter Gelehrter, der eben an der Lehne des Sitzes stand, auf welchem die schöne Frau inmitten ihrer Gäste Platz genommen hatte, gab sich alle erdenkliche Mühe, das Gespräch in lebhafteren Gang und glätteres Geleis zu bringen. Allein kühl und kalt nahm sie seine Bemühungen auf. Jetzt antwortete sie ihm in ihrer ruhigen, leidenschaftslosen Weise mit dem tiefen Herzklang ihrer Stimme, die auch jetzt ergreifend aus der Ferne an des Geliebten Ohr schlug, mit dem sanften Blick ihrer Augen, die seine Seele berückt und verstrickt hatten, wie der Schlangenblick sein Opfer fesselt, — sie selber scheinbar unbewegt.

„Wissen Sie auch, worüber sich die dort, der Geheimrat und die anderen streiten? Ueber Politik? O nein! Ueber Chondrite und Organismen in den Meteoriten."

Und damit fühlte sich Herbig, kaum entronnen, wieder am Knopf gefaßt.

„Nun," erwiderte er, „so wären wir denn so weit, daß der Organismus als Grund und Ursache der Dinge erkannt wird."

„Sie meinen wohl, das wäre ein Fortschritt? O nein! Ich hoffe, Sie denken nicht reaktionär."

„Vor einigen Stunden würde ich es als eine hoffnungsvolle Erkenntnis begrüßt haben," bemerkte Herbig. „Jetzt ist mir alles gleichgültig — tote Materie, Chaos, leeres Nichts." Und während er sprach, heftete er seinen Blick auf das schöne, immer noch geliebte Weib und ließ ihn durchbohrend auf ihr ruhen.

Eleonore bog eben das Haupt etwas zurück, um dem jungen Manne, der hinter ihrem Stuhle stand, zu antworten, worauf derselbe hastig beiseite wich, indem er lebhaft genug, daß es Herbig noch verstehen oder wenigstens aus seiner Haltung und Bewegung erraten konnte, die Aeußerung that:

„O, gnädige Frau, ich möchte wirklich nicht um keinen Preis Sie belästigen, aufhalten oder stören. Nehmen Sie keinerlei Rücksicht auf mich."

Damit war er ganz beiseite getreten, und die schöne Frau, die sich nunmehr von ihrem Platze erhob und ihren Wirtinpflichten auch in den Nebenräumen nachkommen zu wollen schien, vorüberzulassen. Da und dort noch aufgehalten, verließ sie endlich auch den Saal.

Inzwischen hatte der Professor mit der Vogelphysiognomie den ergriffenen Knopf an Herbigs Gesellschaftsrock bereits in bedenklicher Weise gedreht.

„Seinen Fanatismus für die Wissenschaft in Ehren," erörterte er eben, „aber, wenn man nur der Forschung leben will, heiratet man da noch so spät? O nein! Am wenigsten heiratet man als hinwelkender Greis ein junges, schönes, blühendes Weib, dessen Großvater man sein könnte. O nein! Nicht daß ich Unrat wittere, oder daß man ihr auch nur im mindesten zu nahe treten dürfte, o nein! Es ist ein Glück, daß sie ein so pflichttreues, kühles und gelassenes Gemüt hat. Allein, wenn man eine so junge liebenswürdige Frau hat, darf man sie nicht als Ballast ansehen, o nein! Man darf nicht merken lassen, daß sie einem manchmal zur Last wird, o nein! Richtig ist ja, er sieht noch immer gut aus, scheinbar voll Rüstigkeit, sein Verstand ist nicht geschwächt, o nein! sondern spitzt sich immer mehr zu. Aber sein Gefühl ist stumpf. Das ist aber noch nicht alles, o nein!"

Herbig hatte nachgerade dieſes Anflöten und Piepen ſo ſatt, daß er entſchloſſen war, lieber den Rockknopf am Stiel zu laſſen, als noch länger dieſem gimpelhaften „O nein!“ gegenüber ſtandzuhalten. Zudem zog es ihn fort nach der Flügelthüre hin, hinter welcher Eleonorens unvergleichliche Geſtalt vor ſeinen Augen verſchwunden war. Mit einer kurzen, ſchneidenden Entſchuldigung und plötzlichem Ruck riß er ſich los, kehrte dem Geierkopf den Rücken und durchſchritt langſam den nächſten Saal, in welchem ſich zumeiſt junges Volk umhertrieb, das neugierig nach dem ernſten ſtattlichen Fremden emporblickte. Dann trat er in einen anderen, dahinter gelegenen Raum, der ebenfalls zur Aufnahme der Gäſte beſtimmt war. Allein auch hier fand er weder, was er ſuchte, Einſamkeit und Ruhe, noch — wie er mit einem Blick überſah — ſie, die er haſſen zu müſſen vermeinte, die er fliehen ſollte und deren Anblick er dennoch ſchmerzlich vermißte. Ohne ſich von einem Ziel leiten zu laſſen, aufs Geratewohl war er von da durch eine der drei Flügelthüren in einen dämmernden, nur von einer Hängelampe ſchwacherleuchteten Raum gelangt, der dem Treiben der Abendgeſellſchaft völlig entrückt ſchien. Es war ein ſchlichtes, enges Gemach, in welchem ein einfaches Sofa ſtand. Er nahm darauf Platz und ließ den Kopf kummervoll auf die Hand ſinken.

Auch Fräulein Lenz, die Freundin der Hausfrau und deren ſorgſame Helferin und Stellvertreterin in den Obliegenheiten dieſes Feſtabends, hatte Eleonoren nicht aus den Augen gelaſſen und erſah die Gelegenheit, wo ſie abkommen konnte, um derſelben unauffällig und möglichſt unbemerkt zu folgen, während die ſchöne Frau die belebten Gemächer durchſchritt und, wo ſie aufgehalten wurde, mit verbindlichem Wort und freundlicher Entſchuldigung ſich losmachte, um ihren Weg durch das Haus unbeirrt zurücklegen zu können. Einmal aus dem Bereich der geladenen Geſellſchaft, ſchritt Eleonore raſcher durch die leeren Räume, in den Flur hinaus, die mit Teppichen belegte, durch Wandlampen beleuchtete Treppe hinan und den oberen Korridor entlang, als ſei etwas Beſonderes zu beſorgen.

Mit der Ueberzeugung, den Blicken ihrer Gäſte jetzt entrückt, unbeobachtet und allein zu ſein, beugte ſich plötzlich der ſtolze Nacken und das ſchöne Antlitz der Dahinſchreitenden vornüber, ihre Hände legten ſich vor die Augen und drückten ſo heftig gegen die edle Stirne, als könnten ſie all die Qual, all die leidvollen Gedanken, die ſich in derſelben kreuzten, zurückdrängen und bannen. In demſelben Momente glaubte ſie jedoch Tritte hinter ſich zu hören, ein leiſes Geräuſch, als ob ihr jemand nachſchleichend folge. Beſtürzt ſah ſie ſich haſtig um. Kaum hatte ſie die Freundin erkannt, ſo ergriff ſie deren Arm und zog ſie ſtürmiſch vorwärts in ein entlegenes, ſtilles Stübchen, in welchem nur ein Schlafdivan, eine ſchmale Spindel und zwei Stühle zu ſehen waren. Es war ein Eckzimmer unter dem vom Nachtſturm umſauſten Giebel. Der von großen Flocken durchſtöberte Märzregen ſchlug praſſelnd an die Scheiben eines der beiden kleinen Fenſter.

Hier warf ſich Eleonore auf den Divan, zog die Freundin zu ſich nieder, ſchlang beide Arme um deren Hals und preßte ihr Haupt heftig an deren Bruſt. Eleonorens Buſen wogte ſtürmiſch, ihre Pulſe pochten, als wollten ſie die Adern ſprengen; allein, kein Klagelaut kam von ihren Lippen, keine Thräne trat in ihre Augen, als ſie jetzt wieder den Kopf erhob, und zu der Erſchrockenen ſprach, indem ſie dieſelbe mit beiden Händen hinwegdrängte:

„So, Lina, jetzt geh' auch du!“

Aber Fräulein Lenz war keineswegs geſonnen, dem ausgeſprochenen Wunſche nachzukommen.

„Auch ich?“ fragte ſie, „Lore, warum?“

„Gönne mir nur zehn Minuten Alleinſeins!“ bat ſie mit bebender Stimme. „Nur zehn, nur ſechs, nur fünf Minuten.“

„Lore! Großer Gott, was iſt dir?“ forſchte dringlich die beſorgte Freundin. „Biſt du krank? Oder was fehlt dir ſonſt?“

„Geh', ich bitte dich! Nach ſechs Minuten magſt du wiederkommen. Jetzt aber, Lina, ich beſchwöre dich, laß mich einige Augenblicke allein!“

Nach einem forſchenden, beſorgten Blick im Zimmer umher und nach der Aufgeregten, fand es Fräulein Lenz für gut, jetzt derſelben — ſehr gegen den eigenen Willen — zu willfahren und das Stübchen zu verlaſſen. Sie ging oder that doch draußen, als ob ſie weiter gehe, trat jedoch, von Sorge und Angſt gepeinigt, unhörbar dicht an die Thüre heran und neigte ihr Ohr behutſam zum Schlüſſelloch.

Der Anteil, welchen Eleonore an Herbigs

Persönlichkeit nahm, war der Freundin schon bei der ersten Begegnung am Seestrande nicht entgangen. Allein, sie hatte keine Ahnung davon, wie tief und warm diese Teilnahme war. Erst die Erschütterung, mit welcher Eleonore am heutigen Abend die Nachricht von Herbigs Anwesenheit aufnahm und die Haltung, die sie gegen ihn beobachtete, hatte die Aufmerksamkeit der Freundin erregt und deren Besorgnis geweckt, als die junge, blühende, allgemein geschätzte, verehrte und umschwärmte Frau des Hauses ihr Wesen gleichsam in einen Eismantel hüllte, um die innere Erregung vor ihren Gästen zu verbergen und andauernd in dieser scheinbaren Erstarrung verharrte.

Bekümmert um die Freundin horchte also Fräulein Lenz oben an der Thüre des vom nächtlichen Märzsturm umsausten Eckstübchens. Anfänglich blieb alles still, sie vernahm wenigstens nichts weiter, als die Naturstimmen der Wetternacht. Nun aber glaubte sie drinnen sprechen zu hören, schluchzen, stöhnen, klagen, weinen, jammern:

„O, mein Gott, mein Gott, wenn du bist — ein milder Geist, ein barmherziger Gott, so erbarme dich meiner!"

Dann trat wieder tiefe, beängstigende Stille ein. Fräulein Lenz hielt es nicht länger vor der Thüre aus.

„Lore, mach' auf! Mach' auf, Lore! Ich bitte, beschwöre dich, mach' auf oder ich rufe nach Hilfe, deinen Arzt, deinen Mann!"

Leise knarrte ein Schlüssel im Schloß, die Thüre öffnete sich, Fräulein Lenz schlüpfte durch die Spalte hinein und umfing die Freundin.

„Willst du etwas?" fragte diese anscheinend gefaßt.

„Also das ist dein Gethsemane! Was quält dich, Lore?"

Eleonorens Herz faßte jetzt ein schmerzhafter, fürchterlicher Krampf, der sich endlich in einem Thränenstrom löste. Ihr Haupt der guten Lenz auf die Schulter legend, weinte sie bitterlich.

„Weine nur, meine Liebe," sprach die Getreue. „Ich weiß, wie wohl die Thränen thun, weine dich aus. Und dann eröffne mir dein Herz. Vertraue dich mir an. Hast du mich nicht vertrauenswürdig gefunden? Nun denn. Was lastet so sehr auf dir? Komm, setze dich und sprich!"

Und auf dem alten schlichten Divan gewann Eleonore allmählich so viel Sammlung, um ihr Herz vor der Freundin auszuschütten. Sie berichtete kurz, nur andeutungsweise, in abgebrochenen Sätzen die Geschichte ihrer jungen Liebe, erwähnte der ersten Begegnung unter den Eichen bei Katlenburg, ihres innigen, hoffnungsvollen Gedenkens jener Stunde die langen Jahre hindurch, ihrer stillen Entsagung und der Einschläferung ihres Herzens, da sie sich entschloß, die Hand des edlen Mannes anzunehmen, dem ihr Vater in Freundschaft verpflichtet war. Und nun, da sie sich bezwungen hatte, die Sehnsucht beschwichtigt, das Leid verwunden, das bethörte Herz beruhigt und eingelullt, dessen Gefühl erstickt und eingedämmt war hinter den Schranken der Pflicht, da trat er ihr wieder entgegen, der einzige, den sie je geliebt, mit der ungebändigten Leidenschaft einer starken Mannesseele — an der See und im Thüringer Wald.

„Auch in Thüringen?" fragte die Freundin leis und beklommen.

Schweigend verhüllte Eleonore ihr Haupt an der Brust der Vertrauten, um ihr krampfhaftes Schluchzen unhörbar zu machen und zu ersticken. Als sie sich wieder soweit gefaßt hatte, um Worte zu finden, klagte sie:

„Und nun soll ich nicht hadern mit meinem unseligen Geschick, mit der grausamen Fügung des Zufalls, jener Vorsehung, die nur noch in den trügerischen Gebilden der Poeten ihre erkünstelte und langweilige Rolle spielt!"

„Klage die Poesie nicht an," mahnte die Freundin beschwichtigend. „Sie gründet im Chaos der Welt ein Reich voll Harmonie und Gerechtigkeit, indem sie die Dinge richtet, wie sie sein sollten. Nimm nicht teil an der Mißachtung des Ideals, die das Erbteil und Merkmal ruchloser Zeiten ist. Nur keine Verzweiflung, Lore!"

„Und was soll ich anders, als verzweifeln in dieser Not?!" entgegnete Eleonore in herzzerreißendem Ton. „Kann ich meine Liebe oder muß ich meine Pflicht verleugnen? Soll ich im Verrat beharren, meinen Mann hintergehen, der mir so innig vertraut, oder ihm mit meinem Eingeständnis den Frieden und die Freude seines Alters rauben?"

„Das will Herbig?"

„Darf ich mich von dem edlen Manne trennen, dem ich mich freiwillig angelobt habe?"

fuhr Eleonore, die Frage überhörend, fort. „Und darf ich auch nur stille Wünsche für die Zukunft hegen, wo er nicht mehr sein wird?“ fügte sie mit erlöschender Stimme hinzu.

„Hoffe alles von der Zeit, meine Lore,“ tröstete die Freundin.

„Das hieße auf seinen Tod warten, nein!“ flüsterte Eleonore mit leisem Weinen, „er soll nicht sterben!“

„Fasse dich, meine Liebe, in Geduld!“

„Geduld!“ wiederholte Eleonore schmerzlich. „Du weißt nicht, was das heißt.“

„Bist du dessen so gewiß, Lore?“ fing jetzt Fräulein Lenz an. „Meinst du, wir alte Jungfern üben sie nicht?! Ach ja — man läßt uns mit verdrießlicher Miene beiseite stehen oder lächelnd durch die Welt gehen und fragt nicht, wie uns zu Mute. Bewahren wir uns den heiteren Schein, so schenkt uns jeder sein Vertrauen, keiner seine Liebe, setzt nicht einmal voraus, daß wir anders als in Freundschaft empfinden können. Nun wohl! Man muß sein Herz bezwingen, entsagen können! Es ist schwer, allein es geht. Sei stark, meine Lore! Meine edle, willenskräftige Lore, raffe dich auf. Ueberlaß dich nicht der Schwäche! Sei stark. Und auch er soll nicht versinken, er, ein Mann! Ihr könnt wenigstens äußerlich ruhig und gelassen nebeneinander gehen. Thue, was deine Pflicht gebietet und der Tag von dir fordert. Hier, meine Liebe, magst du dich ausweinen — ich verstehe deinen Schmerz — dann bemeistere ihn!“

Allein weder wollte Trost verfangen, noch milderten Thränen den Kummer. Nur die Notwendigkeit vermochte es über die Betrübte, der Aufforderung der treuen Freundin nachzukommen und das entlegene Eckstübchen zu verlassen, um wieder, da es keinen anderen Ausweg gab, zu den Pflichten der Frau des Hauses zurückzukehren, als Fräulein Lenz nochmals drängte:

„Nun komm, Eleonore, ehe man uns vermißt und sucht. Nicht länger darfst du dich deinem Leid hingeben. Du warst ja sonst starken Willens, sei es wieder! Ihr könnt und müßt euch drein ergeben und standhaft mit der euch auferlegten Last euch begegnen. Nicht länger darfst du dich deinen Gästen entziehen. Es muß sein!“

6.

Es muß sein! Das harte Wort birgt einen Segen in sich. Es ist gut, daß die zwingende Notwendigkeit unseren Willen bestimmt, daß kein anderer Ausweg bleibt, als der unumgängliche, kein anderes Mittel hilft, als das unerläßliche, insofern nicht Verzweiflung unsere Schritte leitet.

War auch Eleonorens Entschluß gefaßt, so blieb doch ihr Leid ungebrochen. Es gibt einen Gram, den kein Erguß vor anderen erleichtert, weil er seine Quellen in sich selbst findet. Kein Jammer, keine Klage bringt Abhilfe.

Man braucht nicht an höhere Absichten zu glauben oder einen unabänderlichen und unergründlichen Willen vorauszusetzen, um zu der Einsicht zu gelangen, daß uns unser Schicksal nicht in die Hand gelegt, unser Lebenslos nicht so geworfen und gezogen werden könne, wie wir es wünschen. Es ist die einfachste Lebensweisheit, uns in die Schickung zu fügen, die Enttäuschung zu verwinden, das Auferlegte als unabweisliche Bürde — knirschend oder ergebungsvoll — zu tragen. Eine sehr nüchterne und armselige Philosophie; allein, unser Menschenlos läßt uns keine Wahl, — wir müssen sie uns zu eigen machen, wenn wir erträglich zum Endziel unserer Pilgerfahrt gelangen wollen.

Mit solchen oder ähnlichen Ausführungen geleitete Fräulein Lenz die junge Frau des Hauses durch den Gang und über die Treppe zurück, nach den unteren Räumen, wo sich die geladene Abendgesellschaft einstweilen ohne Mittelpunkt, wie nach neuerer Weltanschauung das Weltgetriebe, nach den Naturgesetzen der Schwer- und Anziehungskraft bewegte. Weniger die Zureden der Freundin, als die unabweisliche Rücksicht gegen ihre Gäste und der Ruf ihres Hauses hatten es über sie vermocht, die nötige Fassung mit Hilfe einer kleinen Dosis Morphium, die sie unbemerkt eingenommen hatte, zurück zu gewinnen. Allein ihre Festigkeit sollte zuvor noch auf eine schwere und erschütternde Probe gestellt werden.

Arm in Arm waren die Freundinnen die Treppe herunter in den Flur gelangt, Eleonore nunmehr aufgerichtet in ihrer gewohnten Haltung. Sie empfand den Seelenschmerz nicht mehr in der heftigen Weise wie vorher. Ihre Beklommenheit hatte sich gemindert. Nun traten sie in einen, dem Treiben der Abend-

gesellschaft etwas entrückten Raum, um durch diesen nach den belebten Salons zurückzukehren. Das Gemach war nur matt von einer Hängelampe beleuchtet und anscheinend leer. Nur auf der in die Ecke gerückten Causeuse saß ein einzelner Mann, den Kopf tief auf die Hand gestützt, in Träumereien verloren oder über Gedanken brütend, welchen er in dem einsamen Raum, den nur dann und wann ein Gewirr der Stimmen erreichte, ungestört nachhängen konnte.

Als nun die Thüre von außen sich öffnete und leichte Schritte über die Schwelle kamen, schrack der Einsame merklich zusammen und erhob sich, aus seinen Träumereien geweckt, hastig beim Eintritt der beiden Damen, die vor seiner Erscheinung unwillkürlich inne hielten. Auch er hatte nur einen Schritt vorwärts gemacht und stand unversehens vor Eleonoren.

Einen Augenblick glaubte er zu ersticken und der Eindruck dieser unverhofften, plötzlichen Begegnung benehme ihm den Atem. Alles Blut war ihm mit solcher Gewalt zum Herzen geströmt, daß eine fast tödliche Blässe sein Gesicht überzog. Dabei krampfte ein tiefes Weh sein Herz bei dem Gedanken zusammen, daß die Zeit noch nicht gar weit hinter ihm liege, wo ein solches Zusammentreffen ganz andere, freudigere Gefühle hervorgerufen hätte. Er schien kein Wort finden zu können und auch ihr fehlte der Mut, zu sprechen, so daß Fräulein Lenz, um der peinlichen Situation ein Ende zu bereiten, eine Entschuldigung hervorbrachte, daß man ihn aus süßen Träumen geschreckt habe.

„Er war nicht süß, mein gnädiges Fräulein," gab er zur Antwort. „Ich träumte einen schweren, quälenden Traum."

„Dann bedaure ich," sagte jene, der Freundin zuflüsternd, sich stark und aufrecht zu erhalten bei dieser Gelegenheit, ihm ein versöhnendes, aufrichtendes Wort zu sagen, — worauf sie wie ein Schatten von der Seite Eleonorens hinweg durch das Zimmer huschte und hinter der Flügelthüre verschwand.

Eine peinliche Stille trat ein, als jetzt die beiden sich allein gegenüberstanden. Stumm verharrte er noch, als sie ihn flehend ansah, bis sie selbst das quälende Schweigen brach.

„Bruno," begann sie mit dem rührenden Herzklang der Stimme, die ihn sonst so tief ergriffen hatte. „Herr Doktor Herbig," verbesserte sie sich rasch, „ich hätte gerne einige aufklärende Worte mit Ihnen getauscht. Allein — — blicken Sie nicht so kalt, so trostlos und verzweifelnd; sehen Sie mich nicht so anklagend und vorwurfsvoll an."

„Weder Anklage noch Vorwurf kam auf meine Lippen, gnädige Frau," war seine Antwort.

„Aber mehr als dieses liegt in Ihrer Miene, Ihrer Haltung," begann sie wieder. „Mehr als ich verdiene, von Ihnen verdiene, Bruno. Nachdem es das Schicksal nun einmal so unselig gefügt . . ."

„Das Schicksal?" fiel er kurz, fast schneidend ein.

„Die Tücke des Zufalls, wenn Sie wollen," fuhr sie fort, mühsam nach Atem ringend. „Das unselige Geschick, das uns in unheilvoller Stunde wieder zusammengeführt. Wollen Sie mich deshalb richten, verdammen, Herbig? Bruno, können Sie das?"

Sie sah ihn dabei mit einem durchdringenden, unter den gesenkten Brauen hervorschießenden Blick an, der ihn verwirrte. Er senkte unter dem Eindruck desselben das Haupt, hob es aber sofort wieder und rang mit einem leidenschaftlichen Wort, das sich auf seine Lippen drängen wollte. Allein sie mahnte mit stummer Bitte und erhobener Hand, es nicht auszusprechen. Dann erst brachte sie mit gedämpfter, aber tiefbewegter Stimme hervor:

„Nicht aufbrausen, Bruno! Halten Sie ein! Ich beschwöre Sie, fassen Sie sich. Seien Sie nicht so heftig, Herbig. Erschweren Sie mir die Qual dieses Augenblicks nicht noch mehr. Sammeln Sie Ihre Kraft, zu ertragen, was wir nicht ändern können. Wir können, so lange Sie noch hier weilen, ruhig nebeneinander gehen."

„Glauben Sie wirklich, Frau Geheimrätin?" frug er mit vor Unwillen bebender Stimme.

„Wir müssen, wir können uns gewöhnen, uns kalt und gelassen zu begegnen."

„Nein, gnädige Frau, das können wir nicht!" erwiderte er in demselben ergreifenden Flüsterton, wie sie, aber mit erschütterndem Nachdruck. „Mindestens der eine Teil von uns beiden vermag das nicht."

Sie ward noch bleicher, als sie bereits war, indem Sie den Kopf aufwarf, wobei ihr Gesicht einen Ausdruck annahm, der ihr, wie sich Herbig noch oft zu entsinnen Muße fand, eine auf-

fallende Aehnlichkeit mit dem zürnenden Apollo von Belvedere verlieh. Unter den gerollten Brauen blitzte die Entrüſtung hervor, während auf den gekräuſelten Lippen der Unwillen wohnte. Allein, er hielt ihren Blick aus, bis ſie ſelbſt die Augen ſenkte und in ſchmerzlichem Brüten des weiteren harrte.

„Nennen Sie es Schwäche oder wie Sie wollen, Frau Geheimrätin," fuhr er fort. „Ich kann einen Verrat an dem edlen Manne, den ich zu ſchätzen, zu verehren nur zu ſehr Urſache habe, unwiſſentlich mir zu ſchulden kommen laſſen, aber ich kann ihn nicht wiſſentlich fortſetzen. — Verſtehen Sie mich übrigens nicht falſch, ich bitte," fügte er bei, als eine Bewegung des Unwillens durch ihre Geſtalt zuckte, — „ich kann nicht wunſchlos neben Ihnen weilen, nicht gleichmütig neben dem Weibe ſtehen, das ich geliebt, wie noch keines geliebt worden und — das mich getäuſcht. Das geht über meine Kraft."

Noch ſtand ſie wie erſtarrt. Nun aber hob ſie das ſchöne Haupt und ſah ihn finſteren Blickes an, deſſen harter Ausdruck jedoch allmählich hinwegſchmolz.

„Inwiefern hätte ich Sie getäuſcht, Herbig?" fragte ſie dann äußerlich gelaſſen.

Er zauderte, begann aber hierauf dennoch:

„Habe ich die Ehre, mit Frau Geheimrätin Wantrup zu ſprechen? Nein. Dennoch ſagten Sie mir damals, Wantrup ſei Ihr Name. Auch der war falſch."

„Nein, Herbig," erwiderte ſie mit ihrer ſanften Stimme. „Es iſt mein Familienname, Nora Wantrup. Und ſchon damit verriet ich Ihnen damals mehr als ich ſollte, als ich durfte. Es war der Wille meines Mannes, daß ich unter dieſem Namen mir für die wenigen Tage die geſuchte Zurückgezogenheit und Einſamkeit wahre und die Erholung ſichere, da mir Ruhe not that nach den geſelligen Strapazen an der See. Da kamen Sie, Herbig. Ich habe Sie nicht betrogen, nicht hintergangen, nicht getäuſcht, — nicht Sie, Bruno, nicht Sie! Von Ihnen habe ich die Vorwürfe und Anklagen nicht verdient, Bruno, die ich gegen mich ſelbſt erhebe, — von Ihnen nicht. Und ſoll ich mich nun ihm rückhaltslos anvertrauen, dem ich mich angelobt? Soll ich ihm mein Herz ganz eröffnen, ihm mitteilen, was in und mit mir vorgegangen; ſoll ich auf die alten Tage, auf das ehrwürdige gebeugte Haupt noch ungeahnten Kummer laden? Habe ich die Verpflichtung, ſein Zutrauen zu töten, Verſtörung zu bringen in dieſes edle Leben, das auch Ihnen teuer iſt? Herbig, verlangen Sie dies? — So ſoll es geſchehen. Sprechen Sie alſo, habe ich die Verpflichtung?"

Er ſchwieg.

„Raten Sie mir!" fuhr ſie dringend fort. „Nur ein Wort."

„Ich kann Ihnen weder raten," verſetzte er dann, während von den Geſellſchaftsräumen her ſich Schritte und Stimmen näherten, „noch vermag ich Ihrem Wunſch zu entſprechen, hier ruhig neben Ihnen zu wandeln, Frau Geheimrätin Betting. Doch gelobe ich, für den Reſt dieſes Abends jene Faſſung und Gelaſſenheit zu heucheln, die jedem Aufſehen vorbeugt. Und dann fort von hier mit dem Bewußtſein meiner Schuld, — fort!"

„So ſei es denn, wie Sie wünſchen, Herr Doktor," ſprach Eleonore, ſich zu ihrer ganzen Höhe aufrichtend, indem ſie mit einem Nicken des Hauptes ſich von ihm ab zu der zurückkehrenden Freundin wandte, die mit mehreren Damen und Herren unter lautem Geplauder langſam daher kam, um denſelben auch dieſes Kabinett des ſchönen und geräumigen Hauſes zu zeigen.

Einer der Herren nahm den Königsberger Docenten, der übrige Teil der Geſellſchaft die ſchöne junge Frau des Hauſes in Beſchlag und begab ſich mit derſelben in den großen Saal zurück, ſo daß ſie vor Herbigs Blicken verſchwunden war, bevor er eigentlich zur Beſinnung gekommen. Eine Weile unterhielt er ſich mit dem Herrn, der ein Fachgenoſſe war. Als er dann wieder zu dem Mittelpunkt des geſelligen Treibens zurückkehrte, entging ihm nicht, daß Eleonore etwas unbefangener den Pflichten der Wirtin nachkam und den Verbindlichkeiten, welche ihr der Abend auflegte, mit der ihr eigenen liebenswürdigen Hoheit gerecht zu werden ſich bemühte, während ihr greiſer Gemahl noch auf derſelben Stelle, im engeren Kreis, unverdroſſen mit Worten, Händen und Gründen ſeine Anſicht gegen die Beweiskraft der angeführten Thatſachen verfocht und die neuen Aufſtellungen über das Weſen der zur Erde fallenden Chondrite lebhaft beſtritt. Seiner Wirtspflichten konnte ſich der alte gelehrte Herr dabei weder erinnern noch annehmen. Es bedurfte deſſen auch nicht.

Die Unterhaltung und Erholung der Gäſte nahm ihren ungeſtörten Fortgang und Verlauf. Es hatten ſich durch Wahl und Zufall größere

Gruppen gebildet, und bei der größten bewegte sich das Gespräch in seltsamen Wandlungen, bald sprunghaft, bald durch unvermerkliche Uebergänge je nach dem Geschick der einzelnen Führer der Konversation. Ein junger Mann, der einen Schnurrbart trug und denselben beim Sprechen nach dem Vorbilde des Reichskanzlers etwas nervös zu zupfen pflegte, hatte über einen vielbesprochenen politischen Vorgang einiges Nähere berichtet und versuchte nun seine Hechel an einem bekannten Lustspieldichter.

Der, berichtete er, habe seine einaktige Posse dem Wiener Ringtheater eingesandt, kurz bevor dasselbe mit hunderten von Menschenleben und allem zu Grunde ging. Als die Nachricht hiervon Entsetzen durch ganz Europa verbreitete, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als auf die Rückgabe seines Einakters zu dringen. Der Direktor, alle Beteiligten wollten sich ob ihres Ruins die Haare ausreißen, ganz Wien verzweifeln vor schauderndem Entsetzen; da lief Depesche um Depesche von dem Possendichter ein, man möge ihm schleunigst das Manuskript seines Einakters einhändigen, wenn man eine Klage um Schadenersatz vermeiden wolle.

Daraus nahm jemand Anlaß zu der oft gemachten Bemerkung, daß durch ein großes Unglück, das viele vernichtet, unser Mitgefühl weniger in Anspruch genommen werde, als wenn ein einzelnes Menschenleben zu Grunde gehe. Sofort war eine gutmütige Dame an die junge Fremde erinnert, die man im vergangenen Herbst aus dem Engelbecken gezogen, worauf der junge Mann mit dem Schnurrbarte die Aeußerung fallen ließ, daß die Geschichte mit jenem Doktor Dräsow zusammenhänge, dessen in der ästhetischen Monatsschrift abgedrucktes Essay über den „Homunculus“ und die „Mütter“ im Faust Aufsehen erregt habe.

„Ach ja, Doktor Dräsow!“ erinnerte sich jetzt die Geheimrätin mit dem ergrauten Haar. „Er schleppte sich lange mit der Misere unseres deutschen Privatdocententums herum. Man kann sich ja denken: keinen Gehalt, keine Hörer.“

„Ist denn die romantische Geschichte wahr?“ fragte die kleine untersetzte, lebhafte Brünette, sich vorbeugend. „Man spricht ja von einer nicht unbedeutenden Erbschaft, die ihm eine unbekannte Schöne hinterlassen haben soll. Sich in solchen unpraktischen, schlotterigen, hypochondrischen Pedanten zu verlieben! Eigener Geschmack.“

Herbig wollte eben für seinen Freund eintreten, als ihm eine der jüngeren Damen mit der Aeußerung zuvorkam:

„Verliebt? Im Gegenteil. Sie war in einen ganz anderen verliebt, — ich weiß es aus guter Quelle. Weil der sie sitzen ließ, ging sie ins Wasser. Sie wissen doch, wo das Engelbecken liegt? Nicht?! Nahe bei Bethanien am Kanal, dicht vor der Michaelskirche, dem schönsten kirchlichen Gebäude hier.“

„Aber erlauben Sie mir, die Michaelskirche der schönste Kirchenbau!“ fiel hier ein graubärtiger Herr mit rotem, cholerischem Gesichte ein. „Da muß ich doch entschieden widersprechen.“

„Aber darum handelt sich es ja nicht, Herr Oberbaurat,“ mahnte die grauhaarige Geheimrätin, „sondern um das arme verzweifelte Mädchen. Man sagte damals, sie sei in dem Moment in das Engelbecken gesprungen, wo ihr Ungetreuer sich in der Kirche innen mit einer anderen trauen ließ.“

„Steuber!“ flüsterte hier Fräulein Lenz Eleonoren zu, so daß es Herbig, der noch immer in seiner Zurückhaltung verharrte, vernehmen konnte.

„Wollte sich jede ertränken, die sitzen gelassen wurde!“ meinte eine etwas hagere, mittelalterliche Dame hinter ihrem Fächer, den langen Hals reckend.

„Es ist doch eine große Gewissenlosigkeit seinerseits,“ bemerkte die alte Geheimrätin mit ihrer etwas rauhen Stimme.

„Heutzutage nennt man das Charakterstärke!“ äußerte ein ernster Herr, mit den sehr abhängigen Schultern zuckend. „Der Gewissenlose bleibt im Kampf ums Dasein Sieger.“

„Wären wir wirklich so weit, so wäre es schrecklich!“ erwiderte die Matrone und fächelte sich Luft zu.

„Wollen Sie bestreiten, daß ein zartes, reges Gewissen eine peinliche, ja böse Mitgabe fürs Leben sei?“ fragte der Herr mit den abhängigen Schultern. „Wir Juristen müssen täglich dem Gewissen ein Schnippchen schlagen. Nicht umsonst klagt Hamlet: ‚So macht Gewissen Feige aus uns allen.‘“

„Dennoch bleibt es ein sanftes Ruhekissen, wie schon die Kinderfibel sagt, — nicht wahr, Herr Assessor?“ wandte sich die Matrone an den jugendlichen Herrn mit dem Schnurrbart.

„Veraltet! Eine Sage der Vorzeit!“ antwortete der, die Haare unter der Nase zupfend.

„Glauben Sie doch ja nicht, gnädige Frau," fiel der Herr mit den abhängigen Schultern wieder ein, „daß dem Schurken ein gelungener Gaunerſtreich nicht ebenſoviel freudige Genugthuung bereitet, wie dem Edlen eine menſchenfreundliche That. Das Gewiſſen regt ſich zumeiſt erſt, wenn die Strafe anrückt. Ich weiß nicht, wer der Treuloſe war; doch bin ich überzeugt, daß er ſich den Genuß des Lebens nicht minder munden läßt, als vorher."

„Beſſer! beſſer!" meinte Fräulein Lenz, mit dem Kopfe nickend, um ihre Behauptung zu beſtätigen. „Allein, was ſagen Sie zu der Sache, Herr Doktor Herbig?"

Aus ſeinem Brüten aufſchreckend, äußerte der Angerufene etwas verwirrt, daß dem Gerücht eine Thatſache zu Grund liege, was Fräulein Lenz ebenfalls wußte. An die Begegnung in jenem Modemagazin mochte er ſie nicht erinnern, ſich ebenſowenig als Eingeweihten vorführen, da ſonſt an neugierigen Fragen und Erkundigungen kein Ende abzuſehen war. Um ſeine Meinung befragt, beſchränkte er ſich auf die Aeußerung, daß er den Entſchluß des armen Mädchens für einen ſehr übereilten halte.

„Das iſt gut ſagen, wenn man nicht in dem Fall iſt," ließ ſich die alte Geheimrätin wieder vernehmen. „Wer vermag ſich vorzuſtellen, was dem letzten Schritt voranging und was ſie zu demſelben trieb!"

„Ich erlaubte mir," entgegnete Herbig, „meine unmaßgebliche, ganz individuelle Anſicht von der Sache auszuſprechen, ſtehe auch nicht an, offen zu bekennen, daß mich in ſolchem — Aufſehen erregendem — Gewaltſchritt die Oſtentation nicht angenehm berührt."

„Oſtentation, wo man das Leben hinwirft?!"

„Auch da. Man ſtirbt in Stille oder ſtirbt auch nicht, gnädige Frau. Die wahren Märtyrerinnen ſind die Ausharrenden."

„Die alten Jungfern!" bemerkte die lebhafte Matrone etwas rückſichtslos, ſah ſich dann aber doch ſtutzig um, ob ſie nicht damit verletzt habe.

„Ja," fiel Herbig raſch ein, „ja, wenn Sie wollen. Glauben Sie mir, daß unter dieſem Stande mehr Opfermut und Charakterſtärke zu finden, als wir ahnen, und daß wir ſie eher achten und bewundern, als belächeln dürften!"

„Wären wir doch auch ledig geblieben, liebe Betting, um einen ſo begeiſterten Anwalt zu finden!" wandte ſich hier die Matrone flüchtig an die junge Frau des Hauſes, die, zumeiſt von einer flüſternden Nachbarin in Anſpruch genommen, dennoch auf das allgemeine Geſpräch ſo aufmerkſam achtete, daß ihr kaum ein Wort entging. Indes richtete die alte Dame mit dem ihr eigenen Freimut wieder an Herbig die herausfordernde Frage: „Und wenn nun das Leben völlig unleidlich wird — und Sie werden zugeben müſſen, daß der Fall eintreten kann — wie dann?"

„Dann noch lange kein ſenſationeller Sprung ins Dunkle. Eine Frauenleiche gehört nicht auf den öffentlichen Markt. Man kann ohne Aufſehen aus dem Leben gehen, wenn ſeine Bürde wirklich allzu läſtig wird."

„Sie lieben das Aufſehen nicht, Herr Doktor?" fragte die Matrone jetzt mit durchklingender Ironie, welche jedoch Herbig zu überhören vorzog, indem er verſicherte, daß ihm allerdings jede Marktſchreierei und Oſtentation in den Tod zuwider ſei. Die geiſtreiche alte Frau hätte erwidern können, daß er nicht eitel ſei, weil er die kleinlichen Mittel zur Anerkennung ſcheue, daß ſich aber ſeine Selbſtſucht und Eigenliebe in Stolz kleide, dem ſich etwas Uebermut beimiſche. Doch unterdrückte ſie dieſe Bemerkungen, als er fortfuhr:

„Ich liebe die Ruhe, wie ein Biſchof, haſſe den Affekt —"

„Das iſt mir neu!" konnte die Matrone nicht unterlaſſen einzuſchalten, während er unbekümmert darum ſeinen Satz alſo vollendete:

„Wie jede Schauſtellung und mag nicht leiden, wenn man mit einem Springſtock über einen Graben ſetzt, den man ohne Anſtrengung überſchreiten kann."

„Iſt auch völlig wider die Natur. Denn kein Tier ſtirbt unter Randal, o nein!" flötete es hier dazwiſchen, und der Profeſſor mit dem Vogelgeſicht ſteckte zu nicht geringem Schrecken ſeinen Schnabel herein. „Die Katze, auch ſonſt ein Muſter von Sittſamkeit, macht, wenn ſie ſterben will, keine Sprünge, heult und miaut nicht. O nein! Sondern verkriecht ſich in den verborgenſten Winkel und verendet im ſtillen. So meinen Sie es doch, Herr Doktor Herbig?"

„O ja! Ich laſſe mir den Beweis aus dem Tierleben gefallen, obwohl da auch das Gegenteil vorkommen mag."

„O nein!"

„Gut denn," erwiderte Herbig. „In allen

ſolchen Fällen halte ich es mit Lord Byron gegen Maſter Roscoe."

„Und wie hielt es der poetiſche Lord mit dieſem Gentleman?" fragte die Matrone.

„Verſtatten Sie mir, ein wenig auszuholen. Zur Zeit des ruſſiſchen Feldzugs, anno 1812, brachten die Londoner Blätter einen rührenden Bericht über einen Unfall in der Wyl, wo bei einer Kahnfahrt ein Dutzend Menſchen ertranken. Mr. Roscoe, ein beleibter Mann, der vermittelſt eines Boothakens und einer Aalgabel herausgefiſcht worden war, that ſehr verzweifelt, als er hörte, daß ſeine Frau mit zu Grunde gegangen ſei. Kniefällig bat er jeden ſeiner Retter, er möge ihn wieder ins Waſſer werfen. Und dies wurde allgemein als ein rührender Zug von Gefühl aufgenommen."

„Ich dächte doch, das wäre es auch!" ließ ſich jetzt die unterſetzte Brünette und mit ihr noch manche der Frauen und Herren im Kreiſe vernehmen.

„Lord Byron dachte anders," entgegnete Herbig. „Denn er ſchreibt: ſeltſame Menſchen in und außerhalb der Wyl! Als ob dieſer dicke Mr. Roscoe ſich nicht ſelbſt ins Waſſer hätte ſtürzen können, wenn er es wollte! — Die Bitte, ihn hinein zu ſtürzen," fügte Herbig hinzu, indem er ſich an den Geierkopf wandte, „iſt doch dasſelbe, als wolle ich Ihnen ſagen: Lieber Herr Profeſſor, ſchneiden Sie mir doch gefälligſt den Kopf ab! — da ich weiß, daß Sie es unterlaſſen würden."

„Wer ſagt Ihnen denn das? O nein!" flötete der Mann in ſo wehmütigem und in ſo entſchiedenem Gimpelton, daß allgemeine Heiterkeit entſtand, in die nur vielleicht Eleonore nicht einſtimmte.

Indes machte ſich die Lachluſt ſo laut und beharrlich geltend, daß es auch die Aufmerkſamkeit der gelehrten Alten erregte und, da ſie ohnehin zu vorläufigem Schluß in der Streitfrage über die „Organismen in den Meteoriten" gekommen waren, ihr Konklave vollends ſprengte und auflöſte. Ueber den Grund der allgemeinen Heiterkeit unterrichtet, lachten ſie nunmehr ſelbſt herzlich mit. Damit war aber auch der Anſtoß zu anderer Bildung der Geſellſchaftsgruppen und zu weiterer Unterhaltung gegeben. Man ſpielte, man muſizierte, man ſang. Nur Eleonore ſelbſt, ſonſt gerne bereit, ihre Gäſte durch ihren ſeelenvollen Vortrag zu erfreuen, entzog ſich heute dieſer Aufgabe und konnte ſich erſt auf die Bitte ihres Mannes hin entſchließen, eine ſchlichte, rührende Volksweiſe zu beginnen.

„Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander ſo lieb!
Sie konnten zuſammen nicht kommen,
Das Waſſer war viel zu tief."

Sie ſang es im plattdeutſchen Original, und ihre weiche Altſtimme klang in Herbigs Bruſt hinein mit einem Ausdruck, ſehnſuchterweckend, wie in der Sage der Ton meerverſunkener Glocken. Allein ſchon nach der erſten Strophe brach ſie plötzlich und unwiderruflich ab, indem ſie ſich mit Indiſpoſition entſchuldigte, worauf einer der jüngeren Herrn, ein aufſtrebender und erfolgreicher Komponiſt, ihre Stelle am Piano einnahm und die Geſellſchaft durch den Vortrag eines neueſten Opus entſchädigte.

„Meine arme Leonore," ſprach der greiſe Hausherr gelegentlich und gleichſam entſchuldigend zu Herbig, „leidet ſeit vorigem Herbſt an Schlafloſigkeit, die ihr Gemüt affiziert. Nervenſchwäche, Atonie, melancholiſche Anwandlungen ſind die natürlichen Folgen und wollen den angewandten Mitteln nicht weichen. Die Seebäder haben ihr nicht gut gethan, die Meerluft ſie angegriffen, und auch einige Tage tiefſter Ruhe und Zurückgezogenheit im Thüringer Wald vermochten das Uebel nicht zu heben. Doch macht es ſich hoffentlich noch, und für den Sommer werden wir, wenn ich's erlebe, einen ganz abgelegenen, ruhigen Winkel aufſuchen. Sehen Sie, lieber Freund, ſeit jenen Tagen an der See und in Thüringen ſind die kleinen unſcheinbaren Immortellen ihre Lieblingsblumen. — Aber, was nun Sie ſelbſt anbelangt, lieber Doktor, ſo höre ich ja, daß Sie Ihren Plan, das Innere Afrikas der Wiſſenſchaft vollends zu erſchließen, noch keineswegs völlig aufgegeben haben. Es wäre mir lieb, Sie blieben uns erhalten. Beſtehen Sie jedoch auf Ihrem Projekt oder kommen Sie darauf zurück, ſo bitte ich, mich zeitlich zu verſtändigen. Was ich als Privatmann und durch meinen geringen Einfluß für Sie vermag, ſteht Ihnen zu Gebot. Verfügen Sie über mich."

„Wie gütig Sie ſind, Herr Geheimrat!" ſprach Herbig bewegt. „Ich werde nicht verſäumen, ſeinerzeit Ihr unverdientes Wohlwollen in Anſpruch zu nehmen. Für heute jedoch geſtatten Sie mir, mich empfehlen zu dürfen!"

„Wie! Sie wollen uns ſchon verlaſſen?" fragte der alte Mann ſichtlich unangenehm über-

raſcht. „Nein, nein! Das geht nicht an. Sie müſſen mir meine junge Frau noch unterhalten und aufmuntern helfen. Kommen Sie, — Sie ſollen Eleonore erſt kennen lernen, — kommen Sie!“

„Bitte, Herr Geheimrat,“ erwiderte Herbig bereits mit dem Hute in der Hand und ſich ſträubend, „die Aufgabe wäre ſchön, die Ehre unſchätzbar. Allein —“

„Was denn? Was denn?“ fiel der alte Herr ein, als der junge zauderte und ſtockte. „Sind Sie wirklich unzufrieden oder habe ich davon läuten hören? Hat es an Ihrem Empfang gefehlt? Ach, die unliebſame Laune wäre durch ihr Befinden entſchuldigt. Und daß ich Sie nur flüchtig vorführen konnte — die große Neuigkeit! Denken Sie: Umſturz unſerer ganzen Weltanſchauung — im Anfang der Organismus als Urgrund aller Dinge! — Ach, daß man nicht überall ſein kann. Aber, ſollten Sie noch ſo gerechte Veranlaſſung haben, zu zürnen: kommen Sie jetzt, laſſen Sie Ihre Verſtimmung, reden Sie nur mit meiner Frau, und Sie werden ſich auch verſtändigen.“

Und wieder ſtand er ihr gegenüber, diesmal zum Abſchied. Flüchtig verſchlang ſein Blick die herrliche Erſcheinung des geliebten Weibes und ſenkte ſich dann, wie zerknirſcht.

„Sie wollen uns in der That bereits verlaſſen, Herr Doktor?“ fragte ſie, nach Atem ringend, während ihr Gemahl ſchon wieder von anderen in Anſpruch genommen ward. „Hat der Abend Ihnen ſo unangenehme Eindrücke hinterlaſſen, daß Sie als der erſte aufbrechen? Das würde mir leid thun.“

„Man lernt dergleichen überwinden und ſich beſcheiden, gnädige Frau, — beſorgen Sie nichts. Die Welt iſt weit,“ fügte er hinzu, „ich werde lange wandern dürfen, um das Ende zu erreichen.“

„Sie können ruhig bleiben, Herbig,“ ſprach ſie mit dem Ausdruck ſeltſam ergebungsvoller Gelaſſenheit und Faſſung. „Es gibt einen anderen Ausweg, der vielleicht auch Ihre Zuſtimmung findet, Herr Doktor. Indes, haben Sie kein freundliches Wort für mich?“

„Es iſt leer und öd in mir,“ ſagte er. „Ich fühle mich erſchöpft.“

„Wenn Sie nicht allzu müde ſind,“ ſprach ſie leiſe und ſah ihn mit dem ſchüchternen Mädchenblick an, wie einſt — in ſchöner, hoffnungsvoller Jugendzeit, „ſo laſſen Sie uns noch eine Weile plaudern. Ich weiß ja, daß Sie ſehr gegen Ihren Willen nochmals mit mir zuſammengetroffen ſind, obwohl wir uns vielleicht nie wiederſehen werden. Wollen Sie mir nicht ſagen, was Sie ſo unfreundlich, ſo hart macht?“

„Wenn Sie es alſo wiſſen,“ entgegnete er, „daß ich es gern vermieden hätte, ſo erraten Sie wohl auch den Grund. Was kann Sie meine Verſtimmung kümmern, und was mich, daß Sie mir zürnen!“

„Ich zürne nicht. Aber glauben Sie mir, ich leide mindeſtens nicht weniger als Sie!“ klang es von ihren Lippen ſo leiſe, daß er die Worte mehr verſtand, als vernahm. „Dennoch, wenn Sie mir auch heftiger grollten, nicht mit haßerfüllter Seele ſollen Sie ſich von mir trennen. Nein, Herbig, wir dürfen ſo nicht ſcheiden,“ bat ſie ſanft. „Ich ſage nicht: wollen Sie mir verzeihen. Abbitte habe ich hier nicht zu leiſten. Aber jetzt, wo wir uns wohl zum letztenmal ſehen, hege ich die Ueberzeugung, daß Sie bei kälterer Ueberlegung nicht bloß alles vergeben werden, was Sie als meine Schuld erkennen, ſondern daß Sie auch einſehen werden, wie ich nur fehlte, weil ich liebte. Ihnen, Herbig, vergebe ich jedes böſe Wort; iſt doch ſeine Quelle dieſelbe. Und in dieſer ſchweren Stunde lebe ich der Zuverſicht: in der weiten Welt, die Ihrer Thatkraft offen liegt, werden Sie zuweilen meiner freundlicher gedenken. Und nun, Bruno, reichen Sie mir zum Abſchied nochmals die Hand!“

Ueberwältigt von dem flehentlichen Blick und Wort legte er ſeine Rechte in die ihrige. Einen flüchtigen Augenblick nur ruhten dieſe Hände, die die Natur für einander geſchaffen zu haben ſchien, ineinander. Dann neigte ſie das Haupt, daß es Zeit ſei.

Und er ging hinaus in die finſtere Märznacht, ohne ſich nach ſeinem Wagen umzuſehen. Auf weiten, dunkeln Umwegen ſtrebte er nach der Stadt zurück. Ueber ihm brauſten die Lüfte durch leere Baumwipfel. Doch ſtürmte es wilder in ihm, als in der Natur.

7.

Als Dräſow den Freund anderen Tags im Hotel beſuchte, fand er ihn verändert, blaß, mit ſchwarzen Augenrändern.

„Nun, wie iſt es ergangen auf der Soirée?“

„Schief ſteht alles. ‚Von Liebe nichts in all den ſüßen Schuften und lauter Höflichkeit‘. Frage nicht weiter; ſei klug, Dräſovius! und kümmere dich nicht um den Weltſturz. Es iſt gefährlich, am Rand zu ſtehen und in den Abgrund zu blicken.“

„So ſteht es, meinſt du. Aber du fügſt wieder — verzeihe, lieber Herbig, meiner Offenheit — eine Thorheit an die andere. Geſtern war dir keine Leiter hoch genug; heute liegſt du mit unverſehrten Gliedern auf der Naſe und machſt nicht einmal den Verſuch, dich aufzurichten. Warum denn ſtets himmelhoch jauchzen, zum Tode betrübt, da es doch eine goldne Mittelſtraße gibt. Schon Marc Aurel rät, Herr ſeiner ſelbſt und guten Muts zu bleiben in guten wie in böſen Tagen. Leiden ſchaden nichts, ſondern bilden den Charakter. Aber auf Leidenſchaften beruhen die Krankheiten des Körpers und der Seele.“

Und ſo weiter. Allein Herbig war nicht in der Laune, dergleichen ruhig anzuhören.

„Hör' einer dieſe Poſaune der Philiſter!“ rief er. „Verſchone mich doch mit deinen Gemeinplätzen. Du haſt gut philoſophieren. Warum predigteſt du deine Weisheit nicht dem Mädchen aus der Fremde vor ihrem Sprung ins Waſſer! Sie hätte dich noch im letzten Moment enterbt. Etwa nicht? Beſtimmt. Du magſt es gut meinen, würdeſt mir aber einen ganz entſchiedenen Gefallen thun, mich mit deinen verſtändigen Reden zu verſchonen. Sprich alſo nichts von meinen Angelegenheiten mehr, ſondern von den deinen, — erlaube mir indes, nichts davon zu hören.“

Der Stubengelehrte maß den Freund hierbei mit einem pedantiſchen Blick. Die Verheerung und Verſtörung, welche eine einzige Nacht innerlich und äußerlich an dem Freunde angerichtet hatte, entging ihm nicht. Betrübt weilten ſeine Augen auf Herbigs angenommener äußerer Starrheit, die nur als ſchlechter Deckmantel der inneren Ruhloſigkeit, Zerrüttung und Zerriſſenheit diente. Gern wäre Dräſow wieder auf Jennys Zopf zurückgekommen; doch wagte er es jetzt nicht und hielt auch beſſer ſeinen Mund, indem er ſich auf das Hören beſchränkte, da Herbig ſich in wunderlichen, grillenhaften Aeußerungen mit merklich erzwungener Ruhe erging. Habe Dräſow noch einige Geduld, wolle er ihm zu einer Profeſſur in Nyangwe oder zur Würde eines rector magnificus Udschidschiensis verhelfen und in ſeinen Etat den ganzen Fiſch- und Hippopotamosfang im Lulua einſtellen.

Hierauf entſchuldigte er ſich plötzlich mit einer Viſite, die er zu machen habe, und Dräſow ſchied mit wunderlichen Gedanken und Vorſtellungen über das, was dem Freunde in der Abendgeſellſchaft widerfahren ſein mochte.

In der That ging Herbig auch daran, einen Beſuch zu machen. Bei allem Schuldbewußtſein, Selbſtvorwürfen und Gewiſſensregungen, ſehnte er ſich im Zwieſpalt ſeiner Gefühle, wie noch nie, nach dem berauſchenden Anblick der geliebten Frau, deren ebenſo reizende als hoheitvolle Erſcheinung noch die Augenweide ſeiner wirren Träume geweſen war. Obwohl ſie geſtern ſchon wehmütig ernſten Abſchied für immer von ihm genommen hatte, machte es die Sophiſtik des Herzens doch ſeinem geheimen Wunſche begreiflich, daß ihm damit die Verpflichtung einer Dankviſite um ſo weniger erlaſſen ſei, als er keine Zeit mehr gefunden hatte, ſich auch förmlich von dem Hausherrn zu verabſchieden.

Nach einer halben Stunde befand ſich ſein Wagen ſchon außerhalb des Prachtthores auf dem Wege nach der Wohnung des Geheimrats Betting. Er fand den alten Herrn gerade in ſeiner Arbeitsſtube und wieder dieſelbe warme und herzliche Aufnahme. Mit Begeiſterung und eingehendem Eifer machte der greiſe Gelehrte den jungen Kollegen mit den neueſten Entdeckungen und Erweiterungen der naturwiſſenſchaftlichen Disciplinen bekannt, während deſſen Augen vergeblich an der Thüre hingen, als könnten ſie mit durchbohrender Kraft hindurch und in alle Räume des Hauſes dringen, um nach der zu ſuchen, deren Anblick zu meiden er jetzt die meiſte Urſache gehabt hätte.

Nur beiläufig ließ indes der Geheimerat mit einfließen, daß ſich ſeine Frau nach dem geſtrigen Abend etwas angegriffen fühle und darin ihre Entſchuldigung finde, vielleicht aber dennoch erſcheine, wenn ſie höre, wer da ſei. Nachdem er die Klingel gezogen, gab er dem erſcheinenden Diener den Auftrag an ſeine Gattin, obwohl Herbig ſich jede Störung derſelben verbat, verlor ſich hierauf wieder völlig in abſtruſe wiſſenſchaftliche Erörterungen, indem er es für ſelbſtverſtändlich hielt, daß Eleonore ſich zum Empfang des Gaſtes aufraffen werde. Doch kehrte nach einiger Zeit der Diener mit

lich seinen Forschungen zuliebe sich den Indianern so eng angeschlossen, so fand er mit der Zeit immer mehr Gefallen an der Natürlichkeit ihres Empfindens, der reinen Herzensgüte und zuthunlicher Freundschaft, mit der man ihm von allen Seiten begegnete. Die Trennung von den Gastfreunden nach Ablauf des Urlaubs wurde ihm deshalb nicht leicht. Schwerer noch lastete der Abschied auf den einfachen Menschen, welche mit dem neugewonnenen Freunde den einzigen Weißen scheiden sahen, dem sie überhaupt je ihr volles Vertrauen entgegengebracht hatten.

Die Eiche.

Von

Hermann Jäger.

Was hast du alles erlebt, herrliche, erhabene Eiche! Einst — vielleicht vor tausend Jahren, ein schlankes Bäumchen, im Schutze von Buschholz aufgewachsen, überragt jetzt dein Stamm wie eine Felsensäule den umgebenden Wald. Vielleicht lagerten die Krieger Karls des Großen oder die um ihre Freiheit kämpfenden Sachsen schon in deinem Schatten; oder Bonifacius, der Apostel der Deutschen, errichtete unter deinen Zweigen den christlichen Altar. Neue Geschlechter von Bäumen wuchsen um dich her auf und vergingen. Und abermals entstand ein neuer Wald umher und auch dieser verging, um nochmals jungem Aufwuchs Platz zu machen. Und jedesmal, wenn es um dich her licht wurde, hast du dich ein halbes Jahrhundert gesonnt, gedehnt und gestreckt, und nur Farnkraut, Brombeeren und Waldkräuter durften unter deinem Schirme Platz behalten. Wenn du aber vom umgebenden Wald beengt wurdest, dann streckteſt du dich aufwärts, denn Licht und Freiheit ist dein Lebenselement. Wer deine Aeste ansieht, kann deine Geschichte daraus lesen. Man erkennt deutlich die Jahre des Druckes und die Jahre der Freiheit.

Wenn wir an das hohe Alter der größten Eichen denken, so dürfen wir aber nicht zu weit greifen. Eichen, welche über tausend Jahre alt geworden sind, mag es wohl wenige gegeben haben. Im Hasbruch (dem sogenannten Urwald) bei Bremen, wo vielleicht die größte Anzahl der ältesten Eichen vorkommt, hat man angeblich an einem gefällten Stamme über 1100 Jahresringe gezählt, wobei der faule Kern nicht mitgerechnet werden konnte. Dabei ist aber zu bedenken, daß auf kräftigem Boden zuweilen zwei Holzringe in einem Jahre entstehen, wie ein mir bekannter zu einer Tischplatte verarbeiteter Querdurchschnitt aus den Forsten der Unterelbe mit fast 2 cm starken Jahresringen anzeigt. Dieser Baum hatte in 54 Jahren auf dem guten Boden des Auewaldes einen Durchmesser von über 1 m erreicht. Geheimrat Professor Dr. Göppert in Breslau schätzte die seiner Zeit berühmte Eiche von Pleischwitz in Schlesien, mit einem Stammumfange von 41 Fuß (preußisch) und Aesten von 14—16 Fuß Umfang nach den Jahresringen auf nur 700—800 Jahre. Die mehr als tausendjährigen Eichen gehören daher der Dichtung an. Sehr alte Eichen sterben von oben ab, werden häufig hohl, wachsen aber noch wohl ein Jahrhundert fort und nehmen an Stärke zu. In der noch frisch grünenden „hohlen Eiche“ (Holle Eck) im Hasbruch klafft von oben nach unten ein breiter Spalt, wie eine Felsschlucht, und im Innern haben acht Personen reichlich Platz; sogar eine Kuh war einmal hineingeraten.

Die Eiche ist jedenfalls der hervorragendste, eigenartigste Baum des mitteleuropäischen Waldes, obschon er an Stärke durch die Linde übertroffen, von der Ulme erreicht wird. Eine solche großartige Gestalt gibt es weiter nicht. Der mächtige, meist niedrige Stamm ist mit seinen Buckeln und Vertiefungen einem Felsen zu vergleichen; und so mächtige Aeste trägt kein anderer Baum der Länder gemäßigter Zonen. Es gibt Eichenäste von 4—5 m Umfang, also von der Stärke eines der stärksten Baumstämme, und selbst die geringeren können liegend für starke Stämme gelten. Strebt auch die Eiche im jugendlichen Alter mit den Aesten aufwärts, so nehmen diese doch mit zunehmender Stärke und Länge, also Schwere, eine wagerechte, selbst abwärtsstehende Richtung ein. Wunderbar abwechselnd, ja wunderlich sind die Krümmungen der Aeste, besonders der Nebenäste. Bald knieartig aufwärts und gekrümmt, wie ein Widderhorn, bald vorwärts, bald nach unten oder sogar rückwärts gekrümmt, dann wieder stellenweise geradeaus, baut sich eine Krone auf, deren Gerüste

wie verschlungen und vielfach gekreuzt erscheint, und die an seltsam wechselnder Form nicht ihresgleichen hat. Fragen wir nach den Ursachen dieser eigenartigen, fast launenhaften Mannigfaltigkeit, so gibt uns die Geschichte des Baumes Aufschluß. Die Abweichungen von der geraden Verlängerungslinie der Aeste beruhen auf Störungen im Wachstum, teils kurzen durch Beschädigung der Jahrestriebe, teils durch Jahrzehnte, ja vielleicht ein Jahrhundert bestehende Hemmungen durch umgebenden Wald. Die Eiche braucht Freiheit und Licht, und wo sie in der Verlängerung der Aeste gehemmt wird, wendet sie sich seitwärts, wo sie Licht und Luft findet, selbst in ihre eigene lichte Krone zurück. Aber noch größere Wirkungen haben, wie im Menschenleben, die kleinen Leiden des großen Baums. Nur zu oft tötet der Maifrost die jungen Triebe, oder Maikäfer, Hirschkäfer u. a. m. fressen die zarten Blätter, und der junge Trieb ist in beiden Fällen verloren. Da kommen nun die zahlreichen Nebenaugen zur Geltung, treiben aus und ersetzen die Spitze. Diese Seitentriebe setzen aber den Ast nicht in gerader Richtung fort, sondern bilden oft Kniee. So entstehen jene nur diesem einheimischen Baume eigenen Krümmungen. Es muß hier aber bemerkt werden, daß die mächtigen wagerechten und seltsam knorrigen Aeste hauptsächlich an der Sommer- oder Stieleiche (Quercus pedunculata), der Eiche des Tieflandes, seltener an den Bergeichen, nämlich der Trauben- oder Wintereiche (Q. sessiliflora) und der in Unterösterreich in den Südalpen und vereinzelt am Südabhange des Schwarzwaldes am Kaiserstuhl und Odenwald vorkommende Schwarzeiche mit weichbehaarten Blättern (Q. pubescens), welche mehr aufwärtsgerichtete, weniger gekrümmte Aeste haben. Der Grund davon mag, abgesehen von der Artengewohnheit, sein, daß Frost- und Maikäferschaden im Bergwalde seltener sind, und daß diese Eichen häufiger gemeinschaftlich und mehr aufwärts wachsen.

Eine besondere Eigentümlichkeit ist das Absterben der Astspitzen an alten Bäumen, und die Maler versäumen nie, solche auf ihren Bildern anzubringen. Ich gestehe, daß ich sie lieber nicht sehen würde, aber sie sind als Charakterkennzeichen des Baumes im Walde immerhin von einigem Wert; nur dürfen es nicht so viele sein, wie an einer Eiche in dem unter meiner Aufsicht stehenden Park von Wilhelmsthal, wo eine 5½ m im Umfang haltende Eiche nur noch einen grünen Ast zu unterst am Stamm hat, und so in ihrer Nacktheit fast schauerlich aussieht. Ich habe den Baum mit wildem Wein bezogen, welcher bereits über 50 Fuß hoch hinaufgeklettert ist.

Herrlich ist die Belaubung der Eiche. Die Blätter sind kräftig durch Haltung und Größe, weich durch ihre schönen buchtigen Formen. Wie die Blätter einer Rose stehen sie um den Zweig und jeder bildet einen Strauß. Da nur die kleinen aus Nebenknospen entstehenden Zweige kurz sind und dicht stehen, so setzt sich das Grün der ganzen Aeste aus unzähligen Blätterbüschel zusammen, von denen die einen weit vorstehen und hell beleuchtet sind, die anderen tief im Schatten zurücktreten. Daher kommen jene herrlichen Lichtwirkungen, welche die Eiche nur wenigen Bäumen teilt. Vereint mit der Astgruppierung, indem jeder Ast gleichsam einen Baum für sich bildet, entstehen durch diese Blättermassen und Zweigbüschel jene von den Malern so geschätzten „Ausladungen". Die Blätter der verschiedenen schon genannten Eichenarten weichen in der Form wenig voneinander ab, und wenn man gewisse Blätter als der einen Art charakteristisch gefunden zu haben glaubt, so findet man am nächsten, der anderen Art angehörenden Baum dieselben Blattformen. Nur die Zerr- oder Ziereiche (Quercus Cerris), welche im Gebiete des alten Deutschlands nur in Unterösterreich und Mähren, ferner in den Südalpen und wieder in der westlichen Schweiz vorkommt, weicht mit ihren gesägten, spitzigen Blättern von den übrigen Eichen ab; noch mehr aber durch die Früchte, deren „Näpfchen" wie Bucheckern mit Stacheln besetzt sind. Auch die Größe der Blätter ist nicht maßgebend und wechselt je nach Standorten und Jahreswitterung. Im allgemeinen kommen an Bergeichen größere, an den Spitzen breitere Blätter als an den Stieleichen vor. Nur der Stiel bildet ein unterscheidendes Merkmal: der Stiel der Traubeneiche und Schwarzeiche ist einige Centimeter lang, derjenige der Stieleiche sehr kurz, oft kaum vorhanden. Die Blätter der zweiten Triebe, welche jedoch meist nur an jungen Bäumen und Stockausschlag vorkommen, sind viel größer als die normalen, auch in der Form abweichend. Reizend sieht die Eiche aus, wenn die jungen Blätter teilweise von Maikäfern abgefressen waren, wo dann die nachwachsenden

im hellſten Grün prangen, während die unverſehrten ſchon dunkel grünen. Im Entfalten ſind die Blätter mehrere Tage braunrot, dann bronzefarbig, und ſie bilden zu dem lichten Maigrün der umgebenden Gehölze einen reizenden Kontraſt.

Um hier zugleich weitere Kennzeichen feſtzuſtellen, bemerke ich, daß die Blüten und Früchte der Stieleichen an langen Stielen abwärts ſtehen, die langen großen, faſt cylindriſchen Früchte (Eicheln) faſt immer zu zweien einander gegenüberſtehen, während bei der Trauben- oder Wintereiche die Blüten und Früchte faſt ungeſtielt büſchelweiſe an den Zweigen ſitzen und die kleineren Früchte zuckerhutförmig und ſcharf geſpitzt ſind.

Intereſſant iſt das Keimen der Eiche. Die im Laub verſteckte Eichel bohrt ihre Pfahlwurzel in den Boden und hat bereits eine Länge von 10 cm und darüber, während die frei über dem Boden gehaltene Eichel noch geſchloſſen iſt. Dann teilt ſie ſich in zwei dicke Samenlappen (Keimblätter), und nun treibt in kurzer Zeit ein fingerlanger Zweig hervor mit zwar kleinen, aber vollkommenen Blättern. Wenn man die Anfänge einer ſolchen Pfahlwurzel ſieht, begreift man, welchen Halt ſie einſt dem mächtigen Baum zu geben vermag. Da die Eiche ihre ſchweren Samen nicht außerhalb des Umkreiſes ihrer Krone verſenden kann, ſo müſſen Tiere die Verbreiter werden. An der Spitze der Pflanzer ſteht der „Eichenförſter", nämlich der Häher (Eichelhäher, Nußhäher), welcher die Eicheln als Vorrat verſteckt, aber oft nicht wieder findet; ferner thun es Mäuſe, beſonders Haſelmäuſe, Eichhörnchen (Eichkätzchen) u. a. m.

Ein Baum wie die Eiche beherrſcht einen weiten Platz und behält, obſchon oft eingeengt durch andere Waldbäume, ſchließlich die Oberhand. Wo Eichen noch Wälder bilden, wie in den Donauländern, ſeltener in Deutſchland, füllen andere Waldbäume, meiſt als Unterholz, die weiten Zwiſchenräume aus. Wir haben daher keinen Eichenwald im Sinne des Buchen-, Erlen- und Nadelwaldes, ſondern nur zerſtreute Eichen im Miſchwalde. Wird das Zwiſchenholz beſeitigt und der Boden mit Raſen begrünt, wie es in großen Parken und Tiergärten geſchehen iſt, dann haben wir Eichenhaine, welche die Dichter beſungen haben, ohne recht zu wiſſen, was eigentlich ein Hain iſt. Wo wir Eichen im Nadelwalde finden, war früher ſicher nur Eichenwald. Die Stämme ſind dann ausnahmsweiſe ſehr hoch, gerade und oft 60 Fuß hoch ohne Aeſte, weil ſolche im umgebenden Nadelholze nicht aufkommen konnten. Unſere meiſten großen Eichen ſtehen auf Raſengrund und an Waldrändern. Traubeneichen kommen im Gebirge häufiger in faſt reinen Waldbeſtänden vor, aber ſelten in ſtarken Bäumen, weil man ſie nicht alt werden läßt. Noch weniger als Wald erſcheinen die Eichenſchälwälder, wie ſie beſonders in Weſtdeutſchland zur Gewinnung von Gerberlohe verbreitet ſind und dort ganze Gebirgszüge und die Vorberge der höheren Gebirge bedeckten. Es iſt niedriges Buſchholz, an deſſen Rande in tiefen Bergen hie und da einzelne Samenbäume ſtehen bleiben.

Eine ſo mächtige Erſcheinung wie die Eiche mußte zu allen Zeiten die Aufmerkſamkeit der Menſchen auf ſich ziehen, Bewunderung erregen und an das Göttliche mahnen. In der That finden wir den Eichenkultus bei allen vorchriſtlichen Völkern Mitteleuropas, ſogar bei den Griechen und Römern. Die Eiche war Zeus, dem Beherrſcher des Himmels, geweiht, und die Prieſter des Tempels von Dodona weisſagten aus dem Rauſchen der Eiche. Germanen, Kelten und Slaven war die Eiche ein heiliger Baum, unter welchem ſie opferten. Hierbei ſpielte die auf Eichen wachſende heilige Miſtel, jene ſeltſame immergrüne Schmarotzerpflanze, eine große Rolle. Die Oper „Norma" führt uns eine ſolche Opferſcene mit der Miſtel vor. Bei den germaniſchen Völkern war die Eiche dem Thor oder Donar (Wodan, Odin) geweiht. Die Prieſter erhielten von den Römern den Namen Druiden, ſoviel wie Eichenbewohner, weil ſie in heiligen Eichenhainen wohnten. Noch jetzt erinnern Ortsnamen an heilige Eichen und von einigen Eichen ſind noch die alten Namen bekannt. So die Wyhe-Eiche bei Imbach an der Wupper, die Bils-Eiche bei Kitzingen, die „heiligen Eichen" bei Grünheim in Sachſen, bei Mückeburg, Labiau, Heiligenbeil, Wehlau in Preußen u. a. m. Der Eichenhain in der Stubbenitz (Stubbenkammer) auf der Inſel Rügen, jetzt Buchenwald, war der Herda geweiht. Bekanntlich legte Bonifacius der Heidenbekehrer ſelbſt Hand an die Donar-Eiche bei Hofgeismar in Heſſen, als er ſie fällen ließ. Bei den Slaven war die Eiche der Baum ihres Gottes Perun oder Perkunos. Dem Gotte Prino oder Prove, bei welchem einſt die Wen-

den ſchworen, war eine Eiche bei Altenburg geweiht, um welche tauſend Götzenbilder geſtanden haben ſollen.

Nach der Einführung des Chriſtentums wurde aus dem Eichenkultus Aberglauben. Wodan wurde von den chriſtlichen Prieſtern zum Teufel geſtempelt, und ſein Baum verfiel den finſteren Mächten. Im geheimen dauerte der Eichenkultus noch lange fort, wie uns Joſeph Viktor Scheffel in ſeinem „Ekkehard“ nach hiſtoriſchen Quellen anziehend erzählt, indem er ein ſolches nächtliches Feſt auf dem Berg Hohenkrähen durch die beiden Hirtenkinder Audifax und Hadamut belauſchen läßt. Mit der Aufzählung der an die Eiche geknüpften Aberglauben und Volksgebräuche könnte man viele Seiten füllen. Auch Volksgebräuche blieben an der Eiche haften und ſind heute noch nicht verſchwunden. Das ſog. Scharholz, ein Eichenklotz, der neben dem Herde eingemauert wird, iſt noch überall in Bauernhäuſern zu finden, wo wendiſche Stämme wohnen, beſonders in der Lauſitz. Iſt er verkohlt, ſo wird er zu Staub zermalmt und als Schutzmittel gegen Hexerei aufbewahrt, wohl auch unter das Saatkorn gemiſcht, damit es gedeihe.

Es iſt auch nicht Zufall, daß die Eiche ein Feſt-, Familien- und Erinnerungsbaum geworden iſt. Man pflanzte Eichen zur Erinnerung an ein wichtiges Ereignis. Im Schloßpark zu Altenburg ſtehen die zwei Prinzeneichen „Ernſt“ und „Albert“, welche 1455 zum Andenken an den ſächſiſchen Prinzenraub gepflanzt wurden. So gibt es viele Eichen bei Städten und Dörfern, ſowie in fürſtlichen Gärten, welche an ein wichtiges Ereignis anknüpfen. Noch 1871 wurden hunderte von „Friedenseichen“ in Deutſchland gepflanzt. Auch als Ehrenzeichen wird von uns Deutſchen, wohl nach römiſcher Ueberlieferung, der Eichenkranz als Bürgerkrone für den Mann des Volkes gewählt. In den meiſten Fällen wird jedoch Silber den wirklichen Eichenblättern vorgezogen.

Die Eiche hat mit Recht von jeher als Sinnbild der Kraft und Dauer gegolten, und wenn man einen Kraftmenſchen bezeichnen will, da kommt im Vergleiche die Eiche gleich nach dem Felſen. Die Redensart: „Ein Mann wie aus Eichenholz geſchnitzt“, hat eine tiefe Bedeutung, wenn auch damit der Gedanke an eine nicht liebenswürdige Derbheit und Hartnäckigkeit verknüpft iſt.

Wir lieben es, von „deutſchen Eichen“ zu ſprechen, und ſeit Klopſtock und den „Barden“ haben ſich zahlreiche Dichter der Eiche als edelſtes und alleinig deutſches Volksſymbol bemächtigt. In Wahrheit haben wir nicht mehr Recht dazu als andere Volksſtämme, in deren Ländern Eichen wachſen. Wir brauchen uns auch nicht einzubilden, daß wir beſonders mit großen Eichen bevorzugt wären. In den Donauländern und den Tiergärten und Parken Englands gibt es mehr große Eichen als bei uns, und auch in Frankreich gibt es noch bedeutende Reſte einſtiger Eichenwälder.

Dies führt uns auf die Größenverhältniſſe des merkwürdigen Baumes. Die alte Eiche auf dem Ledeburshofe in Weſtfalen hatte 41 Fuß Umfang; bei Behmel an der Lahn in Heſſen ſtand noch in dieſem Jahrhundert eine Eiche von 45 Fuß Umfang; die Eiche bei Dodersbach in Holſtein hat ſogar 46 Fuß Umfang. Im vorigen Jahrhundert gab es noch Eichen von 75—90 Fuß Umfang. Die Eiche zu Damony in England hatte ſogar 68 Fuß Durchmeſſer (?), alſo 200 Fuß Umfang, und war zu Cromwells Zeit eine Schenke darin. Die Durchſchnittsſtärke der jetzigen älteſten Eichen beträgt etwa 3—4 m. Die Höhe des Baumes iſt im Verhältnis zum Stamm und der Krone gering, reicht ſelten an 30 m. Der aſtloſe Stamm iſt meiſt niedrig, oft ſo breit wie hoch, und es fällt ſeine Stärke aus dieſem Grunde um ſo mehr auf.

Die Eiche iſt über ganz Deutſchland verbreitet und war vor Einführung der Forſtkultur der Hauptwaldbaum. Vereinzelt finden wir ſie überall. In Weſtfalen, hie und da auch in Hannover, ſteht bei jedem Hofe wenigſtens eine Eiche. Auch in Oberbayern, namentlich in dem Strich ſüdlich von Augsburg-München-Paſſau, wo es viele „Einöden“ (einzelne Höfe) gibt, ſieht man um die Höfe häufig auf den Triften alte Eichen. In Buſchhölzern iſt ſie überall, obſchon meiſt vereinzelt, zu finden. Die wahre Heimat der mächtigen Stieleichen iſt das Tiefland mit tiefem nie trockenen Boden. In den Auewäldern der Flüſſe, beſonders Norddeutſchlands, z. B. in den Elbforſten von Wittenberg bis nahe vor Hamburg und den angrenzenden Wieſen — einſt ebenfalls Wald —; an der untern Thüringer Saale und Elſter von Leipzig gegen Magdeburg; im Spreewald und anderen Niederungen der Niederlauſitz; endlich an den mehr trockenen Rändern der Buchenwälder

Preußens finden wir die schönsten Eichen. Seltener sind sie in den Auen des Rheins und der Donau. Die Winter- oder Traubeneichen bewohnen niedrige Bergzüge und Vorberge höherer Gebirge. In den Alpen steigt die Eiche nicht hoch, bleibt hinter der Buche und dem Ahorn zurück.

Max Schasler sagt von der Eiche: „Der männliche reckenhafte Charakter der Eiche spricht sich auch in der ganzen Physiognomie des Baumes aus. Sie ist in ihrer Gestaltung fern von jedem weichen, melancholischen Ausdruck; sie ist voll ernster Würde in der Ruhe, voll erhabener, oft in das Furchtbare steigender Kraft in der Bewegung. Die Eiche flüstert nicht, wenn ein sanfter Zephyr durch das Laub des Waldes streift, sie heult nicht, wenn der Sturm ihre Zweige rüttelt, sondern ‚der Eichenwald brauset', wie Schiller mit seinem Naturinstinkt sagt. Denn brausend ist die zornige Stimme der Königin der Wälder, wenn sie sich zum Kampfe mit ihrem Widersacher, dem Sturme, rüstet."

Eine glückliche Kur.

Humoreske von Oskar Justinus.

Es herrscht heute eine recht heitere Stimmung an unserem Stammtische: der eine von uns macht den Genossen die offizielle Mitteilung, daß er sich mit Fräulein Adele B. verlobt und — mein Freund hat nicht mehr viel Zeit zu verlieren und seine Braut vielleicht noch weniger — in einigen Wochen seine Hochzeit feiern werde. In der allgemeinen freudigen Bewegung fehlt mir aber doch heute ein ruhiger Punkt, im allgemeinen Lärm ein beredtes Schweigen. Nachdem ich lange vergeblich darüber gesonnen, was mir eigentlich fehlt, wird es mir plötzlich klar: unser treuer Freund Tobias.

Ja, wo ist er denn, der stille alte Herr, der zu den tumultuarischen Versammlungen unseres Klubs eine so harmonische Folie abgibt. Der ist nicht einer von jenen, deren Gegenwart uns beengt, deren Schweigen wir als Hochmut, Mißachtung, Blasiertheit auslegen müssen, bei deren Anblick uns das Wort auf der Zunge erstarrt und dessen übelwollenden Blick wir selbst, wenn wir ihm ausweichen, auf uns gerichtet fühlen. Nein, Tobias' gutmütiges ehrenfestes Gesicht anzusehen, belebt den Unterhaltungsfluß: sein Lächeln bedeutet Eingehen und Zufriedenheit, seiner Augen helles Blitzen Wohlwollen und Einverständnis mit allem, was die junge Welt Lustiges, Uebermütiges anstellt und wenn er den Abend hindurch unter uns gesessen und mit seinen lebhaften Blicken jedem Redner teilnahms-

voll gefolgt iſt, da trennen wir uns mit dem Eindruck, als hätte er uns ſeinerſeits prächtig unterhalten.

Er war unſer aller Freund und Liebling: zwanzig Redeluſtige ſchätzen die ſtillen Eigenſchaften eines ihrer Genoſſen doppelt. — Als ich nach ſeinem Verbleiben fragte, war alles erſtaunt, ihn nicht ſchon längſt vermißt zu haben.

Ja wo bleibt er denn? Einmal nach dem andern Mal ſehen wir nach der Thür, da kommen Kellner, Stammgäſte, fremde Herren und Damen: Tobias fehlt beharrlich.

Endlich einigt man ſich, mit Hilfe eines Nachzüglers, daß er ſich ſchon vierzehn Tage nicht am Tiſche habe blicken laſſen und zwar genau ſeit der Hochzeit ſeiner Nichte, von der er ſchon einige Wochen vorher zwar wenige, aber inhaltreiche Worte geſprochen hatte: wahrſcheinlich ſei dem alten Herrn das langatmige Diner, das ſpäte Schlafengehen nicht bekommen. Als Arzt erbot ich mich ſofort dazu, Tobias am nächſten Tage in ſeiner Wohnung aufzuſuchen.

Als ich in derſelben anlangte, fand ich ihn zu meiner Freude nicht zu Haus. Ich hatte eben in einigen Zeilen meiner Genugthuung Ausdruck gegeben, die ich dem Mädchen zurücklaſſen wollte, als ſein Fräulein Schweſter ihr von weißen Papierchen umwickeltes graues Haupt durch die Spalte ihrer Thür ſteckte, und mich erſpähend, freundlich bat, in des Bruders Zimmer ſie zu erwarten.

So trat ich denn in dieſes Schmuckkäſtchen pedantiſcher Junggeſellenherrlichkeit: wie hier alles auf ſeinem abgezirkelten Plätzchen liegt, ſteht und hängt! Dieſelbe braungelbe Arabeskenmalerei an den Wänden und der Laubkranz genau im Centrum der Decke mit den Umrankungen und den Seitenſtreifen; dieſelben ſchneeweißen Dielen, von denen man hätte ſpeiſen können; dieſelben mit Häkelei überzogenen Sofakiſſen, vielleicht einige Häkeleien mehr als vor zehn Jahren, wo ich das letzte Mal hier war. Ebenſo wie damals geht der Pendel zwiſchen den Alabaſterſäulen der altmodiſchen Standuhr mit Grandezza hin und her, und ebenſo wie damals hält der grüne Papagei im Meſſingbauer ſeinen Kopf zur Seite und ſieht den Eindringling prüfend an. Ebenſo noch glänzt der Spiegelrahmen des Spiegels, ebenſo die Politur des Mahagonipultes und die Goldbuchſtaben auf den Bücherrücken. Nur ein Stoß Papiere zeugte nebſt dem friſch gebrauchten Schreibzeug und Gänſefedern, daß hier noch vor kurzem ein lebendiges, willenbegabtes Weſen gewaltet hat. Als Arzt glaubte ich ein wenig Indiskretion auf mein Berufsgewiſſen nehmen zu können: ich hebe den Serpentinbriefbeſchwerer auf und ſehe von zitternder Hand eine ganze Anzahl Skripturen, Ausſtreichungen, Radierungen, Parentheſen, Kopieen, Haken, Mühlen, Nummern; als ich eben das ſchwer leſerliche Manuſkript entziffern will, höre ich Schritte und Fräulein Tobias erſcheint in grande toilette.

Die alte zierliche Dame iſt ſehr beſorgt um Bruder Ulrich. Daß ich ihn um dieſe Zeit, wo er ſonſt behaglich beim Frühſtück zu ſitzen und mit ihr zu plaudern gepflegt, nicht zu Hauſe treffe, ſpreche eben für ſeine Krankheit: er fliehe alle Menſchen, ſeine eigene Häuslichkeit, ſogar ſeine treue Schweſter. Auf den einſamſten Pfaden des Tiergarten wandere er hinaus, mit auf dem Rücken gekreuzten Armen vor ſich hin ſprechend, ſo daß bereits die Kinder ihm nachzulaufen anfingen.

„Hm, Hm! und der Zuſtand datiert ſeit der Hochzeit der Nichte?“

„Seit damals, Herr Doktor, nachdem ich einige Wochen *vor* derſelben eine andere auffallende Gemütsveränderung an dem Bruder wahrgenommen habe. Vom Tage der Einladung, die er mit einem kalligraphiſchen Dankſchreiben beantwortete, zeigte er eine ſonderbare Erregtheit. Er ſchloß ſich ganze Vormittage vorher in ſein Zimmer ab: ich hörte ihn ſtundenlang umhergehen, ſtehen bleiben, dann wieder ſchneller ſchreiten: ich hörte ihn bald leiſe murmeln, bald laut mit ſich ſelbſt reden, bald wie ein Schauſpieler deklamieren. Wenn ich dann ängſtlich anklopfte oder ihn bat, ſich mir zu zeigen, da öffnete er, nachdem er ſeinen Schrank verſchloſſen, die Thüre, lachte aus vollem Halſe, ſtreichelte mir die Wangen und ſagte: ‚Mein kleines neugieriges Töchterchen, davon verſtehſt du heute noch nichts!‘ Ich bin nämlich 69 und er ſchon 71 Jahre. Seine Ungeduld und gute Stimmung wuchs von Tage zu Tage, bis —“

„Wie ging es ihm denn bei der Hochzeit ſelbſt?“

„Nicht gut, Herr Doktor, ſoweit ich ihn von meinem Sitze beobachten konnte. Er hat nichts angerührt von all den ſchönen Gerichten und ſelbſt die Extraweine blieben ungekoſtet. Seinen Nachbarn gab er verkehrte Antworten und wohl zehnmal ſtand er auf, ein Meſſer in der Hand, was

mir das Blut erstarren machte, fiel aber, da an allen Ecken und Enden Tischredner wie die Pilze aufsproßten, wieder in seinen Stuhl zurück. Was er eigentlich gewollt, hat er mir nicht gesagt, nur das weiß ich, daß ich nach Aufhebung der Tafel ihn ganz zerknirscht, mit gesenktem Kopfe vor seinem Glase fand, und daß er mir willenlos nach Garderobe und Droschke folgte. Seitdem dieser trostlose Zustand: er ißt nichts, trinkt nichts, spricht noch weniger als nichts und weicht allen Menschen aus. Herr Doktor, ich fürchte das Schlimmste."

Ich beruhigte die gute Frau, ohne selbst Beruhigung zu empfinden. Doch war es mir, als ob meine indiskrete Entdeckung mir Aufschluß geben sollte. Ich bat um ein Glas Wasser und hob, sowie ich allein war, wieder den Briefbeschwerer empor. Was las ich da:

„Hochgeehrtes Brautpaar! Hochwürdige Hochzeitsgesellschaft!"

„Hochgeehrte Hochzeitsgesellschaft! Hochwürdiges Brautpaar!"

„Halten Sie es nicht für eine Ueberhebung — wollen Sie es mir nicht als eine Ueberhebung deuten — ich hoffe, daß Sie mich soweit kennen, um es nicht falsch zu deuten — wenn ich in meiner Eigenschaft als Onkel und Freund — daß ich so zu sagen als ein Naheſtehender — das Wort ergreife —"

Bei diesem ergriffenen Worte hörte ich Fräulein Tobias auf dem Gange; ich schob eilig alles wieder unter den Briefbeschwerer. Es war genügend: ich übersah die ganze Sachlage.

„Ich danke Ihnen, liebes Fräulein", sagte ich und das Glas Wasser zitterte in meinen vor Freude bebenden Händen; nachdem ich in meinem medizinischen Erfahrungsschatz gekramt, glaube ich Ihnen für die Gesundheit Ihres Herrn Bruders beste Aussichten geben zu können: in vierzehn Tagen ist er wieder hergestellt."

„Wie," fiel die Dame freudig ein, „so wollen Sie ihn in die Kur nehmen?"

„O nein, ich heile ihn, wie ein Magnetiseur, aus der Entfernung. Er braucht nicht zu mir zu kommen, ich nicht zu ihm. Ich bitte Sie sogar, daß Sie meinen Besuch, der ihn ängstlich machen könnte, ihm verschweigen. Apropos, was sagen Sie zu dem neuesten Brautpaar? Der letzte aus unserer Tafelrunde hat nun auch daran glauben müssen!"

Von hier aus entführte mich eine Droschke in die Wohnung der zukünftigen Schwiegereltern unseres jungen, alten Bräutigams, der, wie er gestern erzählt hatte, alle Morgen um elf Uhr mit seiner Braut tändeln komme. Ich gratulierte und wurde freundlich empfangen.

„Ja," fuhr ich fort, als auch der Herr Papa hinzugetreten war, „wir betrachten uns nämlich sozusagen, als die natürlichen Vormunde dieses unseres Abtrünnigen. Wir haben Ihren Herrn Bräutigam an unserem Stammtisch großwachsen sehen, wir haben ihn als einen der pünktlichsten, zuverlässigsten Besucher unserer Kneipe ins Herz geschlossen —"

Der Bräutigam war offenbar von der Betonung dieser seiner Vorzüge, welche in den Augen der Seinigen ihm vielleicht sehr zum Nachteil gereichten, nicht sehr angenehm berührt, er wurde unruhig, gab mir verschiedene Winke; er hätte am liebsten unsere ganze Biertisch-Kameraderei desavouiert — er zeigte, daß er im begriffe stand, ein Pantoffelheld zu werden.

„Sie meinen," fuhr ich, etwas schadenfroh über die guten Aussichten unseres Kollegen fort, „daß diese Mitteilungen nicht wichtig genug wären, um meinen Besuch zu motivieren: nein, ich hatte auch in der That noch eine zweite Absicht mit demselben verbunden. Ich wiederhole Ihnen also vor allem, mein Fräulein, daß Sie erst mit den Jahren darüber ins klare kommen werden, wie viel seiner Herzens- und Verstandesbildung Ihr zukünftiger Gatte dem Stammtische verdankt, welche glückliche Stunden, Abende, Morgen er im Kranze seiner treuen Freunde durchgekostet. Ihnen zuliebe geben wir unsere alten Rechte, unsere Prätensionen auf. Dafür aber —"

Der Bräutigam sah mich mit einem flehentlichen Blicke an.

„Dafür aber verlangen wir — und ich hoffe, daß Sie unsere Unverfrorenheit nur für den Ausdruck der pursten Freundschaft halten — mit zur Hochzeit geladen zu werden."

Der Bräutigam ward leichenblaß, das Fräulein Braut hatte sich am Buffett zu schaffen gemacht, der Herr Schwiegervater, der standhalten mußte, lächelte vor Verlegenheit und that schließlich, als hätte ich mir einen Scherz erlaubt.

Endlich befreite ich sie aus ihrer peinlichen Situation.

„Befürchten Sie nicht, daß der ganze Stammtisch zu diesem Ihrem Ehrentage geladen zu werden den Anspruch macht; es handelt sich nur um eine würdige Repräsentation und für diesen

Zweck empfehle ich Ihnen unseren Alterspräsidenten, Herrn Partikulier Ulrich Tobias."

Das klang nun schon anders, die Herrschaften waren auch schon bereit, aber da begann mein heldenmütiger Freund wieder:

„Ja, glauben Sie denn, Doktor, daß der alte Herr kommen wird, er ist ja auch, wie ich hörte, krank."

„Eben darum," platzte ich heraus.

„Eben darum? Sehr verbunden — was fehlt ihm denn eigentlich?"

„Nun, so erfahren Sie denn alles, und ich bin überzeugt, daß Sie sich nicht einen Augenblick weigern werden, mich in meiner Heilmethode zu unterstützen. Herr Tobias leidet an einem zurückgetretenen —"

„Schnupfen?"

„Nein."

„Scharlach?"

„Nein."

„Nun an was denn?"

„An einem zurückgetretenen Toast! Sie zweifeln? Verlassen Sie sich darauf — ich habe ganz unzweideutige Beweise. Denken Sie sich in die Lage dieses Mannes. Das erste Mal in seinem Leben dringt die Verpflichtung an ihn heran, zu reden, seine einzige Nichte tritt in den Stand der Ehe — sein Herz gebietet ihm, einmal aus sich herauszutreten; er frägt einen Freund nach dem anderen, sie bestätigen ihm alle, daß ihm gar nichts anderes übrig bleibe, als — reden. Nun geht er mit sich zu Rate, arbeitet, sitzt, verwirft, verbessert — und wie er sieht, daß alles gut war, lernt er seine deutsche Arbeit vorwärts, rückwärts, bis er sie auswendig kann, bis aufs letzte Partikelchen; dann lernt er die Aktion, die Geste vor dem Spiegel. Die Hebung, die Senkung, den Schlußeffekt: endlich beherrscht er seinen Stoff.

„Der Tag naht.

„Innerlich erfüllt von seiner Aufgabe, im angenehmen Vorgefühl der hervorzubringenden Ueberraschung und doch bebenden Herzens bei dem Gedanken, sein Gedächtnis werde ihn im letzten Moment verlassen, sitzt er bei Tisch und repetiert still vor sich hin. Er achtet nicht seiner Nachbarinnen rechts und links, nicht der servierenden Kellner, sein Thema hält er sicher, er hält es warm, jetzt schweigt die Musik, der Moment ist gekommen, er gibt sich einen Ruck und erhebt sich. Aber in diesem Augenblicke ist auch eine andere Person aufgestanden und hat in kurzen bündigen Worten das Hoch auf das Brautpaar ausgebracht. Wütend setzt er sich nieder, hell tönt der Jubel in sein umdüstertes Gemüt. Aber, im Grunde genommen, hat jener ihm auch sein Thema eskamotiert, seine privaten Gedanken waren es doch nicht und er kann sie noch aussprechen. Er kämpft, wird wieder schlüssig, steht auf, aber da beginnt gerade die Musik; er verfolgt die aufgespielte Quadrille, das ist nun der fünfte Teil, jetzt kommt das Finale; eben will er sich erheben, da tritt eine Maske herein, hält eine Polterabendrede und es ist wieder vorbei. Ein drittes Mal und eine Stimme erhebt einen Tischgesang.

„So geht es fort; er bemerkt, wie man die schlechtesten Reden bejubelt, er zieht sich in sich zurück, er verbittert; doch dringt seine gute Natur immer wieder durch; was er sagen will, hat doch noch keiner so gesagt, wie er; er wartet, er beobachtet, er harrt wie der Jäger auf dem Anstande, und wie nun endlich sein Moment gekommen — da ertönt ein Tusch, alles erhebt sich froh von der ermüdenden langen Mahlzeit, er mit ihnen, aber die Wunde im Herzen und — den Toast in der Kehle.

„Und diese Nachwirkung. Die Blume, mit Sorge und Pflege, mit Kopfzerbrechen, mit Furcht und Hoffnung so herrlich gediehen, zerblättert zu sehen, ehe sich eines empfindenden Menschen Herz an ihr erfreut. Der Toast ist nach innen geschlagen: hier stehen seine Wortbilder unverlöschlich und mit flammender brennender Schrift. Die Reue verzehrt ihn, warum hat er nicht laut an sein Glas geschlagen, warum nicht seine Konkurrenten überbrüllt, oder sich auf einen Stuhl gestellt, wie hätte sich seine Nichte gefreut, wie hätte er selbst geglänzt! Immer verbitterter, immer verschlossener wird er. Niemand habe ihn aufgefordert, niemand nach ihm gefragt. Jeder schätze ihn gering, er sei ein unnützes, lästiges Inventar, je eher desto besser müsse er sich hinwegheben aus dem Kreise der Fröhlichen, Lebenden.

„Das ist die Krankheitsgeschichte unseres Freundes," schloß ich, „in ihrer unerbittlichen Logik, es ist nicht anders zu helfen, als wenn wir ihm Gelegenheit geben, den verschluckten Toast — von sich zu geben und wenn Sie jetzt noch zögern können, ihm diese Gelegenheit zu gewähren, so habe ich das Meinige gethan!"

Das war überzeugend.

Denselben Tag trafen zwei Einladungskarten

mit der eigenhändigen Anſchrift der Eltern bei Herrn und Fräulein Tobias ein, ihnen auf dem Fuße folgte der Bruder der Braut, um die Schwankenden zur Annahme zu gewinnen. Wie der junge Mann endlich ſchüchtern mit der Bitte herauskam, als Freund des Bräutigams doch den erſten Toaſt auf das Brautpaar zu übernehmen, da leuchteten die Augen Tobias' auf, er ſagte zu.

Das Hochzeitsmahl begann; ehe das Ragout fin aus ſeinen Muſcheln geſchält war, klang ein Glas und eine Stimme ertönte.

„Hochgeehrtes Brautpaar!

Hochwürdige Hochzeitsgeſellſchaft!"

Andachtsvoll lauſchte die Menge. Kein Menſch hatte jemals von dem ſchweigſamen Herrn ſo viel Worte hintereinander reden hören und nun dieſer Fluß, dieſe Eleganz, dieſe kühnen Wendungen. Man überhörte vollſtändig, daß der Redner die Braut immer Helene nannte, während ſie doch Adele hieß, daß er von ſeinen Onkelgefühlen ſprach, während er mit dem Ehepaar doch nicht entfernt verwandt war, daß er von der ausnehmenden Jugend des Ehepaares redete, daß überhaupt alle Anſpielungen auf die Verhältniſſe desſelben nicht entfernt zupaßten. Man achtete deſſen nicht und wie es zu Ende ging und das Orcheſter mit einem Tuſch einfiel, da wollte der Jubel nicht enden und jeder drängte ſich an ihn heran, um einen herzlichen Händedruck von ihm zu erwiſchen und ihn zu beglückwünſchen; er ſtrahlte und war mindeſtens ſo gefeiert, als das Brautpaar ſelbſt.

Noch in ſpäter Abendſtunde erſchien er an unſerem Stammtiſch, luſtig und ausgelaſſen, der verjüngte Alte. Beim erſten Blick ſah ich, wie glücklich meine Kur ausgeſchlagen war; ihm war gründlich geholfen, ob aber auch uns?

Seitdem Herr Tobias zu dem Bewußtſein ſeiner rhetoriſchen Potenz gelangt, ſeitdem er das berauſchende Glück des Ruhmes gekoſtet, mit einem Worte, ſeitdem er Blut geleckt, gibt keine private oder öffentliche Gelegenheit vorüber, wo er nicht wie eine Feder von ſeinem Platze aufgeſchnellt wäre und eine halbe Stunde die Aufmerkſamkeit der Tiſchgenoſſen ſchonungsloſerweiſe in Anſpruch genommen hätte. Wenn mich alſo meine Herren Kollegen Aerzte über die Anwendbarkeit dieſer Kur aufs Gewiſſen fragen, ſo möchte ich ſagen: Wenn der Patient kräftig genug iſt, das Leiden zu überwinden, ſo laßt ihn lieber bei ſeinem zurückgetretenen Toaſte, zu leicht bildet ſich ſonſt aus dem kleineren Uebel die Toastitis furibunda und dieſe iſt bekanntlich — ganz unheilbar.

Natur.

Von

Ferdinand Avenarius.

Hab heut vor mir des Weges gehn
Eine Dame mit ihrem Knäblein geſeh'n,
Hochelegant, das Bürſchlein zumal
Wie geſchnitten aus dem Modejournal.
Madame hielt grade Lektion,
Dozierte vom feinen Anſtandston,
Und ſagte, nicht Schritt und Tritt allein,
Auch Wort und Blick müſſ' gemeſſen ſein:
Er ſolle ſich endlich ein wenig genieren,
Zum Beiſpiel nicht ſo mit den Armen fachieren —
Man müſſe ja ſonſt glauben, daß er
So ein hergelaufener Junge wär,
Man müſſe ſich ſonſt ja ordentlich ſchämen,
Ihn jemals wieder mitzunehmen!

Das Bürſchlein — fünf Jahr mocht's, denk ich, zählen —
That auch die Sache gewaltig quälen:
Es trippelte ſittſam und ſtill fürbaß
Und dachte betrübt an dies und das,
Zerknickt ſchier von dem Herzeleid
Ob ſeiner tiefen Verworfenheit.
Und als des Wegs eine Pfütze kam,
Die endlich ſein Auge in Anſpruch nahm,
Wandt's, eingedenk der Lehren ſich
Zur Mutter und fragte beſcheidentlich:
„Darf ich mich 'mal in die Pfütze legen?"

Da dacht' ich: dem treiben ſie deine Spur
Nicht aus, du luſt'ge Mama Natur,
Trotz aller Lackier- und Verkleiſterung:
Du biſt ein Menſch — Glückauf, mein Junz!

Der Sammler

Zur Zeitgeſchichte.

Moſaik.

Das **Rattenfängerfeſt** in Hameln, welches am 30. Juni ſtattfand, hat einen ungemein prächtigen Effekt gemacht, 30 000 Perſonen nahmen daran teil. Beſonders wird die Pracht der Koſtüme gerühmt. Bei dem Diner erfolgte die Bekanntmachung, daß der Dichter Wolff und der Komponiſt Neßler zu Ehrenmitgliedern ernannt worden ſeien.

Zu den neulich mitgeteilten Daten über die Poſtſparkaſſen in Italien können wir heute weitere Mitteilungen über die **Poſtſparkaſſen in Oeſterreich** machen. Nach den Angaben der öſterreichiſchen Korreſpondenz wurden im erſten Betriebsjahr 1 820 756 Einlagen mit 8 176 889 Gulden geleiſtet, von denen 1 649 255 Einlagen weniger als 5 Gulden betrugen. Nach Abrechnung der Rückzahlungen betrug das Guthaben der Einlagen am Schluß des erſten Geſchäftsjahres 5 230 838 Gulden. Intereſſant iſt es, zu ſehen, aus welchen Kreiſen ſich die Sparer zuſammenſetzen. Es waren davon 179 987 Studenten und Schüler, 42 410 Kinder, 40 299 Handwerker, 24 437 Dienſtboten, 21 649 Privatleute, 24 911 Beamte, 8500 Gelehrte, Profeſſoren und Künſtler.

Die Sammlungen des genialen Münchner Künſtlers **Gedon**, der im vorigen Dezember einer heimtückiſchen Krankheit zum Opfer fiel, ſind für mehr als 200 000 Mark verkauft worden.

Zu der Reichsfechtſchule für Lahr iſt nun eine **Bettelakademie** in Prenzlau ins Leben gerufen worden, welche aus ihren Erträgniſſen arme Waiſenkinder unterſtützen will. Die Mitglieder heißen Studenten, von denen 20 eine durch einen „Doktor“ geleitete Klaſſe, 5 ſolcher Klaſſen eine „Fakultät“ mit einem „Profeſſor“ an der Spitze bilden. 10 Profeſſoren bilden den Vorſtand der „Akademiſchen Körperſchaft“ und führen den Kollektivtitel „Akademiſcher Senat“. Mit 50 Pf. jährlichen Beitrag kann man Student werden, eine Mitglieds-(Legitimations-)Karte erhalten und in die Mitgliederliſte (Matrikel) eingetragen werden.

Expeditionen.

Nordenſkjöld beabſichtigt eine Expedition nach dem Südpol zu unternehmen, die etwa 200 000 Pfd. Sterl. koſten wird. England ſoll beſonders zur Aufbringung des Geldes herangezogen werden.

Erfindungen.

Der Erfinder des neuen, ſogenannten **Deltametalls**, A. Dick in London, macht den Vorſchlag, an Stelle des raſch durchfreſſenen Stahls, für den Schiffsbau ſein Metall zu verwenden. Er hat auch ein Schiff aus Deltametall herſtellen und im Kryſtallpalaſt zur Ausſtellung bringen laſſen. Verſuche, die mit dem Deltametall in Bezug auf ſeine Widerſtandsfähigkeit gegenüber den zerſtörenden Einflüſſen des Waſſers angeſtellt wurden, haben ſehr befriedigende Reſultate ergeben.

Entdeckungen.

Der Adjunkt der Wiener Sternwarte, **Paliſa**, iſt der glückliche Entdecker eines neuen Planeten, der die Nummer 237 und den Namen Cölestine erhalten hat.

Zwiſchen der Eiſenbahnſtation Ciampino und der albaneſiſchen Gebirgsſtadt Marino iſt eine ausgedehnte **römiſche Villa** entdeckt worden, die einer Familie Namens Maſalla gehört hat. Man fand in dem Bau außer ſchönen Moſaikfußböden, Marmortäfelungen, auch einen Prometheustorſo, eine geflügelte Viktoria, Bruchſtücke einer Vaſe mit Figuren, einen Faun mit Schlauch, einen großen Adler, eine Apollostatue, einen Marſyas, einen Herkules mit dem Löwenfell über dem Arm, die Hand eines Diskuswerfers u. v. a.

Geſundheitspflege.

Ein unheimlicher Gaſt iſt in Europa aufgetreten: **die Cholera**. Während man in Berlin den geiſtvollen Entdecker des Cholerabacillus feierte, hatte die nun in ihrem innerſten Weſen erkannte Krankheit wieder einmal in Toulon den europäiſchen Boden betreten. Nach dem erſten Todesfall hatte man noch beruhigende Notizen, dann aber ſteigerte ſich bald die Zahl der Todesfälle, und nun wurden Maßregeln aller Art getroffen, den unheimlichen Gaſt zu bekämpfen. Frankreich iſt nicht ſchuldlos, daß der eingeſchleppte Keim auf ſeinem Boden ſo gut gedieh. Toulon hat hygieiniſche Zuſtände, welche die erſte Autorität Frankreichs, Fauvel, ſelbſt deplorable nennt. Und auf einem franzöſiſchen Militärtransportdampfer, der „Sarthe“, iſt die Krankheit eingeſchleppt worden, der ebenſo wie die meiſten anderen derartigen franzöſiſchen Schiffe an Unſauberkeit nichts zu wünſchen übrig laſſen ſoll. Seit dem letzten Jahrhundert hatte Frankreich vier Choleraepidemieen durchzumachen, im Jahr 1832, bei der allein in Paris 18 406 Perſonen ſtarben, 1849 mit 16 165 Todesfällen in Paris, 1853 mit 9219 Todesfällen ebenda, 1865 f. mit 13 000 Todesfällen ebenda.

In Frankreich iſt eine andere Art von Trunkſucht aufgetreten, die ſich — alkoholhaltigen **Riech- und Schönheitswäſſern** zuwendet. Beſonders ſind es Frauen und Mädchen, welche das Eau de Cologne innerlich anwenden.

Daß der Deutſche, der Gewohnheit ſeiner Urväter treu, es noch immer liebt, ſeine oft trockene Kehle kräftig zu befeuchten, iſt nun eben kein Geheimnis, daß aber, wie wir einer Statiſtik entnehmen, jährlich 10 000 Menſchen am **Delirium** in Deutſchland zu Grunde gehen, muß doch ernſtlich erſchrecken. Die Zunahme der Trunkſucht läßt ſich auch an der Zunahme der Schenken konſtatieren, deren Zahl von 1869—1877 in Preußen um 67 Proz., in Mecklenburg um 95 Proz., in den kleinen Bundesſtaaten um 109 Proz., in Sachſen-Weimar um 126 Proz. ſtieg. In Berlin kommen auf 1 123 000 Einwohner 11 169 Schenken!

Handel und Verkehr.

Die **ſtärkſten Raucher** ſind nach neuen ſtatiſtiſchen Angaben die Türken und Holländer. Die Schweizer folgen dann, ſie verbrauchen pro Kopf 2,8 kg, während in

Digitized by Google

Deutschland auf den Kopf nur 1,4 kg und in Frankreich 1,3 kg auf den Kopf kommen.

Im nächsten Jahr wird die **Pike's-Peak-Eisenbahn** in Betrieb genommen werden, die zu den merkwürdigsten Eisenbahnbauwerken gehört. Sie liegt 2000 Fuß höher als die Lima- und Oroyabahn in Peru und steigt auf mehr als 12000 Fuß über dem Meer. Die ganze Strecke setzt sich aus komplizierten Kurven und Graden (bis 316 Fuß auf die Meile) zusammen, und kein Stück von mehr als 300 Fuß zeigt eine gerade Richtung.

Die kürzeste Fahrt, in der bisher ein Dampfer von **New York Europa** erreichte, hat vor kurzem der Dampfer Amerika vom Nationalinstitut zurückgelegt. Er brauchte von New York bis Queenstown 6 Tage, 14 Stunden und 18 Minuten.

Welche außerordentliche Ausdehnung das **Eisenbahnwesen** in Deutschland genommen hat, werden folgende Zahlen am besten illustrieren. 1882 betrug die Gesamtlänge aller deutschen normalspurigen Bahngeleise 28340 km (der Aequator beträgt 40000 km). An dieser gewaltigen Strecke, die mit 11000 Lokomotiven, 20000 Personen- und 226000 Güterwagen befahren wird, liegen 5415 Bahnhöfe. Den Dienst versehen 290000 Beamte und Arbeiter. Die Benützung stellte sich auf 1223600000 Personenfahrten und Gütertransporte von 3365 Millionen. Die Lokomotiven legten einen Weg von 312 Millionen Kilometer zurück. Wie es mit der Sicherheit des Eisenbahnverkehrs bestellt ist, erhellen folgende Zahlen: auf 5½ Millionen Reisende kommt 1 Todesfall, auf 2½ Millionen eine Verletzung, d. i. auf 1 Million von Personen durchfahrene Kilometer 0,00 Tötungen, 0,01 Verletzung.

Unser vielschreibendes und vieldruckendes Jahrhundert braucht **Papierquantitäten** von geradezu verblüffenden Mengen. Es werden von 3985 Papierfabriken im Jahre 952 Millionen kg Papier erzeugt, von denen 476 Millionen zur Herstellung von Drucksachen dienen und zwar zur Herstellung von Journalen 300 Mill. kg. Das ist pro Tag 822000 kg.

Ausstellungen.

Die Geschmacklosigkeit, welche in Ungarn durch die Veranstaltung einer **Ausstellung schöner Frauen** begangen wurde, findet in Polen Nachahmung. Frauen aller Stände und Nationalitäten können zur Ausstellung gelangen und ihre Aussteller sollen mit Geldbelohnungen, Medaillen und Ehrendiplomen ausgezeichnet werden.

Berlin erhält im nächsten Jahr einen Anziehungspunkt mehr; eine **japanische Ausstellung** im Hygieineausstellungs-Gebäude, die am 1. Mai eröffnet wird. Das Innere des Gebäudes soll zum Zwecke der Ausstellung in ein japanesisches Dorf umgewandelt werden, in welchem sich in naturgemäßer Weise die Gebräuche und Sitten der Japanesen entwickeln werden. Das industrielle Leben der Japanesen soll auf dem großen freien Platze, wo seinerzeit das Gasteinpanorama stand, zur Darstellung kommen. Auch ein japanesisches Theater wird errichtet werden.

Im Hamburger zoologischen Garten findet Ende Juli eine **Walfischausstellung** statt, bei der sowohl Fanggeräte aus alter und neuer Zeit, Schiffsmodelle von Grönlandfahrern und hamburgischen Kriegsschiffen, Zieraten aus Walfischknochen, wie bildliche Darstellungen aus dem Walfischfängerleben zur Ausstellung gelangen.

Kongresse.

Der achte allgemeine Kongreß **evangelischer Christen** aus allen Ländern findet vom 30. August bis 7. September in Kopenhagen statt.

Ein **Anthropologenkongreß** findet vom 4. bis 7. August in Breslau statt.

Unglücksfälle.

Bei einer **Explosion in der Pulverfabrik** Pontremoli wurden dreißig Personen getötet und dreißig schwer verwundet.

Verbrechen.

London soll, wie man aus Paris schreibt, jetzt auch per Luftballon von den Feniern mit Dynamit und dergleichen bedroht werden. Wir halten die Nachricht für eine Ente.

Die Mordaffaire **Heilbronner** in Stuttgart hat jetzt insoweit ihren Abschluß gefunden, als der eine der Räuber, der Anarchist Kumitsch, vor kurzem von dem Schwurgericht in Stuttgart zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt wurde.

In Lübeck hat sich ein Dr. **Jenner**, der sich vor dem Schwurgerichte zu verantworten hatte, kurz vor der Verkündigung des Urteils im Schwurgerichtssaale selbst das Leben genommen.

In der Neuen Welt kommen immer noch Verbrechen vor, die bei uns glücklicherweise einfach zu den Unmöglichkeiten zählen. Eine Räuberbande hat einige Stunden von Kansas-City die Schienen einer Eisenbahnstrecke gelockert, um dadurch den Zug zum Sturz zu bringen und ihn dann zu berauben. Aber nur das erstere gelang ihnen: drei Wagen und die Lokomotive stürzten den steilen Damm herab, während die übrigen Wagen sich loskuppelten und unversehrt blieben. Die Menge der in den letzteren sich befindlichen Passagiere hielt die Bande vom Raube selbst ab. Die Insassen der herabgefallenen Wagen sind großenteils umgekommen.

Totenschau.

Alexander, Prinz von Oranien, starb 21. Juni im Haag, erst 38 Jahre alt.

Amthor, Ed., Dr. phil., Leiter der Geraer Handelsakademie, auch als Schriftsteller bekannt, starb am 4. Juli.

v. Brandis, der letzte hannoversche Kriegsminister, starb 13. Juni auf seinem Schlosse Ricklingen.

Cornick, Cyrus, der Erfinder der Mähmaschine, geb. 1809 zu Rockbridge County, Va., starb Mitte Mai zu Chicago. Er machte seine Erfindung 1831.

Droysen, Johann Gustav, der ausgezeichnete Gelehrte, Professor an der Universität Berlin, starb 19. Juni daselbst. Er war geboren 1808 in Treptow, hat in Berlin studiert, dann am Grünen Kloster unterrichtet und seit 1833 an der Universität docierd. Von 1840—51 war er Professor in Kiel, dann in Jena, kehrte aber 1859 nach Berlin zurück. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte der preußischen Politik". Andere berühmte Schriften von ihm sind „Das Leben des Feldmarschalls Grafen York v. Wartenburg", „Geschichte des Hellenismus", „Vorlesungen über die Geschichte der Freiheitskriege", Uebersetzungen des Aeschylos und Aristophanes und vieles andere mehr.

Gattinelli, Gaetano, einer der besten italienischen Schauspieler, starb Ende Juni zu Rom.

Hanner, Prof. Dr. August v., ausgezeichneter Kinderarzt, Begründer des nach ihm benannten Kinderhospitals in München, starb 11. Juni im 73. Lebensjahre.

Hellwald, Ferdinand von, Schriftsteller, der sich namentlich auf dem Gebiete der niederländischen Litteratur hervorgethan und eine vortreffliche Geschichte des holländischen Theaters geschrieben hat, starb 28. Juni zu Clarens. Der Verstorbene, ein Bruder Friedrichs von Hellwald, war seit 1874 Sekretär des Malteser-Ordens in Rom.

Hermann, Erbprinz zur Lippe, starb 20. Juni, geb. 4. Juli 1829.

Kiesheim, Anton Baron, durch seine Dialektdichtungen in weiteren Kreisen bekannt, verschied am 6. Juli in Baden.

Klocke, Friedrich, ordentlicher Professor der Mineralogie in Marburg, starb daselbst 17. Juni. Früher Docent in Heidelberg und Freiburg i. B.

Kolisko, Dr. Eugen, Primararzt und Professor an der Wiener Universität, starb am 7. Juli im Alter von 73 Jahren.

Lehweß, Adelbert, Geh. Sanitätsrat, ausgezeichneter Arzt, starb im Juni zu Berlin. Er war es, den 1879 die deutsche Botschaft nach Botilanka zur Erforschung der Pestepidemie sandte.

Lipinski, der bekannte polnische Genremaler, der unter anderem das preisgekrönte Bild „Wochenmarkt in Krakau" gemalt hat, starb 28. Juni zu Krakau.

Munch, Andreas, norwegischer Dichter und Gelehrter, starb 27. Juni in dem Dorfe Vedbök am Sund. Der Verstorbene erreichte ein Alter von 71 Jahren.

v. Philipsborn, Richard, Generalpostdirektor und direkter Vorgänger Dr. Stephans, ist nach kurzem Krankenlager im Alter von 66 Jahren verstorben. Bereits 1870 war er nach glücklicher Leitung seines Ressorts und eingreifender Maßregeln — wir erinnern nur an die Einführung des einheitlichen Briefportos innerhalb Deutschlands — aus dieser Stellung ausgeschieden, um die Centralbodenkreditanstalt zu leiten.

Radde, Wilhelm, bekannter New Yorker Buchhändler und Verleger, starb im Alter von 84 Jahren.

Reder, Guido, Mitarbeiter der Kreuzzeitung und Agrarier vom reinsten Wasser (mehr unter dem Namen Guido Bucheck bekannt) ist am 5. Juli im Alter von 43 Jahren aus dem Leben geschieden.

Renaud, Achilles, ausgezeichneter Rechtslehrer, starb im Juni zu Heidelberg.

Richter, Ludwig, der ausgezeichnete Illustrator, starb 19. Juni zu Dresden. Ein kurzer Nachruf findet sich an anderer Stelle dieses Blattes, begleitet von einer Nachbildung von Pohles trefflichem Porträt in der Nationalgalerie.

Rosen, Baron Andreas, bekannt als Verfasser der „Memoiren eines Dekabristen", geb. 1800 zu Estland, starb im Juni auf seinem Landgute Wilnina (Chakow).

v. Scheve, der Präsident des großherzogl. mecklenburgisch-strelitzischen Landgerichts, starb Ende Juni zu Kissingen.

Schmalner, Buchdruckereibesitzer, hochverdient um Erforschung und Erhaltung der wendischen Sprache und Litteratur, starb im Juni zu Bautzen.

Speckbacher, Katharina, die Tochter des berühmten tiroler Landesverteidigers und Genossen Andreas Hofers und Haspingers, starb 24. Juni zu Innsbruck.

Török de Szendrö, Graf Nikolaus, ein namhafter Sportsman, starb 71 Jahre alt zu Wien. Er war der Gatte der bekannten Schauspielerin Johanna Butta.

Zwengauer, Anton, bekannter Landschaftsmaler, seit 1869 Konservator der Pinakothek zu München, starb Ende Juni zu München im Alter von 74 Jahren.

Unser Hausgarten.

Von

O. Hüttig.

Hyacinthen, Tulpen und Blumenzwiebeln im Winter.

Im Juli oder früher fehlt wohl keinem Blumenliebhaber ein neues Verzeichnis von sog. holländischen Blumenzwiebeln; dies sollte benutzt werden, um sobald wie möglich die zum Winterflor gewünschten Zwiebeln zu verschreiben und zwar von einem zuverlässigen Hause, wo man sicher ist, gute, fehlerfreie Ware zu erhalten, starke Zwiebeln, die man sofort nach ihrer Ankunft auspackt und während etwa einer Woche an einem trockenen, schattigen Ort ausgebreitet liegen läßt. Dann werden sie in Töpfe oder dergl. eingepflanzt — je früher dies geschieht, desto früher können sie angetrieben werden, desto früher werden sie blühen. —

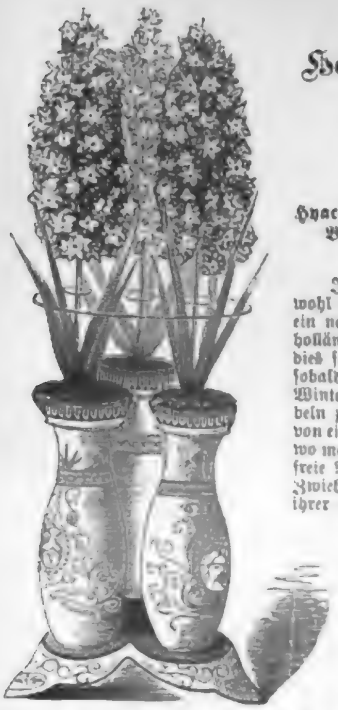


Fig. 1. Ständer für Hyazinthen.

Vor dem Einpflanzen werden sie, namentlich Hyacinthenzwiebeln, von etwa anhängendem Moder durch Abwischen mit einem weichen Lappen gereinigt, schadhafte Stellen werden ausgeschnitten und mit Holzkohlenpulver bestreut.

Von Hyacinthen pflanzt man gewöhnlich eine Zwiebel, von kleineren auch zwei oder drei, in einen 8—10 cm weiten unglasierten Topf — von anderen mehr eleganten als zweckmäßigen Gefäßen sehen wir bei unserer „Kulturanweisung“ ab — mit guter sandiger, mit verrottetem Kuhdung gemischter Gartenerde, der eine Schicht kleiner Topfscherben zu leichterem Abfluß des Gießwassers unterzulegen ist. Man füllt den Topf mit feuchter Erde so weit, daß, wenn die Zwiebel leicht aufgesetzt wird, ihr Hals die Höhe des Topfrandes erreicht; man gibt ihr eine Unterlage von reinem Sand, drückt sie nicht fest und umgibt sie so weit mit Erde, daß ihr Hals freisteht. Ungefähr ebenso behandelt man auch die Zwiebeln von Tulpen, Tazetten u. s. w.

Nach dem Einpflanzen werden die Töpfe mit den Zwiebeln im Garten 60 cm tief vergraben und mit Erde bedeckt oder auch im dunklen Keller aufgestellt oder in einer Kiste mit Sägespähnen umgeben und bedeckt. — Das eigentliche Treiben beginnt nach ungefähr zwei Monaten, nachdem man sich von der erfolgten Bildung zahlreicher Wurzeln überzeugt hat; man stülpt den Topf um, nimmt die Zwiebel mit dem Wurzelballen heraus, entfernt die obere Erde, legt sie auf die Scherbenschicht und setzt die Zwiebel sanft wieder ein, so daß sie höher als zuvor zu liegen kommt; wenige Tage später, nachdem sie wieder angewachsen, kann man die Zwiebel mit einer dünnen Guanolösung kräftig angießen. Man stellt den Topf dann im warmen Raume (Zimmer oder Gewächshaus) auf einen Untersatz und verdunkelt die Zwiebel, um den Blütenschaft zu verlängern, mit einer Papiertüte. Während des Wachstums muß reichlich gegossen werden, stets aber mit bis 25° R. erwärmtem Wasser. Bald nach dem Verblühen hört das Gießen nach und nach auf, die Zwiebeln werden im Herbst ins freie Land gepflanzt und können nach 3—4 Jahren von neuem zum Treiben benutzt werden.

Von Hyacinthensorten ist Romaine die früheste und kleinste; man setzt immer drei Zwiebel in einen Topf; nach dieser folgen Homerus, Gellert, Henri le Grand, L'ami du coeur und La jolie blanche.

Für Hyacinthengläser (die blauen sollen besser sein als andere) mit Wasser sind folgende Sorten die besten: Einfache rote: Duchesse de Richmond, La dame du Lac, Robert Steiger und Princesse Charlotte. Einfache blaue: Baron van Thuyk, Prinz Albert, Grand Lilas, Charl. Dickens und Regulus. Einfache weiße: Grand Vainqueur, Montblanc, Kronprinzessin, Themistokles, Anna Paulowna und Grandeur en merveille. Einfache gelbe: Anna Carolina, Heroine und König von Holland. Weiter noch: Lord Wellington. Die Zwiebel soll dicht auf, aber nicht im Wasser sitzen; am besten ist Regenwasser, und muß das verdunstete Wasser stets durch vorher erwärmtes ersetzt werden. Auch die Hyacinthen auf Wasser in Gläsern müssen zur Wurzelbildung zwei Monate im dunklen Keller gestanden haben, ehe sie ins warme Zimmer zum Antreiben kommen.

Fig. 4. Leucojum vernum.

Man kann Hyacinthen auch in Glas- oder Terracottagefäßen ohne Abzugsloch treiben, nachdem man sie mit einer Mischung von zwei Teilen Kokosnußfaser und einem Teile weißem Flußsande mit wenig kleingeschlagener Holzkohle bis zur Hälfte umgeben, mit grünem Moos bedeckt und dann gut angegossen hat. Diese Art des Treibens ist bequemer als die in Erde oder auf Wasser, aber die Zwiebeln sind zu fernerem Gebrauch ebenso unbrauchbar wie die auf Wasser getriebenen.

Ebenso wie die Hyacinthen in Töpfen behandelt man auch die Tulpen (Fig. 7), von denen zuerst die Duc van Thol, drei Stück Zwiebeln in einem Topf von 10 cm oberer Weite, und zwar schon im November angetrieben werden können; nach ihr kommen Tour ne sol und andere frühe Sorten, die später eingepflanzt und nach und nach angetrieben werden. Von Crocus (Fig. 2) werden gewöhnlich fünf Zwiebeln in einen Topf gesetzt; sie dürfen aber nicht im warmen Raume angetrieben werden; zwischen den Doppelfenstern des Wohnzimmers oder im Kalthause gedeihen sie gut, wenn sie vorher im Dunklen genügend Wurzeln gebildet haben.

Fig. 3. Gefüllte große Jonquillen.

Aehnlich wie die Hyacinthen werden auch Tazetten behandelt; auch sie können auf Wasser getrieben werden. Die früheste Sorte ist die gelbblühende Marseiller Tazette, ihr folgt der weiße Grand Monarque; auch Grand Primo, weiß und wohlriechend, und der gelbe Grand Soleil d'or sind gute Treibsorten.

Mit den Tazetten sind die wohlriechenden Jonquillen und Narzissen nahe verwandt, aber erstere dürfen nur sehr langsam, erst im kalten hellen, dann im mäßig warmen hellen Raume angetrieben werden. Man hat solche mit einfachen und andere mit gefüllten Blüten und sind namentlich die letzteren (Fig. 3) sehr schön, wenn auch die einfachen dem Treibgärtner weniger Widerstand entgegensetzen. Noch schwieriger sind die Narzissen; sie müssen ein ganzes Jahr in Töpfen gehalten und dann so langsam wie die Jonquillen angetrieben werden.

Fig. 2. Crocus.

Die Meerzwiebeln, Scilla

Fig. 5. Iris pumila nova.

amoena, bifolia, sibirica, nivalis und peruviana werden zu vier in einen Topf 3 cm tief gepflanzt und erst Ende Februar warm gestellt; die beiden letztgenannten Arten lassen sich auch auf Waſſer treiben.

Auch die Schwertlilien werden früh in Töpfe gepflanzt und dürfen, nachdem sie neue Wurzeln gebildet, nur nach und nach in eine höhere Temperatur gebracht werden; namentlich gilt dies von der in Oesterreich einheimischen niedrigen Art mit nur einblumigem Schaft; aber die Blüte, besonders einer neuen Varietät, einer Kreuzung zwischen Pumila und Olbiensis (aus Olbia auf Sardinien) ist sehr schön (Fig. 5). Ihre Farben sind sehr mannigfaltig und sind namentlich Reinweiß und Goldgelb viel vertreten.

Die gewöhnlichen Treibsorten sind Iris xiphioides, die englische Schwertlilie, persica und reticulata, die netzförmige. Man pflanzt drei Zwiebeln in einen Topf von 10 cm oberer Weite und stellt im Dezember zuerst Reticulata, im Januar die anderen Arten ans Fenster des Wohnzimmers oder ins kalte, später ins temperierte, nicht warme Haus.

Fig. 6. Amaryllis vittata.

Die Schneeglöckchen (Galanthus nivalis), die Märzglöckchen (Leucojum vernum, Fig. 4), und die Traubenhyacinthen (Muscari moschatum und comosum var. monstruosum) werden wie die Crocus, und die Schachbrettblume (Fritillaria meleagris mit den „Kiebitzeiern") wird wie die Narzisse behandelt.

Die Hauptsache beim Treiben der bisher genannten Zwiebelarten ist das recht frühe Einpflanzen in Töpfe und das mehrwöchentliche Aufbewahren im kühlen und dunklen Raume, damit sich genügend Wurzeln bilden, ehe das vorzeitige Wachstum angeregt werden darf.

Die Maiblume (Convallaria majalis, Fig. 8) erfährt beim Treiben eine andere Behandlung. Man gräbt Ende Oktober die Pflanzen von den Anzuchtbeeten aus, trennt die dicken abgerundeten Blütenkeime von den schlanken Blattkeimen, setzt letztere wieder in rigoltes, frisch und reichlich mit Kompost gedüngtes, nicht trockenes Land, nimmt ersteren die kleinen Nebenaugen und setzt

Fig. 7. Tulpe.

Fig. 8. Convallaria majalis.

sie in Schalen mit leichter sandiger Erde dicht zusammen, so daß sie mit ihren Spitzen gleichmäßig 2 cm über der Erde stehen, gießt sie an, bedeckt sie mit Moos, stellt sie in einen dunklen Raum mit 25—30° R. Wärme, hält sie durch Begießen mit warmem Wasser stets feucht und pflanzt sie bei beginnender Blüte in geeignete Gefäße. Die ersten Keime werden aber bei dieser Schnelltreiberei keine Blätter entwickeln und stellt man, um solche zu erhalten, gleichzeitig genügend viele Blattkeime warm. Bei späterem Antreiben werden auch mit den Blüten die Blätter erscheinen.

Schließlich noch einige Worte über das Treiben des Ritterſterns oder der Jakobslilie (Amaryllis, Hippeastrum u. s. w.), von deren zahlreichen Arten die „schönstgeformte" (Formosissima L.) am leichtesten Blüten gibt. Man legt nämlich die ausgewachsene und abgetrocknete Zwiebel von Weihnachten ab an einen recht warmen Ort auf Moos, pflanzt sie in den Topf sobald die Knospe sich zeigt und stellt sie bis zum Aufblühen hell und warm. Nach dem Abblühen, das sich im kühlen Raum bedeutend verzögert, stellt man sie in einen mäßig warmen Raum und pflanzt sie im Mai frei in ein mit Haide-, Dungerde und Torfabfall eingerichtetes Beet.

Eine besonders schöne Art ist Amaryllis vittata L'Hérit., die „gebänderte" (Fig 6), mit A. robusta A. Dietr. die Stammart herrlicher Hybriden. Sie entwickelt auf einem 60 cm hohen Schaft zahlreiche weiße, mit drei roten Streifen durchzogene Blüten, die im Frühjahr, durch geeignete Behandlung auch früher erscheinen. Man pflanzt die Zwiebel im September aus dem Freien in den Topf, stellt sie trocken im Warmen, wenn sie früh blühen soll, vom Januar an sehr warm auf und gießt, sobald der Trieb sich zeigt, so oft die Oberfläche der Erde trocken wird.

Ein reiches Sortiment Blumenzwiebeln haben die Firmen Haage & Schmidt und F. C. Heinemann in Erfurt zur Verfügung.

Fig. 9. u. 10. Etruskische Vasen.

Trachten der Zeit.

Von Ida Barber.

Neues aus der Saison.

Dame Mode hat es gleich all jenen erholungs- oder zerstreuungsbedürftigen Schönen, die seit Wochen in Kurorten und Villeggiaturen Aufenthalt genommen, für gut befunden, den Bannkreis der Stadt zu verlassen und da Cercle zu halten, wo die elegante Welt jetzt heimisch ist. Der oft erhobenen Klage, daß es ihr an neuen Ideen mangele, kann dort nicht Raum gegeben werden. Man sieht in den belebteren Badeorten ein Trachten- und Völkergemisch, eine Unmenge eigenartiger Formen, abstechender Farben, origineller und doch dabei geschmackvoller Kostüme, daß man ihren Ideenreichtum vielmehr bewundern möchte.

Die Badefreiheit gestattet, wie bekannt, eine bunte, oft sogar kaleidoskopartig erscheinende Kostümierung. „Erlaubt ist, was gefällt" ist das Losungswort.

Junge schöne Frauen, die durchaus nicht geneigt sind, ihre Vorzüge unter den Scheffel (heute müßte man wohl eine andere dekadische Einheit nennen) zu stellen, machen von jener Freiheit ausgiebigsten Gebrauch.

Man sieht rote und purpurblaue Kleider von Atlas- und Cotonstoff, die an sich schon auffallend genug wären, mit bunten Pleinmustern durchstreut, mit türkischen Bordüren abgepaßt oder gar mit schottischen breiten Seidenschärpen geziert. Makarte Farbenpracht eint sich dem Reichtum kostbarster weißer Spitzen, die in wahrhaft verschwenderischer Fülle all den grellfarbigen Kleidern aufgarniert sind.

Des eintönigen Grau in Grau müde, hat die Mode diesmal den bunten Farbstellungen den ersten Rang angewiesen. —

Digitized by Google

Fig. 3. Fig. 1.

Brünetten tragen gern Gelb in allen möglichen Tonarten. Blondinen Blau, vom dunkelsten Indigo bis zum lichtesten Azur schattierend.

All jene Mittelfarben, wie Geldgrau, Braun, Violett, Staubgrau, Bordeau, Stahlblau, sind außer Kurs; allenfalls schenken ihnen ältere Damen, die auf eine solide Tracht angewiesen sind, noch Beachtung, die Jugend macht von dem ihr zustehenden, wenngleich oft angetasteten Vorrechte Gebrauch, gleich den lieblichen Kindern Floras in voller Farbenpracht zu erscheinen.

Wem Mutter Natur ein hübsches Pärvchen, einen elastischen Gang und auch das dem Temperament innewohnende Sprühfeuer des Geistes gegeben, mag sich, ohne gerade auffallend zu erscheinen, die herrschende Mode zu nutze machen; entschieden unschön würde selbige aber in all den Fällen wirken, wo eine weise Beschränkung geboten, alles Auffallende verboten ist. — Unendlich viele Modedamen sind in dem Vorurteil befangen, alles, was neu ist, müsse nachgeahmt werden. Mehr als auf einem anderen Gebiete gilt in Modesachen das Wort: „In der Beschränkung liegt die Freiheit!“ Die in großen Carreaus gehaltene, damenbrettartig gemusterte Robe, die die hohe, magere Figur trefflich kleidet, läßt die kleine, zum Embonpoint neigende geradezu lächerlich erscheinen; dasselbe gilt von den großgeblümten, damassierten und im Tapisseriegenre gehaltenen Stoffen. Changeants, mattabgetönte Wollstoffe, mit kleinen Pleins durchstickte Gewebe, die allenfalls, um der herrschenden Mode gerecht zu werden, mit bunten Schleifen oder Spitzen geputzt sein können, sind für kleine Figuren verwendbar.

Weiße broschierte Kleider erfreuen sich namentlich bei den in Sommerfrischen weilenden Damen steigender Beliebtheit. Wer auf größere Eleganz Wert legt, ergänzt den weißen durchsichtigen Ueberwurf durch ein farbiges Unterkleid, eine farbige Schärpengarnitur, zu der dann die den Hut garnierende Blume oder Feder passen muß.

Das Neueste in diesem Genre sind 5 Meter weite, durchweg in Irish-Guipüre gestickte Röcke, die wie die Bauernröcke gefaltet, doch an der rechten Seite derart gerafft sind, als ob sie da in dem Stoffbausch eine Art Gretchentäschchen bildeten; dazu runde, gleichfalls durchweg gestickte Taille, mit handbreitem Gurt abschließend, halblange Aermel, die, oben kugelförmig eingesetzt, mit einer Spitzenrüsche umrandet sind.

Ein Mittelding zwischen dem drapierten Ueberwurf und dem glatten Bauernrock, der jetzt als Uniform aller Modedamen zur Geltung kommen soll, ist der in der Fig. 1 skizzierte sehr kleidsame Jupon grec. Unser Modell ist aus chamoisfarbenem Kasimir gefertigt, vorn gefaltet, zu beiden Seiten der Plissees mit schwarzen Samtrosetten geputzt; der in Art der griechischen Tunika gefertigte Ueberwurf ist mit 6 daumenbreiten Samtbändern besetzt, da, wo er an den Hinterblättern aufschlägt, mit Faille gefüttert; die Rückseite sieht wie ein fächerartig gelegtes dreieckiges Tuch aus, ist aber mit dem gekrausten Vorderrock in einem geschnitten. Dazu runde Blusentaille, wie der Rock vorn gefaltet und mit Rosetten garniert. — Nach hinten zu gepuffte Röcke sind wenig beliebt; man ist endlich zu der Einsicht gekommen, daß das unnatürliche Gebausch eher abgeschmackt, denn schön zu nennen ist. Auch die Taillen sollen, wie es scheint, einer gründlichen Reform unterworfen werden. Die zwölf- und sechzehnteiligen Fischbeinmieder weichen den sich ohne jede Beihilfe von Stahl und Walfischgräten gut anschmiegenden runden Leibchen, die durchweg in Qualschfalten gelegt, oben mit vierfacher Rüsche, unten mit Gurt und Bandmasche abgegrenzt werden.

Jene mit diversen Dutzenden Knöpfen geschlossenen Taillen, die oft eine wahre Geduldprobe voraussetzten, weichen allgemach den sehr praktischen „Zweiknöpfern“. So zum Beispiel das beliebte legere Jäckchen, das auf der Brust durch zwei goldene Doppelknöpfe, am Taillenschluß durch zwei von innen befestigte gehalten ist. Die obere Knopfgarnitur ersetzt die Brosche, die gefällige Lage des Stoffes jede Schleife oder Brustgarnitur.

An kühlen Tagen treten die Umhänge und Paletots wieder in ihr altverbrieftes Recht. — Die neueren Paletotformen (zumeist aus schwarzem Faille oder schwerem Rips gefertigt) sind, wie Fig. 2, vorn mit Shawlenden geschnitten, hinten plissiert, reich mit Chenillefransen oder Spitzen garniert.

Zu eleganter Besuchstoilette, die halb sommer-, halb herbstlich aus Samt und Spitzen gefertigt ist, empfehlen sich die langen Kasacks aus Samt, die (Fig. 3) vorn auseinander gehen, um das mit Spitzenshawl garnierte Kleid sehen zu lassen; auf der Taille sieht man fast nur die vorderen Seitenteile, da die Brust mit breit gelegten Spitzen drapiert ist; Aermel aus durchsichtigem Stoff, eckige Taschengarnitur mit breiten Spitzen.

Fig. 5. Fig. 6. Fig. 7.

Regenmäntel wird man in diesem Jahre zumeist anliegend mit gefaltetem angesetzten Rock tragen; sie werden aus Waterproof und geblümtem oder Tricotstoff gefertigt, in der Art der anliegenden Jacketts geschnitten, die Rückenteile mit langen, bis zum Saum reichenden Frackschößen, denen ringsherum, die Figur umhüllend, ein plissierter Rock, der vorn zu knöpfen ist, untersetzt wird.

Die neuen Hutmodelle zeigen hohe Köpfe, breite, seitwärts aufgeschlagene Krempen, reichen Federschmuck. Recht apart sind die aus degradierten Pfaufedern gefertigten Phantasie-Aigrettes, die kreisförmig um die kleinen Federgestecke garniert werden.

Morgen- und Theaterhäubchen sieht man viel mit schmalsten Bandschlüpfen, die nach Hunderten zählen, garniert. Fig. 4 veranschaulicht die jetzt sehr beliebte Form Venetia, die sogar von ganz jungen Frauen getragen wird; ältere Damen bevorzugen mehr die hinten mit fächerartig gelegten Schleiertüchern endenden Coiffuren.

Wenn schon die englische Mode, die Kleider bis oben hinan zugeknöpft ohne Kragen zu tragen, allgemein angenommen worden, macht sich doch bei all denjenigen Damen, die sich auf das, was kleidet, verstehen, der Wunsch geltend, die weißen, das Kleid offen erscheinen lassenden Lingerieen nicht zu entbehren.

Ich will versuchen, eine Serie reizender Spitzen-Fichus und -Jabots, die ich dieser Tage bei F. Wollarth (Wien) sah, zu skizzieren. Da beispielsweise ein aus echtem Tüll gefertigtes Jabot Louis Quinze, das wie ein dreieckiges Tuch geschnitten, mit der breiten Seite an der hochstehenden Halsrüsche befestigt wird; breite Point-Aiguille garniert das Tülltuch ringsherum; am Taillenschluß ist die Spitze übereinander geschlungen und wie oben am Hals mit einer Blume befestigt. Fig. 5 stellt einen breiten Spitzenkragen dar, dessen oberer Teil aus einer aufwärts und einer abwärts gesetzten Spitze besteht, unter der letzteren ein fingerbreiter Einsatz, dem eine plissierte Bajaderespitze angesetzt ist; das Jabot besteht aus gleichartigen, terrassenartig ansteigenden Spitzen, zwischen deren Falten Phantasieblumen angebracht sind.

Eine reizende Komposition ist der in Fig. 6 skizzierte Halsstreif der den in Weiß selten zur Geltung kommenden Offizierskragen darstellt. Kragen und Jabot sind aus einem geschnitten; dem ungefähr ¼ Meter breiten, dicht gefalteten weißen Batiststreif, der den Kragen bildet, ist da, wo die Plissees ausfallen, eine breite Valencienne angesetzt, die in diesem Arrangement ebenso trefflich kleidet, wie einfach und elegant aussieht. Komplizierter ist die in Fig. 7 skizzierte gewundene Schleife, die eine Verbindung von Spitzen, Crêpe lisse und Spitzenstoff darstellen und neuerdings wieder mehr als die Westenfichus und gezogenen Latzteile getragen werden.

Es gibt konservativ gesinnte Damen, die Jahr ein Jahr aus nichts von neuen Kleiderformen, auffallenden Stoffen ꝛc. wissen wollen; auf ihre Spitzen und Weißstickereien legen sie aber einen besonderen Wert; an dem schmalen weißen Streif, der den Halsausschnitt, den Aermel umgibt, soll man, wie sie meinen, wenn auch nicht die Modedame, doch die Dame comme il faut erkennen. — In der That müßte diesen Weißwaren, die mehr noch wegen ihrer Kleidsamkeit und duftigen Frische als ihrem Werte nach die Toilette heben, eine größere Beachtung geschenkt werden, als dies seitens der Mehrzahl derjenigen, die elegant aufzutreten meinen, geschieht. — Wer sich auf Spitzentechnik und stilgerecht ausgeführte Stickereien versteht, weiß, daß jenen oft unbeachteten Putzgegenständen ein poetischer Zauber innewohnt, der selbst die einfachste Toilette vornehm erscheinen läßt.

Zeitgemäßes aus Küche und Haus.

Von L. von Pröpper.

September.

Italienische Wachtelpasteichen. Man gebe etwa achtzehn sehr rein geputzte Wachteln, mit einer in dünne Scheiben geschnittenen Zwiebel, Salz, ein wenig Pfeffer, zehn Wachholderbeeren und 1/8 kg Butter in eine Kasserole und lasse sie zugedeckt, eine halbe Stunde langsam dämpfen, während man einige Eßlöffel guten Rotwein daran gießt; dann thue man alles zusammen in einen großen Mörser und stoße es sehr fein; vermische nun einen Teller voll Polenta mit 1/8 k frischer Butter, zwei Eiern, zwei Eidottern und drei Eßlöffeln geriebenem Parmesankäse und rühre es eine halbe Stunde; bestreiche kleine Pasteten-förmchen mit zerlassener Butter, gebe in jedes einen Eßlöffel von der Polenta, dann ebensoviel von der Fleischmasse und wieder einen Löffel Polenta und backe die Pastetchen bei gelindem Feuer eine halbe Stunde, stürze jedes auf ein frisches Feigenblatt, drücke einige Tropfen Citronensaft darauf und serviere gleich. Die Feigenblätter oder, in deren Ermangelung Traubenblätter, werden vor dem Gebrauche eine Weile in frisches Wasser gelegt und hernach gut abgetrocknet.

Zur Polenta nehme man grobkörniges Maismehl, rühre davon, mit einem großen Rührlöffel, so viel in kochendes etwas gesalzenes Wasser, daß sich ein lockerer Brei bilde, denn das Maismehl geht im Kochen sehr auf, brennt auch leicht an, weshalb man es beständig kräftig rühren muß und kein zu starkes Feuer haben darf, und so rührt man fort, etwa eine Viertelstunde lang, bis die Polenta so dick und fest ist, daß man nicht mehr rühren kann und stürzt sie jetzt auf eine Schüssel.

Will man die Polenta, Nationalgericht der Italiener, Hausgericht des Volkes und ein Lieblingsgericht Friedrichs des Großen, als selbständige Schüssel geben, so bestreue man sie unmittelbar nach dem Stürzen, dicht mit geriebenem Parmesankäse, übergieße sie mit brauner Butter und serviere sofort, was Belieben noch mit einer Beilage, Schinken, Wurst oder dergl. Friedrich der Große liebte sie besonders mit gebratenem Aal.

Hasenpastete, die nicht gebacken wird. Man brate einen schönen, jungen, gespickten Hasen in Butter recht saftig, aber nicht zu gar und schneide, wenn er erkaltet ist, das Fleisch des Ziemers in fingerdicke, schiefe Scheiben; nehme dann ½ k gebratenes Kalbfleisch, das Fleisch von den Hasenschlegeln, koche in Wasser angekochte, dann in Butter gedämpfte Zwiebeln, ein Sardellen, einen halben Eßlöffel gewürztes Salz, die Abschnitte von 60 g getrockneten und in Rotwein und Wasser recht weich gekochten Trüffeln, hacke alles zusammen und stoße es dann mit 125 g recht frischer Butter recht fein, streiche es durch ein Sieb, gebe davon zwei Querfinger hoch in die Pasteten-Terrine und drücke es möglichst fest ein; darüber lege man von den Hasenfleischscheiben dicht aneinander und Scheibchen von den gekochten Trüffeln und wechsle so mit den Lagen ab, bis die Terrine gefüllt, oben mit Farce geschlossen und alles gut eingedrückt und die Pastete nun ganz fertig ist.

Gebratener Hecht. Man ziehe einem schönen großen Hecht die Haut ab, spicke ihn über den Rücken hin fein mit Speck und stecke den Schweif in den Rachen, so daß er einen Ring bildet, bestreue ihn mit fein gestoßenem und gesiebtem Weißbrot, lasse in einer Bratkasserole reichlich Butter heiß werden und lege den Fisch mit ein paar Citronenscheiben auf den Bauch hinein, begieße ihn fleißig mit der Butter, thue zuletzt saure Rahm und reichlich Kapern daran und richte ihn, mit feiner Sauce umgeben, an.

Ostindischer Reis. Man koche ½ k gut gewaschenen besten Karolinareis in reichlich Wasser weich, doch so, daß die Körner ganz bleiben, gieße ihn dann auf einen Seiher und lasse ihn kalt werden; koche unterdessen ¼ k Zucker mit einem starken ⅛ l Wasser, bis er Fäden zieht, gebe ihn, wenn er etwas erkaltet ist, unter den Reis und danach ein Glas Arak oder Rum, vermische es gut und menge zuletzt eingemachten Ingwer, in großen Würfeln geschnitten, hinein und richte in einer Schale an. Der Reis darf nicht zu steif, sondern soll mehr musartig sein, und wenn man Ingwer nicht liebt, so kann man statt dessen Succade oder eingemachte Melone nehmen, auch die Schale noch mit eingemachten Aprikosen garnieren, aber das eigentümliche dieses Nationalgerichtes geht dann doch verloren.

Quitten-Baisers. Man koche einige Quitten in Wasser weich, schäle sie und reibe das Fleischige auf einem Reibeisen ab, wiege 375 g davon und thue es in eine Schüssel; siebe dann ¼ k feinen Zucker, schlage sechs Eiweiß zu Schnee und gebe nun einen Eßlöffel Schnee und einen Eßlöffel Zucker an das Quittenmark, rühre dies eine Weile, gebe dann wieder einen Eßlöffel von jedem hinein und fahre so fort, bis Zucker und Schnee aufgebraucht sind; füge nun noch die abgeriebene Schale und den Saft einer Citrone hinzu, setze kleine Häufchen auf weißes Papier und trockne sie langsam in einem sehr kühlen Ofen (Röhre), der offen stehen muß, denn die Baisers müssen hart sein, aber weiß bleiben. — Sehr fein.

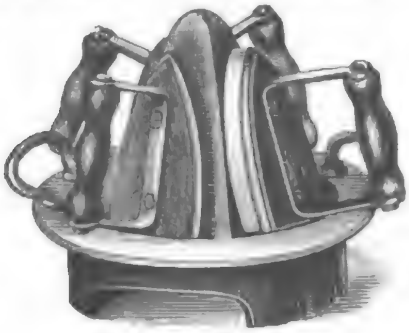
Schwarzbrottorte. Man röste 125 g Schwarzbrot und stoße es fein, feuchte es mit etwas rotem Wein an und lasse es ein wenig antrocknen; rühre dann zwölf Eidotter mit 375 g fein geriebenem Zucker eine halbe Stunde und füge ¼ k fein geriebene, nicht abgezogene Mandeln, etwas abgeriebene Citronenschale, etwas zu Würfelchen geschnittene Succade, fein gestoßenen Zimt und Gewürznelken, das Brot, einen kleinen Guß Arak und zuletzt den Schnee von zwölf Eiweiß hinzu, backe die Torte etwa eine Stunde lang und streiche, wenn sie erkaltet ist, folgenden Guß darüber: Man rühre 125 g gesiebten Zucker mit einem Eiweiß recht lange und dann 30 g fein geriebene Schokolade, etwas Citronensaft und auch etwas Arak daran. — Sehr gut und kräftig.

Wein-Schokolade. Man koche 50 g Chokolade und 15 g Zucker mit einer halben Flasche gutem weißen Wein, verklopfe zwei Eidotter mit etwas Wein und gebe sie an die Schokolade,

quirle diese bis zum fervieren und lasse fingerlange und fingerdicke geröstete Weißbrotschnitten, als Scheiterhäufchen geordnet, dazu reichen. — Besonders an kalten Herbst- und Wintertagen, sehr angenehm.

Praktische Hausgeräte.

Neue Plätt- oder Bügelpfanne (System Steffens). Der vorstehend skizzierte neue Apparat ermöglicht es zu jeder Zeit, wenn Feuer im Kochherde ist, also ohne besondere Heizvorrichtung, gleichzeitig vier Plätteisen in ganz kurzer Zeit — etwa 10 bis 15 Minuten — plättrecht zu erwärmen: dieselbe wird in die Herdplatte eingehängt und ersetzt den wesentlich teureren Plättofen, der eine besondere Feuerung, sowie Abzugsröhren bedingt; die hierzu gehörigen Plätteisen sind, wie beim schwedischen Plättofen, ohne Stähle oder Bolzen, und fünf solcher Eisen genügen, um zwei Plätterinnen unausgesetzt beschäftigt zu erhalten. Die neue Plättpfanne ist ein wirklich nützlicher Apparat, wie das Cohnsche Magazin in Berlin bereits deren mehrere hier mit



Neue Plätt- oder Bügelpfanne.

Erfolg eingeführt hat, sie erspart die Kosten des Brennstoffes und die nicht minder kostbare Zeit, ist in der Benutzung sauber und wenig umständlich und der Preis von 6 Mark ermöglicht deren Beschaffung auch kleineren Haushaltungen. Der Apparat ist ca. 255 mm hoch und bedarf für den Herd eines Raumes von ca. 240 mm. Die Plätteisen werden in jeder gewünschten Anzahl geliefert und haben eine Länge von ca. 155 mm, eine Breite von ca. 100 mm, eine Stärke von ca. 52 mm und ein Gewicht von ca. 2,75 kg; der daran befindliche Holzgriff macht die Handhabung zu einer bequemen. Der Preis eines solchen Eisens stellt sich auf 4 Mark, jedoch können auch schwerere und größere Eisen zur Plättpfanne benutzt werden.

Schinkenbeutel und Fleischnetz. Eine kleine Vorrichtung aus Gaze gefertigt, welche man in der Speisekammer, oder außen an dem Fenster, oder wo es sonst paßt, aufhängt, um dem Inhalt Luft zuzuführen und denselben vor Fliegen ꝛc. zu schützen. — Der außen befindliche verzinnte eiserne Haken dient zum Anhängen des Beutels, der innen befindliche zum Anhängen des Schinkens oder dergleichen. Unsere Skizze zeigt nun das Fleischnetz mit einem hängenden Tellereinsatz versehen, auf welchem der Teller mit der Fleischspeise sich befindet; die erstere Ausführung ohne Tellereinsatz kostet 3 Mark, die letztere 5 Mark. Die ganze Vorrichtung nimmt geringen Raum ein, hat eine Höhe von ca. 42 cm und einen Durchmesser von ca. 38 cm; sie ersetzt einen kleinen Fliegenschrank, ist bequem zusammenzulegen und aufzubewahren und in der Hauswirtschaft sicherlich von großem Nutzen.

Schinkenbeutel und Fleischnetz.

Hygieinische Schaukelsitz-Badewanne. Die Schaukelsitz-Badewanne ist im Fußgestell mit eisernen Schienen versehen und hat eine schaukelartige Anordnung nach Art des Schaukelstuhls; sie dient in gleicher Weise für Erwachsene wie für Kinder, ebenso für schwache und kranke Personen, und der Aufsitz, den man mit Leichtigkeit hoch und niedrig stellen kann, ermöglicht es, ohne jegliche körperliche Anstrengung sich in die Wanne hineinzusetzen und dieselbe in gleicher Weise ohne Umstände zu verlassen. Man ruht in der Schaukelsitz-Badewanne bequem wie in einem Sessel, Rücken und Oberkörper finden in natürlicher Lage an der Rücklehne ihren Stützpunkt, und das Emporheben oder Aufstützen des Körpers durch die Arme kommt in Wegfall, vielmehr stützen allein die Füße den Badenden beim Ein- und Aussteigen. Der Badende verliert niemals die Gewalt über seinen Körper und kann seine Lage stets, wie er es wünscht, ändern, sowie durch Vorneigen des Oberkörpers die Schaukelsitz-Badewanne so stellen, daß er sich ohne Hilfe aus derselben, wie von einem Stuhl, erhebt. Die Konstruktion des Aufsitzes verhindert jegliches Ueberspritzen des Wassers auch beim Schaukeln, während diese Manipulation anderseits die Körperteile nach Belieben des Badenden bespült. Hände und Arme bleiben bei Benutzung dieser Schaukelsitz-Badewanne vollständig frei, und man kann, wenn erforderlich, während des Badens die Körperteile nach ärztlicher Anordnung waschen, bespritzen u. s. w. Der Verbrauch an Wasser ist ein ungewöhnlich geringer.

Dieser nützliche Apparat hat am Aufsitz eine Höhe von ca. 50 cm, an der Rücklehne gemessen von ca. 75 cm und eine Breite von ca. 47 cm. Vorrätig ist die hygieinische Schaukelsitz-Badewanne (ebenso wie die anderen erwähnten Neuheiten) im Magazin des königl. Hoflieferanten E. Cohn in Berlin SW, Leipzigerstraße 88, und kostet daselbst 25 Mark. Die Verpackungskosten betrugen 3 Mark.

Der Photorevolver.

Unsern Lesern sind sicherlich die staunenswerten neueren Errungenschaften der Photographie nicht unbekannt geblieben. Sie wissen, daß es mit Hülfe der sogenannten Trockenplatten gelang, galoppierende Pferde, in voller Fahrt begriffene Schnellzüge, ja den Flug der so geschwinden Taube photographisch zu fixieren, und daß man hofft, auch die unendlich raschen Flugelbewegungen der Insekten auf demselben Wege in ihre Bestandteile zerlegen zu können. Sie wissen auch, daß zu diesen Aufnahmen unter günstigen Umständen der unfaßbar geringe Zeitraum von $^1/_{800}$ Sekunden genügt, und daß dieses äußerst rasche Arbeiten des Sonnenlichts auch unbedingt erforderlich ist, weil die Aufnahmen sonst undeutlich würden.

Legt doch beispielsweise ein Jagdzug mit 75 Kilometer stündlicher Fahrt in der Sekunde 21 Meter zurück, so daß er sich in der oben erwähnten Exponierungszeit um etwa $2^1/_2$ Centimeter fortbewegt!

Zu diesen Augenblicksaufnahmen dienen neben besonders gebauten, sich sonst aber von den gewöhnlichen äußerlich kaum unterscheidenden photographischen Apparaten, sogenannte photographische Gewehre, mit denen man nach dem aufzunehmenden Gegenstande, z. B. einem Vogel, zielt. Diese Gewehre nehmen indessen viel Raum ein und sind schwer unterzubringen, abgesehen davon, daß der Träger Gefahr läuft, von übereifrigen Feldhütern, denen Talbots Kunst ein Buch mit sieben Siegeln geblieben, wegen nicht vorhandenen Jagdscheins gepfändet zu werden.

Wir ziehen aus diesen Gründen den neuerfundenen Photorevolver von E. Enjalbert in Paris vor. Der Lauf dieses sich äußerlich von einem Revolver kaum unterscheidenden Apparates enthält ein winziges Objektiv, welches sich nach Belieben verrucken läßt, in dem ersten Ringe liegt die Kamera, und es ist in dem zweiten Ringe eine Anzahl Trockenplatten von vier Centimeter Flächeninhalt untergebracht, welche nacheinander vor das Objektiv treten, wenn man den Drücker unten in Thätigkeit versetzt. Der Hahn oben hinter der Plattenkammer dient zur Feststellung des Ringes während der Aufnahme.

Die Bilder sind allerdings wegen des geringen Umfanges an sich kaum verwendbar. Es ist indessen ein Leichtes, dieselben zu Hause mit Muße selbst zu vergrößern oder von einem Photographen vergrößern zu lassen.

Es leuchtet ein, daß ein solcher, bequem in der Tasche zu tragender Apparat Militärs im Felde, Reisenden und Touristen, Zeitungsberichterstattern, Künstlern, die z. B. eine hübsche Scene oder eine Landschaft festzuhalten wünschen, höchst schätzbare Dienste leisten kann.

Nur thut man wohl, beim Zielen nach Menschen, den Photorevolver mit einem Tuch zu bedecken und ihn dadurch einem kleinen Fernrohr ähnlich zu machen. Sonst denken die Leutchen, es trachte ihnen ein Räuber, wenn nicht nach dem Leben, so doch nach dem Geldbeutel, und man setzt sich Unannehmlichkeiten aller Art aus. G. v. M.

Digitized by Google

Zum Kopf-Zerbrechen.

Zweisilbig.

Gib nur erst die erste der Silben —
Die letzte an Macht wirst du werden:
Das Ganze kann dir verleiden
Den schönsten Fleck auf der Erden.

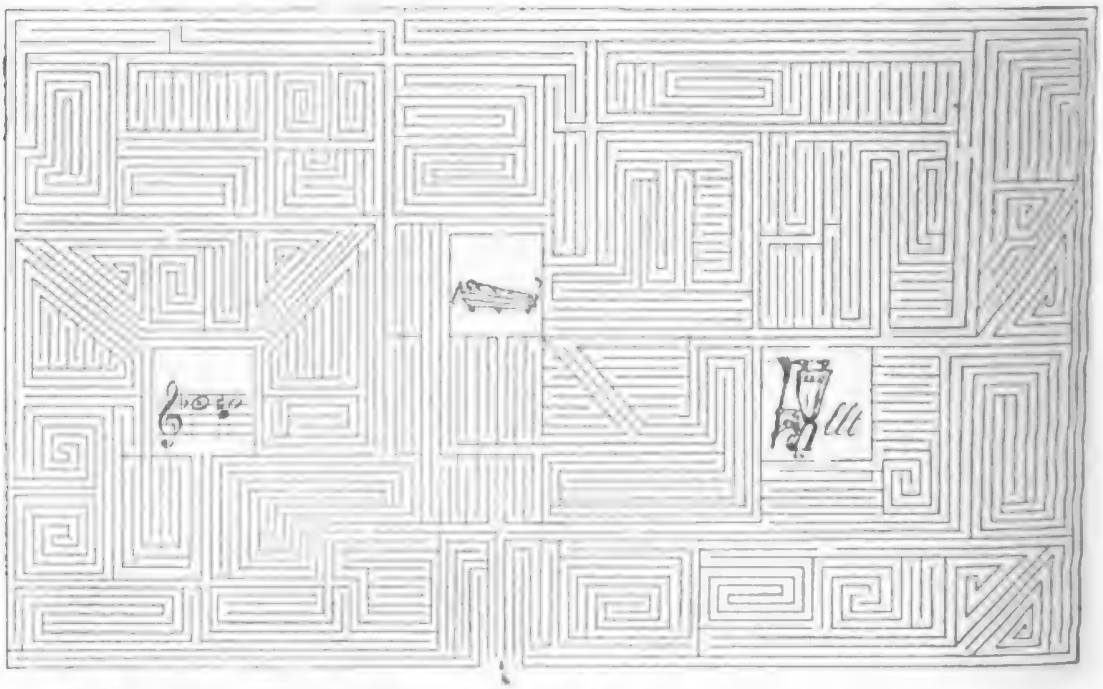
Silbenrätsel.

au, d, dl, du, e, e, e, er, er, en, fu, fr, ge, gu, hr, in, in, it, ma, rd, rt, rch, s, t, te, wi, wo, we, nn.

Aus den obigen Buchstaben und Buchstabenzusammenstellungen lassen sich 12 Wörter bilden, welche eine bekannte Stelle aus Goethe ergeben.

Labyrinth-Preis-Rätsel.

Bei den jüngsten Ausgrabungen auf klassischem Boden ist auch das Fundament eines Labyrinths aufgefunden worden, das in der Rekonstruktion eines unserer ersten Archäologen etwa nachfolgenden Grundriß zeigt. Bis jetzt gelang es keinem Gelehrten, den Weg durch die verschlungenen Gänge zu finden, und wenn die Wanderungen nicht bloß auf dem Papier ausgeführt worden wären, würden die Herren zweifellos einem erschrecklichen Hungertode verfallen sein. Wir unterbreiten nun unseren rätselgrübelnden Lesern den Grundriß, und um ihnen die Mühe zu versüßen, stellen wir auf die Lösung des Rätsels nachfolgend verzeichnete Preise. Zur Bedingung müssen wir es aber machen, daß der verehrliche Herr Löser die drei von moderner Hand mit Rebussen gezierten offenen Felder in richtiger Reihenfolge nacheinander durchschreite.



Das Labyrinth-Preis-Rätsel wird nochmals auf dem Umschlage des ersten Heftes zum Abdruck gebracht werden, damit es den Lösern möglich wird, die Lösung in das Labyrinth einzuzeichnen, um es dann ohne Schaden für das Heft herauszunehmen und an uns einzusenden. Das Resultat der Verloosung wird im dritten Heft bekannt gegeben. — Alle Einsendungen, die bis zum 1. November eingehen, finden Berücksichtigung.

Preise: 1. Preis: Falke, Hellas und Rom (Prachtwerk, M. 70); 2. Preis: Klein und Thomé, Die Erde und ihr organisches Leben (2 Bde., M. 33); 3. Preis: Falke, Illustrierte Kostümgeschichte der Kulturvölker (M. 28); 4. Preis: A. v. d. Elbe, Heliandsänger (M. 7); 5. Preis: 5 Bände der Collection Spemann nach Wahl; 6. Preis: 3 Bände desgl., ebenfalls nach Wahl.

Rätsel.

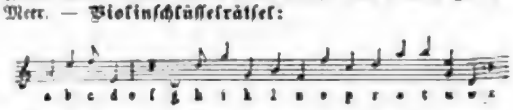
Du mußt, willst du mein Wort erschau'n, zur Himmelshöh' den Blick erheben;
Und stellst du seine Zeichen um, o Mensch, dann ist's das Erdenleben.

Versetzrätsel.

1. Meine Gewässer verbinden zwei vielbefahrene Meere;
   Gibst du für „Ei" mir ein „A", führ ich besonderen Saft.
2. Schreibst du mit „r" mich, so rag ich empor in türkischen Landen;
   Schreibst du mich aber mit „n", rag ich im deutschen Gebiet.
3. Wandle das „o" in ein „e" im Namen des großen Hellenen:
   Siehe, ein deutscher Poet, der in der Fremde verstarb.
4. Drei Zeichen nur zählt das Lied voll hoher Begeisterung;
   Noch ein Zeichen, es rauscht als germanischer Strom.
5. Gib dem Sohne der Alpen, dem lustigen Vasallen der Drave
   Noch ein Zeichen, er wird in der Ostwelt zum Strom.
6. Labe dich froh an den letzten, doch nie genieße das Ganze,
   Möchtest sonst werden, mein Sohn, was die erste besagt.

Auflösungen zu Heft 11, S. 576.

Silbenrätsel: Dortmund, Nachtlager, Mailand. — **Versetzrätsel:** 1. Ur, Uhr; 2. Orkan, Koran; 3. Schachtel, Achtel; 4. Donar; 5. Suez, Zeus; 6. Oder, oder; 7. Schill, Schiller; 8. Nashorn; 9. Donau; 10. Atlas, Salat; 11. Taurien, 12. Auerbach. — **Rebus:** Macht geht vor Recht. — **Steganithmogryph:** Vase, Oboe, Möwe, Fuge, Erde, Loge, Sage, Jose, Ulme, Mode, Mole, Ente, Elbe, Rabe: Vom Fels zum Meer. — **Violinschlüsselrätsel:**



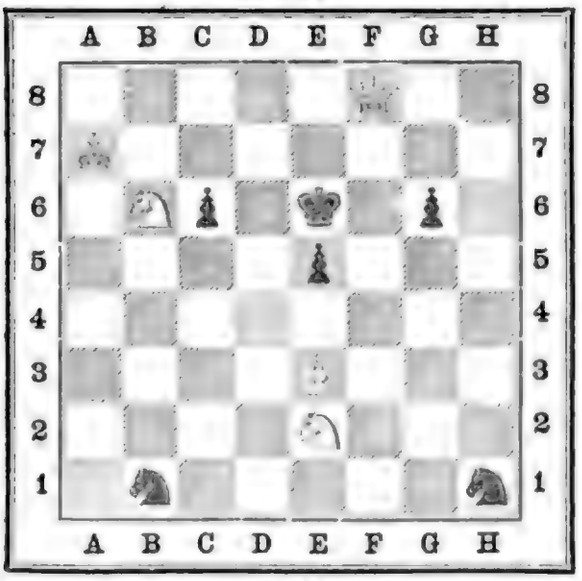
Buchstabenrätsel: Freitag, Brod, Baucis, Balzac, Floh, Bad, Ada, Bug: „Treulich geführet ziehet dahin" (aus Lohengrin). „O du mein holder Abendstern" (aus Tannhäuser). — **Rätsel:** Strauß.

Digitized by Google

Schachaufgabe Nr. 8

von Fr. Dubbe in Rostock.

(Schwarz.)



(Weiß.)

Weiß zieht an und setzt in vier Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen. II.

Von J. Jespersen in Hjortlund.

Weiß. Kh4. Td1, g5. Lh1, h8. Sf6, f8. Bc5, g3.
Schwarz. Ke5. Ld4. Sc7. Bc4, f5, h2.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Schachpartie Nr. 3.

(Falkbeer-Gambit.)

Diese Partie, welche sich namentlich durch den überaus glänzenden und unerwartet rapiden Schluß auszeichnet, wurde zu Breslau in der ersten Hälfte der 60er Jahre von Meister Anderssen gegen einen seiner talentvollsten Schachschüler, den jetzigen Professor Rosanes gespielt.

J. Rosanes. Weiß.	Adolph Anderssen. Schwarz.
1. e2 — e4	e7 — e5
2. f2 — f4	d7 — d5
3. e4 — d5:	e5 — e4
4. Lf1 — b5 +	c7 — c6
5. d5 — c6:	Sb8 — c6:
6. Sb1 — c3	Sg8 — f6
7. Dd1 — e2[1]	Lf8 — c5
8. Sc3 — e4:	Rochiert.
9. Lb5 — c6:	b7 — c6:
10. d2 — d3	Tf8 — e8
11. Lc1 — d2[2]	Sf6 — e4:
12. d3 — e4:	Lc8 — f5
13. c4 — c5	Dd8 — b6
14. Rochiert[3]	Lc5 — d4
15. c2 — c3	Ta8 — b8
16. b2 — b3	Te8 — d8!
17. Sg1 — f3	Db6 — b3:!
18. a2 — b3:	Tb8 — b3:
19. Ld2 — e1	Ld4 — e3 +
20. beliebig.	Tb3 — b1 matt.

Erläuterungen: 1) Vorzuziehen war d2 — d4. 2) In Betracht kam Lc8 — f5. 3) Die Rochade scheint alles sicherzustellen, man beachte aber die Schnelligkeit, Eleganz und große Feinheit, mit welcher der Nachziehende den Gegner überwältigt.

Lösung von Nr. 7.

1. Lc6 — a4	c4 — c3
2. La4 — c2	f5 — e4:
3. Te3 — c3:	beliebig
4. f2 — e3:, Te3 — f3: matt.	

Naturanstalten in der Häuslichkeit.

Von

Dr. Karl Ruß.

3. Stubenvögel. Allgemeines.

Viel weiter verbreitet und viel tiefer ins Volksleben gedrungen, als man anzunehmen pflegt, ist die Liebhaberei für die Stubenvögel im allgemeinen. Wie sollte es auch anders sein — worin könnte der Großstädter zwischen den starren Mauern einen Ersatz für die Naturgenüsse, welche er entbehren muß, anmutender und befriedigender finden, als im Jubelliede seines hochbegabten Lieblings, als in dem Familienbilde, welches ein Pärchen gefiederter Gäste vor seinen Blicken entfaltet?! Nicht minder wertvoll zeigt sich der Vogel als Stubengenosse für den Landbewohner, denn einerseits ist ein solcher als Hausfreund und Genosse auch für den allerärmsten Mann zugänglich und anderseits hält der Vogel in Gesang, Farben und Bewegung auch in der rauhen Jahreszeit gewissermaßen ein Stückchen Frühling fest, welches er seinem Pfleger um so wohlthuender entgegenbringt, je eisiger es draußen stürmt und schneit. Darin also ist die Neigung für die uns umgebende gefiederte Welt tief begründet.

Es ist förmlich rührend, zu schauen, mit welcher innigen Liebe der einfache Handwerker seinen Fink, seine Meise oder seinen Zeisig verpflegt, mit welcher Aufopferung dieser seinen kostspieligen, edeln Kerbtierfresser, einen Sänger ersten Ranges, Nachtigall, Sprosser, Schwarzplättchen u. a. hält, mit welcher fast krampfhaften Sorgsamkeit jener seine feinsten Harzer Kanarien überwacht, mit der einer den Lieder pfeifenden ‚gelernten‘ Gimpel bewahrt, der andere ein Pärchen kleine Prachtfinken zu züchten sucht, der dritte eine ganze Vogelstube mit allerlei tropischem Gefieder unterhält, der vierte einen sprachbegabten Papagei eingewöhnt und dann abrichtet u. s. w.

Selbstverständlich muß ich in diesen Anleitungen die ganze Reihenfolge aller solcher Neigungen berücksichtigen und also dem mannigfaltigen Geschmack auf diesem weiten Gebiet nach allen Seiten hin Rechnung tragen, und von diesem Gesichtspunkte aus bitte ich zunächst die folgenden Ratschläge für die Behandlung und Pflege der Stubenvögel im allgemeinen beachten zu wollen.

Vor allem sollte jeder, der irgend einen gefiederten Gast anzuschaffen wünscht, sorgsam prüfen, welche Art aus der wahrhaft unermeßlichen zu Gebote stehenden Mannigfaltigkeit der einheimischen und fremdländischen Stubenvögel sich für seine Verhältnisse eignet, bzl. seinen Anforderungen entspricht. Um zu diesem Ziel zu gelangen, gibt es aber nur einen Weg, das ist das Streben nach möglichst gründlicher Kenntnis der in Betracht kommenden Vögel. Die letztere ist auch noch von einem anderen Gesichtspunkt aus erforderlich, nämlich dem, daß wir einerseits nur dann die rechte Freude an dem Vogel haben können, wenn wir ihn in seinem ganzen Wesen, nach allen seinen Eigentümlichkeiten und Leistungen hin kennen, und anderseits, daß wir nur dann die Aussicht haben, ihn für die Dauer am Leben und gesund zu erhalten, wenn wir von allen seinen Bedürfnissen unterrichtet sind und dieselben nicht allein mit Sorgfalt, sondern auch durchaus naturgemäß zu befriedigen vermögen.

Beim Einkauf eines Vogels haben wir aber nächstdem notwendigerweise darauf zu achten, daß er vor allem gesund und lebensfähig in unseren Besitz gelange und zur Beurteilung seines Zustandes müssen wir ihn daher auf folgende Gesundheitszeichen prüfen. Er muß seine natürliche Lebhaftigkeit und wenn möglich ein glatt und schmuck anliegendes, keinesfalls aber am Unterleib beschmutztes Gefieder, klare und lebhafte, nicht trübe oder matte Augen, nicht schmutzige oder verklebte Nasenlöcher und keinen spitz hervorstehenden Brustknochen haben; er darf beim Stillsitzen nicht kurzatmig sein. Abgestoßenes Gefieder, fehlender Schwanz und beschmutzte Federn an verschiedenen Körperteilen sind freilich die leidigen Zugaben, welche die Gefangenschaft fast allen kürzlich eingeführten oder vom Fänger gekauften Vögeln gebracht hat; wenn dabei aber alle Gesundheitskennzeichen im übrigen vorhanden sind, so dürfen die ersteren nicht als gefahrbringend angesehen werden.

Eine Hauptbedingung für das Wohlgedeihen aller Stubenvögel liegt in der zweckmäßigen Einrichtung ihrer Wohnungen. Wenn man auf den Ausstellungen oder in den Verkaufsläden der Nadler die vielen sinnlos eingerichteten, ja teilweise sogar tierquälerischen runden polierten, mit unzähligen Schnörkeleien, Erkerchen, Türmchen u. dgl. ausgestatteten, wohl gar in kunstvoller Laubsägearbeit hergestellten Käfige sieht und den Fabrikanten Vorwürfe macht, so haben sie den wohlbegründeten Einwand, daß das Publikum dieselben durchaus in solcher Weise haben will und alle anderen, zweckmäßigeren ungekauft läßt. In neuerer Zeit ist es zwar schon etwas besser geworden, denn wir haben in den meisten großen Städten Käfigfabriken, welche

förmlich darin wetteifern, zweckentsprechende Vogelbauer herzustellen; aber das Bessere auf diesem Gebiet vermag nur außerordentlich langsam zur Geltung zu gelangen, weil einerseits nur zu vielfach das Verständnis fehlt und weil anderseits leider nur zu oft das Hübsche dem Tauglichen vorgezogen wird.

Ein guter **Vogelkäfig**, gleichviel für welche Bewohnerschaft, muß vor allem folgenden Anforderungen entsprechen. Er biete genügenden Raum, so daß die Vögel sich ausreichend bewegen können. Bei allem kleineren Gefieder ist dies unschwer zu erreichen, bei großen Vögeln, besonders Papageien, ist es aber kaum möglich und man muß daher in anderer Weise, auf die ich weiterhin zurückkommen werde, Abhilfe schaffen. Sodann halte man an dem Grundsatz fest, daß jeder Vogelkäfig eine möglichst ansprechende Form haben muß, wohlverstanden aber, ohne daß er dadurch an seiner bequemen Einrichtung Abbruch erleidet. Man wähle stets einen Käfig, welcher mehr lang als tief und hoch und oben sanft gewölbt oder auch viereckig ist. Ausbuchtungen, welche zur Zierde dienen, von den Vögeln aber nicht benutzt werden können, sondern nur Raum rauben, sollte ein guter Käfig niemals haben, ebensowenig Schnörkeleien und andere derartige überflüssige Verzierungen. Schmuck ist immerhin willkommen, keinenfalls aber darf er auf Kosten der praktischen Brauchbarkeit angebracht sein. Man zieht meistens Käfige vor, welche ganz von Metall sind, doch in gewissen Fällen zeigen sich auch Holzkäfige als vorteilhaft; immer sollte jedoch wenigstens die Schublade aus Zinkblech gefertigt sein. Der Sockel sei stets möglichst hoch, damit der Vogel kein Futter hinauswerfen und die Stube verunreinigen kann. Die Schublade muß leicht ein- und ausschiebbar sein und eine herabfallende Klappe haben, welche die Oeffnung verschließt, wenn sie zum Reinigen herausgenommen wird. Die Erkerchen oder sonstigen Räume, in denen die Futter- und Wassergefäße stehen, dürfen keinenfalls dunkel, sondern müssen recht hell und auch für die scheuesten Vögel leicht auffindbar sein. Je nach Geschmack darf man ein rundes, maschiges oder gitterartiges Drahtgeflecht wählen, doch soll dasselbe stets so eng sein, daß der Vogel nicht den Kopf hindurchzwängen kann, und das erstere muß auch stets gut verzinnt werden, damit er nicht mit den Krallen irgendwo hängen bleibe. Zum Anstrich soll man nur Lackfarben nehmen, welche so fest und glatt antrocknen, daß die Vögel nichts davon abnagen können. Dunkle Farben sind vorzuziehen, weil sie die Vögel besser für das Auge hervortreten lassen. Die Sitzstangen sollen von weichem leichtem Holz, nicht aber von Rohr, Hollunderzweigen oder dergleichen angefertigt sein, weil in den letzteren sich nur zu leicht Milben einnisten; sie dürfen nicht zu dünn sein, sondern der Vogelfuß muß sie eben nur umfassen können, und am besten bringt man für jeden Käfig dickere und dünnere zugleich aus frischgeschnittenen Zweigen von Obstbäumen, Birken, Buchen u. a. an, welche von Zeit zu Zeit, je öfter desto besser erneuert werden. Man lege die Sitzstangen nicht übereinander ein, damit die unteren nicht von den oberen herab verunreinigt werden können; auch müssen sie stets zwei bis drei Finger breit von der Käfigwand entfernt bleiben, weil sich sonst die Vögel die Schwänze zerstoßen. Jeder Käfig sei so eingerichtet, daß er leicht und vollständig gereinigt werden kann. Die Futter- oder Trinkgefäße seien immer nur aus Porzellan oder Glas.

Nächstdem hat der Vogelfreund mit möglichster Sorgfalt alle Einflüsse zu vermeiden, welche für die Erhaltung und das Wohlgedeihen seiner Pfleglinge verderbendringend werden können; als solche sind zu nennen: Zugluft, plötzliche und starke Wärmeschwankungen, Naßkälte, verdorbene, mit Dunst oder Qualm erfüllte Luft und Unreinlichkeit. Wenn ein wertvoller Vogel, ein sprechender Papagei oder dergleichen, trotz der sorgsamsten Pflege dennoch erkrankt und zu Grunde geht, ohne daß man eine Ursache aufzufinden weiß, so liegt dieselbe vielleicht trotzdem recht nahe, darin nämlich, daß sein Käfig an einer Stelle steht, wo die bei jedem Oeffnen der Thür aus dem kälteren Nebenzimmer hereinströmende Luft ihn trifft; ja es kann ihm schon starken Schnupfen, Hals- und Lungenentzündung bringen, wenn die Versorgerin im Winter aus einem ungeheizten Raum kommend rasch herantritt, so daß in der gleichmäßig warmen Stubenluft plötzlich eisige Kälte aus ihren Kleidern ihm entgegenweht. Des Morgens beim Reinmachen der Zimmer droht allen Vögeln, namentlich den zarteren Prachtfinken und Papageien, feinsten Kanarien u. a. Gefahr, ohne daß die liebevollen Pflegerinnen nur daran denken. Durch das Aufrühren des Staubes, das Wischen und Waschen und das plötzliche Oeffnen der Fenster werden Naßkälte, Zugluft und Wärmeschwankungen hervorgebracht, welche schon den Menschen Unbehagen, Schauer, Erkältung, Schnupfen u. s. w. bringen und erklärlicherweise auf die Tropenvögel erst recht verderblich einwirken. Vor dem allmorgentlichen Reinigen und Lüften der Zimmer sollte man daher alle Sing- und Schmuckvögel stets in eine andere Stube bringen, oder wenn ihre Käfige dies nicht gestatten, die letzteren wenigstens während dessen mit dichten Decken sorgfältig schützen.

Im übrigen hat die Erfahrung längst ergeben, daß fast alle unsere Stubenvögel keineswegs besonders hinfällig sind; bei sorgsamer Pflege erhalten sich die kleinen zierlichen Prachtfinken von Afrika, Asien und Australien zehn Jahre und weit darüber hinaus und gleicherweise die einzelnen Sänger vortrefflich im Käfig; manche Papageien erreichen bekanntlich ein staunenswert hohes Alter und selbst von den als äußerst zart und weichlich angesehenen Vogelgattungen hat es sich in letzterer Zeit ergeben, daß sie bei verständnisvoller Pflege gar nicht so leicht sterben, wenn sie nur überhaupt gesund und lebensfähig zu uns gelangt sind.

Es ist selbstverständlich, daß ich nach dieser allgemeinen Uebersicht nun nähere Anleitungen für die Pflege der Angehörigen aller einzelnen Vogelgruppen geben werde, und beiläufig sei mir der Hinweis gestattet, daß ich in denselben auf die Darstellungen in meinem „Handbuch für Vogelliebhaber" I. (fremdländische Vögel), II. (einheimische Vögel) und in dem größeren Werk „Die fremdländischen Stubenvögel" IV. (Lehrbuch der Stubenvogel-Pflege, -Abrichtung und -Zucht), welche beide im Creutzschen Verlag in Magdeburg erschienen sind, fuße. Wer sich also näher über all dergleichen unterrichten will, sei auf diese Bücher hingewiesen.

Neue Bücher.

Dichtungen und Balladen von Ernst v. **Wildenbruch**. Berlin, Freund & Jeckel, 1884. Unter diesem nicht ganz glücklich gewählten Titel (sind Balladen etwa keine Dichtungen?) hat der rasch berühmt gewordene Dramatiker abermals eine wertvolle Gabe geboten. Die kleine Sammlung enthält ein schwungvolles und geschickt aufgebautes „musikalisches Drama": „Daniel in der Löwengrube" und 12 Balladen, die nicht alle gleichwertig sind, unter denen aber einige Perlen für die geringere Wirkung der übrigen entschädigen; wir nennen an erster Stelle „Die Tochter des Inka", eine Ballade, die in fünf Abteilungen eine erschütternde Tragödie an uns vorüberziehen läßt, und das bereits früher (in „Nord und Süd") veröffentlichte „Herrenlied". Kürze, Kraft und dramatische Bewegtheit machen diese beiden Stücke zu einer wertvollen Bereicherung unserer Balladenlitteratur. Einzelnes von den anderen Dichtungen wäre besser fortgeblieben und hat nur als Buchfüllsel Berechtigung.

Ausgewählte Gedichte von Wolfgang **Kirchbach**. Leipzig, W. Friedrich, 1883. Kirchbach, der geist- und phantasievolle Verfasser von „Salvator Rosa" und der „Kinder des Reichs" zeigt in dieser Sammlung auch als Lyriker seine Urwüchsigkeit und ein kühnes Wandeln auf unbetretenen Bahnen. Er ist keiner von denen, welche stets von neuem ihre selbstzufriedenen Liedchen von Frühling und Liebe trällern oder sich in das Maskenkostüm verschollener Zeiten vermummen; er ist ein moderner Mensch im besten Sinne des Worts, in welchem ein mächtiger, gärender Ideengehalt nach Form und Gestaltung ringt. Dies Buch verlangt denkwillige Leser; aber ihre Mühe wird belohnt, indem ihnen eine großartige und eigenartige Auffassung von Natur und Leben teils in feierlichen Hymnen, teils in neckischem Humor entgegentritt. „Götter und Gestalten" und „Der neue Hiob" sind wohl die bedeutendsten Abschnitte des Buches; in den „Saturae" zeigt Kirchbach auch, daß er das Zeug zum Epigrammatiker in sich hat. Den Schluß bildet eine größere Dichtung „Die seligen Faune", ein reizend phantasievolles Märchen, nicht ohne satirische Spitzen und Tücken.

Nordische Melodien. Gedichte von Nikolai **Baumbach**. St. Petersburg, Erickson, 1883. In diesen „Nordischen Melodien" stellt sich uns N. Baumbach als ein recht beachtenswerter Lyriker hin. Sie sind voll Empfindung und Wärme, edel gehalten in der Form und ein reiches, tüchtiges Innenleben offenbarend. Man kann es nur mit Sympathie begrüßen, daß auch so weit entfernt vom eigentlichen „Deutschen Dichterwald" die Pflege deutscher Dichtung in würdigen Händen liegt. Das Buch ist auch äußerlich vortrefflich ausgestattet.

Schließlich möchten wir auf ein kleines belehrendes Heft aufmerksam machen, welches Blumenliebhaber nicht ohne Nutzen durchlesen werden: **„Mitteilungen des Klubs für Pflanzenzucht im Zimmer."** Wien 1884. Im Selbstverlage des Klubs. (Sekretär des Klubs: Hugo Körbe. 1. Bez. Kolowratring 6.) Dasselbe gibt auf zwei Lichtdrucktafeln die Bilder von einem heizbaren Blumentisch mit Glaskasten, einen Vermehrungskasten u. a., sowie einige beherzigenswerte Andeutungen über die Behandlung der beliebtesten Zimmerblumen und Pflanzen. Wir würden mit großem Interesse zahlreiche Fortsetzungen solcher „Mitteilungen" in die Hand nehmen.

Der lustige Gesellschafter.

(Freiwillige und unfreiwillige Mitarbeiter willkommen!)

Aus der Schule.

Professor (in der Geographiestunde): „Und wenn Sie nun von Mainz den Rhein hinunterfahren, da sehen Sie was, was so zwischen den bewaldeten Bergen hoch hervorragt (meint das neue Denkmal auf dem Niederwald), was ist das?“

Schüler: „Das Binger Loch.“ (Allgemeines Hallo!)

Einem Dichter ins Album.

Schaff', Dichter, deine Werke, wenn die Stimme,
Die innre, dich gewaltig dazu treibt;
Ob sie dem Hinz, ob sie dem Kunz gefallen —
Was kümmert's dich? Laß' dünken es dich gleich;
Wolltst du nach jedem neu geschriebnen Buche,
Um Beifall bettelnd, Stimmen sammeln gehn
Und jeden fragen: „Macht' ich's dir auch recht?“
Zu neuem Schaffen blieb' dir ja nicht Zeit! —

Gut motiviert.

Student (zu einem Fremden): „Wenn es Sie interessiert, eine Mensur mitanzusehen, bin ich gern bereit, Sie zu führen. Es wird heute in einem Wirtshause, kaum eine halbe Stunde vor der Stadt, geschlagen.“

Fremder: „Ich danke, ich bin Metzger!“

Stoßseufzer im Februar.

Donnerwetter! Die ganze Zeit war milde Witterung, so daß ich denke, der Winter ist vorbei. Und kaum habe ich den Ueberzieher versetzt, so wird's wieder kalt.

„Einsam bin ich nicht alleine.“

Reisender: „Schaffner, ich möchte allein sein!“
Schaffner: „Bitte, steigen Sie nur hier ein.“
Reisender: „Da sitzt ja schon ein Herr drinnen!“
Schaffner: „Ja, der will auch allein sein.“

Gratuliere!

Zwei ältere Herren begegneten sich einst in Teplitz auf der Promenade, begrüßten einander und begannen folgende Unterhaltung:

„Baden?“ fragte der Eine.
„Trinken!“ sagte der Andere.
„Militär?“
„Magnat!“
„So — so!“
„Polizeibeamter?“
„König!“
„Ah — so: gratulier'!“
„Adieu —!“
„Unterthänigster Diener!“

Einer der sehr einfach gekleideten Herren war der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der andere, ein reicher Grundherr aus Oesterreich. Beide hatten die Gewohnheit, sich sehr kurz zu fassen.

Unter Null!

„Welches Tier kann am meisten Kälte ertragen?“

„Der Floh! Denn er läuft im Winter bei der größten Kälte im Hemde herum.“

Nu!

A.: „Was ist die neueste Konserve?“

B.: „Ein gemachter Mann.“ (Titel einer neuen Jacobsonschen Posse.)

Ubi bene ibi patria.

Auf der Grenze zweier Dorfgemeinden ward der Leichnam eines Handwerksburschen gefunden, und zwar lag derselbe so, daß die Beine auf dem Gebiete der einen, der Kopf auf dem Gebiete der anderen Gemeinde lag. Beide Gemeinden weigerten sich, den Leichnam aufzuheben, bezüglich zu beerdigen. Nach längerem Wortwechsel sagte der Gemeindevorstand der Gemeinde, auf deren Gebiete der Kopf lag, zu seinem Gegner: „Den Leichnam habt ihr zu begraben; denn ‚Ubi bene ibi patria‘ wo die Beene sind, da ist das Vaterland.“

Zeitgemäße Liebesbezeugung.

An alle Anschlagssäulen möcht ich's kleben,
Der Rohrpost zur Beförderung geben.
In alle Telephone möcht ich's singen,
Ja durch Ballonpost weiter bringen,
Die Phonographen sollten's wiederholen
Von Afrika bis zu den Polen.
Durch Nebelhörner möcht ich es verbreiten,
Dein ist mein Herz zu allen Zeiten.

Allerlei Einfälle.

Es ist unmöglich, den Horizont vieler Leute anders zu erweitern, als daß man sie auf einen Berg schickt.

Mancher fühlt sich auf hohem Berggipfel über seine Mitmenschen erhaben und bedenkt nicht, daß er auf dem Rücken eines Esels dahin gelangt ist.

Es gibt Leute, welche dich um Aufklärung bitten, nur um dich belehren zu können.

Große Herren versprechen oft und hinterher erfährst du, daß sie sich nur versprochen haben.

Man trifft Leute, denen die Fähigkeit, sich kurz zu fassen, durch zu langes Schreiben verloren gegangen ist.

Die Eitelkeit nimmt, sowie die Augenschwäche, in der Regel mit den Jahren zu.

Wer dem Gitlen den Star sticht, muß sich darauf gefaßt machen, nicht als Operateur, sondern als Mörder ausgerufen zu werden.

Viele Menschen wissen nicht, was sie wollen, und wenn sie es wüßten, wollten sie es nicht.

Eine eigentümliche Täuschung ist darin gelegen, daß man unter den Fehlern seines Mitmenschen in der Regel die eigenen für die fremden hält.

Das verhängnisvolle Telephon.

Herr P. hat in einer kleinen Provinzialstadt ein Manufakturwarengeschäft. Vor einiger Zeit reist er nach Berlin, um sein Lager zu vervollständigen.

Nachdem in einem bedeutenden Engrosgeschäft große Einkäufe gemacht, wird er von dem Chef der Firma eingeladen, bei ihm zu mittag zu speisen. Herr P. nimmt dankend an. Nach Tische führt der Hausherr seinen Gast durch die eleganten Wohnräume und zeigt ihm auch das Telephon, welches die Privatwohnung mit den Lagerräumen verbindet.

Herr P. hat noch nie ein solches Instrument gesehen, der Gebrauch wird ihm erklärt und nun kann er der Versuchung nicht widerstehen, dasselbe praktisch zu probieren. Er tritt daher heran und ruft: „Sind die Waren für Herrn P. schon verpackt und expediert?“

Sofort erfolgt die Antwort zurück: „Nein, wir müssen uns noch näher erkundigen, er soll ein fauler Kunde sein!“

Landesübliches Tableau!

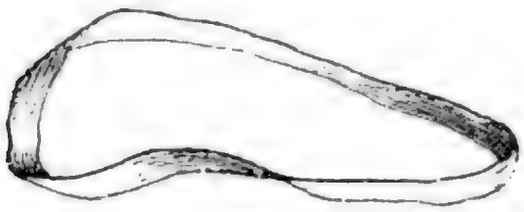
Militärische Rangfrage.

Unteroffizier: „Schulze, was ist ein Gefreiter?“
Schulze: „Der höhere Grad von Gemeinheit.“

Salon-Magie.

Von Alexander. [1])

Eine überraschende Erscheinung. Nimm ein ungefähr vier Fuß langes Band von einem Zoll Breite, oder statt dessen einen Papierstreifen von gleicher Länge und Breite, füge alsdann die äußersten Ende zusammen, so daß du dadurch einen großen Ring erhältst, beobachte aber dabei, daß du unbemerkt dem Bande in sich eine einmalige, also halbe Umdrehung gibst, ehe du die Enden zusammenfügst. Je länger das Band ist, um so weniger wird diese Umdrehung bemerkbar sein. Frage nun, wie viel Ringe entstehen würden, wenn du vermittelst der Schere



das Band der Länge nach wieder zerteilst, und man wird allgemein der Ansicht sein, daß alsdann aus dem einen, zwei Ringe entstehen, was jedoch falsch ist, da du auf diese Weise nur zu einem großen Ringe gelangst.

Wird das Band, ehe es zusammengefügt wird, **vollständig**, nicht **halb**, umgedreht, dann in erwähnter Weise zerschnitten, so erhält man zwei Ringe, die ineinander hängen.

Vermehren des Geldes in einem Hute. Es erfordert immer einige Uebung, einen Thaler oder sonstiges Geldstück in der Hand so zu verbergen, daß es scheint, als ob die Hand leer sei. Zur oberflächlichen Kenntnis sei hier nur erwähnt, daß dies in der Weise erreicht wird, daß man auf dem Zeige- und Mittelfinger, von dem Daumen gehalten das Geldstück ruhen läßt, und dasselbe im Augenblicke der Bewegung zur anderen Hand, in die innere Fläche der Hand gegen den Ballen des Daumens festdrückt. Dem jüngeren Dilettanten, der noch nicht im Besitze einer solchen Fertigkeit sein wird, wollen wir zur Ausführung des nachfolgenden Kunststückes ein anderes Mittel an die Hand geben, um den Mangel obiger Fertigkeit in etwas zu ersetzen. Ein Mark- oder Zweimarkstück wird am Rande mit einem kleinen Loche versehen, durch welches ein starker schwarzseidener Faden gezogen und an dem Geldstücke befestigt wird. An diesem Faden wird 4—5 cm von dem Rande des Geldstückes eine Schlinge gemacht, welche dazu dient, über den Zeigefinger geschoben zu werden, so daß das Geldstück in der Hand hängt und jeden Augenblick zwischen dem Zeigefinger und Daumen gezeigt werden kann. Alsdann nimmt man in die linke Hand eine Anzahl, je mehr je besser, z. B. Zweimarkstücken, erfaßt dann einen Hut in der Weise, daß die mit Geld gefüllte Hand sich innerhalb des Hutes, der Daumen außerhalb über der Krempe desselben sich befindet. Man kann auf diese Weise das innere des Hutes zeigen, ohne das unter der Hand befindliche Geld bemerkbar werden zu lassen. Alsdann hält man den Hut herunter und macht mit der rechten Hand eine Bewegung in der Luft, als ob man ein Geldstück auffinge, zeigt die an dem Faden befindliche Münze und gibt sich den Anschein, als ob man dieselbe in den Hut werfe, während man zugleich den Rücken der Hand zu den Zuschauern wendet, um das Geldstück zu verdecken. Im selben Augenblicke läßt man aber eines der unter der linken Hand gehaltenen Geldstücke, welches man bereits mit dem einen Finger von den übrigen abgesondert hat, in den Hut fallen, was deutlich vernommen wird, namentlich wenn sich erst einige Geldstücke in dem Hute befinden. Mehrfach wird dies Kunststück dadurch noch gehoben, daß der Ausführende unter der Weste eine Art Resort, ein länglich flacher Kasten von Blech oder dergl., verborgen hat, welcher gestattet, stets nur einzelne Thaler unbemerkt in die Hand fallen zu lassen, so daß man also sichtbarlich ab und zu ein Geldstück in den Hut kann fallen lassen, wodurch die Täuschung sehr erhöht wird. Viel kommt auf die Art und Weise der Ausführung an, doch muß es jedem überlassen bleiben, die richtigen Gestikulationen und Weisen selbst ausfindig zu machen, da der Raum nicht gestattet, hier detailliert darauf einzugehen. Will man dem Kunststück noch die Nebenabwechslung geben, so verschaffe man sich noch die Messerklinge eines Taschenmessers, welche in eine scharfe Nadel endet; nun gebe man an, erst ein Loch in den Hut schneiden zu müssen, um die Geldstücke auch von unten durchpassieren zu lassen, führt zu diesem Zweck ein Taschenmesser in den Hut, während man zugleich unbemerkt von außen die oben erwähnte Klinge mit der Nadel in den Hut gesteckt hat und diese von innen hin und her bewegt. Desgleichen kann man nachher die Hälfte eines durchschnittenen Thalers, ebenfalls mit einer Nadel versehen, von außen an den Hut feststecken, und thun, als ob derselbe nicht vollständig durchgedrungen sei. Das weitere wird jeder Dilettant schon ausfindig machen.

[1]) Vgl. pag. 469 dieses Bandes.

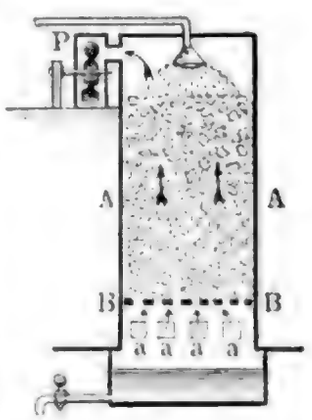
Aus der Technik.

Verfahren zur Uebertragung von farbigen oder schwarzen Zeichnungen auf eine ebene oder beliebig gekrümmte Fläche von Henry Abbot & W. C. Garrisson. Die Zeichnung wird vertieft auf eine Platte von Metall, am besten Kupfer, eingraviert und dann mit Farbe so lange bestreut, bis alle Vertiefungen vollkommen mit derselben ausgefüllt sind. Nachdem hierauf die nicht vertieften Stellen farberein gemacht worden, wird die Platte mit flüssigem Kollodium übergossen. Zur gleichmäßigen Verteilung des Kollodiums muß die Platte bis zum Trocknen desselben durch eine entsprechende Vorrichtung in horizontale Richtung gedreht werden. Alsdann wird das so gebildete Häutchen von der Platte gelöst, indem man diese einige Minuten horizontal unter Wasser taucht. Nunmehr ist die Zeichnung fest auf das Kollodiumhäutchen übertragen und hat man nur noch nötig, dieses auf die betreffende Uebertragungsfläche mittels eines wasserhellen Klebstoffes, als Gelatine, Zuckerlösung oder dergl., aufzukleben. Das Kollodium entfernt man jetzt leicht durch in Alkohol gelösten Aether. Die dann auf der Fläche nachhaftende Zeichnung kann man durch Ueberpinseln von Firnis oder Lack noch dauernd festlegen. Ist die Zeichnung auf Porzellan oder Glas übertragen worden, so hat noch ein Einbrennen der Farben zu geschehen, in welchem Falle ein vorheriges Entfernen des Kollodiums nicht erforderlich ist, da sich dieses beim Brennen von selbst verflüchtigt. Das hier dargestellte Verfahren erscheint so einfach und leicht ausführbar, daß man fast geneigt ist, an das Ei des Kolumbus zu erinnern.

Vorrichtung zur kontinuierlichen Abkühlung von Flüssigkeiten. Der Direktor der städtischen Wasseranstalten zu Düsseldorf, Herr **Friedrich Reese**, hat einen Apparat konstruiert, welcher, in beliebiger Größe herstellbar, zur Abkühlung jeder vorkommenden Flüssigkeit ohne Anwendung von Eis verwendet werden kann.

Die Einrichtung dieses Apparates ist folgende: Ein Behälter (A), am besten von cylindrischer Form, erhält in entsprechender Entfernung von unten einen vielfach durchlochten Boden (B), auf welchen sauber gereinigte Scherben, Steine oder ähnliche Gegenstände derart gefüllt werden, daß sowohl Luft als auch jede Flüssigkeit zwischen denselben freien Durchgang finden können. Unterhalb dieses Bodens sind in die Wandung des Behälters große Luftöffnungen a, a, angebracht und direkt unter dem Boden befindet sich ein Raum zur Aufnahme der abgekühlten Flüssigkeit, welche von hier durch ein Rohr abgeleitet werden kann.

Oberhalb und zur Seite des Behälters ist mit demselben eine Pulsions- oder Aspirationsvorrichtung (P) (ein einfacher Ventilator genügt) in Verbindung gebracht, mittels dessen ein kontinuierlicher Luftstrom, wie durch die Luftstriche angegeben, durch den ganzen Behälter erzeugt wird. Durch das fest geschlossene obere Ende des Behälters geht ein Rohr mit gießkannenartig durchbohrtem Ende, durch welches die abzukühlende Flüssigkeit eingelassen wird.



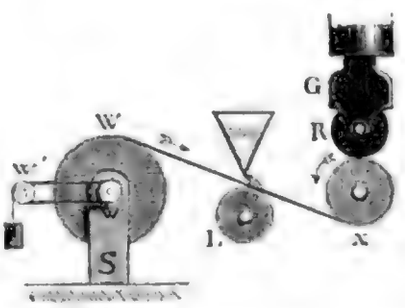
Sobald dies geschieht und zugleich die Ventilationvorrichtung saugend in Gang gesetzt wird, sickert die Flüssigkeit langsam und fein verteilt durch die Zwischenräume der Füllung nach unten und begegnet dabei dem von unten nach oben strömenden kalten Luftzug, wodurch eine erhebliche Abkühlung bewirkt werden muß.

Der geschilderte Apparat ist durchaus einfach und jedenfalls ohne große Kosten zu beschaffen, so daß derselbe voraussichtlich

überall da, wo Eis nicht leicht zu beschaffen und zu bewahren ist, sowohl in größeren Geschäftsetablissements als auch in kleineren Hauswirtschaften als nützliches Gerät willkommen geheißen werden wird.

Verfahren, Eisenbahnräder von Papier herzustellen. Seit einigen Jahren versucht man, Eisenbahnräder aus Papier geeignet anzuwenden, wie es den Anschein hat, auch mit gutem Erfolg. Nur hat sich bisher das Verfahren, derartige Räder herzustellen, noch als so schwierig ergeben, daß die dafür verwendeten Kosten die mit dem Gebrauch derselben verbundenen Vorteile fast ganz wieder aufhoben. Mit Freuden wird daher ein von Herrn **Bruckmann** in **Berlin** vorgeschlagenes Verfahren, solche Räder leicht und billig herzustellen, begrüßt werden.

Dieses Verfahren wird wie folgt dargestellt: Eine Rolle Papier ohne Ende (W) dreht sich um eine in dem Gestell S befindliche Welle (w), wobei das Papier abgewickelt wird. Damit dieses Abwickeln mit einer gewissen Spannung geschieht, ist die Welle w mit einer einfachen Bremsvorrichtung versehen, die hier aus einem um die Wellen w und w' geschlungenen und durch ein Gewicht beschwerten Riemen besteht. Der sich abwickelnde Papierstreifen passiert zunächst die Leitrolle L, über welchem ein Behälter mit einem in Wasser nicht lösbaren Klebstoff angebracht ist. Ein Borstenbündel überträgt den aus dem Behälter sickernden Klebstoff gleichmäßig auf den Papierstreifen. Das freie Ende dieses wird in die Welle x derart eingelassen, daß die Welle aus dem sich über derselben aufwickelnden Papierblock leicht wieder gelöst werden kann. Die Aufwickelung geschieht, sobald die Welle x in Drehung versetzt wird. Zur Herbeiführung des erforderlichen hohen Grades von Haltbarkeit und Zähigkeit des so entstehenden Radblockes dient jetzt noch folgende Vorrichtung. Eine hydraulische Presse, deren Kraftäußerung je nach dem Wachsen des Radblockes reguliert werden kann, drückt ihren Stempel nach unten. Die Fortsetzung dieses Stempels bildet eine Gabel (G), in welcher sich ein metallenes Rad R dreht und zugleich unmittelbar auf die Peripherie des sich aufwickelnden Radblockes drückt. Hierdurch werden die einzelnen Schläge des Papierstreifens fest aneinander gepreßt. Außerdem ist das Rad R in seiner Peripherie mit feilenartigen Erhöhungen und Vertiefungen versehen, die auf das noch feuchte Papier übertragen werden und bewirken, daß die einzelnen Schichten des Papierblockes unverrückbar miteinander verbunden werden.



Hat das so aufgewickelte Papierrad den erforderlichen Umfang gewonnen, so wird dasselbe von der Welle x gelöst und langsam getrocknet. Da die Papierstreifen zufolge ihres Feuchtigkeitsgehaltes nach der Peripherie zu stärker ausgedehnt wurden als nach dem Centrum zu, so müssen sich dieselben auch nach dem Trocknen dort stärker zusammenziehen, wodurch eine die Festigkeit des ganzen Blockes noch vermehrende Spannung bewirkt wird.

Natürlich ist das Rad jetzt noch nicht fertig, vielmehr wird dasselbe erst auf der Drehbank in die für den Gebrauch notwendigen Formen abgedreht.

Das hier dargestellte Verfahren erscheint jedenfalls praktisch und leicht ausführbar; ob aber die so gewonnenen Räder nun auch wirklich ihren Zweck erfüllen, darüber kann erst nach langjährigen, eingehenden Versuchen ein maßgebendes Urteil abgegeben werden.

Neue Musikalien.

Vor uns liegen zwei im Litolffschen Verlage erschienene Lieder von **Milton Wellings**: **„Hoffe nur"** und **„Auf dem Strome"**. Beide sind für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung geschrieben und wenden sich an jenes größere Publikum, welches zunächst einer ganz leichten, sich völlig unterordnenden Klavierbegleitung bedarf und eine leicht faßbare Melodie liebt, ohne sich daran zu stoßen, wenn auch manche triviale Wendungen und oft dagewesene Phrasen mit unterlaufen. Die Lieder sollen in England in Auflagen von vielen Tausenden erschienen sein, und wenn wir auch bezweifeln, daß dieselben in Deutschland einen ähnlichen Erfolg haben werden, so prognostizieren wir ihnen dennoch, daß sie auch hier ihr Publikum finden werden. Die deutsche Uebersetzung von Otto Wolters ist sehr gelungen. — Total verschieden von diesen soeben besprochenen Liedern sind die ebenfalls als Novitäten vor uns liegenden **Sechs Lieder** für eine Singstimme und Pianoforte von **Karl Reinecke**, Op. 178 (Hamburg, bei Rahter) und **„Der Schwur"** (Berlin, bei Ries & Erler) von demselben Komponisten. Ersteres Heft enthält die Lieder „Klage und Trost" aus „Des Knaben Wunderhorn", „Wegewart" von Julius Wolff, „Nachtgesang" von Goethe, „Wenn ich dich seh' so lieb und hold" von Friedrich Bodenstedt, „Weihnachten" von Theodor Storm, „Jasmin und Flieder" von Bodenstedt. Alle Lieder wenden sich, ihrem ganzen Wesen nach, an ein total anderes Publikum als die vorher besprochenen von Wellings, die Begleitung ist, wenn auch nicht dominierend und schwer, so doch sehr wesentlich, und an den Sänger wie an den Begleiter werden Ansprüche gemacht, wie sie Robert Franz, Franz Schubert, Robert Schumann u. a. machen. „Der Schwur" (aus den Spielmannsliedern von Robert Baumbach) ist ein Repertoirelied der Frau Schuch-Prochaska und dürfte bald ein ebensoviel gesungenes Lied sein wie desselben Komponisten allbekannte Lieder „Abendreih'n", „Der Schelm", „Mailied", „Klein' Anna Kathrin" u. a. Gleichzeitig machen wir auf das Liederheft Op. 69 von **Heinrich Hofmann** aufmerksam, welches bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienen ist und mit Recht Freunde finden wird.

Der gestirnte Himmel im September.*)

Was die Sichtbarkeit der Planeten in diesem Monat anbelangt, so ist **Merkur** nahe bei der Sonne und also nicht wahrzunehmen. **Venus** bleibt Morgenstern und erreicht am 21. ihre größte westliche Ausweichung von der Sonne, **Mars** dagegen nähert sich derselben langsam. **Jupiter** ist nur in den Frühstunden zu sehen und **Saturn** geht erst gegen 10 Uhr abends auf. Am 5. ist **Vollmond**, am 12. **erstes Viertel**, am 19. **Neumond**, am 27. **letztes Viertel**. In der **Erdnähe** steht der Mond am 10., in der **Erdferne** am 25. Von Sternbildern sind in diesem Monat gegen Mitternacht im Süden der Wassermann, die Fische und ein Teil des Walfisches zu sehen, nahe dem Scheitelpunkte steht die Andromeda und unter dem Pol der große Bär.

Ludwig Richter †.

Es gibt Menschen, deren Tod uns mit demselben Gefühl erfüllt, mit dem wir einem Freunde bei seinem Scheiden die Hand zum letzten Lebewohl drücken. Wir wissen, daß wir trotz räumlicher Entfernung innerlich vereint bleiben, daß wir mit einander fortleben. — Ein Künstler, dessen Werke sich ein bleibendes Denkmal in den Herzen seiner Zeitgenossen errichtet, stirbt nie; was bestattet wird, ist nur die äußere Hülle des Genius; der Geist und seine genialen Schöpfungen sind unsterblich. Zu diesen auserlesenen Geistern gehört auch **Ludwig Richter**, der am 19. Juni nach einem thatenreichen, durchaus harmonischen Leben der Natur seinen Tribut entrichten mußte.

Am 28. September 1803 zu Dresden geboren, wurde der talentierte Knabe gar früh schon von seinem Vater in die Kupferstechkunst eingeführt, an der er Geschmack fand und sich besonders an Chodowiecki heranbildete. Die in den zwanziger Jahren unternommenen Reisen durch Frankreich und Italien erweiterten seinen Gesichtskreis und warfen ihn der Landschaftsmalerei in die Arme. Manchen Wechsel der zeitgenössischen Kunstströmungen hat der besonders durch liebenswürdige Genremalerei bekannt gewordene Künstler durchleben müssen, nie ist er aber seinen Idealen untreu geworden. Seine Werke zeichnen sich weniger durch Großartigkeit, als durch tiefe Empfindung, liebenswürdige Phantasie und herzerquickenden Humor aus. Sein Hauptgebiet war die Illustration und mit Fug und Recht dürfen wir Deutsche ihn den Wiedererwecker der in unseren Tagen zu so herrlicher Blüte gediehenen Holzschneidekunst nennen. Er verstand es wie kein Zweiter, den echten Volkston in seinen zahlreichen Bildern und Bildchen zu treffen, das Kleinleben im Haus und der Kinderstube zu schildern, die Volkslieder und Märchen zu interpretieren und zu beleben. Dieser Kunst verdankt Richter seine große Volkstümlichkeit, durch sie wird er seinem Volke unvergeßlich sein.

*) Auf viele Anfragen teilen wir hierdurch mit, daß die Sternkarte, welche dem ersten Hefte beigegeben war, auch für neueintretende Abonnenten oder Solche, denen das Blatt abhanden gekommen ist, gegen Einsendung von 30 Pfennig in Briefmarken durch die Verlagshandlung dieser Zeitschrift zu beziehen ist.

JOHN KING.

Governor, Secretary of State, Member of Congress. Elected Governor in 1808, re-elected in 1809, 1810, 1811, 1812, 1813, 1814, 1815, 1816, 1817, 1818, 1819, 1820.

Weltpost.

Nachstehend Schluß der Löserliste der Preisaufgabe in Heft 7:

F. St. in M., J. H. in G., O. O. in W., F. Z. in H., A. F. in K., A. F. in St., Frau G. in D., A. J. H. in K., O. F. in B., Frau R. Sch. in G., J. F. in Ch., F. R. in B., R. L. in L., J. St. in A., J. K. in A., C. W. in M., J. L. in Sp., K. E. Sch. in D., F. K. in B., D. J. in L., H. B. in H., A. C. in G., J. L. in R., Baron v. B. in W. Sch., L. H. in K., E. A. B. in W., G. R. in K., Frau M. Sch. in B., A. L. in J., F. C. in P., Dr. E. R. in K., O. R. in R. am Don, stud. P. in R., Eisenb.-Sekr. R. in E., Frau M. M. in F., Frau P. in K., F. W. in S., R. v. R. in St., K. und Frau, H. W. in L., R. S. in Ch., Dr. W. L. in H., P. W. in W., A. A. in P., Frau L. Sch.-B. in F., B. in K., R. C. in H., H. in B., F. O. in L., J. W. in B., W. M. in Th., L. in K., Frln. A. de B. in B., H. B. in F., H. M. in M., E. S. in J., E. L. in N., E. B. in P., C. B. in B., A. S. in R. S., Frau J. M. in E., C. B. L. in L., Sch. in B., W. M. in Z., P. H. in Z., J. M. in W., C. R. in Z., C. H. in G. W., Ph. D. in M., Frau D. in M., A. St. in R., J. D. in W., M. H. in Z., J. Sch. in L., M. E. Schloß K. bei G., Oberlieut. J. P. in L., W. L. in G., F. H. in T., Frln. M. L. in E., A. J. in D., W. v. R. in L. S., W. K., R. G. in K., L. R. in L., A. Sch. in R., R. B. in Th., F. v. A. in B., J. L. in B., P. Sch. in B., F. R.

Fortsetzung siehe nächste Seiten.

Die Collection Spemann

Preis des gebundenen Bandes M. 1., franko per Post M. 1. 25.

brachte inzwischen folgende neue Bände:

Band 65. **A. Schroot. Der Dampf.** Eine Darstellung des Zeitalters der Dampfmaschine

„ 66. **E. Diethoff, Unter der harten Hand.** Kulturhistorisches Zeitgemälde. Mit einer Einleitung von Hans Ziegler.

„ 171. **T. G. Smolletts Werke. Peregrin Pickles** Abenteuer, Fahrten und Schwänke. Band 3.

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

Neue Kataloge in allen Buchhandlungen gratis.

AMTHORS ALPINE REISEBÜCHER, Aufl. 1884 in allen Buchhandlungen vorrätig und direkt zu beziehen. **Ausführl. Katalog** auf Verlangen **gratis.** [1285]

Amthorsche Verlagsbuchhandlung, Gera, Reuss.

Ein stolzer [902]

Schnurrbart

erweckt stets das Interesse der Damenwelt, ein glattes Milchgesicht findet selten Sympathie. Wem **Schnurr-** oder **Vollbart** noch fehlt, der bestelle sich gleich den weltberühmten

Mustaches-Balsam

v. **P. Boße, Frankf. a. M.,** Schillerstr. 12. Ganze Dose M. 2.50.

Für junge Mädchen! [875]

Lilly's Stickmuster-Album.

Eine Sammlung stylvoller Stickmuster. Entw. u. gez. in der Gewerbeschule für Mädchen in Hamburg. 12 Tafeln mit 48 Mustern in eleg. Mappe 3 Mark.

Harburg a. E. **Gustav Elkan.**

Reinwollene Damenkleiderstoffe,

speciell **Cachemir's,** versendet in **einzelnen Kleidern** die **Fabrik** von **H. Zipprich in Greiz. Muster** umgehend u. frei. An allen Plätzen geeignete Personen z. Verkauf gesucht.

Verfälschte schwarze Seide.

Man verbrenne ein Müsterchen des Stoffes, von dem man kaufen will, und die etwaige **Verfälschung tritt sofort** zu Tage: **Echte, rein gefärbte Seide** kräuselt sofort zusammen, verlöscht bald und hinterläßt wenig Asche von **ganz hellbräunlicher Farbe.** — **Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht)** brennt langsam fort, namentlich **glimmen die „Schußfäden" weiter** (wenn sehr mit Farbstoff erschwert) und hinterläßt eine **dunkelbraune Asche,** die sich im Gegensatz zur echten Seide **nicht kräuselt,** sondern **krümmt.**

Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so **zerstäubt** sie, die der **verfälschten nicht.**

Muster von meinen echten Seidenstoffen stehen Jedermann zu Diensten, und liefere ich einzelne Roben und ganze Stücke zollfrei ins Haus, ohne Zollberechnung. [944]

Ein Brief nach der Schweiz kostet 20 Pf. Porto.

Zürich (Schweiz). **G. Henneberg's**

Seidenstoff-Fabrik-Dépôt.

Königl. Hoflieferant.

Die Historisch kritische Ausgabe der

Deutschen Classiker,

hervorragender Germanisten

herausgegeben von

Joseph Kürschner.

Verlag von

W. Spemann, Berlin u. Stuttgart.

Die neuesten Bände enthalten:

Bd. 38. Klopstocks Hermannsschlacht und das Bardenwesen des 18. Jahrhunderts.

Bd. 39. Fabeldichter, Satiriker und Popularphilosophen des 18. Jahrhunderts.

Inhalt der Bände 1–37:

1 u. 6. Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus". (Werke 1. u. 2. Bd.) 2. Goethes „Faust". (Werke 12. Bd.) 3. Schillers „Räuber und Fiesko". (Werke 3. Bd.) 4. Kortums „Jobsiade". 5. Lessings „Lieder, Oden, gereimte Fabeln etc., Jugenddramen". (Werke 1. Bd.) 7. Wielands „Oberon etc." (Werke 2. Band.) 9. Grimmelshausens „Simplicianische Schriften". Bd. 11. Günthers Gedichte. Bd. 8, 10 u. 12. Stürmer und Dränger. Bd. 1–3. Enthalten Klinger, Leisewitz, Lenz, Wagner, Maler Müller, Ch. F. D. Schubart. Bd. 13. Gryphius Werke. Bd. 14. Lessings Jugendfreunde. Bd. 15. Moscheroschs Gesichte Philanders von Sittewald. Bd. 16. Goethes Dramen. Bd. 1. (Der Werke 6. Band.) Bd. 17. Lessings Jugenddramen u. dramatische Meisterwerke. Bd. 2. 18. Schillers „Kabale und Liebe" und „Don Karlos" (in 3 Ausgaben). (Der Werke 4. Bd.) 19. Simon Dach und seine Freunde, Joh. Röling. 20. Goethes Gedichte. Bd. 1. (Der Werke 1. Bd.) Bd. 21. Ziglers Asiatische Banise. (Der Schles. Schule 2. Bd.) Bd. 22. Hebels Alemanische Gedichte. Bd. 23. Hebels Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Bd. 24 u. 25. Lessings dramat. Nachlaß u. dramat. Meisterwerke. (Werke 2 Bd.) Bd. 26. Die Gegner der zweiten schlesischen Schule. 2 Bd. Bd. 27. Goethes Naturwissensch. Schriften. 1 Bd. Bd. 28. Albertinus Lucifers Königreich und Seelengejaidt. Hrsgb. von R. Frhr. v. Liliencron. (Erster Neudruck!) Bd. 29. Abraham a S. Clara „Judas der Erzschelm". Hrsgb. v. F. Bobertag. Bd. 30/31. Bürgers Gedichte. Hrsgb. von Sauer. Bd. 32. Goethes Gedichte. 2. Bd. (Der Werke 1. Bd.) Bd. 33. Joh. Christoph Gottsched und die Schweizer J. J. Bodmer und J. J. Breitinger. Hrsgb. von Joh. Crüger. Bd. 34/35. Klopstocks Messias. (Der Werke 1. und 2. Bd.) Hrsgb. von R. Hamel. Bd. 36. Jean Pauls Kleine Schriften zur Philosophie u. Religion. Satiren u. Idyllen. (Der Werke 1. Bd.) Hrsgb. v. P. Nerrlich.

Weißenburg.

890 Meter über dem Meere. Eisenbahnstation Thun. Schweiz.

Altbewährter Kurort für Husten- und Lungenkranke.

Berühmte Therme; windgeschützte, hochromantische Lage. Mildes Alpenklima. Herrliche Tannenwaldungen; wunderbar weiche, staubfreie und reine Luft; kurgemäße Beköstigung und vorzügliche Milch. Bäder und Douchen. [1257]

Saison vom 15. Mai — 1. Oktober.

Kurarzt: Dr. H. Schnyder. Besitzer: Gebrüder Hauser.

Bad Grund

im Oberharz *(1000 Fuss hoch).*

Klimatischer Gebirgs-Kurort und Fichtennadelbad.

Eisenbahnstation Gittelde-Grund. — Saison 15. Mai bis Ende September.

Prospecte durch die [1293]

Kur-Commission.

Bad Schmiedeberg

Prov. Sachsen. Städt. **Badeeinrichtung** nebst Logirhaus. Vorzüglich brillante Moorbäder. Badeschrift gratis und franko durch Sanitätsrath Dr. J. Spondel und den Magistrat. [1289]

Antiquar-Catalog 15.

Französ. Literatur, Curiosa, Flagellantism. Frauenfrage, Spiritismus, Freimaurerei, Varia. 1600 Nrn. erschien soeben. Wir bitten gratis franco zu verlangen. [1322]

S. Glogau & Co., Leipzig.

Dr. Brehmer's Heilanstalt für Lungenkranke in Görbersdorf (Schlesien)

gegründet 1854, ist das ganze Jahr hindurch geöffnet. Auf Wunsch Prospecte gratis und franco. [1226]

BAD WILDUNGEN.

Gegen Stein, Gries, Nieren- und Blasenleiden, Bleichsucht, Blutarmut, Hysterie etc. sind seit Jahrhunderten als specifische Mittel bekannt: Georg-Victor-Quelle und Helenen-Quelle, Wasser derselben wird in stets frischer Füllung versendet. — Anfragen über das Bad, Bestellungen von Wohnungen im Badeetablissementhause und Europäischen Hofe etc. erledigt:

[1245] Die Inspection der Wildunger Mineralquellen-Actiengesellschaft.

Hôtel Weimar,

[1282] *Marienbad.*

Jeder Concurrenz die Spitze. [1218]
Massenproduction v. Photogr. u. Lichtdruckb. fertige 1000 St. von 18 M. an.
Adolph's Photogr. Kunstanst. Löbau i. S.
Verl.-Catal. vers. franco überallh. g. 30 Pf.

Holzcementdächer
ächt Häusler'sche. Ausk. ertheilt.
[1321] *C. F. Beer, Lupen.*

MEYER, Conv.-Lexikon, T. Langenscheidt, Unterr.-Briefe, Trachten, alte Kupferwerke, sowie ganze *Bibliotheken* kaufen baar
[1323] **S. Glogau & Co. Leipzig.**

[1320] **Stottern!**
wird briefl. geheilt. Anfr. m. Ret.-Marke an **Arth. Heimerdinger,** Straßburg i. E.

Dr. Richter's
(früher Dr. Mendel'sche)
Privat-Heil-Anstalt
für [1305]
Gemüths- u. Geistes-Kranke
Pankow-Berlin.

Auch abgelaufene Fälle finden dauernde Pflege.

Nervosität,

nerv. Ueberreizungs- und Erschöpfungszustände etc. sind durch die neueste Selbstbehandlungsmethode mittelst statischer (ruhender) Electricität radical heilbar. Prospecte franco.
[1292] *R. Kruse, Stralsund.*

Neue praktische Gegenstände.

Patent-Rollschutzwände wesentlich besser als sogenannte Span. Wände. Patent-Schieberwaage: die einzig existirende Waage, die ohne Gewichte von 1 Gramm bis 10 Kilo genau wiegt, was bei Federwaagen unmöglich. Nasenmähmaschinen mit 4 Obermesser, wodurch strifiges Schneiden unmöglich wird. Neueste Petroleumlochherde 30 Größen von Mk. 5. – an, durch Wasserbassin geruch- und gefahrlos.

— Prospecte gratis. —

Theodor Küchler, Frankfurt a. M.

Erstes Spezialgeschäft amerikanischer Oefen. [1190]

Weltpost.

Bd. 37. Klopstocks Oden, Epigramme und geistliche Lieder. (Der Werke 3. Bd.) Hrsgb. von R. Hamel.

Die „Deutsche National-Litteratur" ist die einzige nach einheitlichem Plane angelegte wissenschaftliche Ausgabe der gesamten deutschen Litteraturschätze von ihren Anfängen bis zur Neuzeit.

Die „Deutsche National-Litteratur" zeichnet sich dabei durch musterhafte Ausstattung und eminent billigen Preis aus (die Lfg. à 6–7 Bogen nur 50 Pf.!)

Die „Deutsche National-Litteratur" ist ein nationales Unternehmen von so hervorragender Bedeutung, das mehr als irgend eines Gemeingut der wahrhaft Gebildeten werden sollte.

---

in M., J. K. in B., F. B. in H., A. B. in W., J. L. in Z., O. H. in L., W. W. in R., J. in M., H. D. in B., M. S. in M. O., M. H. in G., W. R. in B., A. A. W. in F., M. in L., H. B. in W., J. W. in R., A. E. in O., F. H. in St. G., P. W. in F., C. Sch. in L., G. D. in St., J. Sch. in H. D., L. G. in G., Dr. W. in M., W. F. in G., W. H. in H., Ob. St. Kontrol. E. in R., M. Sch. in B., H. B. in H., Frau Ch. H. in L., Lehrer G. in B., G. R. in W., A. in St., J. L. in B., A. L. in W., G. B. in G., E. R. in S., Frl. A. G. in F., G. Sch. in St. G., M. St. in W., O. W. in W., Ob. Lieut. J. M. in Z., J. v. U. in B., G. H. in H., F. C. in M., C. Pf. in M., M. K. in M., J. D. in R., B. H. in M., R. H. in M., A. R. in G., Frau E. A. in N., G. Sch. in B., M. in St., H. D. in O., Dr. W. in M., H. Th. in P., A. K. in A., Frln. A. G. in L., E. G. in G., A. W. in W., A. B. in G., Präcept. E. in L., H. G. in L., C. C. in C., J. Sch. in R., M. B. in St., Frau B. auf W., A. Th. in St. G., Th. T. in H.-Z. H. L. in W.; O. M. in L.-R., Amtm. F. in D., J. J. in H., H. D. in K., F. C. in D., J. K. in U. bei P., L. K. in W. bei T., K. W. in L. R., Th. R. in B., G. B. in B., Frln. M. K. in M., J. E. in B., P. W. in M., L. F. in F., A. P. in St. P., Subrekt. H. in G., L. P. Ep. in Ej., A. in N., O. Sch. in M., R. G. in L. bei S., F. F. in F., B. W. in F., F. K. in G., Dr. W. in K. bei K., K. P. in L., H. H. in P., A. F. in C. H., J. W. in K., R. B. in R., Dir. Dr. M.-S. in K., Kreisschulinsp. H. in J., E. D. in D., H. P. in O. Pf., F. K. in J., P. G. in M., Frln. B. in P., J. B. in B., Dr. H. S. in L., J. K. Sch. in M., H. W. in L., F. St. in K., L. H. in D., F. M. in G., J. O. in K., Frau W. S. in M., J. B. in A. K., Th. K. in M., F. K. in C., Lehrer L. in M., E. W. in S., H. N. in D.; F. W. in L., P. D. F. in K., M. M. in W., Prof. A. K. in K. M. H. in W., A. K. in Gb., G. H. in M. Sch., F. M. in P., C. C. in P., A. St. in M. O., F. W. in B., Lehrer W. in K., P. in Ej., M. B. in K., W. B. in B., F. Th. in A., Gen.-Direktor J. v. S. in B., H. in St P., A. K. in P., R. K. in A., Oberstlieut. F. F. in K., E. v. B. in D., F. St. in L. Mass. N.-Amerika, Rittm. J. K. in K., F. F. in F., Ing. A. H. in St. P., H. B. in St., J. W. M. in A. K. D., A. H. in M. Wis., K. Sch. in C. Nord-Amerika, H. K. in St., Wm.

Verlag von DIETRICH REIMER in Berlin.

Juni 1884.

Neue Publikationen.

Bastian, A., Allgemeine Grundzüge der Ethnologie. Prolegomena zur Begründung einer naturwissenschaftlichen Psychologie auf dem Material des Volkergedankens. gr. 8. 1884. Preis geh. 3 Mark.

Brecher, A., Darstellung der territorialen Entwickelung des Brandenburgisch-Preussischen Staates von 1415 bis jetzt, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Geschichte. **Neunte verbesserte Auflage.** 1884. Preis 80 Pf.

Karten von Mykenai. Auf Veranlassung des Kaiserlich Deutschen Archaologischen Instituts aufgenommen und mit erläuterndem Text herausgegeben von Steffen, Hauptmann und Batterie-Chef im Hessischen Feldartillerie-Regiment No. 2. Nebst einem Anhange über die Kontoporeia und das Mykenisch-Korinthische Bergland von Dr. H. Lolling. Inhalt: Zwei Karten in Folio: 1) Mykenai mit Umgebung, 1 : 12,500; 2) Akropolis von Mykenai, 1 : 750, in Umschlag geheftet; erläuternder Text in gr. 4° mit Uebersichtskarte von Argolis, 1 : 300,000, in Umschlag geheftet. 1884. Preis für die Karten nebst Text 12 Mark.

Kiepert, H., Nouvelle carte générale des provinces asiatiques de l'Empire Ottoman (sans l'Arabie). Maßstab 1 : 1,600,000. 6 Bl. mit Uebersichtsblatt der Administrativ-Eintheilung der Asiatischen Provinzen des Osmanischen Reiches, 1 : 4,000,000. 1884. Preis in Umschlag 10 Mark. Auf Leinwand aufgezogen in Mappe 15 Mark.

Deutsche Admiralitäts-Karten. Herausgegeben von dem Hydrographischen Amt der Admiralität. No. 79. Ostsee. Der Finnische Meerbusen. 1 : 600,000. Mit 8 Cartons: Baltisch Port. Hangostäd. Helsingfors. Reval. Kronstadt. Kunda Bucht. Narwa-Mündung. Laven-Sari. 1884. Preis 1 Mark 50 Pf.

Segelhandbuch für die Nordsee. Herausgegeben von dem Hydrographischen Amt der Admiralität. Erstes Heft. Meteorologische und klimatologische Verhaltnisse, magnetische Elemente, physikalische und Stromungsverhältnisse des Nordseegebietes. Mit 21 Figuren und Tafeln. 1884. Preis geh. 2 Mark.

Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Unter Mitwirkung des Vorstandes herausgegeben von Dr. W. Erman. IV. Band. 2. Heft. Mit 4 Karten. 1884. Preis 3 Mark 60 Pf.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes von Prof. Dr. G. v. Boguslawski. 1883. X. Bd. Januar bis December. Mit einer Karte. Preis complet geh. 4 Mark. [1325]

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Im Auftrage der Gesellschaft herausg. v. Prof. Dr. W. Koner. 1883. XVIII. Bd. mit 9 Karten und der Beilage: **Verhandlungen** der Gesellschaft für Erdkunde, 10 Nrn. Preis compl. geh. 13 Mark.

Geknotete Netzunterkleider
Carl Mez & Söhne, Freiburg. Baden.
[1277]

Griechische Weine
eingeführt von der Firma
Friedr. Carl Ott, Würzburg u. München
Probekiste, 12 große Flaschen in 12 vorzüglichen Sorten
kiste, Flaschen und Verpackung frei – für
Mark 19 ab Würzburg.
Preisbuch gratis und franco.

Weltpost.

E. B. in B. N.-Y., W. B. in E., R. St in D., C. K. in R., R. Sp. in H., Feldw. G. in R., C. B. in K., J. v. d. H. in H., F. K. in L., Dr. T. J. in B., Dr. K. in L., A. L. in St., H. L. in F., C. A. in M., C. F. in D. R., H. B. in F., J. M. Sch. in H., M. M. in H., F. L. in B., K. W. in E., A. M. in H., W. Sch in W., E. M. in M., J. in J., Baronin v. L. in B. bei R., A St. in B., F. L. in K., F. F. in M., J. M. in M., R. F. in H., R. H. in M., Lieut. K. in M., G. B. in K., E. W. in B., A. B. in L., H. C. in A., Th. F. in R., J. D. in R., C. K. in W., J. F. in M., C. W. in H., W. W. in R., Ing. W. G. in E., C. C. in L. S. Num., B. R. in P., Frln. M. M. in D., Frau Dr. K. in R., Lehrer J. in B., R. H. in L., C. S. in R., J. L. in G. U., Frl. M. L. in F., W. B. in W., H. B. in H. bei St. P., Th. K. in B., J. K. in K., A. M in K., O. R. in L., D. in D., Sem.-Lehrer B. in P., Prof. R. in W., Th. R. in E., F. H. in B., A. R. in O., O. v. G. in S., F. K. in B., E. St. in St., Sch. in D., R. W. in Z., L. O. in K., B. W. in H., W. P. in B., Forst-Rend. B. in E., A. M. in L., F. H. in B., Rektor K. in A., Ober-Ing. v. L. in P., J. G. in W., A. F. in W., A. Sch. in K. Rußl., Frl. M. M. in L., H. R. in F. L. H. in H., J. Z. de P. in B., C. F. in F., J. E. in R., H. B. in E. bei H., Bildungsverein zu R., F. auf W., H. Th. in B., A. Sch. in F., H. B. in E., A. H. in W., Th. v. H. L. in R., M. Sch in B., Phot. R. in M., H. L. in E., P. M. in P. Lehrer-seminar K. II., K. M. in H., E. K. in W., Frau K. in K., K. Sch. in Z., M. K. in B., L. B. in A., K. v. K. in K., G. K. in L., G. G. in S. Holl., L. C. in Schloß S., Lieut. z. See v. S. in K., Lehrer Sch. in R., St. in L., Wwe. M. u. S. in B., E. O. in B., R. K. in L., A. F. J. in P., Lehrer A. G. in K. L. K. in E., Frau W. B. in B., Frau J. K. in B., P. G. in A. Finnland, W. P. in B. M., M. K. in G., G. K. in O. U., R. P. in B., E. H. in St. bei St., A. Sch. in M., K. M. in P. K., D. in H. M. bei O. U., R. A. in E., B. in B. B., J. K. in B., C. L. in B., H. O. in T., E. C. in B., L. F. in L., C. K. in L., W. H. in C., E. F. in A. J. K. in Z., K. E. in U., Frau M. G. in P., F H. in B. bei P., G. A. F. in B., Hauptmann A. H. in P., J. M. in B., A. H. in M., Freiln M. v. B. auf Schloß H. bei Sch., P. K. in P. C., J. M. in H., G. J. in E., O. K. in E., J. F. in P., K. N. in W., A. M. in D., A. L. in W., J. K. in D. B., Graf P. K. K. auf Schloß N., K. S. in H. bei S., L. W. in W., W. M. in H., Assis. H. in A., E. H. in A., Fabrikdir. P. in G., A. W. L. in M., Frln. A. G. in A., Baronin v. St. in M., G. B. in N., G. O. in F., S. O., J. S. in L. bei L., E. P. in K. bei L., H. St. in F., Dr. H. in S., W. P. in O., J. K. in P. S., Frln. M. K. in H., A. P. in Sch., C. S. in D., C. A. K. in L., J. St. in A., H. Ph. in G., J. L. in F., K. in H. M., C. W. in F., S. K. in F., S. P. in L., C. F. in N., C. K. in P., G. D. in H., E. v. U. in W., C. H. in P., A. M. in P., G. F. in San Francisco, Lesevereln E.-A., Dr. B. in A., E. M. in St G., S. S. in J. J., W Sch. in O., A M.-U. in L., Dr. P. in P., W. W. in St. P., J. B.

Die Allgemeine Zeitung

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 Mark vierteljährlich (**6 M. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatl. 4 Mk. (M. 5. 60 für die andern Länder d. Weltpostv.) Quartalpreis bei wöchentl. Versendung im Weltpostverein Mk. 12.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche u. handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 160 bis 180.

Deutscher Reichstag. — Die Umkehr Ludwig Kossuths. — Die Routen von Koroško nach Berber. — Ein Nachwort zum Kratzewski-Proceß. — Die nächste Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten. — Die ungarischen Wahlen und die Nationalitäten.

Ins Morgenland. Von L. Steub. (VI.) — Ergebnisse aus dem dritten Band des Urkundenbuches der Stadt Straßburg. Von G Kaufmann. — Franz Grillparzer. Von R. M. Werner. (V. Schlußartikel.) — Die biblische Urgeschichte. Von C. H. Cornill. — Münchener Kunst. Von Fr. Pecht. — Die Verträge Rußlands mit Deutschland von 1656 bis 1808. — Die Schwefelgruben in Sicilien. Von J. Walther. — Ländernamen. Von R. Kleinpaul. (IV. Schlußartikel.) — Siebenbürgen. — Ein Beitrag zur Quarantäne-Frage. Von Dr. G. Wild. — Noch einmal die Etrusker-Frage. Von G. Meyer — Quer durch Chryse. (III. Schlußartikel.) — Der bayrische Bauernkrieg. — Kieperts neue Karte der asiatischen Provinzen des türkischen Reiches

Die Handels- und Gewerbekammer für Oberbayern über das Stempelsteuergesetz. — Der auswärtige Handel Oesterreich-Ungarns im ersten Quartal 1884. — Volkswirthschaftlicher Brief aus Rußland. — Das Verhältniß der großen und kleinen Landwirthschaft zu den Getreidezöllen. — Die Schweiz und die lateinische Münzconvention.

Deutscher Reichstag. — Zur serbisch-bulgarischen Streitfrage. — Socialreform und Liberalismus in Oesterreich. — Russische Bekenntnisse. — Ostasien als Wirthschaftsgebiet. Von E. Deckert.

Vulcanismus und Gebirgsbildung. Von J. Walther. — Die Ausstellung von Meissoniers Gemälden. — Ins Morgenland. Von L. Steub. (VI. Schluß.) — Alphonse Daudets neuester Roman. — Franz Xaver v. Haindl. (Nekrolog.) — Ueber Waldverwüstung und Holzverschwendung. Von F. v. Etzel. — Die Anfänge der Genremalerei. Von R. Muther. — Die Zustände im Wiener Hofburgtheater. — Münchener Kunst. Von Fr. Pecht. — Napoleons I. Jugendjahre nach den neuesten archivalischen Forschungen. (I.) — Die hessische Landesausstellung kunstgewerblicher Alterthümer.

Der projectirte Donau-Elbe-Canal. — Das Moorbrennen und die Bodencultur. — Der Moostorf und seine wirthschaftliche Bedeutung. — Lagerhaus oder Lagerhäuser in Tirol. — Ueberseeische Banken. — Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer für Oberbayern pro 1883.

Deutscher Reichstag. — Nationalität und Freihandel. — Irrungen zwischen Italien und Oesterreich. — Der englisch-französische Schriftenwechsel in der ägyptischen Frage. — Das französische Recrutirungsgesetz. (I.)

Pater Didon und seine „Deutschen". Von Dr. M. G. Conrad. — Ins Morgenland. Von L. Steub. (VII.—VIII.) — Zur serbisch-bulgarischen Streitfrage. (II.) — Ludwig Richter. (Nekrolog.) — Napoleons I. Jugendjahre nach den neuesten archivalischen Forschungen. (II.—III.) — Verfall des maurischen Kunstgewerbes und Handwerkes. — Die großen Epidemien in Italien und ihre Beschwörer. Von E. v. Hörschelmann. (I.—II.) — Zur dramatischen Literatur. Von E. Ziel. — König Taubiao und die Maori-Häuptlinge.

Zur Unfallversicherung der Arbeiter. — Deutscher Handelstag und Geschäftssteuer. — Neues italienisches Handelsschiffahrtsproject. — Geschäftsberichte ꝛc. ꝛc.: Gotthard-Eisenbahn. — Schweizerische Nordostbahn. — Lebensversicherungs- und Ersparnißbank in Stuttgart. — Verein deutscher Papierfabrikanten. — Handels- und Gewerbekammer für Niederbayern. — Kaiser Ferdinands-Nordbahn. — Vereinigte Schweizerbahnen.

Aufträge für Streifbandsendungen an die „Expedition in München".

C. T. HONOPKA & CO.

Handlung der Brüdergemeine

Gnadenfeld, O.-Schlesien.

Specialität:

Cigarren und Weine

en gros & en détail. [567]

WIEN 1873 — SYDNEY 1880 — LONDON 1862 — PRIZE MEDAL — PARIS 1867

Da uns vielseitig bekannt geworden, daß Schuhe und Stiefel geringerer Qualität fälschlich als unser Fabrikat verkauft werden, sehen wir uns zu der Erklärung veranlaßt, daß alle unsere Fabrikate nebenstehende Schutzmarke auf der Sohle tragen.

Otto Herz & Co.

Frankfurt a. M. Erste und älteste deutsche Schuhfabrik mit Maschinen- und Dampfbetrieb.

Bonn'sche Zeitung.

Bonn'sche Zeitung.

Bonn'sche Zeitung.

Schluß.

Schluß. Schluß. Schluß.

Weltpost.

Alter Abonnent. Die Frage, ob das Rehwild eine Galle (d. h. eine Gallenblase) besitze oder nicht, ist in Jägerkreisen schon oft erörtert worden. — Das Rehwild und überhaupt die ganze Gruppe hirschartiger Wiederkäuer besitzt thatsächlich keine Gallenblase. Eine solche fehlt aber auch sonst noch gar manchen Säugetieren, z. B. dem Pferd, dem Esel, dem Elefant, dem Kamel, dem Lama, der Maus, dem Hamster u. s. w., während Rind, Ziege, Schaf, Schwein, Hund, alle fleischfressenden Raubtiere und überhaupt die weitaus meisten Säugetiere mit einer Gallenblase versehen sind. Die Gründe dieser physiologischen Verschiedenheiten zu erörtern, überschreitet unser Gebiet; übrigens scheidet die Leber auch derjenigen Säugetiere, welche keine Gallenblase besitzen, eine der Galle ähnliche Flüssigkeit aus, welche bei der Verdauung der Nahrungsstoffe mitwirkt.

A. S. in G. Wir haben keine bestimmte Tendenz, sondern stehen objektiv den Dingen gegenüber. Ein solcher Kalender existiert vorläufig nicht.

M. in K.-F. Ihre Einsendungen sollen gern gelegentlich benützt werden.

M. A. Jeder der genannten Lyriker hat seine Vorzüge, eine motivierte Auseinandersetzung wäre hier nicht ganz am Platz. Eine Auflage von 1852 hat wenig Wert, wird aber gern vom Verleger gegen Nachzahlung für eine neue Auflage eingetauscht.

E. H.: M. Hier ist das Rezept der Apfelsinenmarmelade. Man schäle von zwölf schönen, saftreichen Apfelsinen die gelbe Schale mit einem scharfen Messerchen so dünn ab, daß nichts weißes an der gelben Schale bleibe, sondern die kleinen Augen nur durchschnitten sind, und lege diese Schale zwölf Stunden lang in kaltes Brunnenwasser, dem man ein wenig Salz zugesetzt hat. Die geschälten Apfelsinen und noch eine ungeschälte schneide man in der Mitte durch, schabe mit einem Theelöffel Mark und Saft in eine Porzellanschale und lasse Krone und alles Faserige sorgfältig zurück. Die Schalen gebe man, wenn sie die gehörige Zeit in dem gesalzenen Wasser gelegen haben, in kochendes Wasser, koche sie fast weich, schneide sie zu haarfeinen Streifchen und füge sie zu der Apfelsinenmasse, nebst fein gestoßtem Rasfinadzucker (375 Gramm Zucker auf ein halbes Kilo der Masse), vermische mit einem silbernen Löffel alles wohl in der Einmachkasserolle, setze diese über Kohlenfeuer (am besten von Holzkohlen) und lasse unter fortwährendem sanften Aufrühren und Bewegen die Masse zum Kochen kommen und wenigstens zwanzig Minuten lang fort kochen. Die Marmelade muß klar und dick und die Streifchen Schale dürfen nicht zerrührt sein, und man gießt sie dann sogleich in eine Schale und füllt sie hernach erst in die Gläser. Liebt man das Bitterlüße, so kann man der angegebenen Masse noch Schale, Saft und Mark von zwei bitteren Orangen zusetzen, welches besonders bei Herren sehr beliebt ist. — In England ist diese vortreffliche Marmelade besonders zum Thee beliebt, man sie auf offene, mit frischer Butter gut bestrichene Weißbrotschnitten streicht.

J. . . an in Idar. Der 1. Januar tritt an jedem Orte um Mitternacht vom 31. Dezember nach Ortszeit. Der von Ihnen erwähnte Datumsunterschied zweier dicht bei einander liegender Orte findet nicht statt; genaueres kann hierüber an dieser Stelle nicht gegeben werden, vielleicht später in einem besondern Artikel.

Jos. Blank, Heidelberg, [904]

Bade-Apparaten-Fabrik,

Prämiirt 1876 — 1880 — 1881

empfiehlt als Specialität d. Neueste u. Praktischste in **Patent-Zimmer-Douche-Apparaten,** 24 verschied. Nummern. **Hydr. Univ.-Patent-Badeöfen. Cylinder-Badeöfen,** mit u. ohne Zimmerheizung. **Pat.-Circulations-Badeöfen,** mit denen permanent gebadet werd. kann, ohne das Feuer löschen zu müssen. Regulirung des Badewassers auf jeden gewünscht. Wärmegrad. Schnellste Heizung. Explosion ausgeschlossen. **Badewannen** in allen Größen, Façons und Ausstattungen. Sitzbadewannen. Geruchlose **Zimmer-Closets. Garten- und Hausfeuerspritzen** 2c.

Illustr. Preiscourante gratis und franco.

Vereinigte Sanitätsapparaten-Fabriken vormals

Lipowsky-Fischer

(C. Maquet) [1187]

Heidelberg, Hauptstr. 25. | **Berlin C.,** Brüderstr. 13.

Rollstühle, Fahrstühle,

Ruhestühle, Tragstühle,

sowie alle Apparate zur Gesundheits- u. Krankenpflege in anerkannter Güte.

Prospekte gratis.

Größtes Spezialgeschäft

für

Sanitätsartikel.

Thüringer Holländer-Käse.

Geschmack und Form wie Schweizerkäse, à Pfd. 60 Pfennig, **feinste Thüringer Tafelbutter** à 120 Pfennig. Postcolli 5—10 Pfd. versendet unter Nachnahme. [1165] Die Käsefabrik Clingen-Greußen.

Weltpost.

Unverwendbares sandten: Angelo in B., H. L. in W., J. W. v. H. in G. (alte Geschichte), G. Sch. in P. (hübsch gezeichnet, aber ohne jeden Witz), E. B. in E. (lassen Sie das „erste" Produkt ihrer angeblichen Muse auch Ihr „letztes" sein), Fr. L. B. in P. (die Einleitung zum Schlüsselrätsel findet sich Bd. I. S. 491), Mohr (Sternkarte besorgt), P. J. in P., K. M. in W. (Sie sagen von den Sträuchern, daß sie im Mai ins Blaue grünen, nun Sie scheinen uns schon im März ins Blaue zu dichten), J. M. in M., G. G. in W. (freundliche Grüße erwidert, wir haben leider zu viel davon), H. B. in D., A. B. in B., A. B. in P. (Gedicht und Illustration schlafen den Schlummer des Gerechten im Papierkorb), K. O. in K., A. F. in A. (auf Ihre Bemerkung „Gedicht aufnehmen oder Papierkorb" lassen Sie sich ein dreisilbiges Echo antworten), S. in G., A. Z. in St., B. in L., K. in D. (Ihr Pechlied ist hübsch gedacht und nicht ohne Humor, wenn auch für uns nicht geeignet), W. T. (vorläufig noch kein Talent zu entdecken), L. Sch. in W., M. v. L. in M. (No. 1 in der Wertlosigkeit), B. S. in M. (liegt uns zu ferne), E. Sch. in B., E. F. in B., M. M. in D., E. v. W. in S., P. K. in L. (das Thema ist schon in den Trachten der Zeit berührt worden, aber unsere Damen sind unverbesserlich), K. Sch. in K., J. S. in 1, L. G. in F. (wir sind mit Material reichlichst versehen), O. Sch. in R., P. M. in St., B. K. in B., K. R. in S., A. H. in B., J. Sch. in K., Dr. L. in S., W. M-W in W., E. M. in L., A. M. in A., A. W. in D., A. S. v. H. in S., E. J. in W. (Ihr Brief war viel amusanter, als Ihre Gedichte, Sie sollten Märchen schreiben), O. F. in P. (Sie beginnen Ihren Brief „Ein Philosoph bin ich nicht und ebensowenig ein Dichter", von letzterem „Nichtsein" hat uns Ihr Gedicht den schlagendsten Beweis gegeben. Ersteres wünschen wir Ihnen aber zu sein, um mit Würde den Schmerz der Ablehnung und den Spott Ihrer Geliebten zu tragen), **After Abonnent** in P., A. E in L., **Budapest, sugár-ut 49 sz.**, A. F. in F., L. v. J. in P., F. L in O., A. A. A. in S., C. W. L. in B., W. in 1, J. A. in T., G. H. in A. (trotz dem Damoklesschwert, das Sie mir übers Haupt hängen! Berichtigung erbeten), F. G. L. in W., J. L. in M., P. L. in O., F. in D., F. L. L. in C., J. A. in A., B. F. in F., O. M in S., F. M. in K-L., F. B. in W., L. R. in W., v. F. in B., O. L., M. J. in St., **Korax, Leserin in Holland**, A. G. in B., M. B. in B., M. S. in L., J. J. in K., F. du M., O. R. in W. (senden Sie das Schwälbchen nur auch an den andern Ort, bei uns kann es so lang es will „ans Fenster picken", es wird doch nicht eingelassen. Ist noch lange nicht flügge!).

Dankend acceptiert wurden Einsendungen von A. P. in W., W. Sch. in E. P., O. A. in St., G. M. in C. (einige Ihrer Scherze wollen wir gerne abdrucken, für das weiter in Aussicht Gestellte haben wir aber keine Verwendung), E. G. in M., F. W. in G., B. H in H. (den Scherz gern zum Druck befördert), E. W. in X. (gelegentlich).

S. L. in Eb. Wenden Sie sich an den Buchhändler Aug. Schulz & Co. in Leipzig. Auch der Redacteur d. Bl. würde mit Ihnen in Change treten.

Weltpost.

Dr. A. W. in S. Mit bestem Dank veröffentlichen wir nachstehend Ihre Zuschrift: Otto Seifert, Privatdocent in Würzburg veröffentlicht in der Berl. klin. Wochenschrift Nr. 36 u. 37 des Jahres 1883 seine weiteren Beobachtungen über die Wirkung des Chinolins bei Diphtheritis und gibt dort an, daß durch öftere Pinselungen von 5prozentigen Chinolinlösungen in gleichen Teilen Alkohol und Wasser eine Erleichterung der subjektiven Beschwerden, insbesondere der beim Schlingen folge, Resultate, die auch ich in meiner letztmonatlichen Praxis vollkommen, besonders aber bei katarrhalischer Rachen- und Halsentzündung bestätigen kann; der Geruch ist sehr stark, aber nicht unangenehm. Kinder klagen jedoch über Brennen.

C. B. Herzberg a. H. Besten Dank für die Notiz hinsichtlich des unangenehmen sinnentstellenden Druckfehlers in dem Artikel: „Im Revier des Brockens" unseres Septemberheftes. Zur Orientierung für andere freundliche Leser geben wir an dieser Stelle folgende Aufklärung: Das größte Wasserbecken des Harzes (S. 659) heißt Oderteich, nicht Ockerteich, der Abfluß desselben in südlicher Richtung nach Lauterberg (S. 659 und 666) wird Oder genannt. Die Oder ist ein Bergstrom im Gebiete des nördlichen Harzes. Wir berichtigen bei dieser Gelegenheit noch einen anderen Druckfehler auf S. 663, wo die hübsche kleine Zeichnung die „Weinberg" genannte Straße in Lauterberg, nicht in „Lauterheim" darstellen soll.

Dr. M. F. in A. 1) Sie wollen freundlichst noch einige Monatshefte abwarten, dann werden Sie in der Reihe „Naturanstalten in der Häuslichkeit" von Dr. Karl Ruß, in den Abschnitten über das Aquarium, alle Ihre Fragen sachgemäß und ausführlich beantwortet finden. Für heute daher nur folgendes. Den grünen Algenansatz, welcher sich an den Glasplatten Ihres Aquarium, insbesondere an der Sonnenseite bildet, sollten Sie durchaus nicht als eine Plage ansehen, denn einerseits trägt er viel dazu bei, daß sich das Wasser im besten Zustande erhält und anderseits dient er für Fische und andere Tiere als wertvolle Nahrung. Im übrigen ist er unschwer fortzubringen, wenn Sie nämlich das Aquarium mit großen und kleinen Schnecken zahlreich bevölkern. Diese grasen den Algenansatz sicherlich ab und Sie brauchen dann nur vermittelst einer entsprechenden Bürste hin und wieder nachzuputzen. Ich lasse die Algen aber, wenigstens an der Sonnenseite, immer gern stehen. 2) Auch Brunnenwasser können Sie bei Beachtung der nötigen Vorsicht zur Aquarium-Füllung benutzen. Der größte Fehler, welchen man in der Regel begeht, liegt in dem häufigen Wasserwechsel. Wenn das Aquarium ausreichenden Pflanzenwuchs enthält und recht viele Schnecken, welche allen Unrat verzehren, so braucht man in Jahr und Tag kein frisches Wasser zu geben. 3) Wenn Sie den Molchen, welche übrigens doch nur für kurze Zeit ins Aquarium gehören, entsprechende Verstecke bieten, so gehen sie sämtlich unschwer ans Futter: Fliegen, kleine Mehlwürmer und geschabtes rohes Fleisch. (Dr. K. R.)

Jeanne Eglise. Sie haben über all der unfruchtbaren Philosophie vergessen, Ihrem Rätsel die Lösung beizufügen. — Dame Inkognita zu meinen Füßen kann mich nun freilich nicht reizen, aber wenn das Wesen, das sich dahinter verbirgt, so häßlich ist, wie Sie schreiben, will ich es mir wohl gefallen lassen.

Verlag von Gustav Fritzsche in Leipzig.

Vollkommenste Herbarien.

Dr. F. E. Helm's

Pflanzen-Album

zum Sammeln u. zweckmässigen Aufbewahren gepresster Pflanzen und Pflanzentheile.
Empfohlen von hohen Schulbehörden, namhaften Schulmännern und der Presse.
Preis 10 Mark.

W. Werner, Album für

Alpenpflanzen.

Album for Alpine Plants.
Preis 15 Mark.
Zu haben in allen Buch- u. Schreibmaterialienhandlungen oder direct gegen Einsendung des Betrages.

Bei Orell Füßli & Comp. in Zürich ist soeben in II. Auflage erschienen:

Görbersdorf

mit 26 Illustrationen und 1 Karte.

Preis 1 Mark.

Vorstehende Schrift ist für **alle Lungenkranken** ungemein wichtig. Denn von Görbersdorf (durch Dr. Brehmer) ist die Lehre ausgegangen: **die Lungenschwindsucht ist heilbar.** [1227]

!Einfache praktische Hausmittel von vorzüglicher Wirkung, ohne zu schaden!

!Neu u. praktisch!

Dr. Lindenmeyers fertige Wasserumschläge

gegen [1237]

Kopfschmerzen 50 Pf.
Halsleiden 70 Pf. b. M. 1.80.
Böse Brust M. 2.50.
Brustleiden, Magenleiden, Unterleibsleiden } je nach Grösse M. 2—7.
Haemorrhoiden M. 3.
Gliederschmerz, Gicht mtr. M. 1.

Bestellung m. Grössenangabe an
Dr. Lindenmeyer, Stuttgart.
Illustr. Prosp. gratis.

In den Apotheken:

75 Pfennige.

Weltpost.

B. M. in St. Der betr. Verfasser hat zu schreiben aufgehört.

J. B. in Ch. Nur langsam, es kommt Alles. Der Scherz ist nicht neu, daher für uns nicht wohl verwendbar.

B. v. L. in L. Herr Eduard Kläber in Connewitz, (Leipziger Str. 14) ist bereit, Ihnen das betr. Buch zu verkaufen.

B. H. in O. Gegen Schuppenbildung wird u. a. der in der Apotheke zum König von Ungarn in Oedenburg hergestellte „Haargeist" empfohlen.

A. W. in W. Sie sagen, Ihre Gedichte seien keine eilfertigen Reimereien. Und wenn Sie zu dem Frühlingslied auch noch besonders lange Zeit gebraucht haben, so thun Sie mir aufrichtig leid, denn etwas Trivialeres als die Zusammenstellung der Reime Luft-Duft, blau-Au, grün-blühn, sang-Klang, kann man sich doch in einem Frühlingslied nicht wohl denken. Origineller ist das abschließende

Alles froh
Bleibt nur so!

aber schön oder poetisch um alles in der Welt nicht. Wir ändern mit Bezug auf Sie „bleibt nicht so!"

B. L. in B. Sie folgern, weil Sie augenblicklich bei der Kavallerie stehen, müßten Sie auch den Pegasus reiten können. Aber mit nichten, Sie sind bei diesem edlen Tier nicht einmal als Stallknecht zu gebrauchen.

B. H. in W. Ein Buch, die Farbenchemie in gewünschter Ausführlichkeit behandelnd, dürfte wohl nicht existieren; bei dem heutigen Standpunkt der Farbenchemie ist es nicht mehr möglich, sämtliche Farben in ihrer Darstellungsweise und Anwendung mit all den damit verknüpften Nebenumständen in einem Werke zusammenzustellen. Als Fachwerke für Farbenchemie empfehle Ihnen: Gentele, J. G., Lehrbuch der Farbenfabrikation ꝛc., Braunschweig 1880. Mit Holzschn. (Ladenpreis M. 12.) Bolley, P., E. Kopp u. R. Meyer, Die künstlich erzeugten Farbstoffe. 4 Tle. Braunschweig 1870/1880. Mit Abbildungen. (Ladenpreis M. 17.) Mierzinsky, St., Die Erd-, Mineral- und Lackfarben. Weimar 1881. (Ladenpreis M. 10.) Prof. Dr. J. H. Audling-H. L. in T., K. W. in B., C. v. A. in M., v. F. (Dechiffrieraufgabe).

C. M. in B. Die in der „Schwanjungfrau" vorkommenden Persönlichkeiten sind wie alle Maximilian Schmidschen Figuren nach dem Leben gezeichnet und in Berchtesgaden teilweise leicht zu erfragen. Die Namen sind natürlich fingiert bis auf den alten „Weyerzist", den der Autor aus der Vergessenheit gezogen und der künftig wohl öfters mit Ehren im Berchtesgadener Lande genannt werden dürfte.

W. H. in Hooperstown. Nur sehr weniges in der Erzählung gehört der Wirklichkeit an. Die Bekanntschaft mit einer Dame und eine flüchtige Mitteilung über ihr Geschick aus zweiter Hand regten den Verfasser an, seine Kraft im Ausspinnen zu versuchen.

M. in W. Dank für die Mitteilung, daß Württemberg nicht, wie S. 341 angegeben, 1841, sondern schon 1824 die erste Dampfmaschine erhielt. Sie trieb das Dampfschiff „Wilhelm", welches am 11. Nov. genannten Jahres seine erste Probefahrt machte und am 1. Dez. seine regelmäßigen Fahrten begann.

H. L. in H. Das ist ein Irrtum Königs, der, so viel wir wissen, in späteren Auflagen verbessert wurde.

Weltpost.

F. K. in **M.** Hier das Gewünschte. Falsche Schildkröten-Suppe. (Mock Turtle Soup). Man nehme einen abgebrühten Kalbskopf (mit der Haut) und brüne ihn aus, welches am besten geht, wenn man der untern Länge nach einen Einschnitt macht und das Fleisch dicht an den Kinnbacken, der Schnauze und über der Stirne ablöst, hierauf ein wenig wässert, mit kaltem Wasser und etwas Salz zu Feuer bringt eine halbe Stunde kochen läßt und wieder in kaltes Wasser legt, das Fleisch dann in drei Centimeter große, viereckige Stücke schneidet und in Fleischbrühe vollends weich kocht. Nun röste man einen Eßlöffel Mehl in 125 g Butter schön braun und gieße nebst ein ¼ Liter Rotwein, so viel Fleischbrühe hinzu, daß die Brühe gebunden aber nicht dick ist; sie muß eine bis zwei Stunden langsam kochen und sorgfältig abgefettet werden, wird dann durch ein Sieb gegossen, mit ½—¼ Liter Madeira und einer Messerspitze Cayennepfeffer gewürzt und nebst Eierklöschen und Farceklöschen zu den Kalbskopfstückchen gethan.

Eierklöschen. Man rühre sechs hartgekochte Eidotter mit drei rohen Eidottern, ein wenig Butter, Salz und Muskatnuß zu einer glatten Masse, forme mit der Hand, die man öfters mit Mehl bestaubt, kleine runde Klöschen und koche sie vier Minuten in Fleischbrühe.

Farceklöschen. Man nehme 250 g geschabtes, rohes Kalbfleisch, 25 g in Milch geweichtes und ausgedrücktes Weißbrot ohne Kruste, 25 g Butter und ein Ei, stoße es zusammen im Mörser und streiche es durch ein Sieb, würze mit Salz, Pfeffer und Muskatnuß und forme es zu Klöschen, indem man einen Theelöffel mit der Masse reichlich füllt und dieselbe mit einem feuchten Messer, nach der Mitte zu in die Höhe spitzt, dabei recht glatt streicht, dann vorsichtig herausschiebt, daß es wie ein großer Mandelkern aussieht und sie zehn Minuten in Fleischbrühe kocht.

Ochsenschweif-Suppe (Ox Tail Soup). Man wasche den Ochsenschweif, schneide ihn gliedweise durch und thue die Stücke nebst einer halben Möhre, halbem Sellerie, Porren und anderthalb Zwiebel, alles in Stücke geschnitten, Thymian, Lorbeerblatt, einem Sträuschen Petersilie, und sechs Pfefferkörnern, in eine Kasserole, deren Boden mit ein wenig Butter bestrichen worden, gieße ½ Liter Wasser darüber und lasse sie auf lebhaftem Feuer schön braun braten, während dem man die Kasserole bisweilen schüttelt. Dann rühre man 60 g Mehl hinein, fülle es mit 1½ Liter Wasser auf, gebe einen Theelöffel Salz dazu und rühre noch so lange, bis es kocht; setze nun die Kasserole zur Seite und nehme Schaum und Fett pünktlich ab, füge einen halben Theelöffel Fleischextrakt hinzu und lasse es, unter wiederholtem Abschäumen und Abfetten gelinde kochen, bis die Schweifstücke so weich sind, daß das Fleisch sich leicht von den Knochen löst, lege sie in die Suppen-Terrine, gieße die sorgfältig abgefettete Suppe durch ein Sieb darüber und gebe in Butter gerösteté Weißbrotschnitten hinein. Wenn man, eine Viertelstunde vor dem Anrichten, ein Glas weißen Wein oder einen Guß Madeira und etwas Cayennepfeffer zu der Suppe gibt, so gewinnt sie sehr, doch ist es nicht gerade nötig. L. v. P.

A. v. M. in **H.** Gedichte gänzlich unbrauchbar. Die einzelnen Punkte bedeuten Buchstaben, die aus der geringeren oder öfteren Wiederkehr jener gefunden werden müssen.

ZIEGLER & GROSS

Griechische Weine

Directe Einfuhr.

1 Probe-Kiste mit 12 Flaschen in verschied. vortreffl. Sorten. — Kiste u. Flaschen frei — zu Mark 19.—

Directe Einfuhr.

1 Post-Kistchen = 5 Ko. mit 2 Flaschen, herb u. süß, franco nach allen Orten des deutschen Reiches gegen Vorauszahl. von Mark 4.—.

KONSTANZ & KREUZLINGEN

BADEN ◁▷ SCHWEIZ.

Auflage 315,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in dreizehn fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Musterverzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3. [969]

7 C. L. Flemming 7

Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.

empf. kleine Leiterwagen f. Kinder u. Erwachsene m. abgefr. Eisenachs.

gut beschlag. 25 50 100 Ko. Tragfähigk.

Illustrirte Preis-Listen gratis! Agenten gesucht!

7,—, 12,—, 18,— pr. Stück blau lackirt. Ziegenbockwagen. Kinderwagenräder, Kinderreifen. Velociped- „ Kleiderbügel. Spielwagen- „ Postwagen, zweirädrig, 50 M. pr. Stück. Handwagen, 18 Grössen, 2--12 Ctr. tragfähig. Kinderschubkarren. [1318] Rundstäbe v. 6-35mm stark, roh u. polirt. Wäschklammern, Bürsteuhölzer, Knopfhölzer, Postkistchen.

Fabrikgebäude und Lagerplatz.

Weltpost.

J. L. G. H. in **Rio de Janeiro.** Sie haben die Wette gewonnen, der Schriftsteller schreibt sich mit U; der Rätselaufgeber hat ihm eigenmächtig das eine davon weggenommen.

M. S. P. Die Erklärung ist für jeden Kenner von Würfelspielen völlig ausreichend: eine detaillierte Besprechung würde den Rahmen des Briefkastens überschreiten. — Wenn Sie uns Ihre Postadresse schreiben, werden wir Ihnen ausführliche Anleitung brieflich zugehen lassen.

B. L. in **S.** Wir erhalten noch folgende Antwort. Das gewöhnliche Volk zählt: Sonntag, Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag Samstag und wieder Sonntag. Es betrachtet Sonntag als abschließenden und einleitenden Tag der Woche. Wird also doppelt gezählt. Man darf nur die Probe bei Schulkindern machen und die Tage aufsagen lassen. Zeitabschnitt 14 Tage gründet auf genaueres Eingehen in Bestimmung der Zeit im geschäftlichen Verkehr und als Hälfte des Mondmonates, was die Landleute selbst sehr gut wissen.

Harzer in **F.** Wurde schon früher berichtigt.

J. M. C. in **A.** Verzeihen Sie, wir wollen uns bessern.

C. K. in **C.** Die erste Ihrer Aufgaben wollen wir gerne acceptieren.

Karl Helking. Ihr erstes Manuskript hat uns nicht sehr imponiert, aber reden Sie nur fort auf dem Pfad der Schriftstellerei. Sie sind ja erst 18 Jahre alt, da erträgt die Konstitution noch eine Weile die Hungerkur.

J. H. in **B.** Die Verspätung der Zustellung der Hefte liegt nie am Verlage und müssen Sie sich deshalb an Ihren Vermittler wenden.

W. L. in **H.** Das hängt ganz von Ihnen ab.

O. B. in **Sch.** Ihre Gedichte verblüffen durch ihre wunderbare Unklarheit. Einmal trägt ihre Geliebte ein rotes Band im Haar und da wünschen Sie in Ihrem offenbar „sinnberückendem" Schmerze:

Trägst Du doch um Dein Herze
Ein rotes Band für mich.

Denn wieder heißt es mit Rücksicht darauf, daß ein Jüngling den ganzen Tag den Spuren seiner Geliebten nachgeht,

Folgt daraus, daß er nur hier Nichts that.

Wenn Sie doch mit dem gleichen Effekt den Spuren Ihrer eigenen Schönen folgen wollten!

E. M. in **Ch.** Meigela und Schatzkästlein sind schon erschienen, Götz folgt.

Musikfreundin. Räsel nicht verwendbar. Der Ursprung des Wortes Römer (für Trinkgefäße), der sich bis ins 17. Jahrhundert zurück verfolgen läßt, ist nicht bekannt. Das betr. Reiterstückchen kann von einer Dame sehr wohl ausgeführt werden. Auf Handschriftenbeurteilung verstehen wir uns leider nicht.

P. B. in **B.** Gelegentlich. Die Masse des Stoffes ist eben zu groß

Abonnent in **Weißkirchen.** Gottschalls „Poetik" (Breslau, Trewendt).

Abonnent in **P.** Das geht aus Raumrücksichten nicht.

Preikaiserecke. Mit den Kenntnissen eines Tertianers oder Sekundaners kommen Sie vollständig aus.

A. in **W.** Dieselbe Geschichte passierte in meiner Gegenwart einem berühmten Bildhauer, der durch die auf dem Wasser schwimmenden Zitronenschalen verleitet wurde, zu glauben, es handle sich um Limonade.

Weltpost.

Abonnent in **G.** Ihre Idee, den Krieger mit einer Reihe von Vertretern des Tierreichs zu vergleichen, wird Ihnen wenig Sympathieen erwerben. Das gilt übrigens auch ganz im allgemeinen von dem ersten Vers:

„Nützlich und schön wie das Roß, sei
der Krieger im Arme des Friedens."

Sie Glücklicher, daß Sie nur „schöne" Rosse kennen, Ihnen ist offenbar der Anblick großstädtischer Droschkengäule bis heute erspart geblieben.

Dr. F. in L. Sie haben Ihrer Berechnung entweder eine unrichtige Formel zu Grunde gelegt, oder einen Rechenfehler gemacht. Die goldene Zahl von 1970 ist 14, und dieser entspricht für die Jahre 1900 bis 2199, wie aus jeder Ostervollmondtabelle zu ersehen ist, der 22. März als Ostervollmond. Dieser Tag ist im Jahre 1970 ein Sonntag, Ostern fällt daher auf den folgenden Sonntag, also auf den 29. — Nach der Gaußschen Formel ergeben sich für das betr. Jahr folgende Zahlen: Viererrest 2, Siebenerrest 3, Neunzehnerrest 13, Dreißigerrest 1, zweiter Siebenerrest 6. Die beiden letzten Reste plus 22 macht 29, also dasselbe Resultat wie oben. (N)

J. J. Die einfachste Methode, Gegenstände, besonders polierte Eisen- und Stahlobjekte zu vernickeln, besteht im sog. Ansieden. Nach Fr. Stolba wird zu einer verdünnten (5—10%) Auflösung von chemisch reinem Chlorzink so viel Nickelsulfur zugefügt, bis die Flüssigkeit stark grün gefärbt erscheint. Es wird dann zum kochen erhitzt, die mit Kalilauge vollständig gereinigten Gegenstände derart in das Bad eingelegt, daß sie sich nur an wenigen Stellen berühren und 30—60 Minuten lang unter zeitweiligem Ersatz des verdampften Wassers durch destilliertes im kochen erhalten. Während dieser Zeit schlägt sich das Nickel überall dort, wo dem Objekte kein Oxyd oder Fett anhaftet, in Form einer glänzenden blanken Schicht nieder. Erscheint der Gegenstand überall vernickelt, so wird er mit Wasser, worin etwas Kreide suspendiert ist, abgespült und sorgfältig abgetrocknet. Das Ansehen der so vernickelten Gegenstände ist ein sehr gefälliges, namentlich bei polierten Objekten, wo die Nickelschicht mit einem Stich ins Gelbliche erscheint. — Als Bezugsquelle für die bei der Vernickelung nötigen Chemikalien empfehlen wir die „Chemische Fabrik auf Aktien (vormals Schering)", Berlin, Fennstraße. (M)

F. in **K.** Prüderie!

M. E. v. L. Zu allem lyrischen Mühseligen auch noch zweierlei Litteraturgeschichte, das ist denn doch zu viel verlangt.

Unus ex multis. Vom neuen Jahrgang soll Ihr Wunsch durch entsprechende Aenderung der Bezeichnung erfüllt werden.

F. M. in **B.** Ihr Gedicht ist durchaus dilettantisch.

v. Sch. in **B.** Eine höfliche Anfrage an die Direktion der kgl. Münze zu Berlin wird sicher zum Ziele führen. In betreff Ihrer andern Frage verweisen wir auf Kaufer, „Meerschaum- und Bernsteinwarenfabrikation" (Wien 1870).

H. C. in **M.** Fig. 7 auf S. 68 stellt Holzhäuser in Chicago, Fig. 8 auf S. 69 das Unionsdepot in Kansas City dar. Nur ein Irrtum in der Signierung der Holzstöcke verursachte dieses unliebsame Versehen.

Klas Frohstun in **W.** Claurens Novellen beziehen Sie am besten durch ein Antiquar, etwa Scheible hier. Die Firma Wallroth existiert noch.

= Corallin =

ein mit patentirten Maschinen behandelter, **amerikanischer Pflanzenfaserstoff von unverwüstlicher Dauer, ist leichter, elastischer u. dabei billiger, als die bisher angewandten Corseteinlagen,** wie Fischbein, Hornstäbe, Stahl etc.

Für Nichtbrechen der Corallin-Einlagen wird unbedingte Garantie in der Weise geleistet, dass der 10fache Betrag des Kaufpreises anstandslos vergütet wird, wenn diese Einlagen während 6 Monate der Benützung brechen.

Corallin-Einlagen brauchen beim Waschen nicht aus dem Corset entfernt zu werden.

Das Corallin-Corset

paßt sich wegen seiner großen Schmiegsamkeit dem Körper besonders schön an und trägt zu einer vortheilhaften Figur außerordentlich viel bei.

Zu beziehen durch alle größeren Corset-Geschäfte, wo man ausdrücklich:

„Dr. Warner's Corallin-Corset"

verlangen wolle.

Alleinige, durch Dr. Warner privilegirte Corset-Fabrik

H. Gutmann Sohn, Stuttgart.

Cognac *Deutsches Product* der **Export-Comp. für Deutschen Cognac, Köln a. Rh.,** *garantirt frei von jeder künstl. Essenz, reinschmeckend u. von feinem Aroma, ist* **ganz bedeutend** *billiger als französ. Erzeugniss gleicher Qualität.* **Probeweise** *stehen 4 halbe Flaschen von 4 Qualit. gegen Einsendung von M. 5.50 franco zu Diensten.*

GRIECHISCHE

H. Chardon, Coblenz.

WEINE

Directe Einfuhr aus Griechenland.

Preisliste pro 1884 franco.

Weltpost.

B. G. in **L.** Ihre Wünsche sollen in Betracht gezogen werden, der eine davon läßt sich sicher erfüllen.

F. K. in **W.** Zur Vertreibung dieser lästigen Mücken kann man eine besondere Art Räucherkerzen verwenden, deren Rauch den Tieren widerwärtig ist. Als Schutzmittel finden wir am sichersten, auf den vier Bettpfosten Stäbe zu befestigen, die oben durch Querleisten verbunden sind und das dadurch entstehende Gestell mit feiner Gaze zu beziehen. An der vordern Seite läßt man die durch irgend etwas an ihren Enden belastete Gaze lose herabhängen, um in das Bett gelangen zu können. Nur muß man sich hüten, daß dabei die Tiere in den geschützten Raum dringen, da sie sich durch die Beschränkungen noch unerträglicher gebärden als sonst.

B. H. An Dr. Klein in Köln befördert.

A. T. in **C.** Das Gewünschte geschieht ja fortwährend und wird in der Folge auch weiter geschehen. Das B.sche Depilatorium erhalten Sie bei jedem bessern Friseur, eine bes. Adr. ist uns nicht bekannt.

L. in **H.** Diese Verspätung liegt in dem Bezug durch die Post begründet.

H. M. in **K.** Das ließe sich nicht gut ausführen, weil die Beteiligung für derartiges zu gering sein würde.

J. W. in **P.** Von diesem Autor liegt uns noch Mancherlei vor.

H. L. in **St.** Für die Gewinnung der zwei Abonnenten sagen wir dem verehrten Herrn Kollegen besten Dank.

M. M. in **A.** Danke für freundl. Anerbieten, wir haben genug. Sternkarte besorgt. Eine derartige franz. Zeitung existiert nicht.

L. H. 100. Die Umgestaltung Ihres Namens können Sie nur mit behördl. Genehmigung vornehmen. Wegen der anderen Fragen wenden Sie sich an einen Arzt.

S. H. in **M.** Schön ist das freilich nicht, breitkrämpig bezieht sich natürlich auf die Hüte und nicht auf die Maler, die diese fragen.

F. K. in **B.** Vorläufig nicht.

M. St. in **W.** Ihr Wunsch ist logisch, aber im allgemeinen machen sich die Männer aus solchen Sachen nichts.

F. H. v. M. auf **Schl. St.** Lösungen richtig. Silbenrätsel leider nicht verwendbar.

Abonnent in **H.** „Ein feste Burg etc." war die Auflösung des Rebus.

F. M. in **K.** Sie haben ja leider so recht mit Ihrer Jeremiade über den Modeteufel. Doch seien wir ehrlich! Die Frau ist's nicht allein, die ihm huldigt, auch wir Männer tragen einen großen Teil der Schuld. In dem einen Punkt jedoch sollten die Familienväter einig sein oder werden: in der Erziehung des heranwachsenden Geschlechts. Daß die kleinen 4—5jährigen Mädchen als Pariser Modedamen en miniature herumlaufen, wie Aeffchen sich mit ihren Glacés und Sonnenschirmen geriren und auf diese Weise anstatt in Einfachheit und Natürlichkeit aus purer Puppentändelei der Mütter in der Koketterie und Gefallsucht großgezogen werden — das soll und darf nicht sein. Fangen Sie daher getrost an, in Ihrem Kreise für einen „Verein gegen Modenarrheit" Propaganda zu machen. Doch geheim, lieber Freund, das rate ich Ihnen, sonst steht Ihnen dermaleinst eine andere Leichenfeier bevor, als sie dem seeligen „Frauenlob" zu teil geworden.

Digitized by Google

Oscar Pletsch

Bau- und Möbeltischlerei

Wien, XIII., Hietzinger Hauptstraße 42

Telephon 123

Wilhelm Ehmer

Wien, I., Kärntnerstraße 12

Buch- und Kunsthandlung

Ansichtskarten-Verlag

Max Rothbauer

Wien, VII., Neubaugasse 25

Spezialität: Kinderwagen

Lagad-Vein

Bestes Tischgetränk

Lagad-Vein-Gesellschaft m. b. H.

Wien, I., Kärntnerstraße 12

Hoffmann & Nolte

Wien, IX., Währinger Straße 59

Fabrik für Bürobedarf

Gegründet 1872

Goldene Medaille

Dr. Kles' Diätetische Heilanstalt

Dresden, Bachstraße 8.

Für Magen-, Herz-, Unterleibs-, Nervenleiden, Säfteverderbniß, Ausschläge, Nierenleiden, Frauenkrankheiten ꝛc.

Prospecte frei. Näheres: **Dr. Kles' Diätetische Kuren, Schroth'sche Kur** ꝛc. 3. Aufl. Preis 2 Mk. Durch jede Buchhandlung, sowie direkt. [1248]

Portfolio-Staffelei-Mappe

[1122]

Aufbewahrungs-Mappe und zugleich Vorlege-Tisch für Bilder und Zeichnungen, Aquarelle, Kupfer- und Stahlstiche, Photographien, Karten ꝛc., mit verstellbaren, selbstthätigen Metallstützen.

Elegantes Decorationsstück und Zierde für jeden Salon. Practisch und empfehlenswerth für Gallerien und Sammlungen.

In allen Holzarten.

Näheres, sowie Preise in meinem neuen Katalog.

Carl Fraenkel,

Berlin W., Französische Str. 33 d.

Musikinstrumente,

Saiten, Bestandtheile ꝛc. empfiehlt in den bekannten unübertroffenen Qualitäten

die Musik-Instrumenten-Fabrik

Schuster & Co., [1301]

Markneukirchen, Sachsen.

Haasenstein & Vogler,

Berlin, Frankf. a. M., Hamburg, Köln, Leipzig, München, Nürnberg, Stuttgart, Wien, Zürich

sowie alle die zahlreichen sonstigen Etablissements dieser ältesten Annoncen-Expedition Deutschlands

besorgen zu tarifmässigen Preisen Annoncen für alle Zeitungen des In- und Auslandes.

Abfassung und Arrangement in wirksamster Form — Auskunft über geeignete Insertionsorgane — Kostenanschläge — Beschaffung effectvollster Clichés — Rabatt nach Vereinbarung — Zeitungsverzeichnisse gratis.

[1241]

Cotillon- und Ball-Artikel

in großartigster Auswahl und billigsten Preisen versendet pünktlich die Fabrik von

No. 252. Papageno-Tour für 6 Paare M. 5.50.

N. L. Chrestensen,

Königl. Preuß. Hoflieferant etc.,

Erfurt (Preußen).

Cotillon-Orden, sortirt, per Dtzd. 0,75, 1, 2, 3 bis 12 Mark.

Cotillon-Bouquets von **getrockneten** Blumen, per Dtzd. 1, 2, 3, 4, 6 bis 9 Mark.

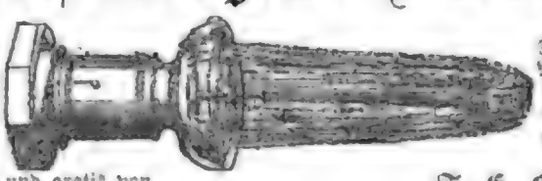
Cotillon-Bouquets von **frischen** Blumen, per Dtzd. 6, 9, 12 bis 30 Mark.

Cotillon-Touren, Knallpapiere, Attrapen, Papierlaternen, Kopfbedeckungen etc. billigst.

Mein beschreibender **Pracht-Katalog** über **Ball- und Cotillon-Gegenstände** mit über 500 musterhaften Illustrationen, Erläuterungen für die neuen und neuesten Touren (über 150) und Gesellschaftsspiele ist erschienen und steht auf Verlangen **franco** und **gratis** zu Diensten. [922]

Meinen reich illustrirten **Weihnachts-Katalog** über **Decorations- & Luxus-Gegenstände, Makart-Bouquets, Vasen** ꝛc. ꝛc. versende ebenfalls **gratis** und **franco**.

Selbstthätige luftreinigende Zimmerfontainen.



D. R.-P. No. 25,342.

Springzeit 1. 2. 4. Stunden

Preis M. 30. 45. 60.

incl. Verpackung, franco Gotha.

Auch eine große Auswahl anderer Fontainen von 10 M. an.

Illustrirter Catalog franco und gratis von

F. E. Schlesinger, Gotha.

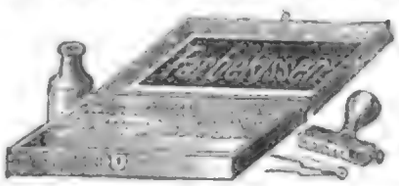
Wiederverkäufer erhalten Rabatt. [1326]

Höhere Handelsschule zu Stuttgart.

Ostern und Mitte Oktober beginnen neue Kurse. Die Reifezeugnisse geben die Berechtigung zum einjährigen Dienste im deutschen Reichsheere.

Prospekte und nähere Mittheilungen durch den Unterzeichneten.

[1276] **Röhrich**, Director.



Eine kleine Druckerei,

bestehend aus Kautschuk-Druckletern nebst Zubehör zum Selbstdrucken von Etiquetten, Adressen, Circularen, Preis- und Nummer-Verzeichnissen empfiehlt von 10 M. an, Preisverzeichniß u. Schriftproben frco.

S. J. Offenbacher,

Nürnberg. [949]

Alle Annoncen

für Vom Fels zum Meer — Gartenlaube* — Ueber Land u. Meer — Illustrirte Welt — Bazar* — Illustrirte Zeitung — Kladderadatsch* — Fliegende Blätter* — Deutsches Montagsblatt* — Berliner Tageblatt* — l'Indépendance belge*

sowie für alle anderen Zeitungen und Fachschriften

befördert am **billigsten** u. **promptesten** die Annoncen-Expedition von

Rudolf Mosse Stuttgart—Berlin—Breslau—Cöln—Dresden—Frankfurt a. M.—Hamburg—Leipzig—London—München—Nürnberg—Paris—Prag—Wien—Zürich etc.

Zeitungs-Verzeichnisse (Insertions-Tarif), sowie Kosten-Anschläge gratis. — Bei grösseren Aufträgen **höchster** Rabatt.

Für die mit * bezeichneten Blätter hat obige Annoncen-Expedition die alleinige Annoncen-Annahme. [967]

Unsrem

50,000 sten Abonnenten!

Kennt ihr das Zauberwäldchen nicht
Mit seinen verschlungnen Gehängen,
In welchem streitend um Luft und Licht
Viel tausend Bäume sich drängen?
Hier senket ein mächtiger alter Baum
Die Aeste kraftlos hinunter,
Dort schießt ein junger empor durch den Raum
Und breitet die Wipfel munter.

Ihr kennt ihn, den Wald der Litteratur —
Ihr kennt auch das Bäumchen, das stolze,
Ganz wenige Jahresringe nur
Erscheinen an seinem Holze:
Doch stieß' es am Himmel an, wenn es könnt,
Schaut keck sich von seiner Höh' um
Und feiert, was sonst nur den Greisen vergönnt,
Schon heute — ein Jubiläum.

O fünfzigtausendster Abonnent,
Laß Dir ein Smollis bringen:
Das soll, so weit man Dich nennt und kennt,
„Vom Fels zum Meer" erklingen,
Und das ist weit! — Bei Reich und Arm,
Im Souterrain und in der Mansarde,
Im Schlosse und auf einsamer Farm
Trägt man schon seine Rokarde.

„Herr Briefträger, geben Sie endlich her!"
Ruft hier Herr Schulze am Fenster,
Er lechzt nach dem neuesten „Vom Fels zum Meer",
In bannen der Langweil' Gespenster;
Eine Frau, auf der Nase das Augenglas,
Tritt ihm auf der Treppe entgegen —
Ihr machen zumeist die Novellen Spaß —
Sie gibt ihm Trinkgeld und Segen.

Herr Müller studiert hier emsiglich,
Was er seiner Gattin verehre,
Ich wette, er entscheidet sich
Zuletzt für „Vom Fels zum Meere" —
Zwei Knaben lesen es zumal,
Wenn sie zur Schule laufen;
Gemeiner so gut wie General —
Sie müssen es alle kaufen.

Der Hagestolz lesend unverwandt
Ist auf und nieder geschritten,
Dabei ist der eben gekommene Band
Noch gar nicht mal aufgeschnitten;
Das Fräulein — wenn auch nicht mehr ganz jung —
Kann ihn kaum vor Sehnsucht erwarten,
Er bringt ihr Lehre und Aufklärung
Für Küche und Zimmergarten.

Zwei Damen aus der Haute volée —
Der Diener hält am Schlage —
Entnehmen soeben, wie ich seh,
Was erschienen vom ersten Tage:
Die Bilder werden in dem Salon
In Zukunft paradieren,
Und auch vom Texte kann man — au fond —
Noch manches profitieren.

Hier nickt ein Schneiderlein vom Bock
Den Willkomm dem lieben Kunden,
Dort wird gar in den dritten Stock
Der Hausfreund emporgewunden.
Hier endlich blickt der Millionär
Süß schmunzelnd noch vom vor'gen,
Als mit dem neuen Hefte „Fels zum Meer"
Eintritt sein treues Mohrchen.

Kurzum, wo der liebe Gast erscheint
Giebt es Bewegung und Trubel,
Und wo man gähnt und wo man weint,
Erregt er Interesse und Jubel:
So eile nun fürder, im Siegeslauf
Wie eine Hochflut brausend,
Und steige, mein mutiger Freund, glückauf!
Bald in die

100,000!

Digitized by Google

Wo ist sie hinein?

Bismarck: Ich habe sie doch ganz deutlich gesehen, wie sie hineingegangen ist, aber jetzt ist sie weg!

Bismarck: Ich habe sie doch ganz deutlich gesehen, wie sie hineingegangen ist, aber jetzt ist sie weg!

Wo ist sie hinein?

Bismarck: Ich habe sie doch ganz deutlich gesehen, wie sie hineingegangen ist, aber jetzt ist sie weg!

Wo ist sie hinein?

Bismarck: Ich habe sie doch ganz deutlich gesehen, wie sie hineingegangen ist, aber jetzt ist sie weg!

Wo ist sie hinein?

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03665 0797

Digitized by Google